IM NEUEN REICH: WOCHENSCHRIFT FÜR DAS LEBEN DES DEUTSCHEN VOLKES IN STAAT, ...

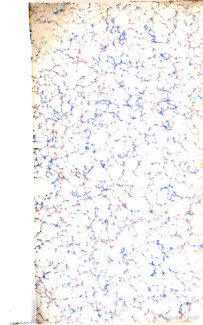
Digitized by Google

Library of
Princeton University.

German
Seminary.

Presented by
The Class of 1891.

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Im neuen Reich.

Wochenschrift

für

das Leben des deutschen Volkes

in

Staat, Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben

von

Dr. Konrad Reichard.

Fünfter Jahrgang, 1875.

Erster Band.

(Januar bis Juni.)

Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1875.

Digitized by Google

Printed in Germany

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

Politik und Kirchenthum.

Deutsches Reich.

Ein engliſches Urtheil über die deutſche Reichsverfaſſung. Von Reinhold Pauli. 217.

Die Brigg „Guſtav“. 155.

Der letzte Kurfürſt. 98.

Die Geneſis des kirchenpolitiſchen Conflictes. I. II. Von Emil Friedberg. 4. 41.

Zwei Quellen des deutſchen Ultramontanismus. 139.

Die katholiſche Preſſe. Von Lothar Seuffert. 641.

Univerſitätsfragen. Von einem akademiſchen Lehrer. 129.

Deutſche Univerſitätsentwickelung. Von Heinrich Geffcken. 681.

Der Theologenmangel und die Zukunft der theologiſchen Facultäten. Von Pacificus Sincerus. 623.

Die Vorbildung der Geiſtlichen. Von Janus. 1007.

Für Haus und Herd. Von einem alten Militär. 102.

Wirthſchaftliche Sorgen. Von Wilhelm Hollenberg 786.

Der weibliche Unterricht im Reichslande. 901.

Aus dem Reichsland.

Ungemüthliche Stimmungen. Ein alter Elſäſſer. 72.

Die Schulfrage. Von einem Altelſäſſer. 186.

Kirchendiebſtähle; Geſellſchaftliches; Colmar-Breiſacher Eiſenbahn. m. 106.

Von Verwaltung und Preſſe. m. 234.

Die neuen Maßnahmen der Regierung. r. 472.

Aus dem Elſaß.

Kriegsgerücht; die Schulen. 828.

Die päpſtliche Encyclica und der preußiſche Staat. Von Emil Friedberg 422.

Die Vermögensverwaltung der katholiſchen Gemeinden Preußens. 361.

Die Verſorgung der Wittwen und Waiſen preußiſcher Staatsbeamter. Von Emil Witte. 181.

Aus Schleswig-Holſtein.

Zum Verſtändniß der Meinungen. 68.

Von Juſtiz und Verwaltung. 351.

Aus der Provinz Preußen.

Ein „bunter Teller“. N—s. 55.

Die Provinzialſynode. N—s. 269.

Die Theilung; vom Theater. N—s. 430.

Handel und Induſtrie. N—s. 993.

Vom Rhein.

Sind wir gebildete Menſchen? Jupp. 294.

Bürgermeiſtergeſchichten. Jupp. 988.

Aus Oberſchleſien.

Von der Volksſchule. 549.

Schulverhältniſſe. 791.

(RECAP)

509346

Digitized by Google

Aus Berlin.
Das Medicäerfeſt beim Kronprinzen. 303.
Aus Berlin.
Rückblick auf das politiſche Jahr. 39.
Die Reſtauration in Spanien; die Sylveſternacht; Theater. 75.
Allerlei Parlamentariſches; Städtiſches. 114.
Landtagseröffnung; Ordensfeſt; vom Wallnertheater. 158.
Vom Reichstag; Döringjubiläum; die Hermannsſchlacht. 198.
Allerlei Parlamentariſches; Onkel Sam. 237.
Ueberall Reformen; Carneval und Theater 275.
Zur innern Politik; H. v. Savigny; Theater. 311.
Vom Reichskanzler; die päpſtliche Bulle; aus dem Abgeordnetenhaus. 356.
Unentbehrliche; vom Parlament; die Kunſt. 395.
Die Stimmung; von Theater und Kunſt. 436.
Aus dem Abgeordnetenhaus; Theater. 477.
Kaiſers Geburtstag; Parlamentariſches. 516.
Geburtstag des Reichskanzlers; allerlei von Theater und Muſik. 554.
Parlamentariſches; zur Wohnungsfrage; Theater. 596.
Neues vom Kirchenconflict; Kriegsgerüchte; literariſche Sammlung. 635.
Parlamentariſches und Socialdemokratiſches; die Meininger. 674.
Die Reichsjuſtizcommiſſion; Muſik und Theater. 713.
Das Kloſtergeſetz; Frühlingsvergnügen. 756.
Der Beſuch des Czaren; aus dem Abgeordnetenhaus; Theater. 793.
Die politiſche Stimmung; von den Theatern. 835.
Aus dem Herrenhaus. 878.
Der Beſuch des Königs von Schweden; die Provinzialordnung. 915.
Auswärtige Politik; Parlamentariſches; Georg v. Vincke †. 953.
Der Schluß des Landtags; Proceß Arnim. 996.
Eine patriotiſche und eine ultramontane Jubelfeier; Proceß Kirſt. 1036.
Aus Mecklenburg-Schwerin.
Geheime Gründe des Verhaltens der Feudalen in der Verfaſſungsangelegenheit. 31.
Der neueſte Verſuch einer Verfaſſungsreform. 501.
Aus München.
Zu den Berliner Vorgängen; Wahlausſichten; vom Hofe; Ulm. 28.
Klericale Umtriebe. 297.
Aus Stuttgart.
Militäretat; Poſt und Markrechnung. 143.
Schützenfeſt; Schwindel; Faſching. 348.
Die Erſatzwahlen. 469.
Vom Württembergiſchen Landtag. 508.
Der kirchliche Friede in Württemberg. 668.
Kirchendebatte im Landtag; Guſtav Müller. 872.

Nachbarn und Fremdlande.

Oeſterreichiſche Univerſitätsverhältniſſe. 630.
Don Alfonſo und Donna Blanca. Von Austriacus. 744.
Parteien und Männer in Ungarn. 897.
Aus Wien.
Das Budget; Graf Arnim; Weihnachtsſtimmung; das Kunſtgewerbe. 36.
Der Eiſenbahnproceß. 189.
Noch einmal der Eiſenbahnproceß; die ungariſche Kriſe. 432.
Nachwehen des Ofenheimſchen Proceſſes; Theaterkriſen. 592.
Politiſche Symptome; die Donau; Shakeſpearewoche. 704.
Die Dalmatiner Reiſe; Schutzzöllneriſches. 875.
Der Proceß Ofenheim. n. 394.
Aus der Schweiz.
Von Staat und Kirche. 389.

Digitized by Google

Volksabſtimmung über Bundesgeſetze; Internationales; innerer Conflict. 948.
Italien und Deutſchland. 921.
Italieniſche Kirchenpolitik. Von Wilhelm Lang. 521.
Aus Florenz.
Zur äußeren Politik; Reformen. 1032.
Don Alfonſo. Von Wilhelm Lauſer. 58.
Der ſpaniſche Miniſterpräſident. Von Wilhelm Lauſer. 369.
Aus Madrid.
Die neue Monarchie. 148.
Die Lage der neuen Regierung. A. G. 511.
Frankreich und der Friede. Q 1.
Die franzöſiſche Bezirksverwaltung. Von Theodor Landgraff. 451.
Aus Paris.
Das neue Miniſterium. 550.
Das Rundſchreiben des Herrn Dufaure; Edgar Quinets Begräbniß. 708.
Der jüngſte Zwiſchenfall. 751.
Aus Leiden.
Das Jubelfeſt der Hochſchule. 300.
Die Schuldhaft in England. Von Guſtav Cohn. 221.
Aus Belgrad.
Vorgänge in der Skupſchtina; aus Bosnien und Montenegro; Handelspolitik und Finanzielles. ϱ 110.
Montenegriniſche und bosniſche Fragen; die Deutſchen. ϱ 193.
Diplomatiſche Schwierigkeiten; zur innern Politik. ϱ 273.
Die Lage der Pforte. Von Moritz Lüttke. 686.
Das griechiſche Unterrichtsweſen. 812.
Vom Eriesee.
Der dreiundvierzigſte Congreß. 832.

Geſchichte.

Indogermaniſche Rechtsalterthümer. Von Julius Jolly. 228.
Das Chriſtenthum in der Geſchichte. Von Wilhelm Lang. 81.
Ueber die Germanen vor der ſogenannten Völkerwanderung. Von Felix Dahn. 401.
Das Jahr der Hermannsſchlacht. Von Heinrich Brandes. 746.
Ein Maskenfeſt am Hofe Jacob I. von England. Von Theodor Vatke. 458.
Der wahre Maſaniello. Von W. Kaden. 58.
Sybels Geſchichte und der Raſtadter Geſandtenmord. Von Guſtav Freytag. 546.
Ein Brief Blüchers. Von C. Blaſendorff. 28.
Schön über Stein. Von Konrad Reichard. 732.
Briefe von Louis Napoleon und Stephanie von Baden an Friedrich Chriſtoph Schloſſer. Mitgetheilt von Otto Waltz. 376.
Briefe von Louis Napoleon an Friedrich Chriſtoph Schloſſer. 661.
Das Frankfurter Attentat. Von Wilhelm Stricker. 850.
Der letzte Préfet du Bas Rhin. Von O. v. Richthofen. 561.
Von Metz und Wörth nach Sedan. 654.
Der Untergang des kaiſerlichen Heeres. 865.
Aus der Jugendzeit. I. II. III. IV. Von Adolf Pichler. 495. 527. 582. 614.
Georg von Vincke. Von einem Zeitgenoſſen. 961.

Länder- und Völkerkunde.

Deutſche Bedute. Durch Schleswig. Von Ernſt Friederici. 206.
Herrenchiemſee. Von Theodor Landgraff. 26.
Franzensbad. Von Richard Radonek. 887.
Karlsbad. Von Richard Radonek. 931.
Teplitz. Von Richard Radonek. 978.
Das Fagnaniſche Inſtitut zu Brixen. 971.
Aus den tiroler Bergen. Von Guſtav Dahlke. 1024.
Die Italienerin in Haus und Geſellſchaft. Von Woldemar Kaden. 698.
Aus der römiſchen Campagna. I. II. Von Woldemar Kaden. 801. 841.
Holländiſche Eindrücke. I. II. III. Von Arthur Kleinſchmidt. 907. 944. 984.

Digitized by Google

Die Canaltunnelfrage. Von Julius Löwenberg. 823.
Ruſſiſche Truppen in Mittelaſien. 1015.

Literatur, Literaturgeſchichte, Kunſt.

Spielmannsleben im alten Frankreich. Von Adolf Tobler. 321.
In Göttingen vor hundert Jahren. I. II. III. Von Hermann Uhde. 240. 281. 341.
Aus Weimars goldenen Tagen. Von Hermann Uhde. 721.
Drei noch ungedruckte Briefe von Goethe. Mitgetheilt von Rudolf Baier. 92.
Zu Burckhardts claſſiſchen Findlingen. Von Michael Bernays. 576.
Schelling und ſeine Heimath. Von Wilhelm Lang. 201.
Heinrich Leo und der Philolog Göttling. Von G. Lothholz. 121.
Daniel Dollfuß. 858.
Freytags „Ingraban" und die Kirchengeſchichte. Von Friedrich Nitſch. 481.
Heinrich Ewald. Von A. Dillmann. 778.
Die moderne Jugendliteratur. Von Julius Duboc. 249.
Eduard Mörike. Von Wilhelm Lang. 1001.

Eine uralte Gattung von Raſirmeſſern. Von Wolfgang Helbig. 14.
Die neueſten Ausgrabungen auf dem Esquilin. Von A. Klügmann. 264.
Notiz: Dürers Holzſchuher. Von Rudolf Bergau. 559.
Michelangelo. Von Hermann Riegel. 761.
Zur Geſchichte von Trippels Goethebüſte. Von F. Jonas. 966.
Aus Cornelius' Jugendleben. Von Anton Springer. 441.
Rottmanns Fresken. Von Anton Springer. 428.
Radirung und Kupferſtich. Von Wilhelm Lübke. 177.
Berliner Bauten. Von R. Dohme. 668.
Friedrich Matz. Von C. Aldenhoven. 385.
Carl Schnaaſe. Von Anton Springer. 881.

Verſchiedenes.

Die Lage der Gegenwart und die Religion der Zukunft. Von Moritz Carriere. 161.
Deutſchland in Athen. Von Otto Lüders. 601.
Ernſt Häckels Anthropogenie. 817.
Die Monumenta Germaniae. 719.
Preisaufgaben der Fürſtlich Jablonowskiſchen Geſellſchaft in Leipzig. 798.

Kritiken und Ueberſichten.

v. Treitſchke, Zehn Jahre deutſcher Politik. Rd. 79.
Kreling, Goethes Fauſt. Rd. 319.
Allgemeine deutſche Bibliographie. Rd. 338.
Schaeſer, Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges. Rd. 679.
Vom Büchertiſch:
Hillebrand, Wälſches und deutſches; Naumann, deutſche Tondichter; Heyl, vom deutſchen Strom; Scheube, Wandertage. Rd. 759.
Huhn, Deutſchlothringen; Bädeker, „London" und „Unteritalien"; Kolb, Statiſtik; Lindner, deutſche Geſchichte; Hanſareceſſe; Richter, Geiſtesſtrömungen; Münnich, Braut in Haaren. 518.
Jäger, Geſchichte; Briefwechſel zwiſchen Varnhagen und Rahel; Briefe von der Univerſität in die Heimath. 796.
Heyſe, Brockenreiſen; Kleinſchmidt, Jacob III.; Caſſel, Löwenkämpfe; Hallbergers Illustrated Magazine. 918.
Meyers Converſationslexicon. 400.
Forſter, Dickens Leben. 717.
Erlebniſſe des Bernhard Ritter von Meyer. Anton Springer. 314.
Italia. Von Karl Hillebrand. 2. Bd. Wilhelm Lang. 278.
Die neue Machiavelliausgabe. Wilhelm Lang. 956.
Fontane, Gedichte. —a—. 240.

Blumenthal, Ungezogenheiten. —a—. 640.
Schaffrath, Dichtungen. —a—. 678.
Wallis, der Sturz des Hauſes Alba. —a—. 760.
Dahn, Markgraf Rüdiger. —a—. 879.
Schmoller, über einige Grundfragen. Lujo Brentano. 557.
Sybel, Schliemanns Troja. H. 716.
Maltzahn, Schillers Briefwechſel mit ſeiner Schweſter. —i—. 599.
Schmidt, Richardſon, Rouſſeau und Goethe. —i—. 558.
Gedichte von Giuſeppe Giuſti. Deutſch von Paul Heyſe. —i—. 1038.
Stöber, Alſatia. s—. 638.
Hydrographiſche Mittheilungen. Julius Löwenberg. 480.
Al. v. Humboldt über Varnhagens „Gallerie von Bildniſſen". J. L. 999.
Soller, der höhere Lehrerſtand. W. 78.
Ein neues Werk von A. Stöber. Z. L. 117.
Deutſch-ungariſche Beſtrebungen. Bwtz. 359.
Nürnberger, Siegelringe. R. Wr. 399.
Laas, Gymnaſium und Realſchule. R—e. 838.

Frankreich und der Friede.

Wozu über etwas Vermuthungen aussprechen, was kein Sterblicher zu berechnen, ja nur als wahrscheinlich zu verkünden im Stande ist? Und doch stellt Jedermann in der Stille die Erwägung an, ob uns der Weltfriede im nächsten Jahre erhalten wird, nicht nur der Geschäftsmann, auch der Familienvater, wenn er die heranwachsenden Söhne betrachtet, der Künstler und Gelehrte, welcher Sammlung zu einer größeren Arbeit ersehnt und der Genießende, welcher im Voraus bedenkt, wie er Muße und Mittel sich oder Anderen zur Freude verwenden wird. Deshalb sei auch dem Journalisten gestattet, darüber zu schreiben; er gleicht dem Schiffer, der ohne wissenschaftliche Instrumente und Beobachtungen nur nach den Erfahrungen früherer Jahre und aus den Wetterregeln seiner Zunft über die bevorstehende Witterung urtheilt; es mag geschehen, daß schon der nächste Tag seine Verkündigung widerlegt, dennoch sind gute Nachbarn geneigt, seine Meinung gelten zu lassen. Am liebsten freilich, wenn sie ihren eigenen Wünschen entspricht.

Als der französische Krieg beendet war, fehlte es nicht an Stimmen, die den Frieden nur für eine kurze Waffenruhe erklärten und gerade unter unseren höheren Befehlshabern, welche durch eigene Beobachtung die Stimmungen der Franzosen kennen gelernt hatten, war diese Annahme fast allgemein. Ihr durfte man schon damals entgegen halten, daß nach einem großen Kriege, welcher die gesammten Kampfmittel einer starken Nation in Anspruch genommen und mit der militärischen Erschöpfung des unterliegenden Theils geendigt hat, die durch den Krieg selbst neugeschaffenen Zustände des Volkes eine maßgebende Bedeutung erhalten, welche sich stärker erweist, als verletztes Selbstgefühl, Rachsucht und der Trieb, den erlittenen Schaden durch ein neues Wagniß in Gewinn zu verwandeln. Der Verlust an Menschenleben, die Störung der nationalen Production, die Erschütterung des politischen Regimentes machen sich erst nach und nach im Laufe der Jahre mit bestimmender Gewalt geltend. Und was wichtiger ist, das allgemeine Friedensbedürfniß der civilisirten Welt wird nach einem Kriege, der auch den Neutralen Behagen und Wohlstand gefährdet hat, für längere Zeit weit energischer und betrachtet mit scharfem Mißtrauen jeden Versuch, die wiedergewonnene Ruhe zu stören. Dies Friedensbedürfniß der europäischen Völkerfamilie ist bereits eine starke Macht

geworden, welche auch einer kriegsluſtigen Politik gebieteriſche Rückſichten auferlegt. Wie ſich auch beim Beginne des franzöſiſchen Krieges Italien, Oeſterreich, England, Rußland zu den kriegführenden Parteien geſtellt hatten, ſeit dem Kriege ſind ihre Regierungen um die Wette bemüht geweſen, durch friedliche Demonſtrationen jede flüchtige Hoffnung der Franzoſen auf Bundesgenoſſenſchaft bei einer neuen Störung des Friedens auszutilgen. Wir dürfen mit gutem Grunde annehmen, daß dieſelbe energiſche Befliſſenheit, den europäiſchen Frieden zu erhalten, ſich Frankreich gegenüber geltend machen würde, ſelbſt wenn an Stelle des Marſchalls Mac Mahon irgend ein Prätendent aus den entthronten Familien treten ſollte, wofür doch zur Zeit geringe Wahrſcheinlichkeit vorhanden iſt.

Vielen Franzoſen freilich erſcheint die gegenwärtige Regierung eines Generals immer noch deshalb als die beſte, weil ſie ihnen die militäriſche Reorganiſation und dadurch die Ausſicht auf beſſern Erfolg in einem neuen Kriege zu eröffnen ſcheint. Aber gerade auf dieſem Gebiete hat Frankreich ſeit dem Frieden die größten Schwierigkeiten gefunden, und wer ſich die Mühe giebt, in den franzöſiſchen Mittheilungen über die Reformen im Militairweſen hinter den Zeilen zu leſen, der erkennt, daß die Franzoſen jetzt vielleicht weiter davon entfernt ſind, ein völlig kriegstüchtiges Heer dem deutſchen gegenüberzuſtellen, als ſie im Sommer 1870 waren. Uns Deutſchen wird die Meinung erlaubt ſein, daß ſie die Sache beim unrechten Ende angefangen haben. Sie begannen in ihrem Eifer damit, die Zahl der Mannſchaften zu verdoppeln und dieſer ungeheuren Maſſe viele unſerer bewährten Heereseinrichtungen, die allgemeine Wehrpflicht, den Freiwilligendienſt einzufügen. Der deutſchen methodiſchen Behandlung hätte das entgegengeſetzte Verfahren entſprochen, Verminderung des Heeres durch Ausſcheiden aller zuchtloſen Elemente, ſorgfältigſte Schulung des gebliebenen guten Beſtandtheils, allmähliches Herausbilden der Lehrkräfte und eine langſame, dieſen entſprechende Vergrößerung des Heeres. Was bis jetzt geſchaffen wurde, hat den Franzoſen einen großen Theil der Uebelſtände eingeführt, unter denen das italieniſche Heer ſeit der Schöpfung des Königreichs Italien leidet, es fehlt der großen Maſſe der Soldaten der innere Halt, die Kräfte für eine ſtraffe Durchbildung ſind vermindert und nicht geſteigert, die Einführung der kürzeren Dienſtzeit und vollends der einjährig Freiwilligen hat die Disciplin und den Zuſammenhalt der Mannſchaften in fühlbarer Weiſe verſchlechtert. Der Streit z. B. um eine taktiſche Formation, welcher gegenwärtig dort ſo ſehr beſchäftigt, hat eine tiefere Bedeutung. Denn bei der Frage, ob das franzöſiſche Bataillon vier Compagnien erhalten ſoll, wie das deutſche, oder ſechs bewahren, wie zur Zeit das franzöſiſche, haben leider beide Parteien Recht; der Kriegsminiſter, welcher die alte Formation der Compagnien vertritt, weil er überzeugt iſt,

daß die Kraft und Tüchtigkeit der bisherigen Compagnieofficiere nicht ausreicht, um die sichere Herrschaft über eine größere taktische Einheit zu behaupten, die Gegner, weil die kleinen französischen Compagnien sich im Kriege allerdings schlecht bewährt haben. In der That liegt die Sache so, daß die neue Einrichtung, welche an sich besser wäre, bei dem Zustand des französischen Heeres die Desorganisation vermehren würde. Die große Schwäche in dem derzeitigen militärischen Vermögen Frankreichs ist nicht nur unserer Militärleitung genau bekannt, sie wird offenbar auch der französischen Regierung immer fühlbarer. Und da dieser bei ihrer unsicheren Stellung zur Nation und bei der Abgängigkeit von einer eitlen und unberechenbaren parlamentarischen Körperschaft die Möglichkeit entgeht, gründlich zu reformiren, so dürfen sich die Franzosen darauf gefaßt machen, einer Periode der militärischen Unordnung zu verfallen, aus welcher ihnen die Erhebung schwer werden wird.

Vielleicht vermindert dieser Umstand nur ihre Aussichten auf Erfolge im Kriege, ohne unsere Hoffnung zu steigern, daß der Friede bewahrt bleibe. Aber es scheint, daß auch nach anderen Richtungen der französische Kampfeseifer gedämpft wird, und nicht am wenigsten durch die friedlichen Eroberungen, welche die Franzosen seit dem letzten Kriege in Deutschland gemacht haben. Unsere Abhängigkeit von französischer Production und Industrie wird mit jedem Jahre größer, zum Theil durch Schuld unserer Industriellen, zum Theil als natürliche Folge des Krieges, welcher in Frankreich eine acute und mächtige Erschütterung des Wohlstandes und in Folge davon eine Steigerung der Erwerbungslust, Umsicht und Thatkraft der Unternehmer hervorgerufen hat, während bei uns die plötzliche Anschwellung des Selbstgefühls und Geldes eine zum großen Theil unfruchtbare Speculation und eine Demoralisation in weiten Kreisen der Geschäftswelt veranlaßte, an deren Folgen wir noch kränkeln. Unverkennbar ist, daß die Franzosen jetzt das Geld, welches ihr Staat in Scheffeln an das Reich zahlte, mit tausend Löffeln wieder von uns zurückholen. Solche Steigerung des Friedensgewinns wird bei der Natur unserer Nachbarn ihre Sehnsucht nach Rache nicht austilgen, wohl aber die Heftigkeit derselben dämpfen.

Wie lange aber auch die Kränkung des französischen Stolzes in den Gemüthern fortarbeiten mag; schon damals, als Herr Thiers sich um die Bundesgenossenschaft anderer Mächte bemühte, war allen einsichtigen Franzosen deutlich, daß ein neuer Kampf gegen das geeinigte Deutschland nur dann unternommen werden dürfe, wenn ein starker Alliirter als Gehülfe gewonnen sei. Und die Hoffnungen auf solche Hilfe sind, soweit sich für uns erkennen läßt, jetzt auch in Frankreich fast geschwunden. Wir Deutsche sind in der glücklichen Lage, daß wir keine auswärtigen Besitzungen haben, daß wir keine unbefriedigten Ansprüche auf fremdes Gebiet zu erheben berechtigt sind und daß

es im Gebiet des deutſchen Reiches nur ſehr wenige und verhältnißmäßig kleine Theile giebt, auf welche in künftigen Eventualitäten ein fremder Staat rechtlich begründete Anſprüche erheben dürfte. Wir ſind ferner in der glücklichen Lage, daß wir bei mäßigen Zöllen in dem freien Verkehr mit allen Culturvölkern unſern Vortheil finden, wir haben durch drei ſiegreiche Kriege unſere Waffentüchtigkeit vor Europa bewieſen und unſere Politik darf in ausgezeichneter Weiſe friedlich, gradſinnig und Vertrauen erweckend ſein. Jetzt ſehen wir alle großen Culturvölker Europas in angelegentlicher Friedensarbeit begriffen, welche nicht weniger energiſch iſt, als die unſere, und welche die Störungen durch einen Krieg ebenſo zu ſcheuen hat als die unſere. So dürfen wir uns wohl, ohne ſanguiniſch zu ſein, der Hoffnung hingeben, daß wir auch im neuen Jahre in äußerem Frieden Saat auswerfen und die Ernte einbringen werden.

Möge der Segen, welchen wir von dem neuen Jahre für unſer Vaterland erſehnen, vor Allem den Führern der Nation zu Theil werden, dem Kaiſerhauſe und dem weiſen Leiter der Reichspolitik, dem Kanzler.

C.

Die Geneſis des kirchenpolitiſchen Conflictes.*)

I.

Die Mehrzahl unſerer Staatsmänner hätte noch vor nur zehn Jahren dem Ausſpruche, der deutſche Staat werde einen harten Kampf mit der katholiſchen Kirche zu beſtehen haben, ein ungläubiges Lächeln entgegengeſetzt. Selbſt der leitende preußiſche Miniſter, der den jetzigen Streit heraufbeſchworen zu haben beſchuldigt wird, ſchien in voller Vertrauensſeligkeit befangen, maß der kirchlichen Frage wenig Wichtigkeit bei, und verſuchte ſogar die Schwierigkeiten der inneren politiſchen Lage durch die Bundesgenoſſenſchaft der Ultramontanen zu beſeitigen. Nur ein deutſcher Staat, das Großherzogthum Baden, war in zähem Kampfe mit ſeiner katholiſchen Landeskirche. Aber weit entfernt, daß die badiſche Regierung ſich der Sympathien der deutſchen leitenden Staatsmänner oder der Politiker von Fach zu erfreuen gehabt hätte. Im Gegentheil. Nicht nur, daß man mit einer gewiſſen freundnachbarlichen Schadenfreude die Schwierigkeiten betrachtete, welche ſich für die Regierung des kleinen Landes oft genug ergeben mußten, daß die conſervative Partei in Deutſchland das badiſche Miniſterium fort und fort beſchuldigte, in der Kirche eine der ſicherſten Stützen des Thrones, den beſten Bundesgenoſſen gegen den Liberalismus zu beſeitigen: auch die deutſchen Liberalen waren des badiſchen Kirchenſtreites wenig froh. Sie erblickten in dem Auftreten der Regierung einen Reſt jenes

*) Vortrag, gehalten im Vereine für Kunſt und Wiſſenſchaft zu Hamburg.

bureaukratischen Staatssystemes, welches vor dem Jahre 1848 auf dem ganzen deutschen Volke gelastet hatte, sie waren nicht weit davon entfernt zu glauben, daß die Kirche für die Freiheit des Individuums streite, und darum Unterstützung verdiene gegenüber dem Staate

Auch nach dem Jahre 1866 machte sich bei den deutschen Politikern wenigstens äußerlich kein Umschwung der Ueberzeugung bemerklich. Freilich der Umstand, daß Oesterreich aus Deutschland ausgeschieden war, mußte nothwendig die Stellung der katholischen Kirche berühren. War es doch verwundert genug empfunden worden, wie wenig bei den katholischen Rheinländern und Westphalen das Preußenthum dem Katholicismus gegenüber hatte Stich halten können und im Stande gewesen war, die kirchlicherseits genährte Sympathie für das katholische Oesterreich zu überwinden, hatte man doch mit Staunen gesehen, wie instinctiv richtig der gemeine Mann in vielen Gegenden Deutschlands den Krieg als einen Religionskrieg auffaßte, wie pfälzische protestantische Dörfer auf österreichische Siegesnachrichten hin die Nächte bewaffnet zubrachten, weil sie den Ueberfall benachbarter katholischer Dörfer erwarteten.

In der That wußte kaum jemand in Deutschland besser, wie innig die katholische Frage mit der österreichischen verwebt sei, als der preußische Ministerpräsident Graf Bismarck. War er doch selbst als preußischer Bundestagsgesandter von Frankfurt nach Carlsruhe gesandt worden, um die badische Regierung in dem Kampfe mit der durch Oesterreich gestützten katholischen Landeskirche zu stärken. Hatte er doch selbst mit ansehen können wie die Strafgelder, zu denen die badischen Geistlichen gerichtlich verurtheilt wurden, offen von dem österreichischen Gesandten in Carlsruhe ausgezahlt wurden, wie dieser sich auf directen Befehl seines als Schutzherrn der katholischen Kirche auftretenden Souveräns der badischen Regierung gegenüber bis zu Drohungen verstiegen hatte, falls nicht den Forderungen des aufständischen Clerus nachgegeben werde. Für Herrn von Bismarck mußte es klar sein, daß seine politische Schöpfung in Deutschland selbst die ärgsten Widersacher in der katholischen Partei habe, und daß Oesterreich in dieser jederzeit den eifrigsten Bundesgenossen finden würde, um seine Wiedervereinigung mit Deutschland zu erzielen.

Dennoch nahm auch nach dem Jahre 1866 keine einzige deutsche Regierung eine veränderte Stellung zu der katholischen Kirche ein. Nur Baden hatte nach wie vor Verwickelungen mit seiner Landeskirche, ohne natürlicher Weise stark auf die Unterstützung einer Regierung rechnen zu können, deren kirchliche Politik durch Herrn von Mühler geleitet wurde. Machte doch das badische Ministerium die merkwürdige Erfahrung, daß als der erzbischöfliche Stuhl in Freiburg verwaist wurde und Schwierigkeiten vorhanden waren, ihn wieder zu besetzen, der preußische Cultusminister seine Hilfe anbot und sich

bereit erklärte, dem badiſchen Staate einen preußiſchen Prälaten mit blutendem Herzen zu überlaſſen. Dieſes großmüthige Opfer Preußens aber war kein anderer als der Biſchof Martin von Paderborn, der gegenwärtig im Gefängniß ſitzt und zu deſſen Charakteriſirung wohl nur das geſagt zu werden braucht, daß er ſelbſt Herrn von Mühler zu weit zu gehen ſchien.

Erſt nach dem Jahre 1870, erſt nach Begründung des deutſchen Reiches hat die preußiſche Kirchenpolitik eine neue und entſcheidende Wendung genommen. Sehen wir genau zu, ſo lag in den äußeren politiſchen Verhältniſſen für den leitenden deutſchen Staatsmann kaum ein Anlaß, den Kampf mit der katholiſchen Kirche aufzunehmen. Deutſchland war aus dem Kriege feſter und mächtiger hervorgegangen als es jemals geweſen war; die Furcht, daß Oeſterreich das neue Staatsweſen zertrümmern könne mit Bundesgenoſſenſchaft der Ultramontanen war mehr als je in den Hintergrund getreten, und wenn es auch ſicher war, daß der große Krieg ſelbſt ein Netz hatte ſein ſollen, mit welchem eine kirchliche Partei das proteſtantiſche Preußen hatte erſticken wollen, ſo hatte doch dieſes zu kraftvoll die Maſchen durchbrochen, als daß mit den Mächten, welche den Krieg veranlaßt hatten, noch eine Abrechnung nöthig geweſen wäre. Von Frankreich endlich konnte man annehmen, daß es wie nach dem Jahre 1815 ſeine Kräftigung in einer kirchlichen Reſtauration ſuchen würde: um ſo weniger Veranlaſſung die deutſchen Katholiken in Aufregung zu verſetzen und in einen Kampf hineinzuzwingen, der ſie nur zu leicht zu Bundesgenoſſen Frankreichs machen und überaus gefährlich werden konnte, ſobald ſich neue und doch nicht unerwartete politiſche Verwickelungen mit dem rachedürſtenden Nachbar ergeben würden. Und dennoch iſt dieſer Kampf eingetreten, und wir ſind mitten in demſelben.

Nach dem Geſagten, iſt es wohl kaum nöthig auseinanderzuſetzen, daß Fürſt Bismarck den Streit nicht ſelbſt begonnen haben kann. Alle politiſchen Intereſſen ſprachen dagegen. Als Leiter der auswärtigen Angelegenheiten des deutſchen Reichs ſtanden ihm zwei Wege offen. Entweder er ſuchte Fühlung mit der katholiſchen Kirche oder er vernichtete ſie ſo ſchnell, daß ſie vor dem möglichen Eintritt auswärtiger Verwickelungen ſchon unſchädlich niedergeworfen war. Das Letztere konnte er unmöglich zu erreichen hoffen, denn die Sünden faſt fünfzigjähriger Unterlaſſung ließen ſich nicht durch auch noch ſo angeſtrengte Arbeit weniger Jahre gut machen und die vom Staat mit Fleiß und Bedacht groß gezogene kirchliche Macht bildete einen Gegner, den ein Politiker von dem Weltblicke des Fürſten Bismarck unmöglich unterſchätzen konnte. Aber auch der erſtere Weg wurde ihm verlegt und zwar von der kirchlichen Partei ſelbſt. Uneingedenk der Begünſtigungen, deren ſie ſich bis dahin in Preußen zu erfreuen gehabt hatte und die der Kirche — wir werden darauf weiter unten zurückkommen — eine Stellung zugeſtanden hatten, die ſie noch niemals und nirgends beſeſſen, grollten

die Ultramontanen, weil der Reichskanzler das neue deutsche Reich nicht in einen abenteuerlichen Kriegszug verwickeln wollte, um dem alten italienischen Bundesgenossen den Kirchenstaat zu entreißen. Sie gestalteten sich im Reichstage zu einer kirchenpolitischen Partei, entschlossen, der Regierung zu zeigen, über welche Macht sie verfügten, wie sehr ihre Feindschaft zu fürchten sei und dabei erachteten sie die Staatsgewalt für so gutmüthig und kurzsichtig, daß diese noch jetzt alles thun sollte, um die kirchliche Macht zu stärken und zu befestigen, und sie waren verletzt und gebahrten sich feindseliger denn je, als die deutsche Regierung diesen Erwartungen nicht entsprach.

Auch damals noch hat der Reichskanzler den ihm im Uebermuthe entgegengeschleuderten Handschuh nicht aufgenommen und ist weit davon entfernt gewesen, in den Kampf mit der katholischen Kirche einzutreten.

Seine dem Reichstag vorgeschlagenen und von diesem gebilligten Maßnahmen gegen den Jesuitenorden zeigten, daß er zu unterscheiden suchte zwischen der katholischen Kirche und der in dieser zur Zeit herrschenden Partei und waren immerhin milder und weniger einschneidend, als die früher von rein katholischen Staaten unter dem Beifall ihrer katholischen Bevölkerungen erlassenen.

Die Neuordnung des Verhältnisses von Staat und Kirche, die er aber dann in Preußen zu vollziehen unternahm, trug entfernt nicht den kirchenfeindlichen Charakter, den man ihr aufgedichtet hat, und ist nicht als Symptom eines seitens des Staates mit der Kirche aufgenommenen Kampfes zu betrachten. Die preußischen Gesetze waren so beschaffen, daß unter ihrer Herrschaft jede Kirche ihr religiöses Leben vollständig frei entfalten konnte, sie gingen von dem Gesichtspunkte aus, daß die Kirche nach wie vor eine für das nationale Leben wirksame Potenz bleiben sollte, sie erstrebten keine Vernichtung des Organismus der katholischen Kirche, sondern legten überall Zeugniß ab, wie schwer es dem Reichskanzler wurde, sich von früheren Traditionen loszureißen und wie mühsam derselbe seine individuelle Ueberzeugung dem Zwange der staatlichen Lage zum Opfer brachte. Ein solcher Zwang war aber allerdings vorhanden, denn die inneren Zustände des preußischen Staates waren allmählich derartig geworden, daß die Souveränetät der Staatsgewalt im Begriffe stand verloren zu gehen, daß die kirchenpolitische Grenzberichtigung auch von einer kirchenfreundlichen Regierung nicht länger ungestraft hätte verschoben werden können.

Erst das revolutionäre Gebahren der kirchlichen Oberen, welche die individuelle Willkür und äußerliche Corporationsinteressen über die neu erlassenen Staatsgesetze stellten, hat dann der preußischen Regierung das Schwert in die Hand gezwungen und sie in den Kampf hineingezogen. Aber selbst dann beschränkte sie sich darauf, den Gesetzen Gehorsam schaffen zu wollen, und obgleich die Kirche in ihrem aufrührerischen Treiben geradezu den Staat verneinte, hat dieser doch nichts gethan jene zu vernichten.

Ich weiß, daß diese Auffassung der landläufigen in vielen Punkten widerstreitet, daß die kirchlicherseits ausgestreuten Verleumdungen von dem frevlen Uebermuth, mit welchem der Staat die frühere Eintracht mit der Kirche in herben Zwiespalt verwandelt habe, auch anderwärts Glauben gefunden haben, daß auch gutgesinnte Politiker die preußische Gesetzgebung als eine falsche Maaßregel beklagen, welche geeignet sei dem deutschen Reiche noch manche schwere Stunde zu bereiten: aber gerade darum wird es nicht unangebracht erscheinen, die richtige Sachlage zu constatiren und für unsere obigen Behauptungen den genauen Beweis anzutreten.

Dazu werde ich allerdings etwas weiter ausholen müssen. — —

Die Lehre, welche die katholische Kirche über ihr Verhältniß zum Staate aufstellt, ist stets dieselbe geblieben und hängt mit den dogmatischen Grundlagen der katholischen Kirchenverfassung unmittelbar zusammen. Die Kirche ist eine Heilsanstalt, welche nicht den niederen Zwecken dieser Welt dient, sondern idealen Zielen nachstrebt und durch welche allein der sündigen Menschheit die Vergebung der Sünden zu Theil wird. Die Kirche ist aber nicht blos ein unsichtbarer Begriff, sondern sie hat von Christus selbst eine äußerliche, irdische, wegen ihres Urhebers unwandelbare Organisation empfangen. Diese äußerliche sichtbare Kirche muß sich vollkommen frei entfalten, um ihrem Stiftungszwecke genügen zu können und kein einzelner Mensch und keine menschliche Vereinigung darf die Freiheit der kirchlichen Bewegung beschränken, ohne sich selbst dadurch die von der Kirche zu erschließenden Pforten des Himmelreiches zu versperren. Vielmehr muß umgekehrt jede irdische Genossenschaft die Stimme der Kirche hören, und durch sie sich leiten lassen zu den idealen Zielen, welche alle Güter der Welt zu ersetzen nicht im Stande sind, zu dem jenseitigen Leben, für welches das diesseitige ja nur eine Vorbereitung sein soll. Rücken wir diese Sätze in das Licht nüchterner juristischer Anschauung, so bedeuten sie nichts anderes als die Freiheit der Kirche und die Knechtschaft des Staates. Die Kirche will ihren äußerlichen Organismus von jeder staatlichen Einwirkung frei gehalten wissen, über nichts, was die Kirche für ihrem Gebiet zugehörig erklärt, soll der Staat Ordnung treffen dürfen, nicht blos die Glaubenslehren sind seiner Einwirkung entzogen, sondern auch das ganze Gebiet des sittlichen Lebens, welches ja in der Kirchenlehre seine Grundlage findet. Dem Staate bleibt demnach nur die Aufgabe, für die materiellen Interessen seiner Angehörigen Sorge zu tragen. Da aber diese nicht die idealen überwuchern sollen, sondern im Gegentheil diesen unterzuordnen sind, so hat der Staat der Kirche zu gehorchen, seine Einrichtungen von deren Billigung abhängig zu machen und den kirchlichen Forderungen anzupassen.

Wie der Geist den Körper regiert, so die Kirche den Staat; das ist ja

das mittelalterliche, immer wieder aufgefrischte, und in der That das Verhältniß von Kirche und Staat am besten kennzeichnende Bild, welches die katholische Kirchenlehre aufgestellt hat.

Nun braucht es wohl kaum ausgesprochen zu werden, daß diese Doctrin immer nur in sehr verschiedener Art zur Ausführung gebracht werden konnte und eigentlich niemals vollständig verwirklicht worden ist, weil der böse Staat niemals sich die Rolle des von der Kirche beseelten Körpers gefallen lassen wollte oder auch nur konnte, ohne den besten Theil seiner Selbst aufzugeben. Und das um so weniger als die kirchliche Seele doch auch einen recht materiellen Charakter angenommen hatte und von Leidenschaften und Begierden beherrscht wurde, die man dem materiellen Körper vielleicht nicht verübelt hätte, die aber an der reinen, dem Irdischen abgewandten Seele einen sehr befremdenden Eindruck machten, diese dem Körper in freundliche Verwandtschaft rückten und ihn endlich zur Ueberzeugung brachten, daß er in sich einen gleichfalls höchst körperlichen Parasiten nähre, der freilich beständig auf seine Seelenhaftigkeit poche, aber doch nur ein Körper im Körper sei, ein Staat im Staate, der dem letzteren seine beste Lebenskraft aufsauge. Darum sind wie gesagt die kirchlichen Ansprüche nirgends und zu keiner Zeit voll erfüllt worden. Weder die unentwickelten staatlichen Zustände des Mittelalters, noch die spanische Monarchie Philipps II., weder die von Geistlichen regierten Staaten, wie sie bis z. J. 1803 in Deutschland bestanden, noch die neapolitanische Herrschaft Franz I. oder des II. waren der kirchlichen Lehre über Staat und Kirche vollkommen entsprechend. Und deshalb hat es auch nie eine Zeit gegeben, wo die Päpste nicht, wenn sie über staatliche Zustände latein sprachen, geweint hätten wegen der Bedrückung der Kirche, die noch niemals so herbe gewesen sei, wie gerade jetzt zur Zeit des neuesten Thränenergusses. Was Wunder wenn der geschichtskundige Politiker einigermaßen gegen dieses beständige Lamento abgestumpft wurde und keine besondere Rücksicht mehr darauf nahm. Ist es nicht auch für uns Deutsche jetzt ein herzlicher Trost, daß die herben Klagen, welche unsere Bischöfe über unsere Gesetze ausstoßen, nicht minder beweglich über Philipp II. von Spanien ergangen sind? Nun wenn der nicht einmal der Kirche zu genügen wußte, wird unser Gewissen sich wunderbar erleichtert fühlen, daß wir das auch nicht vermögen. Dabei muß allerdings zum Lobe der Kirche Erwähnung finden, daß sie, wenn sie auch theoretisch zu allen Zeiten unwandelbar ihre Ansprüche festhielt, stets mit seltener Klugheit verstanden hat, den Zeitverhältnissen Rechnung zu tragen und sich in das Unvermeidliche, Unerwünschte mit Würde zu schicken, bis es durch allmähliche Minirarbeit in Erwünschtes umgeformt werden konnte. Wer einen am Boden Liegenden aufheben will, sagt einmal ein Papst, muß sich selbst ein Wenig bücken. So hat die Kirche nie verschmäht, um den auf den

Boden einer falſchen politiſchen Auffaſſung dahingeſtreckten Staat zu der Höhe der kirchlichen Anſchauung emporzuheben, die Starrheit ihrer Grundſätze zu biegen, um dann freilich nach Erreichung des Zieles ſo zu thun, als ob die kirchlichen Rückenwirbel nie einer Beugung fähig geweſen wären.

Selten iſt die Kirche mehr genöthigt geweſen, von dieſer Fügſamkeit Proben abzulegen, als ſeit der Mitte und am Ende des vorigen Jahrhunderts. Die zu freie Entfaltung der Kirche, welche dieſem Zeitpunkte vorangegangen war, hatte der Religion und dann auch der Kirche ſelbſt nur Schaden gebracht. Das religiöſe Leben war zu einem todten Mechanismus geworden, zu einem Gemiſch von Formen, denen der Geiſt entflohen war, von craſſem Aberglauben, der allen Ergebniſſen der Wiſſenſchaft in das Geſicht ſchlug, und nur zu leicht dem extremen Gegenſatz, dem Unglauben Thür und Thor öffnete. Die Gebildeten begannen ſich mit Widerwillen von der Kirche loszulöſen, die der wahrhaft religiöſen Erbauung keine Stätte mehr bereitete, und über der verſchnörkelten Hülle der Religion den Kern verloren hatte. Seichte Frivolität und offener Unglaube bemächtigte ſich der Gemüther. Es herrſchte die Aufklärung. Aber auch der Staat wurde gewaltſam zu Eingriffen in das kirchliche Leben veranlaßt. Er hatte die Pflege aller geiſtigen Intereſſen der Kirche anheimgeſtellt gehabt, er hatte dieſer ſeine Machtmittel zur Verfügung geſtellt, um durch ſie auf das Volk eine erzieheriſche Thätigkeit auszuüben. Er ſah ſich in dieſen Beſtrebungen im Stich gelaſſen, die Kirche unfähig ihrer Aufgabe zu genügen, dieſe in der Sittlichkeit Gefahr drohender Weiſe vernachläſſigt. Er glaubte Abhülfe finden zu können, wenn er an die Kirche das Meſſer der Reformen lege, die krankhaften Auswüchſe ſchonungslos abſchneide und ſie ſo wieder geeignet mache, ihren Culturaufgaben zu genügen. Daß dabei nicht immer das Maß weiſer Schonung beachtet wurde, verſtand ſich von ſelbſt unter der Herrſchaft einer Staatslehre, welche ſich den Staat in der Perſon des Regenten verkörpert dachte und keine Grenzen für die Wirkſamkeit deſſelben kannte. Daß das Gebiet der eigentlichen Glaubenslehre nicht immer unberührt gelaſſen wurde, war um ſo erklärlicher, als den Staatslenkern ſelbſt die kirchliche Religiöſität durch die Schuld der Kirche verloren gegangen war. Und daß endlich dieſe ganze Politik eine mißverſtändliche war, lag darin begründet, daß der Staat die von der Kirche im Stich gelaſſene Aufgabe ſelbſt hätte löſen müſſen, anſtatt die Kirche zur Erfüllung derſelben zu zwingen.

Nichtsdeſtoweniger war der Clerus in ſeinen beſſeren Elementen dem Walten des Staates nicht abgeneigt. Er wußte ſehr wohl, daß die Aufhebung des Jeſuitenordens, welchem die Hauptſchuld an der Verrottung der kirchlichen Zuſtände aufzubürden war, nur auf den zwingenden Antrieb der weltlichen Mächte erfolgt war, und daß ſich ein unüberſteigbarer Wall materieller Intereſſen der kirchlichen Oberen, vom Biſchof bis zum Papſt herauf jeder kirchlich ſelbſt-

ständigen Reformarbeit entgegenstemme, daß ohne den Staat keine Hilfe für die Kirche existire; da aber so die geistliche Armee der staatlichen Fahne folgte, so mußten die kirchlichen Heerführer widerwillig genug dem Josephinismus — wie diese Richtung der Kirchenpolitik nach ihrem Hauptvertreter Joseph II. genannt wurde — freien Lauf lassen, und nur einige ohnmächtige Proteste haben den Gang der deutschen Kirchenpolitik vergeblich zu kreuzen versucht.

Ganz anders gestaltete sich die Sachlage mit dem Anfange unseres Jahrhunderts. Die französische Revolution hatte nicht nur die ganze Kirche, sondern auch das frühere absolute Staatswesen vernichtet. Kein Wunder, daß die zerstreuten Reste der Geistlichkeit unter dem einen gebornen Führer in Rom sich zusammenschaarten, und leicht verständlich, daß nachdem der Sohn der Revolution Napoleon gestürzt worden war, der legitime Staat mit dem Genossen in der Unterdrückung, der Kirche, Bundesgenossenschaft schloß, zumal die Noth langwieriger Kriege das religiöse Bewußtsein des Volkes überall aus seinem Schlummer wieder aufgerüttelt hatte und die Kirche wieder zu einer für den Volksgeist höchst wirksamen Potenz geworden war.

Die Wiedereinsetzung des Papstes in den Kirchenstaat war eine der ersten Früchte der europäischen Legitimitätspolitik; die Wiedererrichtung des Jesuitenordens wurde eher mit Freude als mit Mißtrauen begrüßt und die deutschen Staaten erachteten es für eine der wichtigsten und unerläßlichsten Aufgaben die auch in ihren Gebieten zertrümmerte katholische Kirchenverfassung wiederherzustellen.

Geschickt trug man in Rom den neuen Verhältnissen Rechnung. Bei den Verhandlungen, welche mit den einzelnen deutschen Ländern angesponnen wurden, ging man verständnißvoll auf die Parole des Tages: Bündniß zwischen Thron und Altar ein. Je nach Gunst oder Ungunst der politischen Temperatur stieg und fiel das Thermometer der kirchlichen Prätentionen, bis der Abschluß der Verhandlungen wenigstens theoretisch einen Sieg der Kirche zum Ausdruck brachte. Denn nicht allein, daß diese mehrfach in die Lage gekommen war, ihre Herrschaftsansprüche über den Staat ganz offen zu verkünden, die den Staatsmännern des achtzehnten Jahrhunderts höchst lächerlich und anachronistisch erschienen wären, von denen des neunzehnten Jahrhunderts aber als selbstverständliche Ausflüsse der kirchlichen Legitimität respectirt wurden: so brachten doch auch alle Vereinbarungen mit den deutschen Regierungen Zugeständnisse derselben, die einen Fortschritt der kirchlichen Herrschaft den Zuständen des vorigen Jahrhunderts gegenüber bedeuteten.

Freilich änderte sich zunächst das factische Verhältniß von Staat und Kirche in Deutschland noch nicht durchgreifend. Die büreaukratischen Gewöhnungen, welche die Regierungen aus dem vorigen Jahrhundert überkommen hatten, ließen eine Selbständigkeit der Kirche noch immer nicht zu, und die

Sätze der vereinbarten Concordate blieben vielfach todte Buchstaben. Aber der Klerus, der in antijesuitischem Geiste groß gezogen war, verehrte in dem Staate deswegen doch und mit Recht den Pfleger religiöser Interessen, wenn er auch manches Mal über die büreaukratische Vielregiererei unmuthig werden mochte. Allmählich aber starb dieser Klerus aus. In Rom griff unter dem Einfluß des Jesuitenordens in jedem der ziemlich rasch auf einander folgenden Pontificate eine strengere Richtung um sich, und die junge deutsche Geistlichkeit, von Ehrgeiz getrieben, unter der Aufsicht der Nuntiaturen von Wien und München, cultivirte in immer höherem Maße den katholischen Geist, welcher in dem Staate einen Gegenstand der Bekämpfung erblickte, in den stammesverwandten Protestanten Objecte für die Bethätigung des Bekehrungseifers oder des confessionellen Hasses.

Man darf auch nicht vergessen, daß die geistigen Dispositionen des damaligen Protestantismus eine solche Richtung begünstigten. Herrschte doch in jener Zeit die romantische Schule, mit ihrem unklaren Gefühlsleben an allen Schranken der gegebenen Verhältnisse rüttelnd und schließlich haltlos dem schon durch seinen mittelalterlichen Charakter anmuthenden, vor allen Stürmen sichernden Hafen der katholischen Kirche zusteuernd. Ein reiches Feld der Thätigkeit für den Jesuitenorden, der auch sein altes unbestreitbares Talent für Conversionen voll bethätigte.

So ging die Umbildung des Geistes im katholischen Volk und Klerus sicher und allmählich vorwärts, ohne daß es die besondere Aufmerksamkeit der Regierungen oder den Anstoß der Protestanten erregt hätte.

Von allen deutschen Staaten befand sich aber Preußen diesem Neukatholicismus gegenüber in der übelsten Position. Im Westen und Osten besaß es katholische Provinzen, in welchen schon ohnehin der Funke der Unzufriedenheit glimmte. In der Provinz Posen verschwisterten sich die katholischen mit den deutsch- und preußenfeindlichen polnischen Bestrebungen. In der Rheinprovinz erblickte man in der kirchlichen Büreaukratie des Staates den Ausfluß desselben absoluten Systemes, welches man auf politischem Gebiete so entschieden haßte und welches die Regierung mit dem constitutionellen zu vertauschen aller Versprechungen ungeachtet fort und fort säumte. Die ultramontanen Bestrebungen fanden also einen nur zu günstigen Boden, und als im Jahre 1837 die Bischöfe der beiden Provinzen dem Staate offen den Krieg erklärten, hatten sie die ganze Bevölkerung hinter sich.

Der Kampf endete, wie bekannt, mit einer Niederlage der preußischen Regierung, die, durch deren Ungeschicklichkeit verschuldet, für ganz Deutschland verhängnißvoll wurde. Denn jetzt erkannte die römische Curie, wie viel Terrain sie seit Anfang des Jahrhunderts in Deutschland gewonnen hatte; überall provocirte oder duldete sie wenigstens ein Sturmlaufen gegen den Staat, das

doch immerhin einige factische Erfolge erzielte und in den Reihen des Klerus jedenfalls jede milde staatsfreundliche Richtung vernichtete.

Die Concessionen, zu welchen seit d. J. 1840 sich alle deutschen Regierungen der Kirche gegenüber herbeigelassen hatten, befriedigten diese in keiner Weise und es bedurfte nur eines politischen Sturmes, um die Funken klericaler Prätentionen zu heller Flamme anzufachen.

Das geschah aber i. J. 1848. Es ist bekannt genug, wie unvorbereitet die deutschen Regierungen von der Märzbewegung betroffen wurden, wie haltlos sie den Ereignissen jenes Jahres gegenüber standen. Das frühere Regierungssystem machte in der kläglichsten Weise Bankerott, und die geräuschlose Art, mit der es zusammenbrach, zeigte, wie wenig Wurzel es im Volke gehabt hatte. Wo sollten die bedrängten Regierungen einen Bundesgenossen finden, der das staatliche Schiff über die empörten Wellen des Volksunwillens wieder in den sicheren Hafen führen konnte? Die Kirche schien ein solcher zu sein und bot sich zum Theil selbst dazu an. Ihr Einfluß auf das Volk war durch den Umstand, daß der Staat, allerdings der Hauptfactor desselben, zu Boden geworfen war, nicht berührt worden. Sie brauchte nur geschickt ihre Stimme das Jargon der neuen Aera annehmen zu lassen, um den gewohnten freudigen Wiederhall zu finden. Sie brauchte nur zu betonen, daß auch sie vom Staate geknechtet worden sei, um ihre Sympathie für die Volksinteressen erklärlich und unverdächtig erscheinen zu lassen.

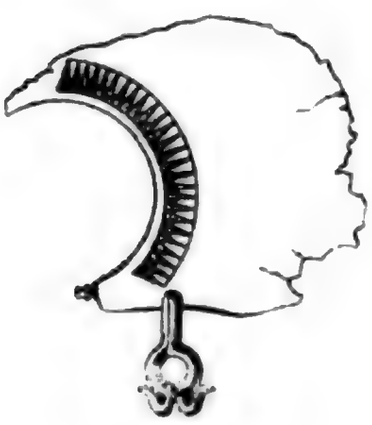
Und sie that das im vollen Maße, allerdings nur zu dem Zwecke, um unter dem allgemeinen Banner der Freiheit ihre eigenen Interessen bergen zu können. Von Opfermuth für die Sache des Staates, von dem Bündniß zwischen Altar und Thron war gar keine Rede mehr. Im Gegentheil, die Kirche vermehrte die Verlegenheiten des Staates und benutzte die politische Bedrängniß, um sich die werthvollsten Rechte anzueignen.

Es wird hier nicht nothwendig sein, den Triumphzug der kirchlichen Prätentionen durch ganz Deutschland zu verfolgen, oder auch nur zu erwähnen, wie geschickt die im absoluten Staate groß gewordene Kirche sich der neuen constitutionellen Rechte zu bedienen wußte, um sich eine bisher nie besessene Machtfülle zu verschaffen: wir werden unsere Betrachtung auf Preußen beschränken können, und wir wollen hier nur mit kurzen Zügen die Entfaltung der katholischen Kirche unter der Herrschaft des neuen preußischen Constitutionalismus schildern.

E. Friedberg.

Eine uralte Gattung von Raſirmeſſern.*)

Meine Herren! Die ſchlichten Broncegegenſtände, die Sie vor Augen haben, ſcheinen an und für ſich von ſehr geringer Bedeutung und kaum würdig, die Aufmerkſamkeit einer ſo ausgezeichneten Verſammlung auf eine halbe Stunde zu feſſeln. Nichts deſto weniger aber glaube ich, daß eine Betrachtung, welche die ſicheren einſchlagenden Thatſachen größeren culturhiſtoriſchen Geſichtspunkten unterordnet, nach vielen Hinſichten ergiebig iſt, daß ſich dabei ein neues Glied herausſtellt in der Kette von Einwirkungen, welche die Civiliſation des Oſtens in uralten Zeiten auf den Weſten ausübte. Die halbmondförmigen Broncemeſſer, von denen Sie einige aus etruskiſchen Gräbern ſtammende Exemplare in den Originalen, andere jenſeits der Alpen gefundene in Abbildungen vor ſich ſehen, dienten zum Raſiren.**) Der einzige namhafte Gelehrte, der neuerdings dieſe Beſtimmung bezweifelt hat, iſt meines Wiſſens Friederichs. Doch widerſprechen ſeinem Vorſchlage, in dieſen Meſſern vielmehr Inſtrumente zum Zerſchneiden des Leders zu erkennen, die Beſchaffenheit der Schneide, die viel zu dünn iſt, um damit ein zähes Material wie die gegerbte Thierhaut zu bewältigen, und die Kürze des Griffes, der nur für zwei Finger zum Faſſen Raum giebt, während doch ein ähnliches zum Zerſchneiden des Leders beſtimmtes Inſtrument naturgemäß mit der ganzen Fauſt gefaßt werden müßte. Dazu kommt noch, daß ſich ein oder mehrere Broncemeſſer



*) Vortrag gehalten bei der Feſtſitzung des deutſchen archäologiſchen Inſtitutes in Rom, am 11. December 1874.

**) Zur Veranſchaulichung der Gattung genügt obiger Holzſchnitt, der ein bei Corneto (Tarquinii) gefundenes und gegenwärtig Herrn Marinetti gehöriges Exemplar in einem Drittel der natürlichen Größe wiedergiebt; denn die Abweichungen an den verſchiedenen Exemplaren, mögen ſie nun in Griechenland oder in Italien oder jenſeits der Alpen gefunden ſein, ſind ſehr geringfügig. Die Meſſer ſind bald größer, bald kleiner, bald ſchmucklos, bald auf der einen oder auf beiden Seiten der Klinge mit einfachen Ornamenten des ſogenannten indoeuropäiſchen Stils verſehen. Die Griffe enden gewöhnlich in eine einfache Oeſe; doch iſt dieſelbe bisweilen, wie an dem oben abgebildeten Exemplare, mit einem ſchleifenartigen Ausläufer verſehen. Allen Exemplaren gemeinſam iſt die dünne halbmondförmige Schneide und der kurze nur für das Anfaſſen mit zwei Fingern berechnete Griff.

dieſer Art beinahe in jedem etruskiſchen Grabe aus einer beſtimmten ſehr frühen Epoche finden. Man müßte daher, um die Erklärung von Friederichs aufrecht zu erhalten, nothwendig annehmen, daß in jener Zeit beinahe alle Etrusker entweder Lederarbeiter waren oder als ſolche dilettirten, eine Annahme, die doch gewiß wenig glaublich iſt. Wollte ferner Jemand gegen die Deutung auf Raſirmeſſer die Thatſache einwenden, daß ſolche Meſſer auch in Gräbern vorkommen, die durch ihren Inhalt deutlich als Frauengräber bezeichnet ſind, ſo würde ich ihm zu bedenken geben, daß der Gebrauch, überflüſſig ſcheinenden Haarwuchs von dem weiblichen Körper zu entfernen, im Orient wie im Occident ſehr früh auftritt und daß dabei nach ausdrücklichen Zeugniſſen auch das Raſirmeſſer zur Anwendung kam. Doch wir brauchen uns mit der Widerlegung dieſes oder anderer Einwände nicht weiter zu befaſſen, da die urſprüngliche Beſtimmung der Meſſer neuerdings auf praktiſchem Wege erprobt worden iſt. Herr Rabut, ein durch ſeine Unterſuchungen über die prähiſtoriſchen Alterthümer Savoyens bekannter franzöſiſcher Gelehrter, unternahm es, ſich mit einem ſolchen aus den Pfahlbauten des Lac du Bourget ſtammenden Meſſer zu raſiren. Und, mag es auch zweifelhaft bleiben, ob die Operation ganz ſchmerzlos von Statten ging, ob das Reſultat allen Anforderungen der modernen Toilettenkünſte genügte, jeden Falls gelang es ihm, ein glattes Kinn zu erzielen. Das Opfer, welches Herr Rabut hiermit der Wiſſenſchaft brachte, iſt um ſo anerkennenswerther und der Beweis, den er unternahm, um ſo ſchlagender, da das Exemplar, deſſen er ſich bediente, ungleich unvollkommener und primitiver war, als die Mehrzahl der Stücke dieſer Denkmälergattung.

Es iſt nicht meine Abſicht, Ihnen heute eine Ueberſicht über die Behandlung des Bartes in den verſchiedenen Epochen und bei den verſchiedenen Völkern des klaſſiſchen Alterthums zu geben. Stehen doch wenigſtens, was die ſpätere Geſchichte betrifft, die hauptſächlichen Thatſachen hinlänglich feſt und ſind längſt Gemeingut geworden. Von den Griechen iſt es bekannt, daß ſie während der Blüthezeit ihrer Entwickelung, im fünften und in der erſten Hälfte des vierten Jahrhunderts v. Chr. in der Regel vollen Schnurr- und Backenbart trugen und dieſen natürlichen Schmuck des Mannes höchſtens mit der Scheere künſtleriſch regelten, daß damals das Raſirmeſſer nur von vereinzelten Individuen, anerkannten Weichlingen und Stutzern, namentlich ioniſchen Urſprungs, angewendet wurde, daß der Gebrauch, das Geſicht zu raſiren, erſt ſeit der Zeit Alexanders des Großen weitere Verbreitung erhielt. Was die Römer betrifft, ſo bezeugen Schriftſteller und bildliche Denkmale übereinſtimmend, daß die letztere Sitte in Rom bereits um die Zeit des zweiten puniſchen Kriegs wenigſtens von einzelnen Individuen angenommen war und etwa um die Mitte des zweiten Jahrhunderts die allgemein übliche wurde. Doch

haben die Raſirmeſſer, welche den Gegenſtand unſeres Vortrags bilden, mit der Neuerung, die ſich bei den Griechen um die Alexanderepoche, bei den Römern im dritten Jahrhundert v. Chr. verbreitete, nichts zu thun. Vielmehr beweiſen die Verhältniſſe, unter welchen, und die Gegenſtände, mit welchen ſie ſich zuſammen finden, daß ſie einer ungleich früheren Epoche angehören. Solche halbmondförmige Broncemeſſer kommen, ſoweit gegenwärtig unſere Kenntniß reicht, vor auf den Inſeln des griechiſchen Archipels, in Griechenland, namentlich Attika und Boiotien, in Etrurien, in den ſüdlichen Alpenthälern und jenſeits der Alpen in Savoyen, Niederbayern und Weſtphalen.*)

Und zwar nöthigt uns die Gleichheit des Typus, welche bei allen Exemplaren, woher ſie auch ſtammen mögen, hervortritt, zu der Annahme, daß die Verbreitung über ſo weit auseinanderliegende Gegenden von einem gemeinſamen Ausgangspunkte erfolgte. An einer beſtimmten Stelle der alten Welt wurde dieſe Art des Raſirmeſſers erfunden; von hier aus wurden zunächſt Exemplare in andere Länder ausgeführt; Völker, welche die geeignete techniſche Fähigkeit beſaßen, fingen allmählich an, den Artikel, der ihnen bisher aus der Fremde zugekommen war, in eigenen Werkſtätten herzuſtellen und exportirten dieſe Fabrikate weiter in die Gegenden, mit denen ſie Handelsbeziehungen unterhielten. So wurde denn im Laufe der Zeit, indem die Fabrikthätigkeit und die Handelsbeziehungen ſich erweiterten, das Raſirmeſſer dieſes Typus über ein weites Gebiet verbreitet. Sind wir über den Beſtand der Funde, in denen ſolche Raſirmeſſer vorkommen, näher unterrichtet, dann ſtellt es ſich ſtets heraus, daß die zugehörigen Gegenſtände jenen älteſten Decorationsſtil zeigen, der in den claſſiſchen Ländern wie in den Gebieten jenſeits der Alpen auftritt und in dem Semper und Conze ein gemeinſames Eigenthum des indoeuropäiſchen Stammes vor ſeiner Trennung in die einzelnen Zweige erkennen. In Griechenland werden ja leider in Folge des Verbots der Antiquitätenausfuhr die Thatſachen, welche die Zuſammengehörigkeit der einzelnen Fundſtücke betreffen, vielfach verheimlicht oder gefälſcht. Nichts deſto weniger aber gelang es mir, während meines Aufenthalts in Athen feſtzuſtellen, daß die halbmondförmigen Broncemeſſer den dortigen Sammlern und Kunſthändlern in der Regel zuſammen mit den Producten älteſter Metallotechnik, Spiralbroſchen, Fibulae mit eingeritzten Streifenornamenten und ähnlichen Gegenſtänden zum Verkaufe angeboten werden. Ausgiebigere Notizen beſitzen wir über die Funde auf italiſchem Boden. Die Thongefäße und Broncegeräthe der etruskiſchen Gräber, in denen ſolche Meſſer vorkommen, zeigen durchweg das von Semper und Conze als indoeuropäiſch bezeichnete Decorationsſyſtem,

*) Gelehrte, denen die Literatur über die nordiſchen Alterthümer vollſtändiger zur Verfügung ſteht, als mir in Rom, werden vorausſichtlich im Stande ſein, noch weitere Notizen über das Vorkommen ſolcher Meſſer in den nordiſchen Ländern beizufügen.

jenes Decorationssystem, welches auf sehr einfachen Elementen, die aller Wahrscheinlichkeit nach aus der primitiven Weberei entlehnt sind, beruht, das mit Kreisen, Dreiecken, Zickzacklinien, Mäandern und anderen gewisser Maßen geometrischen Formen thätig ist, bisweilen auch Thiergestalten, Pferde, Hirsche, Ziegen, Gänse verwendet und sich von dem zunächst folgenden Stile besonders dadurch unterscheidet, daß es die in demselben so beliebte ornamentale Verwendung von vegetabilen Elementen und von Löwen, Leoparden, und phantastischen Thierfiguren ausschließt. Die Broncemesser sind die beinahe ständigen Begleiter der Thongefäße, welche mit aufgemalten, eingepreßten oder eingravirten Ornamenten dieses angeblich indoeuropäischen Decorationsstils verziert sind. Ich verweise, um hier nur einige der wichtigsten und am Besten bekannten Funde auszuführen, auf das in Corneto entdeckte Kriegergrab, dessen Inhalt in den diesjährigen Monumenten des Instituts publicirt werden wird, auf die Nekropole von Poggio Renzo bei Chiusi, auf die von Villanova bei Bologna, auf die Grabstätte am Fuße des Mittelbergs bei Trient. Also treten diese Rasirmesser in der ältesten Culturschicht auf, die, soweit unsere Kenntniß reicht, auf italischem Boden nachweisbar ist. Dagegen kenne ich kein Beispiel, daß ein Exemplar derselben in einem späteren Grabe gefunden worden wäre, und kann mit Sicherheit behauptet werden, daß diese Rasirmesser fehlen in der reich vertretenen und verhältnißmäßig genau bekannten Gräberschicht, welche bemalte Vasen eigentlich hellenischer und von asiatischem Einflusse freier griechischer Fabrik enthält. Ebenso fehlen sie in den an Toilettengegenständen so reichen präneſtiner Gräbern, welche als Hauptstücke die bekannten broncenen Cisten enthalten.

Ueber die Verhältnisse, unter denen sich solche Rasirmesser jenseits der Alpen finden, werden Gelehrte, die über eine vollständige Bibliothek verfügen, ausgiebigere Aufschlüsse geben können, als ich, dem in Rom die betreffende Literatur nur in ganz beschränktem Maße zugänglich ist. Jeden Falls spricht für ihr frühes Auftreten jenseits der Alpen der Umstand, daß Exemplare derselben bereits in den savoyischen Pfahlbauten vorkommen; denn, mag auch die positive Chronologie dieser Bauten noch mannigfachem Zweifel unterworfen sein, so ist doch soviel gewiß, daß sie einen Zustand der Cultur und Technik darstellen, der, um mich ganz vorsichtig auszudrücken, vor dem Einflusse eigentlich griechischer und griechisch-italischer Civilisation liegt.

Aus dieser Auseinandersetzung ergiebt sich also das merkwürdige Resultat, daß das Rasirmesser bei den classischen, wie bei einigen nordischen Völkern in den frühesten Stadien ihrer Entwickelung auftritt, nämlich schon in der Epoche, in welcher diese Völker zum ersten Male Gegenstände gebrauchten, die auf eine gewisse Verfeinerung des äußeren Lebens schließen lassen. Wollten die Gelehrten, welche der indoeuropäischen Rasse vor ihrer Trennung in die ein-

zelnen Zweige ein beträchtliches Capital von Bildung und Kunſtfertigkeit zuerkennen, auch das Raſirmeſſer dieſem Capital gutſchreiben und auf dieſe Weiſe das Vorkommen ganz gleichartiger Exemplare in uralten Gräbern diesſeits und jenſeits der Alpen erklären, ſo würde über die Zuläſſigkeit dieſer Annahme in erſter Linie die vergleichende Ethnographie zu urtheilen haben. Beſtätigt ſie ſich, dann iſt ja ein neuer reizender Zug für das indoeuropäiſche Idyll gewonnen, wie nämlich der Hausvater, nachdem er ſich des Morgens aus ſeinen Fellen gewickelt und aus ſeinem Plauſtrum herausgekrochen, unter dem Scheine der Morgenſonne auf einem Baumſtumpfe ſitzt und ſich ſäuberlich raſirt. Doch muß ich leider geſtehen, daß mir alle dieſe Hypotheſen von einer indoeuropäiſchen Cultur, die dieſen Namen verdiente, auf ſehr ſchwachen Füßen zu ſtehen ſcheinen. Da es ſelbſtverſtändlich zu weit führen würde, meine Anſicht über eine ſo ſchwierige Frage auch nur andeutend zu begründen, ſo begnüge ich mich, heute lediglich eine Thatſache anzuführen, die zum Mindeſten entſchieden dagegen ſpricht, daß ſich unſere gemeinſamen Vorfahren auf ihrer Wanderung durch die Steppen Rußlands und die Wälder Pannoniens bei ihrer Toilette des Raſirmeſſers bedienten. Unter dem bisher bekannten monumentalen Material iſt gewiß der Inhalt der nördlichen Gräber der Nekropole von Alba longa am Geeignetſten, uns einen Begriff von dem indoeuropäiſchen und durch keine überſeeiſchen Einflüſſe modificirten Erbtheile der prisci Latini zu geben. Aber weder in dem älteſten nördlichen Theile dieſer Grabſtätte, noch in dem jüngeren ſüdlichen, der allerdings ſchon einige, wenn auch noch ſehr oberflächliche Impulſe überſeeiſcher Cultur aufzuweiſen ſcheint, hat ſich ein ſolches halbmondförmiges Raſirmeſſer gefunden. Ungleich natürlicher ſcheint gewiß die Annahme, daß ſich das Raſirmeſſer und ſein Gebrauch aus dem Oſten, wo die älteſten Herde der Civiliſation exiſtirten, allmählich über die weſtlichen Länder des Mittelmeers und von Italien und vielleicht auch von der Südküſte Galliens aus über die nördlichen Länder verbreiteten und ſich ſomit in die Entwickelung einreihen, durch welche die Völker der indoeuropäiſchen Raſſe, nachdem ſie ſich bereits geſondert und im Weſentlichen die Länder eingenommen hatten, in denen ſich ihre Geſchichte abſpielt, vom Orient aus die erſten Impulſe einer höheren Civiliſation erhielten, eine Entwickelung, von welcher ja auch eine Reihe ſemitiſcher Worte, die ſich damals in der griechiſchen, wie in der lateiniſchen Sprache einbürgerten, ein deutliches Zeugniß ablegt.*) Im Orient iſt der Gebrauch des Raſirens uralt. Bei den Aegyptern läßt es ſich bis in die älteſten Zeiten zurückverfolgen, aus

*) Um Mißverſtändniſſe zu vermeiden, iſt hier ausdrücklich bemerkt, daß ich die Frage, in wie weit die Einwirkung aſiatiſcher Cultur auf Italien unmittelbar erfolgte und in wie weit ſie durch die noch unter aſiatiſchem Einfluſſe ſtehenden Griechen vermittelt wurde, vor der Hand als ungelöſt betrachte.

denen wir Kunstwerke mit bildlichen Darstellungen besitzen. Eine weibliche Broncefigur, die, wie die auf dem Gewande angebrachte Keilinschrift chaldäischen Systems bezeugt, dem alten babylonischen Reiche angehört, ist mit glatt rasirtem Kopfe gebildet. Die Broncefigur eines Priesters aus derselben Entwickelung zeigt das altpreußische Bartreglement, Schnurr- und Backenbart, aber glattes Kinn. Für Assyrien ergiebt sich der Gebrauch des Rasirens aus den Erzählungen von Sardanapal, der rasirt und geschminkt, kaum zu unterscheiden von seinen Odalisken, sein üppiges Leben in dem Harem verbrachte, für das jüngere babylonische Reich aus dem bekannten inschriftlich bezeichneten Steine des Berliner Museums, auf dem das Portrait des Königs Nebukadnezar mit vollständig rasirtem Gesichte eingeschnitten ist. Semitologen mögen entscheiden, ob das öfters in dem alten Testamente erwähnte „Schermesser", wie gewöhnlich übersetzt wird, welches u. a. die Leviten bei ihrer Priesterweihe „über den ganzen Leib gehen lassen sollen," nicht vielmehr ein Rasirmesser bezeichnet. Archaische in Phönicien gefundene Broncefiguren von Kriegern, welche, nach der Charakteristik der Köpfe zu schließen, gewiß keine bartlosen Jünglinge darstellen sollen, erscheinen mit glattem Antlitz. Portraitstatuen von der Insel Kypros, welche den Einfluß assyrischer oder zugleich assyrischer und ägyptischer Kunst erkennen lassen, zeigen vollen Backen- und Kinnbart, aber rasirte Oberlippe. Derselbe Gebrauch, den Schnurrbart zu entfernen, bürgerte sich früh auch in Griechenland ein, wie es der Kopf des Apoll auf einer alten Vase von Melos, männliche Figuren auf den Gefäßen sogenannten korinthischen Styls und auf denen mit Inschriften altattischen Alphabets und die hochalterthümliche Statue des Hermes Kriophoros auf der Akropolis zu Athen bezeugen. Wenn in einem Fragment des Aristoteles angegeben wird, daß die spartanischen Ephoren bei ihrem Amtsantritte den Bürgern befahlen, den Schnurrbart zu entfernen, so bezieht sich diese Angabe gewiß nicht auf die zur Zeit des Aristoteles übliche Sitte; denn gerade aus dieser Zeit liegt uns ein ausdrückliches Zeugniß des komischen Dichters Antiphanes vor, nach welchem die Spartaner volle Schnurrbärte trugen; vielmehr berichtet Aristoteles gewiß über ein Statut altspartanischer Disciplin. Doch es bedarf keiner Anführung weiterer Thatsachen, da ich Ihnen den Beweis liefern kann, daß das Rasirmesser den Griechen schon zu der Zeit, als die homerischen Gedichte entstanden, ein ganz geläufiger Gegenstand war. Der bildliche Ausdruck „es steht auf der Schneide eines Rasirmessers" von Dingen, die sich im Momente der Entscheidung befinden, kommt bereits in der Ilias*) vor.

*) Il. X, 178: *νῦν γὰρ δὴ πάντεσσιν ἐπὶ ξυροῦ ἕσταται ἀκμῆς*
ἢ μάλα λυγρὸς ὄλεθρος Ἀχαιοῖς ἠὲ βιῶναι.

Die Wendung scheint unter dem Eindrucke gerade solcher Rasirmesser entstanden, wie wir sie zum Gegenstande unseres Vortrags gemacht; denn durch diese Voraussetzung wird sie erst recht verständlich, indem sich in der That kaum ein Gegenstand denken läßt, auf dem es schwerer fällt, etwas festzustellen, der in höherem Grade ein sofortiges Fallen nach der einen oder der anderen Seite bedingt, als die haarscharfe und zugleich gebogene Schneide dieser Messer. Es versteht sich von selbst, daß nach dem ersten Bekanntwerden des Rasirmessers eine beträchtliche Zeit verfließen mußte, bis dasselbe den Griechen so geläufig wurde, daß sie jenen darauf bezüglichen, bildlichen Ausdruck gestatten konnten. Also nöthigt uns die Thatsache, daß dieser Ausdruck bereits in der Ilias vorkommt, zu der Annahme, daß die Einführung des Rasirmessers bei den Griechen in eine altersgraue Zeit fällt, die sich jeder auch nur annähernden chronologischen Berechnung entzieht, und können wir kaum umhin, angesichts dieser Thatsache die folgende Alternative zu stellen. Entweder haben die griechischen Stämme das Rasirmesser schon mitgebracht, als sie vom Norden kommend in Griechenland einwanderten, oder aber — was entschieden glaublicher ist — der Gebrauch wurde bei ihnen eingeführt, als die bereits in Griechenland ansässigen, aber noch auf ihr indoeuropäisches Erbtheil beschränkten Stämme die ersten nachhaltigen Einflüsse der alten überlegenen Culturen des Ostens erfuhren, als sich durch Aufpfropfung semitischer Schößlinge auf indoeuropäischen Stamm das Volksthum herauszubilden anfing, welches später unter dem Namen der Hellenen die Welt mit seinem Ruhme erfüllte.

Wenden wir uns von Griechenland nach Italien, so reichen auch hier die Spuren von der Anwendung des Rasirmessers in sehr frühe Zeit hinauf. Denkmäler der ältesten monumentalen Kunst der Etrusker, wie die vormals in der Sammlung Campana befindliche caeretaner Terracottagruppe und die Malereien der aus derselben Sammlung stammenden Ziegelplatten, mit denen die Wände eines caeretaner Grabes ausgelegt waren, zeigen dieselbe Barttracht, der wir auf Kypros und in Griechenland begegneten, nämlich Backen- und Kinnbart, aber rasirte Oberlippe. Auch aus der römischen Königszeit ist uns ein Bericht erhalten, welcher beweist, daß damals in Rom das Rasirmesser in Gebrauch war, die Erzählung nämlich von dem Wunder des Augurs Attus Navius, der in Gegenwart des ungläubigen Königs Tarquinius Priscus einen Wetzstein mit einem Rasirmesser entzwei schnitt.

Ich verzichte darauf, die späteren Ausläufer der Sitte bei einzelnen italischen Stämmen nachzuweisen, unterlasse es die Richtigkeit des Berichts des Theopompos, wonach alle im Westen wohnenden Barbaren und im Besonderen die Samniten und Messapier sich zur Entfernung überflüssig scheinenden Haarwuchses des Pechs und des Rasirmessers bedienten, durch Vergleich mit bild-

lichen Darſtellungen, wobei in erſter Linie die ſchönen Wandgemälde aus der oskiſchen Epoche von Poſeidonia in Betracht gezogen werden müßten, zu prüfen; denn ſelbſt eine oberflächliche Betrachtung dieſer Art würde zuviel Zeit erfordern und von der Epoche, der unſere Broncefiguren angehören, zu weit abführen. Jeden Falls iſt der Gebrauch derſelben auch im Norden uralt und darf ſein Auftreten daſelbſt keineswegs in Verbindung gebracht werden mit der Sitte das Geſicht zu raſiren, wie ſie ſich bei den Griechen ſeit der Zeit Alexanders des Großen, bei den Römern im Laufe des dritten Jahrhunderts v. Chr. verbreitete. Es ergiebt ſich dies auf das Entſchiedenſte aus dem Vorkommen ſolcher Meſſer in den Pfahlbauten Savoyens, die wir doch gewiß, ohne den Vorwurf des Leichtſinns zu gewärtigen zu haben, beträchtliche Zeit vor der Alexanderepoche anſetzen dürfen, und aus der Thatſache, daß die nordiſchen Exemplare den gleichen Typus zeigen wie die in Griechenland und Italien gefundenen, die ſicher den erſten Stadien der Culturgeſchichte in dieſen Ländern angehören, was ja deutlich beweiſt, daß jene derſelben Entwickelung oder wenigſtens unmittelbaren Ausläufern derſelben, die von Italien aus über die Alpen hinüberreichten, angehören. Wenn daher die Kelten, die im Jahre 278 v. Chr. in Makedonien und Griechenland einfielen, nach übereinſtimmenden Zeugniſſen der Schriftſteller und Denkmäler mit raſirter Wange und Kinn und langem die Oberlippe bedeckenden Schnurrbarte auftreten, wenn der Kopf des italiſchen Kelten auf dem Schwerkupfer von Ariminum, deſſen Prägung im Jahre 268 v. Chr. beginnt, die gleiche Eigenthümlichkeit zeigt, ſo haben wir hierin gewiß einen uralten, dem ganzen Keltenvolke gemeinſamen Brauch zu erkennen. Die Thatſache, daß die Völker jenſeits der Alpen bereits in früheſter Zeit allerlei Gegenſtände des täglichen Gebrauchs auf dem Landwege aus Italien erhielten, ſteht hinlänglich feſt. Ich halte es ſogar für wahrſcheinlich, daß dieſer Landhandel bereits im Gange war, bevor Italien durch den Verkehr zur See in Beziehung zu den civiliſirten Völkern des Oſtens trat; denn in den älteſten Gräbern von Alba longa, deren Inhalt durchaus keine Spur von überſeeiſchen Verbindungen erkennen läßt, finden ſich bereits rohe Perlen aus dem nordiſchen Bernſtein. Iſt es doch ganz natürlich, daß die italiſchen Stämme, indem ſie allmählich über die Alpen einwanderten, gewiſſer Maßen Straßen zwiſchen ihren früheren und ihren nachmaligen Wohnſitzen bahnten und klingt auch die Kunde von ſolchem uralten transalpiniſchen Verkehr deutlich wieder in der Ueberlieferung von einer heiligen Straße, welche aus Italien über die grajiſchen Alpen nach Norden führte und mit dem Namen des mythologiſchen Pioniers friedlicher Beziehungen, des Herakles, bezeichnet wurde. Am Entſchiedenſten ſpricht aber das Zeugniß der in nordiſchen Gräbern gefundenen Gegenſtände, von denen zum Mindeſten ein beträchtlicher Theil allſeitig als aus Italien nach dem Norden importirt anerkannt wird,

mögen auch die Anſichten über den Urſprung der geometriſchen Decoration, die weitaus der größten Menge dieſer Denkmäler eigenthümlich iſt, noch getheilt ſein. Doch ich brauche mich hierüber nicht weiter zu verbreiten, da das einſchlagende Material neuerdings von Genthe*) ausführlich und überſichtlich zuſammengeſtellt und, wie mir ſcheint, im Ganzen richtig beurtheilt worden iſt.

So gewinnen Sie denn, meine Herren, von der Phyſiognomie, wie ſie in ſehr früher Zeit Ihren Vorfahren eigenthümlich war, ein weſentlich anderes Bild, als Sie es gewöhnlich anzunehmen gewohnt ſind. Während Sie ſich bisher die alten Etrusker und die Römer der Königszeit mit gewaltigen, durch keine Kunſt geregelten Bärten vorſtellten, müſſen Sie ſich nunmehr an den Gedanken gewöhnen, daß dieſelben gewiſſe Theile des Geſichts raſirten. Und zwar werden wir nach der Analogie der älteſten monumentalen Bildwerke der Etrusker anzunehmen haben, daß auch bei den gleichzeitigen Römern der Schnurrbart zum Opfer fiel. Erſt ſpäter, als die aſiatiſchen Einflüſſe geringer wurden, ließ man in Latium dem natürlichen Schmucke des Mannes ſeine freie Entwickelung und traten an die Stelle der Tarquinier mit der raſirten Oberlippe die Quinctii Cincinnati und Appii Claudii mit ihren urwüchſigen Vollbärten. Ganz eigenthümliche Bilder aber ſteigen vor unſerem Geiſte auf, wenn wir uns die Verbreitung des Raſirmeſſers in den nördlichen Ländern vergegenwärtigen. Es müſſen ergötzliche Momente geweſen ſein, wenn dieſer Toilettegegenſtand zum erſten Male jenſeits der Alpen in ein keltiſches Dorf gelangte, und ein Maler, welcher die heut zu Tage ſo beliebte Gattung des hiſtoriſchen Genres pflegt, könnte eine Reihe pikanter Compoſitionen von den hierbei denkbaren Scenen entwerfen. Er könnte ſchildern, wie ein etruskiſcher Hauſirer — denn den in den ſüdlichen Alpenthälern ſeßhaften Etruskern werden wir am Wahrſcheinlichſten die Vermittelung des transalpinen Handels zuſchreiben dürfen — das blinkende Broncemeſſer den Dörflern anpreiſt, die ſich um ihn herumdrängen, gewaltige Geſtalten mit borſtigem röthlichem Haare, gekleidet in Felle oder wollene, mit primitiven Streifenmuſtern verzierte Röcke und, auf ihre Streitäxte geſtützt, den unbekannten Gegenſtand mit ihren hellen Augen neugierig betrachten. Er könnte auch den Moment zur Darſtellung erwählen, wie der Häuptling des Gaues, entſchloſſen, die Beſtimmung des Handelsartikels an ſeiner eigenen Perſon zu erproben, auf einem Baumſtamme ſitzt und der Etrusker unter dem Staunen der umſtehenden Gaugenoſſen den ſtruppigen Bart von ſeiner Backe herunterſchabt. Doch ich will nicht weiter aus dem Bereiche der Forſchung in das Gebiet der künſtleriſch ſchaffenden Phantaſie übergreifen. Ehe ich ſchließe, ſei mir nur noch eine Bemerkung verſtattet. Wenn ich die

*) Genthe: über den etruskiſchen Tauſchhandel nach dem Norden, Frankfurt a. M. 1874.

Verbreitung des Rasirmessers in jener dunklen Zeit, in der eben die Geschichte über den Ländern des Mittelmeers zu dämmern anfängt, von Einflüssen östlicher Cultur abzuleiten versuchte, so tritt dieselbe Einwirkung deutlich hervor in der historisch hellen Epoche Alexanders des Großen, in welcher das Rasiren wiederum bei den Griechen allgemein zu werden anfing. Wie es überhaupt eine der bezeichnendsten Eigenthümlichkeiten des Griechenthums der Alexanderepoche ist, daß es mannigfache Elemente orientalischer Bildung in sich aufnimmt, so gehört gewiß auch jene Neuerung in diesen Kreis. Bezeugter Maßen war das Rasiren damals bei den Persern üblich, die nach den glaubwürdigsten bildlichen Denkmalen zu schließen, Wange und Kinn rasirten und nur den Schnurrbart stehen ließen. Welche Absichten Alexander bestimmten, den asiatischen Brauch und zwar in noch viel ausgedehnterer Weise, als er bei den Persern üblich war, anzunehmen, sein Gesicht vollständig zu rasiren und die gleiche Toilette seinen Makedoniern aufzunöthigen, ist schwer zu entscheiden. Bei einer so complicirten Natur, wie sie dem großen König eigenthümlich war, können verschiedene Gesichtspunkte, vielleicht auch ästhetischer und künstlerischer Art, zusammengewirkt haben, in erster Linie aber wohl der, daß der Kriegsherr der Makedonier es für angemessen hielt, seine halbbarbarischen Mannschaften durch solche äußere Zucht zu drillen, wonach also diese Neuerung in dieselbe Kategorie gehören würde, wie der bekannte gegen das Barttragen gerichtete Ukas Peters des Großen und die Bartreglements, welche noch heut zu Tage in den Heeren mehrerer civilisirten Staaten Europas in Kraft sind.

Wolfgang Helbig.

Ein Brief Blüchers.

Im vorigen Jahrgange d. Z. ist ein Brief Blüchers an Bonin vom 4. November 1813 veröffentlicht worden. Es hieß darin unter Anderm: „Der erste Brief, den Du von mich erhellst, wird von jener seitte des Strohmß geschrieben sein.“ Gewiß hätte der Feldmarschall dies Wort wahr gemacht, wenn man ihm freie Hand gelassen hätte. Denn schon am 7. November setzte er sein Heer zum Niederrhein in Bewegung, am 15. sollte der Uebergang bewerkstelligt werden. Auch war es dem General Gneisenau, der während dieser Zeit in Frankfurt die Ansichten des Blücherschen Hauptquartiers mit Nachdruck vertrat, gelungen, den Kaiser Alexander für das ungesäumte Vordringen in Frankreich zu gewinnen, aber schon am 10. November wurde ein neuer Feldzugsplan im Hauptquartier festgestellt, welcher das schlesische Heer zur Unthätigkeit zwang. Die Hauptarmee nämlich sollte — so hatte es der

preußiſche General v. Kneſebeck durchgeſetzt — von der Schweiz aus in das ſüdliche Frankreich eindringen, Blücher aber am Mittelrhein den Aufmarſch derſelben decken und durch die Belagerung von Mainz dem Nordheere die Einnahme Hollands erleichtern. Ein Eilbote ſetzte am 11. den Feldmarſchall von dieſem Abkommen in Kenntniß, dieſer kehrte um und ſchlug am 16. ſein Hauptquartier in Höchſt auf. Wie er über den Gang des Krieges und den ihm gewordenen Poſten dachte, zeigt folgender Brief an Bonin. Er enthält etwa dieſelben Gedanken, welche Gneiſenau dem Kneſebeckſchen Entwurfe entgegenſtellte, nur in etwas kräftigerer Weiſe. Gneiſenau hatte nämlich ſich auch gegen dieſe Verwendung des ſchleſiſchen Heeres erklärt „ſowohl des lähmenden, dem Geiſt des Heeres und ſeiner Führer ganz unangemeſſenen Zweckes als des durch die Beſatzung von Mainz und die Oeſterreichiſchen Corps ausgeſogenen Landes wegen.“ (Pertz, Gneiſ. III. S. 534.)

Der Brief lautet:

Höegst d. 29t Novb 1813.

Noch imer ſteh ich hir am Reihn, hette man meine vorſtellung gehör gegeben, ſo wehre ich heutte in Brussell, aber Franckfuhrt wahr zu verführiſch alles wollte ſich hir erholen und die Schöne Zeit iſt vertreumt, in Brabant und in Holland wehre es Zeit geweſen uns zu erholen, da wahr von allen überfluß, alles waß wihr bedurfften könten wir Requeriren, und unſre brawen leutte vor den winter wahrm kleiden. Hir iſt der mangell ſo groß daß mein eigne Perde in zwey tage kein Futter bekomen. Da zu nimt die Sterbligkeit ſehr zu. gott weiß waß ſie ſich gedagt haben meine armeh hir gegen Maintz uf zu ſtellen ich ſo wenig als die armeeh die ich befehlige Schicken uns zu ein Blocade oder observations Corps aber der alles verderbende neid miſchte ſich ins ſpihll, in deſſen werde ich mich loß ahrbeitten über den Reihn oder zur ruhe. daß iſt mein entſchluß.

Holland iſt bereitz zum gröſten theill erobert, und daß es mit Braband nicht derſelbe Fall iſt haben die bey uns und aller ohrten vihll geltenden Sicherheits Comissarien bewirkt.

Der Kaißer von Russland iſt ein vortreffliger monarch er will ſtets daß guhte, und uhrtheillt immer am beſten, aber es iſt nun in Franckfuhrt ein gantzes HEhr von monarchen und Fürſten und diſe verſammlung verdirbt alles und der Krieg wird nicht mehr mit Energie geführt, und ich Fürchte daß wihr villes vertreumen werden. die Luſtbahrkeitten in Franckfuhrt jagen ſich ein ander, ich ſtehe eine meille von der Stadt in einen angenehmen ohrt, und habe ein guht quartir. Die Francosen hallte ich von dieſer ſeitte in Maintz ein geſchloſſen, ſie ſind gantz ruhig.

es iſt uß gemacht gewiß daß wen wihr alle ohne auffenthald über den Reihn zogen Napoleon nun Schon Fridens vorſchlege hette machen müſſen, da ſo wie in Holland alle veſtungen unverſehen wahren, und Fallen muſten, aber wihr haben ihm Zeit gelaſſen und er wird ufs Früh Jahr wider bedeuttend erſcheinen, wen wihr nicht mit kraft, und ohne verzug vorwerts dringen.

von deinen HErn Sohn*) habe ich weitter keine nachricht als daß er außer gefahr iſt.

Mein Sohn**) iſt her geſtellt, und Frey durch den über gank von Dressen geworden, aber zum Fernern Militair dinſt glaube ich nicht daß er wird, der eine ſtich iſt durch die lunge gegangen, und er Emfindet doch noch imer Schmertzen ich hoffe daß er negſtens zu mich komt.

meine Frau iſt in Breslau, und meine Tochter im Magdeburgſchen beide befinden ſich wohl

Der guhte Landraht . . . .***) iſt alſo auch todt die ahrme Frau tuht mich leid.

HErtzlig dankbahr bin ich alle bekannte und Freunde die ſich an meinen gebuhrtstag meiner haben erinnern wollen. ſo oft ich im Kreiße guhter Freunde hir ein guht glaß Reihn wein trinke wünſche ich du mögteſt da bey ſein.

Die Franckfuhrter überheuffen mich mit Freundſchaft.

Emfihll mich deine Frau gemahlin und gantze Famille ſihſt du den miniſter Beyme ſo grüß ihm recht HErtzlig von mich, er wahr imer mein Freund. der gantzen Brüder Schaft zu Stargard†) Empfehlung

. Daß Ingerslebensche Hauß auch Rexs Schöning mein alten Bergen, Stumpff und alle bekante, lebens lang dein treuſter Freund und gehorſamſter

Diner

Blücher

Randbemerkung:

Lord Stuard hat mich auch einen Superben Engelender geſchenkt.

C. Blaſendorff.

*) Wilhelm von Bonin war bei Leipzig verwundet.

**) Franz Blücher, der älteſte Sohn des Feldmarſchalls, war Commandeur des braunen Huſarenregiments und ward am 16. September ſchwer verwundet bei Peterswalde in Böhmen gefangen.

***) Name unleſerlich.

†) Blücher war Mitglied der Stargarder Loge.

Herrenchiemsee.

Wer die schöne Eisenbahnfahrt von Rosenheim nach Salzburg zurücklegt, wo zur Rechten die Berge in unaufhörlichem Wechsel sich aneinanderreihen, vergißt wohl leicht über dem großartigen Alpenbilde die andere Seite. Auf ihr zeigt sich kurz vor Prien (sprich Prien) ein Stück vom Chiemsee, dem größten Landsee Oberbayerns. Es ist freilich nur wenig, was man zu sehen bekommt, blos die Südwestecke und die Südseite der ansehnlichen Herreninsel. Ursprünglich sollte die Bahn nördlich am Chiemsee entlang geführt werden: das hätte ohne Zweifel einen herrlichen Ausblick auf See und Gebirge gegeben. Die Laßheit und Gleichgültigkeit der Anwohner namentlich, wie man sagt, haben der südlichen Linie den Vorzug verschafft, die Bahn geht in weiten Bogen um den Chiemsee, der dem großen Verkehre, wer weiß für wie lange, vielleicht auf immer entrückt ist.

Die Herreninsel, Herrenchiemsee, steht im Chiemgau und über diesen hinaus besonders in Ansehen. Alle Inseln, nicht am wenigsten die des Binnenlandes, erwecken eigene Vorstellungen; die Einbildungskraft treibt mit ihnen gern ihr Spiel. Dieser natürlich anhaftende Zauber mag es wesentlich mit gewesen sein, der ehemals die kirchlichen Genossenschaften zu ihren Niederlassungen sich Inseln ausersehen ließ. Auch die Herreninsel war früher ein Klostersitz, gleich der kleinen benachbarten Fraueninsel, dem früheren Lieblingsaufenthalte der Münchener Maler. Die umfänglichen, aber nüchternen Klostergebäude von Herrenchiemsee erinnern an das Stadtschloß in Berchtesgaden. Natürlich fehlt die Brauerei dabei nicht, deren vielgerühmte Leistungen das Ansehen der Herreninsel in der Umgegend wachhalten halfen. Was aber der Insel ihr Hauptansehen verleiht, ist doch der Waldreichthum, der neuerdings sogar das Schicksal der Insel eigenthümlich bestimmte.

Bis vor kurzem befand sich Herrenchiemsee im Besitze eines im Auslande lebenden Grafen, der blos zur Jagdzeit des überzahlreichen Damwildes wegen kam. Da, lautet die Erzählung, seien eines Tages ganz einfache Leute, denen man dergleichen gar nicht zutraute, erschienen, es seien Schwaben — das ward besonders betont, als ob nur sie zu so etwas überall im Stande wären — gewesen, die hätten die Insel an sich gebracht und sie abzuholzen begonnen. In der That hat so mancher beste Stamm auf das Geheiß der Herren aus Schwaben fallen müssen, noch nach Jahrzehnten wird es zu sehen seien, wo sie anfingen, aber auch rasch endeten, denn die Axtschläge fanden in der Gegend seltsamen Widerhall. Die Geistlichkeit soll nicht unthätig gewesen sein: kurz, das Verlangen, die Forderung wurde laut, der König solle die Insel erwerben und dem waldmörderischen Treiben Einhalt thun. Das ge-

schah. Die Schwaben haben außer dem hohen Kaufpreise ein schönes Abstandsgeld eingestrichen für die alten Stämme, angeblich zweihundert, die sie von Rechtswegen noch hätten niederlegen dürfen.

König Ludwig hat dem neuen Besitzthume frische Neigung entgegengebracht. Bald nachdem Herrenchiemsee von ihm erworben, entstanden Gerüchte, der König wolle ein neues großes Schloß, im Lieblingsgeschmacke Ludwigs XIV. aufführen lassen, das die Wunder von Versailles erneuern solle. Als Ort wurde die Herreninsel gedacht wie genannt. Die Gerüchte haben auch, heißt es, greifbare Gestalt angenommen: man spricht von vollkommen fertigen Entwürfen, die der Baukunst, unter anderm in Ansehung der Kosten, vollkommen würdig sein sollen. Weiter sind jedoch die Dinge nicht gediehen und nach den neuesten Nachrichten hat König Ludwig seinen Absichten wieder völlig entsagt.

Im Sommer war auf Herrenchiemsee vom neuen Inselherrn erst wenig zu merken. Der König hatte seinen Besitz noch gar nicht gesehen, obgleich für ihn Zimmer in Bereitschaft waren. Das Ganze machte offen gesagt einen wenig erfreulichen Eindruck. Und doch vereinigt Herrenchiemsee auf mäßig weitem Raume alles, was nur das Landleben zu bieten vermag. Prächtige große Felder, die, obschon die Ernte bereits abgebracht war, fernhin golden glänzten, daran anschließend Wiesen, die sich in den Wald hinein verlieren, endlich dieser selbst in aller Art und in jeder Art schön. Wie kann das Edelwild wohl noch mehr, wenn der verehrte Meister das Wort nachsieht, Ludwig Richterisch im feuchten Dickicht lauschen und in hohen Sprüngen davon gehen! Da ist deutscher Waldzauber, da ist deutsches Waldgeheimniß! Und tritt man aus den Bäumen ans Ufer, dann liegt das großartige Alpenbild ausgebreitet, daß man danach greifen möchte. Der See dehnt sich lang aus, nicht so eigen grün wie der Hohenschwangauer Alpsee, aber herrlich gefärbt und in der Sonne spiegelnd — wenn sie scheint. Daß sie dies auch auf der Herreninsel nicht immer thut, weiß der Leser: möge er es aber nie, der Wunsch kommt von Herzen, selbst erfahren!

Nur mit Rührung läßt sich hören, was die Chiemgauer vom neuen Herrn von Herrenchiemsee hoffen und erwarten. Es ist der in dem Menschen nicht aussterbende Glaube an bessere Tage, der da zum Ausdrucke kommt. Was die Zukunft wohl Herrenchiemsee bringen wird? Dem Schreiber trat, als er die Feder führte, vor Augen, wie ein hoher Herr, die heranwachsenden Söhne zur Seite, den schnellen Jagdwagen Abends selbst nach Hause lenkte. Das war vor manchem Jahre, wo so manches inzwischen geworden und vergangen, zu Berchtesgaden. Ob Herrenchiemsee noch einmal das gleiche Schauspiel sieht?

Th. Landgraff.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus München. Zu den Berliner Vorgängen. Wahlaussichten. Vom Hofe. Ulm. — Während sich in Berlin die große Reichsaction in verschiedenen Peripetieen abgespielt hat, sind wir hier an der Isar im Wesentlichen auf die Rolle des Zuschauers beschränkt geblieben. Allerdings nicht auf diejenige des unbetheiligten Zuschauers. Bei dem Staatsproceß des Molkenmarktes hat einer unserer namhaftesten Rechtsgelehrten seinen Ruhm als glänzender Gelegenheitsredner auf Kosten seines politischen Ansehens vermehrt, und eine unserer ultramontanen Kammerkoryphäen hielt bei der großen Reichstagsexplosion vom 4. December den Zündfaden, freilich ohne dadurch in irgend einer Hinsicht ihren Ruf zu heben. Für die hiesige Politik hat das verunglückte Manöver vom 4. December insoweit ein besonderes Interesse, als sich Dr. Jörg mit dem ihm gewöhnlichen praktischen Ungeschick durch die von ihm ausgegangene persönliche Reizung des Reichskanzlers für gewisse Eventualitäten bei dem hiesigen Hofe vorläufig unmöglich gemacht hat. Das letztere würde sogar nach dem allgemeinen Stande der Reichspolitik ohne die notorische Neigung des Königs Ludwig für die Person des Reichskanzlers der Fall gewesen sein; der letztere Herrn Jörg sicher nicht unbekannte Umstand machte seinen Spott über das am 13. Juli in Deutschland verbreitet gewesene „Delirium" zu einem noch gröberen taktischen Fehler. Auch der Ausgang des Processes Arnim ist der Reichspolitik hier am Orte wenigstens nicht ungünstig gewesen. Die „Enthüllungen" desselben haben gezeigt, daß der Reichskanzler, obgleich principiell kein Verehrer des den Mittelstaaten gewährten auswärtigen Gesandtschaftsrechtes, in der vertragsmäßigen Ausübung desselben nicht gleich Rheinbundsgedanken wittert und ebensowenig etwa an seine Beseitigung denkt. Ueber die fatale Neigung eines Theiles der unitarischen Publicistik, den Rheinbundsteufel stets wieder von Neuem an die Wand zu malen, ließe sich überhaupt Manches sagen; hier mag die Bemerkung genügen, daß die Neigung eigentlich ein geringes Vertrauen in den Bestand des Reiches zeigt und daß in einer Föderativverfassung ein excessives Mißtrauen noch nachtheiliger wirkt als das entgegengesetzte Extrem.

Mittlerweile ist durch die Verlängerung der Reichstagssession auch die Eröffnung unserer internen politischen Bühne weiter hinausgeschoben worden. Vor dem 1. Februar wird kaum an die Eröffnung, vor der letzten Hälfte des April kaum an den Schluß der letzten Session unseres jetzigen Landtages zu denken sein, und somit werden die mit so großer Spannung erwarteten Kammerneuwahlen ebenfalls eine Verzögerung zu erfahren haben. Das Ministerium wird diesen Aufschub einer ernsthaften Probe des jetzigen Systems nicht ungern

ſehen, zumal aufmerkſame Beobachter behaupten wollen, daß die Herrſchaft des Klerus über die bäuerlichen Maſſen ihren Höhepunkt bereits überſchritten habe und in merklichem Niedergange begriffen ſei. Dieſe Auffaſſung mag allerdings einen ſtark ſanguiniſchen Zug haben; immerhin wird mit Sicherheit anzunehmen ſein, daß die ultramontane Agitation von einer Verzögerung des Entſcheidungskampfes keinen Vortheil zu erwarten hat. Die Partei wird bei mancher Verſchiedenheit der inneren Nuancirung und ſehr ſtarken gegenſeitigen Abneigungen der Führer lediglich durch die beinahe ſichere Hoffnung auf einen großen Wahlerfolg zuſammengehalten; bliebe dieſer aus, dann würden die künſtlich geſtauten Waſſer ſich ſchon wieder verlaufen. Inſoweit mag ſogar der Satz Berechtigung haben, daß ſich Wahlausſichten für Regierung und reichstreue Partei ſchon um Ende Auguſt, dem verfaſſungsmäßig möglichen letzten Wahltermin, günſtiger geſtaltet haben würden, als etwa im Mai. Leider iſt indeß dieſer Zeitraum zur Ernüchterung der ländlichen Wähler doch etwas kurz bemeſſen, und ſomit wird dieſe Ernüchterung ſich wohl erſt an der Hand übler Erfahrungen nach vorgängigem Syſtemwechſel einſtellen. Das Miniſterium und ſpeciell Herr v. Lutz werden es wohl ſchon jetzt bereuen, nicht im Herbſt 1870 die Kammer aufgelöſt zu haben, worauf die deutſchnationale Partei nachhaltig aber vergeblich drang. Die damit gewährte Zeit von ſechs Jahren nach der Begründung des deutſchen Reiches hätte der unvermeidlichen Enttäuſchung über das Nichteintreten aller möglichen Utopieen und der damit gegebenen Herrſchaft der Klericaldemagogie über die Gemüther Gelegenheit ſich auszuleben geboten, und der bevorſtehende Kampf um die Exiſtenz wäre dem Syſtem wie dem Cabinet wohl erſpart geblieben. Die durch die nachherige Entwickelung längſt widerlegte und überhaupt ſchon damals ziemlich überflüſſige Furcht vor einer Herrſchaft des directen Unitarismus hat dieſe Auflöſung damals hintertrieben, wobei die Beſorgniß vor eventuellen Portefeuillenachfolgern aus den Reihen der deutſchnationalen Partei in zweiter Linie mit thätig geweſen ſein mag. Dafür harren jetzt Nachfolger ganz anderen Kalibers in der Verſenkung unſerer politiſchen Bühne. Daß ein entſchieden klericalpatriotiſcher Wahlſieg einen Syſtemwechſel zur Folge haben würde, iſt kaum zu bezweifeln; für eine Regierung gegen eine ausgeſprochene parlamentariſche Mehrheit fehlen hier alle politiſchen und perſönlichen Vorausſetzungen, auch würde eine gewaltſame Aufrechterhaltung des bisherigen Syſtems ſchließlich weder das Intereſſe des Reiches noch des Landes fördern. Es wird überdies beſtimmt verſichert, daß ſich der König einem Delegirten der Klericalpatrioten gegenüber zur Einſetzung eines Miniſteriums aus den Reihen dieſer Partei eventuell bereit erklärt hat, allerdings unter zwei Vorausſetzungen. Die Partei ſoll eine wirkliche compacte Majorität zuſtande bringen und ſie ſoll ihre „unanſtändigen Elemente“ abſchütteln. Namentlich das letztere wird allerdings ſeine großen

Schwierigkeiten haben, konnte doch schon bei den Reichstagswahlen vor Jahresfrist sich Herr Sigl dem Dr. Jörg als gleichberechtigtes Mitglied des klerical-patriotischen Centralwahlcomités an die Seite drängen. An eine längere Dauer der ultramontanen Herrlichkeit ist überhaupt nicht zu denken; warum, wird eventuell auseinanderzusetzen sein, wenn diese Herrlichkeit einmal in das Reich der greifbaren Erscheinung getreten sein sollte. Jedenfalls werden die Beziehungen zu dem Reich durch diesen eventuellen Systemwechsel schwerlich ernstlich alterirt werden, wenn auch ein gewisser nachtheiliger Einfluß kaum ausbleiben kann. Der König hat wiederholt zu erkennen gegeben, daß nach seiner Ansicht die hiesigen Beziehungen zu dem Reich so gut wie die von Bayern innerhalb des Reichsverbands behaupteten Sonderrechte in erster Linie Sache der Krone sind, und daß die Stellung der bayerischen Bevölkerung zur Reichspolitik durch die Wahl von 48 Reichstagsabgeordneten einen genügenden Ausdruck findet. Staatsrechtlich wird dieser wohl als ein Vermächtniß des unvergeßlichen Grafen Hegnenberg fortwirkenden Auffassung ohnehin nichts entgegenzustellen sein; ihr Gegentheil würde das Reich logischerweise unter die Controle der Einzellandtage stellen.

Die Vorbereitung für die entscheidenden Wahlen hat mittlerweile einen sehr ruhigen Charakter erhalten. Dem einflußreichen „katholischen Kasino" wirkt der am 6. November gestiftete „Verein der liberalen Reichsfreunde" mit großem Erfolge entgegen. Eine von demselben am 11. December abgehaltene Versammlung in Sachen des Landsturmgesetzes hatte ein unerwartet günstiges Resultat; die Unerschrockenheit, mit welcher der verdienstvolle erste Vorsitzende des Vereins, Redacteur Vecchioni, den populären Vorurtheilen bezüglich des Landsturmgesetzes entgegentrat, zeigte sich in ihrer Ehrlichkeit zugleich als die beste Politik. Auch außerhalb der Hauptstadt beginnt die liberale Partei den Klericalpatrioten das Terrain streitig zu machen; ein neugestifteter „liberaler Verein für das bayerische Oberland" hat in wenigen Wochen durch Wanderversammlungen das bisherige ruhige Besitzgefühl der Ultramontanen in die lebhafteste Unruhe verwandelt. Auf directe Erfolge bei den nächsten Wahlen ist dort freilich kaum zu rechnen, dazu wird die Zeit zu kurz bemessen sein. Aber für die Zukunft sind auch dergleichen Symptome bedeutsam und erfreulich. Die jetzige politische Herrschaft des Klerus über das altbayerische Landvolk hat für ihre Dauer überhaupt geringe innere Garantieen; sie zieht ihre Lebenskraft lediglich aus dem unvermeidlichen und von jedem Kundigen vorausgesehenen letzten particularistischen Rückschlag gegen die Begründung des deutschen Reiches unter preußischer Hegemonie. An sich und in normalen Zeitläuften wird gerade der altbayerische Bauer leicht gegen die Einmischung seines Klerus in weltliche Dinge mißtrauisch und beschränkt die Herrschaft seines Pfarrers gern auf seine Seele, weit mehr als dies z. B. bei dem bambergischen und rheinpreußischen Landvolke der Fall ist.

In unserer Gesellschaft und bei Hofe wird mit dem Jahreswechsel die hier sehr kurze große Saison beginnen. Man rechnet zur Entschädigung für den traurigen vorjährigen Cholerawinter auf einen besonders glänzenden Carneval. Bei Hofe werden große Festlichkeiten erwartet, für welche die relative Genesung des von seinem königlichen Bruder von jeher sehr geliebten Prinzen Otto auch die erwünschte Stimmung bietet. Die Königin-Mutter befindet sich schon seit einigen Wochen wieder in der Residenz; sie besucht jetzt regelmäßig den katholischen Gottesdienst. Das Verhältniß zu dem königlichen Sohne ist trotz aller ultramontanen Dementis durch den Confessionswechsel der hohen Dame wenigstens nicht herzlicher geworden, wie denn auch die anfängliche heftige Verstimmung des Königs über diesen Schritt allen Abläugnungen gegenüber als eine unzweifelhafte Thatsache aufrecht erhalten werden kann. In das Regierungssystem eines paritätischen Landes paßt eine Conversion innerhalb der Dynastie ohnehin in keiner Beziehung.

In militärischer Hinsicht wird mit dem neuen Jahre eine nicht unwesentliche Veränderung eintreten. Die bayerische Festung Neu-Ulm verschwindet als solche und wird mit dem württembergischen Alt-Ulm zusammen Reichsfestung. Der Kaiser ernennt für die Festung beider Territorien den Gouverneur, dafür der König von Bayern für beide Territorien den Commandanten. Die sonderbare Existenz der unter zwei Territorialherren vertheilten Festung machte ein gemeinsames Arrangement allerdings sehr wünschenswerth; immerhin beweist die Einwilligung des Königs in dasselbe, daß die bekannte Abneigung gegen weitere Concessionen an das Reich weder Halsstarrigkeit noch Hintergedanken in sich schließt. Auch in dieser Beziehung können wir somit den Jahreswechsel mit Befriedigung begrüßen.

Aus Mecklenburg-Schwerin. Geheime Gründe des Verhaltens der Feudalen in der Verfassungssache. — Nachdem der deutsche Reichstag jetzt zum dritten Male seinen ernsten Willen bezeugt hat, Mecklenburg aus den Fesseln des Feudalismus zu befreien, sieht man mit größter Spannung der Entschließung des Bundesraths entgegen. Die Ueberzeugung, daß uns nur aus der Reichsgesetzgebung die Hülfe erwachsen könne, mußte durch die von den Ministern, welche bis dahin für die Erhaltung des Patrimonialstaats gekämpft hatten, nunmehr in entgegengesetzter Richtung unternommenen Versuche erheblich verstärckt werden. Die Verfassungsangelegenheit ist durch diese Männer in eine Lage gebracht, welche nicht unklarer und verworrener gedacht werden kann. Der Großherzog hatte seinen Willen sehr klar ausgesprochen und das schon im Jahre 1849 verwirklichte, dann wieder aufgegebene moderne Staatsprincip dadurch von Neuem adoptirt, daß er als Ziel der Verfassungsänderung die Herbeiführung einer einheitlichen Vertretung

und die Beseitigung des patrimonialen Charakters der Landesverfassung aufstellte. Aber die Männer, welchen er die Ausführung anvertraute, sind zu sehr in ihren alten Anschauungen befangen, als daß sie dieser Aufgabe gewachsen wären. Sie legten ein Project vor, welches weder zu einer einheitlichen Vertretung noch zu einer Beseitigung des Patrimonialstaates führt und grundsatzlos zwischen zwei Systemen, die einander ausschließen, zu vermitteln sucht. Die Einheitlichkeit der Vertretung wird dadurch durchbrochen, daß für beide Großherzogthümer, also für zwei in ihren Sitzen von einander vollkommen getrennte Staaten, eine gemeinsame Landesvertretung bei der Gesetzgebung mitwirken soll. Der patrimoniale Charakter der Landesverfassung bleibt nach der Vorlage insofern erhalten, als die neue Landesvertretung im Wesentlichen aus den bisherigen Ständen unter Hinzufügung von Mitgliedern der Domanial-Obrigkeiten hervorgehen soll. Was man schaffen will, ist nicht eine Vertretung der Bevölkerung, sondern eine auf das Domanium ausgedehnte Vertretung der alten obrigkeitlichen Stände. Daher konnte auch die neue Vorlage sich nur unter demselben Titel wie die frühere, welche die Beibehaltung der Ritter- und Landschaft als politischer Körperschaften offen auf ihre Fahne schrieb, „als Grundzüge zu einer Modification der bestehenden Landesverfassung" einführen und schon dieser Titel beweist, daß die Verfasser der „Grundzüge" es nicht auf eine Reform dieser Verfassung, nicht auf eine principielle von der alten verschiedene Grundlage des neuen Staatswesens abgesehen haben.

Bei den Ständen konnte dieses Zwitterproject deshalb keinen Anklang finden, weil es jeder der beiden politischen Parteien etwas bot, aber über das zu Grunde liegende Staatsprincip Alle in Unklarheit ließ. Die Ritterschaft war mit der Vorlage unzufrieden, weil sie die bisherigen Stände formell beseitigt, und fand dafür in der realen Wahrung der alten obrigkeitlichen Stände keinen hinlänglichen Ersatz. Eine Minorität der Ritterschaft fand die reine Ablehnung nicht begründet, verlangte aber als Bedingung ihrer Zustimmung die ausdrückliche Anerkennung des Fortbestandes der Ritter- und Landschaft als politischer Corporationen. Die Regierung schien diese Aenderung mit den Zielen der Vorlage recht wohl vereinbar zu finden und durchaus nicht abgeneigt, diesen Antrag als Grundlage weiterer Verhandlung anzunehmen. Sie fürchtete nur, damit bei der Landschaft kein Glück zu machen, welche der Vorlage ihre Zustimmung geschenkt hatte, weil sie in derselben die Tendenz einer Beseitigung des patrimonialen Charakters des Staates erblickte. Freilich ging diese Zustimmung auch nur so weit, als es sich um ein angeblich in der Vorlage enthaltenes Princip und um eine Basis weiterer Vereinbarungen handelte. Daß das Princip nur sehr mangelhaft in der Vorlage zum Ausdruck gebracht sei, und daß letztere noch sehr wesentlicher Abänderungen be-

dürfe, um dem Princip zu entsprechen, wurde auf Seiten der Landschaft ziemlich allgemein anerkannt, und hieraus erwuchs eine Mannichfaltigkeit von Abänderungsvorschlägen, welche aus einzelnen Gruppen der Landschaft hervorgingen, aber nach Ablehnung der ganzen Vorlage durch die Ritterschaft nicht mehr zur Verhandlung kamen.

Ungeachtet dieser mit der Vorlage gemachten Erfahrungen, soll dieselbe in völlig unveränderter Gestalt dem im Februar zusammentretenden Landtage wieder zugehen.

Daß die Aussichten der Regierung auf Einigung mit den Ständen in dem abgelaufenen Jahre günstiger geworden wären, läßt sich nicht behaupten. Die Ritterschaft ist gegen, die Landschaft für ein modernes Staatswesen, und die Regierung möchte gern mit dem Schein des letzteren das Wesen des bisherigen Ständeregiments verbinden. Den Verlauf der bevorstehenden Verhandlungen kann man vorhersehen: der Ausgang wird kein anderer sein, als der des am 7. März geschlossenen außerordentlichen Landtags und nur von Neuem den Zwiespalt der Ritter- und Landschaft unter sich und der Regierung mit sich selbst constatiren.

Die Ritterschaft wird an ihrer Forderung des Fortbestandes der alten ständischen Corporationen um so nachdrücklicher festhalten, als es sich bei ihrem Widerstande nicht blos um politische Ueberzeugungen handelt, die es ihr schwer wird zurückzudrängen, sondern auch um sehr gewichtige Privatvortheile eines großen Theiles ihrer Mitglieder, auf welche freiwillig Verzicht zu leisten diese sich nicht leicht entschließen werden. Diese Privatvortheile sind bisher nicht in den Vordergrund getreten; unzweifelhaft aber üben sie im Geheimen einen ganz entscheidenden Einfluß auf das Verhalten der Ritterschaft zu der Verfassungsangelegenheit.

Die Ritterschaft hütet in den drei sogenannten Landesklöstern — Dobbertin, Malchow und Ribnitz — einen Schatz, welcher mit dem Uebergang Mecklenburgs in die constitutionelle Staatsform ihr verloren zu gehen drohet.

Die genannten Anstalten wurden im Zeitalter der Reformation, als die Landesherrschaft zur Säcularisation der Klostergüter schritt, auf Antrag der Stände, gegen eine von allen Classen der Bevölkerung zu entrichtende Contribution, zu Gunsten des „Landes" von der Einziehung ausbeschieden und unter Verwaltung der Ritter- und Landschaft gestellt, um in ihrer stiftungsmäßigen, nur nach den Grundsätzen der Kirchenreformation geänderten Gestalt „zur Auferziehung inländischer Jungfrauen" zu dienen.

Der Grundbesitz der drei Landesklöster besteht aus 44 allodialen Hauptgütern mit einem Areal von 17,974,614 Q.-R. (= 149,788 preußischen Morgen). Die Grundsteuer wird von 160 Hufen 60 Scheffel entrichtet. Der Flächeninhalt des Klostergebiets (mit Seen und Waldungen) beträgt 7,94 Q.-Ml. Die jährlichen Aufkünfte werden auf 400,000 Thlr. geschätzt. Bei dem Geheimniß, mit welchem die Finanzverhältnisse der Landesklöster umgeben werden, ist man hierbei auf eine bloße Schätzung angewiesen.

Aus der Verwaltung dieser Anstalten mit ihrem colossalen Vermögen haben die Stände einen doppelten Vortheil. Der Verwaltungsapparat besteht in einer Anzahl glänzend mit Gehalten und Diäten ausgestatteter Aemter und Geschäftsführungen (Klosterhauptleute, Klosterprovisoren, Revisions- und Visitations-Commissionen), welche aus der Mitte der Stände besetzt werden, und aus verschiedenen anderen Stellen, durch deren Besetzung sie mittelbar Einfluß üben. Auch ist die Ausübung der Geschäftsthätigkeit der Provisoren

und der Commissionen an Ort und Stelle mit observanzmäßigen reichen Tafelgenüssen verbunden, welche für Manche einen besonderen Werth haben. Der Hauptvortheil der Klöster für die Ständemitglieder aber besteht darin, daß sie für deren unverheirathete Töchter eine unerschöpflich fließende Unterstützungs- und Versorgungsquelle bilden, welche schon dem jugendlichen Alter zu Gute kommt und ebenso die Kosten der Erziehung erleichtert wie die Sorge um die Zukunft verscheucht.

In beider Beziehung aber, sowohl hinsichtlich der Verwaltung wie des Genusses der Klosterbeneficien, hat im Laufe der Zeit der Antheil der Ritterschaft und der Landschaft und der Mitglieder der Ritterschaft unter sich eine sehr ungleichmäßige Gestalt angenommen.

Zwar steht unbestritten die Verwaltung der drei Landesklöster der Gesammtheit der Stände, also der Ritter- und Landschaft, zu und Beschlüsse über Klosterangelegenheiten können daher nicht anders als unter Theilnahme beider Stände auf allgemeinen Landtagen gefaßt werden.

Aber die Ritterschaft wußte im Uebrigen für sich den Löwenantheil an den Klöstern zu gewinnen. Die Stellen der Klosterhauptleute werden nur aus ihrer Mitte besetzt, ebenso die der Klosterprovisoren, mit Ausnahme einer Provisorstelle beim Kloster Ribnitz, deren Besetzung dem Rath der Stadt Rostock zusteht. Auch in den Commissionen für Visitation der Klöster dominirt die Ritterschaft. Von den vorhandenen 430 Klosterjungfrauenstellen hat die Ritterschaft für ihre Angehörigen nicht weniger als 409 in Besitz, darunter die drei Dominstellen, 54 Stellen zur vollen Geld- und Naturalhebung, 111 zur vollen Geldhebung, 150 zur halben, 91 zur viertel Hebung; die Landschaft muß sich mit 5 Stellen zur vollen Geld- und Naturalhebung, 2 zur vollen Geldhebung und 14 zur halben Hebung, im Ganzen mit 21 Stellen begnügen.

Innerhalb der Ritterschaft selbst hat ein Theil derselben, die der Vereinigung des sogenannten eingeborenen und recipirten Adels angehörigen Mitglieder, die Klosterrechte ausschließlich für sich und diesen Verein in Besitz genommen; den bürgerlichen und den nicht zu diesem Vereine gehörigen adeligen Mitgliedern der Ritterschaft wird von den erstgenannten eine Mitwirkung bei der Verwaltung der Klosterangelegenheiten und bei den dieselben betreffenden Beschlüssen auf Landtagen, eine Theilnahme an den Wahlen für Klosterämter, die Wählbarkeit für diese Aemter und der Genuß von Klosterbeneficien für ihre Töchter nicht zugestanden.

Mag man nun aber über die Ungleichheit zwischen Ritter- und Landschaft in der Nutzung der Klöster und über den völligen Ausschluß eines großen Theiles der Ritterschaft vom Stimmrecht in Klosterangelegenheiten und von jeder Theilnahme an deren Verwaltung und Nutzung vom Standpunkte der alten Landesverfassung aus urtheilen, wie man will: gewiß bleibt immer, daß Ritter- und Landschaft ihre Klosterrechte lediglich als politische Corporationen besitzen, und daß daher, wenn die Aufhebung dieser politischen Corporationen erfolgt, die Mitglieder dieser Corporationen nicht fortfahren können, ihre Klosterrechte zu üben.

So ist es auch schon im Jahre 1849 von der Regierung selbst aufgefaßt und diese Auffassung ist damals durch die Gesetzgebung und deren Ausführung bethätigt worden. Mit Publication des Gesetzes wegen Aufhebung der landständischen Verfassung und des Staatsgrundgesetzes für Mecklenburg-Schwerin vom 10. October 1849 verlor die Ritter- und Landschaft als politisches

Rechtssubject die Existenz und es kamen in Bezug auf die Klosterverwaltung die schon in den Motiven zum Verfassungsentwurf der Regierung angekündigten, dem neuen Staatsrecht entsprechenden Grundsätze zur Geltung. Die Verwaltung der Klöster fiel an die Staatsgewalt zurück, von welcher die Klöster den Ständen überwiesen waren, und die von den Mitgliedern des eingeborenen und recipirten Adels bisher geübte Prärogative der passiven Wahlfähigkeit zu den Stellen der Klostervorsteher erlosch mit dem Recht der Ritter- und Landschaft, von welchem sie abgeleitet war. Hinsichtlich der Nutzung der Klöster wurden die Rechte der in Besitz von Hebungen befindlichen Jungfrauen und die Rechte derjenigen, welchen in herkömmlichem Wege die Exspectanz ertheilt war, als wohlerworbene Privatrechte anerkannt. Die Nutzungsrechte der Ritter- und Landschaft wurden wegen ihres lediglich politischen Charakters, als hinweggefallen angesehen. In Betreff der von den Familien des eingeborenen Adels behaupteten Nutzungsrechte ging die Regierung von der Ansicht aus, daß dieselben als Standesprivilegien in dem Rechtsstaate nicht fortbestehen könnten, und daß wegen der Frage, ob ein privatrechtlicher Anspruch vorliege, der Staat sich der Ausmachung der Sache im Wege Rechtens nicht zu entziehen haben werde. Im Uebrigen wurden die drei Landesklöster gleich allen anderen Stiftungen unter die allgemeine Landesgesetzgebung gestellt.

Ganz etwas Anderes hat die jetzige, mit dem Geiste des Patrimonialstaates tief durchtränkte Verfassungsvorlage der Regierung im Sinn. Der § 26 derselben bestimmt:

> „Die Ritter- und Landschaft bleiben als Privat-Corporationen für ihre corporativen Angelegenheiten, z. B. Klostersachen, Creditvereine, städtisches Brandkassenwesen, bei Bestande. Die Verwaltung dieser Angelegenheiten verbleibt den Verbänden der Ritter- und Landschaft, bezw. den interessirenden Mitgliedern derselben nach Maßgabe des bestehenden Rechtes."

Die vorberathende Commission des außerordentlichen Landtags schlug folgende veränderte Fassung dieses Satzes vor:

> „Ritter- und Landschaft verwalten ihre gemeinsamen, bzw. privativen, corporativen Angelegenheiten ohne Theilnahme des Landtags. Insbesondere bleiben die Rechtsverhältnisse der zu diesen Angelegenheiten gehörenden Klöster, des Creditvereines, der ritterschaftlichen Brandkasse u. s. w. unverändert."

Man war also auf dem besten Wege, die ganze Angelegenheit aus dem Bereiche der Landesverfassung auszuscheiden, ein öffentliches Recht, welches zwar, entspechend dem Charakter des Patrimonialstaats, von seinen Trägern zu deren Privatnutzen ausgebeutet worden ist, damit aber doch nie aufgehört hat, öffentliches Recht zu sein, in ein Privatrecht zu verwandeln, und damit das Unicum zu schaffen, daß drei kirchliche Stiftungen mit einem nach vielen Millionen zählenden Vermögen nicht zu Gunsten des Staates und seiner Zwecke, sondern zu Gunsten einer Anzahl Familien für deren Privatnutzen säcularisirt werden.*)

---

*) Die rechtliche Unmöglichkeit eines solchen Verfahrens ist in einem kürzlich erschienenen, zugleich die Verhältnisse des Klosters zum heiligen Kreuz in Rostock berücksichtigenden Werke eines einheimischen Rechtsgelehrten, welches der Beachtung aller Betheiligten empfohlen zu werden verdient, gründlich und schlagend nachgewiesen worden: Die Rechtsverhältnisse der vier Mecklenburgischen Jungfrauenklöster nach ihrer geschichtlichen Entwickelung dargestellt von Dr. E. Viereck. Berlin, Springer. 1875. 2 Bände.

Ohne Zweifel mußte in dem Anerbieten der Regierung, welches den Trägern eines öffentlichen Rechtes, als Lohn für ihre Verzichtleistung auf dasselbe, die Fortdauer des aus diesem Recht bisher gezogenen materiellen Nutzens in Form eines Privatrechts gewähren will, für alle Mitglieder der Ritterschaft, welche dem eingeborenen Adel angehören, etwas sehr Verlockendes liegen. Wenn die Ritterschaft dennoch verschmähete, für diesen Lohn ihre Eigenschaft als landständische Corporation aufzugeben, so wird dabei sicherlich auch die Erwägung mitgewirkt haben, daß eine Ablösung des Klosterrechts von dem landständischen Recht nach der Natur des ersteren durchaus unzulässig ist und daß ihre Mitglieder durch Annahme des Anerbietens der Regierung sich auf einen sehr unsicheren Rechtsboden begeben würden. Eben der Werth, welchen die Klosterrechte für die im Besitz und Genuß derselben sich befindenden Landstände und deren Familien haben, wird als eines der Hauptmotive gelten dürfen, weshalb die Ritterschaft ihrer formellen Aufhebung als landständischer Körperschaft sich mit so großer Beharrlichkeit widersetzt und vermuthlich diesen Widerstand freiwillig nicht aufgeben wird.

Es gibt auch sonst noch vielerlei finanzielle Vortheile im ständischen Leben, welche die Entschließung zum Verzicht auf die jetzige Landesverfassung manchem Mitgliede der Ritterschaft erschweren mögen. So z. B. erhält jeder der beiden Landräthe, welche als ständische Mitglieder der Großherzoglichen Reluitions-Commission in Schwerin angehören, für die mit diesem Amte verbundene außerordentlich geringe Mühewaltung, welche im Wesentlichen nur darin besteht, daß sie zweimal im Jahre bei der Auslooſung von Schuldverschreibungen zugegen sind, ein Jahresgehalt von 800 Thlr. N $^2/_3$ = 2800 Rmk. Aber das bei Weitem schwerste finanzielle Opfer, welches die Aufhebung der bestehenden Landesvertretung und der Uebergang vom Patrimonialstaat zum Einheitsstaat für die Mitglieder der Ritterschaft im Gefolge haben würde, bleibt immer die davon unzertrennliche Einwilligung in die Ueberlassung der Verwaltung der drei Landesklöster an die Staatsgewalt.

Aus Wien. Das Budget. Graf Arnim. Weihnachtsstimmung. Das Kunstgewerbe. — Zum ersten Male, so lange Oesterreich zu den constitutionellen Staaten gehört, ist der Staatsvoranschlag noch vor Beginn des Jahres, für welches er gilt, festgestellt worden, und das jetzige Ministerium darf also abermals auf das Gelingen auf einem Puncte hinweisen, auf welchem dessen Vorgänger kein Glück gehabt haben. Auch stellt sich das Deficit nicht übermäßig groß dar, obwohl recht erhebliche Posten für Hoch-, Straßen- und Wasserbauten, Eisenbahnsubventionen, Schulen aller Art das Budget belasten. Daß der Abschluß des Jahres 1875 einmal etwas anders ausschauen wird, versteht sich von selbst; doch braucht man daran heute noch nicht zu denken, und so sind die Abgeordneten zufrieden in die Ferien gegangen. Wohl schloß diese Serie der Sitzungen mit einer kleinen Schlappe des Ministerium, aber es war vorher schon Alles geschehen, um derselben principielle Bedeutung zu nehmen. Es handelte sich um die Frage des Wahlrechts der Nutznießer geistlicher Stiftungen. In den meisten Kronländern haben diese mitgestimmt, allein ihre Stimmen waren ohne Einfluß auf den Ausfall der Wahlen gewesen, so daß der Reichsrath über die principielle Erörterung der Frage hinweggehen konnte; nur in Ober-Oesterreich hatten diese Stimmen den Ausschlag für die von dem großen Grundbesitze gewählten Verfassungstreuen. Die Verfassungspartei glaubte nun, lieber die Wiederwahl dieser Parteigenossen (zu welchen

auch der Minister für Landesvertheidigung gehört) in Frage stellen, als das Princip anerkennen zu dürfen, während die Klericalen für die Gültigkeit der Wahl ihrer politischen Gegner stimmten, um das Princip zu retten. Und in dieser seltsamen Verschiebung der Parteien stellte sich das Ministerium auf die Seite der Klericalen, allerdings mit feierlicher Verwahrung, daß es sich um keine politische, sondern lediglich um eine Rechtsfrage handele. Der sonst schweigsame Sprechminister ging dabei mit einer längeren Rede ins Feuer, welche an juristischer Gelehrsamkeit und Advocaten-Beredtsamkeit nichts zu wünschen ließ. Dennoch blieb seiner Partei der Sieg, während seine sonstigen Gegner ihre Befriedigung über diesen Bundesgenossen nicht verhehlten, und wie man sagt, auf dieses Zusammengehen kühne Hoffnungen gründen.

Daß unsere katholischen Geistlichen gesonnen seien, der österreichischen Regierung wenigstens keine derartigen Ungelegenheiten zu machen, die diese an die Seite der deutschen Regierung drängen könnten, wird neuerdings bestätigt. Reservationen müssen natürlich nach allen Seiten decken. Liegt einmal Deutschland überwunden da, so wird man auch mit den confessionellen Gesetzen in Oesterreich fertig werden. Die Politik ist zum Glück durchsichtig genug.

Da der Arnimsche Proceß auch nach dem Urtheilsspruche die ganze Welt beschäftigt, werden Sie es begreiflich finden, daß man sich auch hier noch nicht beruhigt hat. Liefen doch gar so viele Fäden zwischen Nassenheide und Wien! Und es scheint, daß noch mancherlei Begegnungen des Grafen Arnim mit Männern der Feder ans Tageslicht kommen sollen. Allgemeines Vergnügen erregte es, daß der alte Theaterdirector Franz Wallner ebenfalls auf der Bildfläche erschien. Dieser Typus der Theater-„Gemiathlichkeit", der um jeden Preis sich bemerklich machen muß — als politischer Agent: etwas Drolligeres ist nicht zu denken. Die „Neue Presse" empfängt jetzt aber die gerechte Strafe dafür, daß sie, „das Weltblatt", dem Manne seit Jahren gestattet hat, in ihrem Feuilleton seine außerordentlichen Abenteuer zu Wasser und zu Lande zu erzählen. In diplomatischen Kreisen scheint man darüber sehr betrübt zu sein, daß der deutsche Reichskanzler schon wieder Gelegenheit gefunden hat, der Welt zu imponiren, aber nur, weil man anfängt, ihn als eine Art Polykrates zu betrachten. Es ist pure Theilnahme. Die neidischen Götter lassen ihn sichtlich nur darum von Erfolg zu Erfolg schreiten, um ihn desto tiefer stürzen zu können, und bei dem Gedanken soll Graf Beust schon jetzt zittern. Denn was würde dann diesem anders übrig bleiben, als die Leitung der europäischen Politik zu übernehmen, während er sich doch nach Ruhe sehnt. Er ist schon wieder unterwegs von London, um in Wien der Ruhe zu pflegen.

Die Politik ist in die Ferien gegangen und etwas wie Ferienstimmung herrscht in unserm Leben — leider nicht Feststimmung. Die Armen begrüßen den ungewöhnlich oft und reichlich fallenden Schnee als eine Himmelsgabe. Tausende von Menschen finden täglich Beschäftigung und Lohn, und viele Tausende von Gulden müssen täglich aus dem Stadtsäckel gezahlt werden, damit nur nothdürftig Bahn geschafft werden kann für Wagen und Fußgänger. Als das Glacis sich noch zwischen der inneren Stadt und den Vorstädten dehnte, lagerte man dort die Schneemassen ab und überließ Sonne, Regen und Wind die Sorge des Fortschaffens; jetzt geht jede Fuhre meilenweit vor die Linien hinaus, und der Steuerzahler rechnet seufzend nach, in wieviel Kreuzern Zuschlag zu jedem Miethzinsgulden ihm dieser Beweis für die jetzige Größe Wiens wiederbegegnen werde. Aber die Armen sind damit

zufrieden. Bis 1873 war es gar nicht möglich, Straßenkehrer in genügender Anzahl zu beschaffen; wer arbeiten wollte und konnte, wußte weniger harte Arbeit und besseren Lohn zu finden, und wer sich meldete, wies doch die Zumuthung, selbst Schaufel und Kehrbesen zu ergreifen, mit Entrüstung ab: Aufseher wollte ein Jeder sein. Heute sind die Leute schon etwas weniger „hoppatatschig", denn der Verdienst wird immer seltener. Vorige Weihnachten war keine gute Ernte, heuer scheint es gar keine zu geben. Käufer sieht man nur in jenen Geschäften, in welchen jedes Stück Waare zehn oder zwanzig oder siebenundzwanzig Kreuzer kostet. Wer die bitteren Klagen der „großen" Geschäftsleute für Uebertreibung hält, kann sich in allen Gewölben, auch in der vom Oesterreichischen Museum veranstalteten Weihnachtsausstellung von der sehr bedenklichen Wandlung in unseren Verhältnissen überzeugen. Ist doch diese Ausstellung selbst schon ein Zeichen der Zeit! Ein förmlicher Bazar in dem Institut, welches sonst nur das Beste zulassen und durch die Zulassung allein schon eine Auszeichnung verleihen will! Vorzügliche Sachen sind genug da, die wiener Kunstgewerbe verdienen wohl das ihnen von der Presse bereitwillig gespendete Lob, daß sie sich durch die ungünstige Gegenwart noch nicht irre machen lassen. Bewundert werden auch ihre Leistungen, aber auch da sieht man fast nur Quincaillerie kaufen, Dinge, die wenig kosten und doch nach etwas ausschauen. Unsere erste Glasfirma, Lobmeyr, hat nie besser, ja noch nie so gut ausgestellt, unter den Gold- und Silberarbeiten, Email, russischem Niello, Broncen befindet sich vieles, was einen höchst bedeutenden Fortschritt gegen 1873 zeigt und den Vergleich mit dem Besten, was die moderne Industrie in diesen Zweigen leistet, wohl bestehen kann, in der herrlichen Technik des geschnittenen Leders im Stile der Renaissance hat sich eine neue Specialität Wiens herausgebildet. Aber während vor zwei Jahren noch die Privatleute über solche Sachen hergefallen sein würden, gehen, wie versichert wird, jetzt die Reichsten theilnahmlos vorüber. „Schöne Stücke für Museen", sagen sie zur Entschuldigung vor sich selbst. Die Museen, welche früher im Hause jedes Bemittelten zu finden waren, wandern zum Trödler, oder werden doch nicht vermehrt, und die öffentlichen Museen draußen scheinen von unserer Industrie keine Notiz zu nehmen. Aber blos für die Ehre und das Zeitungslob Gegenstände schaffen, welche große Auslagen erfordern, das hält auch der reichste Fabrikant für die Länge nicht aus. So muß man sich mit Trauer fragen, wie lange unser Kunstgewerbe auf dem jetzigen Wege werde bleiben können und wofür eigentlich die vielen Anstrengungen gemacht werden, die Arbeiter künstlerisch zu bilden, ob die vielen Gewerbe- und Fachschulen in allen Theilen des Reiches wirklich eine Wohlthat seien oder nicht? Die Kunst kann nun einmal nicht leben ohne den Luxus.

Doppelt bitter empfindet man es nun, daß seit acht Jahren Wien nur noch in beschränktem Maße Residenz ist. Die Hofhaltungen in Pest, Gödöllö, Ischl, Meran nehmen den größten Theil des Jahres in Anspruch, der frondirende nationale Adel bleibt mit Ostentation fern von Wien, und zum Ueberfluß setzen die Abgeordneten, die doch so froh sind, den Winter in Wien anstatt in ihren heimischen Landstädten zubringen zu können, bei jeder Gelegenheit die Hauptstadt zurück, um ihren Wahlkreisen zu schmeicheln. Wien soll alle Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten einer Weltstadt bieten, aber die Einkünfte gönnt man ihm nicht. Weihnachten ist da, aber die Feststimmung will nicht kommen.

Aus Berlin. Rückblick auf das politische Jahr. — Am Schlusse des Jahres ist es guter Brauch, den Blick rückwärts schweifen zu lassen auf das verflossene und gleich einem sorgsamen Kaufmanne das Facit zu ziehen aus Soll und Haben, aus Gewinn und Verlust. Das pflegt jeder Einzelne beim landesüblichen Duft der Sylvesterbowle für sein eigenes armes Dasein zu thun, und wenn er fertig ist mit seinen bescheidenen häuslichen Freuden und Leiden, dann pflegt ein ernster Sinn auch mit sich zu Rathe zu gehen, was auf der großen Weltbühne sich ereignet, ob die Gesammtheit verloren oder gewonnen, ob die Nation und der Staat Fort- oder Rückschritte gemacht.

Für unser Volk nun wird sich, wenn wir die Rechnung des vergangenen Jahres abschließen, ein namhafter Ueberschuß herausstellen. Wiederum war uns eine Spanne Zeit für friedliche Arbeit, innere Sammlung und Kräftigung gegönnt. Das ist dankbar hinzunehmen in einem eisernen Zeitalter, wie das unsrige, voll Völkerhasses und dunkler Drohungen. Und wir haben diese Frist nützlich verwendet zu manchem heilsamen Werke, das den jungen Bau des deutschen Reiches nach Innen wohnlicher, nach Außen fester und wehrhafter gemacht.

Die innere Eintracht ist freilich noch nicht zurückgekehrt in unser Reich. Noch wüthet der „Culturkampf", wie die große Fehde zwischen Staat und Kirche im Spott und im heiligen Ernste genannt wird, mit unverminderter Erbitterung, und noch ist nicht abzusehen, wann und wie die wohlthätige Ruhe eintreten wird. Allein die Thatkraft und Beharrlichkeit, mit welcher die Staatsgewalt auf ihrem von der Mehrheit der Nation als richtig erkannten Wege fortgeschritten, erfüllt uns mit guter Zuversicht. Wir haben vier Bischöfe im Gefängnisse ihren Ungehorsam büßen sehen; einer ist durch gerichtliches Urtheil seines Amtes entsetzt worden, einem anderen steht das gleiche Schicksal in den nächsten Tagen bevor. Die preußische und die Reichsgesetzgebung haben die Lücken ausgefüllt, welche bei Handhabung der kirchenpolitischen Gesetze an den Tag getreten; das Civilstandsgesetz, ein seit langen Jahren von den liberalen Parteien erfolglos erstrebtes Ziel, ist uns als werthvolle Frucht dieser Kämpfe in den Schoß gefallen.

Freilich, die Kraft der Gegner ist nicht zu unterschätzen! Um ein gutes Drittheil verstärkt, waren sie aus den letzten Reichstagswahlen hervorgegangen, und ihnen schließt sich Alles an, was dem Ausbau des Reiches feindlich gesinnt ist, die socialdemokratischen Phrasenhelden, die particularistischen Localpatrioten, die feudalen Hochtories, die lutherischen Strenggläubigen, die elsässischen Protestschreier, die polnischen Hitzköpfe, und was sonst noch der gesegnete Boden des deutschen Reichs für wunderliche Heilige erzeugt. Und die erhitzten Reden, welche tagtäglich fast von der Tribüne der Volksvertreter wiederhallen, sie werden durch die zahllosen kunstvoll geschlungenen Fäden einer rührigen Agitation weiter ins Land getragen; fort und fort von Kanzel und Presse wird dem gemeinen Manne ins Ohr geflüstert, daß die Religion in Gefahr sei und der Kirche Gottes der Untergang drohe. Nicht die Schuld der frommen Volksverführer im Priesterrock und bürgerlichen Kleid ist es, wenn die Verblendung der gläubigen Menge nicht schon in Aufruhr und Bürgerkrieg ausgebrochen ist; es ist im Grunde die trotz aller Irreleitung und Mißverständnisse unserem Volke tief innewohnende Achtung vor Gesetz und Obrigkeit, und auf diesen loyalen Sinn und die unvermeidliche bessere Einsicht wollen wir auch unsere Hoffnung für die Zukunft setzen.

Trotz alles Widerstandes ist die gesetzgeberische Arbeit in unserm Reiche

ſtetig und gedeihlich fortgeſchritten. Der ernſte Conflict, der eine Zeitlang anläßlich des Militärgeſetzes drohend am politiſchen Horizont aufſtieg, hat ſich durch Nachgiebigkeit und guten Willen auf beiden Seiten verzogen. Wir haben unſerer altbewährten Wehrverfaſſung eine geſetzliche Grundlage gegeben, wie ſie in dieſen ernſten Zeiten geboten war; wir haben ſelbſt das faſt mythiſche Inſtitut des Landſturms in eine zweckmäßige und brauchbare Form gebracht. Zum erſtenmal hat eine deutſche Reichsvertretung den Militäretat im Einzelnen durchberathen und bei all dieſen Vorgängen den Beweis geliefert, daß auf die alten liberalen Doctrinen mit ihrer Sprödigkeit in militäriſchen Dingen die Wucht der jüngſten Geſchichte nicht ohne heilſamen Einfluß geblieben ſind. In ſicherer und ſtolzer Ruhe darf das waffengewaltige und friedliche deutſche Reich auf den Haß und Neid jenſeit ſeiner Grenzen blicken.

Wenn das Recht diejenige Aeußerung des öffentlichen Lebens iſt, worin ſich die nationale Zuſammengehörigkeit einer menſchlichen Gemeinſchaft am klarſten ausprägt, ſo haben wir auf dieſem Gebiete im vergangenen Jahre den ernſten Willen, ein Volk zu ſein, ganz beſonders ſcharf kundgegeben. All die zahlreichen Rechtsverſchiedenheiten, welche nicht nur den einen deutſchen Staat vom andern, ſondern die Bewohner des einzelnen Landes ſelbſt trennten, ſollen fortan verſchwinden. Eine Gerichtsverfaſſung, ein Verfahren ſoll fortan für bürgerliche Streitigkeiten, wie für Criminalfälle gelten. Schon hat der Reichstag dieſe in großem Geiſte und gediegener Arbeit entworfenen Geſetze in Berathung gezogen; ſelbſt das Rieſenwerk, ein einheitliches bürgerliches Geſetzbuch für ganz Deutſchland zu ſchaffen, iſt bereits in Angriff genommen, und eine Schaar rechtskundiger Männer ſchickt ſich an, die alte Streitfrage, ob unſerer Zeit der Beruf zur Codification innewohnt, praktiſch zu löſen.

Die rüſtige Arbeit am inneren Ausbau des deutſchen Reichs mögen dieſe paar Beiſpiele in Erinnerung bringen, und auch nach Außen hat die junge Großmacht die Stellung in der internationalen Gemeinſchaft behauptet, die ihr von Gottes- und Rechtswegen gebührt. In der einzigen Frage, die den europäiſchen Völkerfrieden im verfloſſenen Jahre getrübt, in der ſpaniſchen, iſt die deutſche Reichsregierung mit einem Schritte vorangegangen, der von ihrer hohen Achtung vor dem Selbſtbeſtimmungsrecht der Nationen, wie von ihrer gänzlichen Freiheit von den legitimiſtiſch-reactionären Tendenzen, die eine hinter uns liegende Zeit als das Strebeziel der hohen Politik betrachtete, ein glänzendes Zeugniß ablegte. Als die übrigen Mächte dem Beiſpiele unſerer Regierung folgten, erkannten ſie zugleich an, wie unwiderſtehlich ſchon jetzt die deutſche auswärtige Politik die Situation beherrſcht. Daß die in den letzten Tagen uns ängſtigende bange Ungewißheit über das Bleiben oder Gehen des Mannes, dem wir dieſe glänzende Gegenwart verdanken, nach der günſtigen Seite ſich entſchieden hat, erachten wir für den hervorragendſten Berechtigungsgrund, auf das verfloſſene Jahr mit Befriedigung zurückzublicken.

So hätten wir denn als ſorgfältige Chroniſten in dem knappen Rahmen einer Jahresrundſchau die wiſſenswertheſten und merkwürdigſten Dinge an unſerem Geiſte vorüberziehen laſſen, und ſcheiden mit dem Wunſche, das neue Jahr möchte für unſer Reich und Volk ein glückliches und heilſames werden. D.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 2. Januar 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die Genesis des kirchenpolitischen Conflictes.

Von Emil Friedberg.

II.

Die wesentlich unter Mitwirkung der neu gebildeten katholischen Partei zustandegekommene Bestimmung des Art. 15 der preußischen Verfassungsurkunde hatte in möglichst unbestimmter Form der Kirche Freiheit gegeben. Damit war das System der früheren kirchenpolitischen Gesetzgebung, die sich in dem allgemeinen preußischen Landrecht befand und dem Geiste des achtzehnten Jahrhunderts entsprechend eine Unterordnung der Kirche unter den Staat bewirkt hatte, vollständig verlassen, ohne daß freilich der Gesetzgeber im Einzelnen zu regeln für gut befunden hätte, wie die vielfach verschlungenen Beziehungen zwischen Staat und Kirche sich in Zukunft gestalten sollten. Freilich versuchte der preußische Minister mit den katholischen Bischöfen ein darauf bezügliches Abkommen zu treffen; aber diese waren durchaus abgeneigt, ihrer Machtentwickelung Schranken zu ziehen, sie vertrauten auf einen der Kirche weiter günstigen Gang der Entwickelung, auf die Schwäche des Staates, auf seine Sympathien mit der kirchlichen Macht, welche ja die Verkörperung des conservativen Elementes zu sein behauptete.

Und ihre Hoffnungen täuschten sich nicht. Wer hätte auch in Preußen den immer höher steigenden Fluten kirchlicher Anmaßung entgegentreten sollen?

An der Spitze des Staates stand Friedrich Wilhelm IV. Von Person romantischer Gemüthsrichtung, fand er schon in seiner Sympathie für das Mittelalter die Brücke zu inniger Zuneigung und Bewunderung für den Katholicismus. Selbst streng kirchlich, wünschte er auch an der Spitze der preußischen katholischen Geistlichkeit streng kirchliche Männer zu sehen, ohne zu empfinden, daß diese moderne Kirchlichkeit nur in wenigen und auserwählten Fällen sich als treue Religiösität charakterisirte, in den meisten als priesterliches Selbstbewußtsein, hierarchische Herrsucht und principielle Feindschaft gegen den Staat. Schon als Kronprinz hatte er einen so beklagenswerthen Einfluß auf die Gestaltung der katholischen Kirchenverhältnisse ausgeübt, daß selbst der Papst den Ausdruck naiver Verwunderung nicht hatte zurückhalten können. Gleich am Anfange seiner Regierung sühnte er dann die Conflicte, welche zwischen seinem Vater und der Kirche ausgebrochen waren, durch vollkommene Nachgiebigkeit. Er reichte der Kirche vertrauensvoll die Hand des Staates zur

Versöhnung und duldete nicht ungern, daß sie bald den ganzen Körper ergriff und umfaßte.

Eine der verhängnißvollsten Sühnemaßregeln seines Regierungsantrittes war aber die Schaffung der katholischen Abtheilung des Cultusministeriums. Die Rechte des Staates über die Kirche sollten nur von katholischen Staatsbeamten wahrgenommen werden. Personen, welche der geistlichen Gewalt der Bischöfe unterworfen waren und dem kirchlichen Parteilager selbst angehörten, sollten die Befugnisse des Staates handhaben, die auf den von den Bischöfen so gut gehaßten Staatsgesetzen beruhten. Es war nichts anders, als wenn man die mit Frankreich fechtende deutsche Armee französischen Officieren zur Leitung anvertraut hätte. Würden diese nicht Alles gethan haben, um die Befehle des obersten deutschen Kriegsherrn in ihrer Durchführung abzuschwächen, und würden sie nicht sogar unbewußt ihren nationalen Sympathien Ausdruck gegeben haben? Die oben charakterisirten Bestimmungen der preußischen Verfassungsurkunde sind unter hervorragendem Einfluß der katholischen Räthe des Cultusministers zu Stande gekommen, und der Umstand, daß trotz des mannichfachen Wechsels in der Person der Minister seit dem Jahre 1848 doch immer derselbe Geist in diesem Ministerium herrschte, die Rechte des Staates immer in derselben Weise verwahrlost wurden: ist ein deutliches Zeichen, wie sehr jene Männer der preußischen Kirchenpolitik den Stempel ihres Geistes aufgedrückt haben.

Sehen wir uns näher an, was unter ihrer Aegide die preußischen Bischöfe seit dem Jahre 1848 aus der katholischen Kirche gemacht und welche Stellung sie derselben im staatlichen Leben verschafft haben.

Für den priesterlichen Stand wurde die Jugend schon von klein an zugerichtet. Freilich das in romanischen Ländern erreichte Ideal der Knabenseminare, daß die Kleinen ihren ganzen Unterricht, ihre ganze Erziehung durch die Kirche empfangen sollen, wurde in Deutschland nicht erreicht, und die Carricaturen der Abbatini, der kleinen noch unter der Ruthe stehenden Knaben in geistlicher Tracht, gab es auch in Preußen nicht. Aber doch wurde auch hier der fügsame Teig des jugendlichen Geistes durch kirchliche Hände geknetet bis eine lenksame der Selbständigkeit des Charakters entbehrende Marionette zu Stande gekommen war. Die jungen Candidaten des geistlichen Standes besuchten zwar die gewöhnlichen Schulen, aber einmal sorgte die kirchlich angehauchte oberste staatliche Schulleitung, daß auch diese Anstalten ein kirchliches Gepräge trugen und stellte sie unter Aufsicht des geistlichen Personals, welches der directe oder indirecte Einfluß der katholischen Abtheilung des Ministeriums als dafür tauglich bezeichnet hatte: andererseits aber wurde den katholischen Schülern, welche sich dem geistlichen Stande widmen sollten oder wollten, gemeinsame Erziehung gegeben unter Aufsicht der Bischöfe in kirchlichen Se-

minarien. Keinen Gedanken durften sie hegen, der nicht von argwöhnischen Vorgesetzten controlirt wurde, kein Buch wurde in ihre Hände gelassen, welches nicht rein kirchliche Gesinnung athmete, der Geist der Jugend wurde mechanisch abgerichtet, die Freiheit des Denkens im Keime erstickt, und die Selbständigkeit des Charakters gebrochen. Die Wenigen, welche doch noch als räudige Schafe befunden waren, wurden dann von den guten gesondert, die letzteren in weitere Dressur genommen. Diese erfolgte abermals in den bischöflichen Seminarien. Solche Anstalten standen unter unmittelbarer Aufsicht der Diöcesanseelenhirten. Jeder Lehrer war vom Bischof angestellt, und das Damoklesschwert der Entlassung schwebte beständig über seinem Haupte, ohne daß eine Appellation an den Staat zulässig gewesen wäre. Und wie wurde die Wissenschaft in diesen bischöflichen Seminarien tractirt? Was kam es denn überhaupt auf die Wissenschaft an! Die bläht ja auf, sie verleiht Selbständigkeit gegenüber der todten Masse des von der Kirche gebotenen Lehrstoffes. Geglaubt sollte dieselbe werden, auswendig gelernt, nicht wissenschaftlich begriffen; dressirt sollte der Seminarist werden, nicht wissenschaftlich gebildet.

So wird es denn auch Niemanden Wunder nehmen, wenn er von dem Paderborner Seminar des Bischofs Martin erfährt, daß dieser Mann die Pflege der Philosophie einem Juristen anvertraute, der allerdings den Vorzug genoß, von der Disciplin, die er zu lehren hatte, gar nichts zu verstehen, nebenbei auch noch Kirchenrecht lesen mußte. Dafür wurde freilich sein philosophisch gebildeter College zum Lehrer der jüdischen Geschichte und Philologie und dann — wegen des inneren Zusammenhanges dieser Disciplinen — der Physik ernannt, endlich aber diese „Diöcesanphysik" einem jungen Manne übertragen, der seine physicalische Befähigung in einer theologischen Streitschrift bethätigt, die ihn mit den Gerichten in unliebsame Berührung gebracht hatte.

Neben den Seminarien bestanden — allerdings bei den Bischöfen wenig beliebt — theologische Facultäten an den Universitäten. Aber nicht nur, daß man die jungen Theologen in Convicte einschloß, von jedem Umgange mit Commilitonen absperrte, zur Annahme einer geistlichen Kleidung nöthigte, welche strenge polizeiliche Controle ermöglichte, daß man jede freiere geistige Regung sorgsam niederkämpfte: auch die Professoren wurden in straffer Abhängigkeit vom Bischofe gehalten. Zwar stellte sie der Staat an, und gab ihnen das Gehalt: aber vorher holte er die Genehmigung des Bischofs ein, und dieser hielt sich für befugt, jeden Augenblick den Studenten das Hören, dem Professor das Lesen einer mißliebigen Vorlesung zu verbieten. Und der Staat, werden Sie fragen, schützte der nicht seine Beamten in der von ihm bezahlten Amtsthätigkeit? Ich will Ihnen überlassen, sich die Antwort aus einem flagranten Fall zu entnehmen, den ich völlig aufzudecken in der glücklichen Lage gewesen bin.

Seit dem Jahre 1831*) wirkte in Breslau als Profeſſor der katholiſchen Theologie ein Mann Namens Johannes Baptiſta Baltzer. Er war ſtreng kirchlich geſinnt; er hatte bei Gelegenheit der deutſchkatholiſchen Bewegung die römiſche Partei genommen und im Jahre 1848 unter Darlegung großen perſönlichen Muthes die Sache der Ordnung vertreten. Aber alle ſeine Verdienſte wurden durch eine eigenthümliche Richtung ſeines Geiſtes in den Schatten geſtellt. Er wollte nämlich die Lehren der katholiſchen Dogmatik nicht blos glauben, ſondern auch begreifen und darum ſchloß er ſich einer philoſophiſchen Schule an, deren Syſtem den katholiſchen Dogmen eine wiſſenſchaftliche Unterlage gab, ohne dieſelben aber ſonſt irgendwie zu alteriren. In Rom mißfiel das höchlichſt. Wozu über religiöſe Wahrheiten nachdenken und ſie philoſophiſch begründen? Sollte denn dieſer unruhige deutſche Geiſt niemals einzuſchläfern ſein, trotz der narkotiſchen Mittel, die ihm die Kirche ſeit Jahrhunderten gereicht hatte? Man ſetzte alſo eine Unterſuchungscommiſſion ein, welche die neue katholiſche Philoſophie — ihr Urheber war Anton Günther in Prag — für irrthümlich erklärte, und nun erfolgte jenes deprimirende Schauſpiel, welches die katholiſche Gelehrſamkeit ſchon ſo oft entwürdigt hat: Günther und ſeine Anhänger unterwarfen ſich dem in Rom geſprochenen Urtheil, welches ja um ſo mehr vom heiligen Geiſte dictirt ſein mußte, als die Männer, welche es zu Stande gebracht hatten, von der deutſchen Sprache ſehr wenig verſtanden, mithin die Güntherſchen Anſichten hauptſächlich aus der Inſpiration kannten, nebenbei auch aus überſetzten Excerpten, welche junge Streber nach Rom expedirt hatten, um ihrer Sorge für die Reinheit des Glaubens die gewünſchte Anerkennung zu verſchaffen. Auch Baltzer unterwarf ſich gehorſam, mehr zur Freude des Papſtes, als eines Collegen, welcher ſich ſchon im Geiſte auf dem Katheder des Ketzers die katholiſche Glaubenslehre hatte vortragen ſehen wohlverſtanden ohne alle verſtandesgemäße Begründung.

So begannen denn nun offene und geheime Verdächtigungen des in ſeiner Wiſſenſchaftlichkeit ſo ſchnöde gebrochenen Mannes, die bei dem Fürſtbiſchof von Breslau, einſt einem Duzfreunde Baltzers, bald offenes Ohr fanden. Es wurde nach Rom berichtet, ehe aber von dort eine Antwort einlief, wurde in Breslau eine glaubensrichterliche Commiſſion eingeſetzt, die durch die Abweſenheit aller wiſſenſchaftlichen Theologie glänzte und den Fürſtbiſchof veranlaßte, Baltzer das Abhalten ſeiner Vorleſungen zu verbieten. Was that nun der damalige Cultusminiſter Herr von Bethmann-Hollweg. Er gab Baltzer Urlaub; zuerſt, wenn dieſer es verlangte, ausdrücklich, dann auch ſtillſchweigend, und wenn die Facultät in jedem Semeſter das Verzeichniß der im nächſten zu haltenden Vorleſungen nach Berlin ſchickte, und auch Baltzer

*) Vgl. meine Schrift Johannes Baptiſta Baltzer, Leipzig 1873.

darin seine Absicht aussprach, dem Verbot des Fürstbischofs zum Trotz wieder lesen zu wollen: dann kam das Verzeichniß wieder zurück mit dem bei Baltzers Namen gemachten lakonischen Vermerk: Baltzer werde keine Vorlesungen halten.

Der Minister erlaubte also einem Staatsbeamten nicht, sein Amt auszuüben, weil der Fürstbischof von Breslau das so wollte. War dies Benehmen des Herrn von Bethmann schon schmählich genug, so wurde es doch noch übertroffen durch Herrn v. Mühler. In der Zwischenzeit hatte nämlich der Papst die Maßregel des Fürstbischofs bestätigt, und Baltzer, ohne staatlichen Schutz, von allen Seiten in Stich gelassen, endlich erklärt, er nehme von seinen Vorlesungen, an welchen ihn staatliche und geistliche Behörden wetteifernd behindert hätten, Abstand. Was that nun Herr v. Mühler, der übrigens schon vorher gleichfalls Baltzers Namen aus dem Lectionsverzeichniß der Breslauer Universität hatte ausstreichen lassen? Er verlangte von Baltzer Niederlegung des Amtes und drohte mit Disciplinaruntersuchung gegen den Professor, der nicht lese. Und er hatte die Stirn diese Untersuchung einzuleiten, nach der natürlichen Freisprechung des Angeklagten an das Staatsministerium zu appelliren und das natürlich wiederum freisprechende Erkenntniß dieser Instanz selbst mit zu unterschreiben. Aber gelesen hat der vom Fürstbischof proscribirte Professor nicht mehr. Er bekam seinen Gehalt, er blieb Professor, aber der Staat war zu schwach, ihm die Ausübung der Amtsthätigkeit zu garantiren.

Nach Ablauf der Studien an der staatlichen Universität hörte aber jede Beziehung des jungen Geistlichen zum Staate auf. Die Prüfungen, welche er zu bestehen hatte, erfolgten vor Commissionen, die der Bischof zusammengesetzt hatte, die Seminare, in welchen er für den praktischen Dienst vorbereitet wurde und die letzte kirchliche Politur erhielt, waren bischöfliche, und seine Anstellung erfolgte endlich wiederum lediglich durch den Bischof.

Von diesem aber hing nun auch weiter nicht nur seine Carriere, sondern seine ganze Existenz ab. Zeigte er sich als gefügiges Werkzeug, bethätigte er sich tapfer, die seiner Seelsorge Anvertrauten zur Wahlurne zu treiben, unterschrieb er die verlangten Adressen und brachte er bei Sturmpetitionen und Massenadressen eine schöne Summe von Unterschriften zusammen und wären es auch nur die der Dorfschulkinder gewesen — war er dem Staate und dessen Behörden gegenüber übermüthig, herausfordernd, dann wurde er befördert; er kam in besser dotirte Stellen, und so wurde der Staat, wo er selbst das Gehalt zahlte, in die schöne Lage versetzt, selbst die Prämien zu gewähren für die Bethätigung staatsfeindlicher Gesinnung.

War aber der junge Geistliche vom Geiste der Neuerung angefressen, kannte er einen anderen Willen als den seines Bischofes: dann wurde er womöglich abgesetzt. Das war nicht mit großen Schwierigkeiten verknüpft. In

der Rheinprovinz d. h. in den Diöceſen Trier und Köln ſorgte dafür die franzöſiſche Geſetzgebung, welche auch unter preußiſcher Herrſchaft in Geltung geblieben war. Danach werden die Geiſtlichen eingetheilt in Hauptpfarrer und Succurſalpfarrer und nur die erſteren genießen den an und für ſich dürftigen Schutz, welchen das kanoniſche Recht der prieſterlichen Selbſtändigkeit gewährt, die letzteren können ohne Urtheilsſpruch, nach dem blanken Belieben des Biſchofes verſetzt und entlaſſen d. h. ins Elend geſtoßen werden. So iſt in Frankreich jene Armee zu Stande gekommen, von welcher ein franzöſiſcher Erzbiſchof triumphirend in der Kammer erklären konnte, ſie marſchire blind auf Befehl des Vorgeſetzten.

Giebt es doch auf 3425 Pfarrer 30,044 Succurſalen und nützen doch die Biſchöfe ihre Befugniſſe ſo ſchonungslos aus, daß ein einziger in einem Monat 130 Verſetzungen vorgenommen hat, während die Schaaren der Entſetzten, als Kellner, als Droſchkenkutſcher und ſonſt in Paris ein dürftiges Daſein zu friſten ſuchen. Am Rhein aber lagen die Verhältniſſe kaum anders. Auf 1345 Pfarrer waren 1239 jeden Augenblick abſetzbar.

Wo aber das franzöſiſche Recht nicht galt, da führten doch die Biſchöfe das gleiche Ergebniß herbei, indem ſie die Anſtellungen der Pfarrer nur auf Probe vornahmen. Dann genoſſen ſie noch keine Rechte auf ihre Stellungen und waren nichts anderes als ihre rheiniſchen Succurſalcollegen. So waren in der Muſterdiöceſe Paderborn von 465 Geiſtlichen ungefähr 285 probeweis angeſtellt.

Aber auch die definitiv Angeſtellten, wie waren ſie vom Biſchofe abhängig! Da erhielten ſie Verweiſe, da wurden ſie ſtrafweiſe verſetzt, es wurden ihnen Geldſtrafen auferlegt; ſie wurden in geiſtliche Gefangenanſtalten geſteckt, mit Faſten, Beten und Bußübungen gequält, und ſogar mit Prügeln nicht verſchont. Der Staat ließ das alles ruhig geſchehen. Höchſtens daß er ſeine Gensdarmerie aufbot, um flüchtige Geiſtliche dem Biſchofe zur Strafe wieder zuzuführen. Ueber die Gerechtigkeit des biſchöflichen Spruches maßte er ſich kein Urtheil an, und in das Dunkel der geiſtlichen Gefängniſſe drang kein Auge des Staatsanwaltes. Im Jahre 1864 erſchien eine gerichtliche Unterſuchungscommiſſion in der geiſtlichen Gefangenanſtalt auf dem Kapellenberge in Schleſien. Der Curator eines dort verhafteten blödſinnigen Geiſtlichen hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß ſein Pflegling von dem geiſtlichen Inſpector des Hauſes ſo hart körperlich mißhandelt worden ſei, daß dadurch ſein krankhafter Gemüthszuſtand Verſchlimmerung erfahren habe. Der Fürſtbiſchof hatte durch ſeinen Commiſſar die Wahrheit der grauenhaften Beſchuldigung conſtatiren laſſen, aber dem ſtaatlichen Unterſuchungsrichter erklärte der angeſchuldigte geiſtliche Gefangeninſpector, er geſtatte nicht die Vernehmung der übrigen gefangenen Geiſtlichen durch den weltlichen Richter, zumal dieſelben, wenn ſie ſich ohne Erlaubniß des Fürſtbiſchofes von einem weltlichen Gerichte ver-

nehmen ließen, excommunicirt werden würden. „Unter diesen Umständen", registrirte wörtlich der Untersuchungsrichter, und das ist eine der besten Illustrationen des Verhältnisses von Staat und Kirche in Preußen, „mußte die Gerichtscommission sich entfernen", die Untersuchung wurde niedergeschlagen, der brutale Gefangeninspector aber vom Fürstbischofe — befördert.

Als diese Thatsache im preußischen Abgeordnetenhause im Jahre 1873 zur Sprache kam, las der Abgeordnete von Mallinckrodt einen Brief des Fürstbischofs vor, der erröthend die Wahrheit eingestand. Aber worüber erröthet ein Fürstbischof? wie er wörtlich sagt, daß es in seiner Diöcese einen Priester gegeben hat, der so geisteskrank wurde, „daß er seinen Vorgesetzten zu einem so groben Mißgriffe hingerissen hat." Ueber diesen von ihm nachher belohnten Vorgesetzten hatte der Fürstbischof kein Erröthen mehr übrig.

Diesen Geistlichen aber, von deren Bildung der Staat nichts wußte, deren wissenschaftliche Befähigung er nicht geprüft hatte, auf deren Anstellung er keinen Einfluß hatte, welche er hülflos der Willkür geistlicher Oberen Preis gab, überließ der Staat das Unterrichtswesen zur Leitung; er zwang die katholischen Kinder in deren Schulen hinein, er nöthigte die Jugend, sich mit der von der Geistlichkeit ausgehenden staatsfeindlichen Gesinnung imprägniren zu lassen. Den Bischöfen zog er die kirchlichen Steuern ein, übergab er die vom Staat zu zahlenden kirchlichen Gehalte, unbekümmert darum ob sie auch von den Bischöfen wirklich ausgezahlt wurden, stellte er seine Staatsbürger vor Gericht, und übergab sie deren Strafgewalt. Denn auch Nichtpriestern gegenüber wurde eine solche geübt, und war im Stande die ganze sociale Existenz eines Menschen zu untergraben. Von dem excommunicirten Kaufmanne durfte Niemand kaufen, den excommunicirten Gewerbsmann durfte Niemand beschäftigen. Der Staat sah ruhig mit an, wie die Kirche mit Hilfe der materiellen Interessen ihre Herrschaft begründete. Selbst seine Beamten schützte er nicht, wenn sie wegen Ausübung der Amtshandlungen mit geistlicher Strafe bedroht oder belegt wurden.

Als im Jahre 1856 ein Pfarrer in Hohenzollern einen Mann von der Kanzel beleidigt hatte und dieser eine Injurienklage anstrengte, drohte der Erzbischof von Freiburg dem Kläger und dem Richter mit der Excommunication, und die Regierung, um ihren Beamten zu schützen, mußte ihren Unterthan rechtslos lassen und den Proceß durch die Hinterthüre aus der Welt schaffen. Wie deprimirend mußte solche Manipulation auf die Staatsbeamten wirken, wenn sie sahen, daß der Staat, dem sie dienten, sie vollkommen Preis gab, daß ihre sociale Rechtssphäre von der Willkür der Kirche abhing, welche sie sogar von der Eheschließung abhalten und zum ewigen Cölibat verdammen konnte, blos weil sie ihre Amtsfunctionen verrichtet hatten, ohne daß der Staat auch nur einen anderen Weg der Eheschließung gewährte als der kirchlichen.

Neben der Seelſorgegeiſtlichkeit wirkte aber in Preußen eine ſich ſtetig vermehrende Zahl von Orden und geiſtlichen Genoſſenſchaften. Zwar war ſeit dem Jahre 1810 die Aufhebung der meiſten Klöſter verfügt worden, aber wie häufig wurde unter der treuen Obhut der katholiſchen Abtheilung des Cultus-Miniſteriums die Ausführung der Regierungsmaßregel vereitelt. Das Kloſter zu Neuſtadt in Weſtpreußen wurde beiſpielsweiſe im Jahre 1834 aufgehoben. Aus Humanitätsrückſichten ließ man einige alte Mönche darin, die dort in Ruhe ihr Leben beſchließen ſollten, und von denen der letzte auch wirklich im Jahre 1850 ſtarb; aber im Jahre 1872 beſtand das Kloſter noch immer, und 20—30 Mönche, von den geiſtlichen Behörden dorthin geſetzt, genoſſen ungenirt freie Wohnung. Erſt 1873 ſind ſie ausgetrieben worden, und zogen in ein anderes Gebäude der Stadt, für welches der polizeiliche Bauconſens erbeten war, als für einen — Speicher.

Seit dem Jahre 1848 aber wuchſen die klöſterlichen Niederlaſſungen wie Pilze aus der Erde hervor, ſelbſt die von Garibaldi aus Sicilien verjagten Jeſuiten ſuchten und fanden keine beſſere Niederlaſſung als in dem gaſtlichen Preußen. Noch im Jahre 1853 betrug die Zahl der geiſtlichen Niederlaſſungen nur 125: im Jahre 1873: 686; ſtatt der 913 Ordensperſonen des Jahres 1855 gab es im Jahre 1861 ſchon 5877 worunter allein 449 Jeſuiten waren und 1872: 7992. Zählen Sie nun noch die Weltgeiſtlichkeit hinzu, ſo gab es ſchon 1867 in Preußen Gegenden, wo auf je 40 Menſchen immer ein Prieſter, oder eine Nonne oder ein Mönch kam. Und dieſe Ordensgeiſtlichkeit war in noch viel ſtrafferer Abhängigkeit von ihren Oberen als die Prieſter; ſie mußten ja ſchwören, ſich wie lebloſe Werkzeuge gebrauchen zu laſſen. Im Jahre 1871 theilte eine Schweſter vom armen Kinde Jeſu zu Aachen dem Erzbiſchof von Cöln gewiſſe Vorgänge ihres Ordenshauſes brieflich mit, die bei angeſtellter Unterſuchung ganz richtig befunden wurden. Die Schweſter wurde aber nichts deſtoweniger von ihrer erzürnten Oberin ſtrafweiſe verſetzt und zwar nicht weiter als bis nach Afrika. Keine Hilfe des Staates war dagegen vorhanden. Der Erzbiſchof von Cöln, deſſen Unterſtützung angefleht wurde, zuckte die Achſeln. Und dabei wagen heute noch die Ultramontanen ein Zetergeſchrei zu erheben, daß der Staat die Freiheit des Aufenthaltes beſchränke!

Wie zärtlich aber ſorgte auch die katholiſche Abtheilung des Cultusminiſteriums für die Mönche und Nonnen. Verlangten dieſe von der Staatsregierung etwas, was mit den Geſetzen in Widerſpruch ſtand, ſo wußten die katholiſchen Räthe der Sache ſchon eine günſtige Seite abzugewinnen und dem Geſetze eine Naſe zu drehen. Ging das auf keinen Fall an, ſo wurden den Petenten die Eingaben unerledigt zurückgegeben und ſie belehrt, durch welche Hinterthüre das zu erreichen ſein würde, was durch die Vorderthüre un-

möglich war. Zuweilen nahm dieſe vorſorgliche Obhut des Staates für die Ordensperſonen ſogar einen faſt komiſchen Charakter an.

Im Jahre 1852 hatte ein reicher ſchleſiſcher Gutsbeſitzer auf ſeinem Grund und Boden ein Klöſterlein erbaut, und Franziskanermönche hereingeſetzt. Deren Wandel mag nicht erbaulich geweſen ſein, ſie geriethen mit dem Fürſtbiſchof von Breslau in Conflict und beſchloſſen, das unbehaglich gewordene Leben in Schleſien aufzugeben. Sechszehn Mann hoch machten ſie ſich auf die Wanderſchaft, wobei ſie die dankbarliche Zuneigung zu dem Erbauer des Kloſters wenigſtens bezüglich der weiblichen Mitglieder ſeiner Familie zum Ausdruck brachten. Denn ſeine beiden Töchter nahmen ſie mit. Nach mannichfachen Conflicten mit Polizei und Gensdarmerie wurden endlich 14 eingefangen und in weſtphäliſche Klöſter vertheilt. Aber, werden Sie fragen, was ging das den Staat an? O das erläuterte der Biſchof von Paderborn dem Cultusminiſter. Er bat um Staatsunterſtützung für dieſe „nichtsnutzigen Mönche, die er leider auf dem Halſe habe.“ Und das preußiſche Cultusminiſterium, welches nie einen Pfennig für die Hebung der wiſſenſchaftlichen Intereſſen übrig hatte und die Volksſchullehrer chroniſch verhungern ließ, decretirte ſofort eine außerordentliche Unterſtützung von 300 Thalern. Wäre der preußiſche Finanzminiſter nicht von traditioneller Zähigkeit geweſen, ſo hätte der Staat die Vagabunden erhalten. Das Betteln, was er an ſeinen übrigen Staatsbürgern mit Gefängnißſtrafe ahndete, geſtattete er ihnen ohnehin.

Dieſe Schaar von Geiſtlichen umfaßte und umſpannte aber das ganze Volk wie mit Fangarmen. Für jeden Berufsſtand wurden Vereine gegründet unter geiſtlicher Aufſicht; durch deren Vermittelung drangen die zahlreichen katholiſchen Blätter in die Familien. Die Frauen wurden im Beichtſtuhl disciplinirt, die Männer durch die Frauen oder durch materielle Intereſſen, die Knaben wurden an den Schulen und Univerſitäten zu geiſtlichen Genoſſenſchaften eingefangen, die Mädchen in klöſterlichen Penſionaten erzogen, welche durch ihre Billigkeit den weltlichen Inſtituten erfolgreiche Concurrenz machten. In die höheren Staatsſtellen wurden ſtreng geſinnte katholiſche Männer eingeſchoben und namentlich war jede Beſetzung einer katholiſchen Rathsſtelle im Cultusminiſterium eine Haupt- und Staatsaction, bei welcher alle Hebel und immer mit Erfolg in Bewegung geſetzt wurden.

Die Regierung aber ſah dieſer Verpfaffung des Volkes theilnahmlos oder gar mit ausgeſprochenem Wohlgefallen zu. Als dicht bei Berlin in Moabit ein Kloſter begründet wurde und der Unwille des Volkes lauten Ausdruck gefunden hatte, geſtand der Miniſter v. Mühler die rapide Vermehrung der klöſterlichen Inſtitute zu, aber, fügte er hinzu, es müſſe wohl ein Bedürfniß danach vorhanden ſein. Warum würden denn ſonſt ſo viele Klöſter gegründet werden?!

Freilich in einzelnen Fällen kam der Regierung das Unerträgliche der Situation zum Bewußtsein. Wenn die römische Curie zu schroff dem bestehenden Recht Hohn sprach, wenn der von der Geistlichkeit gepflegte confessionelle Haß in zu hellen Flammen emporloderte: dann kamen wohl kurze Perioden der Ermannung und Besinnung auch bei den Staatslenkern, aber doch nur, um sofort wieder der alten so bequemen Lethargie Platz zu machen. Eine Aenderung des kirchenpolitischen Systemes erfolgte nicht. Selbst die Bischöfe beschlich zuweilen ein Bangen, wie es wohl vom Glücke immer angelächelten Menschen zu geschehen pflegt, daß auf die Dauer der bisherige Zustand sich nicht werde aufrecht erhalten lassen.

Schon im Jahre 1856 constatirte der Cardinal Reisach dem preußischen Gesandten in Rom die volle Zufriedenheit der preußischen Bischöfe mit ihrer jetzigen Rechtslage, aber er gab auch der von jenen gehegten Besorgniß Raum, daß dieselbe werde abgeändert werden.

Und doch hatten dieselben Bischöfe, trotzdem daß ihnen Seitens der Regierung mitgetheilt war, die Erklärung der Infallibilität werde von dem Staate mit einer neuen Kirchengesetzgebung beantwortet werden, nicht den Muth, für ihre Ueberzeugung und den Besitz des früheren Rechtsstandes einzustehen. Feige flohen sie aus der conciliarischen Schlacht, ohne eine Spur von jener Zähigkeit und jenem Uebermuth, den sie jetzt dem Staate gegenüber so reichlich bethätigen. Und doch handelte es sich damals für sie um den Glauben, heute nur um äußerliche Machtbefugnisse. Erhellt es nicht klar, daß diese ihnen höher stehen als jener?

Wir können ihnen für ihre Fahnenflüchtigkeit nur dankbar sein. Hätten sie das Zustandekommen der Infallibilität wirklich gehindert, so wären sie triumphirend in ihre Diöcesen wieder eingezogen und hätten dem Staate gegenüber womöglich noch Ansprüche auf Erkenntlichkeit geltend gemacht. Die ungesunden kirchenpolitischen Verhältnisse würden sich eher noch verschlimmert, die Stimmen warnender Aerzte mehr als je taube Ohren gefunden haben. Jetzt konnten sich die Regierungen den immer dringender werdenden Mahnungen nicht mehr verschließen und mußten wohl oder übel den Weg der Reformen beschreiten.

Hatte selbst Oesterreich sein Concordat aufgehoben, so würde die preußische Regierung den ganzen Volksgeist gegen sich empört haben, wenn sie diesen Bischöfen und der Heerde ihrer abhängigen, an Charakterlosigkeit mit ihnen wetteifernden Priester die früheren Befugnisse belassen hätte.

Jetzt endlich mußte jenes klägliche Verhältniß von Staat und Kirche in Preußen geändert werden, welches ich schon zu charakterisiren versucht habe und welches nie hätte Platz greifen sollen.

Lag darin ein Angriff auf die Kirche? Erhellt es nicht klar, daß die Regierung nur die Rechte wieder in die Hand nehmen wollte, die sie einem für

unabhängig erachteten Episcopat wenn auch fälschlich zugestehen zu können gemeint hatte, den Männern des vaticanischen Concils aber nicht länger belassen durfte.

Und waren denn die Maßnahmen, welche die Regierung jetzt traf, etwa so ungeheuerliche, so kirchenfeindliche, so unerhörte? Verordneten etwa die preußischen Gesetze, daß die jungen Geistlichen vom Staate erzogen, in ihren theologischen Kenntnissen von staatlichen Examinatoren geprüft, vom Staate angestellt werden sollten? Nahmen sie den Bischöfen die Disciplinargewalt über den niederen Klerus, zwangen sie die Kirche zu irgend einem Verleugnen ihres Dogma, verboten sie an die päpstliche Unfehlbarkeit zu glauben, den Papst als das Oberhaupt der katholischen Kirche Preußens anzuerkennen? Nichts von alledem. Im Gegentheil. Die preußische Gesetzgebung befleißigte sich in vielen Punkten einer Zurückhaltung, welche über das Maß des Zulässigen hinausging. Ihre Maßnahmen waren zum guten Theil halbe, und der, welcher eine grundsätzliche und abschließende Regelung des Verhältnisses von Staat und Kirche erstrebte, hat so nicht blos der preußischen Regierung seinen Dank zu sagen, sondern noch vielmehr den Bischöfen, welche der Regierung, nicht wie diese gehofft und gewünscht hatte, auf der Hälfte des Weges entgegenkamen, sondern diese nöthigten, wenn auch zögernden Fußes, die andere Hälfte allein zurückzulegen.

Freilich Knabenseminarien sollten nicht mehr errichtet werden, das akademische Studium erforderlich sein. Aber die bischöflichen Seminarien sollten nach wie vor fortdauern, ihr Besuch den der Universität ersetzen, sobald sie die staatliche Oberaufsicht annähmen. Erst als die Bischöfe diese verweigerten, sind die Seminarien geschlossen worden, was füglich gleich hätte geschehen können. Die Disciplinargewalt sollte den Bischöfen nicht entzogen werden. Nach wie vor wurde diesen zugestanden, Geld- und sogar Gefängnißstrafe zu verhängen. Daß dabei ein bestimmtes Maß vorgeschrieben wurde, verschlug wenig, und daß die Freiheitsstrafe nie gegen den Willen des Verurtheilten vollzogen werden sollte, war eine Selbsttäuschung des Staates, welcher nicht beachtete, daß der Wille des Geistlichen viel zu gut dressirt ist, seine Lebensaussichten, falls er sich dem Bischof wiedersetzt, viel zu zweifelhafte, als daß er von der gesetzlichen Befugniß Gebrauch machen könnte oder von der jetzt ihm gewährten Appellation von ungerechtem geistlichen Richterspruch an die staatliche Behörde. Ja, der Staat zahlte weiter die Unterhaltungskosten für die geistlichen Correctionsanstalten, und stellte sogar der bischöflichen Disciplinargewalt seine Execution zur Verfügung, falls diese von dem Oberpräsidenten der Provinz für gerechtfertigt erklärt würde. Erst als die Bischöfe sich weigerten, die staatliche Aufsicht über die geistlichen Gefangenhäuser anzuerkennen, reiften diese dem Schicksal entgegen, welches sie von vornherein hätte ereilen sollen.

Wurde doch geſetzlich nicht einmal das Band zwiſchen Geiſtlichkeit und Volksſchule vollkommen gelöſt, oder jener die eherechtliche Thätigkeit entzogen. Das Geſetz über die Civilehe iſt erſt i. J. 1874 erlaſſen worden, und das Ordens- und Kloſterweſen harrt noch immer der Regelung.

Die Regierung verlangte lediglich, daß ein Geiſtlicher, der in bürgerlicher oder politiſcher Beziehung Anſtand errege, nicht ſollte angeſtellt werden. Aber das Urtheil darüber ſollte nicht vom discretionären Belieben der Regierung abhängen, ſondern der Controle eines unabhängigen Gerichtshofes unterliegen. Erſt als die Biſchöfe ſich durchaus weigerten, von jeder Anſtellung Anzeige zu machen — was doch der Erzbiſchof von Freiburg der badiſchen Regierung gegenüber ſeit über zehn Jahren anſtandslos gethan hat und der Fürſtbiſchof von Breslau, mit einer Theilung ſeines Gewiſſens, die daſſelbe ſicher ſchadhaft machen wird, der öſterreichiſchen Regierung gegenüber thut, in Preußen aber durch Gewiſſensrückſichten zu thun verhindert iſt — iſt eine Anſtellung ganz unmöglich geworden.

Die Regierung verlangte, daß jeder Geiſtliche ſich allgemein menſchliche Bildung aneignen und dieſe in einer Staatsprüfung bethätigen ſolle. Lag darin Haß gegen die Kirche? Wird nicht deren Einfluß auf das Volk eher geſtützt, wenn die Geiſtlichkeit geläutert und für ihre Bildung Sorge getragen wird? Und haben nicht die Biſchöfe bei faſt jeder Publication, mit welcher ſie vor die Oeffentlichkeit zu treten ſich nicht ſcheuten, die Nothwendigkeit einer größeren Bildung auch dem blödeſten Auge erkennbar gemacht? Und von der Theologie hielt der Staat ſich wohlweislich ganz fern, und überließ die theologiſche Prüfung der Candidaten geiſtlichen Standes nach wie vor lediglich den Biſchöfen. Der Staat ſetzte einen Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten ein, und das hat kirchlicherſeits beſonderen Anſtoß erregt; vielleicht nicht mit Unrecht deswegen, weil jetzt auch ein Sieg der ultramontanen Partei, eine dadurch hervorgerufene Veränderung in der Perſon des Cultusminiſters die Handhabung der einmal erlaſſenen Geſetze nicht mehr verkümmern kann. Aber wird denn dabei der Vortheil ganz überſehen, daß die Kirche nicht mehr wie in anderen Staaten und beiſpielsweiſe jetzt in Oeſterreich — wo kein Kampf entſtanden iſt — dem discretionären Belieben einer Verwaltungsbehörde unterliegt, ſondern dem freien ſelbſtändigen Urtheile unabſetzbarer Richter?

Es würde zu weit führen, wenn ich die Geſetze des J. 1873 der Reihe nach hier durchgehen wollte. Sie ſind weder neu noch unerhört. In Württemberg und Baden hat ſeit Jahrzehnten kaum anderes gegolten und jenes wird jetzt kirchlicher Seits als Land des confeſſionellen Friedens geprieſen.

Neu iſt nur, daß der preußiſche Geſetzgeber die kirchliche Frage ſyſtematiſch zu regeln unternahm, was er aber bis jetzt nicht einmal vollſtändig gethan hat; neu iſt weiter der Gerichtshof, und neu ſind endlich die Vorſchriften,

welche die Beobachtung der Geſetze ſichern. Denn das war ja die Schattenſeite der Verhältniſſe in Baden und namentlich in Württemberg geweſen. Der Staat gab Geſetze, welche er wollte, und die Kirche befolgte ſie, wie ſie wollte, ohne vom Staate gezwungen zu werden. Dieſen Fehler hat die preußiſche Geſetzgebung vermieden, und der Kampf mit der Kirche iſt demnach nichts anderes als die Durchführung von geſetzlichen Beſtimmungen, die an und für ſich nichts Feindſeliges gegen die Kirche in ſich bergen. Spricht man von einem Kampfe des Staates mit den Staatsbürgern, wenn er dieſe zur Befolgung der Staatsgeſetze anhält und gegen Ungehorſame die geſetzlichen Strafen vollſtreckt? Ebenſo wenig kann man eigentlich von einem Kampfe des Staates mit der Kirche ſprechen. Lediglich die Majeſtät des Geſetzes ſoll anerkannt werden, und die preußiſche Regierung bringt nur die Forderung zur Geltung, welche ſchon im XIII. Jahrhundert ein namhafter deutſcher Juriſt ausgeſprochen hat mit den klaſſiſchen Worten: „Die Kirche kann uns kein Recht ſetzen, womit ſie unſer Landrecht ſchädigt.“

Don Alfonſo.*)

Von Wilhelm Lauſer.

Der letzte Act des Carliſten-Krieges hat begonnen. Mit friſch gefüllten Kriegskaſſen und mit Verſtärkungen, welche dem Heer der madrider Regierung eine faſt dreifache Uebermacht verleihen, iſt der Präſident der ſpaniſchen Executiv-Gewalt, Serrano, nach dem Norden gezogen, um, wie die Einen meinen, durch Geld und gute Worte, wie wahrſcheinlicher iſt, durch wohlberechnetes Zuſammenwirken der verſchiedenen Corps, die unter ſeinen Generalen Laſerna, Loma und Moriones ſtehen, die Carliſten zur Waffenſtreckung zu zwingen. Ob uns noch vor dem Schluſſe dieſes Jahres endgültige Erfolge werden gemeldet werden, wiſſen wir nicht; aber unzweifelhaft iſt der Untergang des Carlismus nur noch eine Frage der nächſten Zukunft. Moraliſch längſt durch die Thatſache verurtheilt, daß die Fahne des Abſolutismus nicht aus den Schlupfwinkeln des Nordens in die Gefilde und die gewerbſamen Städte, unter die lebensfähigen und aufgeklärteren Bevölkerungen jenſeits des Ebro getragen werden konnte, und daß das geſittete Europa, dem Antriebe des deutſchen Reiches folgend, für die madrider Regierung als die echte Vertreterin ihrer Nation ſich erklärte, ſind auch äußerlich die Anſprüche des Don Carlos als ganz ohnmächtige dadurch hinreichend dargethan worden, daß

*) Obwohl die Ereigniſſe der letzten Tage vorſtehenden Artikel raſch überholt haben, ſo wollten wir unſeren Leſern doch die klare Darlegung der Lage Spaniens von der Hand des dieſer Dinge ſo kundigen Verfaſſers nicht vorenthalten. D. Red.

es dem Prätendenten unter den denkbar günſtigſten Umſtänden nicht gelang, ſich in mehr als in einem Zehntel der Provinzen des Reiches zu behaupten oder auch nur alle wichtigeren Plätze in dieſem ſo beſchränkten Kreiſe zu beſetzen.

Mochte immerhin, wie es in dem erſten Carliſten-Manifeſt vom 16. November 1868 hieß, bei Alcolea der Vertrag von Vergara durch Kanonenſchüſſe zeriſſen worden ſein, die ungeheure Mehrheit des ſpaniſchen Volkes hat ſowohl das alte Recht wie das neue Recht des Don Carlos entſchieden zurückgewieſen. Und die Regierung Serranos, welche den Staatsſtreich vom 3. Januar durch die doppelte Nothwendigkeit gerechtfertigt hatte, das Land vor den Tollheiten der Rothen und vor den Gräueln des Carlismus zu retten, ſteht heute am Ende ihrer unmittelbaren Aufgabe. Was aber jetzt in Spanien geſchehen ſoll und geſchehen wird, um das von ſeinen ſchlimmſten Feinden befreite Staatsweſen in eine neue zukunftsreichere Bahn zu lenken, dies zu beurtheilen iſt man nur im Stande nach einer Ueberſchau der mannichfachen Löſungen, welche ſeit der September-Revolution ohne Erfolg verſucht worden ſind.

Der der Zeit nach nächſtliegende Verſuch mit der Republik, der am dritten Januar ein ruhmloſes Ende bereitet worden war, wird, deſſen darf man völlig ſicher ſein, ſo bald nicht wieder in Spanien erneuert werden. Denn ſo gut man auch von den perſönlichen Eigenſchaften einzelner republikaniſcher Führer, wie Caſtelars, denken mag: die republikaniſche Partei als ſolche iſt ihrer Unfähigkeit, das Land nach ihren Grundſätzen einzurichten, gründlich überwieſen. Caſtelar ſelbſt hat bei ſeinem Regierungs-Antritt das aufrichtige Zeugniß abgelegt, es ſei ihm unmöglich, den Ueberzeugungen getreu zu regieren, die er als Mitglied der Oppoſition verkündigt. Er hat zu ſeinem bittern Schmerz anerkennen müſſen, daß in der großen Menge derjenigen, welche ſich Republikaner nannten, die unlautern Triebe, die man den alten hiſtoriſchen Parteien vorgeworfen, Habſucht und Stellenjägerei, weitaus das Uebergewicht über Vaterlandsliebe und Pflichtgefühl haben. Mit den unfähigen Leuten, die ſich in ſeine Dienſte drängten, vermochte er entfernt nicht die wichtigeren Stellen in der Verwaltung und im Heer zu beſetzen, und mit Schrecken mußte er einer allgemeinen Auflöſung entgegenſehen, als die Unverſöhnlichen unter ſeinen ſeitherigen Anhängern, die ihn des Treubruches anklagten, das Heft in die Hand bekamen und, nach dem Vorbild der Pariſer Commune, zu Cartajena und Alcoy ihre volksbeglückenden Pläne auszuführen ſuchten.

Wenn es ferner auch möglich ſein ſollte, im Auslande wieder einen Bewerber für die Krone des heiligen Ferdinand aufzufinden, der ſich größere Kraft und Geſchicklichkeit zutraute, dieſelbe zu bewahren, als Amadeo, ſo

wäre sogar in diesem so unwahrscheinlichen Falle bei dem gegenwärtigen Stande der Parteien nicht die geringste Aussicht vorhanden, eine regelmäßige Erwählung desselben durch die Cortes durchzusetzen. Denn wie Amadeo, von persönlichen Mißgriffen und Launen abgesehen, hauptsächlich an dem haltlosen Schwanken zwischen den Radicalen, den Progressisten und Demokraten, und den Unionisten zu Grunde ging, so würde auch das Schicksal jeder neuen fremden Throncandidatur in dem Augenblicke besiegelt sein, da dieselbe, wie es jetzt doch kaum anders sein könnte, als die Idee der gegenwärtig maßgebendsten Partei der Unionisten aufträte. In diesem Augenblicke würden die Progressisten vom Schlage Ruiz Zorrillas und die Demokraten, wie Martos, ihr allerneuestes Programm, das republikanische, mit größerer Schärfe als bisher aufstellen, und die Coalition der Parteien der September-Revolution, auf welcher immerhin noch allein die Zukunft des Landes zu beruhen scheint, wäre für immer zersprengt.

Ist mit der Weigerung von Don Ferdinand und Don Luis von Portugal noch die letzte Throncandidatur ausgeschlossen, welche durch die große Idee der iberischen Union die auf einander eifersüchtigen monarchischen Parteien vereinigen könnte, so ist andererseits Niemand mehr, als Serrano selbst, von der Unmöglichkeit durchdrungen, den königlosen Zustand ins Unendliche fortdauern zu lassen. Weder die Zeit seiner Regentschaft vom Juni 1869 bis Januar 1871, wo er „von seinem goldenen Käfig" aus Prim schalten und walten lassen mußte, noch seine Präsidentschaft seit dem 3. Januar hat den Ehrgeiz und das Selbstvertrauen des Mannes erhöht. Wir haben keinen Grund, der Wahrhaftigkeit vertraulicher Aeußerungen desselben zu mißtrauen, denen zufolge er lieber heute als morgen in ein mit allen Glücksgütern gesegnetes Privatleben zurückträte. Inzwischen ist sein Streben lediglich darauf gerichtet, den Frieden im Lande herzustellen und zu verhindern, daß eine einzelne Partei ihr augenblickliches Uebergewicht mißbrauche, um eine einseitige Lösung von nur vorübergehender Dauer herbeizuführen.

Es ist bekannt, welche Anstrengungen es Serrano kostete, während dieses Sommers ein Pronunciamiento der Generale des Nordheeres zu Gunsten Don Alfonsos, des Sohnes Isabels II., zu verhindern. Der Ruf der September-Revolution: „Nieder mit den Bourbonen!" war nicht aus den Reihen des Heeres hervorgegangen; und Generale, wie Topete, Izquierdo u. a., deren nächstes Ziel nur die Thronerhebung des Herzogs von Montpensier oder die Regentschaft desselben für seinen Neffen Alfonso gewesen war, hatten sich mit mehr oder weniger offenem Mißmuth abgewandt, als die Revolution mehr und mehr in das progressistische, demokratische und schließlich republikanische Geleise gerieth. Ganze Heerestheile, und nicht eben die am wenigsten guten, wie das Artillerie-Corps, waren im Grunde stets der Bourbonen-Sache treu

geblieben, und das Standesgefühl führte der letzteren ganz natürlich alle Offiziere zu, welche über die republikaniſchen Bemühungen ſich empörten, das Heer ganz aufzuheben oder durch Zerſtörung der Mannszucht ſeiner wahren Aufgabe zu entfremden. Heute kann es als feſtſtehende Thatſache ausgeſprochen werden, daß das ganze Heer ſich um den Prinzen von Aſturien ſchaaren würde, ſobald Serrano hierzu das Zeichen geben möchte. Dieſer jedoch, obgleich er im Innern wohl ſelbſt die Reſtauration für unvermeidlich, vielleicht ſogar für wünſchenswerth hält, will um keinen Preis dieſelbe auf die Spitze des Degens ſtellen. Nicht dem Heere, der Nation allein ſoll es zuſtehen, den neuen Monarchen herbeizuführen.

Was nun die Nation ſelbſt betrifft, ſo darf man den Ausdruck ihres Willens gewiß nicht in jenen Parteiblättern ſuchen, die mit den Schlagwörtern von 1868 ein unbedingtes Verdammungsurtheil über die „unreine Raſſe der Bourbonen" ausſprechen. Die ſpaniſche Nation iſt nach den furchtbaren Erſchütterungen und Enttäuſchungen der letzten ſechs Jahre ſo ermattet, daß ſie ſich kaum lange gegen eine Löſung ſperren wird, die ihr auf die Dauer Ruhe und Ordnung verbürgen könnte. Auf gewiſſe Errungenſchaften der Septemberrevolution freilich, auf allgemeines Stimmrecht und auf Glaubensfreiheit, wird ſie nicht mehr verzichten wollen; und ſie wird überhaupt, wenigſtens in ihrem lebenskräftigen Theile, darauf beſtehen, daß die Reſtauration nicht die Reaction, nicht rachſüchtige Verfolgung derjenigen bedeute, welche Iſabel II. geſtürzt haben. Nur unter dieſer Bedingung ſteht zu erwarten, daß die Propaganda für Don Alfonſo von den Spitzen der Geſellſchaft auch in das eigentliche Volk herabſteigen und daß gemäßigtere Republikaner und Demokraten ſich für die Idee gewinnen laſſen werden, mit Don Alfonſo den Verſuch einer wirklich verfaſſungsmäßigen Monarchie zu erneuern, der unter ſeiner Mutter ſo kläglich geſcheitert war.

Die Seele dieſer Propaganda iſt Cánovas del Caſtillo, der frühere Miniſter Iſabels II., der zuerſt in den conſtituirenden Cortes von 1869 gewagt hatte, vor gewiſſen Ueberſtürzungen der Revolution zu warnen und als die natürlichſte Löſung der Thronfrage die Berufung des Prinzen von Aſturien zu empfehlen. Cánovas del Caſtillo kann als Urheber jener mit ſtaatsmänniſcher Berechnung verfaßten Adreſſe gelten, in welcher die Granden Spaniens dem Prinzen zu ſeinem 18. Geburtstage Glück wünſchten. Ohne dem Andenken Iſabels II. irgend zu nahe zu treten, iſt hier ſehr wirkſam hervorgehoben, daß Don Alfonſo fern von den Einflüſſen, die ſeine Mutter zu Grunde gerichtet, in Frankreich, Oeſterreich, England unter den freiheitlichen Einrichtungen moderner Staaten zum Manne heranreift, der einſt das Glück ſeines Vaterlandes werde begründen können. Und wenn Alfonſo in ſeinem Manifeſt vom 1. December hierauf antwortet, er ſehe nur in einer

liberalen conſtitutionellen Monarchie das Heil für Spanien, ſo iſt auch ſein Rathgeber wieder nur Cánovas del Caſtillo geweſen.

Der Prinz folgte einem unzweifelhaft guten Rathe, indem er nicht ſoviel darauf Gewicht legt, daß er durch Geburt der einzige Vertreter des monarchiſchen Rechtes in Spanien iſt, als darauf, daß nur er als der berufene Vertreter der in Spanien ſeit 1812 eingebürgerten Repräſentativ-Monarchie mit dem freien Volke ſich in loyaler Weiſe verſtändigen könne. Nichts ohne die Vertretung des Volkes, Alles nur durch den Willen des Volkes, und Alles nur in Uebereinſtimmung mit den Anſprüchen des neunzehnten Jahrhunderts: dies iſt die Loſung, mit welcher Don Alfonſo vor ſeine Nation tritt, ob ihn dieſe nun als ihren Retter aus der Anarchie berufen werde oder nicht.

Adreſſe und Manifeſt ſind übrigens ſichere Anzeichen, daß man ſich auf der einen wie auf der andern Seite vor Ueberſtürzung hüten, daß man den Boden für die Reſtauration mit aller Vorſicht vorbereiten will. Dieſe Vorſicht iſt doppelt nöthig, je weniger man ſich in Spanien bis jetzt an den Gedanken gewöhnen konnte, der junge Bourbone vermöchte überhaupt die verhängnißvollen Traditionen ſeiner Familie und die Einflüſſe abzuſchütteln, die ſich an ihn drängen, um ihn in ähnlicher Weiſe, wie einſt ſeine Mutter, als Werkzeug zu benutzen. Und doch muß ſchließlich, zur Steuer der Wahrheit, geſagt werden, daß dieſer Prinz, wenn auch äußerlich ſeiner Mutter ähnlich, doch in gar mancher Beziehung nicht „der Sohn ſeiner Mutter" iſt. Wir lernten denſelben kennen, als er, zur Zufriedenheit ſeiner Lehrer, die öffentliche Prüfung im Wiener Thereſianum beſtand. Der junge Mann war nicht wenig ſtolz auf die Lobſprüche, die ihm ertheilt wurden, und zeigt großes Verlangen, ſich noch auf anderen Gebieten, namentlich auch in der Rechtswiſſenſchaft, diejenigen Kenntniſſe anzueignen, die er für einen Fürſten der Gegenwart unentbehrlich glaubt. In einer mehrſtündigen Unterhaltung, die er ebenſo fließend in der deutſchen und franzöſiſchen, als in der ſpaniſchen Sprache führte, äußerte er ſich ſehr beſcheiden über ſeine Hoffnungen und Pläne und verwarf entſchieden den Gedanken, ſich ſeinem Volke wider deſſen Willen aufzudrängen. Er ſtand damals noch unter dem Eindrucke, den die Begeiſterung der Wiener beim Jubiläum des Kaiſer Franz Joſeph auf ihn gemacht hatte, und pries es als das beneidenswertheſte Loos eines Fürſten, die großen Ueberlieferungen der Vergangenheit mit dem gegenwärtigen Freiheitsbedürfniß der Bevölkerungen zu verſöhnen und durch weiſe Mäßigung den Frieden zwiſchen den Parteien zu erhalten. Von ſeinem göttlichen Rechte wollte er nichts wiſſen; den Namen eines Bourbon erſt wieder zu vollen Ehren zu bringen, dies ſei ſeine höchſte Aufgabe. Die nicht am wenigſten merkwürdige Aeußerung des Prinzen war, daß er den Republikaner Caſtelar

wegen seiner Vaterlandsliebe und Talente vor anderen achte und sehnlich wünsche, solche Männer mit der constitutionellen Monarchie, wie sie ihm vorschwebe, zu versöhnen.

Nun, die Zukunft wird lehren, ob der Mann dem Bilde entspricht, das der Jüngling darstellt. Hoffen wir es für das vielgeprüfte Spanien, dessen gänzlicher Verfall wohl besiegelt wäre, wenn auch diese letzte Lösung, der es jetzt mit Naturnothwendigkeit entgegentreibt, die Errichtung einer liberalen constitutionellen Monarchie unter dem Sprößling seiner letzten Königin, fehlschlüge!

Der wahre Mas' Aniello.

Von Woldemar Kaden.

„Son io Mas' Aniello . . . . . il mise o pescirendolo di Amalfi, cui non bastavano tutte le fatiche del giorno per disfamarsi la sera!" P. de' Virgilii.

Ein kühner Held, ein Volksheiland erscheint er uns zumeist, jener rebellische Fischer aus Amalfi; ein hohes Ungewöhnliches, eine Edelthat sein Thun; sein jäher Tod der des Märtyrers einer guten Sache.

Die Romantik webte um ihn den träumerischen Schleier der Verklärung, unter dem tönenden Schalle üppiger Opernmusik schreitet er prahlerisch über die Scene; eine ideale Gestalt mit wallenden Locken, gehüllt in des antiken Amalfifischers farbenprächtiges Costüm: stellt ihn der Maler dar, und auch aus den ernsten Blättern der Geschichte blickt sein Gesicht meist mitleid- oder gar achtungheischend.

Der wahre Mas' Aniello jedoch ist ein ganz anderer Mensch. Er ist ein ächtes Mitglied einer alten Internationale, ein eingefleischter Communard, der lange vor dem wilden Zerstörungswerke der modernen Pariser Commune sein flammenloderndes „Krieg den Palästen und Friede den Hütten" durch die Straßen schrie und ins Werk setzte; eine ungeschulte, niedrige Menschenseele, die aus Rand und Band ging, indem sie gemeine Leidenschaften zu einer Größe ausbildete, daß sie unter dem Feuerbrande einer aufflammenden Stadt, unter dem wüsten Nebel aufsteigenden Blutdampfes dem geblendeten Auge fast großartig, hoch und hehr erscheinen mochten.

In dieses Menschen Antlitz ist auch nicht ein idealer Zug zu lesen. Er ist bar aller Romantik, wie alles Edelmuthes, unbewußt dessen, wer er war und was er wollte. Blindlings ward er von dem blindzutappenden Schicksal oder von der zwingenden Gewalt der Umstände auf die königliche Bühne gehoben, wo er, der Pulcinell des Vorstadttheaters, eine Königsrolle kläglich und lächerlich abspielte, und kläglich ausgepfiffen, in die Nacht schmutziger Coulissen zurückversinkend, unseres ehrlichen Mitleids kein Theil hat.

Entkleidet den Fischerssohn seines bunten Theatercostüms, und euch bleibt unter den Händen, nicht ein psychologisches Räthsel (denn man versteht, daß der Ehrgeizige auch immer grausam ist, ebenso wie sich der Dummstolz vergebens gegen das Unglück bäumt), euch bleibt ein Mensch, wie ihr ihn hundertweise noch heutigen Tages an Neapels Strande, auf seinen Plätzen und Straßen, besonders des verrufenen Altneapels, antreffen könnt: ein Lazzarone mit schmutzigen Händen und Füßen, mit ungewaschenem Gesicht, ein Mensch mit der Zunge eines Advocaten, doch nur sobald es sich um Brot und Wein, um landläufige Maccaroni und Früchte handelt — denn der Bauch ist sein Gott.

Ueber allem Anderen, über höheren Interessen lagert der dicke dumpfe Nebel der Ignoranz. Das Wort Vaterlandsliebe liegt seit Jahrhunderten verschimmelt im Grunde seiner Seele, und spricht man ihm davon, so schlägt er lachend auf seinen Magen, und lachend ruft er: „Das ist mein Vaterland!"

Wenn heute der Russe käme, oder der in allen Volksliedern lebende reiche Großtürke mit Broten, das Pfund zu drei, und mit Wein, die Caraffe zu zwei Soldi — — an Stelle eines Mas' Aniello von vor zweihundert Jahren würden jetzt Hundert erstehen und Hunderttausende ihnen folgen und schreien, sinnlos und gierig: „Viva, viva l'Imperatore! Viva il fedelissimo popolo! Viva il pane e muoja il mal governo!" Ja, das ist das niedrige Volk der Stadt Neapel, das gleiche damals wie jetzt.

Gedankenlos sah man die Herrscher kommen und gehen, gedankenlos die Castelle mit Kanonen armiren und neue Fahnen aufziehen. Das waren Theaterpossen und andern Tags gabs gewöhnlich billiges Brod und bunte Prunkaufzüge. Panem et Circenses!

Gedankenlos ließ man die Wellen der Geschichte ans Ufer schlagen, wenn sie nur Austern und Meerfrüchte oder die Beute gestrandeter Schiffe auswarfen, so war Alles gut.

Der Gebildete litt, klagte, weinte, mußte bis auf den letzten Bourbonenherrn seinen Hals in die Schlinge stecken, seinen Kopf unter des Henkers Beil beugen — der Pöbel amüsirte sich.

Und nie ist ein Held oder Heiland aus seinem Schooße hervorgegangen. Im lastenden Joche bei guter Fütterung waren es Sklaven; wilde Bestien aber, sobald die duckende Hand einmal nachließ. Güte war ihm Schwäche, der gegenüber man sich Alles erlauben durfte. Das ist noch heute so beim gemeinen Stadtvolk: die dienenden Neapolitaner sind nur erträglich, wenn sie mit eiserner Strenge, ja mit Härte regiert werden, beim Gegentheil tritt sofort der schnöde Mißbrauch, höhnende Frechheit und übermüthige Herrschsucht heraus.

Feigheit ist ihre Haupttugend, und auch in Masse sind sie feig. Nie

erwarten ſie Erfolg von irgend einer Handlung, nie von irgend welcher Gewaltthat. Fällt ihnen der aber durch Zufall aus den Wolken zwiſchen die Hände, ſo folgt dem Staunen alsbald der Uebermuth, dieſem die Grauſamkeit, und ſie werden größere Tyrannen als die, welche im römiſchen Herrſcherkleide wütheten, da ſie ſich gegenſeitig ſelbſt würgen. Das klingt durch Göthes Epigramm:

„. . . . . doch wer beſchützte die Menge
Gegen die Menge? Da war Menge der Menge Tyrann."

Dieſes Volkes Einer war Mas' Aniello. Kein Heiland, kein Erlöſer ſeinem Volke, der ſein Leben freiwillig hingegeben hätte für die Brüder. Er war auch kein Schwärmer (das ſonnendurchleuchtete Neapel erzeugt deren nicht), denn der Schwärmer prägt noch „den Stempel des Geiſtes auf Lügen und Unſinn"; auch ein organiſatoriſches Talent war er nicht — mit einem Worte, und um Geſagtes eindringlich zu wiederholen: er war das Urbild eines modernen Communard, eines ungebildeten corrumpirten Socialdemokraten, eines knüttelſchwingenden Anhängers der Internationale, war der tolle volle Gaſtgeber einer großen Volksregie, die kryſtalliſirte Quinteſſenz plebejiſcher Gemeinheit.

Durch alle ſolche Männner, durch Führer oder Gemeine, die ſich aus dem verdroſſen faulen, verbummelten Pöbel rekrutiren, aus dem arbeitſcheuen Lazzaroni- und Lumpenvolk der Nationen, das ohne Würde und Ehrgefühl nur in Genuß und Haß lebt, kann die große ſchöne Ordnung eines Staatsweſens wohl auf Jahre hinaus empfindlich geſtört werden, aber dauernde politiſche Bewegungen erzeugen ſie nicht; die Zukunft eines Landes liegt nicht in ihren ſchmutzigen Händen. Wenn es lange dauert, ſo bilden ſie wohl durch Anſteckung eine Secte, die immerhin nach Tauſenden zählt, vielleicht nach Hunderttauſenden, die ſich mit der Flaſche in der Hand zu ruhiger Zeit Stoiker des Elendes nennen, die aber, weil ſie den rohen Magen auf ihrer Fahne, die rohe Luſt im Schilde führen, der ſicheren Beſtimmung der Menſchheit entgegenſtrebend, zu Grunde gehen müſſen, wie Völker und Reiche zu Grunde gingen, die nur materielle Wohlfahrt cultivirten.

Man hat dieſen napoletaniſchen Mas' Aniello mit Andreas Hofer in eine Reihe ſtellen, ihm gleiche Kränze weihen wollen. Welcher Irrthum! Dieſer Napoletaner iſt nicht werth, dem ehrwürdigen Tiroler die Schuhriemen zu löſen. Hofer kämpfte, rang mit ſeinen Treuen für den Begriff Vaterland, für Recht und Treue, für ein ihm hohes bürgerliches Ideal, wenn auch immerhin einen Wahn — Mas' Aniello, von niedriger Rache getrieben, lehrt ein rachſüchtiges heimtückiſches Volk, das damals wie heute noch nicht gelernt hat, dem Gemeinwohl ein Opfer, und ſei es in wenigen Soldi, freudig darzubringen, das frech aller goldenen Rechte begehrt, aber den eiſernen Pflichten

ausweicht und sie schmugglerisch zu umgehen weiß, ein solches Volk lehrt er, wo anders es der Lehre bedurfte, wie man die Paläste des Reichen anzündet, wie man ihm das Fell über die Ohren zieht, wie man einmal zehn Tage ohne Steuern in Saus und Braus leben kann.

Wenn durchaus eine Revolution gemacht werden mußte, so waren seit mehr als hundert Jahren ganz andere Veranlassungen dazu da, als die unbedeutenden Fruchtsteuern, denn die spanischen Vicekönige hatten dem Volke durch Verkürzung seiner Hoheitsrechte*) so recht ans Herz gegriffen. Das ließ es sich ruhig gefallen. Als man ihm aber ein wenig an den Magen kam, da brach es los. Da versuchte das parthenopäische Roß, nicht den Reiter, der es aus spanischem Sattel mit scharfem Gebiß regierte, abzuwerfen, sondern nur wieder aus voller Krippe zu fressen.

Welch andern Charakter trug die Volkserhebung, genau hundert Jahre vor dieser, 1547, als der Vicekönig Don Pietro di Toledo das Inquisitionsgericht in Neapel einsetzen wollte. Auch damals war es, nur der Merkwürdigkeit wegen sei es erzählt, ein Fischer aus Sorrento Namens Mas' Aniello, der mit Männern aus dem hohen Adel vereint das Haupt des Aufstandes bildete. Leider kannte jener kühne Spanier das feige Volk besser. Als es im wilden Ansturm seinen gefangenen Führer forderte, wurde ihm dessen Kopf aus einem Fenster der Vicaria gezeigt. Gleich darauf sprengte auch der Vicekönig in voller Pracht, begleitet von wenigen Großen durch die Straßen und das Volk rief ihm Evviva!

Den Aufstand von 1647 zu erzählen, ist hier nicht der Platz, der Hauptsache nach ist er ja auch allgemein bekannt. Nur um Mas' Aniellos Wesen in das rechte Licht zu setzen, sei erwähnt, daß die Motive zu selbigem ein wenig anders waren, als die, welche anzunehmen man zumeist veranlaßt wird.

In Neapel hat von je und je, wie noch heute, nie eine rechte Gesetzesfreudigkeit stattgehabt. Das gemeine Volk fühlte sich noch immer glücklicher, wenn es schlechte Gesetze umgehen, als wenn es durch gute hätte rechtmäßig und in Frieden leben können. Es ist das ein räthselhafter Zug des stadtnapoletanischen Volkscharakters, der seine Erklärung nur in dem sprüchwörtlichen: „Verbotene Früchte sind die süßesten" findet. Er zeigt sich im großen und kleinen Handel, er zeigt sich hinein bis in das Dienstbotenwesen, wo Knechte und Mägde gewiß tief unglücklich werden würden, wollte man ihre täglichen Betrügereien und Diebereien durch eine anständige monatliche Summe ablösen.

Diesem Hange, dem Gesetze Nasen zu drehen, dienen seit Jahrhunderten

*) Seit 1603 oder 4 z. B. war von ihnen der Grassiero oder Prefetto dell' Annone, der Proviantmeister der Stadt, eine vicekönigliche Creatur, zum Präsidenten der Eletti des Volkes gewählt und ihm gegen altes Herkommen die Civil- und Criminalgerichtsbarkeit übertragen worden. D. V.

im ganzen Königreich Neapel geheime Gesellschaften, deren eine, die bekannteste, unter dem Namen Camorra, sich zu einer wirklichen Pestbeule am Körper des Volkes ausgebildet und Staat und Gemeinden wirklichen tiefen, empfindlichen Schaden gebracht hat und noch immer bringt.

Aufgabe dieser Gesellschaften, und hauptsächlich der Camorra ist, die Gewalt und die List über das Gesetz in unausgesetztem Kampfe triumphiren zu lassen, dabei aber so viel wie nur möglich materiellen Vortheil zu erlangen. Natürlich wurde der Contrabbando, der Schleichhandel, ein Hauptzweig derselben, und dieser stand unter den Vicekönigen in solcher Blüthe, daß auf dem Wege des Eingangszolls fast gar keine Gelder eingebracht werden konnten. Wie noch jetzt schmuggelte man zur Zeit des Vicekönigs Leon Duca d'Arcos auf so unverschämte Weise, daß dieser sich nicht anders zu helfen wußte als dadurch, eine Gabella oder Accise auf den gesuchtesten Artikel der Stadt: die Früchte zu legen.

Auch Mas' Aniello mit Frau und sonstigen Verwandten hintergingen die Zollstätten wo und wie sie nur konnten. Mehrfach erwischt und bestraft, nährte jener wie so viele andere, die das Gesetz in gleicher Weise hintergangen hatten, die niedrigste Rache und hatte es schon vor dem 7. Juli an boshaften Neckereien der Beamten nicht fehlen lassen. So machten es Alle und Mas' Aniello zeichnete sich durch nichts in dem großen Haufen aus, als vielleicht dadurch, daß er die böseste und gewandteste Zunge hatte, oder dadurch, daß er Knaben um sich versammelte und diese eine Preisliste für Lebensmittel auswendig lernen und durch die Straßen schreien ließ. Tiefe Pläne hegte er gewiß nicht, über den Gedanken der Befriedigung seiner Privatrache kam er zunächst nicht hinaus, aber auch damit wurde er von seinen Freunden des Mercato verlacht.

G. Bugni erzählt in seiner Storia del Regno di Napoli, daß Mas' Aniello in jenem Unglücksjahre vom Volke als „Capo lazzaro", Lazzaronikönig, ernannt worden sei, ein Institut, das bis auf die Zeiten der letzten Bourbonen dauerte, und findet durch diese Würde den Gehorsam des gemeinen Volkes gegen seinen Führer begründet. Jene Behauptung jedoch ist unerwiesen, und unwahrscheinlich ferner, daß das Volk einen Menschen, der kaum den Jünglingsjahren entwachsen, zu diesem wichtigen Posten erkürt haben würde. In Neapel hat man ja überhaupt nicht nöthig, hohen Ranges zu sein, um das Volk für sich zu gewinnen, das vollbringt ein derber Junge, wenn er gut schwatzen kann und nur etwas persönlichen Muth besitzt. Dies aber waren jedenfalls Eigenschaften Mas' Aniellos.

Wie wenig er vom Volke anfangs beachtet wurde, wie so gar nichts auch vorbereitet war, beweist der Umstand, daß man von seiner Person bei Wahl eines Führers gänzlich Abstand nahm, und den Fürsten von Bisignano, D. Tiberio, Feldzeugmeister und General der Napoletanischen Bataillone, wie

einſt die aufſtändigen Bauern den Götz von Berlichingen, bat und zwang, den Mittler zwiſchen dem Vicekönig und dem Volke zu machen.

Erſt als dieſer auf den Tod ermüdet, und angeekelt von der beſtialiſchen Roheit der entfeſſelten Schaaren, ſich dieſem Amte durch die Flucht entzogen hatte, wählte man den ſchönſtimmigen Fiſcher, der am lauteſten ſein „Senza gabella!“ über den volkswimmelnden Platz geſchrien hatte, zum Sprecher, zum Führer.*)

So wurde Mas' Aniello Volkshäuptling, und alſobald brach auch ſeine gemeine Natur durch alle Schranken der Geſetze, der Moral und der Menſchlichkeit hindurch. Eine Reihe von Racheacten, in Geſtalt von brennenden Häuſern und Hausgeräthen, leuchteten ihm beim Eingang ſeiner kurzen Laufbahn. Was er Vernünftiges that oder ſprach, war nicht ſeinem Hirn, ſondern dem vernünftigen Rathe des würdigen und allgemein verehrten Cardinal Filamarino entſprungen, dem er anfangs Gehör ſchenkte. Später als ihm der Herzogshut (er war vom Vicekönig, liſtigerweiſe wohl, zum Duca di S. Giorgio ernannt worden), als ihm das ſtolze Barett den Kopf bis zur Fiebergluth erhitzt, ihm das Blut in die Augen getreten war, war er nur noch entfeſſeltes Thier, und als ſolches fand er ſeinen Tod in der Carmeliterkirche. Und feig ſtarb er, weinend, um Verzeihung flehend, um ſeinem Stamme nicht untreu zu werden. Dieſer, das wandelbarſte Volk der Welt, das ſich aus Noth ſeine Götter macht und aus ſeinen Göttern wieder Noth, trug des Gemordeten Kopf durch die Straßen, bat den halbtodten ſpaniſchen Gewalthaber, ſich wieder öffentlich zu zeigen und als es geſchah, rief es in unbändiger Freude ſein: „Viva il re e viva il duca d'Arcos!“

Das Grabmal jenes alten Socialdemokraten befand ſich in der Kirche, wo er den Tod fand, und es trug die Worte: „Io sono Mas' Aniello d'Amalfi che ho levato in fine la soma ed il dazio a Napoli“ (Mas' Aniello bin ich, von Amalfi, der Neapel endlich des Druckes und der Steuern entledigte).

Auf dieſem Grabſteine las man an einem Tage des ſtürmiſchen Jahres 1799 mit Kohle in Rieſenlettern geſchrieben: Lazare, veni foras! — Sein Geiſt aber lebt noch heute im gemeinen Volke, deſſen Söhne ſich getroſt „i figli di Mas' Aniello“ nennen mögen.

---

*) Es iſt ganz unglaublich, wie viel eine ſchöne ſtarke Stimme in Neapel gilt. Mag ſie ſich im Geſang, im Sprechen, im Rufe der Händler zeigen — der Beſitzer derſelben kann der Sympathie aller gewiß ſein. Das gemeine Volk zeigt eine wahre Leidenſchaft für kräftige Stimmen und folgt einer ſolchen voll Andacht und Glauben. Die Magd lauſcht am Fenſter und wenn der Verkäufer „mit der ſchönen Stimme“ kommt, ſo kauft ſie, und immer nur von ihm. Die Mutter ruft die Bewunderung der Nachbarn auf und jubelt und ſagt: „O kommt und höret, wie ſchön mein Kind weint.“ D. V.

So sehr sich die Geschichte in Bezug auf diese interessante Erscheinung widersprechen mag: eines geht mit Bestimmtheit aus ihren Darstellungen hervor: Mas' Aniello besaß nichts von dem hohen Edelsinne des ächten Volkshelden, er war Napoletaner des letzten Standes, und diese Eigenschaft schließt Edelsinn und Aechtheit entschieden aus.

Ueber die denkwürdige Revolution und ihren Führer schrieben aber Zeitgenossen und Moderne und wir haben des Fischers Geschichte von Giraffa, de Santis, Donzelli, Capecelatro, della Porta, Baldacchini, Giannoni, d'Ambra, de Virgilii, F. Palermo u. A., und sein getreues Porträt hat uns Micco Spadaro hinterlassen.

Dieser Micco Spadaro war ein Zeit- und Kampfgenosse des Mas' Aniello, Freund des abenteuerlichen Salvator Rosa und mit diesem, wie auch mit Aniello Falcone, dem Schlachtenmaler, und Cesare und Francesco Fracanzano (alles Repräsentanten der napoletanischen Malerschule des 17. Jahrhunderts) eingereiht in die Compagnie „della morte", welche mit dem Volke von 1647 gemeinschaftliche Sache machte.

Jenes Bild Spadaro's (oder wie er heißt: Domenico Gargiulo) hängt jetzt im napoletanischen Museo nazionale neben einer gleichfalls von seiner Hand gefertigten Revolutions-Mordscene auf dem Mercatoplatze, auf welcher wir die Figur Mas' Aniellos doppelt: einmal als gemeiner Fischer, dann im reichen Costüm des Herzogs bemerken.

Diese beiden Bilder hatten ein eigenes Schicksal. Versteckt vor den leicht beleidigten Augen der Tyrannen des achtzehnten Jahrhunderts, bedeckt von dem dicken Staube desselben, mußte sie erst der eigentlich letzte Bourbone Neapels entdecken und ans Licht ziehen. Das war Ferdinand II. Er ließ die revolutionären Bilder der Rumpelkammer des Museums entnehmen und mit einer gewissen Genugthuung öffentlich aufstellen.

Der Kopf Mas' Aniellos, in Oel gemalt, ist etwas geschmiert, namentlich läßt das Gesicht eine feine Zeichnung fast ganz vergessen; dennoch erkennt man des Meisters Hand darin, sodaß man sich auf die Aehnlichkeit mit großer Gewißheit verlassen kann.

Was jedoch dies Gesicht unter dem spanischen Herzogshut (im Uebrigen trägt er die Fischerkleidung) sagt, ist weit entfernt von den idealen Vorstellungen, denen sich der dem napoletanischen Stadtpöbel Fernstehende beim Namen Mas' Aniellos vielleicht hingegeben hat. Da ist Alles gemeine List oder listige Gemeinheit. Wer aber nach Neapel kommt, der findet dieses Gesicht noch zu Hunderten lebend am Molo, auf dem Mercato, entlang der vielverrufenen Marina und sodann auf allen Wegen — wo das Gesetz umgangen wird.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus der Provinz Preußen. Ein „bunter Teller". — Verzichten Sie diesmal auf eine speciellere Ueberschrift! Lassen Sie sich einen „bunten Teller" gefallen, wie man ihn unter den Weihnachtsbaum zu stellen pflegt, da doch wieder die Tage gekommen sind, von denen geschrieben steht: „und es begab sich zu der Zeit —" An ein buntes Gemisch von Süßigkeiten denke ich freilich nicht . . . „Was kann von der russischen Grenze der Süßes kommen?" Nur das Allerlei hatte ich im Sinn, und nicht einmal einen oberflächlichen Zuckerguß werde ich anbringen können, wenn ich nicht in den Geruch eines Schönfärbers kommen will. Der Königsberger Marzipan freilich . . . den hätte ich bald vergessen! Wie kann man ihn in der Weihnachtszeit vergessen? Er ist wirklich süße Waare in der verwegensten Bedeutung des Wortes und, wenn man unseren Conditoren Glauben schenken darf, von der ganzen Welt begehrt. Ich habe noch nicht ergründen können, wie es geschehen, daß gerade in Königsberg dieses Gebäck ganz vorzüglich gerieth oder daß man auswärts die gute Meinung faßte, es gerathe nirgends besser als in Königsberg; denn an ein Geheimrecept zu denken ist Aberglaube. So viel steht fest, daß der Weltruf des Königsberger Marzipans jünger ist, als der der Thorner Pfefferkuchen, auf deren besondere Güte man selbst nahe ihrer Heimath schwört. Es ist möglich, daß sie als Vorläufer und dann als Mitläufer, nämlich bei Postsendungen an gute Freunde, dankenswerthe Reclamedienste geleistet haben. Wie schwer hatte man es früher, seine guten Freunde zu bedenken! Als noch das Kistchen in Leinwand gewickelt, mit einem Bindfaden fest umschnürt, sorgsam versiegelt, vor Eingriffen der Zollbehörden geschützt und auf der Post so theuer bezahlt werden mußte, daß sich der Preis des Gebäcks verdoppelte. Jetzt genügen ein paar Drahtstifte zur Befestigung des Verschlusses, die gedruckte Packetkarte ist nur auszufüllen, die Fünfgroschenmarke nur aufzukleben, und der schönste Satz Marzipan findet im fernsten Winkel Deutschlands seinen Weihnachtstisch. Kein Wunder, daß die Versendungen einen großartigen Umfang annehmen. Ja, man ist dem genialen Reichspostdirector überall dankbar für seine trefflichen Einrichtungen zur Erleichterung des Verkehrs, aber nirgends doch dankbarer als in diesem entlegenen Grenzgebiet des Reiches, das sich dadurch täglich lernt weniger verlassen zu fühlen. Gleichheit vor der Post ist eine praktische Errungenschaft, die wir zu würdigen wissen und die nicht allzuweit hinter der mehr theoretischen: Gleichheit vor dem Gesetz! zu stehen kommt. Fragt sich's: wie weit von Berlin? (und es fragt sich mehr und mehr überall in Deutschland: wie weit von Berlin?) so ist unsere Lage nicht einmal die ungünstigste. Wir

haben die dortigen Zeitungen ſtets am anderen Tage, und die Oſtbahn, die eine Zeit lang in ſehr unliebſamer Weiſe viel über ſich zu reden und zu ſchreiben gab, vermittelt wieder den Verkehr ſo prompt, daß Jeder ſeine Freude daran haben wird, der aus eigener Erfahrung den Vergleich mit ſüddeutſchen Bahnen (die durch Baden ausgenommen) anzuſtellen im Stande iſt. Nur ſcheint das Wagenmaterial zeitweiſe noch immer nicht ausreichend zu ſein für den gewaltig geſteigerten Waarentransport, aber auch in dieſer Hinſicht iſt man nach Kräften bemüht gerechten Beſchwerden abzuhelfen. Der Memelſtrom erhält ſeine feſte Ueberbrückung bei Tilſit, die Seeſtadt Memel ihre ſo lange ſchmerzlich vermißte Eiſenbahnverbindung, die Südbahn hat den Anſchluß an die ruſſiſchen Bahnen durchgeſetzt und erlöſt den bisher ſehr ſtiefmütterlich behandelten Theil der Provinz, der unter dem Namen Maſuren bekannt iſt, aus ſeiner Verſchloſſenheit für den Handelsverkehr, Zweiglinien der Oſtbahn, zum Theil noch im Bau begriffen, werden directere Wege ſchaffen und zugleich die Communication der kleineren Provinzſtädte unter ſich weſentlich erleichtern. Es fehlt freilich noch viel, daß unſer Eiſenbahnnetz ſo enge Maſchen hat, als im Weſten am Rhein, aber undankbar wäre es, die ſehr merklichen Fortſchritte der letzten Jahre nicht anzuerkennen. Für den Fortſchritt ſind wir allemal, ebenſo für den politiſchen, als für den ökonomiſchen, nur herrſcht über das Maß des erſteren nicht dieſelbe Einigkeit. Allerdings handelt es ſich immer nur um etwas mehr oder weniger Links; was davon abfällt, ſteht ganz Rechts, ſehr viel weiter als die Regierung ſelbſt und ihr oppoſitioneller, als der fortgeſchrittenſte Theil der Fortſchrittspartei. Dabei muß immer wieder erinnert werden, daß der Patriotismus keiner Provinz feſter eingewachſen ſein kann, als dieſer, und daß er am feſteſten da ſitzt, wo er ſich am ſelbſtändigſten fühlt. Wahrſcheinlich in keiner anderen iſt das Abonnement auf die offenen und verſchleierten Regierungsblätter ſo gering, aber andererſeits ſieht ſich auch die Parteipreſſe genöthigt, mit großer Vorſicht Alles zu vermeiden, was dieſes patriotiſche Gefühl verletzen könnte, und die Scheu vor Beeinfluſſung der eigenen Meinung iſt ſo groß, daß die politiſchen Führer nie unbedingt auf ihren Anhang rechnen dürfen, wenn ſie die Parteiintereſſen zu erſichtlich in den Vordergrund ſtellen oder mit einem Programm operiren. Man iſt in allen liberalen Kreiſen gut Bismarckiſch und würde nicht hinter den Abgeordneten ſtehen, wenn ſie es nicht wären. Die kleine Schaar der Altconſervativen ſucht zwar unter ſich den Zuſammenhang zu erhalten, iſt aber zur Zeit kaum eine politiſche Partei, eher eine geſellſchaftliche Clique zu nennen. In den Kreiſen mit vorwiegend littauiſcher Bevölkerung läßt ſich bei Wahlen eine Mehrzahl von Stimmen zwar gegen die Fortſchrittspartei zuſammenbringen, aber doch nur dann, wenn ſie auf einen Prinzen des königlichen Hauſes oder auf einen berühmten General gelenkt wird. Im oſtpreu-

ßischen Ermlande hat die katholische Geistlichkeit genug Einfluß, um klericale Wahlen durchzusetzen und den Altkatholicismus fern zu halten; aber auch so weit folgt man ihr nicht überall gern, und die Bevölkerung zu einer feindseligen Haltung gegen Staat und Staatsgesetz zu bringen darf sie, wenn sie sich selbst lieb hat, nicht versuchen. Auch das katholisch-polnische Element in Westpreußen ist nicht sonderlich staatsgefährlich und würde sich selbst bei einer Theilung der Provinz in der Minorität befinden. So argumentiren auch die Danziger und ihre Anhänger, die noch immer für eine solche Theilung lebhaft agitiren. Sie erscheint durchaus nicht wünschenswerth aus den Gründen, die an dieser Stelle schon früher entwickelt sind. Nur dem Einwande möchte ich hier noch begegnen, daß, welche Rücksichten auch dem preußischen Staat gegenüber maßgebend sein mögen, Ostpreußen doch keine Veranlassung habe, im eigenen Interesse einer Trennung von Westpreußen zu widersprechen. Das ist ein großer Irrthum. In Preußen ist die Provinzialeintheilung naturwüchsig; jede Provinz fühlt sich als einen politischen Körper von einer gewissen Eigenartigkeit; sie würde, wie sie zu irgend einer Zeit einmal staatliche Selbständigkeit gehabt hat, für den Nothfall auch wieder für sich stehen können. Ein solcher Körper will nun aber auch Gewicht haben, zunächst zu seiner eigenen Beruhigung, dann im Verhältniß zu den anderen gleichberechtigten Körpern. Nun ist zwar die jetzige Provinz Preußen räumlich sehr ausgedehnt, aber der Einwohnerzahl noch nicht so weit anderen Provinzen voraus und in ökonomischer Hinsicht sehr weit gegen andere zurück. Schon im Ganzen behauptet sie daher den staatlichen Centralbehörden gegenüber nur mit Anstrengung ihren Einfluß; jede Hälfte für sich würde bald ihre Ohnmacht fühlen und sich um so mehr lahm gelegt sehen, als sofort ein Gegeneinanderarbeiten unvermeidlich wäre. In dem russisch-polnischen Hinterlande und auf der Ostsee würde sich eine höchst ungesunde Handelsconcurrenz festsetzen, und das dann ganz natürliche Bemühen beider Theile, den Staat in ihr Interesse zu ziehen und durch ihn besondere Vortheile zu erlangen, könnte nur schädigend wirken. Wie man daher auch die Verwaltung decentralisiren möge, ein Oberpräsident als Repräsentant der Staatsautorität, und ein Provinziallandtag zur obersten Controle der Selbstverwaltung muß uns bleiben, wenn unsere Kraft gesammelt, unser politisches Gewicht nicht geschmälert sein soll. — Die neuen Gesetze bürgern sich bei uns leichter und schneller ein, als erwartet werden konnte. Die ländlichen Unruhen, die freilich gegen das Institut der Amtsvorsteher gerichtet schienen und deren eigentliche Bedeutung ich schon in einem früheren Briefe klarzulegen versucht habe, haben sich nicht wiederholt und werden sich schwerlich wiederholen. Wirkliche Uebelstände für die ärmere Bevölkerung hat die neue Organisation nur in den Kreisen, in denen wegen Mangels an anderem Material die Amtsvorsteher aus der Zahl

der Staatsbeamten haben entnommen werden müssen. So sind in dem mit großen Forsten bedeckten südlichen Theile von Masuren vielfach Oberförster mit diesem Amt betraut. Nun aber war die Abhängigkeit der sehr armen Bauerschaften jener Gegenden von diesen Hochmögenden schon früher sehr groß; jetzt ist einem despotischen Regiment Thür und Thor geöffnet, und daß an mancher Stelle starke Neigung dazu vorhanden ist, wird von Leuten behauptet, die mit den Verhältnissen genau bekannt sind. Hier sollte die Regierung die strengste Aufsicht führen und jede Ueberschreitung der Amtsbefugnisse ernstlich ahnden. Der Erlaß des Oberpräsidenten an die Civilstandsbeamten mit der Aufforderung, der Vernachlässigung kirchlicher Acte durch Mahnungen und Vorstellungen entgegenzuwirken, beweist zum mindesten, daß die Befürchtungen der evangelischen Geistlichkeit, das kirchliche Leben werde durch das neue Gesetz stark gelockert werden, nicht ohne Grund waren. Es zeigt sich nun, wie sehr sie sich die Gemeinden entfremdet hat. Nun kommen von allen Seiten die Klagen über Schmälerung des Einkommens, über den Verfall der Landeskirche; aber „die Gläubigen", wie sie sich selbst nennen, wollen sich auch jetzt den Forderungen der Zeit und der Vernunft nicht bequemen. Wird ihnen so zu helfen sein? N—s.

Aus Schleswig-Holstein. Zum Verständniß der Meinungen. — Die öffentlichen Blätter, welche in der hiesigen Provinz erscheinen, haben mit wenigen Ausnahmen keine über das Weichbild der betreffenden Stadt hin ausreichende Verbreitung, da die großen Hamburgischen Zeitungen theils als Localblätter, theils auch als amtliche Publicationsorgane für die Behörden in den Herzogthümern der einheimischen Publicistik eine solche Concurrenz bereiten, daß alle Versuche der provinziellen Organe, ihren Leserkreis über die Grenzen der engeren Heimath auszudehnen, stets mehr oder weniger gescheitert sind.

Diese Thatsache hat aber Uebelstände zur Folge gehabt, von denen zwei namentlich in die Augen springen; zunächst ist das auswärtige Publikum zu seiner Orientirung über die hiesigen Verhältnisse und die Stimmung im Lande meist auf auswärtige Organe angewiesen, die, wenn sie nicht gar aus trüber Quelle schöpfen, die Zustände in unserem Lande unter einer Beleuchtung erscheinen lassen, welche aus dem eigenen Parteiinteresse häufig reflectirt wird. Nach dieser Richtung hin bewegen sich die Anklagen, welche meist nicht ohne Grund von hier aus gegen einen Theil der hauptstädtischen Presse gerichtet werden, die der sehr subjectiven Auffassung ihrer meist altländischen Correspondenten im hiesigen Lande, die sich in die hiesigen Verhältnisse nicht zu schicken vermochten und das eigene persönliche Unbehagen an den ungewohnten Verhältnissen auf ihre politischen Meinungsäußerungen übertragen,

einen sehr weiten und aus der Ferne oft nicht controlirbaren Spielraum ließ.

Andererseits hat das Fehlen eines einflußreichen provinziellen Organs, wie die alten Provinzen solche zahlreich aufweisen, auch den Nachtheil gehabt, daß diejenigen einheimischen Kräfte, die sich sonst veranlaßt sehen mochten, durch publicistische Thätigkeit einer gerechten Beurtheilung unserer Zustände Bahn brechen zu helfen, sich dieser Aufgabe deshalb entzogen, weil sie von einer Wirksamkeit in der engen Begrenzung der einheimischen Journalistik sich einen ersprießlichen Erfolg nicht versprechen zu können glaubten.

So hat es geschehen können, daß den Anklagen über unsere schleswig-holsteinischen Verhältnisse nur höchst selten in der auswärtigen Presse Darstellungen gegenüberstehen, welche Land und Leute diesen Auslassungen gegenüber in Schutz nehmen.

Wenn Sie nun nach dem Grundsatze Audiatur et altera pars einem gänzlich unbekannten Freunde Ihrer Blätter gestatten wollen, in Kürze den Nachweis zu versuchen, daß ein guter Theil der erhobenen Anschuldigungen, soweit er überhaupt stichhaltig ist, in der historischen Entwickelung unseres Landes seine Begründung findet, so werde ich Ihnen für das mir nach dieser Richtung bezeigte Wohlwollen dankbar sein.

Kaum ein Jahrzehnt ist verflossen, als noch die Schleswig-Holsteiner die Schmerzenskinder des gesammten Deutschlands waren. Lange bevor „der verlassene Bruderstamm" von dem publicistischen Retter der bedrückten Nationalitäten dem deutschen Volke in Erinnerung gebracht wurde, war das Ursprungszeugniß aus Schleswig-Holstein für den Inhaber desselben die bestmögliche Empfehlung weit und breit. Wenn diese so überaus wohlwollende Stimmung jetzt vielfach in ihr Gegentheil umgeschlagen ist, so kann diesem Umschlage nur eine Charakterveränderung der Schleswig-Holsteiner oder eine Erkaltung der Sympathie Deutschlands zu Grunde liegen, die in dieser warmen Weise nur dem Unglück gezollt wurde.

Ersteres behauptet ein großer Theil namentlich der officiösen hauptstädtischen Presse, letzteres möchten wir als die begründetere Erklärung aufstellen.

Um über den Grund der Berechtigung der gegen die Schleswig-Holsteiner erhobenen Vorwürfe ein Urtheil zu fällen, muß man, wie wir meinen, in einem höheren Maße dem historischen Gange der Ereignisse seine Aufmerksamkeit schenken, um daraus zu erkennen, daß das, was als Eigensinn und Particularismus gescholten wird, soweit es wirklich vorhanden ist, ein Product des historischen Entwickelungsganges unseres Volkes ist.

Die Herzogthümer, seit vielen Jahrhunderten unter eigenen Fürsten mit einander eng verbunden, blieben auch, als sie unter dem oldenburgischen Hause

mit dem däniſchen Reiche das gemeinſame Oberhaupt theilten, an der äußerſten Nordmarke getreue Hüter und Bewahrer deutſcher Sitte und Geſinnung. Das Jahr 1848, welches durch die radicalen oder vielmehr revolutionären Bewegungen der Kopenhagener Clubiſten das Königthum zu einem willenloſen Spielzeuge in den Händen der am Ruder befindlichen Demagogen machte und dieſes veranlaßte, die feierlich garantirte Verbindung der Herzogthümer in Frage zu ſtellen, führte zu der bekannten Erhebung in den Herzogthümern, die nach wechſelvollen Ereigniſſen und nachdem Deutſchland und insbeſondere Preußen dieſelben in Stich gelaſſen, Land und Leute den däniſchen Drängern widerſtandlos auslieferten. Die nun folgende Periode bis zum Ausſterben des oldenburgiſchen Königshauſes laſtete mit ihrem Druck ſchwer auf den Herzogthümern, die in ihrer politiſchen Entwickelung völlig zurückbleiben mußten, da die ganze Thätigkeit der zu einer ſolchen Wirkſamkeit, wenn auch nur in beſchränkter Weiſe, berufenen Perſonen ſich in einer Abwehr der nationalen Vergewaltigung concentrirte.

In dieſem engen Cirkel des paſſiven Widerſtandes verſchwammen alle Parteiunterſchiede und ſtockte alle über dieſes gemeinſame Feld der Thätigkeit hinausgehende politiſche Arbeit.

So fand das Jahr 1864 die Herzogthümer einig und als nun die Gelegenheit gegeben ſchien, das däniſche Joch abzuſchütteln und das Volk ſich um den ſchaarte, in deſſen Perſon der Ruf „Los von Dänemark" ſeinen berechtigten Ausdruck zu finden ſchien, da waren es die beiden deutſchen Vormächte, welche unſer Volk in ihrer eigenſten Sache zur Unthätigkeit verurtheilten, wechſelweiſe ſich in die Herrſchaft über daſſelbe theilten, um, nachdem die Gegenſätze zwiſchen ihnen auf den böhmiſchen Schlachtfeldern zum Austrag gebracht waren, Land und Leute dem Sieger auszuantworten.

Das ſtraffe Regiment der Dictaturperiode, das nach der definitiven Einverleibung ſich nur in conſtitutionelle Formen kleidete, ohne den ungewohnten Verwaltungsmechanismus und deſſen rückſichtsloſe Handhabung dem Gefühl und Verſtändniß des Volkes näher zu bringen, hat dennoch nicht, namentlich ſeit dem franzöſiſchen Kriege in der großen Majorität der Bevölkerung die Anhänglichkeit an den neuen Verband zu erſchüttern vermocht.

Das was als Particularismus und Eigenſinn erſcheinen wird, iſt nicht eine Abwendung von dem gemeinſamen Verbande, den, von wenigen Ausnahmen abgeſehen, Niemand gelöſt ſehen möchte, ſondern die durch die hiſtoriſche Entwickelung zur nothwendigen Erſcheinung gebrachte Thatſache, daß unſer Volk, das auf eine lange Geſchichte einer ſelbſtändigen Stellung zurückblicken kann, ſich nicht entſchließen mag, heute das „Kreuzige ihn" über den auszurufen, dem ſie geſtern „Hoſiannah" zugejubelt, als ſie in ihm ihr eigenes Recht verkörpert ſah.

Der ohnehin nicht bewegliche Charakter unseres Volkes würde in einer solchen Apostasie eine Verurtheilung seiner selbst finden, für die es durch keine Belohnung in seinem Gewissen Beruhigung fände.

Nachdem aber und wie wir ausdrücklich hinzufügen, zu unserem Glücke, zu einer selbständigen Gestaltung unseres Landes kein Raum gefunden und nachdem der enge Anschluß an den neuen Verband das Schiboleth aller Parteien, von einer winzigen Minorität abgesehen, geworden, konnte immerhin der Assimilationsproceß auf die vorhandenen Gefühle der Bevölkerung insoweit Rücksicht nehmen, daß, ohne der Einheit im Ganzen Eintrag zu thun, wenn nicht die sog. berechtigten Eigenthümlichkeiten geschont, doch aber den gerechten Ansprüchen der Provinz Rechnung getragen wurde.

Ein solches Entgegenkommen vermissen wir aber in der Art der Behandlung, welche den Herzogthümern neuerdings in der Frage der Zwangsanleihe zu Theil geworden ist, indem man die Erörterung dieser Ansprüche durch eine ebenso in der Form verletzende als durch die Geringfügigkeit des Angebots unzureichende Entscheidung abschneiden zu können geglaubt hat.

Die fraglichen Anleihen, welche während der Erhebung der Herzogthümer von den Communen aufgebracht werden mußten und zum großen Theil für die Verpflegung der deutschen Reichstruppen verwandt sind und welche sich auf mehrere Millionen Thaler belaufen, sind nach Unterwerfung der Herzogthümer unter die dänische Uebermacht von den Siegern durch einen Federstrich für unverbindlich erklärt worden.

Nachdem die Herzogthümer von Preußen annectirt worden und alle Einwohner aus denselben diesem zu Gute gekommen sind, lag es nahe, daß nun auch der gemeinsame Verband die Schulden des annectirten Landes auf sich nähme, umsomehr als diese Schulden zu einem Zwecke contrahirt waren, für den Preußen selbst seiner Zeit und bis zu dem Zeitpunkt eingetreten war, als die Reaction auch Preußen veranlaßte, den Herzogthümern die Waffen aus der Hand zu nehmen.

Wäre aber selbst die Rechtsfrage streitig, so war immerhin ein Zweifel darüber nicht möglich, daß die stärksten Gründe der Billigkeit einer angemessenen Ausgleichung dieser Angelegenheit, wie sie auch von der zweiten Kammer der Regierung empfohlen war, das Wort redeten, gelte es auch nur, den Schleswig-Holsteinern, welche in einer angemessenen Behandlung dieser Angelegenheit einen Rechtsanspruch sehen, einen Hauptgrund ihrer Beschwerden zu entziehen.

Die in diesen Tagen dem Provinziallandtage vorgelegte peremtorische Proposition glaubt nun durch Zahlung einer Aversionalsumme von 400,000 Thlr. eine völlig genügende Entschädigung für die zehnfach größere Forderung zu gewähren und die fast einstimmige Zurückweisung dieser Proposition abseiten

des Provinziallandtages hat nicht verfehlt, die Klagen über den Eigenſinn unſerer Landsleute von Neuem zu wecken, mit welchem Rechte, darüber geben wir unter Bezugnahme auf unſere vorſtehenden Ausführungen den Leſern das Urtheil anheim.

Jedenfalls liefert die ſo außerordentlich reiche Fürſorge, welche das Reich den materiellen und geiſtigen Intereſſen von Elſaß-Lothringen nach ihrer Einverleibung in das deutſche Reich gewidmet hat, den Beweis, daß man dieſen Provinzen gegenüber ein Verfahren einſchlagen zu müſſen geglaubt hat, deſſen Conſequenzen, wenn auch nur in der abgeſchwächteſten Form vergeblich für die Herzogthümer gefordert ſind.

Alle dieſe Vorgänge ſollten ſich diejenigen gegenwärtig halten, welche in Veranlaſſung dieſes jüngſten Vorkommniſſes über den Eigenſinn und den Particularismus unſerer Bevölkerung Zeter zu ſchreien ſich veranlaßt fühlen. Dieſen Anklagen gegenüber möge aber das Stillſchweigen nicht als Zugeſtändniß des Unrechts gelten ſondern nicht unerwogen bleiben, daß eine wirkſame Vertheidigung in Parlament und Preſſe, wie bereits oben angedeutet, unſeren eigenen Landsleuten in einem weit geringeren Grade zu Gebote ſteht, als z. B. den Hannoveranern, die, ohne uns in der treuen Anhänglichkeit an den neuen Verband zu überflügeln, ſich materiell weit beſſer zu ſtellen gewußt haben, weil unſere Landesgeſchichte der letzten 25 Jahre in dem einſeitigen Nationalitätskampfe die Folge haben mußte, die beſten Kräfte in der parlamentariſchen Armee abzuſtumpfen und für die in dem neuen Verbande ihrer harrenden Aufgaben weniger geſchickt zu machen und andererſeits die unter der Fremdherrſchaft verſagte Gelegenheit zur Auszeichnung die Bethätigung in den Verwaltungszweigen zu einer ebenſo unerwünſchten Aufgabe machte, wie die publiciſtiſche Thätigkeit durch die auf dem Gebiete der Preſſe in Uebung befindlichen Repreſſivmaßregeln.

Wenn dies die Folge gehabt hat, daß wir weder bedeutende parlamentariſche Capacitäten ins Feld zu ſtellen gehabt haben, noch aus unſeren Reihen Männer ſich in einflußreichen amtlichen Stellungen befinden, noch endlich durch maßgebende einheimiſche Preßorgane die öffentliche Meinung zu unverfälſchtem Ausdruck hat gelangen können, ſo ſind dies Umſtände, die bei der Beurtheilung hieſiger Verhältniſſe in Betracht gezogen werden ſollten und deren Würdigung wohl dahin führen könnte, das jetzt landläufige abfällige Urtheil über Schleswig-Holſtein und ſeine Bewohner weſentlich zu rectificiren.

Aus dem Reichsland. Ungemüthliche Stimmungen. — Erlauben Sie Ihrem alt-elſäſſiſchen Correſpondenten Ihnen über gewiſſe, dem Anſcheine nach unbedeutende und für das größere Publikum vielleicht unan-

ſehnliche Vorkommniſſe, die aber doch bei uns ziemlich anſehnliche Wellen ſchlagen, zu berichten. Es iſt hier nicht mehr die Rede von Verwaltung, vom Landeshaushaltsetat oder gar von Autonomie, ſondern von dem geſellſchaftlichen Auftreten des Einen und des Andern, des Eingewanderten und des Alt-Elſäſſer. Käme in dieſen Verhältniſſen ein richtiges Verſtändniß der Sachlage zu Stande, ſo könnte vielen Mißhelligkeiten, zum allgemeinen Frommen, ein Ende gemacht werden. Daß zwiſchen der alten Einwohnerſchaft, in den Städten beſonders, und der deutſchen Einwanderung noch zur Stunde wenig Zuſammengehen beſteht, brauche ich wohl nicht hervorzuheben; das weiß eben Jedermann, und es giebt auch Zeitungscorreſpondenten, welche ihr beſonderes Augenmerk auf alle kleineren und größeren Zwiſtigkeiten richten, die dieſes unerquickliche Verhältniß zu Tage fördert. Beſſer wäre es vielleicht, ſie ſchwiegen davon und ließen die Sache ſich langſam aufklären. In jedem eroberten Lande pflegen ja ſolche Reibereien vorzukommen; die Einen ſind verſtimmt und nervös, weil ſie ſich eben als Beſiegte fühlen; die Andern leben in dem Gefühle des Siegers und es liegt in der Natur der Dinge, daß ſie ſich dieſes Gefühles nicht erwehren, ſelbſt da, wo es ſich nur darum handelte, dem Beſiegten gegenüber, einen Schleier auf ihre, wenn auch noch ſo berechtigte, Selbſtbefriedigung zu werfen. Auch fühlen ſie ſich unangenehmer berührt, als es nothwendig wäre, durch die geſellſchaftliche Oppoſition, welche ihnen von der andern Seite entgegentritt und welche gerade wieder durch ihre eigene, ihnen nicht zu verdenkende Unkenntniß der tieferen Gemüthsſtimmung der Einwohnerſchaft, hervorgerufen wird. Beſſer wäre es und politiſcher, wenn in ſolchen Verhältniſſen ein Jeder ruhig abwartend in ſeiner eigenen Sphäre verbliebe und es unterließe, mit dem ganz anders denkenden und fühlenden Nachbar anzubinden. Freilich iſt das ein ungemüthliches Weſen, aber will man das Zuſammenleben erzwingen, ſo wird es noch viel ungemüthlicher und verknöchert ſich auch dieſe Ungemüthlichkeit, ſo zu ſagen. Es ſollte von vorn herein ein Jeglicher begreifen, daß, nach einem Kriege und einer Eroberung, man einem Lande geſtatten muß, ſich beſonders in geſellſchaftlicher Hinſicht zu ſammeln, oder beſſer, wie bei einem durch Stürme aufgewühlten See, ſein getrübtes Gewäſſer ſich klären, und die verſchiedenartigen hin- und herwallenden Elemente ſich ſondern und ablagern zu laſſen. Erſt wenn dieſer Proceß vor ſich gegangen ſein wird, kann ſich ein normales Leben entwickeln. Miſchen ſich aber die neuen Elemente unter die alten, und ſucht man gefliſſentlich, und wenn auch in der beſten und verſöhnlichſten Meinung, eine Annäherung der beiden „Geſellſchaften" zu erzwingen, ſo wird man eben alles Andere als gerade eine Verſöhnung hervorrufen und die beiden Elemente in noch ſchrofferer Weiſe ſich abſondern ſehen. In ſolchen Angelegenheiten iſt es nothwendig, daß mit vielem Tact vorgegangen und mit großem Feingefühl Hand angelegt

werde. Was in den letzten Tagen auf diesem Gebiete in Sachen der Armenlotterie von Straßburg geschehen ist, wäre somit von besonderem Werthe, und möchte ich es — im Gegensatz zu den Auffassungen verschiedener rechtsrheinischer Zeitungen — einem Jeglichen, Eingewanderten oder Alt-Elsässer, zu richtiger Würdigung anempfehlen. Wer nicht in unseren Verhältnissen zu Hause ist, und von außen zu uns herein kommt, der möchte wohl im ersten Augenblick sich wundern, daß auf diesem Gebiete der Unterstützung der Armen kein Zusammenarbeiten möglich sei; und viele Eingewanderte fühlen sich heute noch dadurch recht bitter getäuscht und verletzt, — würden aber eine richtigere Empfindung haben, wenn sie sich objectiv in unsere Denkungsweise hineinleben, und sich von unserem Standtpunkte aus! den letzten Krieg mit all seinen Schrecken und Nachwehen ins Gedächtniß rufen wollten. Da würden sie erkennen, daß es eben heute noch viel besser ist für beide Theile, man lasse jeden auf seinem Wege und suche nicht diese zwei Wege zu vereinigen, bevor der natürliche Zeitpunkt gekommen sein wird. Die Alt-Straßburger haben nun, seit einigen vierzig Jahren, eine Gesellschaft gebildet, die jedes Jahr zu Weihnachten eine Armenlotterie veranstaltet; diese Gesellschaft wird nur zusammengesetzt durch alte, so zu sagen reichsstädtische Elemente. Jedermanns Gaben werden freundlichst angenommen, aber der eigentliche Kern der Gesellschaft ist heute, wie er vor dem Kriege war, rein alt-straßburgisch. Früher kam es öfters vor, daß das specifisch französische Verwaltungselement sich in diese Gesellschaft hineinzwängen wollte, und daß man ihm höflich zu fühlen gab, man möchte lieber unter sich bleiben. Heute lebt dieser particularistische Geist immer noch fort, und wurde durch die Ereignisse eher verstärkt: ist es doch ganz natürlich, daß nach großen Begebenheiten die Landsleute sich enger aneinander schließen: der psychologische Moment wird schon kommen, wo man sich dem neuen Leben erschließen wird; aber dieser psychologische Moment kann eben nicht erzwungen, muß in Geduld abgewartet werden. Ob die Eingewanderten einen Versuch machten, in diese Gesellschaft aufgenommen zu werden, kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen; überrheinische Zeitungen, wie die „Karlsruher" unter andern, haben in dieser Angelegenheit in sehr gereiztem Tone von der Verschlossenheit der Alt-Straßburger gesprochen, und die Eingewanderten haben auch eine besondere Hülfs-Gesellschaft gebildet, welche einen „Bazar" errichtete und Geld für die Armen sammelte. So wären also die beiden Elemente geschieden, und, ich will es noch einmal betonen, diese Scheidung ist nicht, wie so Manche es behaupten, ein bedauerliches, sondern ein im Grunde recht erfreuliches Ereigniß. Man muß doch die Sachen nehmen, wie sie stehen. Je mehr die Einwanderung ein Zusammenwirken mit der Einwohnerschaft erzwingen will, je weniger wird diese zu Stande kommen, gerade weil die Alt-Elsässer hinter diesem gesellschaftlichen

Zuvorkommen einen politiſchen Hintergedanken wittern, und eben zur Zeit noch nicht in der Stimmung ſind, mit dem Sieger gemeinſchaftlich und öffentlich zuſammenzuleben. Läßt man im Gegentheil die Sachlage ſich auf normale Weiſe entwickeln, greift man nicht ſelbſt in das Räderwerk ein, übt man Geduld, ſo wird ſich Alles nach und nach in die richtigen Geleiſe finden. Und man ſage nicht, dieſer Particularismus, der ſich in dem Armenweſen zum Beiſpiel und noch auf anderen Gebieten kund giebt, ſei verbiſſener, franzöſiſcher Chauvinismus. Nein! das iſt eben der elſäſſiſche Particularismus, der ſchon vor dem Kriege der franzöſiſchen Verwaltung gegenüber beſtand, der heute gerade der nämliche geblieben iſt, der deutſchen gegenüber, und auf welchen Deutſchland ein elſäſſiſches Staatenweſen hätte aufbauen können, wenn Deutſchland es eben gewollt hätte.

Vielleicht werden meine deutſchen Leſer ob dieſer Auffaſſung in Staunen gerathen und auch die eingewanderten Berichterſtatter werden ſich wahrſcheinlich nicht darin zurecht finden. Uns Elſäſſern darf es ſchon erwünſcht ſein, wenn die rechtsrheiniſchen Zeitſchriften uns erlauben wollen, dieſe unſere Anſichten offen und ehrlich in ihren Spalten auseinanderzuſetzen. Am Ende wird denn doch ein Verſtändniß erzielt werden, und jedenfalls muß es Deutſchland auch ſeinerſeits erwünſcht ſein, dieſen ihm fremd klingenden Stimmen Gehör zu verleihen und, wenn auch mit Staunen, zu horchen auf dieſen unſeren linksrheiniſchen, elſäſſiſchen Gedankengang. Ein Alt-Elſäſſer.

Aus Berlin. Die Reſtauration in Spanien. Die Sylveſternacht. Theater. — In die Stille der Feiertagswoche fiel diesmal ein Ereigniß der auswärtigen Politik, welches uns zwar nur mittelbar, aber bei dem engen Zuſammenhang der internationalen Beziehungen und Intereſſen doch nahe genug berührt. „Fern im Süd das ſchöne Spanien" ſpielt ſchon geraume Zeit die erſte Violine im europäiſchen Völkerconcert; freilich iſt dies Inſtrument nicht gerade von bezauberndem Wohlklang. Und auch indem jüngſten Vorgange, der Reſtauration der Bourbons, vermögen wir ein allzu erfreuliches Ereigniß vorläufig nicht zu erblicken. Mögen auch die Ultramontanen aller Orten einigermaßen verſtimmt und enttäuſcht ſein, daß ihrem carliſtiſchen Ideal von unverfälſchteſten Gottes- und Papſtesgnaden der Boden unter den Füßen weggezogen wird, wir können uns der unbehaglichen Ahnung nicht entſchlagen, daß ſie bald genug auch mit dem Sohn der Tugendroſe ſich vertragen werden, der die Vertheidigung der Kirche als erſtes Regierungsprincip aufſtellt und vor allen Dingen ſich mit dem päpſtlichen Segen wappnet. Es iſt wahr, die neue Regierung tritt mit leidlich liberalen und conſtitutionellen Allüren auf, aber wer kann es dem geſchichts- und menſchenkundigen Beobachter verdenken, wenn er dieſen ganzen Stamm, von dem wir ſeit Jahr-

hunderten nichts als Reaction und Bigotterie erlebt, für faul und erſtorben anſieht? Der Bann einer ſtarren Familientradition und beſchränkten Erziehung iſt ſchließlich doch ſtärker als die Lehren der Geſchichte und Vernunft.

Man ſcheint hier in maßgebenden Kreiſen die Wandlung der Dinge in Spanien nicht ſo ungünſtig anzuſehen. Für dies ſeltſame republikaniſche Staatsangebinde auf dem claſſiſchen Boden des abſoluten Königthums, das von vornherein für eine dauernde lebensfähige Schöpfung ſich ſelbſt kaum ausgab, konnte man freilich auch keine große Sympathie empfinden. Man ſcheint die Ausſicht, daß die bourboniſche Reſtauration in Spanien die ultramontan-legitimiſtiſchen Tendenzen auch anderwärts wieder beleben, den geſunkenen Muth der zahlreichen „Depoſſedirten" wieder anfachen können, nicht für begründet oder gefährlich zu erachten, und wir wollen mehr hoffen als glauben, daß die Optimiſten Recht behalten. Das deutſche Reich iſt im Grunde in der Lage, die Vorgänge in dem entkräfteten Pyrenäenlande mit Gleichmuth zu betrachten; zum Wohlwollen aber ſehen wir keinen Grund. Daß der junge „König" ſeine verrufene Mutter einſtweilen noch außer Landes zu laſſen gedenkt, iſt uns keine Bürgſchaft, daß nicht doch über kurz und lang die würdige Iſabella und der heilige Franz von Aſſiſi mit dreifachem päpſtlichen Segen und der ganzen Laſt politiſcher und moraliſcher Sünden am Manzanares ſich wieder niederlaſſen werden.

Eine gute Mahnung und Lehre ſcheint uns der ſechsjährige Kreislauf der ſpaniſchen Dingezu enthalten: die Entrepreneure leichtſinniger Umſturzverſuche und Revolutionen werden vielleicht in Zukunft etwas bedachtſamer und vorſichtiger zu Werke gehen, und davon wird im Allgemeinen das conſervativ-monarchiſche Syſtem – im guten Sinne — eine Stärkung und Feſtigung in der öffentlichen Meinung gewinnen. Darum ſechs Jahre lang Bürgerkriege und innere Unruhen, ausländiſche Herrſchaften und Soldatenconſpirationen, die Intriguen ehrſüchtiger Marſchälle und die Schwärmereien impotenter Idealiſten, politiſche und materielle Schäden der ſchwerſten Art, um dann das vertriebene und unwürdige Herrſcherhaus in einem jungen Sproſſen zurückgerufen zu ſehen, von dem man im beſten Fall noch nicht wiſſen kann, weß Geiſtes Kind er iſt? Daß die Republik ſich wieder einmal in unſerem monarchiſchen Erdtheil als unfähig und unmöglich erwieſen hat, betrachten wir als eine werthvolle Thatſache, wenn auch der Träger des ſpaniſchen Königthums dennoch unſere Sympathie nicht beſitzt.

Doch nun von der großen Weltbühne, wo in einer Nacht Republiken ſtürzen und Könige auferſtehen, ein ganzes Volk mit Regierung und Völkermacht klingenden Spieles von einem Lager ins andere zieht, zurück zu den kleinen Tageserlebniſſen unſerer Reſidenz! Die Sylveſternacht, welcher der friedliche Staatsbürger ſonſt nur mit einer Art Grauen entgegenſah, deren

Trophäen zahllose angetriebene Cylinder, eingeworfene Laternen, wüstes Gebrüll, gelegentlich auch zerschlagene Knochen zu sein pflegten, sie ist diesmal ohne erhebliche Störung vorübergegangen, Dank den imposanten Streitkräften, welche die Polizei neuerdings bei solchen festlichen Gelegenheiten entfaltet. Der Chef der hiesigen Polizei, Herr von Madai, der sonst in der Verwaltung seines dornenvollen Amtes sich nicht gerade des allgemeinen Beifalls erfreut, hat doch in Verdrängung des Unfugs in jeglicher Gestalt von der Straße Einiges geleistet. Während früher bei solchen Anlässen selbst die „Linden" kaum zu passiren waren und die berühmte Ecke bei „Kranzler", wo die zwei mächtigsten Verkehrsströme in einander münden, zu einem geradezu lebensgefährlichen Engpaß wurde, müssen jetzt die aus Profession oder Liebhaberei Excesse suchenden Gentlemen schon die dunkleren Vorstädte oder die Hasenhaide zum Schauplatz ihrer Belustigungen erwählen, und der friedliche Berliner Familienvater freut sich der sicheren Ruhe — und räsonnirt den nächsten Morgen an der Hand der „Vossischen" oder der „Staatsbürgerzeitung" über Polizei, Militär, Steuern und andere lustige Dinge, die nun doch einmal in unserem unvollkommenen Zeitalter nicht zu entbehren sind.

Von unseren Bühnen ist viel Neues oder Hervorragendes nicht zu berichten. Des meisten Zuspruchs erfreut sich das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater mit seiner neuen Lecocqschen Operette „Giroflé—Girofla", einer Vorstellung, die mit einer gefälligen, oft einschmeichelnden, frischen und munteren Musik eine humoristische Grundidee, eine Reihe höchst scherzhafter Situationen und Personen und eine außerordentlich prächtige Ausstattung verbindet. Lecocq verdrängt überhaupt auf der deutschen Bühne mehr und mehr den nachgerade ausgeklungenen und in Manierirtheit und Affectirtheit verfallenen Offenbach, was wir nach den letzten Erzeugnissen dieses Tondichters keineswegs bedauern können. Die neueste Operette, von der wir sprechen, versetzt uns nach Spanien, aber in das alte romantische Spanien der Mauren und Piraten. Da lebt ein würdiger Caballero, der zwei Töchter hat, welche sich so ähnlich sahen, daß kein Mensch sie unterscheiden kann. Beide sollen ihre Hochzeit feiern; da wird die eine von Seeräubern entführt. Um nun dies fatale Ereigniß dem überaus wilden und jähzornigen maurischen Schwiegersohn (einer Figur von vollendeter drastischer Komik) zu verheimlichen, muß die andere Schwester die Rolle der Entführten mit übernehmen, und den beiden verlangenden Gatten sich für die richtige Angetraute ausgeben, eine schwierige und auf die Dauer unhaltbare Situation, die begreiflicher Weise zu höchst komischen Scenen führt und trotz der Versuchung, das pikante Thema nach der lasciven Seite auszunutzen, im Ganzen decent durchgeführt ist.

Das letztere kann man von einem andern neuen Producte, womit uns die nun einmal unvermeidliche französische Bühne beschenkt hat, nicht be-

haupten. Die „kleine Marquise" von Meilhac und Halevy, welche uns das „Residenztheater" als Weihnachtsgabe bot, hat denn doch selbst bei dem keineswegs prüden hiesigen Publikum, welches der „Kameliendame", der „Fernande" und ähnlichen widerlichen „Sittenbildern" donnernden Beifall spendete, durch die vollendete Schamlosigkeit und Frechheit und bei alledem Langweiligkeit und Fadheit so entschiedene Mißbilligung erfahren, daß das traurige Machwerk nach drei- oder viermaliger Auszischung von dem Repertoire abgesetzt werden mußte. Ich mag Sie nicht mit der Analyse dieses Schmutzes belästigen, obwohl es von culturhistorischem Interesse wäre, zu zeigen, was für nichtswürdige Gemeinheiten und Unanständigkeiten man nicht nur einem Pariser Publikum zu bieten, sondern mit rapider Schnelligkeit auf die Bühnen des gesammten Europa zu verpflanzen wagt. Hoffentlich ist das Schicksal der „kleinen Marquise" eine Warnung, in Zukunft wenigstens mit etwas mehr Geschmack und Kritik bei den Acclimatisationsversuchen von Pariser Sumpfpflanzen auf dem Boden des deutschen Theaters zu verfahren. O.

Literatur.

Der höhere Lehrerstand in Preußen. Von Herbert Soller. Berlin, R. Oppenheim. — Nicht leicht hat eine lobende Anerkennung einem Stande so geschadet, wie die, daß es der preußische Schulmeister gewesen sei, der bei Königsgrätz gesiegt habe, und wir können unserem Moltke gar nicht dankbar genug sein, daß er gegen diese Phrase aufgetreten ist. Nicht nur hat dieselbe uns Lehrer zu einer Ueberschätzung unseres Werthes und zu einer Selbstberäucherung verleitet, welche uns gegen unsere Fehler fast blind gemacht hat, sondern gerade sie hat wesentlich dazu mitgewirkt, daß noch immer langsam und von allen Seiten mit Widerwillen zu einer Verbesserung unserer äußeren Lage geschritten wird. Wenn man schon für so billiges Geld so vorzügliche Lehrer gehabt hat, ist es da nicht mindestens unwirthschaftlich, wenn nicht gar gefährlich, sie, welche bisher ja immer schlechter gestellt waren, als die anderen Beamten, nunmehr diesen gleichzustellen? Auch für unser äußeres Interesse ist es daher entschieden vortheilhafter, anzuerkennen, daß auf die Hebung des Lehrerstandes auch von Staatswegen dauernd hingearbeitet werden muß, damit derselbe seiner hohen Aufgabe immer vollkommener genügen könne.

Aber die Rücksicht auf dieses Interesse könnte die vorliegende Schrift nimmermehr rechtfertigen. Dieselbe entwirft von unserem Stande ein Bild, welches jeden Freund des Vaterlandes entweder mit ernster Besorgniß, ja mit tiefer Scham erfüllen, oder seinen Widerspruch herausfordern muß. Und in beiden Fällen,

sollte man meinen, ist es mindestens uncollegialisch, so öffentlich die Schwächen seines Standes zu behandeln. Wäre der Inhalt der Schrift etwa in einer Lehrerversammlung vorgetragen, wäre die Sache als interne Angelegenheit behandelt, dann wäre im schlimmsten Falle kein Schaden angerichtet worden. Aber seine schmutzige Wäsche vor aller Leute Augen waschen, sogar den Schülern zeigen, wie ein Lehrer über sich und seine Collegen denkt! — Nur wer die Ueberzeugung hat, daß die tiefen Schäden unseres Unterrichtswesens nicht anders als durch öffentliche Besprechung zu heilen sind, daß dem Staate aus der Unkenntniß seiner Organe über entsetzliche Zustände unabsehbarer Schaden erwachse, darf über seinen Stand öffentlich so sprechen, wie der Verfasser es thut. Der sittliche Ernst, der heilige Zorn, der die ganze Schrift durchweht, und der dem aufmerksamen Leser auch durch die satirische Form hindurch aus jeder Zeile entgegenathmet, zeigt, daß es diese Ueberzeugung gewesen ist, welche den Verfasser zur Herausgabe der Broschüre bewogen hat. Die Verantwortung hierfür müssen wir ihm überlassen; aber nachdem er diese traurige Angelegenheit einmal an die Oeffentlichkeit gezogen hat, kann ich aus voller Ueberzeugung die Skizze allen Lehrern und Allen, die es mit uns gut meinen, nur aufs dringendste empfehlen. Dieselbe wird ihrer höchst ansprechenden Form wegen sicher von Vielen gelesen werden, für die sie nicht bestimmt ist. Andere werden sich an der satyrischen Form stoßen, welche ausschließlich die Schattenseiten, und auch diese möglichst dunkel darstellt. Aus diesem Grunde wird die Schrift dem Lehrerstande in gewisser Hinsicht unzweifelhaft schaden, und nur die Hoffnung, daß es dem Verfasser gelingen möge, die Aufmerksamkeit unserer höheren und einflußreicheren Vorgesetzten auf Zustände zu lenken, welche sie, weil sie fast ausnahmslos einem andern Berufskreise entnommen sind, nie kennen gelernt haben, kann mit einem Schritte aussöhnen, der wohl Jedem gewagt, Vielen unklug erscheinen wird. W.

Zehn Jahre deutscher Kämpfe 1865—1874. Schriften zur Tagespolitik. Von Heinrich v. Treitschke. (Berlin, G. Reimer.) — Wenn Herr v. Treitschke in der Vorrede zu dieser neuen Sammlung politischer Aufsätze sich die Bedenken nicht verhehlt, die einem unveränderten Abdruck derselben entgegenzustehen schienen, so kann man bei weiterer Betrachtung ihm und uns nur Glück wünschen, daß er der Versuchung, an ihnen zu ändern, widerstanden hat. Es ist damit nicht gemeint, daß alles Mitgetheilte auch gleiches Anrecht hat auf den Platz, an dem es steht. Was aber gegeben werden durfte, mußte gegeben werden, wie es war. Mag immerhin ein scharfes und ungerechtes Wort, das ein Federstrich leicht bessern oder beseitigen konnte, mag immerhin ein sachlicher Irrthum hie und da mit unterlaufen, wer möchte bei ruhiger Ueberlegung es im Ganzen doch anders wünschen? Denn durch irgend welche Aenderung, mag sie an sich unbedeutend scheinen, würden diese Aufsätze, wie uns dünken will, Schaden nehmen an ihrer Seele. Liegt doch nicht ihr geringstes Verdienst in der Frische und Fülle tiefer Empfindung, wie sie in der Noth des Tages nur der persönlichen Erregtheit des vollen Herzens entspringen kann, in jener momentanen Ueberzeugungskraft der ergriffenen Seele, die zu allen Zeiten den großen Redner bildete, in dem feinberauschenden Dufte der blühenden Rede. Ist es doch die große Leidenschaft des politischen Fühlens, die uns Deutschen so lange ab-

handen gekommen schien, die scharf markirte Neigung und Abneigung in Dingen des Staates, die charaktervolle und bewußte Entschiedenheit, die in erster Linie den Verfasser zum Rang des größten Publicisten unseres Volkes erhoben hat. Was er immer schreiben mag, er schreibt immer Reden, immer steht er mitten in den Dingen, über die Dinge zu reden, scheint ihm versagt. Des Mannes eminente Begabung ist vorwiegend publicistischer Natur. Wer hat außer ihm wohl je verstanden die abstractesten Fragen der Staatsweisheit dem sinnlichen Verständnisse der Menge näher zu rücken. Und Niemand hat in den Tagen des Zweifels, die uns zeitlich noch nicht gar so ferne liegen, gewaltiger auf die deutsche Jugend durch Schrift und Wort gewirkt, als er. Wenn er seine Stimme erhob, ward andachtsvolle Stille in den weiten Sälen, in denen Kopf an Kopf die Hörer lauschten, und selbst die Alten fühlten sich hingerissen von der Macht seines Wortes. Seit den Tagen Dahlmanns war der Gedanke des Vaterlandes noch nie mit solchem Feuer vom akademischen Katheder in die jungen Seelen geworfen, noch nie die nothwendige Erbärmlichkeit kleinstaatlichen Treibens so scharf und hohnvoll gezeichnet, das Bedürfniß, einem großen Staate anzugehören, noch nie so unabweislich erweckt worden, als in jenen Vorlesungen im Anfang der Sechziger Jahre. Wahrhaft gestärkt und erhoben pflegten sich die Hörer zu trennen: selten mag wohl der moralische Einfluß eines akademischen Lehrers größer gewesen sein. Freilich war den Gemüthern noch manche harte Prüfung auferlegt bis zu den unvergeßlichen Jahren unserer Wiedergeburt im heiligen Geiste eines befriedigten Existenzbewußtseins. Daß aber die deutsche Jugend, die an diesem Kampfe theilnahm und bis zu seiner endlichen Vollendung an ihm theilnehmen wird, den Ereignissen mit Verständniß und Begeisterung entgegenkam, daß sie sich nicht genöthigt sah, halb widerwillig und vom Erfolg besiegt den Verhältnissen Rechnung zu tragen, das ist zum großen Theil mit das Verdienst Heinrichs v. Treitschke. Und da somit seine Worte und Schriften vor vielen anderen der bewegten Zeit Thaten gewesen sind, so gehören sie als solche auch der Geschichte an mit allem, was ihnen ihren dauernden Werth verleiht, wie mit allem, was minder gut und vergänglich an ihnen ist. Nicht ihr Inhalt allein, auch ihre Form ist historisches Gut. Wie sie den Lebenden oft die Wege gezeigt und ihr Thun begleitet haben, so werden sie den Kommenden einen Blick gestatten in die Ideen, die diese Zeit bewegten, und dem fernen Geschichtsschreiber unserer größten Epoche werden sie zur Erkenntniß des Zeitgeistes dienen können wie nur je die besten politischen Schriften vergangener Zeiten, dann auch, wenn ihm die Thatsachen überall noch klarer liegen werden, als uns sie zu schauen heute schon verstattet ist. Es ist ein ansehnliches Stück deutscher Geschichte, das in diesen Blättern vor uns liegt. Mit stolzer Freude durchläuft man die Stufenleiter aller Empfindungen, die seit damals die Brust aller Freunde des Reichs erfüllten, noch einmal durchlebt man alle Hoffnungen von der leisen Ahnung bis zur freudigen Gewißheit. Wohlthuend vor allem aber ist, daß man zwei Dingen, die unsere politischen Auslassungen früherer Tage gar oft zu begleiten pflegten, nimmer begegnet auf diesen Seiten: der Weisheit des Pessimismus und der herzlosen Verzagtheit.

Rd.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 8. Januar 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Das Chriſtenthum in der Geſchichte.*)

Von Wilhelm Lang.

In kräftigem Wachsthum breitet ſich in unſeren Tagen die Wiſſenſchaft von den Anfängen des Chriſtenthums aus. Wie das höhere Alter gern auf die Kindheit ſich zurückbeſinnt, ſo ſucht das Gedächtniß der Menſchheit die halberloſchenen Spuren jener Anfangszeit auf, und ſtrebt ſie wieder zu beleben, ſtrengt allen Scharfſinn an, ein zuſammenſtimmendes Bild aus ihnen zu geſtalten. Was bedeutet dieſer Eifer in einer Zeit, da unſer Glaube, wie die Rede unter uns geht, in den letzten Zügen liegt? Iſt es ein Zeichen der Pietät, die unſer Geſchlecht einer geſtürzten Macht widmet, aus deren Bann es ſich erlöſt weiß? Oder iſt es die kalte Neugier, die, nachdem der Glaube zu den Todten gelegt, wenigſtens noch die Frage aufwirft, wer denn der Todte geweſen iſt? Lebensbeſchreibungen pflegt man erſt aufzuſetzen, wenn der Geſchilderte im Grabe liegt. Daß die moderne Forſchung mit der Herkunft des Chriſtenthums ſich beſchäftigt, iſt, ſo ſcheint es, ein Beweis, daß die Zeit vorüber iſt, da es ein Heiligthum war. Wir haben kein anderes Intereſſe mehr an ihm, als das der parteiloſen Unterſuchung, der leidenſchaftfreien Geſchichte. Ein Leben Jeſu hat man erſt im neunzehnten Jahrhundert angefangen zu ſchreiben, das aufgehört hat, den Galiläer als Gott zu verehren. So iſt auch der Urſprung der Kirche zum Gegenſtand der Forſchung geworden, ſeitdem ihr Inhalt aufgehört hat, die Herzen auszufüllen, zu beherrſchen, ja zu beſchäftigen.

Wenn nur nicht die neuere Wiſſenſchaft dabei auf Ergebniſſe käme, welche die Zuverſicht dieſer Sätze wieder erheblich erſchüttern müſſen. Das Chriſtenthum ſoll ein veraltetes Ding für den modernen Menſchen ſein. Gut; nun zeigt aber die kritiſche Wiſſenſchaft, daß man die Lehrſätze, die uns eine Thorheit geworden ſind, mit Unrecht auf den Stifter des Chriſtenthums zurückgeführt hat, und daß diejenigen Lehren, die wirklich von ſeinem Munde ausgegangen ſind, leider noch in keiner Weiſe für veraltet erklärt werden können. Eher ließe ſich ſagen, ſie ſind noch ſo neu, wie ein Geräthe, von dem man ſich bisher ſeiner Koſtbarkeit halber noch keinen Gebrauch zu machen erlaubte.

*) Dr. A. Hausrath, Neuteſtamentliche Zeitgeſchichte, 3 Thle., Heidelberg, Fr. Baſſermann. 1868—1874.

So wenig Zuverläſſiges von Jeſus überliefert iſt, ſo weiß man doch ſo viel, daß er ſeinen Anhängern eine Geſinnung empfahl, von der nur zu wünſchen wäre, ſie würde in künftigen Zeiten mehr befolgt und wüßte ſich mehr Boden in den Menſchenherzen zu erobern, als ihr im Laufe der erſten zwei Jahrtauſende geglückt iſt. Es iſt wahr, Jeſus hat, worauf neuerdings viel Gewicht gelegt worden iſt, manches nicht gelehrt, was heutzutage nützlich zu wiſſen und zu beherzigen iſt, aber es iſt nicht minder gewiß, daß das, was er gelehrt hat, morgen ſo wenig veraltet ſein wird wie heute.

Doch nicht darum wird der Streit unſerer Tage geführt. Selbſt die Bewunderer der Commune erweiſen zuweilen dem Befreier und Menſchenfreund Jeſus die zweifelhafte Ehre, ihn unter ihre Heiligen zu verſetzen. Vielmehr was die Späteren aus ſeinen einfachen Sprüchen herausgeklügelt und zu tyranniſchen Einrichtungen ausgeſponnen haben, iſt das Chriſtenthum, welches unſer Geſchlecht als unerträglichen Zwang empfindet, und welches kurzweg abzuſchütteln und auszuſtoßen empfohlen wird. Und freilich, wer unter Chriſtenthum nur die Lehrſätze verſteht, auf welche ſich im Verlauf von zwei oder drei Jahrhunderten nach Jeſus die Kirche, die ſeinen Namen trägt, aufgebaut hat, dem kann es ja nicht ſchwer ſein, den Nachweis zu führen, daß daſſelbe unſerer modernen Bildung fremd geworden iſt und daß zu den äußeren Ordnungen, welche auf jene Lehrſätze gegründet ſind, die Gegenwart kein inneres Verhältniß mehr hat. Weniger ſchnell mit dem Urtheile wird derjenige ſein, der den ganzen Verlauf der chriſtlichen Entwickelung mit ihren Kriſen und Epochen überdenkt und den unzertrennbaren Zuſammenhang ſich vergegenwärtigt, in welchem daſſelbe mit der geſammten abendländiſchen Geſittung ſteht.

Nichts ſpringt ſo ſehr in die Augen, als die Flüſſigkeit und Veränderlichkeit ſeiner Formen, und längſt iſt uns die Vorſtellung geläufig, daß die Geſchichte des Dogmas die Geſchichte ſeiner Selbſtauflöſung iſt. Wir ſehen die kirchlichen Einrichtungen entſtehen und ſehen ſie zerfallen. Doch dieſe Fähigkeit, die verbrauchten Formen abzuwerfen, iſt zugleich ein Zeichen unverwüſtlicher Lebenskraft. Nur die ununterbrochene Reihe ſeiner inneren Veränderungen iſt es, durch welche das Chriſtenthum im Zuſammenhang mit der Culturbewegung geblieben iſt, ja dieſer von Zeit zu Zeit wieder ſeinen unverwiſchbaren Stempel aufgedrückt hat. Zäh klammert es ſich an die Fortſchritte der Civiliſation und verkettet unauflösbar mit ihnen ſein Schickſal. Nach vierzehn Jahrhunderten bricht eine neue Invaſion des Heidenthums ſiegreich herein, aber wir ſehen die Statthalter Chriſti an der Spitze des Triumphzuges der Renaiſſance. Und dann wieder im nächſten Augenblick — während das Chriſtenthum überwältigt ſcheint von dem alten Feind, rafft es aus eigener Kraft ſich auf zu einer Erneuerung, welche die Grundlage einer neuen

Bildung wird. An ſeine inneren Veränderungen knüpfen ſich die wichtigſten Culturfortſchritte, und ſo eng iſt der Zuſammenhang, daß ſich auf keinem Punkte auseinanderhalten läßt, was dem Einfluſſe des Chriſtenthums und was geiſtigen Mächten anderer Herkunft zuzuſchreiben iſt; ſo eng, daß wohl zu keiner Zeit mehr die ſiegreiche Concurrenz eines „neuen Glaubens" zu befürchten ſteht. Denn Alles, was als ſolcher ſich ankündigt, iſt ſelbſt nur ein Kind der Culturbewegung, aus welcher der Antheil des Chriſtenthums nicht mehr ausgeſchieden werden kann. Der neue Glaube mag ſich ſeiner Abſtammung ſchämen, aber er kann ſie nicht verläugnen. Auch der Gegenſatz iſt, wie man in der philoſophiſchen Epoche ſagte, als ein Moment in die Entwickelung des Ganzen aufgenommen. Der Ketzer Arius gehört nicht minder zur Kirchengeſchichte als ſein glücklicher Gegner Athanaſius, der Proteſtantismus nicht minder als die alte Kirche, die Hegelſche Philoſophie ſo gut als die Scholaſtik, Reimarus und Leſſing ſo gut als der Hauptpaſtor Goeze und — warum der letzten Conſequenz ausweichen, da doch eine Grenzlinie nirgends gezogen werden kann — die heutigen Angreifer und Verächter des Chriſtenthums ſo gut wie ſeine Vertheidiger. Der Ort, an welchem das Leben Jeſu von Strauß geſchrieben iſt, die Repetentenſtube im ehrwürdigen Tübinger Stift, das ehemals ein Auguſtinerkloſter war, vergegenwärtigt aufs eindringlichſte den Wandel der Zeiten, aber auch den unzerreißbaren Zuſammenhang einer Cultur, in welcher das Chriſtenthum ebenſo beſtändigen Einfluß übt als es beſtändigen Umbildungen unterworfen iſt. Proteusartig wandelt es die Geſtalt; es ſcheint bald mehr zu geben, bald mehr zu empfangen, jetzt die Bewegung zu führen, dann wieder von anderen Strömungen fortgeriſſen zu werden, doch in allem Wechſel der Zeiten ſpüren wir ſeine Allgegenwart.

In dieſem Zuſammenhang der Cultur erſcheint das Chriſtenthum, ſo lange es exiſtirt; ſeine Eigenthümlichkeit beſteht nicht in dem kleinen Vorrath von Dogmen, der nur mehr ſpärlichen Zuwachs aus dem Munde des Unfehlbaren erhält, ſondern in der Fähigkeit trotz dieſes Inventars unveränderlicher Formeln ſich mit allen lebendigen Mächten der Zeit auf guten Fuß zu ſtellen. So ſtereotyp, wie jene Formeln, iſt eine andere, die man bei neuen unbequemen wiſſenſchaftlichen Funden zu hören bekommt, nämlich die, daß dieſe oder jene neue Theorie höchſt verwerflich und eifrig zu bekämpfen ſei, daß aber, wenn ſie ſich gleichwohl haltbar erweiſt, dem Chriſtenthum doch daraus ein Schaden nicht erwachſen könne, denn u. ſ. w. Kaum riß der Darwinismus bei uns ein, ſo beeilten ſich die Verkündiger des Chriſtenglaubens, zu verſichern, die neue Lehre ſei ebenſo gottlos als ungereimt, aber im gleichen Athem fügten ſie vorſichtig hinzu, daß auch, wenn die Hypotheſe von der Wiſſenſchaft beſtätigt würde, das Chriſtenthum dadurch nicht im geringſten

erschüttert werde. Noch neuerdings war zu hören, wie die Kirche gegen die Einführung der Civilehe ihre Stimme erhob, aber doch bei Zeiten darauf bedacht war, ihren Frieden mit der unvermeidlichen Einrichtung zu machen, die ja bei genauerer Prüfung der Kirche keinen Eintrag thun könne, ja vielmehr den wahren Interessen derselben nur förderlich sein werde. Diese unendliche Biegsamkeit und Schmiegsamkeit muß den Radicalismus, der mit dem Christennamen lieber heute als morgen aufräumen möchte, zur Verzweiflung bringen, und man begreift den Haß, welchen er den Wortführern des Bündnisses zwischen Christenthum und Cultur in besonderem Maße zu widmen pflegt. Wer aber in den geschichtlichen Anfängen des Christenthums bewandert ist, der weiß, daß dieses Bündniß so alt ist, als das Christenthum selbst. Nur daß neuerdings die Freundschaft vielfach blos aus Noth, aus Vernunftsgründen geschlossen scheint, in der Absicht, zu retten, was noch zu retten ist; während das Christenthum in jungen Jahren mit Freudigkeit und Lust an den Brüsten der Zeitbildung sog, ja daraus seine Hauptnahrung gewann und das Geheimniß seiner Erfolge.

Das will freilich nicht stimmen mit der überlieferten Vorstellung von der Art und Weise, wie das Christenthum in die Welt gepflanzt wurde und dieselbe überwand. Allein die neuere Wissenschaft hat hier Entdeckungen gemacht, welche dieser Vorstellung erheblichen Eintrag thun, und welche noch überdies geeignet sind, den Streitigkeiten über das Christenthum den größten Theil ihrer Schärfe zu benehmen. Sie führt den dogmatischen Streit, der seiner Natur nach aussichtslos ist, auf ein ganz anderes Feld, auf das Gebiet der leidenschaftlosen geschichtlichen Betrachtung. Sie lehrt, daß gerade derjenige Punkt, an welchen sich vornehmlich die erbitterte Debatte knüpft, gar nicht von der Erheblichkeit ist, die ihm die dogmatische Auffassung, und zwar die des Glaubens und die des Unglaubens, beigelegt hat. Als geschichtliche Erscheinung knüpft das, was wir Christenthum nennen, unzweifelhaft an Person und Leben Jesu an, allein doch nur in derselben Weise, wie überall geschichtliche Umbildungen zuletzt, theologisch gesprochen, ihre auserwählten Rüstzeuge finden, von denen das befreiende Wort ausgeht oder die glückliche That. Dieses Eintreten einer Persönlichkeit, welche dem dunklen Drang der suchenden Geister zum rechten Wege verhilft, und deren Name zur Aufschrift des Jahrhunderts wird, ist immer ein Mysterium, aber das Geheimniß ist dort in Nazareth nicht von anderer Art und nicht größer, als auf allen den Punkten, wo die Rüstzeuge, mehr oder weniger des Zieles sich bewußt, ihren Willen und ihre persönliche Verantwortung einsetzen. Das Aufgebot allen Scharfsinns und aller Gelehrsamkeit hat das Dunkel, in welches das Leben Jesu gehüllt ist, nur in geringem Maße aufzuhellen vermocht; das ist bedauerlich, aber es ist für die Wissenschaft zu verschmerzen. Denn während

man in der Aufhebung des Schleiers von der Perſon unſeres Religionsſtifters nicht ſehr glücklich geweſen iſt, ſind gleichwohl für die Erklärung, wie das Chriſtenthum entſtanden iſt, die werthvollſten Reſultate gewonnen worden. Die genauere Erforſchung des ganzen Zeitalters hat nämlich dazu geführt, daß man aufgehört hat, den Schauplatz, auf welchem die geiſtige Umwälzung ihren Anfang nahm, blos auf dem Wege von Galiläa nach Jeruſalem zu ſuchen. Der Urſprung des Chriſtenthums iſt ungleich complicirter geweſen, als die vom Nährvater gezimmerte Wiege von Nazareth. Es hätte nicht die Welt beherrſchen können, wenn ſeine Wurzeln nicht ſchon tief in der vorchriſtlichen Welt gelegen wären. Wie überall in der Geſchichte, hat es eines perſönlichen Anſtoßes bedurft, daß die Kräfte zu neuen weltumgeſtaltenden Miſchungen zuſammentraten: die Kräfte ſelbſt ſind vorher bereit gelegen.

Dieſe Art und Weiſe, das Chriſtenthum geſchichtlich zu betrachten, iſt noch von ſehr neuem Datum. Zwar war der Chriſtengott derſelbe, der als Judengott bereits die Veranſtaltungen des alten Bundes im Hinblick auf die Erlöſung geſchaffen hatte; es lag hierin ein Moment, an welchem der geſchichtliche Zuſammenhang des Chriſtenthums wenigſtens nach einer Seite aufdämmerte. Die erſten geſchichtsphiloſophiſchen Verſuche knüpfen ſich an dieſes Verhältniß des alten und des neuen Bundes. Allein dabei konnte die Anſicht, daß die neue Religion durch ein Wunder in die Welt gepflanzt ſei, unerſchüttert beſtehen. Iſt das Wunder auch nach rückwärts vorbereitet oder vorgedeutet, ſo kehrt nach der altgläubigen Vorſtellung das Chriſtenthum ſeinen übernatürlichen Charakter dafür um ſo ſchroffer nach der heidniſchen Welt, und man kann kaum Ausdrücke finden, ſtark genug, um den vollkommenen Gegenſatz zu bezeichnen: es iſt das Licht, das in der Finſterniß ſcheint, die Wahrheit, welche den Irrthum überwindet, das Reich Gottes, das mit dem Reich des Teufels zu Felde liegt. Dieſe altgläubige Vorſtellung hat nur äußerſt langſam gemildert, modificirt und zuletzt durch die geſchichtliche Anſicht verdrängt werden können. Nicht ohne Beſchädigung ging ſie freilich aus der Reformation hervor. Indem die Reformation ihr Recht aus der Wahrnehmung ableitete, daß die Kirche ſich verändert habe, ſich ſelbſt untreu geworden ſei, durch Irrthum und Abfall ſich bewegt habe, lagen darin bereits die Anfänge der Kritik, der Gegenſatz von Licht und Finſterniß wurde in die Kirche ſelbſt hineingetragen. Allein an dem Wunderanfang des Chriſtenthums wagte die Reformation nicht zu rütteln. Auch ihr galt dasſelbe als eine unmittelbar vom Himmel kommende Einrichtung, die nur von den Menſchen verderbt war. Am Anfang aber lag Alles. War der Anfang ein göttliches Wunder, ſo blieb das Chriſtenthum überhaupt etwas von der menſchlichen Weltgeſchichte ſpecifiſch Verſchiedenes, nicht unterworfen den Geſetzen, kraft deren alles andere geſchieht. Und dieſe Vorſtellung iſt bis in

die neueren Zeiten die herrschende gewesen. Selbst die Aufklärung, indem sie den robusten Wunderglauben mit der Annahme einer göttlichen Vorsehung vertauschte, hat hierin nichts geändert; ohnedies wollten die meisten Vertreter des Rationalismus, die sonst überall die „erlogenen Wunder" verbannten, doch wenigstens aus dem Urchristenthum das Wunder nicht entfernen. Vischer hat neulich aus persönlicher Erinnerung viele daran gemahnt, welchen einschneidenden Wendepunkt das Leben Jesu von Strauß bildete. Unser Geschlecht kann sich kaum mehr eine Vorstellung machen von dem Ideenkreis, der erst durch dieses Buch bei Seite geschafft ist. Noch Neander sieht im Christenthum eine aus dem Himmel kommende Kraft, welche in ihrem Ursprung wie in ihrem Wesen, erhaben über Alles, was die menschliche Natur aus eigenen Mitteln zu schaffen vermag, neues Leben ihr verleihen und von ihrem inwendigen Wesen aus sie umbilden sollte. Das ist nur die moderne Uebersetzung jenes altchristlichen Gegensatzes vom Licht und der Finsterniß. Das Christenthum ist nach diesem Kirchenhistoriker des 19. Jahrhunderts ein schlechthin übernatürliches, den geschichtlichen Zusammenhang zerreißendes Wunder, womit er dann die seltsame Theorie verbindet, daß die Wunderkraft des Urchristenthums noch etwa bis ins dritte Jahrhundert gereicht und von da an dem Naturzusammenhange Platz gemacht habe, eine Theorie, vor welcher immerhin der Katholicismus den Vorzug der Consequenz behaupten möchte, wenn er noch bis zum heutigen Tag die Wunder des heiligen Januarius und der Louise Lateau flüssig macht. Erst Strauß hat mit seiner Kritik der Wunder in den Evangelien, indem er auf das Leben Jesu die Gesetze alles Geschehens anwandte, auch für eine geschichtliche Ansicht vom Christenthum die Bahn gebrochen. Auch die Geschichte steht vor Punkten, die dunkel, die nicht weiter aufzuhellen sind, aber sie kennt keine Wunder, am Anfang des Christenthums so wenig als in dessen späterem Verlauf.

Doch die menschliche Erkenntniß bildet eine ununterbrochene Kette. Sie kennt keine Sprünge. Nirgends werden unbrauchbare Stützen weggeworfen, wo nicht zuvor in der Stille neue und bessere aufgestellt worden wären. Wenn das Wunder zur Erklärung des Christenthums überflüssig wurde, so geschah es nur, weil inzwischen die Elemente einer besseren Erklärung gefunden waren und stetig sich gekräftigt hatten. Man war auf dem richtigen Wege, als man anfing zu entdecken, daß das Christenthum, wenn auch als unvermitteltes Wunder in die Welt hereinbrechend, doch nicht in einem lediglich negativen Verhältniß zu seiner Zeit gestanden sei, vielmehr mindestens eine äußere Förderung durch dieselbe erhalten habe. Der Rationalismus des vorigen Jahrhunderts drückte das in seiner Sprache so aus, daß Christus zu keiner „bequemeren Zeit" auf die Welt kommen konnte, und daß seine Lehre in keinem andern Jahrhundert einen so schnellen und rühmlichen Eingang

gefunden haben würde. Ja es war schon den ältesten christlichen Apologeten merkwürdig erschienen, daß die Verwirklichung des göttlichen Heilsplanes gerade mit der römischen Universalmonarchie zusammenfiel. „Die Vielheit der Reiche," sagt Origenes gegen Celsus, „wäre ein Hinderniß für die Verbreitung der Lehre Jesu durch die Welt gewesen; wie hätte eine Friedenslehre Raum gewinnen können, wenn nicht die Welt bei der Erscheinung Jesu schon überall ins Mildere umgeändert gewesen wäre?" Damit war bereits der Anstoß zu einer Gedankenreihe gegeben, die eifrig verfolgt wurde, sobald einmal der Wunderglaube in Mißcredit gerieth. Zu einer Zeit, da man gegen das Wunder mißtrauisch wurde, es aber doch beim Ursprung des Christenthums noch nicht zu beseitigen wagte, suchte die Wissenschaft, von einem gewissen Instinct getrieben, nach anderen Erklärungen, gleichsam um das Wunder, wenn es doch nicht mehr haltbar sein sollte, im Voraus zu ersetzen. Jetzt nämlich wurde der Zustand des Jahrhunderts, in welchem das Heil erschien, genauer untersucht. Man vergegenwärtigte sich den Schauplatz der Begebenheiten, das Weltreich, in welchem die Gegensätze der Nationalitäten aufgehoben waren, und gleiche Einrichtungen, gleiche Ideen an den Siegeswagen der Römer sich hefteten. Man schilderte die Auflösung des jüdischen Volkes, die Zersetzung der hellenischen Cultur, man verfolgte die Entwickelung der vorchristlichen Religionen bis zu dem Punkte, wo sie vor der neuen Macht die Waffen strecken mußten. In diesen Schilderungen sprach sich, wie gesagt, ein richtiger wissenschaftlicher Instinct aus, nur gelang es noch nicht, die Menge der neugewonnenen Kenntnisse in ein inneres Verhältniß zur Entstehung des Christenthums zu bringen. Ausführungen dieser Art nahmen die Stelle einer Einleitung oder mehr oder weniger müssigen Beiwerks an, oder es spukte noch jene Idee vom bequemen Jahrhunderte nach: der Verfall der jüdischen Welt war so himmelschreiend geworden, daß der Messias unmöglich länger verziehen konnte; in das römische Weltreich trat das Christenthum ein, damit ihm sein Weg zu den Völkern erleichtert würde; die Heidenwelt hatte im Unglauben geendet, der aber nur aus der Verzweiflung an den bisherigen Religionen hervorging, Sehnsucht nach einem neuen Glauben war und sofort verlangend dem aufgehenden Lichte sich entgegenstreckte. Eine Geschichtsbetrachtung, die uns heute so naiv und veraltet klingt, als gehöre sie einem fernen Jahrhundert an, und doch ist sie noch in der Hälfte des unserigen die herrschende gewesen.

Es ist das Verdienst F. C. Baurs, für die Geschichte des Christenthums eine neue Stufe erobert zu haben. „Mein Standpunkt ist der rein geschichtliche", dies stolze Wort steht im Eingang zu seinem „Christenthum der drei ersten Jahrhunderte". Es ist uns heute eine selbstverständliche Voraussetzung, daß die allgemeinen Gesetze der Geschichte auch für den Anfang dieser Geschichte

gelten müssen. Aber Baur ist der erste gewesen, der principiell und mit Nachdruck es ausgesprochen hat: soll das Christenthum geschichtlich begriffen werden, so darf nicht nur im Verlauf, sondern es darf auch im Anfang der geschichtliche Zusammenhang nicht zerrissen werden. Er zuerst hat das Christenthum aufgefaßt als „eine dem Geist der Zeit entsprechende und durch die bisherige Entwickelungsgeschichte der Völker vorbereitete allgemeine Form des religiösen Bewußtseins." Von diesem Gesichtspunkte erschien der Universalismus des römischen Reichs, erschien der Verfall der griechischen und jüdischen Religion nicht mehr blos im Licht von äußeren Förderungsmitteln, sondern als constituirende Momente des neuen Weltbewußtseins, das im Christenthum seinen charakteristischen Ausdruck fand. „Es enthält nichts, was nicht auch durch eine ihm vorangehende Reihe von Ursachen und Wirkungen bedingt wäre, nichts, was nicht längst auf verschiedenen Wegen vorbereitet und der Stufe der Entwickelung entgegengeführt worden ist, auf welcher es uns im Christenthum erscheint, nichts, was nicht, sei es in dieser oder jener Form, auch zuvor schon als ein Resultat des vernünftigen Denkens, als ein Bedürfniß des menschlichen Herzens, als eine Forderung des sittlichen Bewußtseins sich geltend gemacht hätte." Und so schrieb er die Geschichte der drei ersten Jahrhunderte von dem Gesichtspunkte: „Zusammenhang, Haltung und Einheit in das Ganze zu bringen, die verschiedenen Elemente, die hier zusammenwirken, und die bewegenden Kräfte und Principien, deren Product das Resultat der drei ersten Jahrhunderte ist, in ihrem Unterschiede zu sondern und in ihrer gegenseitigen Beziehung zu verfolgen, alle einzelnen Züge, die zum Charakter einer in so inhaltreicher Bewegung begriffenen Zeit gehören, so viel möglich zu einem in sich harmonischen Bild zu vereinigen."

Aber Baur selbst hat freilich wenig mehr als die principielle Forderung aufgestellt und die Wege gewiesen. Es kam ihm bei seinen geschichtlichen Arbeiten mehr nur darauf an, den Geist durch die Fülle des Geschehenden hindurchleuchten zu lassen, oder wie er sich auszudrücken pflegte, die Hauptmomente der Entwickelung zusammenzufassen. Ausführliche Erzählung, die dem Einzelnen ihr Recht widerfahren ließ, lag außerhalb seiner Absicht und der eigenthümlichen Art seiner Begabung. Wohl aber hat er, und auf seinen Schultern eine Schaar jüngerer Talente das gesammte Gebiet des Urchristenthums kritisch durchforscht und diese kritische Arbeit hat im Laufe weniger Jahrzehnte zu einer Reihe festbegründeter Resultate geführt, mit denen man von der Kritik allmälig zur Geschichtserzählung fortschreiten konnte. So ist der Apostel Paulus mehrfach zum Gegenstand der Monographie gemacht worden. Man hat den Zusammenhang der Offenbarung des Johannes mit der neronischen Christenverfolgung auch vor einem nichtgelehrten Publikum nachgewiesen. Auch der zeitgeschichtliche Hintergrund des Lebens Jesu, die

Vorgänge in Judäa, waren inzwischen durch sorgfältige Untersuchungen aufgehellt worden, nicht minder die für den christlichen Ideen- und Empfindungskreis so wichtige Entwickelung, welche die griechische Philosophie von Sokrates bis zu den Neuplatonikern genommen hat. Solche Studien und Versuche zeigten, daß es möglich ist, mit den von der kritischen Forschung behauenen Steinen zum Neubau zu schreiten; sie mußten ermuthigen, auch die große Aufgabe zu unternehmen, das gesammte Zeitalter, welchem die Entstehung des Christenthums angehört, zum Gegenstand eines breit ausgeführten Geschichtsgemäldes zu machen. Es galt, die älteste Geschichte des Christenthums zu erzählen als ein wirkliches Stück der wirklichen Geschichte, sie einzugliedern in den zeitgeschichtlichen Zusammenhang, sie darzustellen, wie die Mithandelnden sie erlebten, vermischt und verworren mit durchaus profanen Ereignissen. Es galt, zu zeigen, wie das Christenthum geworden ist unter den lebendigen Wechselwirkungen mit den gegebenen Zeitverhältnissen.

Das sind die eigenen Worte, mit denen A. Hausrath sich über die Absicht seiner „Neutestamentlichen Zeitgeschichte" ausgesprochen hat, die jetzt in drei Bänden vollendet vorliegt. Er hat zuerst an der Geschichte des Paulus seine Kräfte geübt, er hat auch die ungleich größere Aufgabe in ausgezeichneter Weise bewältigt. Ich habe versucht, die Stelle zu bezeichnen, welche dieses Werk in der Geschichte der Wissenschaft einnimmt; es schien mir, daß das Neue und Epochemachende desselben auf diese Weise am eindringlichsten sichtbar werde. Um so kürzer kann ich mich über das Werk selber fassen. Es ist hier ohnedies nichts zu sagen als unbeschränktes Lob, rückhaltlose Empfehlung. Hervorgegangen aus der theologischen Wissenschaft, ist es doch ein ächtes Geschichtswerk, nach Form und Inhalt für einen weiten Leserkreis berechnet, der sich für die Durcharbeitung durch die drei Bände reichlich belohnt sehen wird. Wir haben wenige Geschichtsbücher, die einen bedeutenden Inhalt in so durchsichtiger Form geben, die so anziehend und fesselnd zu lesen sind. Nirgends in der Erzählung drängt sich ein subjectives Interesse hervor, sei es kritisch oder erbaulich, und die Geschichte ist darum so lebendig, weil sie überall den Quellen selbst nacherzählt ist. Mit steigendem Genusse liest man diese Schilderungen aus der jüdischen und aus der römischen Geschichte: die Charakteristiken der römischen Kaiser von Augustus bis Hadrian, die Beschreibungen der Landschaften und Bevölkerungen, durch welche Paulus die Lehre vom Kreuze trug, und wieder die Erzählung tragischer Katastrophen, wie die neronische Christenverfolgung und der Fall von Jerusalem. Immer erfreut das künstlerische Geschick, mit dem diese Geschichtsbilder zusammengesetzt sind und bei oft dargestellten Gegenständen überrascht die selbständige Forschung und die Neuheit der Gesichtspunkte, so, wenn die religiösen Tendenzen innerhalb der absterbenden Heidenwelt nachgewiesen oder wenn die Wege aufgezeigt werden, auf welchen

ſich der Glaube an den Meſſias durch die heidniſchen Völker verbreitete. Gerade die Ausführlichkeit, die zuweilen vom Zwecke abzulenken ſcheint, führt recht lebendig in die Epoche hinein und läßt uns die Zeit erleben, „wie die Mithandelnden ſie erlebten“. Und alle Einzelſchilderungen führen doch wieder zurück auf die geiſtige Revolution, zu deren Erklärung ſie dienen, auf die Umwälzung, welche ſich inmitten der Weltereigniſſe auf dem Schauplatze des römiſchen Reiches vollzog, und die wir das Chriſtenthum nennen.

Ob es wohl nöthig war, ausdrücklich zu verſichern, daß das Chriſtenthum gleichwohl nicht als Product der Weltverhältniſſe aufzufaſſen ſei? Die Verſicherung iſt immerhin Mißverſtändniſſen ausgeſetzt, denen ein für allemal die Thüre verſchloſſen werden ſollte. So wie das Chriſtenthum hiſtoriſch geworden iſt, iſt es allerdings nur durch das Zuſammenwirken aller geiſtigen Factoren der Epoche geworden. Wie man auch über den perſönlichen Anſtoß denken mag, der von Judäa ausging, gewiß iſt, daß die erſte Gemeinde eine Secte des Judenthums und in Gefahr war in dieſe engen Schranken ſich einzuſchließen, wenn nicht der Glaube an das Kreuz durch Paulus in die Heidenwelt eingeführt worden und dadurch in die Culturbewegung des Weſtens eingegangen wäre. Nicht von demjenigen Kreis gingen ſeine weltgeſchichtlichen Wirkungen aus, der durch perſönliche Erinnerung am engſten mit dem Meiſter zuſammenhing, erſt in der pauliniſchen Form iſt es welterneuernd geworden, alſo durch denjenigen Apoſtel, für welchen der geſchichtliche Jeſus verſchwand hinter dem dogmatiſchen. Den großen Weltumſchwung hat nicht der hiſtoriſche Chriſtus bewirkt, ſondern der ideale Chriſtus, den frühzeitig die Gemeinde ſich bildete: als ſelbſtändige Macht hat ſich das Chriſtenthum erſt erfaßt, als es definitiv mit dem Judenthum brach, und es errang ſich den Sieg allerdings im Kampf mit dem römiſchen Staat und mit der griechiſchen Bildung, aber ſo, daß es gleichzeitig dieſe Mächte abſorbirte und in ihre Formen ſich ergoß.

Es giebt keine Neuſchöpfung von ſo originaler Kraft, die nicht fortwährend compromittiren müßte mit den Mächten, welche ſie überwinden und verdrängen will. Aber es giebt auch keinen Verfall, an dem nicht ſchon Kräfte thätig ſind, welchen die Zukunft gehört. Es war darum eine der Hauptaufgaben des Hausrathſchen Werks, die Fäden blos zu legen, die von den alten Bildungen in die neuen überleiten. Ausführlich ſind die inneren Veränderungen verfolgt, die in den Glaubensvorſtellungen der antiken Welt vor ſich gegangen ſind, Veränderungen, die nach der einen Seite nur Verfall und Zerſetzung zu ſein ſcheinen, auf der anderen aber bereits die Wirkungen eines neuen Princips ſind kraft deſſen die heidniſche Cultur nicht blos dem Chriſtenthum entgegenkam, ſondern ſich auch zur Mitarbeit an demſelben rüſtete. Wenn das Chriſtenthum ſeinen Monotheismus und den Glauben an

Unſterblichkeit zunächſt aus ſeiner mütterlichen Wiege empfing, ſo ſind dies Ideen, die zugleich das Heidenthum um dieſe Zeit aus ſich ſelbſt erzeugt hatte. Zumal die Unſterblichkeit der Seele darf man geradezu eine heidniſche Idee nennen, und die Aufgabe der chriſtlichen Entwickelung war es, dieſen überkommenen Mythus aufzulöſen und den geiſtigen Kern aus der Schale zu befreien, wie dies die moderne Philoſophie gethan hat. Der Bruch zwiſchen Gott und der Welt, zwiſchen Geiſt und Materie, kommt erſtmals in der platoniſchen Philoſophie zum Vorſchein. Die Aufklärung jener Tage beſtand darin, daß ſie über der helleniſchen Götterwelt einen einzigen Gott anerkannte; die Freidenker jenes Geſchlechts glaubten an ein ewiges Leben und an eine Wiedervergeltung nach dem Tode. Dem Bewußtſein vom Sündenelend hat Seneca ergreifenden Ausdruck verliehen. Einer der jüngeren Stoiker hat das Wort ausgeſprochen: „Alle ſind Brüder, den Alle haben in gleicher Weiſe Gott zum Vater.“ Schrittweiſe hatte das Heidenthum der geiſtigen Gottesverehrung des Judenthums ſich genähert. Und auf der Grenze zwiſchen Judenthum und Platonismus hatte der alexandriniſche Jude Philo ſein kühnes Syſtem aufgebaut, das den klaffenden Dualismus von Gott und Welt überwinden ſollte durch die Lehre von einem Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen, den Logos, des Vaters erſtgeborenen Sohn, der Ebenbild Gottes, aber zugleich Urbild der Welt und inſonderheit der Menſchen iſt. „Ohne poſitiven hiſtoriſchen Anſtoß,“ ſagt Hausrath, „konnte die neue Weltanſchauung nicht zu einer feſten, befriedigenden religiöſen Ueberzeugung gerinnen; war aber ein ſolcher gegeben, dann ſtanden allerdings die Umriſſe feſt, in denen die in Fluß gebrachten Ueberzeugungen ſich als neue Religion geſtalten mußten. Das blaſſe Schema war da, das der religiöſe Genius nur mit lebendigeren Farben auszumalen brauchte, um eine Weltanſchauung zu bieten, die den Gebildeten und dem gemeinen Mann Genüge that.“

Es verdient noch hervorgehoben zu werden, daß die Methode des Hausrathſchen Werks auch auf die Evangelienfrage, überhaupt auf die urchriſtliche Literatur neue Lichter zurückwirft. Wie wir die allmähliche Ausbildung des Chriſtenthums in den zwei erſten Jahrhunderten verfolgen können, ſo auch die Literatur, die ſich aus der jungen Gemeinde entwickelte. Vom Galaterbrief an, den Paulus im Jahre 53 ſchrieb, und von jenen erſten Apokalypſen, die nach den Schreckniſſen der neroniſchen Zeit im Jahre 68 geſchrieben ſind, bis zu dem Logosevangelium, das der hadrianiſchen Zeit angehört, finden wir alle Schriften des neuteſtamentlichen Kanons eingereiht in den geſchichtlichen Zuſammenhang; eben damit iſt ihnen die Zeit angewieſen, in der ſie entſtanden ſind. Dieſes Verfahren iſt ſozuſagen die Probe der neuteſtamentlichen Kritik. Ueberall hat die Kritik vorarbeiten müſſen, nur auf ihre Reſultate geſtützt war es möglich die einzelnen Schriften an ihre richtige

Stelle zu ſetzen, aber auf der anderen Seite erhalten ihre Ergebniſſe auch wieder ihre Beſtätigung dadurch, daß in der Geſchichtserzählung die Schriften als charakteriſtiſch für eine beſtimmte Zeit und aus deren Bedingen erwachſen ſich darſtellen. Hausrath hilft damit zugleich zur Entſcheidung an denjenigen Punkten, wo der von weſentlich literariſchen Geſichtspunkten geführte Streit bisher faſt hoffnungslos war.

Auch in dieſer Beziehung bildet das aufbauende Werk von Hausrath einen Abſchluß der kritiſchen Unterſuchungen, welche ſeit vier Jahrzehnten das Gebiet der erſten chriſtlichen Jahrhunderte umgepflügt haben, und die in ihrer Geſammtheit zu den ſtolzeſten Leiſtungen deutſcher Wiſſenſchaft gezählt werden dürfen. Es iſt ein Werk, das nicht blos die Kenntniſſe unſeres Geſchlechtes vermehrt, ſondern auch deſſen geiſtigen Horizont erweitert. Seine Wirkung iſt befreiend, nicht blos von der Ueberlieferung ſondern auch von den Schlagworten des Tages. Es liegt weit ab von den Streitigkeiten der Gegenwart, mit keinem Worte nimmt es aufdringlich Partei; doch gerade aus der Geſchichte mögen diejenigen den meiſten Gewinn ziehen, denen es heutzutage um eine ſelbſtändige Meinung zu thun iſt.

Drei noch ungedruckte Briefe von Goethe.

Mitgetheilt von Rudolf Baier.

Goethe an Benecke.

I.

Wohlgeborner
Inſonders hochgeehrteſter Herr!

Ew. Wohlgeboren konnten mich nicht bedeutender an die ſchöne Zeit unſerer erſten Bekanntſchaft erinnern, da ich in Göttingen freundlichſt aufgenommen unter Anleitung höchſt wiſſenſchaftlicher Männer meinen Zweck eifrig zu verfolgen Gelegenheit fand.

Auf die gegenwärtige Mittheilung läßt ſich nur mit überraſchter Beſchämung danken. Seit ſeinem erſten Erſcheinen begleitete ich, mit näheren und ferneren Freunden, ja mit Einſtimmung von ganz Deutſchland und der Welt, jenes charakter-gegründete, gränzenlos productive, kräftig unaufhaltſame, zart-liebliche Weſen auf allen ſeinen Pfaden. Ich ſuchte mich mit ihm durch Ueberſezung zu identificiren und an ſeine zarteſten Gefühle, wie an deſſen kühnſten Humor mich anzuſchließen; wobey denn, um nur des letztern Falles zu gedenken, allein die Unmöglichkeit über den Text ganz klar zu werden mich

abhalten konnte, eine angefangene Ueberſetzung von English Bards and Scotch Reviewers durchzuführen.

Von einem ſo hochverehrten Manne ſolch eine Theilnahme zu erfahren, ſolch ein Zeugniß übereinſtimmender Geſinnungen zu vernehmen, muß um deſto unerwarteter ſeyn, da es nie gehofft, kaum gewünſcht werden durfte.

Mögen Ew. Wohlgeboren dieſes vorläufig dem engliſchen Freunde mit aufrichtigem Dank für deſſen Vermittelung zu erkennen geben, ſo werden Sie mich ſehr verbinden.

Die Handſchrift des theuren Mannes erfolgt ungern zurück, denn wer möchte willig das Original eines Documents von ſo großem Werth entbehren. Das Alter, das denn doch zuletzt an ſich ſelbſt zu zweifeln anfängt, bedarf ſolcher Zeugniſſe, deren anregende Kraft der Jüngere vielleicht nicht ertragen hätte.

Und nun ſchließe mit Wunſch und Bitte, daß Dieſelben ein wohlwollendes Andenken mir immer erhalten mögen.

Weimar
den 12. Novbr:
1822.

Ew. Wohlgeboren
ganz ergebenſter
J W v Goethe.

II.

Wohlgeborner
beſonders hochzuehrender Herr.

Ew. Wohlgeboren abermalige Sendung gereicht mir zu nicht geringem Vergnügen; den Antrag einer verehrlichen Comite nehme in beyliegendem Schreiben dankbarlichſt an, wobey ich Ew. Wohlgeboren ergebenſt bitte für mich die Summe von zwanzig Pfund zu unterzeichnen, weil ich keinen Beweis verſäumen möchte, wie hoch ich den Geiſt eines Mannes ſchätze, der nur allzufrüh das merkwürdigſte Individuum das geboren werden konnte auf und weggezehrt hat.

Die Widmung des Sardanapals iſt mir von dem höchſten Werth. Wenn ich die Gunſt eines ſolchen Blattes meinem Verdienſte nicht wohl zuſchreiben darf, ſo bleibt es immer merkwürdig, daß ein jüngerer in ſeinem Vorgänger die Ahnung jenes Strebens enthuſiaſtiſch verehrt das er in ſich ſelbſt unwiderſtehlich empfindet.

Nehmen Sie meinen verpflichteten Dank und laſſen mich durch Ihre Vermittelung von den weiteren Fortſchritten jenes löblichen Unternehmens ein mehreres hören. Wenn der Vorübergegangene ſich zwar ſelbſt ſchon ein herrliches geiſtiges Monument geſtiftet, ſo iſt es doch ſehr ſchön, daß ein bleibendes reales Denkmal die Nachkommen ſinnlich erinnere: er ſey auch dageweſen wie Viele, aber begabt, verehrt, geliebt wie Wenige. Mein Andenken auch

unter Göttinger Freunden belebt zu ſehen, iſt mein eifriger Wunſch wenn ich mich fernerer Geneigtheit angelegentlichſt empfehle. Hochachtungsvoll

Ew. Wohlgeboren

Weimar d. 3. April 1826. ergebenſter Diener

J W v Goethe.

III.

Ew. Wohlgeboren

gefällige Sendungen waren immer von Wichtigkeit; die letzte iſt überraſchend und ſo ehrenvoll als betrübend. Mir giebt es ganz eigene Gedanken, daß der unbegreifliche Mann mich gerade auf den Sardanapal beſonders anwies, da ich dieſem Stück von jeher vor andern günſtig geweſen. Der königliche Leichtſinn, die Anmuth des griechiſchen Mädchens, die ganz eigene wunderſame Verbindung zwiſchen den zwey Perſonen verſcheuchen alle hypochondriſchen Geſpenſter, womit der treffliche Dichter ſeine Freunde zu ängſtigen pflegt, ſie erſcheinen nur hier und da gleichſam aus den Winkeln hervortretend.

Doch ich muß mich hüten von den Vorzügen dieſes Stücks zu ſprechen; man erſchöpft eine ſolche Production niemals durch Nachdenken, beim jedesmaligen Leſen iſt ſie wieder neu.

So ging es mir auch diesmal. Lebhaft aber regte ſich der Wunſch dem Dichter dagegen etwas Freundliches erwiedert zu haben; nun iſt er nicht zu erfüllen und man kommt in Gefahr ſich abzuquälen über die Frage: wie dieſes, von ſeiner eigenen Hand bezeichnete Exemplar ſo lange vorenthalten werden konnte, wie die mir erwieſene Freundlichkeit ſo lang ein Geheimniß blieb, ja durch die Zuſchrift von Werner noch mehr verdeckt und aller Nachforſchung entzogen wurde.

Bin ich nun Ew. Wohlgeboren dieſe ganz unerwartete Entdeckung ſchuldig, verdank ich Ihnen ein Zeugniß das mir beſonders in dieſen Tagen ganz unſchätzbar ſeyn mußte; ſo werden Sie überzeugt ſeyn, daß ich dieſe günſtige Einwirkung auf mich und meine Zuſtände nach ihrem ganzem Werth anzuerkennen weis.

Kann ich noch erleben, daß jenes intentionirte Monument wirklich zu Stande kommt, ſo wird es eine ganz eigene Klarheit über meine Tage verbreiten.

Ich bin gewiß, daß Ew. Wohlgeboren das Nähere, ſobald es zu Ihrer Kenntniß kommt, mir geneigteſt mittheilen und die Hand bieten werden, daß ich ungeſäumt meine theilnehmende Pflicht erfülle.

In vorzüglichſter Hochachtung

Ew. Wohlgeboren

ergebenſter Diener

Weimar den 27. Jul 1826. J W v Goethe.

Die hier mitgetheilten drei Briefe Goethes sind an den 1844 verstorbenen Oberbibliothekar und Professor Georg Friedrich Benecke in Göttingen, den bekannten Germanisten, gerichtet*). Sie betreffen die Widmung des „Sardanapal" von Lord Byron an den deutschen Dichter.

Zum Verständnisse der Briefe ist an Goethes 1824 geschriebenen Aufsatz „Lebensverhältniße zu Byron" zu erinnern.

Goethe hatte den Manfred in einer den Geist des britischen Dichters bewundernden Weise besprochen; Byron fühlte sich geschmeichelt und beabsichtigte, seinen „Sardanapal" dem deutschen Dichter zu widmen. Letzterer sagt über diese Beziehungen in dem genannten Aufsatze: — — „Indessen waren die Bemühungen des Deutschen dem Engländer nicht unbekannt geblieben, der davon in seinen Gedichten unzweideutige Beweise darlegte, nicht weniger sich durch Reisende mit manchem freundlichen Gruß vernehmen ließ. Sodann aber folgte überraschend, gleichfalls durch Vermittlung, das Originalblatt einer Dedication des Trauerspiels Sardanapal, in den ehrenreichsten Ausdrücken und mit der freundlichen Anfrage, ob solche gedachtem Stück vorgedruckt werden könnte. Der Deutsche mit sich selbst und seinen Leistungen im hohen Alter wohlbekannte Dichter durfte den Inhalt jener Widmung nur als Aeußerung eines trefflichen, hochfühlenden, sich selbst seine Gegenstände schaffenden, unerschöpflichen Geistes mit Dank und Bescheidenheit betrachten, auch fühlte er sich nicht unzufrieden, als, bei mancherlei Verspätung, Sardanapal ohne ein solches Vorwort gedruckt wurde, und fand sich schon glücklich im Besitz eines lithographirten Facsimile, zu höchst werthem Andenken. Doch gab der edle Lord seinen Vorsatz nicht auf, dem deutschen Zeit- und Geistgenossen eine bedeutende Freundlichkeit zu erweisen, wie denn das Trauerspiel Werner ein höchst schätzbares Denkmal an der Stirne führt."

Der erste der drei Briefe nun läßt uns die Umstände erkennen, welche die Unterlassung der beabsichtigten Widmung verursacht haben. Unter dem 30. Mai 1821 sandte Byron den eben vollendeten „Sardanapal" von Ravenna aus nach England an seinen Verleger Mr. Murray und im December desselben Jahres erschien das Drama zusammen mit „Die beiden Foscari" und „Cain". Wahrscheinlich gleichzeitig mit dem Manuscripte wird Byron das Blatt, welches die beabsichtigte Widmung enthielt, an Murray geschickt haben mit dem Auftrage, dasselbe Goethe zur Approbation vorzulegen. Dies geschah, wie wir aus dem ersten Briefe erfahren, durch Vermittelung Beneckes, welcher, den Engländern damals als der bedeutendste Kenner ihrer Sprache

*) Die Briefe befinden sich im Besitze der in Stralsund lebenden Tochter Beneckes, Frau Bohnstedt, welche dieselben dem Einsender zum Zwecke der Veröffentlichung mit freundlichster Bereitwilligkeit anvertraut hat.

in Deutschland geltend und überdies durch die Beziehungen Göttingens zu England begünstigt, mit diesem in regstem literarischen Verkehre stand. Daß aber das Dedicationsblatt Goethe erst zuging, als der „Sardanapal" längst erschienen war, dürfen wir aus dem Datum des Goetheschen Briefes schließen, mit welchem das Blatt am 12. November 1822, also elf Monate nach dem Erscheinen des Dramas, von Weimar an Benecke zur Weiterbeförderung nach England abgeht. So erklärt sich zur Genüge, wie die beabsichtigte Widmung bei der ersten Ausgabe unterbleiben mußte und erst späteren Drucken vorangestellt wurde. Wo und durch wen das Blatt auf seinen Wegen bis zu dem Tage, an welchem Goethe es an Benecke zurücksandte, in so auffälliger Weise aufgehalten worden, ist freilich nicht mehr aufzuklären. Möglich, daß es von Murray nicht gerades Weges und unmittelbar an Benecke befördert ist, sondern letzterem auch erst durch weitere Vermittelung und auf einem Gelegenheitswege zugegangen.

Goethe erwähnt der „mancherlei Verspätung" als Ursache, daß „Sardanapal" ohne die Widmung in die Oeffentlichkeit trat. Da das Drama schon im December 1821 erschien, so ist, wie eben bemerkt, wohl anzunehmen, daß das Dedicationsblatt seinen Weg nach Deutschland und zu Goethe erst gefunden hat, als es bereits zu spät war, und die Schuld dieser ersten Verspätung werden wir in England zu suchen haben. Daß dann an weiterer Verzögerung Goethe selbst nicht ohne Antheil war, mögen wir aus den Worten des Briefes lesen, daß die „Handschrift ungern zurück erfolge", und überdies dem Umstande entnehmen, daß Goethe ein lithographirtes Facsimile von dem Blatte anfertigen ließ.

Dies Blatt aber, welches unser Dichter so ungern und gewiß nur zögernd aus seinem Besitze entließ, hat nie das Ziel seiner Bestimmung erreicht; es steckt heute noch in demselben Briefumschlage, der es am 14. November 1822*) von Weimar Benecke zuführte, um von diesem weiter an Murray befördert zu werden.

Das Blatt, ein Bogen in kleinem Octav, goldgerändert, mit dem Wasserzeichen „Fellows 1817", trägt die unzweifelhaften Schriftzüge Byrons und in ihnen die aus den späteren Ausgaben des Sardanapal bekannte Widmung an Goethe, diese von den Drucken dadurch verschieden, daß die Zeilen nicht in der Form einer Lapidarinschrift auftreten, sondern einfach in Cursivschrift hintereinander fortlaufen. Die Widmung stellt sich in 13 Zeilen folgender Gestalt dar:

Dedication of „Sardanapalus".

To the illustrious Goethe a stranger presumes to offer the ho-

*) Dies ist das Datum des Poststempels.

mage of a literary Vassal to his liege-Lord — the first of existing writers — who has created the literature of his own country and illustrated that of Europe.

The unworthy production which the author ventures to inscribe to him is entitled „Sardanapalus".

Es erklärt sich, daß Benecke das ihm von Goethe zugesandte, zum Abdruck bestimmte Blatt zurückhielt, da ihm nun, nachdem Sardanapal längst erschienen war, die Weitersendung des Blattes nach England überflüssig erscheinen mußte.

Nicht in gleicher Weise wird Byron die Sache als eine abgethane angesehen haben. Als er den im Druck erschienenen „Sardanapal" ohne die Dedication von Murray erhielt und sich ihm nun die schon beim Erscheinen des „Marino Faliero" gemachte Erfahrung wiederholte, — auch dies Drama hatte der Dichter und zwar bereits im Jahre 1820 Goethe zu widmen beabsichtigt — die Erfahrung nämlich, daß eine vorhergehende Anfrage bei dem deutschen Dichter Verspätungen verursache und den Zweck vereitele, sah er kurz und gut von solcher Anfrage ab und überschrieb seinen im Januar 1822 vollendeten „Werner" „to the illustrious Goethe". Trotzdem muß ihm dies nicht genug gewesen sein, und er die früher gehegte Absicht, den „Sardanapal" Goethe zu widmen, festgehalten haben. Dafür spricht einmal die späteren Drucken vorangestellte Widmung, was wohl nicht ohne ausdrückliche Einwirkung Byrons geschehen ist, dann zweitens insbesondere die von Eckermann unter dem 26. März 1826 (I. 172) verzeichnete Mittheilung: „Goethe war heute bei Tische in der heitersten, herzlichsten Stimmung. Ein ihm sehr werthes Blatt war ihm heute zugekommen, nämlich Lord Byrons Handschrift der Dedication seines Sardanapal." Ein zweites Dedicationsblatt, mit dem ersten gleichlautend, ist also von Byron an Murray gegangen und von diesem, da er das erste nicht zurückerhalten, wiederum durch Beneckes Vermittelung an Goethe gesandt. Daß dies der Fall war, erhellt aus dem Inhalte des zweiten und dritten Briefes. Der zweite Brief ist wenige Tage nach Empfang des, wie wir eben von Eckermann gehört haben, am 26. März 1826 eingetroffenen Byronschen Blattes geschrieben und die Erwähnung des „Sardanapal" also nur eine Rückäußerung auf jene Zusendung.

Schließlich ist zu dem ersten Briefe noch hinzuzufügen, daß die im Eingange des Schreibens erwähnte Zeit der ersten Bekanntschaft zwischen Goethe und Benecke in das Jahr 1801 fällt, in welchem ersterer einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in Göttingen genommen hatte, um (vgl. Tag- und Jahreshefte) „die Lücken des historischen Theiles der Farbenlehre abschließlich auszufüllen."

Das Denkmal, zu welchem Goethe zwanzig Pfund zeichnete, war für die Weſtminſterabtei beabſichtigt, aus deren Dichtergräbern engliſche Orthodoxie den Leib des Sängers ausgeſchloſſen hatte.

Der letzte Kurfürſt.

Am 6. Januar dieſes Jahres iſt der letzte Kurfürſt von Heſſen „zu ſeinen Vätern" verſammelt worden, nicht aller, aber doch derjenigen würdig, die ihm als Kurfürſten vorausgingen; wie denn „Nicht beſſer ſein wollen, als Vater und Großvater" vielleicht das einzige Stück Pietät war, das man ihm nachrühmen konnte.

Will man dieſen Fürſten mit einem Wort charakteriſiren, ſo wird man ſagen müſſen: er war genau wie ſeine kurfürſtliche Würde ein Anachronismus; mit ſeinen beiden Vorgängern in derſelben merkwürdiger Weiſe genau die Zeit ausfüllend (1803—1866), in der es nichts mehr zu küren gab, in der es alſo auch keiner Kurfürſten mehr bedurfte, und nichtsdeſtoweniger als der einzigartige Kurfürſt, der er — eine Ironie der Geſchichte — einmal war, und der auch nicht leicht einem andern ſeine Stimme gegeben hätte, als ſich ſelbſt, doch nur in dieſer triſten kaiſerloſen Zeit, die eigens für ihn und Seinesgleichen gemacht zu ſein ſchien, möglich.

Ob er dadurch prädeſtinirt war, dieſe Zeit feſtzuhalten und alles Neue zu haſſen? Jedenfalls hat er dieß ebenſo aufrichtig gethan, wie jenes verſucht, und wenn ſeine Beſtimmung keine größere war, ſie erfüllt.

In dem Sinne freilich, wie es alle verneinenden Geiſter ſchließlich werden müſſen, iſt auch der letzte Kurfürſt von Heſſen der neuen Zeit dienſtbar geworden; ja man kann ohne Uebertreibung ſagen, daß auch er — wenn ſchon wider Wiſſen und Willen — den neuen Kaiſer mitgekürt und ſo einmal doch ſein beſonderes Kurfürſtenrecht geltend gemacht hat. Von ſo weittragenden Folgen für unſer Geſammtvaterland war das Verhalten dieſes ſeltſamen Fürſten in den Jahren der Reaction von 1850 an und in dem für ihn ſelbſt ſo verhängnißvoll gewordenen Jahre 1866.

Möglich, daß auch ohne ihn Alles ſo gekommen wäre, wie es gekommen iſt. Aber das unterliegt wohl keinem Zweifel, daß die Kriſis im Selbſtauflöſungsproceß des weiland Bundestags durch nichts ſo ſehr beſchleunigt worden iſt, wie durch die heſſiſchen Verfaſſungswirren, inſofern ſich bei dieſer Gelegenheit herausſtellte, daß der von beiden Parteien angerufene keine zu befriedigen vermochte, weder den Kurfürſten, noch ſein Land, und der ganze Handel nur dazu diente die beiden Hauptmächte des Bundes mehr, als je,

einander zu verfeinden. Die viel verspottete Schlacht von Bronzell, die angeblich nur einem Schimmel das Leben kostete, ist doch erst auf den Schlachtfeldern des Jahres 1866 entschieden worden, und sie kostete „Scepter und Kronen".

Welche besondere Rolle aber der Kurfürst von Hessen in eben diesem Jahre 1866 gespielt und wie er sich um dessen Ausgang mitverdient gemacht hat — als der vielleicht passivste von allen Mitspielenden — daran mag um so mehr erinnert werden, als es zur Zeit nur wenigen bekannt ist. Der gewöhnlichen Annahme zufolge wäre der Kurfürst von Hessen einer der entschiedensten Parteigänger Oesterreichs gewesen, eine Annahme, die in seinem trotzigen Verbleiben auf Wilhelmshöhe und in seiner Gefangennahme daselbst, durch die, beiläufig, der seither unpopulärste Fürst eine zeitlang populär wurde, eine handgreifliche Bestätigung zu finden schien. Nichtsdestoweniger ist diese Annahme ohne Grund. Der Kurfürst hatte seit lange, und selbstverständlich seit seiner Begrüßung durch „Bismarcks Feldjäger" keine Sympathien mehr für Preußen. Aber ebensowenig für Oesterreich; theils weil er überhaupt keine Sympathien hatte; theils weil ihn letzteres in seinem Streit mit den Ständen auch schließlich im Stich gelassen, während sich ihm Preußen bei Gelegenheit der Vermählung seines dritten Sohnes im Januar 1866 wieder freundschaftlich genähert hatte, theils weil ihn doch die ganze Tradition seines Hauses mehr zu diesem, als zu jenem hinzog. Als es schließlich galt Farbe zu bekennen, war wohl Niemand so unentschlossen und rathlos wie der Kurfürst von Hessen; und noch bis zum 13. Juni Abends konnte in der Residenzstadt Kassel kein Mensch wissen, wie sich der Landesherr entscheiden werde; denn noch wußte es dieser selbst nicht. Erst am 14. früh erhielt der kurhessische Bundestagsgesandte seine definitive Instruction durch den Telegraphen. Was den Ausschlag gegeben, ob persönliche Einwirkung ganz besonderer Art, oder eine letzte Pression Seiten Oesterreichs unter Hinweisung auf seine eventuell gefährdeten böhmischen Besitzungen, oder was sonst, das mag hier dahingestellt bleiben: unberechenbar wie ein Würfelspiel war es jedenfalls, daß der Kurfürst gerade so Partei nahm, wie es geschehen ist. Waren doch auch, als schon preußische Truppen das Land besetzt hielten, die seinigen noch nicht einmal mobilisirt, so daß er auch den Verbündeten nicht das Mindeste nützen konnte.

Wer dies unglaublich und unbegreiflich findet, dem müssen wir zu bedenken geben (und könnten es sehr im Detail beweisen!), daß das ganze kurfürstliche Regiment seit lange nur noch eine Illustration zu dem Goetheschen Wort war: „das Unzulängliche, hier wird's Ereigniß; das Unbeschreibliche — hier ist es gethan" (nur das allerletzte paßt nicht; man müßte denn das Wörtchen „hinan" in „herab" umändern!), und daß bei dieser ernsten Gelegenheit nur zu Tage trat und seinen Tag fand, was nie anders gewesen. Denn

nicht mit dem Wort „Mißregierung" wird das Wesen der kurfürstlichen Wirthschaft seit 1850 richtig bezeichnet, sondern damit, daß im modernen Sinne des Worts meist gar nicht regiert wurde.

Gewiß war es nicht die Absicht des erlauchten Herrn, sein Land so herunterzubringen, wie er gethan hat; aber ebenso wenig hatte er die gute Absicht des Gegentheils. Ihm galt Hessen lediglich als Domaine, deren Bestimmung keine andere war, als' von ihm nach Möglichkeit ausgenutzt zu werden. Der allerhöchsten Ungnade war gewiß, wer ihn an landesväterliche „Pflichten" zu erinnern wagte; denn nur eine unendliche Summe von Rechten bildete ihm den Begriff seiner königlichen Hoheit; weshalb denn auch bei Differenzen, Einwendungen, Gegenvorstellungen, wenn Jemand solche und seine gesunden Glieder dabei riskirte, das „Ich bin der Kurfürst" die stärkste und oft einzige Rechtfertigung seiner jeweiligen Handlungsweise war.

Je mehr sich nun deren im Laufe der Zeit nöthig machten, desto größer wurde — ein anderer schlimmer Zug seines Charakters — sein persönliches Mißtrauen, in jedem Vorschlag, in jedem Rath, in jeder Meinungsäußerung, in jedem schönen Hause, das in Kassel ohne seine Genehmigung gebaut worden, einen heimlichen Angriff auf seine Souveränetät sehend; selbst in der ihm verschriebenen — Gott weiß, warum — einmal „grünlichen Arznei" nichts Geringeres: „wie wenn der Leibarzt mit dem Kurfürsten machen könnte, was er wolle; wie wenn der Kurfürst nicht wüßte, daß alle Arznei braun ist."

Dieser unmäßige Souveränetätsdünkel, gepaart mit Mißtrauen, ließ am kurfürstlichen Hofe — dies Gute wird man wohl anerkennen müssen — keinerlei Patronage und Nepotismus aufkommen; mit persönlichen Empfehlungen war bei diesem Fürsten nichts zu erreichen; es sei denn, daß man ihn täuschte, insofern man ihm — ein aber doch immer gefährliches Experiment — das gerade Gegentheil von dem anpries, was man zu erreichen wünschte. Durch sich selbst empfohlen war ihm in des Wortes verwegenster Bedeutung nur jede Mittelmäßigkeit, jedes Gewöhnliche, Alltägliche, so daß Schulze oder Müller zu heißen vortheilhaft werden konnte, während gefährlich, einen Namen zu führen, den der Kurfürst noch nicht gehört hatte.

Will man dem Gesagten widersprechend finden, daß doch die Hassenpflug-Vilmarsche Partei, dieselbe, aus der das Häuflein renitenter Pastoren hervorgegangen ist, in großem Ansehen bei ihm stand, so ist hierauf zunächst einschränkend zu erwidern, daß es auch damit nicht ganz so bestellt war, wie man gewöhnlich annimmt. Denn einmal hatte der Kurfürst zu der von dieser Partei zur Schau getragenen Frömmelei („Muckerei" nannte er sie gelegentlich selbst) nicht die geringste persönliche Neigung, und daß sie ihm seine hessische Kirche lutherisch machen wollten, ging ihm ganz wider den Strich; und zum andern lernte er im hessischen Treubund so viel faule Individuen kennen, daß

auch ihm die ganze Sippe dadurch verdächtig wurde. Was ihr immer wieder auf die Beine half und als Partei den verhältnißmäßig größten Einfluß sicherte, war eben dies, daß sie allein es verstand, den Kurfürsten an seiner zugleich stärksten und schwächsten Seite zu fassen, ihn schmeichlerisch anlügend, daß er das sei, was er sein wolle, in der hessischen Pfaffensprache: „der Gesalbte des Herrn, dessen Willen irgendwie zu beschränken Auflehnung gegen Gott sei, ja der nicht blos das Recht, sondern auch die heilige Pflicht habe, eine Verfassung zu brechen, die seine Souveränetätsrechte beschränkte u. s. w.“ In einem abscheulichen Machwerke, „hessische Chronik“ genannt (Marburg bei Koch 1855), hatte Vilmar sogar die Schamlosigkeit, zu notiren, wie Gott diesen und jenen Hessen, der sich am Verfassungswerk betheiligt, schon in diesem Leben durch schwere Heimsuchungen bestraft habe; während er bei anderer Gelegenheit eine Phrase wagte (ich garantire nur für den lästerlichen Inhalt, nicht genau für die Form), in der er „das Auge Gottes und des HErrn im Himmel“ und die „blauen Augen des Kurfürsten auf Erden, die beide über ihr Volk wachten“ — so ungefähr — coordinirte.

Ebenso verstand es diese Partei, wie sonst Niemand, dem Mißtrauen des Kurfürsten durch Verdächtigen alles dessen, was neu war, „von der guten altheſſischen Zeit abweichend“, immer neue Nahrung zu geben; und soweit ihr dies gelungen ist und damit: den Kurfürsten immer mehr seinem Volk und der Gegenwart zu entfremden, um soviel hat sie auch dessen nun von ihr bejammertes „Sterben im Exil“ — zu dem er selbst weiland so viel andere und bessere genöthigt hat — auf dem Gewissen.

Dies freilich wohl nicht das schlimmste, was sie darauf hat! So meinte sogar ein ehemals zur Partei gehöriger, nachmals nüchtern gewordener hessischer Pfarrer: „daß es der liebe Gott doch besonders wohl meinte mit dem Kurfürsten —, daß er ihn auf seine alten Tage von aller Regierungssorge befreit und ihm noch so schöne Muße, über sich nachzudenken und sich ernstlicher auf den Himmel vorzubereiten, geschenkt habe.“

Ob der hohe Herr seine Muße dem entsprechend verwandt hat, danach hat nun hier Niemand mehr zu fragen. Aber soviel ist richtig an jener frommen Hypothese, daß die besten Freunde des Kurfürsten nicht Ursache haben, ihn um seines Exiles willen, und wie er dazu gekommen ist, zu beklagen. Denn schwerlich — wie die Dinge in Hessen zu Anfang der 60er Jahre standen — würde der Kurfürst bis zu Ende seines Lebens den Thron seiner Väter behauptet haben, wenn er ihn auch nicht gerade so wie es geschehen ist hätte verlassen müssen. War doch kurz vor der Katastrophe, ohne daß Jemand eine Ahnung von ihr hatte, die Meinung allgemein verbreitet, und je näher der unnahbaren höchsten Person, desto mehr: daß es so keine zwei Jahre weitergehen und bestehen könne. Sie hat sich erfüllt, anders als man

erwartete, aber nicht schlimmer, als wie man erwarten oder befürchten mußte. Auch für den letzten Kurfürsten selbst nicht schlimmer, sondern besser! Denn vom Schauplatz verdrängt — nicht ohne Leidensgefährten — durch die Wucht großer geschichtlicher Ereignisse, zu einer Zeit, in die er schlechterdings nicht hineinpaßte, und in deren neue Ordnung er sich auch nachmals nie zu finden gelernt hätte: ist er eben dadurch vor dem minder ehrenvollen Schicksal eines Herzogs Carl von Braunschweig und Seinesgleichen bewahrt worden.

Wie die Thiere des Waldes auf den Grabstein des alten Jägers, so können die Hessen auf den ihres letzten Kurfürsten die Worte setzen: „Ihm ist wohl, und uns ist besser. Requiescat in pace!"

Für Haus und Herd.

Von einem alten Militär.

Wieder ist eine Session des Reichstags über die Prüfung des Armee-Budgets und des Pensionsfonds hinweggegangen, ohne die gerechte Erwartung derjenigen Militärpensionäre zu erfüllen, welchen die Verbesserungen des neuen Pensionsgesetzes gegen das alte nicht zu Gute gekommen sind, derer nämlich, welche bereits vor dem Kriege 1870 in Inactivität versetzt worden sind. Werfen wir einen Blick auf die Lage dieser so wenig Beneidenswerthen, so finden wir die vermögenslosen pensionirten Officiere, denen bei ihrem Ausscheiden Alter oder Gebrechlichkeit nicht mehr gestattete, um eine Civilanstellung nachzusuchen, fast ohne Ausnahme in dürftiger Zurückgezogenheit, in der sie ihre geringen Mittel zwischen der Aufrechthaltung eines standesmäßigen Aeußeren und den Bedürfnissen für Nahrung, Kleidung, Wohnung, und, wenn sie auch noch für eine Familie zu sorgen haben, für deren äußeres und inneres, gegenwärtiges und zukünftiges Wohl mit sorgenvoller Sparsamkeit vertheilen, von dem Proletarier nur dadurch unterschieden, daß ihnen zwar in Krankheitsfällen der Lohn ihrer früheren Arbeit nicht ausbleibt, die Pension nämlich, dagegen aber auch die Gelegenheit, durch Arbeit ihrer Dürftigkeit nachzuhelfen, mit höchst seltenen, gar nicht in Anschlag zu bringenden Ausnahmen, gänzlich versagt ist. Wie Viele haben vorher, ohne Verschwendung, ein kleines Vermögen nach und nach in stummer Resignation zum Opfer gebracht, um besonderen Unglücksfällen, wie Verlusten von Pferden, häufigen Versetzungen u. s. w. entgegen zu arbeiten, um einen Verfall äußerlich zu verbergen, dessen Herstellung von der Erhaltung der Carrière erhofft wurde. Der Mangel an Mitteln zu einem Umzuge nach einer wohlfeileren neuen Heimath hat Viele gezwungen, in der theueren letzten Garnison zu bleiben und sich Entbehrungen

aufzuerlegen, von denen ſie früher nie eine Vorſtellung hatten. Die große Mehrzahl aber hat die kleinen und kleinſten Städte, auch Dörfer, aufgeſucht, um aus den geſelligen Regionen zu verſchwinden, welche Anforderungen an ihr kümmerliches Einkommen ſtellen konnten, die über das Nöthigſte hinaus gehen.

Auch für die jetzt noch junge Generation der Officiere wird eine Zeit kommen, wo die jetzt neuen Penſionsſätze in demſelben Mißverhältniſſe zu der Entwerthung des Geldes ſtehen, wie die alten Sätze zu dem jetzigen Geldwerth und auch dann werden die dann alten Penſionäre ein Recht haben, einen Ausgleich durch ein neues Geſetz zu fordern, das nicht allein die Helden eines dann allerneueſten Sieges, ſondern alle Penſionäre der Armee umfaßt, die eben ſo in fortdauernder mit vielen Reſignationen verbundener Pflichttreue Theil gehabt haben werden an der Tüchtigkeit der Armee, wie die jetzt ſo ungerecht zurückgeſetzten Penſionäre.

Werfen wir nun einen Blick auf dieſen Antheil der vor dem Kriege von 1870/71 in Inactivität verſetzten Officiere. Man ſollte vermuthen, daß in dem Militärſtaate Preußen, in dem die allgemeine Militärdienſtpflicht ſchon ſo lange in Fleiſch und Blut des ganzen Staats- und bürgerlichen Lebens verwachſen iſt, Jedem, der dieſe Pflicht erfüllt hat, trotz der ihm ſelbſt daraus erwachſenen Opfer klar geworden ſein müßte, daß es die ununterbrochene pflichttreue Arbeit der Officiere vom jüngſten Lieutenant aufwärts iſt, welche die Ausbildung von der erſten Dreſſur bis zum Gebrauch auf dem Manöver- und Gefechtsfelde, die Belehrung und Erziehung des Soldaten zur Subordination und Disciplin, die Ausbildung der Officiere ſelbſt zu den höheren Stufen ihres Berufs, zu einem ſo kriegstüchtigen Ganzen verbindet. Man ſollte vermuthen, daß dieſe Arbeit, der manche Körperkraft erliegt, nicht ſo gering angeſchlagen werde, daß man nur die Früchte derſelben auf den Schlachtfeldern und zwar nur auf denen des letzten Krieges des Lohnes oder eines beſſeren Lohnes werth erachtet. Es ſcheint aber, daß von den Herren Abgeordneten nur Wenige die Linie des Militär-Dienſtes paſſirt, oder daß ſie dem Officierſtande nur gezwungen, ſowohl früher als jetzt, eine eingehende Betrachtung zugewendet haben und deshalb ihre für alle bürgerlichen Aufgaben ſo thätige Geiſtesſchärfe, ſo wie ihr Rechtsgefühl den für die Pflichten erworbenen Rechten des Officierſtandes noch nicht mit dem von uns in jeder anderen Beziehung hochgeprieſenen Eifer zugewendet haben. Zu dieſem Schluſſe fühlt man ſich berechtigt, wenn man ſich erinnert, daß ſchon in der vorletzten Seſſion die Frage über die Ausdehnung des neuen Penſionsgeſetzes angeregt, aber ſchon in der Commiſſionsſitzung durch die — wenn ſie wahr iſt, ungründliche — Bemerkung beſeitigt worden ſein ſoll, daß es gar nicht zu überſehen ſei, wohin das führen könne, ferner, daß die Zeitungen im Anfange auch dieſer Seſſion unter den Vorlagen in Betreff des Militärpenſionsfonds auch einer Summe erwähnten,

welche aus den Ueberschüssen des Pensionsfonds zur Verfügung gestellt werden sollte, um das neue Pensionsgesetz auf sämmtliche pensionirte Officiere auszudehnen, daß aber später von diesem edeln Vorhaben wieder nicht die Rede gewesen ist. Endlich ist auch im bairischen Landtage ein Antrag eingebracht worden, für die Gleichstellung der vor dem Kriege von 1870/71 verabschiedeten Pensionäre mit den nach dem Kriege verabschiedeten, eine Summe zur Verfügung zu stellen. Das bairische Kriegsministerium hat diesen Antrag unterstützt, aber auf den Etat — irren wir nicht — des auf Baiern entfallenen Kriegskostenbetrages verwiesen; von der endlichen Erledigung der Sache haben wir nichts weiter erfahren, haben aber diese Regung mit Freude und auch mit Hoffnung für die Session des Reichstages begrüßt und nur bedauert, daß sie im Reichstage, wo ihr geholfen werden konnte, nicht zum Ausspruch gekommen ist. Will sich etwa der Reichstag anmaßen, die Popularität der Kriege von 1864, 1866 und 1870/71 durch die bessere Behandlung der Pensionäre nach dem letzten Kriege in Vergleich zu stellen? Das glauben wir nicht. Die Regierung hat als einen gerechten Lohn für die Armee, wie sie war, als sie in den Krieg ging, wozu ihre Führer, vom Lieutenant aufwärts, sie vorgebildet hatten, eine Verbesserung des Looses ihrer nicht mehr dienstfähigen Führer von dem Reichstage verlangt; dieser hat von der Berechnung nach Sechzigtheilen trotz aller anerkennenden Redensarten die Forderung bis zur Berechnung nach Achtzigtheilen herab gesetzt. Wir können jetzt nicht beurtheilen, ob die Regierung damals wegen der Ungeheuerlichkeit der vorliegenden Arbeiten und Forderungen trotz der ihr zur Seite stehenden ungeheuren Summe der 5 Milliarden und des großartigen Pensionsfonds die Gedanken und den Muth für die vor 1870 verloren und Gott gedankt hat, daß sie von einer vielleicht nur rasch vorübergehenden, vielleicht sogar für nicht allgemein aufrichtig gehaltenen Wendung zu Gunsten der Armee nur einen Theil der Ansprüche für die Armee erfüllt hoffen durfte; oder ob die Regierung selbst gar nicht den Gedanken gehegt hat, das Schicksal der Militärpensionäre nach dem ruhmreichen Kriege allgemein verbessern zu wollen. Letzteres würde zu sehr an die Behandlung der Miliz-Armeen erinnern, als daß wir daran glauben könnten. Das Ende der Laufbahn eines Officiers, wie der eines Beamten wird stets ein warnendes oder ermuthigendes Beispiel für die nachfolgende Generation sein. Beweis dafür der heutige Mangel in all den Zweigen des Staatslebens, deren Träger seit langer Zeit unter einem ihren Leistungen unangemessenen Schicksal gelitten haben. Auf diese Weise tritt eine dem Striken der Arbeiter ähnliche, aber weit gefährlichere Wirkung ein, indem durch die von der häuslichen Erziehung bewirkte Abmahnung von gewissen Berufskreisen in steigender Progression der Zufluß zu diesen doch unentbehrlichen Staatsämtern aufhört. Je leichter es ist, mit weniger Vor-

bereitung dieſelbe Laufbahn zu beginnen, deſto weniger wird die Kategorie irgend eines Staatsdienſtes vor dem Eindringen unbrauchbarer Arbeiter in dieſelbe geſichert ſein; das letztere Mittel, die Vacanzen zu füllen, wird alſo das verderblichſte, ſowohl für den bürgerlichen, als für den militäriſchen Staatsdienſt ſein. Die Verbeſſerung der Ausſichten, ehe die Abmahnung oder Abneigung überhand genommen hat, iſt alſo das beſte Mittel, die Functionen der Staatsmaſchine und der Armee ſtets in ausreichender Zahl und Tüchtigkeit beſetzt zu ſehen. Zu dieſen Ausſichten gehört aber bei der Armee mehr als bei jedem anderen Zweige des Staatsdienſtes auch die Sicherung vor einer Zukunft, deren Entbehrungen in keinem Verhältniſſe dazu ſtehen, daß der Berufsſoldat ſeine Zeit, ſeine Geſundheit, ſein Leben eine ſo lange Zeit dem Dienſte gewidmet hat, daß ihm jede Möglichkeit genommen iſt, ſeine Lage durch den Uebergang zu einem andern Beruf zu verbeſſern. Welcher Sinn, welche Gerechtigkeit liegt darin, daß man von dem neuen Penſionsgeſetz die vor dem Kriege von 1870 verabſchiedeten Officiere ausgeſchloſſen hat? Sie ſind die ältere Generation; aus ihren Familien wird zuerſt das Officiercorps ſeinen Zuwachs erhalten. Es iſt ja natürlich, daß die Entwerthung des Geldes zunimmt, und das neue Penſionsgeſetz hat dieſem Verhältniſſe noch lange nicht genug Rechnung getragen. Der Penſionär ohne Vermögen iſt auch daran gewöhnt, ſich eine Entbehrung nach der andern aufzuerlegen, da er unter Verkäufern lebt, die ihn jede Rangſtufe höher theurer bezahlen laſſen. Wie der größte Theil der Quartier-Vermiether über das Verhältniß der Serviserhöhung hinaus bei Officieren und Beamten die Miethen gleich erhöht hat, ſo ſuchen andere Verkäufer auf die höhere Charge eine Steuer zu legen für den Aplomb, mit dem ſie den Titel ausſprechen. In dieſer Beziehung kann man die naivſten Anſichten und Geſtändniſſe hören, namentlich aber wird es keinem Verkäufer oder Vermiether einfallen, wenn er einmal ſeine Taxe nach dem Anſehen der Perſon zu ändern gewöhnt iſt, zwiſchen einem Alt- und Neupenſionär einen Unterſchied zu machen.

Genau betrachtet iſt aber die Ausgabe gar nicht ſo unüberſehbar und ſo ungeheuerlich, welche aus der Ausdehnung des neuen Penſionsgeſetzes auf die Altpenſionäre entſtehen würde. Sie zu berechnen aus den Additionsexempeln aller Penſionen zahlenden Kaſſen kann doch nicht ſchwer ſein. Sollte man aber den Betrag für Alle für unerſchwinglich halten, ſo wird man nicht ungerecht ſein, wenn man nothgedrungen Unterſchiede ſetzt und zwar etwa folgende: 1) ſind zu berückſichtigen Alle, die durch Verwundungen oder dauernde Geſundheitsſchwächungen in einem Kriege invalide und behindert worden ſind, durch das Ergreifen irgend einer ihnen zuzumuthenden Erwerbsart ihre Einkünfte zu verbeſſern, 2) die in Folge directer

Dienſtbeſchädigungen im Friedensdienſt zu demſelben Grade der Erwerbsunfähigkeit Herabgedrückten, 3) die Penſionäre über 30 Dienſtjahre, 4) die Penſionäre über 20 Dienſtjahre. Unter der letzteren Claſſe werden ſich ſchon Viele befinden, die ſich durch das neue Penſionsgeſetz nicht verbeſſern würden, alſo keine Mehr-Ausgabe veranlaſſen. Man wird auch zugeben, daß man mit 20 Dienſtjahren ſchon die Ehre in Anſpruch nehmen kann, manchen Stein zum Bau der Armee eingefügt zu haben, auch wird es nach ſo langer Dienſtzeit Vielen ſehr ſchwer oder unmöglich ſein, einen neuen Wirkungs- und Erwerbs-Kreis zu gewinnen, nicht allein, weil es den Meiſten an Geſchick und Fügſamkeit dazu gebricht, ſondern auch, weil ſich ihnen eine weit verbreitete Abneigung entgegen ſtellt, ihren Geſuchen zu willfahren, da das zwanzigjährige Dienſtalter durchſchnittlich das vierzigjährige Lebensalter in ſich ſchließen wird.

Im Reichstage iſt keine Stimme der Commilitonen für die Sache, die wir hier vertreten, laut geworden, es ſind deren ja auch nur ſo wenige und ihr Gedankenflug ſchwebt in höheren Regionen. Vielleicht wollten ſie nicht betteln, wo ſie vorausſetzten, daß Abneigung ihnen die Thüren verſchloſſen hätte. Auch wir wollen nicht betteln, ſondern mahnen an die Erfüllung einer Pflicht und ſind weit entfernt, in deren Erfüllung etwa eine milde Gabe und Gnade zu erblicken.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus dem Reichslande. Kirchendiebſtähle. Geſellſchaftliches. Colmar-Breiſacher Eiſenbahn. — Wenn man einem frommen und biedern Elſäſſer Bäuerlein glauben ſoll, ſo leben wir heutzutage in Zeiten, die ſchlimmer ſind, als die ärgſten Perioden der Wiedertäufer und Bilderſtürmer. Da werden Crucifixe an den Landſtraßen zertrümmert, Heiligenbilder demolirt, Kirchen erbrochen, Opferkaſten geplündert und Reliquien geſchändet. So meldet das „Elſäſſer Journal" aus dem Flecken Kirweiler, daß vor ungefähr 14 Tagen in finſtrer Nacht zwei ſteinerne Crucifixe, die neben der Straße nach Buchsweiler auf Privateigenthum ſtanden, von ruchloſer Hand niedergeriſſen und zertrümmert worden ſeien. Eines dieſer Steinbilder war von einem dortigen katholiſchen Bürger in Folge eines Gelübdes erſt vor einem Jahr für 200 Franken gekauft und an jener Stelle errichtet worden. Eine Woche ſpäter erzählt die „Mühlhauſener Zeitung" von einem Diebſtahle in der dortigen neuen katholiſchen Kirche. Ein Opferkaſten war erbrochen und ausgeräumt worden. Der Dieb hatte ſich

Abends in die Kirche einschließen lassen und wurde am anderen Morgen in der Frühe von dem Küster als ein struppiger Kerl mit dickem rothen Gesicht und zerknitterter Mütze recognoscirt, aber merkwürdiger Weise — laufen gelassen. Nun endlich ist noch in der Nacht vom 2. auf den 3. Weihnachtsfeiertag vorigen Jahres der Dom zu Colmar der Schauplatz einer wahren Greuelthat gewesen, die eine allgemeine Panik der religiösängstlichen Gemüther zur Folge hatte. Dort wurden zwei Tabernakel zertrümmert, die heiligen Gefäße entwendet, die consecrirten Hostien auf dem Altartisch umhergestreut, zwei Reliquien-Kästchen ihrer kostbar eingerahmten Reliquien beraubt und vier reichgefüllte Opferstöcke geplündert. Die Aufregung war natürlich am anderen Morgen ungeheuer unter der Bürgerschaft und Geistlichkeit von Colmar. Der Dompfarrer verordnete sofort, daß das Glockengeläute in der Kirche bis zur Purification derselben unterbleiben und die Stille des Charfreitags herrschen solle. Dann erließ er ein Avis in französischer und deutscher Sprache an seine geliebten Parochianen, in welchem er sie mit den blumenreichsten Ausdrücken zu allgemeiner Buße und Bekehrung aufforderte und zur Sühne des gottesschänderischen Frevels, welcher den Zorn des Herrn auf die ganze Stadt herabbeschwören könne, einen feierlichen Trauer-Gottesdienst auf den letzten Tag des Jahres bestimmte. Die frommen Leute in der Stadt aber schüttelten unwillig und mißmuthig den Kopf und meinten, das hätten die Freimaurer und Sectirer gethan, und man habe es auf einen allgemeinen Bildersturm in den katholischen Kirchen abgesehen. Von diesem albernen Verdachte, der sogar in der Elsässischen Presse seinen Ausdruck gefunden hat, kam man aber glücklicherweise nach einiger Ueberlegung zurück, und heute richtet sich derselbe vornehmlich auf Individuen, deren man sich überhaupt eines gemeinen Diebstahls wohl versehen kann, und die jedenfalls mit den Localverhältnissen ziemlich genau vertraut gewesen sind. Denn die Diebe sind an einer Stelle eingebrochen, welche man die zur Vollführung ihres Verbrechens relativ günstigste betrachten kann. Zwischen einer Capelle und einer Seitenthür des Domes hatten sie eine Oeffnung gemacht, welche gerade weit genug war, um einen Mann durchzulassen. Das Bubenstück selbst aber haben sie mit aller Gemüthsruhe und Ueberlegung durchaus methodisch und schlau ausgeführt. Nur solche Gefäße sind von ihnen entwendet worden, die einen effectiven Werth an Gold oder Silber repräsentiren. Drei Ciborien, deren Füße nur aus vergoldetem Kupfer bestanden, haben sie mitten durchgebrochen, die Schalen annectirt, die ziemlich werthlosen Untersitze aber in nahestehende Beichtstühle geworfen, wo sie am anderen Morgen von dem Küster gefunden wurden. Also reine Goldgier, die auri sacra fames des Virgil, die Absicht der rechtswidrigen Zueignung fremden Vermögens, bildete das Motiv der verbrecherischen Handlung, wie bei jedem gemeinen Diebstahl. Von

confessionellen Verirrungen kann hierbei nicht im Entferntesten die Rede sein. Erschwert wird die Sache allerdings durch Zeit und Ort der That und die Art der Ausführung. Ein solcher Diebstahl, welcher zur Nachtzeit mittelst Einbruches von zwei oder mehreren Personen gewaltsamer Weise begangen wird, kann nach dem etwas strengen französischen Strafgesetz unter Umständen sogar mit dem Tode bestraft werden. Einstweilen ist es allerdings den Anstrengungen der Staatsanwaltschaft noch nicht gelungen, den frechen Kirchenräubern auf die Spur zu kommen, und es bleibt immerhin äußerst merkwürdig, daß die verwegenen Gesellen es wagen konnten, in Colmar, dem Centralpunkte der Justizbehörden und der gerichtlichen Polizei, beiden ein Schnippchen zu schlagen.

Indessen wurde am Sylvesterabend um 8 Uhr von dem Pfarrer Meyblum die angekündigte Sühnandacht abgehalten. Dieselbe hatte in ihrer Art etwas Ergreifendes und Dramatisches an sich. Zuerst wurden mehrere lateinische Bußpsalmen mit dumpfer Orgelbegleitung abgesungen. Alsdann folgte eine Anrede des würdigen Dompfarrers an die versammelte Gemeinde in deutscher und französischer Sprache, in welcher er sich über den Kirchenraub des Weitern verbreitete und dann die Parochianen allesammt zur Reue und Buße aufforderte. Endlich wurde noch ein Sühnegebet an das heilige Altarssacrament laut vorgebetet und hierauf die Lichter gelöscht.

Von den eingewanderten Deutschen wurde der Sylvesterabend in Colmar und anderen elsässischen Städten, wo sich seit der Annexion deutsche Gesang-, Turn- und sonstige Vereine gebildet haben, nach alter deutscher Weise durch Abhaltung von Sylvesterbällen und dergleichen gefeiert. An einzelnen Orten haben auch eingeborne Elsässerinnen an diesen Bällen Theil genommen; und man ist geneigt, dies als ein gutes Zeichen zu deuten für die allmähliche Annäherung und Verschmelzung des einheimischen und des eingewanderten Elements in gesellschaftlicher Hinsicht. Denn bisher hat auf diesem Gebiete die noch ziemlich allgemein herrschende Spannung zwischen beiden Theilen ein freundschaftliches und kameradschaftliches Verhältniß noch äußerst schwierig und nahezu unmöglich gemacht. Derjenige Elsässer, der sich mit den Deutschen, hier zu Lande „Schwoben" genannt, viel abgiebt und allzu vertraut macht, kommt in schlechten Geruch bei seinen Landsleuten; und deshalb herrscht noch immer eine gewisse Scheu, sich offen und ungeschminkt auszusprechen und sich zu geben, wie man ist. Denn der elsässische Volkscharakter ist ebenso offen, frei und gemüthlich, wie der der meisten deutschen Stämme. Diese unangenehme und geradezu widersinnige Spannung in gesellschaftlicher Hinsicht hat nun in Bezug auf jene Vereine gleichfalls die Folge, daß sie etwas exclusiver Natur geworden sind. Ihre durchgängige Physiognomie ist die von reinen „Beamtenvereinen". Das elsässische, also das rein bürgerliche Element ist

darin noch sehr schwach oder eigentlich gar nicht vertreten. In einzelnen Städten, z. B. in Straßburg, bestehen außerdem noch sogenannte „Casinos", welche, abgesehen von den so ziemlich allgemein verbreiteten Officier-Casinos, den Sammelpunkt der eingewanderten Deutschen bilden sollen. Auch in Colmar, dem Hauptbezirksort von Ober-Elsaß, soll binnen Kurzem ein solches Casino errichtet werden. Doch zweifelt man im Allgemeinen an der dauernden Lebensfähigkeit derartiger Institute. Die monatlichen resp. vierteljährlichen Beiträge sind im Vergleich zu deutschen Verhältnissen wirklich horrend; und da diese Casinos meist ihre eigene Wirthschaft haben und insofern also auf die Coulanz des jeweiligen Oeconomen hingewiesen sind, so sind die Speisen und Getränke bei einiger Lässigkeit desselben nicht immer grade die vorzüglichsten zu nennen. Und in dieser Hinsicht hört man namentlich hier und da vielfache Klagen der Mitglieder solcher Casinos.

In Straßburg wird binnen Kurzem der Landesausschuß zusammentreten. Einen seiner Berathungsgegenstände soll, wie allgemein vermuthet wird, die Aufhebung des oberelsässischen Bezirkspräsidiums in Colmar und dessen Verschmelzung mit der Straßburger Regierung bilden. Colmar würde dadurch ca. 80—90 Verwaltungsbeamte verlieren, da gleichzeitig auch die dortige Steuerdirection mit übersiedeln soll. Den Colmarer Bürgern und den Abgeordneten des Oberelsasses kann eine solche Maßregel gewiß nicht gleichgültig sein. Die alte freie Reichsstadt, welche schon zu Kaiser Friedrich Barbarossas Zeiten zu den bedeutendsten Städten und Emporien des alten heiligen römischen Reiches germanischer Nation gehörte, würde dadurch gradezu zum Dorfe degradirt werden. Die Stadt, welche schon jetzt bei einer Einwohnerschaft von über 23,000 Seelen mit Bezug auf öffentliches Leben und Verkehr so ziemlich das Prädicat „öde" verdient, soll, wie von Eingesessenen erzählt wird, so wie so seit der Einverleibung bedeutend an Handel und Wandel eingebüßt haben. Die eigentlich einflußreichen Familien haben hier, wie auch in andern Städten des Elsasses, für die französische Nationalität optirt und sind zum Theil nach Paris, zum Theil nach dem jetzigen Norden Frankreichs ausgewandert. Die Localblätter in Colmar, deren drei existiren, — die einzige größere deutsche Zeitung, die „Elsässische Volks- und Handelszeitung", ist seit November vorigen Jahres wegen Mangel an Abonnenten eingegangen — machen sich von Zeit zu Zeit das Vergnügen, ihren Mitbürgern mit Emphase mitzutheilen, welche von den ausgewanderten Colmaranern in den französischen Städten zu „Municipalräthen" creirt worden sind. Das Theater, ein schönes neues Gebäude aus rothem Sandstein, steht seit Jahr und Tag leer. Die Studenten von Straßburg sind einmal im vorigen Jahre in corpore hier eingezogen und haben einige Studentenstückchen gespielt zur allgemeinen Freude und Ueberraschung für Einheimische und Eingewanderte. Auch sonst giebt

wohl einmal eine Gesellschaft von Dilettanten daselbst ein Theaterstück oder ein Vocal- und Instrumentalconcert zum Besten. Sonst aber ist das öffentliche Leben in der oberelsässischen Metropole ziemlich todt. Es wird noch mehr abnehmen, wenn jene Maßregel mit der Verlegung des Bezirkspräsidiums zur Durchführung gelangt. Das Motiv hierfür soll höhern Orts Kostenersparniß sein. In directem Zusammenhang scheint damit zu stehen die neuere Nachricht, daß der jetzige Bezirks-Präsident, Hr. Freiherr v. der Heydt, aus Gesundheitsrücksichten sein Amt niederlegen werde.

Eine neue Verkehrsquelle scheint sich hingegen für die zeitige Bezirkshauptstadt und den ganzen oberelsässischen District mit der projectirten und augenblicklich im Bau begriffenen Colmar-Breisacher Bahn zu eröffnen. Die Bauarbeiten der Bahnlinie von Colmar bis zum Rhein — die Stadt liegt $3^1/_2$ Stunden vom Rhein entfernt unweit des Gebirges und Freiburg im Breisgau ziemlich schräg gegenüber — sind kürzlich aufs Neue in Verding gegeben worden, nachdem die Bahn zuerst in vier Loosen einer in Straßburg domicilirten deutschen Gesellschaft zugetheilt war, welche sie aber aus unbekannten Gründen nicht in Angriff genommen hat. Man geht mit der festen Absicht um, die Bauten möglichst zu beschleunigen, um die ganze Linie Colmar-, Neu- und Alt-Breisach womöglich noch in der ersten Hälfte des neuen Jahres dem öffentlichen Verkehr übergeben zu können. m.

Aus Belgrad. Vorgänge in der Skupschtina. Aus Bosnien und Montenegro. Handelspolitik und Finanzielles. — Anschließend an meinen letzten Bericht will ich Ihnen über die Vorkommnisse Mittheilung machen, welche sich in der Skupschtina abspielten, und welche eben den Sturz des Ministeriums Marinovitsch zur Folge hatten. Es war am 3. December (21. November alten Stils). Die Abgeordneten sind in der Sitzung vollzählig erschienen; kurz vor Eröffnung derselben betritt das Gesammtministerium den Saal, Marinovitsch mit stolz erhobenem Haupte als Führer. Der Ministerpräsident erhält zuerst das Wort und trägt die Erklärung der Regierung vor, daß sie aus constitutionellen und gesetzlichen Gründen die Berathung des gegen die Pforte gerichteten Adreßentwurfes der Opposition nicht gestatten können. Hierauf erhält Kaljevitsch — der jetzige Finanzminister — das Wort: „Man zeige der Opposition das Gesetz, welches der Skupschtina verbietet, offen und ehrlich von den Bedürfnissen des Landes zu reden, und wenn ein solches besteht, so sind wir dazu da, es abzuschaffen, denn wir stehen im Namen des serbischen Volkes hier, und das serbische Volk ist souverän. Es ist eine unwürdige Kampfweise des Ministeriums, wenn es uns etwas zu discutiren verbieten will, weil darin bittere Wahrheiten zu Tage treten.“ Für die Regierung spricht Garaschanin, der Sohn des kürz-

lich verſtorbenen Miniſters unter Fürſt Michael. „Meine Meinung iſt, daß wir die Adreſſe darum nicht discutiren dürfen, weil dieſelbe der Regierung des Fürſten Verlegenheiten bereiten würde, und weil ſich die Majorität in der Adreſſe anmaßt, dem Fürſten Verhaltungsregeln zu geben, und ihm gleichſam zu ſagen: Gospodar, du willſt es nicht, oder du kannſt es nicht, oder du biſt nicht fähig, unſere Wünſche zu begreifen, deshalb ſind wir gekommen, dich zu belehren.“ Er warne die Skupſchtina eindringlich vor der Annahme des Entwurfes.

Da tritt Uros Knezevitſch auf, einer der geiſtreichſten Publiciſten Serbiens. Die Majoriät hat ihn zum Berichterſtatter und als Generalredner gewählt. „Mein Herr Vorredner hat vollkommen recht, wenn er ſagt, wir wollten der Regierung den Weg vorzeichnen, den ſie zu gehen hat, und wir wollten den Fürſten belehren. Wenn die Regierung das letztere nicht im Stande iſt, iſt es die Aufgabe jeder echten Volksvertretung, dem Herrſcher die Augen zu öffnen, ohne auf rechts oder links Rückſicht zu nehmen. Das Miniſterium, unterſtützt von auswärtigem Einfluß, ſandte den Fürſten auch nach Stambul, gleichſam um dem Sultan zu huldigen, und Serbiens Volk ſah zähneknirſchend zu, wie in der ganzen europäiſchen Preſſe dieſe Reiſe ausgelegt wurde, als ob Serbiens Volk auf ſeine Miſſion als Befreier ſeiner ſlaviſchen Brüder verzichte. Die Politik der Regierung taugt gar nichts; ſie iſt weder conſequent in ihren Zielen, noch hat ſie ein beſtimmtes Programm. Man unterliegt fremdem Einfluß, das Miniſterium verſteht nichts, und der Fürſt, welcher glaubt, die Maßnahmen ſeiner Räthe ſeien zum Wohle des Volkes, läßt ſich zu allem brauchen.“

Da bricht der Skandal los. Ein Tumult wie im weiland polniſchen Reichstage erhebt ſich; man fürchtet Thätlichkeiten. Endlich kommt der Präſident ſoweit zum Wort, um dem Redner eine Rüge zu ertheilen. „Das iſt zu wenig!“ ruft der Kriegsminiſter, und „Ausſchließen aus der Skupſchtina!“ ertönen andere Stimmen. „Verſucht es, Ihr vom Fürſten „ernannten“ Creaturen, wir ſind die richtigen Vertreter des Volkes!“ antwortet die Majoriät und um es nicht zu offener Schlacht kommen zu laſſen, wird die Sitzung geſchloſſen.

Am 4. December wird die Sitzung fortgeſetzt. Das Miniſterium iſt wieder vollzählig auf dem Platze. Eine endloſe Debatte beginnt pro und contra der Adreſſe. Oratoriſch bedeutend waren nur die Auslaſſungen des Deputirten Milan Kujundzitſch, welcher im Namen der Oppoſition ſpricht. „Und ich ſage Ihnen noch einmal: die Skupſchtina hat allein das Recht, in der Adreſſe, mit Rückſicht auf die Bedürfniſſe des Volkes, der Regierung ein Programm zu dictiren. Die Regierung iſt nur die Vollzieherin des Volkswillens und darf auf keinen Fall ſelbſtändig vorgehen, ſonſt iſt die Skup-

schtina eine Maschine, welche von jedem Beliebigen mißbraucht werden kann. Dann ist es besser, wir gehen nach Hause und sagen unseren Wählern: man verbietet uns, eurem Willen Ausdruck zu geben, wir legen unser Mandat wieder in eure Hände, handelt nun, wie es einem freien Volke zukommt." Nachmittags spricht nur Marinovitsch, und bei der Abstimmung wird die Adresse mit 61 gegen 58 Stimmen abgelehnt. Da sich unter diesen 61 aber 33 sogenannte „Pairsstimmen" befinden, betrachtet das Ministerium dies Resultat als eine Niederlage und giebt seine Demission.

Mit der Neubildung des Cabinets wurde Zumitsch betraut, welcher auch ein Ministerium zusammenbringt, das aus den besten Kräften der Opposition gebildet ist, und welches das Vertrauen des Volkes genießt. Durchweg sind die Minister junge Männer von 30—35 Jahren, auf deutschen und französischen Universitäten gebildet, und was die Hauptsache ist, von einer tadellosen Vergangenheit. Daß der Minister Ivanovitsch Mitredacteur der Neusatzer „Zastava" war, und später in Genf als Verbannter die „Sloboda" — ein Organ radicalster Richtung — herausgab, wird ihm Niemand zum Vorwurf machen können.

Ueber die Manipulationen, welche angewendet wurden, um eine Majorität gegen die Adresse zu erzielen, kann ich Ihnen folgende Thatsache verbürgen. Der Entwurf der Opposition war in der Vorberathung mit allen Stimmen gegen eine angenommen worden. Selbst die vom Fürsten Ernannten hatten dafür gestimmt. Die Adresse wird dem Ministerpräsidenten überreicht, um die Einwilligung zur öffentlichen Discussion zu erhalten. Dieser liest und erschrickt. Er läßt die „33" zusammenberufen, und erklärt ihnen, daß diese Adresse nicht angenommen werden dürfe, weil dies eine förmliche Kriegserklärung gegen die Pforte sei. Die „Pairs" wollen sich aber nicht überzeugen lassen. Da trifft im Moment der höchsten Noth eine Depesche aus Constantinopel ein, geschickt vom russischen Botschafter Ignatieff, des Inhalts, daß der Großvezier Hussein Avni Pascha erklärt habe, daß wenn die Adresse in der vorliegenden Fassung angenommen würde, die Pforte dies als casus belli betrachten, und sofort türkische Truppen in Serbien einmarschiren lassen würde.

Nun fügten sich die 33, und wirkten auch unter ihren Bekannten, damit wenigstens eine Majorität von 3 Stimmen gegen den Entwurf erzielt wurde.

Dieser Fall ist erst jetzt bekannt geworden, und die Opposition benutzt diese Angelegenheit, um gegen die Pforte zu agitiren und den abgetretenen Marinovitsch als Verräther hinzustellen. Soviel ist sicher, daß Serbiens Volk ungeheuer kriegerisch gesinnt ist, und wenn zum Kampf gegen die Türken gerufen würde, würde das ganze Land wie ein Mann aufstehen, um voll-

kommene Freiheit und Unabhängigkeit zu erkämpfen. Die anderen slavischen Stämme im Reich der Osmanlis, die Bosnier, Bulgaren und vor Allen die Montenegriner, würden sofort bereit sein, das Bruderland zu unterstützen. Melden ja doch Briefe aus Bosnien, daß man die Ernennung eines emladinistischen Ministeriums als gutes Omen betrachte, weil jetzt die Zauderpolitik wohl endlich ein Ende erreicht haben, und eine Actionspolitik eintreten werde. In Bosnien und der Herzegovina, wo doch die Hälfte der Bewohner Muhamedaner sind, herrscht trotzdem eine Einmüthigkeit der Gesinnung zwischen Christen und Muselmännern, daß an innere Streitigkeiten und Zerwürfnisse nicht gedacht werden könnte. Ich bereiste im Herbst 1873 ganz Bosnien und weiß aus eigener Erfahrung, daß die Bosnier, gleichviel welcher Confession und Religion, zuerst Slaven sind und selbst als Muhamedaner einen bitteren Haß gegen die wirklichen Türken nähren, welche hier zum Unterschiede von den Bosniern „Osmanljis" genannt werden. Selbst Derwisch Pascha, der jetzige Vali von Bosnien und der Herzegovina, soll sich für einen Anschluß des Vilajets an Serbien ausgesprochen haben.

Die Pforte kennt die Stimmung im Lande und wirft immer mehr Truppen in diese Gegenden. Serajevo, Zwornik, Bihatsch, Travnik, Novi-Bjelina, Banjaluka und Moztar erhielten stärkere Garnisonen und die Kruppschen Kanonen halten bei der Artillerie ihren Einzug. Besonders an der montenegrinischen Grenze werden größere Truppenmassen concentrirt, doch macht sich Crnagora wenig daraus; es rüstet auf Leben und Tod und die unter der Direction Marinovitsch stehende Kugel- und Patronenfabrik in Cetinje arbeitet Tag und Nacht. Bewaffnet sind die Völker dieser Länder ja stets, ob sie im Hause sind oder auf dem Felde arbeiten, und in der Führung der Waffen sind sie von Jugend auf geübt. Da ist an ein Unterliegen nicht zu denken, und wenn die Türken noch so viele Truppen in die Westprovinzen schickten. Sagt ja Simon Popovitsch, der Redacteur des officiellen montegrinischen Blattes „Crnagorac" in seinen letzten Nummern: „Unsere Geduld ist bald erschöpft, bekommen wir nicht vollständige Genugthuung für das Blutbad in Podgorizza, so werden wir uns die Revanche selber holen. Wir haben lange genug in Constantinopel um Gerechtigkeit petitionirt, jetzt ist das Ersuchen zu Ende und wir verlangen unser gutes Recht. Noch einige Wochen und wir lassen die alten Banner wieder fliegen, welche so oft zu Kampf und Sieg geleitet und die Söhne der schwarzen Berge ziehen hinaus, um ihre Erbfeinde zu schlagen und Freiheit denen zu bringen, welche unter dem Joche der Muselmänner schmachten. Die Sonne der Freiheit, welche so oft Crnagoras todesmuthige Söhne beschützte, wird auch wieder leuchten, wenn unsere Parole heißt: „Freiheit von den Spitzen der Dinara bis hinunter zum Meer."

Die Feindschaft gegen Oesterreich-Ungarn nimmt jetzt schon sichtbarere

Dimensionen an. Die Verhandlungen wegen eines Anlehen und wegen Neueinrichtung der serbischen Nationalbank mit der Frankobank in Wien wurden abgebrochen. — Das Blatt „Glas Javnosti" („öffentliche Meinung") hielt in einer der letzten Nummern den Magyaren eine Strafpredigt, welche schon beinahe zu extrem war. Alles was die Ungarn gegen die Serben in der Militärgrenze und der Vojvodina seit dem 1867er Ausgleiche unternahmen, wurde aufgezählt und mit Abrechnung gedroht. Es ist wahr, daß Ungarn schauerlich gewirthschaftet hat, seit die Militärgrenze provinzialisirt wurde, aber es finden sich im ungarischen Reichstage auch schon Stimmen, welche gegen die Unterdrückung der Serben protestiren. Auf die Auslassungen des „Glas Javnosti" antwortete die Pester „Reform" und droht mit allem Möglichen, wenn Serbien die Omladinisten auf dem magyarischen Donauufer in ihren Anschlußbestrebungen unterstütze. Da aber nichts so heiß gegessen wird, wie man es kocht, wird wohl auch der Groll der Ungarn nachlassen und wenn sie die in ihrem Lande lebenden nichtmagyarischen Völkerschaften vernünftiger behandeln, werden die Klagen über Unterdrückung verstummen. Die Siebenbürger Sachsen und die Serben sind eben alle Beide nicht von jenem Schlage, daß sie sich unterdrücken ließen und wenn man diesen Völkern nicht Gerechtigkeit widerfahren läßt, können sich die Zustände wiederholen, welche zur Unabhängigkeit Croatiens geführt haben. — ϱ.

Aus Berlin. Allerlei Parlamentarisches und Städtisches. — Das parlamentarische Leben beginnt jetzt wieder in eine Hochflut auszuarten, welche dem begeistertsten Freunde constitutioneller Einrichtungen bisweilen bange macht. Kaum sind unsere Reichsboten aus dem weihnachtlichen Familienschoße zurückgekehrt, und schon wird ihnen die freundliche Einladung zu Theil, sie möchten sich mit ihren Geschäften etwas beeilen und dem preußischen Landtage Platz machen, und unter dieser ungastlichen Pression wird die Maschine zu erhöhter Dampfkraft angespannt. Kein Wunder, wenn Angesichts all dieser Reichs-, Land-, Provinzial-, Kreis-, Synodal- und sonstiger Tage in manchem nicht ganz auf der Höhe der Zeit stehenden Gemüthe der sündhaft-reactionäre Gedanke aufsteigt, daß die alte patriarchalisch-bureaukratische Zeit doch auch ihr Gutes hatte.

Wir wollen hoffen, daß das Streben der modernen Gesetzgebung, die Thätigkeit der staatlichen Organe zu Gunsten der Selbstverwaltung mehr und mehr zu entlasten und freiwillige Ehrenämter mit mühsamen öffentlichen Functionen zu beladen, nicht am Ende auf eine Grenze der Opferwilligkeit und Hingebung im Dienste des Gemeinwohles stoße. Für die einflußreichen und glänzenden Gesetzgebermandate werden sich auch ohne Diäten immer bereitwillige und fähige Männer genug finden; ob aber z. B. die preußische Ver-

waltungsreform mit ihren hohen Ansprüchen an beschwerlichen und wenig dankbaren unentgeltlichen Amtsgeschäften nicht vielleicht auf einem etwas zu idealen Grunde ruht, muß die Folge lehren.

Doch wir wollen uns mit den ersten Glaubenssätzen des modernen politischen Katechismus nicht in Widerspruch setzen, bevor sie in ihrer ganzen Consequenz und Entwickelung erprobt worden sind.

Ich wollte Ihnen heute einmal von einer Körperschaft sprechen, die freilich zunächst nur ein locales Interesse hat und neben den großen parlamentarischen Versammlungen ein bescheidenes Dasein fristet, in den jüngsten Tagen aber auch in weiteren Kreisen, die sonst von unserer Communalverwaltung nur Notiz nehmen, wenn der Steuerbote mahnend an die Thüre pocht, den Stoff zu lebhafter Discussion geliefert hat: ich meine unsere Stadtverordnetenversammlung. In dieser ehrwürdigen Körperschaft, deren nutzbringende Thätigkeit zu ergründen sonst nur Wenige den frevelen Muth besaßen, haben sich neuerdings so bedenkliche Krankheitssymptome gezeigt, daß man es in unseren politischen Kreisen und unseren Zeitungen in öffentlichem Sanitätsinteresse rathsam erachtete, den Vätern der Stadt erhöhte Aufmerksamkeit zu widmen. Da bot sich denn ein recht unerfreuliches Bild.

Es zeigte sich eine Spaltung, eine Parteiung, ein Intriguen- und Cliquenwesen, welches in einer der letzten Sitzungen zu wahrhaft tumultuarischen Scenen führte und die gerechtesten Zweifel erweckte, ob eine solche Versammlung fähig sei, die communalen Interessen nach sachlichen und unbefangenen Gesichtspunkten zu behandeln. Fast wäre die Elite städtischer Bürgertugend und Intelligenz sich buchstäblich in die Haare gerathen, und die Tribünen jubelten diesem ergötzlichen Schauspiel Beifall zu. Die Berliner Winkelpresse, draußen kaum dem Namen nach gekannt, hier aber durch ihre Verbreitung und ihre im schlimmen Sinne populäre Haltung eine Macht, schürt das Feuer und die Achiver werden den Streit der Könige zu büßen haben.

Schon früher hatte sich in unserer Stadtverordnetenversammlung eine kleine Coterie von politisch radicaler Gesinnung zusammengethan, welche durch ihr agitatorisches Treiben, ihre persönliche Intriguensucht und ihr rücksichtsloses Auftreten als ein unangenehmes Element empfunden wurde. Bei den letzten Ergänzungswahlen nun erlangte diese Partei, die sich selbst den tönenden Namen des „Berges" beilegte, während die Gegner — ich weiß nicht auf Grund welchen Witzes — als „Brahminen" oder „Beduinen" bezeichnet werden, die Majorität in der Versammlung. Dank der hohen Gleichgültigkeit und Stumpfheit, die hier bei der großen Menge in öffentlichen Dingen herrscht, liegt das Ergebniß solcher Wahlen ganz in den Händen einiger Agitatoren und Schreier, die in den Bezirksvereinen das große Wort führen. Die neue Majorität übt auf ihre Mitglieder einen bisher nicht erhörten Zwang und

Terrorismus aus und will ausgesprochener Maßen eine politische Partei sein, wenn auch der schlichte Verstand nicht einsehen kann, was etwa Canalisation oder Straßenpflaster mit der hohen Politik zu thun haben, und die schon bisher recht unverfälschte fortschrittliche Gesinnung der städtischen Repräsentanz eine Transfusion mit noch rötherem demokratischen Blut nicht gerade als eine Nothwendigkeit erscheinen ließ.

Im Gefühl seiner mangelhaften Geistesfähigkeiten hat sich der „Berg" den wegen seiner Dreistigkeit, seines Ehrgeizes, seiner Unverträglichkeit und Rücksichtslosigkeit ebensosehr, als wegen seiner Kenntnisse und seiner Rednergabe bekannten Abgeodneten Eugen Richter als Vorkämpfer verschrieben. Das Debut war der Sturz des bisherigen Stadtverordnetenvorstehers Kochhann, der eine zwölfjährige verdiente Amtsthätigkeit hinter sich hat, und die Erhebung eines dunkeln Ehrenmannes in der Person eines Herrn Dr. Straßmann. Dann rückte Herr Richter mit einer neuen Geschäftsordnung heraus, meinte, die bisherigen Versuche der Versammlung in dieser Richtung seien des Druckpapiers nicht werth und erging sich in sonstigen ungehörigen und tactlosen Ausfällen, er, der in Fragen städtischer Verwaltung völlig Neuling ist. Daraus entwickelten sich dann die unerquicklichen Scenen, von denen ich vorhin sprach, und die sich jeden Augenblick wiederholen können. In den Händen dieser Clique ruht nun die städtische Verwaltung, und das ist bei der Größe und Bedeutung der Hauptstadt eine Summe von Macht und Einfluß, um deren wohlthätige Verwendung wir gerechte Besorgniß hegen. Gott gebe, daß unsere „politische" Communalvertretung nie mit wirklich politischen Dingen sich zu befassen Anlaß habe. Die geeigneten Elemente, in revolutionären Zeiten ein hauptstädtisches Regiment mit allem Terrorismus und allem Mißbrauch der Gewalt zu errichten, wären leider in Berlin in überreichem Maße vorhanden. Glücklicherweise ist wenig Aussicht, daß der „Berg" unserer Stadtverordnetenversammlung so bald in die Lage kommen werde, eine ähnliche Rolle wie sein berühmter Vorgänger zu spielen.

Der richtige Eingeborne läßt sich übrigens in seiner philosophischen Beschaulichkeit und seinem fatalistischen Gleichmuth durch die Wahrnehmung, daß im Rathe der Väter nicht Alles in Ordnung ist, nicht sonderlich stören. Ihm versinnlicht sich doch die ganze Thätigkeit dieses ehrsamen Collegiums unter dem Bilde der Steuerschraube. In der speciell Berlinischen Kunstgattung des „Couplets" ist die stets wiederkehrende Behandlung dieses abgestandenen Themas jedesmal des allseitigsten Beifalls sicher, während die ebenso stereotype poetische Verwerthung des „Culturkampfes" sich höchstens eines succès d'estime erfreut. Gerade jetzt hat wieder die Aufhebung der Mahl- und Schlachtsteuer und die dadurch bedingte Einführung der Einkommensteuer in den kleinen Arbeiter- und Handwerkerkreisen unserer Stadt recht unan-

genehm berührt. Bis auf ein Einkommen von 140 Thalern herab werden die kleinen Existenzen, die mit diesen Revenüen ein unbegreifliches Dasein fristen, in die unbarmherzigen Einschätzungslisten aufgenommen, und auf diese Weise das Staatsbewußtsein in Köchinnen- und Hausknechtskreisen gefördert, in welchen diese Charakterseite bisher wenig entwickelt war. Begreiflicherweise erfreut sich aber dieser neue pecuniäre Ausdruck des Gemeinsinns keineswegs allseitiger Zustimmung in den Grundschichten der städtischen Bevölkerung. Daß nach einer solchen Steuerreform die wichtigsten Lebensmittel billiger werden, ist zwar eine nationalökonomische und logische Wahrheit von einleuchtender Richtigkeit; nur verspürt man in der Praxis nichts davon, und so kommt es, daß die schönsten Theorien der modernen Volkswirthschaft sowohl in öffentlichen Versammlungen und gewissen Preßorganen als in der privaten Debatte am Biertisch und Kochherd vielfach einer heftigen Kritik unterzogen werden.

Auch die neue Münze erfreut sich noch keineswegs der Anerkennung, wie es der Hauptstadt des Reiches ziemte, und der Silbergroschen macht noch gar keine Anstalten, dem groben Rivalen aus Nickel das Feld zu räumen. Wir fürchten, bevor die reichstreue Mark den particularistischen Thaler verdrängt hat, bevor zum Exempel ein Berliner Droschkenkutscher sein Honorar in Gestalt von sechzig Pfennigen heischt, wird noch mancher Tropfen die Spree hinabfließen. Unser Volk ist eben im Grunde unglaublich conservativ; das zeigt sich am besten bei solchen Reformen, die so tief in das gewöhnliche Leben und den Verkehr des Tages eingreifen. O.

Literatur.

Ein neues Werk von August Stoeber. — Der verdiente Herausgeber der „Alsatia" hat ein neues Werk geschrieben, in welchem er sich mit gewohntem Geschick bemüht, ein Bild des Elsaß zu den verschiedenen Zeiten seiner geschichtlichen Epochen zu liefern, indem er uns die verschiedenen Eindrücke schildert, welche Reisende aller Nationalitäten im Elsaß empfangen haben. „Indem ich dies Buch veröffentliche," sagt Stoeber in der Vorrede, „lasse ich eine Reihe Reisender reden, welche sehr verschieden nach der Zeit ihrer Anwesenheit im Elsaß, nach ihrer Nationalität, und nach ihrer gesellschaftlichen Stellung geschrieben haben. Alle diese Unterschiede sind nicht ohne Einfluß geblieben auf die ihnen gewordenen Eindrücke, und gehen aus ihnen die so verschiedenen Urtheile hervor, welche sie über unsere Städte, unsere Denkmäler, unsere Einrichtungen gefällt haben." Herr Stoeber begleitet jede

Aeußerung mit eigenen höchst interessanten Bemerkungen, und giebt einen kurzen Lebensabriß der Schriftsteller. Unter den merkwürdigsten Stücken steht obenan ein Gedicht von Nigellus aus dem Jahre 826 über den Anblick des Elsaß zu jener Zeit; ferner ein Fragment der „Kosmographie von Sebastian Münster, über den Zustand unserer Provinz im 16. Jahrhundert; ein Fragment der „voyage en Alsace" von Montaigne aus dem Jahre 1581; eine Notiz des Herzogs Heinrich von Rohan über Straßburg von 1600; ein Bericht über einen Aufenthalt in Straßburg im Jahre 1686 von Gilbert Burnet, Bischof von Salisbury; ein Auszug der „voyage littéraire en Alsace" von dem Benediktinermönch Dom Ruinert (1696); verschiedene Anführungen Friedrichs des Großen, Arthur Youngs, Goethes und anderer mehr.

Aus allen diesen Schilderungen ersehen wir, daß der Grundcharakter des Landes und die Cultur desselben seit tausend Jahren im Großen und Ganzen nur geringe Veränderungen erfahren hat. Schon zur Zeit des Ermoldus Nigellus, im Anfange des 9. Jahrhunderts, war die herrliche elsässische Ebene dem Getreidebau gewidmet, während die Vorberge der Vogesen mit den schon damals in ganz besonderem Rufe stehenden Rebengeländen geziert waren. In der Unterhaltung zwischen der Muse Thalia, dem Rheine und dem Wasgau werden die Reize dieses bevorzugten Landes geschildert, welches dem Menschen seine Schätze zu Füßen legt. Sebastian Münster seinerseits schildert im 16. Jahrhundert den mächtigen Eindruck, welchen das Land auf alle Fremden ausübt, „welche, wenn sie einmal von dem Lande gekostet haben, gar nicht wieder heraus wollen; und vorzüglich die Schwaben bauen hier gern ihre Nester." „Das Elsässische Land," schreibt er weiter, „wird im Osten vom Rheine begrenzt, im Westen von dem Vosagus, welcher Germanien von Lothringen trennt, und sich vom Sundgau bis nach der Stadt Weißenburg hinzieht. Die Breite, vom Rheinfluß bis zu den Bergen beträgt drei gute deutsche Meilen, wiewohl man eine viel breitere Ebene bei Hagenau findet, jenachdem das Gebirge sich mehr vom Rheine entfernt. Was die Fruchtbarkeit dieser Gegend betrifft, so kann man leicht ersehen, wie groß dieselbe sein muß, da in diesem so schmalen Landstriche alljährlich eine so große Menge Wein und Korn wächst, daß nicht allein die recht zahlreiche Bevölkerung ihren vollständigen Bedarf gewinnt, sondern eine so große Menge noch übrig bleibt, daß auch die Nachbaren einen reichlichen Antheil daran erhalten. Denn der gute Wein, welcher in dieser Gegend des Elsaß wächst, wird in langen Wagenreihen, oft auch auf dem Wasserwege, nach der Schweiz, Schwaben, Baiern, Lothringen und Niederdeutschland, zuweilen selbst nach England, verfahren. Im Lande Sundgau wächst Getreide in großer Menge, und dieser Ueberfluß findet sich in der ganzen Elsässer Ebene vor bis nach Straßburg und von hier holen sich ihren Bedarf die Bergbewohner aus Lothringen, die aus der Franche Comté und aus einem großen Theile der Schweiz. Die Berge und Hügel erzeugen Holz und die Ebene bringt einen Ueberfluß an Korn und Obst. Man findet auch in den Elsässer Bergen Wälder von Kastanienbäumen, ebenso Silber-, Kupfer- und Bleibergwerke. Ferner schöne und reiche Weideflächen an den Bergen und in den Thälern, von denen die fetten Käse, welche im Münsterthale fabricirt werden, ein gutes Zeugniß ablegen. Um es mit einem Worte zu sagen, es giebt im ganzen Deutschland keine zweite Gegend, welche sich mit dem Lande Elsaß messen könnte, in Allem was für das Leben des Menschen nothwendig ist. Denn bei den Elsässer Bergen giebt es keine Stelle, die leer wäre oder unfruchtbar, welche nicht

bebaut und bewohnt wäre! Es giebt auch Sümpfe dort, hart am Rheine, und bei diesen fette Weiden für das Rindvieh. Dieser so kleine Landstrich scheint dem Menschen dermaßen angenehm, daß man daselbst 46 Städte, große und kleine, alle mit Mauern umgeben, funfzig feste Schlösser in den Bergen und Thälern, und unzählige Dörfer und Meiereien vorfindet."

Auch „Seume" in seinem „Spaziergang nach Syracus", den er im Jahre 1801/2 unternahm, hat zweimal das Elsaß berührt, und spricht rühmend von dem schönen und reichen Lande, welches er von der Plattform der Kathedrale bewunderte. „Diesseits Belfort," schreibt er, „spricht man noch ein wenig deutsch, und die Leute von guter Bildung gefallen sich darin, beide Sprachen correct und angenehm zu sprechen." Das ist dort heute noch genau ebenso. Auf der Reise von Paris nach Straßburg berührte er auch Nancy, woselbst es seine Verwunderung erregt, daß die Wirthschaftsschilder gewöhnlich in deutscher und französischer Sprache abgefaßt seien, und wäre das Deutsche oft außerordentlich komisch gewesen. Auch Stoeber erinnert sich noch vor 20 Jahren ein Schild gesehen zu haben, auf dem der deutsche Text des „Ici on loge à pied et à cheval" gelautet habe. „Hir logir man zu Fuchsz und zu Ferdt".

Der englische Bischof Gilbert Burnet, welcher in den Jahren 1685 und 1686 auf einer größeren Reise das Elsaß berührte, spricht von Straßburg als „der schönsten Stadt an den Ufern des Rheines". Nachdem er die ihm überaus imponirenden Festungswerke beschrieben, fährt er fort:

„Bis jetzt hat man noch ziemlich gut den Vertrag in Betreff der Religion aufrecht erhalten. Daher kommt es, daß es nur wenig Convertiten giebt, deren man nicht mehr als 200 zählt. In der That verhältnißmäßig wenig, und — wenn man nicht die neuerdings beliebte Methode in Anwendung bringt, die Bekehrung durch Dragoner als Missionaire bewirken zu lassen, — scheint es, daß die Ernte nicht so ergiebig ausfallen wird, als man erwartet hatte, wiewohl es dort Jesuiten giebt. Die Lutheraner hassen die Calvinisten fast ebenso sehr wie die Papisten. . . . . Ich habe viele ausgezeichnete Leute gesprochen, Diener des Wortes, wie Laien, welche mir zugaben, daß die Sitten-Verderbniß in der ganzen Stadt eine schreckliche gewesen sei. Wie man aber dadurch den Donnerschlag, welcher ihre Freiheit zerstörte, gleichsam selbst auf sich herabgezogen hätte, so müsse man fast geneigt sein, zu glauben, daß noch etwas Schlimmeres nachkommen würde, da man auch jetzt noch garnicht zum Bewußtsein des Uebels gekommen sei! An dem Beispiele dieser Stadt sieht man auch, wie gefährlich es für eine städtische Gemeinschaft ist, wenn die Bürger stolz und übermüthig werden. Weil die Einwohner sich einbildeten, sie könnten sich selbst vertheidigen, lehnten sie die Aufnahme einer ihnen angebotenen kaiserlichen Garnison ab. Hätten sie eine solche von nur 500 Mann angenommen, — welche ihnen in Betreff ihrer Freiheit doch keine Befürchtung verursachen konnte, so hätten die Franzosen die Stadt nicht anders belagern können, als indem sie dem Reiche den Krieg erklärten. Und dies zu wagen hätten sie sich sicher erst sehr gründlich überlegt! Die Straßburger betrachteten eine Garnison als eine „Bresche in ihrer Freiheit", und statt derselben unterhielten sie lieber eine eigene Heeresmacht von 3000 Mann. Abgesehen davon, daß dies ihre Mittel erschöpfte, fand man auch, daß diese 3000 Mann zu wenig waren, um an eine ernstliche Vertheidigung zu denken, als die Franzosen mit einer ganzen Armee vor der

Stadt erschienen. — Der Handel beginnt sehr zu leiden, und wie sollte er blühen in einer Stadt, in welcher stets eine Garnison von 8—10,000 Mann unterhalten wird."

Für uns Deutsche haben das hauptsächlichste Interesse die Auszüge aus den „Reisen in Frankreich in den Jahren 1787—89, von Arthur Young".

„In Zabern," schreibt Young „könnte ich mich wahrhaftig in Deutschland fühlen. Die Zimmer werden durch Kachelöfen geheizt. Der Küchenherd ist drei oder vier Fuß hoch. Mehrere andere kleine Einzelheiten beweisen, daß man bei einem andern Volke ist. Auf hundert Menschen kommt kaum einer, der ein Wort Französisch verstände. Das Studium der Karte von Frankreich und der Geschichtsschreiber Ludwig des IV. haben mich die Eroberung des Elsaß nicht so verstehen gelehrt als diese Reise. Eine hohe Gebirgskette zu überschreiten; eine Ebene zu betreten, welche von einem Volke bewohnt wird, das sich von den Franzosen durch seine Vorstellungen, seine Sprache, seine Sitten, seine Vorurtheile und Gewohnheiten durchaus unterscheidet; alles dies gab mir einen viel schlagenderen Begriff von der Ungerechtigkeit einer solchen Politik als alles das, was ich darüber gelesen hatte. So sehr übertrifft die Gewalt der Thatsachen die der Worte!" In seinem Tagebuche fährt Arthur Young fort: „Ueber den Rhein gegangen um etwas von Deutschland zu sehen; aber nichts zeigt, daß man ein anderes Land betritt. Das Elsaß ist deutsch. Das Gebirge allein macht eine Unterscheidungslinie." Und weiter schreibt er von Schlettstadt: „In Straßburg und im ganzen Lande, durch welches ich gekommen bin, tragen die Frauen die Haare aus dem Gesicht zurückgestrichen, auf dem Scheitel gethürmt und hinterwärts in drei Zoll dicke runde Zöpfe geflochten. Das Ganze ist sehr hübsch geordnet; auch in der Absicht, zu zeigen, daß nie ein Kamm durch diese Zöpfe fährt . . . . . In diesem Lande ist alles deutsch, sobald man aus den Stadtthoren heraus ist; die Gasthäuser haben große gemeinsame Säle mit immer gedeckten Tischen, an welchen die verschiedenen Gesellschaften Platz nehmen, reiche wie arme. Auch die Küche ist deutsch. Man nennt „Schnitz" ein Gericht, welches aus Speck und getrockneten Birnen besteht. Die Schüssel sieht aus, als ob sie von der Tafel des Teufels käme, aber ich war sehr erstaunt, als ich von dem Gerichte kostete und dasselbe mehr als eßbar fand."

Diese Auszüge mögen genügen, Stoebers Buch zu empfehlen. Sollen wir übrigens einen Tadel aussprechen, so ist es der, daß Stoeber es für angemessen erachtet hat, das Buch ganz und gar in französischer Sprache zu schreiben. Daß er Deutsche, wie Goethe, Seume und Andere, in das Französische überträgt, einem deutschen Lesepublikum gegenüber — denn die Franzosen werden voraussichtlich kein besonderes Interesse an diesem Werke haben — ist um so mehr befremdlich, als Stoeber fast alle seine früheren Schriften in deutscher Sprache veröffentlicht hat. Z. L.

Berichtigungen.

Auf S. 71 Z. 17 v. u. lies „Einnahmen"; S. 72 Z. 18 v. u. „Arena"; Z. 23 v. u. „engeren".

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 15. Januar 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Heinrich Leo und der Philolog Göttling.

Von G. Lothholz.

Gleich nach Beendigung seiner Studien war Karl Wilhelm Göttling, der geistvolle Philolog, im Jahre 1815 als Professor an das Gymnasium zu Rudolstadt berufen worden, wo er drei Jahre lang nach allen Seiten hin fördernd und belebend gewirkt hat. Kuno Fischer hat in dem Vorworte zu den Opuscula academica*) seine ganze Art so trefflich geschildert, daß alle, die Jahre lang zu den Füßen des genialen Mannes gesessen, freudig die verehrten Züge in jenem kunstvollen Bilde wiedererkannt haben, jene Züge, die sich gleich bei seinem ersten Auftreten kundgaben. Göttling wurde damals der Nachfolger eines Mannes, der mit Recht als ein wohlwollender, alles mit seinem Ernst zu erreichen suchender Lehrer gerühmt wurde, Abekens. Durch sein bereits in zweiter Auflage erschienenes Werk „Goethe in den Jahren 1771 bis 1775" und durch seine Schrift „Cicero in seinen Briefen" hat Abeken sich später in weiteren Kreisen bekannt gemacht. Merkwürdig, daß dieser tief und allseitig gebildete Mann durch die Milde und Feinheit seines Wesens, das die derbe thüringische Jugend gar nicht verstand und für ungerechtes Schleicherwesen hielt, bei seinen Schülern das Vertrauen in seine Gerechtigkeit verscherzt hatte. Ganz anders wirkte die Erscheinung des seinem ganzen thüringischen Naturell nach den Schülern mehr verwandten Göttling. Die Jugend des neuen Professors, die frische Art seiner Lehrmethode, die geistvolle Behandlung der Schriftsteller, das liebevolle Eingehen des neuen Lehrers auf die die Schule nicht so unmittelbar berührenden Interessen der Jünglinge, das alles gewann ihm die Herzen der Schüler in hohem Grade. Unter ihnen befand sich damals auch Heinrich Leo. Man kann sich leicht denken, daß ein Mann wie Göttling auf eine so kernhafte Natur gar bald einen sehr tiefgehenden Einfluß gewinnen mußte. Lag doch etwas Verwandtes in Beider Wesen, welches auch späterhin, als ihre Weltanschauungen weit auseinander gingen, die unzerstörbare Grundlage freundschaftlicher Gesinnung bleiben durfte.

Die folgenden Mittheilungen, welche mir Herr Geh. Regierungsrath Leo in Halle zur Benutzung freundlichst überlassen hat, betreffen gerade jene Jahre

*) Lipsiae impensis Salomonis Hirzelii 1869.

der Entwickelung des Historikers, in denen sich der Einfluß des großen Philologen unmittelbar geltend machen konnte, eben die Gymnasialzeit in Rudolstadt. Abgesehen von dem großen Interesse, welches die persönlichen Kundgebungen bedeutender Männer der psychologischen Betrachtung zu gewähren pflegen, bieten die folgenden Blätter einen nicht verächtlichen Beitrag zur Erkenntniß der inneren Geschichte einer vielbewegten Zeit. Während in den oberen Klassen der deutschen Gesellschaft nicht allzulange nach den Befreiungskriegen ein Umschwung in den Gesinnungen sich vorbereitete, klang der Nachhall der großen Zeit in den mittleren Schichten in einer Stärke weiter, die alle Lebensäußerungen durchdrang, die dem inneren Gewinn jener gewaltigen Kraftentwickelung Dauer und Verbreitung verlieh. Charakter haben und deutsch sein, galt noch über Wissen, und doch wird man mit Genugthuung bemerken, daß die Urgrundsätze philologischer Forschung, wie sie Göttling in seinem Briefe aufstellt, von unseren besten Gelehrten heute noch als die allein richtigen anerkannt werden dürften. Und wenn wir auch die Ueberschwenglichkeiten und Ausschreitungen, die mehr der Zeit angehören als den Personen, nicht übersehen, so werden wir sie doch milde beurtheilen, wie die Irrthümer der eigenen Jugend und unser historischer Sinn wird auch ihnen ihr Recht nicht verkümmern wollen.

Doch lassen wir Leo selbst reden über den Eindruck und die Wandlung seiner Stimmung, als Göttling in das Lehrercollegium des Rudolstädter Gymnasiums eintrat.

„Professor Fröbel hatte im Sommer 1815 die Buchdruckerei in Rudolstadt gekauft; quittirte die Stelle am Gymnasium, für die er trotz seiner Gelehrsamkeit nicht paßte, und übernahm das bürgerliche Geschäft eines Buchdruckereibesitzers, für welches er in jeder Hinsicht wohl ausgestattet war, und in welchem er sich durch eine Reihe außerordentlich zierlich gedruckter Ausgaben französischer und lateinischer Werke ausgezeichnet hat. Abeken aber war einem Rufe an die gelehrte Schule seiner Vaterstadt Osnabrück gefolgt, und hatte um dieselbe Zeit wie Fröbel seine Stelle in Rudolstadt niedergelegt. Beide waren hier ersetzt worden durch zwei jüngere Männer, die Professoren Göttling und Hercher, von welchen ersterer nun der feste Stamm ward, an welchem sich die zu Boden gesunkenen Triebe meiner Seele zu neuem Leben emporrankten. Er hatte alsbald nach seinem Erscheinen in Rudolstadt auf mich den wohlthätigsten Eindruck gemacht durch die Frische und redliche Kraft, die sein ganzes Wesen ausdrückte. Während ich noch allen Muth des Lebens sinken ließ, brauchte ich ihm nur auf der Straße zu begegnen, um durch eine unbeschreibliche innere Freude über meine ordinären Zustände erhoben zu werden, und während ich damals im Grunde alles Arbeiten und Lernen hängen ließ, that ich doch immer einiges für seine Stunden, nicht weil mir an

den Gegenständen des Lernens im mindesten mehr etwas gelegen gewesen wäre, sondern weil er gerade diese Stunden gab und es mir ein unerträglicher Gedanke war, ihm faul und untüchtig zu erscheinen. Ich hatte mich in ein näheres Verhältniß zu ihm zu setzen gesucht, und von ihm erbeten, daß er mir von Michaelis 1815 an wöchentlich zwei griechische Privatstunden gab. Er nahm mich dabei wohl etwas zu hoch, und ließ mich Sachen lesen, an denen ich meiner inneren Entwickelung nach keinen rechten Antheil nehmen konnte, doch nahm ich dabei an Formenkenntniß, überhaupt an Sprachkenntniß zu, obwohl mir daran gar nichts lag, sondern nur an seiner Gewogenheit, und ich freute mich seiner Gespräche, an denen mir Alles lag. Ich hatte mich wohl gehütet, über meine innere Lage mit ihm zu sprechen, denn je trostloser ich mich derselben überlassen hatte, je mehr mußte ich mich derselben schämen; ich hatte ja auch bis dahin nicht die mindeste Lust gehabt, aus ihr herauszukommen, sondern hatte absichtlich immer tiefer in dieselbe versinken wollen. Nun aber, im Januar 1816, war meine Stellung zu ihm plötzlich eine ganz andere; ich wollte wieder leben und tüchtig leben und sah in ihm das Licht, was meinen Lebensweg in nächster Zeit beleuchten müsse.

„Mit gutem Muthe ging ich zu ihm, sobald ich wieder gangbar war. Er hatte schon immer meine Besuche freundlich aufgenommen; auch diesmal that er es. Ich erzählte ihm nichts von meinen letzten Erlebnissen; aber jedes Wort von ihm war mir ein Orakel, und da er den Plan hatte, zu Ostern für das Gymnasium eine Turnanstalt einzurichten und viel von dem Turnwesen in Berlin erzählte, was einem jungen Manne die Sache wohl ans Herz legen mußte; ich überdies jede Anregung, die von ihm kam, mit Enthusiasmus aufgenommen haben würde, gab ich mich diesen Interessen ganz hin und mit freudigster Seele. Er gab außerdem meiner Lectüre eine neue, zugleich Frische und Unterhaltung in mein tägliches Leben bringende Wendung, und als ein neuer Mensch, mit völlig umgewandelten Sinnen und Trachten trat ich, als die Schulstunden nach Neujahr 1816 wieder begannen, in dieselben wieder ein. Ich arbeitete fleißig und mit Lust daheim und mied alle Bierkneipen; nur kam ich dann und wann des Abends noch in den Gasthof zum Adler, wo der Sohn vom Hause mein Mitschüler war, der zwar auch zeither an unserem burschikosen Unwesen mancherlei Theil genommen hatte, aber durch einen gewissen phantastisch-poetischen Zug in seinem Wesen vor ähnlichen Extremen, wie das meinige gewesen, immer bewahrt worden war.

„Auch diese Besuche im Adler aber erhielten bald eine ganz neue Färbung. Damals hielt sich in Rudolstadt ein gewesener sächsischer Offizier, ein Herr Schmitson auf und wohnte bei Göttling. Er aß Abends zuweilen im Adler und blieb nachher wohl noch länger sitzen; es schien, er fand Gefallen daran, sich mit uns beiden Bürschchen zu unterhalten. Seine Gespräche gewannen

bald einen entschiedenen Einfluß auf unser sittliches Wesen; er brachte Bücher mit; las uns Goethes Faust vor und erläuterte ihn; suchte uns Geschmack am Nibelungenliede beizubringen — kurz! vier Wochen nach jener Krisis, die ich bestanden hatte, war ich ein völlig anderer, nicht blos meinen Intentionen nach — denn um diese umzuändern, hätte es nur weniger Tage bedurft —, sondern auch in allen meinen Beschäftigungen und in meinem Umgange. Göttling und Schmitson waren mir in meinem Leben erschienen, wie Engel vom Himmel gesandt, und auch wenn ich ersterem nicht für die treueste Freundschaft, die er mir später in allen Lebenslagen erhalten und bewährt hat, fast soviel Dank in meinem Leben schuldig geworden wäre, wie meinen leiblichen Eltern, würde das dankbare Andenken an jene Zeiten zu den schönsten Erinnerungen meines Lebens gehören.

„Während ich nun auf das Fröhlichste in allen den Theilen des Unterrichts fortschritt, welche Göttling anvertraut waren, und namentlich eifrigst bemüht war, im Griechischen alles Versäumte nachzuholen, rückte das Frühjahr heran, und mit ihm unternahm ich wieder botanische Excursionen. Bald begannen auch die Uebungen auf dem Turnplatze mit ihren Liedern und Spielen; zu den griechischen Privatstunden ertheilte mir Göttling auch besonderen Unterricht in der Geschichte der deutschen Literatur; ich lernte damals zuerst Tieks und Fouqués Dichtungen, überhaupt die Schriften der romantischen Schule, kennen und wie das Land sich von Neuem in seinen Blätterschmuck kleidete, schlugen alle Triebe meines geistigen Lebens von Neuem frisch und fröhlich zu Tage. Nun habe ich aber immer ein Stück Mönch in mir herumgetragen und jederzeit eine Neigung gehabt, den inneren Zustand meiner Seele äußerlich in Habitus und Manieren auszudrücken, und mich einer Ascese, die der Stand, den ich repräsentiren wollte, mit sich brachte, bis aufs Extrem hinzugeben. Wie ich also das Jahr zuvor den verlumptesten, wildesten Studenten äußerlich darzustellen, und die Darstellung durch die erschrecklichsten Sauf- und Paukübungen zu bewahrheiten suchte, so war mir nun bald kein Rock altdeutsch, kein Beinkleid grobleinen, keine antikuchenbäckerische Turndisciplin streng genug. Die Richtung schlug mir mit allen ihren Carricaturen in den Leib, und ich hatte auch eine Anzahl meiner Schulfreunde in diese Uebertreibungen hineinzureißen gesucht. Göttling mochte dies als kindische Abgeschmacktheit belächeln; er ließ es geschehen."

Zu Michaelis 1816 ging Leo nach Breslau, um dort Medicin zu studiren. Göttling hatte ihm dahin Empfehlungen gegeben an seinen früheren Lehrer Franz Passow. Mit treuer Liebe und inniger Dankbarkeit hing Göttling an diesem trefflichen Manne, der von 1807 bis 1810 Professor am Gymnasium in Weimar zugleich mit Johannes Schulze, dem nachmaligen Geheimen Rathe im preußischen Cultusministerium, auf Göttlings Bildung einen maß-

gebenden Einfluß ausgeübt hatte. Paſſow gewann auch über den Schüler Göttlings, den jugendlichen, zu Extravaganzen, wie wir ſchon geſehen haben, geneigten Leo eine gewiſſe Macht. Leo ſchwankte noch hin und her, ja er hegte wohl den Gedanken, der Wiſſenſchaft den Rücken zu kehren und Seemann zu werden. Doch folgen wir lieber der Schilderung ſeines eigenen Lebens und Treibens:

„Eigentlich hörte ich von Weihnachten 1817 an nur noch bei Paſſow; neben den Vorleſungen aber trieb ich bis zum Februar (1817) in literis nur Allotria, denn die völlige Herrſchaft über meine Zeit verlockte mich, mich mit aller Macht gehen zu laſſen und alſo die wenige Thätigkeit, die ich außer den Vorleſungen auf wiſſenſchaftliche Dinge verwendete, literariſcher] Schleckerei zuzuführen, und ſo theilten ſich meine Stunden neben den Arbeiten für Paſſow — neben den Vorleſungen beſchäftigte ich mich damals mit einer Arbeit über einen Dialog des Lucian, um mir dadurch den Eintritt in das philologiſche Seminar zu eröffnen — bald nur noch unter Molière, Cervantes und einen mißglückenden Verſuch, ohne Lehrer polniſch zu lernen. Ich hatte dieſe Art im Ganzen planloſen Treibens bis Anfang Februar doch im hohen Grade ſatt, und ſehnte mich nach einer grundhaltigeren Beſtimmung, als mir die Vorſehung dieſe auch in der Antwort meines lieben Göttling auf einen Brief von mir zuführte, welche Antwort, da ſie geradezu lebensbeſtimmend für mich geworden iſt, ich hier wörtlich anfügen will:“

Rudolſtadt den 5. Februar 1817.

Dein lieber Brief, mein guter Leo, hat mir das Bewußtſein meiner alten Schuld recht aufgeregt: ein Brief von Maßmann, der hiebei mit folgt, hat mich vollends aus Herzensgrund daran gemahnt, die Antwort an Dich nicht länger zu verſchieben. Vor allem aber ſei mir wegen Deines künftigen Studiums jetzt willkommen! Nicht weil ich die Philologie für das allein heilbringende Wiſſen hielte: von dieſem Glauben bin ich ſeit Jahr und Tag zurückgekommen, wiewohl ich in früheren Jahren den dummen Gedanken mir oft habe beigehen laſſen, ſondern in der Ueberzeugung, daß gerade durch die Philologen, oder beſſer Schulmänner, am meiſten auf die deutſche Jugend gewirkt werden kann, damit ein wahrer Sinn in ſie hineinkommt. Dann habe ich eine wahre Sehnſucht darnach, daß durch tüchtige Leute die geſammte Form der Philologie einmal umgeſtürzt und eine wirkliche Literatur derſelben herbeigeführt werden könne. Man ſehe aber bis jetzt den meiſt geiſtloſen Jammer der Philologen an, wie ſie die wahre Allerweltswiſſenſchaft iſt, nichts eigenthümliches, volksmäßiges, deutſches: überall höchſtens deutſche Philologie durch größere Gründlichkeit und Fleiß ſich auszeichnend, nirgend durch eine wirkliche Darſtellung. Eine Literatur, die in Noten und Citaten ihr elendes Leben hinſchleicht, kann höchſtens ein halbes Jahrhundert den tironibus nützen. Die

Philologie muß historisch betrieben werden; ich sehe in ihr nichts, als was Schelling einmal die historische Construction des Alterthums nennt. Sie soll uns das Alterthum durch Sprache und Geschichtsforschung nahe vor Augen bringen, auf daß wir Grund und Boden haben. Nun ist aber für geschichtliche Forschung im Alterthum gründliche Sprachkenntniß eine unerläßliche Bedingung, und so mag denn die Philologie sich beiläufig, als wie ein abc, auch durch Conjecturen und Verbesserungen äußern. Dabei bleiben aber die meisten stehen, statt es blos als Mittel zum Zweck zu betrachten. Um beides zu erreichen wirst Du am besten thun, wenn Du Dir einen griechischen und einen römischen Schriftsteller wählst und all Dein Lesen mit auf ihn beziehst, Vergleichungen anstellst, die Notenmacher zu überbieten suchst u. s. w., wobei Dein reger Sinn Dich schon den rechten Weg finden lassen wird. Für das Römische wollte ich, wähltest Du den Tacitus, suchtest den recht tüchtig durch und durch sprachlich zu verstehen und erklärtest ihn Dir dann lebendig, d. h. Du reistest an die Orte gelegentlich; untersuchtest die Denkmale der alten heimathlichen Tapferkeit und gäbst uns eine lebendige Ausgabe des Tacitus. Die alten Kerls sind meist Ochsenzeug, die den Tacitus herausgaben, Ausländer oder Stubenhocker. Lipsius ist allein in Westfalen gewesen, um sich die Sachen anzusehen; der reinliche, zinnblanke Brabanter ist aber mißvergnügt zurückgekommen von den schmutzigen, garstigen, groben Westfalen, wie er sie nennt. Die Früchte davon sind klar; auch er hat nicht viel geleistet. Dabei müssen selbst Untersuchungen über die altdeutsche Geschichte sein; besonders eine über die Entstehung des deutschen Adels, dessen Einbildung durch die Darstellung seines Ursprungs zu Nichte gemacht und als eine Fratze dargestellt werden muß. Alles müßte deutsch abgehandelt sein, nicht in dem halbverkohlten Latein. Solch eine taciteische Reise machte ich gleich mit Dir einmal, wenn unsere Ferien zusammenfielen; auch nicht um der Ausgabe willen, sondern weil das Berühren und Befühlen der altdeutschen Denkmale etwas sehr erhebendes, Zuversicht gebendes für jeden hat.

Für das Griechische einen Thucydides und Herodot, jenen noch lieber. Nur, wie gesagt, lies in Beziehung. Gründlichkeit im historischen Forschen wird nur durch solche an sich nicht anziehende Mittelchen erworben. An den Dichtern magst Du Dich frei und froh ergötzen: es ist Sünde genug, sie nach gewöhnlicher Manier mit Notendruck zu bespritzen. Mit einem Worte: wähle die historische Philologie: so findet sich das Studium der Geschichte als Allgemeines nachher von selbst.

Daß Du von dem über alle Maßen vortrefflichen Jahn begeistert werden würdest, habe ich mir wohl denken können. Ein ähnliches Gefühl hat sich meiner durch und durch bemächtigt, als ich die ernste, wackere Gestalt sah, ihn reden hörte und vollends in Berlin noch kennen lernte.

Bei ihm war mirs immer wie Frühlingsluft, wenns draußen keimt und ſich regt und Gras und Halm ſproſſen. Jahn iſt ein rechter Philolog, ob ers gleich vielleicht nicht weiß unter dieſem Namen. Wiewohl ſich ſeine Philologie nur auf die deutſche Sprache erſtreckt, halte feſt an ihm und ſeinem Streben! Daß ein Band bleibt zwiſchen den Ordentlichen. Ich wollte, ich hätte länger mit ihm zuſammenbleiben können, als mir vergönnt war. Es iſt gar ſo mooſig kühle, fern von allen, die es nicht blos treu, ſondern wahrhaftig eifrig meinen, zu leben. Luden iſt einer von den letzteren; den ſoll Niemand verunglimpfen; er ſtrebt noch zu etwas Tüchtigerem — oben hinaus! wie es die Philiſter nennen, oder, noch beſſer, aus dem Häuschen. — An Paſſow geſinnt halte Dich immer feſt; er iſt ſehr gut geſinnt und will das Beſte: ich verdanke ihm viel; beſonders die Ahnung eines anderen Lebens in der deutſchen Literatur. Grüße ihn herzlich von mir und frage ihn doch, ob er nicht durch den Buchhändler Korn ein Päckchen erhalten, worin mein Aufſatz: Nibelungen und Gibellinen, und ein Brief befindlich. Gehſt Du zu von der Hagen und Büſching? Letzterem habe ich auch etwas auf ſein Verlangen geſchickt; er hat aber noch nichts darauf von ſich hören laſſen. Was Abeken anlangt, ſo habe ich den guten Mann allerdings recht lieb; daß er das Beſte gewollt, bin ich feſt überzeugt. Ihr mögt ihm manchmal Unrecht gethan haben. Wodurch er die Liebe der Schüler verſcherzt hat, kann ich bis dieſe Stunde nicht begreifen; er ſchien mir ſonſt faſt zu ſanft, etwas weichmüthig; das einzige, worin ich mich gerade nicht innerlich zu ihm hingezogen fand. Daß er gut war, bin ich ſicher. Paſſow wird Dir noch mehr von ihm ſagen können. Der kennt ihn länger und genauer.

Von den Breslauer Studenten habe ich ohngefähr denſelben Begriff gehabt, den Deine Beſchreibung mir erneut hat. Das Ding iſt auch zu nahe an der polniſchen Grenze, da werden dann die polniſchen Filzläuſe ſich einniſten bei den Schleſiern, die faſt halbe Slaven ſind. Wenigſtens habe ich ſie immer ſo gedacht und darum ſchon die nahen Böhmen vorgezogen, bei denen ſich ein tüchtiger Kern ſlaviſcher Natur erhalten hat. An dieſen wackeren Kerls haben ſich die Ferdinande wahrhaft verſündigt; ihre Behandlung iſt ein wahrer Schandfleck in der deutſchen Reformationsgeſchichte. Lies einmal Pelzels Geſchichte von Böhmen, ſie wird Dir beſſer gefallen, als Woltmanns Froſchlaich. Ich würde Dir ſehr rathen, einmal eine Reiſe dahin zu machen und das Elend, das halbe geiſtige Verſchmachten der Männer zu ſehen, in deren Volksliedern und Sagen ein wirklich poetiſcher Geiſt weht. Die Kaiſer haben ſie ſo weit gebracht, daß ſie in dumpfem Hinbrüten halb vermodern; ſie, die ein ſo freudiger, heller deutſcher Geiſt beſeelt, daß ſie ſich faſt uns angeſchloſſen hätten. Studiren Böhmen in Breslau? Und wie nehmen ſich dieſe? Ihr thut wohl, wenn Ihr dort nach und nach — denn

nur so könnt Ihr unter Studenten wirken — einen bessern Geist einzuführen sucht. Es wird Noth thun; meinen besten Segen! — Hörst Du nichts bei Heinrich Steffens? Das ist ein prächtiger Kerl! Ich kenne ihn zwar nicht persönlich; aber habe viel Gutes von ihm gehört und gelesen.

Mit dem Seemann ist es bei uns Deutschen nun so eine Sache. Ein deutscher Flottlieutenant, wie etwa des hochberühmten Kotzebue leibhaftiger Sohn, wird wenig austragen und wirken können. So lange wir Deutsche nicht Seeschlachten liefern und fast keine Seeküste haben, kannst Du nicht viel machen. Ein Hanseatisches oder Triestiner Handelsschiff zu betrachten, würde Dich bald nicht mehr reizen — und ein Rhein-, Elb- oder Weserschiffer! — Nein, lieber Junge! Auch ich hatte einmal einen stolzen Seegedanken; Forster und Cook hatten ihn angeregt; er ist aber wieder verflogen, weil unser Grund und Boden, unser terrestre, erst etwas nütze sein muß, ehe wir uns in den sonst prächtigen Wallensteinschen Gedanken einlassen können. Und ich denke, unser Erdboden wird manchen gefallenen guten Kerl aufnehmen müssen, ehe man mit Freuden in ein naßes Grab sich begiebt. Bleibe bei der lebendigen Philologie und werde für einige Zeit Schulmann. Mir kam der Name sonst recht ekelhaft vor; ich halte ihn aber für den sichtbar wirkendsten Beruf neben dem allgemeinen, den jeder Brave mit uns theilt. Es sollte mich freuen, wenn Du später einmal statt meiner hier wirken könntest, wenn der Lauf der Zeit oder ungünstiges Geschick uns abruft. Sei ein gründlicher Philolog. Verschmähe Anfangs das Kleinliche nicht; daß Du es nachher verschmähen kannst, wenn Du Historiker wirst, d. h. der die Geschichte darstellt, aber sie auch mit machen hilft. Nicht wie jener, der den Geschichtschreiber über den Helden setzte; sollte ich das letzte blos sein, so wünschte ich lieber, der letzte aller gemeinen Soldaten gewesen zu sein für das eigene Bewußtsein. Von der Wirkung aufs Volk ist nicht die Rede, sondern vom Gewissen des Einzelnen. Also, muthig fortgestrebt, mein lieber Junge! Laß Dir Winkelmann in dem einen Theile Deiner Wissenschaft zum Muster dienen; bei dem war der plastische Sinn auch recht in Fleisch und Blut geschlagen. Ueberhaupt studire diesen späterhin recht tüchtig, wenn Du Dich in den Vorkenntnissen: Grammatik u. s. w. recht sicher weißt! Du hast schon gute Kenntnisse und kannst sie dort in der Geschichte der Kunst sehr gut brauchen. Liest diese Niemand in Breslau? und wie lange bleibst Du dort? Ich würde Dir rathen, ins Seminarium zu gehen, was Passow dirigirt. Es wird Dich wenigstens üben, und Uebung ist nie zu verschmähen. Frag ihn doch darum! Er wird Dir gern darin Bescheid geben, auch bei einzelnen Gelegenheiten, wo Du philologischen und historischen Rathes bedarfst. Es hat mich wahrhaft gefreut, daß Deine Studien mir durch Deinen Entschluß näher bleiben. Arzneiwissenschaft ist auch gut: ihre praktische Wirkung aber ist für mich zu

weit aussehend und ungewiß. Etwa wie das politische Streben unserer Fürsten. Ihre Wirkung ist aber untersuchend sehr groß. Du hörst bei Wachler? Den sagte man vor Kurzem todt? Ist er noch Passows Schwiegervater geworden? Schreib recht bald und erhalte mir Deine Liebe, der meinen bist Du immer gewiß. Lebe recht wohl. Dein K. Göttling.

Universitätsfragen.

Von einem akademischen Lehrer.

Die gegenwärtigen Verhandlungen der französischen Nationalversammlung über die Fragen des höheren Unterrichts haben wiederholt schon mit günstigen und ungünstigen Bemerkungen auch die Sitte der öffentlichen Vorlesungen angestreift, deren verschiedene Betonung nach Sybels so interessanter Darlegung „über das Verhältniß der deutschen zu den französischen und englischen Universitäten" ein wesentliches und mit Tieferem zusammenhängendes Moment des Unterschieds und des differenten Typus bildet. Es seien uns daher einige Betrachtungen verstattet, welche zunächst die ideale Bestimmung jener Seite am deutschen Universitätsunterricht betreffen, um dann auf die empirische Wirklichkeit überzugehen und eins an dem andern zu messen.

Wenn auch in manchem hier Einschlägigen an den deutschen Hochschulen mit mehr oder weniger Recht keine Uniformität herrscht, so wird doch über die Definition der Publice-Vorlesung in soweit Einstimmigkeit stattfinden, daß dieselbe eine Vorlesung bedeute, für welche der Student kein Honorar zu zahlen hat, wie für die Privatim gehaltenen. Neben letzteren giebt es dann noch Privatissima. Dieser Superlativ bezieht sich aber — minder logisch — auf einen andern Eintheilungsgrund, welcher Verstoß gegen die Fundamentalwissenschaft sich durch manche praktische Inconvenienzen rächt. Es handelt sich nämlich dabei nur um die grundsätzlich und aus Sachgründen geringere Theilnehmerzahl, sowie etwa auch um das Local des Unterrichts, welches bei den Privatissima die eigene Wohnung oder das Arbeitslocal des Docenten ist, während nach der sehr vernünftigen neueren Sitte allmählich wohl jede Hochschule ihr Universitätsgebäude oder andere amtliche Locale für amtliche Zwecke und als normalen Unterrichtsort besitzt. Dagegen können die Privatissima je nachdem bezahlt sein oder gratis gegeben werden; es bleibt also als faßlicher und greifbarer Unterschied nur dieser scheinbar sehr äußerliche und prosaische übrig, ob eine Vorlesung, ein Unterricht dem Studenten mit oder ohne Honorar an den Lehrer zugängig ist. Von letzterer Art hat wenigstens an den preußischen Universitäten, also zum voraus an der überwiegenden

Mehrzahl aller deutschen, jeder Ordinarius von Amtswegen mindestens eine im Semester zu halten. Soviel uns bekannt, folgen auch unsere übrigen Hochschulen mit Ausnahme von nur wenigen süddeutschen demselben Brauch jedenfalls als einer gewohnheitsrechtlichen Sitte. Was hat nun namentlich den Staat veranlaßt, einen derartigen Unterschied unter den Vorlesungen zu verfügen, statt alle freizugeben, wozu er den von ihm voll besoldeten Docenten gegenüber selbstverständlich ebensogut das Recht hätte, oder aber allen Honorarzahlung zu belassen?

Dies führt uns auf die Idee, welche offenbar den Publice-Vorlesungen zu Grunde liegt und die wir an sich als eine vernünftige und werthvolle bezeichnen müssen, sofern sie mit dem festzuhaltenden Gedanken der Universitas literarum ursprünglich wenigstens zusammenhängt. Im Centrum des Unterrichts stehen natürlich die streng fachmäßigen Disciplinen, wie sie nur für ausdrückliche Angehörige der betreffenden Facultät Anziehungskraft und Werth haben. Das sind die Fächer und Gebiete zum scharfen Studiren, zum Lernen und Arbeiten im strengen, ernsten Sinne des Worts. Wo aber ein Centrum ist, da giebt es auch eine Peripherie; je klarer und bestimmter jede Facultät ihren Platz einnimmt und ausfüllt, desto mehr muß sie in vollständiger Behandlung der ihr zustehenden Aufgaben auch an ihre Grenzen oder zu der Berührung mit anderen Facultäten geführt werden und einsehen, wie ihre Bestimmung als Glied im Universitätsorganismus ihr die gar zu schroffe, kastenmäßige Facultätsabschließung verbietet, vielmehr sie auch zur Arbeit für die Nachbarn und schließlich für alle Genossen der Hochschule anweist. Es lassen sich ausnahmslos für jedes Fach derartige Grenzgebiete von allgemeinerem Interesse nachweisen, welche durch nachbarliche Berührung oder durch vielfache Bedeutung im allgemeinen Leben auch außerhalb des beruflichen Rayons Verständniß und rege Theilnahme finden. Und nicht blos auf die Peripherie oder auf Grenzgebiete erstreckt sich dies, wonach, materiell betrachtet, gewisse Segmente allgemein zugänglich gemacht werden können; das Gleiche läßt sich fast durchweg von dem jeweiligen Ganzen sagen, was wenigstens seine Resultate, seine durch mühsame Einzelarbeit gezeitigten Früchte betrifft, welche, selbstverständlich mit wesentlich veränderter Form der ganzen Behandlung, keineswegs blos für wenige Eingeweihte zu reserviren sind. In der Fähigkeit, klar, lichtvoll und anziehend auch für facultätsmäßige Laien und andersartig Gebildete zu sein, erweist sich gerade der wahre Meister in seinem Fach, derjenige, welcher mit geistiger Souveränetät seinen Stoff beherrscht und daher dessen Vielseitigkeit entsprechend zu wenden und zu verwenden weiß, während der minder Gewandte seinen eigenen Mangel durch mehr Voraussetzungen bei den Zuhörern decken muß. Den Naturwissenschaften und Verwandtem kommt bei dieser Verbreitung der Lehrthätigkeit ihr Stoff entgegen, welcher

theils durch natürliche Anschaulichkeit, theils durch das allgemein menschliche und direct praktische Interesse, das er besitzt, sich für die weitesten Kreise eignet. Und doch scheint es uns beinahe, als ob wenigstens auf den Universitäten dieser Vortheil nicht durchweg und genügend wahrgenommen würde, vielleicht aus Antipathie und im Gegendruck gegen die allerdings flache Popularisirung, welche dafür außerhalb dieser Kreise mit jenen Resultaten und — Problemen getrieben wird. Daß aber dieser Nachtheil keineswegs nothwendig mit einer gewissen Aufschließung gegen andere Universitätsgenossen verbunden ist, bei welchen allgemein ein ganz anderes Maß von Bildung vorausgesetzt werden darf, als bei dem Leserkreise der vielgerühmten illustrirten und nichtillustrirten Zeitschriften gewöhnlichen Schlags, des erinnern wir uns aus eigener Erfahrung. Wir kennen eine Universität, an welcher schon seit langen Jahren Winter für Winter z. B. populäre Anatomie mit größtem Erfolg und unter regster Theilnahme vor nichtmedicinischen Studirenden vorgetragen wird, und das von einem Docenten, der auch in strengen Fachkreisen als bedeutende Kraft gilt. Läßt sich dies nicht allgemein ausführen? Zweifellos hat doch der Gegenstand allerwärts das gleiche, so große und naheliegende Interesse. An Aehnliches erinnern wir uns hinsichtlich der populären Astronomie, und sind überhaupt überzeugt, daß sich ganz besonders aus dem Gebiet der Medicin und Naturwissenschaft eine Reihe derartiger, etwa ein- bis zweistündiger „Popularisirungen" im besten Sinne des Worts vor dem „populus academicus" aufführen ließe, ohne daß die Vorlesungsverzeichnisse sich damit so recht deckten, wenn wir uns darin nach den kleineren und Publice-Vorlesungen umschauen. Bei den anderen Facultäten ist es weniger das anschaubare, als das geschichtlich zu spürende und vollends in unserer historisch so stark lebenden Zeit fühlbare Interesse, das den Fragen des Rechts- und Staatslebens, der Kirche, der Gesellschaft u. s. w. eine ausgedehntere Theilnahme sichert. Außerdem finden gerade sie durch die Gymnasialvorbildung des Studenten, wenn sie irgend gut und nicht pedantisch abstoßend für das ganze Leben war, einen auch für etliche Fortsetzung auf der Universität empfänglich gemachten Boden.

Es liegt auf der Hand, wie werthvoll eine derartige universitätliche „Internationalität" statt eines etwaigen Facultätschauvinismus oder unwissenschaftlichen, weil geistwidrigen Kastenthums ist. Auch Sybel in seinem schon erwähnten Aufsatz hebt dies unter Anderem als die seitherige Stärke der deutschen Hochschulen hervor, welche dadurch für wirkliche Bildung und somit auch fürs Leben etwas ganz Anderes leisten können, als die scheinbar praktischeren, weil Zeit und Kraft ersparenden „Dressuranstalten" für künftige Advocaten oder Aerzte u. s. w., Anstalten, die wissenschaftlich betrachtet nicht über der Stufe der Klericalseminare ultramontan-theologischen Schlags stehen;

denn beiderseits schablonisirt man eben den Menschen und drillt von Außen, statt von Innen heraus zu bilden. Nur so findet die Vereinigung der verschiedensten Lehrkräfte und Mittel an einem Ort ihre beabsichtigte Verwendung, wenn sie wirklich auch Allen in annehmbarer Weise geboten wird. Der menschliche Geist als solcher und das spätere Leben und Wirken nicht minder sind reicher angelegt, als daß die stricte Concentrirung auf eine Facultät und deren „Brodstudium" sie nähren und befriedigen könnte. Und wie schädlich, wenn seinerzeit doch in Abgeordnetenkammern oder Stadtcollegien oder auch in der so einflußreichen Presse dieselben Leute vielleicht nur um so volltönender mitreden, welche durch zu enge Fachbildung sich kein Verständniß der betreffenden, nie abstract gesonderten, sondern concret in Allerlei hineingreifenden Fragen verschafft haben. Da wird dann viel geredet und wenig gesagt! Sogar praktisch thut es sehr gut, wenn für die Studirenden auch im Unterricht keine zu schroffe itio in partes stattfindet, wenn sie zuweilen äußerlich in gemeinsamen Localen des Hörens und Lernens zusammenkommen und damit über den Facultätsstudien nicht die wesentliche Einheit und Gemeinsamkeit auch der künftigen Lebensarbeit ganz vergessen. Ist ja doch selbst in dieser Hinsicht schon die gesellige Facultätenmischung in den studentischen Verbindungen von großem Werth. Abermals müssen wir etwaige hier sich bildende Sonderungen ausschließlich nach dem Gegenstand des Studiums wieder für fast ebenso krankhaft und verderblich erklären, wie diejenigen nach theologischer und confessioneller Gesinnung; denn Bornirtheit und Intoleranz hat gar verschiedene Erscheinungsformen und geht durchaus nicht blos schwarzgekleidet; sie ist sogar mit professionell profaner Gesinnung nahezu ebenso vereinbar, wie mit theologischer!

Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß eine derartige Erwägung über die so werthvolle Nutzbarmachung aller Facultäten für einander und fürs Ganze neben etwaigen äußeren Motiven den inneren Grundgedanken bei der Anordnung der Publice-Vorlesungen bildet. Und zwar rechnet man dabei so: Was der empirische Mensch nicht direct braucht, nicht für ein künftiges Examen und den späteren Broderwerb im Leben unmittelbar nöthig hat, das pflegt er auch nicht gern zu bezahlen. Da es aber höherer Anschauung nach doch großen Werth für ihn hat, wird er es am Ende schon auch mitnehmen, wenn es ihm gratis geboten wird. Diese Erwägung dreht sich um die Amphibolie des deutschen „umsonst" und bestimmt daher die nach rein eudämonistischem Brodstudiumsstandpunkt nutzlosen, weil nicht centralfachmäßigen, sondern peripherisch nur bildenden Vorlesungen als unbezahlt zu haltende.

So sehr wir mit der oben dargelegten Idee einverstanden sind und ihr daher nicht nur Conservirung, sondern möglichste Ausdehnung und reichste Ausübung an den deutschen Hochschulen wünschen, so wenig können wir dagegen unseren Zweifel über die Zweckmäßigkeit des gewählten Mittels unter-

drücken, das uns vielmehr sehr zweischneidig und gefährlich zu sein, ja seine eigene Absicht zu eludiren scheint. Wir erklären übrigens bei diesem delicaten Punct ein für alle Mal, daß wir Niemandem und keiner Seite zu nahe treten wollen, sondern sine ira et studio in rein objectiver Ruhe und Sachlichkeit bei unseren Betrachtungen zu Werke gehen. Insbesondere weisen wir den etwa auftauchenden Verdacht ab, als ob wir den neuerdings mehrfach erhobenen Vorwurf unideal-materieller Gesinnung der studirenden Jugend auch unsererseits erheben und verstärken wollten. Wie Friedländer in seiner Rede über den „Idealismus unserer Zeit" in gerechter Weise urtheilt, wie namentlich Schmidt in seinem Protestantentagsreferat „über die Abnahme des theologischen Studiums" nachdrücklich betont: wir haben keinerlei Recht die junge Generation von 1870/71 unter die von 1813 zu stellen, wollen wir uns nicht einer altväterischen laudatio temporis acti schuldig machen. Der stärkere Nachdruck, welcher vielleicht neuerdings auf das „Brodstudium" gelegt wird, hängt eben doch sehr deutlich mit der allgemeinen Zeit- und Weltlage zusammen, welche von Jedem für sein Fortkommen eine größere Anspannung der Kraft fordert und auch auf geistigem Gebiet den Tagen idyllischer Behaglichkeit ein Ende gemacht hat. Die einzelnen Fächer haben sich im letzten halben Jahrhundert auffallend rasch erweitert; einzelne wie namentlich Naturwissenschaft und Medicin fordern zur Bewältigung ihres so angewachsenen Stoffs mehrere Jahre Studium weiter, weshalb gerade diese Facultätsgenossen sehr billig zu beurtheilen sind, wenn sie sich bekanntlich am meisten auf ihr specielles Gebiet concentriren, für die übrigen Bildungszweige aber keine Zeit und Kraft mehr haben. Es ist das sehr zu bedauern, um so mehr, als gerade diese Gebiete an einer natürlichen, compensationsbedürftigen Einseitigkeit leiden und es doch von so großem Werth wäre, wenn ihre Vertreter im späteren Leben draußen auf dem Land als wahrhaft durchgebildete Bildungscentra, analog der wahren Geistlichkeit, unter dem Volk dastünden. Allein ändern läßt sich da aus einfach praktisch-materiellen Gründen nicht viel, und jedenfalls fällt der Uebelstand nicht der Jugend zur Last. Wir schreiben derselben also die wesentlich gleiche Idealität zu, wie sie andere Zeiten besaßen, und taxiren sie zum allermindesten nicht etwa niedriger, als die moderne Weltstimmung überhaupt. Mit diesem unbedingten und freudigen Zugeständniß haben wir uns aber andererseits auch das Recht erworben, nicht hyperidealistisch zu sein, sondern am geeigneten Ort nüchtern und prosaisch die Dinge zu nehmen, wie sie eben sind. Und da ist es denn, um auf unsere specielle Frage zurückzukommen, eine allbekannte und überall sich bestätigende psychologisch-ethische Thatsache, daß der Mensch aller Orte, aller Alter und aller Stände nicht recht schätzt, was er zu leicht und wohlfeil bekommt. Die bekannten Gratisvertheilungen von Schriften namentlich erbaulichen Inhalts sind,

eben weil gratis, im Wesentlichen hinausgeworfenes Geld, Papier und Druck, während schon eine kleine Bezahlung ein gewisses persönliches Band zwischen dem Menschen und seinem neuen Besitz knüpft. Darin liegt keinerlei Niedrigkeit und Schmutzigkeit der Gesinnung, sondern nur das ganz richtige Gefühl, daß Eigenthum nur durch Arbeit, hier durch krystallisirte Arbeit oder Geld repräsentirt, Sinn und Bedeutung hat. Der Mensch muß etwas von seiner Person in die Sache legen, um sie als eine in sein Lebensgebiet aufgenommene zu schätzen; sonst ist und bleibt sie ihm ein fremdes und gleichgültiges „Ding". Wir möchten demnach in unserer Frage den Gedankengang, der nach obiger Auffassung die officielle Anordnung von Gratisvorlesungen bestimmt hat, in der Converse betrachten und angesichts der psychologischen Erfahrung sagen: Was der Mensch nicht bezahlt, das braucht er auch nicht, wenigstens seiner subjectiven Taxirung nach, das gilt ihm zum Voraus für minder werthvoll, für gleichgültig; er nimmt es nur eben so mit, wenn es ihm just paßt, und läßt es aus dem geringsten Anlaß auch liegen. Wir müssen es deshalb, gelegentlich bemerkt, für höchst verfehlt halten, wo nicht sehr dringende örtliche Gründe vorliegen, wenn einzelne Facultäten mancher Universitäten sogar in die neue Münzordnung es herübergenommen haben, ihre Honorare um ein Beträchtliches niedriger anzusetzen, als die der Nebenfacultäten. Aus der eigenen Studentenzeit erinnern wir uns, dies zwar reell angenehm, ideell aber entschieden deprimirend und verwerflich gefunden zu haben; denn eine niedrigere Tarifirung in der nun einmal auf Erden so bedeutsamen, ob auch alleräußerlichsten Geldskala setzt eo ipso fürs allgemeine Gefühl auch das Fach und die Leistung selbst um einige Grade herab; die schlechterdings erforderliche und um jeden Preis festzuhaltende Coordination der Facultäten ist dadurch von der eigenen Hand der Betheiligten aufgehoben, was denn doch sehr unweise und bestenfalls idealistisch unpraktisch genannt werden muß. In die gleiche Linie gehört es, wenn neuerdings Stimmen laut werden, welche speciell das darniederliegende philosophische Studium dadurch emporzubringen rathen, daß das Fach etwa namentlich auch in zweistündigen, alle 14 Tage wiederkehrenden und möglichst wohlfeilen, wo nicht ganz freien, Vorträgen behandelt würde — offenbar analog dem Muster der Pariser Vorlesungen! Da sei Gott vor; lieber die Philosophie auf den Abbruch verkaufen, als sie so auf den Markt tragen wie einen verlegenen Ladenhüter. Man kann und soll, damit sind auch wir völlig einverstanden, durch richtige materielle Gegenstandswahl der Zeit, ihrem Interesse und Bedürfniß entgegenkommen; aber durch solche formelle Transaction würde man sich nur selbst den Credit absprechen. In dieser Hinsicht kann man es doch ruhig abwarten, bis die Zeit an ihrem antiphilosophischen Gebahren von selbst herzlich satt bekommt und an ihren Früchten die Wurzel erkennt — lange ist es

sicherlich nicht mehr bis dahin! Indeß, unsere Erwägungen gelten nicht einzelnen Facultäten und Disciplinen, sondern dem System der Gratisvorlesungen in allen Fächern. Und da wiederholen wir die ganz einfache, psychologisch motivirte und deshalb nothwendig überall mehr oder weniger sich zeigende Folge, daß die Studirenden wesentlich schon aus dem genannten äußeren Grund diesen Theil des Unterrichts unterschätzen, was sich in verschiedenen Zeichen von Nonchalance gegenüber dem Verhalten bei den „Hauptcollegien", insbesondere in einem höchst willkürlichen und fluctuirenden Besuch offenbaren wird. Das aber ist in mehreren Beziehungen vom Uebel. Gottlob, daß die deutsche akademische Jugend bis jetzt noch ganz frei ist von den Pöbelhaftigkeiten, wie sie von französischen oder russischen Lehranstalten vermeldet werden, ein hohes Glück, daß Pietät gegen die Lehrer oder wenigstens männlicher Anstand noch durchweg das Herrschende ist. Allein principiis obsta! Eine gewisse leichte Lockerung des guten Tons ist mit den eben genannten Uebelständen der Gratisvorlesungen schon gegeben, und diese könnte zuletzt weiter führen, so wenig wir der akademischen Bürgerschaft gegenüber eine pessimistische Ansicht hegen. Fürs Andere aber ist ein überwiegend unregelmäßiger Besuch auch wissenschaftlich vom Uebel; er ist die pure Zeitverschwendung, da disjecta membra so gut wie nichts sind; er führt leicht dazu, auch sonst eine dissolute Weise des Studiums sich anzugewöhnen und dasselbe überhaupt mehr als Spiel, denn als Ernst zu betreiben, wie ein Redner der französischen Nationalversammlung es kürzlich mit Recht tadelnd bemerkte, daß bei den völlig öffentlichen Vorlesungen so Manche sich nur einfinden aus Neugier oder um sich eine Stunde unterhalten und wissenschaftlich anfäuseln zu lassen, oder am Ende gar nur aus vis inertiae dableiben, weil sie von einer anderen Vorlesung her bereits an Ort und Stelle sind und die Zwischenstunde bis zum nächsten Fachcolleg auch in dieser Weise ausfüllen zu können meinen.

Es versteht sich, daß derartige Beobachtungen auch auf den Lehrer ihre Rückwirkung äußern müssen. Wir nehmen an', er hat die wahre Idee dieser Sorte von Vorlesungen erfaßt und wäre mit Freuden bereit, neben den centralen Disciplinen seines Fachs auch die Peripherie zu behandeln und überhaupt sich auch für andere Facultäten nutzbar zu machen. Nun weiß aber, wie schon berührt wurde, jeder Kenner, daß edle Popularität und Allgemeinverständlichkeit weit schwerer ist, als das Einherschreiten in der appretirten Terminologie der Schule oder der Vortrag nur für specielle Fachgenossen. Trotzdem muß der Docent bemerken, daß dies keineswegs Anerkennung findet, diese vielmehr in umgekehrtem Verhältniß mit seiner wahren Mühe steht. Das entleidet ihm die Sache; er mag keine Zuhörerschaft, und wäre sie noch so groß, die heute so, morgen anders zusammengesetzt ist, wo neben mäßigen Stammbesuchern das Genus der Hospites überwiegt, von

denen einst der gefeiertste Aesthetiker der Gegenwart das massive Wort auf einem Auditoriumsanschlag gebraucht haben soll: Hunde und Hospites verbitte ich mir! Wen das gleichgültig läßt, der setzt sich damit selbst auf die Stufe der, in ihrer Art gewiß recht ehrenwerthen, Wanderlehrer der Gesellschaft für Volksbildung herunter, er verläßt die zu gedeihlichem Wirken durchaus erforderliche Höhe des akademischen Standpunkts. Wenige werden dies wollen. Abgeschreckt von den offenbaren Uebelständen der Gratisvorlesung, welche aber der Idee nach und in der herrschenden Anschauung zusammenfällt mit der mehr peripherischen und populären, werden die Meisten auch diese letztere schlechthin löbliche, aber durch ein unrichtiges Mittel introducirte Form fallen lassen. Kant verstärkt einmal, wo er von der vielgetadelten Dunkelheit seiner Darstellung redet, das Horazische: „odi profanum vulgus et arceo“ mit dem Virgilischen: „ignavum, fucos, pecus a praesepibus arcent.“ Das ist freilich etwas brüsk und allzu massiv, nur einem Kant erlaubt; allein ein derartiger Hintergedanke ob auch in milderer Form wird es am Ende doch sein, was überwiegend dazu veranlaßt, zum Gegenstand der „Publica“ gerade nicht allgemein anziehende, sondern mehr oder weniger fachmäßige, zuweilen sogar die allerdetaillirtesten Gegenstände nur mit Beschränkung der Ausdehnung zu wählen. Es wird dann erwartet, daß die fatale und unerträgliche Laxheit des „Gratis“ durch das reine berufsmäßige Interesse aufgewogen werde, das jedenfalls einige Wenige dem Specialobject entgegenbringen. Denn wahrhaftig, weit besser nur ein paar Personen zum Auditorium, als — s. v. v.! — einen „Taubenschlag“ voll, auf welchen keinerlei Verlaß ist. Gegen den Verdacht etwaiger anderer Gründe dieses Verfahrens, als es der vollberechtigte und pflichtmäßige Stolz wissenschaftlichen Unterrichts ist, verwahren wir uns hier ebenso entschieden, wie wir früher die Partei der Studirenden gegen ungerechte Vorwürfe nahmen. Es giebt immer Leute, die in ihrer giftigen Laune und Weltanschauung derartige banausische Verdächtigungen auf die Bahn zu bringen lieben, — sie kann man ruhig sich selbst überlassen!

Sei dem übrigens, wie ihm wolle; warum ein ein- oder zweistündiges Colleg über einen rein fachmäßigen Gegenstand frei sein solle, während von Andern und ein anderes Mal oder drei- bis vierstündig ein völlig analoger Gegenstand mit Honorar behandelt wird, dafür ist schlechterdings kein vernünftiger Grund mehr einzusehen: es ist ein pures opus operatum Angesichts der officiellen Verpflichtung. Irrationelle Grundlosigkeit aber, lediglich positivgesetzliche Motivirung eines Verfahrens schickt sich kaum für den Ort, wo Wissenschaft und Vernunft cultivirt werden, also auch alle Einrichtungen und Sitten vom gleichen Geist getragen sein sollen. Dies ist jedoch noch der geringere Schaden und mehr nur ein logisch-ästhetischer Einwand. Weit bedenklicher dürfte sein, was wir oben als Eludirung des Zwecks der fraglichen Institution bezeich-

neten. Gerade die so werthvollen, im Universitätsorganismus unentbehrlichen Vermittlungsvorlesungen allgemeiner Art, um es kurz so auszudrücken, werden als Gratisvorlesungen, zu was sie doch die allgemeine Ansicht auf Grund der einmal bestehenden Einrichtung stempelt, dem selbstbewußten, auf sich und seine Leistung etwas haltenden Docenten durch die dargelegten Mißstände entleidet, somit fallen sie mehr und mehr aus, wie im Allgemeinen unsre Vorlesungsverzeichnisse bestätigen dürften, oder werden sie der Idee zu lieb, aber nur mit mäßiger Freudigkeit gehalten, und das kommt ihnen nicht zu gut; in den Augen der Studirenden aber werden sie durch das erleichternde Gratis zum Voraus zu nebensächlicher Bedeutung herabgedrückt, statt daß man gerade ihren wenigstens idealen Werth und ihre bildende Wichtigkeit für Alle durch erleichterte Allgemeinzugänglichkeit hervorheben wollte.

Dies ist es, was wir zu beweisen beabsichtigten, wenn wir diese ganze officielle Einrichtung als ein zwar wohlgemeintes, aber im praktisch-empirischen Erfolg sehr zweischneidiges Mittel bezeichneten. Unsere Ansicht geht deswegen dahin, daß die wenigen noch nicht davon berührten Universitäten wohl daran thun, auch für die Zukunft ihre hierin richtigere Sitte beizubehalten, und daß es im übrigen Deutschland gut wäre, eine in der Ausführung doch nicht probehaltige Vorschrift aufzugeben. Das beabsichtigte Wahre ließe sich alsdann leichter, häufiger und freudiger ausführen. Bei mehr oder weniger allgemein-gültigen Vorlesungen mit der so wünschenswerthen Ankündigung „für Studirende aller Facultäten" wäre der Besuch wohl etwas schwächer, aber intensiv unverhältnißmäßig werthvoller. Denn wie gesagt, wir halten unsere studirende Jugend von Ferne nicht für so unideal, daß sie sich durch die kleinen Kosten eines kürzeren, dazu auch wenig Zeit kostenden Collegs völlig abschrecken ließe; dagegen würde das darin steckende aes proprium, wie der Mensch nun einmal allgemein ist, ein gewisses Band mit dem Gegenstand und eine ob auch ziemlich unbewußte Motivirung constanteren Besuchs bilden, während das Unwesen eines plan- und maßlosen Hospitirens bei dem natürlichen Ehrgefühl der Jugend dann von selbst wegfiele oder sich wenigstens stark ermäßigte. Und dieser Unsitte in jeder Weise zu steuern, ist an sich schon werthvoll, weil sie das Ansehen der Wissenschaft nothwendig schädigt. Diese verlangt bei aller akademischen Freiheit ebensosehr die erforderliche Zucht, Disciplin und stetige Ordnung, z. B. auch in dem wesentlich durch die Studirenden selbst sich verschiebenden Anfangs- und Schlußtermine der Semester. Derartiges ist schon als Vorschule des späteren Lebens namentlich in unserer zur Zuchtlosigkeit geneigten Zeit nicht zu gering anzuschlagen.

Wenn einst der alte A. Kommenius „die Schule als Spiel" für das zu erstrebende Ideal ansah, so mag das für seine harte Zeit und für die niedere Elementarschule überhaupt viel Wahres enthalten. Unsere Zeit hat auf ver-

schiedenen Gebieten wohl eher einen Zusatz von Adstringirendem nöthig, und jedenfalls für die erstarkten Kräfte der Hochschule wäre es ein fataler, in jedem Sinne fernzuhaltender Grundsatz; denn man wird nach allem Beigefügten unsere oben erwähnte „Popularisirung" hoffentlich nicht so mißverstehen. In dieser Beziehung können wir auch die allgemein herrschenden wissenschaftlichen „Societäten" unserer Hochschulen für keine glückliche Sitte halten; denn sie scheinen uns, um ein katholisches Sprichwort zu brauchen, weder Fisch noch Fleisch und darum in steter Gefahr eines bedenklichen Dilettantismus wenigstens für die Jugend. Das wahrhaft Richtige und höchst Werthvolle daran ist zweifellos der unmittelbare Verkehr mit den Studirenden, das Kennenlernen ihrer Auffassungsweise, wodurch sich erst auch der Lehrer vervollkommnet, das Innewerden ihrer Lücken und Mißverständnisse — all dies durch die Ergänzung des sonstigen einseitig akroamatischen Vortrages durch wesentlich dialogische Unterrichtsweise. Aber dieser werthvolle Gehalt scheint uns, wenigstens für die Fächer, welche nicht schon durch den Gegenstand und dessen demonstrativ-praktische Behandlung von selbst etwas derartiges haben, erst durch die feste organisirte Form der „Seminare" gewährleistet zu sein, auf welche wiederum Sybel a. a. O. rühmend hinweist. Mehr und mehr brechen sich dieselben Bahn und erweisen sich als ein heilsames Gegenwicht der bloßen „Vorlesung", als werthvolle Betonung des zweiten Theils im Wort und Begriff Hochschule, welcher über dem ersten doch wohl etwas zu kurz gekommen war. Es wäre sehr zu wünschen, daß derartige Seminare für alle dazu angelegten und deß bedürftigen Hauptfächer eingerichtet würden. Da aber ihre strammere Organisation, ihre wissenschaftliche Disciplin mit verschiedenen Anforderungen an die Kraft und Zeit der Theilnehmer nicht wohl nach dem Princip der reinen Freiwilligkeit gedeihen kann, sondern ein Wechselverhältniß von Leistung und Gegenleistung erfordert, so ist für ihr dauerndes Gedeihen nöthig, daß der für seine Universitäten sonst so redlich und weise besorgte Staat auch hierin durch Gewährung mäßiger Mittel hilft, welche ja gewiß in gar keinem Verhältniß zu den sonstigen Unterrichtsausgaben stehen. Und hier nun würden wir, was den Lehrer betrifft, das altsokratische Gratis ganz am rechten Platze finden; je persönlicher der Verkehr wird, desto besser fällt das sich etwas kalt anfühlende Mittelglied des Geldes weg, und hier, was durchweg die Hauptsache oder vielmehr der alleinmaßgebende Gesichtspunkt unserer ganzen Erwägung war, ist auch durch die ganze Organisation eines solchen Seminars der sonstige Mißbrauch des gratis-publice in keiner Weise mehr zu besorgen, also immer zu!

Unsere Darlegungen bewegten sich allerdings auf sehr realistisch-empirischem Boden; allein, soll man denn die Wirklichkeit anders ansehen, wenn man sie verstehen will? Wir mußten auf scheinbare Kleinigkeiten aufmerksam machen;

jedoch auch solche können in stetiger Wiederholung und bei größerer Ausdehnung erhebliche Folgen haben. Wer es gut mit dem neuen Reiche meint, der hält auch sein aus den trübsten Zeiten herüber rettendes geistiges Palladium, seine Universitäten hoch und macht darauf aufmerksam, wo sich ihm auch nur kleine Desideria aufdrängen. Insbesondere in unserer Zeit, welche mit löblich freiheitlicher Gesinnung doch wohl zuweilen auch über das Ziel hinausschießt, kann es nichts schaden, wenn in dem und jenem leicht auf die Kehrseite hingewiesen wird; der wahren Freiheit, welche nur in der Ordnung besteht, thut man damit einen Dienst.

Zwei Quellen des deutschen Ultramontanismus.

Im ersten Drittel dieses Jahrhunderts konnte man mit Recht von einem nationalgesinnten katholischen Klerus in Deutschland reden. In dem seit einigen Jahren begonnenen letzten Drittel wird man, einige verschämte, in der größten Zurückgezogenheit lebende Ausnahmen abgerechnet, jenen vergebens suchen. Die Ultramontanisirung ist während des zweiten Drittels in Folge langer, steter und angestrengter Arbeit für Rom gelungen. Zur Zeit müssen wir uns in die Thatsache schicken, die schon längst vor den Maigesetzen und dem Franzosenkriege feststand, daß die Sympathien des Klerus unserem Staate und Volke nur gehören, wenn und insofern diese der Curie und ihren Zwecken sich dienstbar bezeigen. Es wird wiederum auf deutscher Seite der langen und angestrengten Arbeit während einer ganzen Generation bedürfen, um im letzten Drittel unseres Jahrhunderts das ultramontane Unkraut auszurotten, was im zweiten Drittel durch römische Schlauheit und Zähigkeit ausgesäet ist. Die Maigesetze werden hierzu allein nicht ausreichen; sie sind eben nur im Stande, dem Unkraute die Spitzen abzubrechen, damit es nicht neuen Samen reifen und sich verbreiten lasse, nicht aber, auch dessen Wurzeln auszutilgen.

Eben auf diese Wurzeln und Quellen des Ultramontanismus ist also das Hauptaugenmerk zu richten. Es ist nun bekannt und in der jüngsten Zeit oft genug wiederholt, wie in den Cabineten der Fürsten der naive Glaube an die Bekehrung des Papstthums zu modernen Anschauungen, Angst vor der Revolution und der Köhlerglaube, daß eine monarchische Kirche auch mit einem monarchischen Staate dieselben Interessen habe, dem Eindringen des Ultramontanismus Thor und Thür in Deutschland geöffnet haben. Auch ist die Erkenntniß jetzt allgemein, daß die üppig emporwuchernden Orden, Congregationen und Vereine, namentlich die jesuitischen, sehr viel dazu bei-

getragen haben, um dem Ultramontanismus in katholischen Kreisen Deutschlands die Herrschaft zu verschaffen. Endlich hat man auch über die bischöflichen Lehranstalten als Brutstätten jenes Geistes nunmehr die richtige Ansicht gewonnen.

Aber minder gekannt und beachtet sind zwei Anstalten gewesen, welche für die Ausbreitung des ultramontanen Geistes in unserem Lande und Volke von dem wichtigsten Entschlusse gewesen sind, von denen gerade die Hauptmissionare und Apostel dieser Richtung in großer Zahl ausgegangen sind, um in Deutschland meist in sehr einflußreicher Stellung für dieselbe thätig zu sein.

Jene zwei Anstalten sind das Collegium Germanicum und das Hospitium dell'Anima in Rom.

Das Collegium Germanicum verdankt seine Gründung dem Stifter des Jesuitenordens Ignaz von Loyola und ist geleitet von den Mitgliedern seines Ordens. Im Jahre 1552 wurde das Colleg errichtet; die älteren Sprachen, scholastische Philosophie, Physik und die verschiedenen Zweige der Theologie sollten die Lehrgegenstände sein. Aufgenommen wurden deutsche Jünglinge, die sich der Theologie widmen wollten. Adelige erhielten eine gewisse Bevorzugung. Beim Eintritte mußten alle einen doppelten Eid ableisten, deren einer den Zweck des Instituts, die Bekämpfung der Ketzerei offen aussprach. Später wurde nach sechsmonatlichem Aufenthalte ein Eid abgefordert, worin sich die Zöglinge verpflichteten, auch wirklich Geistliche zu werden, nach Ablauf der Studienzeit nach Deutschland zurückzukehren und hier im Sinne der Anstalt als Geistliche thätig zu sein. Die Studienzeit war 10 Jahre, 3 für Philosophie, 4 für scholastische Theologie, die 3 letzten für praktische Theologie. Exercitien von 30 Tagen schlossen das Ganze, um den zu entlassenden Zögling als zwar nicht formelles, aber doch seiner ganzen Geistesrichtung nach als thätiges Glied des Ordens nach Deutschland abzusenden.

Die Frequenz des Germanicums wurde bald eine recht lebhafte; es gab Jahre, in welchen die Zahl der Zöglinge sich über 200 belief. Das ist um so weniger zu verwundern wegen der großen Vortheile, die jenes ihnen bot, und in sichere Aussicht stellte. Denn erstens wurde es den Jesuiten ein Leichtes, für ihre Anstalt so reichliche Geldzuflüsse zu eröffnen, daß sich hier dem deutschen Jünglinge die billigste Gelegenheit bot, zugleich die „ewige Stadt" kennen zu lernen und sich in den theologischen Disciplinen auszubilden. Dann aber erblühten auch den Zöglingen die besten Aussichten für die Zukunft. Denn den Jesuiten, welche damals begannen an den Höfen der katholischen Laien- und Pfaffenfürsten allmächtig zu werden, war es ohne Mühe möglich, die in ihrem Geiste Ausgebildeten dann auch in Deutschland zu den fettesten Pfründen und einflußreichsten geistlichen Aemtern zu befördern. Wir besitzen

ein Verzeichniß ehemaliger Mitglieder des Germanicums, welches darthut, eine wie große Zahl seiner Zöglinge zu den hohen und höchsten geistlichen Würden in Deutschland gelangt ist; leider ist dasselbe für die neueren Zeiten nicht fortgesetzt, sonst würde es uns interessante Aufschlüsse hinsichtlich der Verwälschung des deutschen Klerus bieten können.

Vorzüglich aber gewann das Germanicum die Gunst der ganz unter dem Einflusse der Jesuiten stehenden Wittelsbacher und Habsburger. Kaiser Ferdinand II. ertheilte ihm 1628 sogar das Privileg, gleich den Universitäten die akademischen Grade zu verleihen, so daß die dort promovirten Zöglinge das volle Recht haben sollten, diese Würden in Deutschland zu führen und ihre Vortheile zu genießen.

Die Aufhebung des Jesuitenordens und die napoleonische Occupation Roms machte dem Bestande des Germanicums ein Ende, aber nur für kurze Zeit. Denn gleich nachdem die Occupation beseitigt und der Jesuitenorden wieder hergestellt war (1814), wurde auch jenes erneuert (1817); und seitdem entsandte es jahraus jahrein seine Zöglinge nach Deutschland, wo sie im Rathe der Bischöfe und auf den Kathedern der bischöflichen Lehranstalten für die in Rom eingesogenen Grundsätze Propaganda machten und noch heute machen. Wenn man den Namen irgend eines ultramontanen Kampfhahnes liest, der sich in den letzten Jahren durch wüthenden Eifer für Syllabus und Unfehlbarkeit hervorgethan, und nebenbei mit dem Titel eines Doctors und Professors einherstolzirt, so kann man mit hoher Sicherheit darauf schließen, daß wir einen Germaniker vor uns haben, der als Doctor romanus heimgekehrt, flink zu einer „Professur" an irgend einer bischöflichen Winkelfacultät avancirte, wo er den künftigen Klerus in jesuitischem Geiste instruirt und disciplinirt.

Zwar war, wenn wir nicht sehr irren, in Preußen eine Zeit lang die Vorschrift geltend, daß Theologen, die im Auslande ihre Ausbildung erlangt, keine Anstellung im Staate finden sollten, aber unter der Regierung Friedrich Wilhelms IV. blieb dieselbe unbeachtet, bis sie endlich seit Anfang der fünfziger Jahre ganz außer Kraft trat.

Erst das neuere Gesetz über die Vorbildung und Anstellung der Geistlichen hat hier Vorsorge getroffen, indem es wenigstens für die Zukunft die Anstellung solcher Emissäre des Jesuitismus von der staatlichen Genehmigung abhängig macht. Hoffentlich wird sich im Palais des preußischen Unterrichtsministeriums nimmer wieder ein Mühler finden, der dieselben unter seine Fittiche nähme oder auch nur zu ihrem Eindringen gutmüthig die Augen schlösse.

Wir wenden uns nun zu der zweiten römischen Anstalt, welche statutengemäß den Import des Ultramontanismus in unser Vaterland besorgt.

Hier haben wir zudem das flagrante Beispiel, wie sich der Ultramonta-

nismus an den Willen der Stifter nicht kehrt, wenn es gilt die eigenen Tendenzen auszuführen.

Wenn irgend ein weltlicher Fürst sich je erlaubt hat, eine geistliche Anstalt, statt sie als Versorgung für müßige Mönche zu belassen, nützlicheren Zwecken dienstbar zu machen, so schreit man im ultramontanen Lager über Sacrileg, Diebstahl und ungerechte Verletzung des Willens der Fundatoren. Wenn aber die Curie selber eine Anstalt, für die Armen bestimmt, diesem Zwecke entfremdet und zu einem Werkzeuge ultramontaner Propaganda umformt — dann, Bauer, ist es ganz was Anders.

Eben jenes aber ist mit dem deutschen Hospiz dell'Anima geschehen. Zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts wurde es von zwei Deutschen zur Aufnahme armer deutscher Pilger, welche Rom besuchten, gegründet und dotirt. Heute ist es, und zwar nach einer päpstlichen Verordnung vom 15. März 1859 definitiv, das Hauptabsteigequartier des höheren deutschen Klerus und ein Pensionat für bereits geweihte deutsche Kleriker geworden, welche nach dem Willen der Bischöfe sich dort in den Grundsätzen und dem Verfahren der Curie ausbilden sollen, um diese dann nach Deutschland zu übertragen.

Zwar genügt das Hospiz zum Schein noch immer seiner fundationsmäßigen Bestimmung; armen Landsleuten wird nämlich eine unentgeltliche Aufnahme für drei Tage gestattet; daß indeß diese Frist für einen Besucher von Rom, wo zu einer auch nur oberflächlichen Besichtigung ebenso viele Wochen erforderlich sind, einen ganz illusorischen Werth hat, liegt am Tage.

Dagegen wurden beispielsweise während des einen Jahres 1862 im Hospiz 13 deutsche Bischöfe und 41 deutsche Geistliche wochenlang bewirthet. Daß dieselben es dort ganz behaglich fanden, glauben wir gern; daß aber die Herren mit ihren 8—12,000 Thlrn. Revenuen sicher nicht zur Zahl der in das Hospiz „zusammenströmenden Armen" gehören, für die es stiftungsgemäß bestimmt ist, steht wohl außer Zweifel. In Betreff des Klerikerpensionates, zu dem jetzt das Hospiz vorwiegend dient, spricht es übrigens die citirte päpstliche Verfügung ganz unverblümt aus, daß die Instruirung in den ultramontanen Grundsätzen der Curie und deren Verbreitung in Deutschland Zweck der Anstalt ist.*)

Auch aus diesem Institut ist eine Reihe von Zöglingen, namentlich in den letzten zehn Jahren in die einzelnen deutschen Diöcesen übergegangen; in welchem Sinne sie hier wirken, brauchen wir nicht erst zu bemerken.

---

*) „ut sacerdotes theologicas in Urbe disciplinas melius et perfectius addiscant, et sacrorum negotiorum usum apud Sanctam Sedem, religionis magistram cognoscant et assequi velint, unde fieret, ut in dioecesim quisque suam et Romanae Curiae methodum et disciplinam, germanumque sacrae doctrinae sensum transferrent."

Mögen die deutschen Regierungen, denen endlich über die wahren Tendenzen der Curie die Augen aufgegangen sind, beständige Wachsamkeit üben, daß nicht jene Sendlinge des Curialismus aus diesen beiden Instituten sich der deutschen Bischofsstühle oder der Stellen in den Domcapiteln oder in den theologischen Lehranstalten bemächtigen; möge auch namentlich unsere Vertretung in Rom ein wachsames Auge auf die beiden dortigen Institute haben, um sich schon zeitig die Persönlichkeiten zu merken, welche dort auch jetzt als künftige Werkzeuge des Jesuitismus und Ultramontanismus ausgebildet werden und nur den günstigen Augenblick erwarten, wo sie wieder offener oder versteckter Weise sich in Deutschland einnisten und das Werk ihrer Propaganda wieder aufnehmen können.

Schließlich sei es gestattet, hier noch eine abwehrende Gegenbemerkung gegen einen voraussichtlichen Angriff beizufügen. Wenn irgend einem Mitarbeiter eines ultramontanen Blattes vorstehende Zeilen in die Hände fallen, so wird er tobend oder klagend sich über eine sogenannte Denunciation beschweren. Und doch hat, ein für allemal bemerkt, gerade der Ultramontanismus nicht das geringste Recht dazu. Denn nirgends wucherte nicht das sogenannte, sondern das echte heimliche Denunciantenthum üppiger, als gerade in seinen Kreisen. Für den höheren deutschen Klerus, der sich noch nicht willenlos dem Jesuitismus zur Verfügung stellte, waren die Nunciaturen factisch zu Denunciaturen geworden, und für den niederen Klerus fand ein gleiches Denunciantenthum bei den bischöflichen Curien die liebevollste Pflege. Die Acten manches bischöflichen Generalvicariats könnten darüber manche lehrreichen und umfangreichen Aufschlüsse geben. Bezeichnend ist in dieser Beziehung ein in klericalen Kreisen Norddeutschlands cursirendes Bonmot. Darin wird die Thätigkeit des Dechanten, also der Mittelbehörde zwischen Bischof und Pfarrklerus, akrostichisch in folgender Weise erklärt: **Decanus = Deferens Episcopo Cuncta Aliorum, Non Vero Sua.** Solchen Kreisen sollte eigentlich die Lust, sich über angebliche Denunciationen zu beschweren, schon längst vergangen sein!

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Stuttgart. Militäretat. Post und Markrechnung. — Die Verhandlungen über den Militäretat im Reichstag werden voraussichtlich noch ein kleines Nachspiel in unserer Kammer haben. Hoffentlich ist es dann überhaupt das letztemal, daß die Militärangelegenheiten auf unserem Particularlandtag eine Rolle spielen. Es wäre an der Zeit, daß den juristischen Unklarheiten

und Zweideutigkeiten, die über die Verbindlichkeiten Württembergs bisher noch bestanden haben und zum Theil künstlich aufrecht erhalten worden sind, einmal ein Ende gemacht würde. In seinen letzten Sessionen hat der württembergische Landtag eine Reihe von militärischen Exigenzen zu verwilligen gehabt, welche sich theils auf das Retablissement des Armeecorps bezogen, theils auf die Herstellung solcher Einrichtungen der militärischen Verwaltung, wie sie in der preußisch-norddeutschen Armee bereits bestanden hatten. Wir hatten nachzuholen was bisher versäumt war, das verstand sich von selbst, und die württembergische Kammer geizte um so weniger, als es sich hierbei nur um die Verwendung der auf unseren Theil entfallenden Kriegsentschädigungsgelder handelte, und sie in ihrer patriotischen Mehrheit wirklich die Pflicht empfand, ihrerseits nichts zu versäumen, was unser Armeecorps zu einem ebenbürtigen Glied des deutschen Heeres machen sollte. Nur bei einem Theil jener Exigenzen — im Betrag von etwa 4 Millionen Gulden, während die Gesammtsumme derselben etwa 13 Millionen Gulden betrug — war die Kammer der Ansicht, daß sie eine rechtliche Verbindlichkeit zu deren Verwilligung nicht anzuerkennen vermöge; sie verwilligte sie gleichwohl, jedoch ausdrücklich als Vorschuß, dessen Rückerstattung von Seite des Reichs man anzusprechen habe, und es wurde dem Ministerium eindringlich aufgegeben, für die Wiedererstattung dieser Summe aus den Mitteln des Reichs Sorge zu tragen. Diese Ansicht war durch den Berichterstatter Hölder sehr scharfsinnig aus dem ziemlich unbestimmten Wortlaut des Militärvertrags mit Preußen abgeleitet worden; ob sie freilich stichhaltig war, ob sie auch von der anderen Seite anerkannt wurde, war eine andere Frage und, aufrichtig gesagt, die Hoffnung war gering, daß von Seite des Reichs die Verbindlichkeit zur Rückerstattung jener Summen zugestanden würde. Man erinnert sich des Gangs, den die Sache am Reichstag nahm. Im Reichsbudget waren einige Posten zur Rückerstattung an Württemberg vorgesehen; die Militärcommission strich sie; als aber Minister Mittnacht und die württembergischen Abgeordneten lebhaft für die bedrohten Posten einstanden, fand wenigstens einer derselben, nämlich eine erste Rate von 150,000 M. für die Errichtung einer Militärbäckerei in Ludwigsburg Gnade vor den Augen der Commission und auch des Reichstags. Für die hiesige Stellung sowohl des Ministers als der nationalen Kammermehrheit war es sehr erwünscht, daß auf das Ansinnen einer Rückerstattung von Seiten des Reichs nicht mit einem runden Nein erwidert wurde, aber freilich war nur in einem einzigen Falle die Bedingung, unter welcher der württembergische Landtag eine Reihe von Verwilligungen gemacht hatte, anerkannt worden, und selbst in diesem wurde offenbar von Seite des Reichstags keineswegs eine rechtliche Verbindlichkeit zugegeben. Die staatsrechtlichen Gründe, welche für den Stuttgarter Landtag maßgebend ge-

wesen waren, hatten den Reichstag gänzlich kalt gelassen, vielmehr wollte man nur gewisse Gründe der Billigkeit gelten lassen, wobei man insbesondere die Loyalität hervorhob, mit welcher Württemberg bisher seinen militärischen Verpflichtungen nachgekommen sei und zumal im vollen Umfang die für den erhöhten Präsenzstand erforderlichen Casernenbauten beschafft habe: Bauten, für welche der Landtag freilich im eigensten Interesse des Landes so schleunigst sorgte, das an die Annehmlichkeiten der Privat-Quartierungslast niemals gewöhnt war. Denn hierzuland hat es immer als Grundsatz gegolten, möglichst viele Lasten vom Einzelnen und der Gemeinde auf den Staat hinüberzuwälzen, während man in Preußen an die umgekehrte Maxime zu halten pflegte.

Nun muß aber dem württembergischen Landtag daran liegen, daß die leidige Streitfrage auch principiell zum Austrag oder doch zum Ende gelange. Denn auch für die nächste Session ist noch einmal eine letzte militärische Exigenz vorgesehen, für Bauten von Spitälern und dergl., welche die Kammer nicht wieder in der unbestimmten und unwahrscheinlichen Aussicht auf Rückerstattung durch das Reich wird verwilligen wollen. Andererseits ist über die Nothwendigkeit dieser Bauten nicht der geringste Zweifel, und doch herrscht die entschiedenste Abneigung, dem württembergischen Finanzminister weiterhin noch Gelder für militärische Zwecke zu bewilligen, nachdem nunmehr ein ordentlicher Reichsmilitäretat besteht, zu dem Württemberg seinen entsprechenden Beitrag stellt. Auf alle Fälle wird man erwarten dürfen, daß volle Klarheit in das verwickelte Verhältniß gebracht und nicht länger durch Nährung eitler Hoffnungen der Thatbestand verdunkelt werde. Zuletzt wird freilich nur ein Mittel übrig sein, den Knoten zu entwirren. Mit dem Reichsmilitärbudget, das an die Stelle des Pauschquantums getreten ist, sind die außerordentlichen Leistungen des württembergischen Staats allerdings kaum mehr vereinbar, allein mit dem ordentlichen Reichsmilitärbudget wollen sich auch die militärischen Reservatrechte Württembergs nicht mehr vertragen. Die Folge ist offenbar die, daß die in Zukunft erforderlichen militärischen Einrichtungen dem Reichsetat zur Last fallen, daß aber dafür Württemberg auf die ohnedies niemals praktisch gewordene und in alle Zukunft niemals praktisch werdende Bestimmung verzichte, daß nämlich Ersparnisse an der dem Reich für Militärzwecke zu entrichtenden Quote in den Privatsäckel des württembergischen Staats zurückfallen. Diese Bestimmung war lediglich ein theoretischer Trost für den praktischen Mehraufwand, den Württemberg neben seiner ordentlichen Reichssteuer noch aus eigener Tasche für Militärzwecke zu bestreiten hatte. Die Verfechter des specifischen Landeswohls hatten seiner Zeit dieser Bestimmung ungemeine Wichtigkeit beigelegt, sie dachten nicht daran, daß dieselbe ihre unvermeidliche Kehrseite hatte. Eine hinlängliche Erfahrung ist jetzt darüber ge-

ſammelt, welchen Werth überhaupt die Selbſtändigkeit der württembergiſchen Armeeverwaltung, durch welche jene Erſparniſſe erzielt werden ſollten, für das Land hat. Und auch die Krone könnte den blaſſen Schimmer füglich entbehren, der von dieſem Reſervatrecht wehmüthig auf ſie zurückſtrahlt. Man ſollte denken, es werde auf dem nächſten Landtag nicht an muthigen Männern fehlen, welche für den Verzicht auf ein Reſervatrecht eintreten, das in Wahrheit als eine Laſt ſich erwieſen hat.

Möglich, daß ein anderer Reſt der Kleinſtaaterei, nämlich unſer Poſtſonderrecht beſtimmt iſt, noch länger in den Abend des Jahrhunderts hinein auszudauern. So lange einerſeits alle erheblichen Verbeſſerungen, die von der Reichspoſtverwaltung ausgehen, alsbald ihren Eingang auch in unſere Verwaltung finden, ſo daß den Verkehr ſtörende Abweichungen thunlichſt vermieden werden, während andererſeits auf die Förderung des Verkehrs im Inland die eiferſüchtigſte und väterlichſte Sorgfalt verwandt wird, will ſich ein Bedürfniß nach Aufhebung dieſes Sonderrechts nicht geltend machen. Noch kürzlich iſt zu höchſter Befriedigung das Localpatriotismus eine Statiſtik veröffentlicht worden, in welcher das Poſtgebiet des württembergiſchen Staats als das höchſtentwickelte unter ſämmtlichen Poſtgebieten der Welt erſchien. Merkwürdigerweiſe iſt aber das gemeine Bewußtſein, anſtatt gerechten Stolz über dieſes Reſervatrecht zu empfinden, ſo undankbar, daſſelbe zuweilen gänzlich zu mißachten und zu überſehen. So geſchah es neulich, als Herr Stephan ſeinen berühmten Verdeutſchungserlaß hinausgehen ließ, daß ſofort eine Stimme in einem württembergiſchen Blatte zu ſolcher erwünſchter Neuerung den Generalpoſtdirector des Reichs beglückwünſchte. Als ob jener Erlaß Württemberg das Geringſte anginge! Als ob eine Verfügung, welche für das Reich erlaſſen wird, damit auch ſchon für die Unterthanen des Königs von Württemberg gälte! Jener wackere Einſender hatte ganz vergeſſen, daß, wenn die fraglichen Neuerungen überhaupt einmal auch bei uns eingeführt werden ſollten, ſie doch zuvor ihren Durchgang durch die ſouveränen Entſchließungen der königl. württembergiſchen Poſtverwaltung zu nehmen haben. Werden auch wir dereinſt unſere Briefe „einſchreiben“ laſſen oder „poſtlagernd“ in Empfang nehmen, ſo kommt uns zu, dies nicht als eine Reichsverordnung, ſondern als gnädigen Erfluß der Canzlei des Herrn Hofacker dankbar zu verehren.

Ernſthafter iſt, daß wir, allerdings in der tröſtlichen Geſellſchaft Bayerns, am 1. Januar zurückgeblieben ſind, als das Reich den Uebergang zur Markrechnung that. Während Baden und Heſſen ſich von ihren Guldenbrüdern trennten und muthig in die neue Rechnung ſich ſtürzten, behielt man ſich bei uns eine längere Friſt der Ueberlegung vor. Man dachte: da die Neuerung in jedem Falle keine Annehmlichkeit iſt, ſo hat es keine Eile damit. Das entgegengeſetzte Räſonnement wäre freilich vielleicht ebenſo natürlich ge-

weſen: da die Neuerung doch einmal unvermeidlich iſt, ſo iſt es beſſer, ſie muthig und gleich zu thun, anſtatt die Leiden des Uebergangszuſtands, der doch bereits eingetreten iſt, zu verlängern. Dieſer Anſicht waren auch die Handels- und Gewerbekammern geweſen, und andere Corporationen, welche für die wirthſchaftlichen Intereſſen des Landes das Wort führten. Sie hatten dem Finanzminiſter eindringlich Muth zugeſprochen und ihm die Nachtheile vorgehalten, die aus unſerem Zurückbleiben für das Land entſpringen müßten. Und anfangs glaubte man einen Erfolg dieſer Schritte umſomehr hoffen zu dürfen, als man aus einigen Symptomen beinahe ſchließen konnte, die württembergiſche Regierung habe es, anſtatt ſich in das Hintertreffen zurückzuziehen, geradezu auf eine verwegene Initiative abgeſehen. Schon vor Jahresfriſt nämlich, als ein neuer Fahrplan und zugleich ein neuer erhöhter Tarif für unſere Staatsbahn erſchien, wurde dem Publikum die Ueberraſchung zu Theil, daß auf jeglichem Billet der Fahrpreis nicht blos in der üblichen Guldenmünze ſondern auch in der künftigen Markrechnung ausgedrückt war, offenbar in der Abſicht gleichſam auf pädagogiſchem Wege das Volk rechtzeitig mit den Begriffen: Mark und Pfennige vertraut zu machen, deren Herrſchaft vor der Thüre ſtand. Statt deſſen wiſſen wir jetzt, daß dies lediglich in der Abſicht geſchehen war, den Rechnungsbeamten auf den Canzleien eine anregende Beſchäftigung zu ertheilen und ihnen Gelegenheit zu geben, durch die ſchwierige Umrechnung aller erdenklichen Beträge ihre Verſtandeskräfte zu ſchärfen. Wie ja auch in dem eben vorbereiteten Budget, das dem nächſten Landtag zugehen wird, ſämmtliche Poſten ſowohl in Gulden- als in Markrechnung ausgedrückt ſein werden, blos zur Uebung der Calculatoren in den vier Species. Es hat dem Finanzminiſter nicht an Gründen gefehlt, warum die Einführung der Markrechnung in Württemberg mit dem 1. Januar ſchlechterdings unmöglich geweſen ſei. Ohne Zweifel waren dieſe Gründe triftig; wobei es nur wunderbar bleibt, daß jene Vertreter des Handels- und Gewerbeſtandes, denen doch auch einige Einſicht zuzutrauen iſt, den ſofortigen Uebergang zur neuen Rechnung übereinſtimmend für ebenſo möglich als wünſchenswerth erklärten. Das Einleuchtendſte, was zu Gunſten des Aufſchubs vorgebracht wurde, war dies, daß die Umrechnung für uns ſich nicht vom Kalenderjahr an empfehle, ſondern vom Budgetjahr, das ſeinen Kreislauf je am 1. Juli zu beginnen pflegt. Man vertröſtete das Land damals auf den 1. Juli 1875. Allein neuerdings iſt auch dieſer Termin wieder fraglich geworden. So lange der Uebergang in den freien Willen der einzelnen Staaten geſtellt iſt, genießt man gern noch die mögliche Friſt bis zur ſchmerzlichen Trennung von Gulden und Kreuzern. Man hält ſich das Unerwünſchte ſo lange als möglich vom Leibe. Mit einer wahren Angſt denkt man der Zeit, da doch einmal Ernſt gemacht werden muß. Man ſcheint in den Canzleien

am Königsthor wirklich der seltsamen Meinung zu sein, der verdrießliche Uebergangszustand werde dadurch erträglicher werden, daß er länger dauert.

Aus Madrid. Die neue Monarchie. — Die Partei, welche hier in den jüngst verflossenen Tagen einen leichten Sieg davongetragen, hat im Auslande von dem einstimmigen Enthusiasmus berichtet, mit dem man in Spanien allenthalben das glückliche Ereigniß der monarchischen Restauration begrüßt habe. Etwas anders wird derjenige über den Verlauf der Dinge urtheilen, der ihm an Ort und Stelle selbst mit unparteiischem Auge zugesehen hat.

Es war am 29. December Nachmittags, als wir hier zuerst vernahmen, daß die Generale Martinez Campos und Jovellar und der Brigadier Daban an der Spitze von Truppen der Centrumsarmee in Sagunto ein Pronunciamiento zu Gunsten des Prinzen Alfonso gemacht. Die Nachricht verursachte natürlich einige Aufregung. Aber die Regierung schien voller Vertrauen; sie brandmarkte die Bewegung durch Vergleichung mit der Carlistenerhebung von S. Carlos de Ràpita (1860) während des Krieges gegen Marocco, und am folgenden Morgen erschien ein Manifest, unterzeichnet von sämmtlichen Ministern und in sehr heftigem Tone abgefaßt. Die Nordarmee, so hieß es, sei auf jeden Fall treu, und man werde die Insurrection, die nicht an Ausdehnung gewinne, aufs Schnellste unterdrücken. Einstweilen suspendirte man die Organe der Alfonsisten, „Epoca", „Tiempo", „Diario Español", „Eco de España" und „España Católica" und verhaftete die Häupter der Partei, besonders Cánovas del Castillo. Sogar ein so vorsichtiges und heuchlerisches Journal wie der „Imparcial" erklärte sich in lebhaften Ausdrücken für die Regierung. Dennoch erkannte ein Jeder, daß die Lage derselben zwischen den Carlisten und Alfonsisten höchst schwierig sei. Die Straßen wimmelten von Menschen; das Café Fornos, als Sammelplatz der republikanischen Parteien bekannt, war gedrängt voll; drinnen und draußen sah man zahlreiche discutirende Gruppen; aber doch war überall mehr Neugierde als Besorgniß wahrzunehmen; ja in den Mienen der zahllosen Spaziergänger, welche die im hellen Sonnenschein erglänzende Calle Alcalà und das Retiro erfüllten, schien sich fast eine Art Festfreude auszudrücken darüber, daß es endlich einmal wieder eine aufregende Zerstreuung gab nach so langer drückender Stille in der Politik. Etwas ernster schauten wohl die Föderalen drein, und auf der Puerta del Sol, ja in den eleganten Cafés selbst begegnete man gewissen zweideutigen Gestalten mit Blousen oder zerschlitzten Capas, deren Anblick man hier nicht gewohnt war. Abends schlossen die Magazine und Cafés bei Zeiten ihre Fensterläden; aber die Vorsicht war überflüssig. In der That glaubte ich selbst nicht, daß ein Regierungswechsel so in aller Stille vor sich gehen kann. Gegen 12 Uhr Nachts

begannen plötzlich die Glocken zu läuten; dann hörte ich einen vereinzelten Ruf: Viva el principe Alfonso, hierauf Pferdegeſtampfe auf der Puerta del Sol, und als ich das Fenſter öffnete, ſah ich den Platz mit Cavallerie und Infanterie bedeckt und gegenüber eine Gruppe Menſchen, welche einen großen weißen Zettel an der Thür des Miniſteriums der Gobernacion laſen. Auch einige ſchwache vivas ertönten; nach 10 Minuten verſchwanden die Truppen und Alles wurde ſtill wie gewöhnlich. Am folgenden Morgen (d. 31.) ſah ich die Balkone der Häuſer mit den ſpaniſchen Farben behangen. Man hatte Don Alfonſo XII. zum Könige proclamirt; Spanien hatte ſich in einer Nacht aus einer Republik in eine Monarchie verwandelt. Das Verfahren war ſehr einfach. Der Generalcapitän von Madrid, Primo de Rivera, ſelbſt Alfonſiſt, machte den Miniſtern den wahren Stand der Dinge klar; dieſe bekehrten ſich ſchnell und wichen. Cánovas del Caſtillo aus der kurzen Haft entlaſſen, nahm mit ſeinen Freunden von der Regierung Beſitz. Der Duque de Seſto wurde Civilgouverneur, der Conde de Toreno Alcalde von Madrid. Ihre Proclamationen verkündeten ſofort an den Straßenecken das freudige Ereigniß und ermahnten zur Ruhe. Dieſe blieb völlig ungeſtört. Die übrigen Parteien waren nicht gerüſtet und wohl auch zum Widerſtande zu ſchwach. Das ſpaniſche Volk acceptirte die Veränderung, wie ſo viele andere, ruhig, gleichgiltig, regungslos. Die farbigen Behänge der Balkone (las colgaduras) ſind hier ſchon ein nothwendiges Hausgeräth geworden, und gerade die Gleichgiltigſten ſind die erſten, welche ihre Fenſter ſchmücken. Die erſte Maßregel der Regierung war wie immer die Belohnung der an der Bewegung Betheiligten. Martinez Campos wurde zum Generallieutenant und Generalcapitän von Catalonien ernannt an Stelle von Lopez Dominguez, der wie es ſcheint, der Erhebung nicht günſtig geweſen. Jovellar erhielt das Kriegsminiſterium; den Brigadier Daban machte man zum mariscal de campo. Ferner wurden die feindlichen Journale ſämmtlich ſuspendirt. Jetzt konnten „Epoca“ und „Tiempo“ wieder triumphirend zum Vorſchein kommen, während die Gegner ſchweigen mußten, die geſtern noch ſo vorlaut geweſen.

Die Regierung des Generals Serrano genoß im Lande keine große Sympathie; ſie war vielmehr faſt allgemein verachtet, und in allen Kreiſen, ſogar in der Armee hegte man von ihr eine ſo üble Meinung, daß dieſe, ſelbſt wenn ſie nicht begründet war, ihr alle Feſtigkeit und Autorität rauben mußte. Die Situation war unhaltbar; nur glaubte man, daß ſie wenigſtens bis zur Beendigung des Krieges ungefährdet fortbeſtehen würde, ſo lange der ſchattenhafte Patriotismus, den man ſich anzufachen bemühte, die Parteiintereſſen zum Schweigen verdammte. Dem Alfonſismus fehlt es nicht an Freunden, beſonders in den begüterten Klaſſen, denen vor Allem an Ordnung und ſtabilen Verhältniſſen gelegen iſt. Aber ich zweifle, ob ſelbſt dieſe Freunde,

wenn ſie klar ſehen, der letzten Ereigniſſe froh werden können. Der Glaube und die Hoffnung ſind hier in politiſchen Dingen gar zu ſehr erſchüttert. Die neue Situation trägt in ihrem verdammenswerthen Urſprung den Keim ihres Unterganges in ſich, wie alle vergangenen. Es iſt immer daſſelbe Schauſpiel, welches Spanien nun ſchon mehr als funfzig Mal in dieſem Jahrhundert mitangeſehen hat, eine Militärinſurrection, welche die Baſis des Staates umkehrt, eine Anzahl Generale, welche die Truppen nach ſich ziehen, um ihren eigenen ehrgeizigen Plänen zu dienen: ein gefährliches Beiſpiel für die Zukunft, das bisher immer nur zu ſchnell Nachahmer gefunden hat. Und der Fall iſt dieſes Mal um ſo bedenklicher, als das Pronunciamiento während des Krieges gegen die Carliſten ſtattfindet. Es iſt ein Wechſel der Fahne angeſichts des Feindes; es ſind Generale, die von der Republik ihr Commando erhielten und ſich gegen ſie wenden. Der einzige Martinez Campos war augenblicklich ohne Oberbefehl und ausdrücklich zur Vollführung ſeiner Abſicht einige Tage vorher von Madrid abgereiſt.

Und die neue Monarchie iſt in der traurigen Lage, daß ihre erſte Handlung die ſein muß, den Aufſtand zu belohnen. Man verkleidet die Sache, wie man kann. Martinez Campos erhält ſein Avancement wegen der Dienſte gegen die Cantonalen in Valencia und Cartagena mit der Anciennetät vom Auguſt 1873, der Brigadier Daban, weil er die carliſtiſche Faction Lozanos geſchlagen. Martinez Campos verzichtet ſogar förmlich, da man glauben könne, jenes ſei die Belohnung für die Erhebung, und da alle Theilnehmer an dieſer ſich verpflichtet hätten, dergleichen nicht zu beanſpruchen und nicht anzunehmen. Die Regierung weiſt natürlich den Verzicht zurück und „zwingt" den General zur Annahme der neuen Grade. Wer läßt ſich durch dieſes Spiel täuſchen? Die Sache bleibt dieſelbe und trägt die Demoraliſation in die Armee, die feſte Grundlage der Monarchie ſelber. Wer wird nicht nach ſo leichtem Erwerbe lüſtern? Wer will ſich noch in mühſamer Pflichterfüllung plagen, wenn ihn lange Dienſtjahre nicht ſoweit bringen, wie einen andern ein Pronunciamiento in einem Tage? Und welcher Begriff von Pflicht und Ehre wird ſchließlich dem Soldaten bleiben, den man in ſolcher Weiſe mißbraucht?

Man vergleicht die ſpaniſchen Zuſtände mit der Prätorianerwirthſchaft des kaiſerlichen Roms, und die Aehnlichkeit iſt wirklich frappant. Das Volk bleibt bei den Veränderungen unbetheiligt; die Generale und ihre Freunde machen Alles in der Stille mit der Gegenpartei ab; dann wird das fait accompli bekannt gemacht. Es iſt der Säbel, der die Regierungen gründet und ſtürzt. Und daran iſt man nunmehr ſchon ſo ſehr gewöhnt, daß man ſich garnicht einmal die Mühe nimmt, die abſcheuliche Wahrheit vor den Augen des Publikums zu verhüllen. Sie drückt ſich offen genug in den Ceremonien aus, welche ſolchen Wechſel begleiten. Kein Civilact, wie etwa eine Rede oder ein

Programm des Präsidenten Cánovas oder des Ministerio-Regencia. Diese Herren bleiben den profanen Blicken verborgen; nur die Entfaltung der bewaffneten Macht dient dazu, die neue Lage der Dinge dem Volke eindringlich zu machen. Man versammelt die Truppen der Garnison auf dem Prado und läßt sie bei dem Generalcapitän vorüberdefiliren. Jede Compagnie erwidert auf den Ruf eines Officiers mehr oder weniger lebhaft mit dem „reglementsmäßigen" viva. Die Einwohner der Stadt waren, wie zu jedem derartigen Schauspiel, in großer Menge hinausgeströmt und wohnten in tiefem Schweigen der Feierlichkeit bei. Die „Epoca" that wohl, die Freude eine stille, gesetzte zu nennen, die sie auf allen Mienen zu lesen glaubte. Diese Freude war eben nur für Alfonsisten wahrnehmbar. Wohl sah man auf vielen Gesichtern eine gewisse Heiterkeit; aber es war das Lächeln der Ironie oder das des Gleichgiltigen, der dieselbe Comödie schon so oft gesehen. Am Abend des Tages (31. Decbr.) und an den beiden folgenden fand eine glänzende Illumination der Hauptstraßen statt. Die guten Einwohner von Madrid erleuchteten ihre Fenster für den Prinzen Alfonso, wie sie es am 3. Januar vorigen Jahres nach dem Staatsstreiche Pavías, wie sie es am 11. Februar 1873 für die Republik, wie sie es vorher beim Einzuge Amadeos, wie sie es 1868 beim Sturze der Bourbonen gethan. In der Calle Alcalá sah man im ersten Stock eines Hauses unter Glas und Rahmen ein kleines silbernes Reiterstandbild des Prinzen Alfonso an derselben Stelle, wo 1868 „Abajo la raza espurea de los Borbones" geschrieben stand, und die alfonsistischen Blätter freuten sich dessen mit unbegreiflichem Cynismus. Wenige Tage nachher hielten Martinez Campos, Jovellar und Daban ihren Einzug mit 10 Compagnien der Truppen, deren „heroischer Anstrengung" (heróico esfuerzo) das große Ereigniß zu verdanken ist.

Was dem Fremden bei einem solchen Regierungswechsel in Spanien am meisten widerwärtig ist, das ist die förmliche Besitznahme des Staates seitens der siegreichen Partei. Man betrachtet das Volk immer noch wie eine Heerde, die aus einer Hand in die andere geht, um ausgebeutet zu werden; in stiller Nacht wird der Handel geschlossen, und am Morgen verkündet man den neuen Besitzer. Der Staat ist die große Sinecure, el gran filon, wie ihn Rubi in seinem letzten satyrischen Lustspiel genannt hat. Die Männer der neuen Situation mit ihren zahllosen Freunden wollen versorgt sein; die Aemtersucht ist ein Krebsschaden der spanischen Gesellschaft; noch immer hält man es für ehrenwerther, sich seinen Müßiggang vom Staate bezahlen zu lassen, als von eigener Arbeit zu leben. So wird bei jeder Veränderung der Regierung die ganze Stufenleiter der Administration erschüttert. Jede Partei ist durch die Begehrlichkeit ihrer Anhänger gezwungen, exclusiv zu sein und alle anderen sich zu Feinden zu machen. Die Zeitungen wimmeln jetzt von Absetzungen

und Ernennungen. „Una de las llagas de la sociedad española, desde mucho tiempo, es la inmoralidad" sagte Ruiz Zorrilla 1870, und die Immoralität ist seitdem nicht aus dem spanischen Staatsleben verschwunden.

Ueber die wahren Tendenzen der neuen Regierung bleibt man noch im Unklaren. Man hat die constitutionelle Monarchie proclamirt; aber die ersten Maßregeln entsprechen wenig dem Charakter einer solchen. Von den suspendirten Journalen durften nur diejenigen wieder erscheinen, welche die neue Situation acceptirten. Zugleich wurde die Jury suspendirt und die Discussion der wichtigsten politischen Fragen der Presse untersagt. Man meldete, Alfonso wolle noch in Paris das Decret zur Zusammenberufung der Cortes unterzeichnen; aber das „Diario Español" sagt, das sei „ein absurdum". Und das dürfte erst nur ein Anfang einer weit drückenderen Reaction sein; man fürchtet von der Restauration Alles, selbst die Aufhebung der in diesem Lande so spät (1868) errungenen Gewissensfreiheit. Wirklich hat man schon die protestantische Zeitung „la Luz" unterdrückt, während die „España Católica" in heftigen Ausdrücken die Rechte der Kirche zurückverlangt. Und wem wird nicht ein wenig bange, wenn er das Circularschreiben liest, das soeben der Justizminister an die Cardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe und Vicare gerichtet? „Wenn die Kirche," heißt es da, „mit der spanischen Nation die zahllosen Uebel steriler politischer Verwirrungen erduldet hat, so muß sie mit der Thronbesteigung eines erlauchten Prinzen, der katholisch ist wie seine Vorfahren und entschlossen, soviel wie möglich, die verursachten Schäden wieder gut zu machen, ruhige und glücklichere Tage erwarten. Die Proclamation unseres Königs Don Alfonso XII. wird der Beginn einer neuen Aera sein, in welcher man die guten Beziehungen zum gemeinsamen Vater der Gläubigen hergestellt sehen wird, welche die Ungerechtigkeiten und Excesse dieser letzten Zeiten unglücklicher Weise unterbrochen haben . . . . man wird der Kirche und ihren Trägern alle die Protection zu Theil werden lassen, die ihr in einer eminent katholischen Nation wie der unserigen gebührt u. s. w." Uebrigens ist es wunderbar und verdächtig, daß diese Regierung so ganz ohne Programm auftritt und nicht einmal durch Versprechungen das Publikum zu gewinnen sucht. Sie könnte sich damit entschuldigen, daß sie vorerst nur eine Regentschaft ist; eher aber möchte der Grund davon die Spaltung im Ministerium selbst sein; denn in der alfonsistischen Partei existiren drei Nüancen von der heftigsten Reaction bis zum gemäßigten Liberalismus. Gegenüber dem gemeinsamen Feinde hielten sie zusammen; wird ihre Einigkeit auch nach dem Siege fortdauern? Alejandro de Castro (Estado), Orovio (Fomento), Cárdenas (Gracia y Justicia) sind moderados históricos, Cánovas del Castillo (in seiner Jugend 1854 Verfasser des liberalen Programms von Manzanares und Freund O'Donnels), Salaverría (Hacienda) ge-

hörten zur liberalen Union und blieben der Revolution feindselig; ähnlich der Präsident der Akademie Marques de Molins (Marina); Romero Robledo (Gobernacion) befand sich in der Deputation des Congresses, welche Amadeo aus Italien abholte, und verfaßte damals die Rede für Zorrilla; Ayala (Ultramar), berühmt als Dichter durch seine Comödie el tanto por ciento, war einer der eifrigsten Urheber der Septemberrevolution und verfaßte das Programm und Manifest derselben; Jovellar (Guerra) nahm gleichfalls an der Revolution Theil. Der größte Fehler, den die Regierung begehen kann, ist, wie man bereits zu thun anfängt, die ganzen verflossenen sechs Jahre als illegitimen Zustand, als Rebellion zu betrachten und sie auslöschen zu wollen, indem man unmittelbar bei 1868 anknüpft. Die Bourbonen, die 1815 nach Frankreich zurückkehrten, mußten es theuer bezahlen, daß sie nichts gelernt und nichts vergessen hatten. Die historischen Thatsachen in einem Tage ungeschehen machen zu wollen, ist das Verderben jeder Politik. Es war der große Irrthum der Föderalen, daß sie nicht mit der Vergangenheit rechnen wollten.

Das Benehmen der vorigen Regierung in der kritischen Lage hatte ihre Schwäche und Unfähigkeit bewiesen. Man möchte fast an ein halbes Einverständniß glauben, wenn man denkt, daß man wenige Tage vor dem Staatsstreiche die Veröffentlichung von Alfonsos Manifest in den Zeitungen erlaubte und die Abreise des als Alfonsisten wohlbekannten Martinez Campos nicht verhinderte. Aber dem widersprechen die heftige Sprache und die Gewaltmaßregeln der letzten Momente. Von Serrano hieß es zuerst, daß er, nachdem ihm der Wille der Nordarmee bekannt geworden, sich bereitwillig diesem unterworfen habe und an der Spitze der Truppen bleibe, bis man ihn ersetzt. Gleich darauf aber hörte man, daß er sich, von nur zwei Adjutanten begleitet, nach Frankreich auf den Weg gemacht. Wie ein Correspondent des „Imparcial" schrieb, hegte er wirklich anfangs die Absicht, sich der Bewegung zu widersetzen. Acht Bataillone und zwei Regimenter sollten unter seiner eigenen Anführung nach dem Centrum marschiren, und schon waren sie unter den Waffen, als sie Contreordre erhielten.

Gegenüber der lauten Siegesfreude der Alfonsisten fühlt man unwillkürlich eine lebhafte Sympathie für die unterlegenen Parteien. Man kann den Föderalen mancherlei Vorwürfe machen; aber zum wenigsten haben sie an ihrer Spitze Männer von unerschütterlicher Ueberzeugung und unbescholtener Ehrenhaftigkeit, die vielleicht nur ihre Ideen ein Paar Jahrhunderte zu früh verwirklichen wollten. Pí y Margall und Salmeron sind so arm aus der Macht geschieden, wie sie in sie eingetreten, und leben nachher wie zuvor von ihrer angestrengten geistigen Arbeit. Ebenso fleckenlos verließ Castelar das politische Leben, in welchem er sich vielleicht erhalten konnte, wenn er mit seinen innersten Ueberzeugungen brechen wollte. Er ist heut natürlich

beſonders indignirt und ſpricht von ſeinem Volke mit einer an ihm ungewöhnlichen Bitterkeit; denn er ſieht nun wirklich das ganze Werk der Revolution, alle ſeine Bemühungen vernichtet. Er hat ſofort auf ſeine Würden, den Vorſitz der Commiſſion für die Ausſtellung in Philadelphia, die Profeſſur an der Univerſität u. ſ. w. verzichtet und gedenkt binnen Kurzem Spanien zu verlaſſen, in der Schweiz ein Manifeſt zu publiciren, das ſeinem Lande die volle Wahrheit ſagt, und dann nach Frankreich zu gehen.

In verſchiedener Weiſe wollen die Parteien den Sturz der Republik erklären. Pí glaubte dieſe Staatsform durch Herſtellung der föderativen Verfaſſung ſchützen zu können; denn die auf ſo viele Punkte vertheilte Staatsgewalt ſei nicht ſo ſchnell gefährdet wie eine Centralregierung. Damit verband ſich naturgemäß die Abſchaffung des ſtehenden Heeres und Einführung des Milizſyſtems wie in Amerika und in der Schweiz. Daß dieſes nicht geglückt, ſchreibt er der Kürze der Zeit zu, die ihm nicht erlaubte, ſeine Pläne zu realiſiren, dem unglücklichen Zufall, daß die Republik mit einem Bürgerkriege begann und ſo der Armee bedurfte, dem Zaudern der Cortes in Sanctionirung der föderalen Conſtitution, was die cantonalen Aufſtände zur Folge hatte. Caſtelar wollte die conſervative Republik auf Ordnung und Ruhe begründet; er begriff, daß die beſte Staatsform nichts iſt ohne die Conſtituirung der Geſellſchaft. So reorganiſirte er das ſtehende Heer, und das Heer verwandelte gleich darauf die Republik in Dictatur und jetzt die Dictatur in Monarchie. Das iſt der traurige Cirkel, in welchem ſich hier das Staatsleben bewegte. Aber es iſt wohl mehr der äußere Anblick der Sache, als ihre innere Bedeutung; wo die Republik wohl begründet war, konnte es ſo nicht kommen. Die Wahrheit iſt, daß die Republik eigentlich noch garnicht exiſtirte, wenn wenigſtens das Weſen dieſer Regierungsform darin beſteht, daß das Volk an den Staatsgeſchäften theilnimmt, und nicht in der dictatoriſchen Verwaltung einiger weniger, wenn auch höchſt wohlgeſinnter und talentvoller Perſonen. Das ſpaniſche Volk hat noch kein politiſches Leben; eine ſtarke Klaſſe, welche im Intereſſe der Freiheit und Ordnung zugleich ſich an den öffentlichen Angelegenheiten betheiligt, fehlt; Unwiſſenheit oder Gleichgiltigkeit ſind allgemein. So iſt es völlig unmöglich, in Spanien eine parlamentariſche Verſammlung zu erhalten, welche den nationalen Willen ausdrückt, weil eben ein ſolcher nationaler Wille noch garnicht exiſtirt. Jede Regierung erhält die Cortes nach ihrem Geſchmack; das Miniſterium des Innern regelt die Wahlen. Das wiſſen ſelbſt die Föderalen recht wohl. Die republikaniſchen Parteien bauten in die Luft; ſie hatten es mit einem Volke zu thun, das ſich bis vor Kurzem willig unter das Joch des politiſchen und religiöſen Abſolutismus gebeugt, und wollten ihm Inſtitutionen geben, für welche kaum hochgebildete und weitvorgeſchrittene Nationen reif ſind.

Die Republik war unhaltbar; aber mit dieſem Königthum iſt wenig gebeſſert; neue und ſtets neue Schwankungen muß man erwarten, und das Ende iſt nicht vorauszuſehen. Die Lage des Landes iſt indeſſen traurig. Der jammervolle Zuſtand der Finanzen iſt genugſam bekannt, und die erneuten Anſprüche des Hofes und des Klerus können ihn nur verſchlimmern. Zum wenigſten hoffte man von der monarchiſchen Reſtauration einen günſtigen Erfolg für den Bürgerkrieg. Die alfonſiſtiſchen Journale meldeten ſofort ein Pronunciamiento des Carliſtengenerals Dorregaray für Alfonſo und den Uebertritt des Oberſten Berriz in Bilbao. Aber dieſe Nachrichten bewieſen nur, daß es dieſe Regierung wie ihre Vorgängerinnen mit der Wahrhaftigkeit nicht zu genau nimmt. Die Lage der Dinge hat ſich eher verſchlechtert. Pamplona iſt ſeit lange hart bedrängt, der Entſatz vorerſt ganz unmöglich, und die Waffenruhe, welche ſich ihre Gegner gönnen, benutzen die Carliſten, um ſich beſſer zu organiſiren und ſich wieder weiter in der Provinz Valencia auszubreiten. Die Entſcheidung des Krieges durch Waffengewalt iſt, wie man hier verſichert, in den nördlichen gebirgigen und fanatiſch carliſtiſchen Provinzen höchſt ſchwierig, faſt unmöglich. In den beiden vorigen Bürgerkriegen unter Iſabella und Amadeo nahm man zu dem convenio ſeine Zuflucht, einem höchſt gefährlichen Auskunftsmittel, das die Erhebungen verewigt. Man läßt die Inſurrection nicht nur ungeſtraft, ſondern belohnt ſie noch dazu; denn die carliſtiſchen Offiziere bleiben in ihrem Grade, den ſie meiſt nur erſt vermöge der Inſurrection erhielten, ſo daß es hier vortheilhafter wird, ſich gegen ſein Vaterland, als für daſſelbe zu ſchlagen. Und wo will man das Geld hernehmen, alle dieſe neuen Generale, Brigadiere, Oberſten zu bezahlen, da Spanien deren ſchon jetzt eine Unzahl beſitzt.

Neue Feſte werden den König empfangen und in ihm vielleicht glänzende Illuſionen erwecken. Gewiß, für ihn wäre es beſſer geweſen, wenn er ſeine Studien in einem liberalen Lande hätte fortſetzen können und auf dieſen Thron, wenn er ihm beſtimmt war, als Mann und nicht als Kind gelangt wäre. Sollte ſeine natürliche Anlage auch die vortrefflichſte ſein, es iſt ſchwer, anzunehmen, daß ein ſo verdorbenes politiſches Leben, wie das in ſeinem Vaterlande, ihn nicht auch verderben ſollte.

* **Die Brigg „Guſtav“.** In den wirklichen oder ſcheinbaren Ruhepauſen, die zwiſchen den die Welt umgeſtaltenden Ereigniſſen des letzten Jahrzehnts lagen oder ihnen gefolgt ſind, iſt das politiſche Intereſſe hin und wieder auf eine Reihe von Verwickelungen gelenkt worden, die man nach dem Schauplatz ihres anfänglichen Verlaufs einfach als Seefragen bezeichnen darf. Es mag genügen, um der rein europäiſchen ganz zu geſchweigen, die Namen „Florida“, „Alabama“, „Shenandoah“, „Virginius“ zu nennen. Allen gemeinſam pflegte ein

theoretiſches Intereſſe völkerrechtlicher Natur zu ſein, welches vor allem das ſchwierige Dogma der Neutralität zur See betraf. Wenn indeß auch einzelne von ihnen mehr als einmal hart auf dem ſcharfen Grate hinliefen, der bei den complicirten Verhältniſſen unſerer Staatenſyſteme Krieg und Frieden ſcheidet, ſo ſind doch die meiſten gütlich im Wege des Vergleiches geordnet oder auch ſchiedsrichterlicher Entſcheidung unterſtellt worden. Freilich darf man als Hauptreſultat des Arbitralſpruches in der Alabamafrage wohl dies bezeichnen, daß er die praktiſche Unhaltbarkeit des Schiedgerichtsprincips überhaupt zweifellos dargethan hat. Auf der einen Seite wird ſich das bittere Gefühl, dennoch übervortheilt zu ſein, aus den Anſchauungen der Buße zahlenden Maſſen ſelten ganz verdrängen laſſen, und auch auf der andern Seite wird die ſchiedsrichterliche Zuerkennung in den wenigſten Fällen völlige Befriedigung gewähren. Man weiß, wie England mehr gute Miene zum böſen Spiel machte, als es zur Zahlung verdammt ward, wie Sir Alexander Cockburn, wenn er auch das Reſultat des Genfer Schiedsſpruches nicht anzutaſten wagte, doch ein dickes Buch gegen ſeine Begründungen ſchrieb, wie man widerwillig in England die Summe von drei Millionen Pfund für die weiſe Einſicht zahlte, daß in einzelnen Fällen die Entſcheidung eines Schiedsgerichts wohl förderlich ſein, daß ſie aber als Surrogat des Krieges wohl kaum allüberall und zu jeder Zeit wirkſam ſein könne, eine Einſicht, die der händefaltenden Friedensduſelei des Gladſtoneſchen Regimentes und den utopiſtiſchen Phantaſien der Richards und Conſorten platt ins Geſicht ſchlug. Aber auch in Amerika hatte man andererſeits vielfach gehofft, mehr zu erreichen. Es hat ſich gezeigt, daß die Wege des rein diplomatiſchen Vergleichs oder der kriegeriſchen Intervention auch jetzt noch die einzig richtigen zur Löſung auch dieſer Fragen ſind, um ſo mehr als die Wiſſenſchaft des Neutralitätsproblems durch die langwierigen und gelehrten Unterſuchungen in Genf wenig gefördert worden iſt.

Schon ein paarmal hat bekanntlich die neue Machtſtellung des Reiches die deutſche Politik auf das uns bisher unbekannte Gebiet der Seefragen geführt: ſeit einem Monat ſtehen wir abermals vor einer ſolchen. Die Sache an und für ſich liegt ſo einfach wie möglich. Die grauſame Ermordung des Hauptmanns Schmidt durch die Carliſten hatte ſeitens des deutſchen Reiches zwei Folgen: einmal die Anerkennung der ſpaniſchen Executivgewalt unter Serrano, der ſich mit Ausnahme Rußlands bekanntlich alle europäiſchen Mächte anſchloſſen, ſodann die Ausſendung einer deutſchen Flotille, wenn man ſo ſagen darf, zum Schutze der deutſchen Intereſſen an der ſpaniſchen Nordküſte. Seit Mitte Auguſt kreuzten die Dampfkanonenboote „Albatros" und „Nautilus", jedes mit vier Kanonen und hundert Mann, in den cantabriſchen Gewäſſern mit dem Auftrag, den deutſchen Handel mit den nordſpaniſchen Küſtenſtädten,

der nicht unbedeutend ist, gegen die carlistischen Banden zu beschützen und mit der Weisung, jeder kriegerischen Action, falls sie nicht durch die Carlisten selbst hervorgerufen würde, sich zu enthalten. So wirksam nun unsere Schiffe im Verein mit denen Englands und Frankreichs der Zufuhr von Contrebande steuern konnten, im Ganzen sahen sie sich mit Ausnahme eines kleinen Kugelwechsels vor Guetaria zu einer beobachtenden Muße verdammt, die sie durch wissenschaftliche Arbeiten soweit thunlich nutzbar zu machen suchten. Als aber die furchtbaren Winterstürme kamen, die ein Auslaufen aus Santander kaum möglich machten und wochenlang alle Seeverbindungen unterbrachen, wurden sie nach fast viermonatlichem Aufenthalt in den spanischen Gewässern von der deutschen Admiralität zurückberufen. Man wird der Admiralität, wenn man die Gesammtlage bedenkt, nicht, wie es wohl auch geschehen ist, einen Vorwurf deshalb machen dürfen, so sehr die Abberufung auch in Handelskreisen beklagt ward. Hatte doch die carlistische Bewegung, aus den Umgebungen Madrids bis in die nordspanischen Berge verdrängt, ihren Höhepunkt bereits überschritten; machte doch der bekannte Zustand der cantabrischen See in dieser Zeit überhaupt ein wirksames Kreuzen unmöglich. Dennoch sollte die Kunde von ihrer Abberufung verhängnißvoll werden. Denn es scheint nach den vorliegenden Berichten sicher, daß jene Nachricht die Carlisten zu dem Bubenstück ermuthigte, dessen Schauplatz abermals die Bai von Guetaria war. Am 11. December zwangen ebendieselben Stürme, die die Abberufung unserer Schiffe veranlaßten, die Rostocker Brigg „Gustav", die mit Petroleum beladen von Nordamerika kam, im Hafen von Guetaria Schutz zu suchen. Obwohl der Kapitän neben der Nothflagge noch die deutsche Flagge aufhißte, wurde das Schiff, sobald es in Schußweite war, doch alsbald der Zielpunkt eines scheuslichen Angriffes. Die Carlisten, die das kleine republikanische Guetaria belagerten, verstärkt durch die Garnison des benachbarten Zarauz, unterhielten vier Stunden lang ein scharfes Feuer auf den deutschen Kauffahrer, dessen Kapitän mit seinen zehn Matrosen sich endlich genöthigt sah, das Schiff zu verlassen und auf einem Boote mit Hülfe spanischer Lootsen nach Guetaria zu flüchten, wo die Mannschaft von den Republikanern auf das Herzlichste empfangen ward. Die Brigg trieb hierauf bei Zarauz auf den flachen Strand und ihre Ladung ward von den Carlisten gelöscht. Als Kapitän Zeplien den andern Tag das Wrack seines Schiffes besichtigen wollte, ward er von den Carlisten zurückgewiesen. Es waren abermals die elementaren Gewalten, welche erst nach langen Tagen zum Weihnachtsfeste die Kunde nach Berlin gelangen ließen. Es war selbstverständlich, daß die deutsche Regierung den Fall sehr ernst nahm. Dem Kaiser ward eine Denkschrift über die Sache vorgelegt, die abberufenen Schiffe wurden sofort zurückbeordert und man beschloß alsbald bei der spanischen Regierung zu reclamiren. Die Reclamation betrifft zwei Punkte: die materielle Entschädigung für das in Verlust gerathene Schiff, welche die Assecuranzgesellschaft, bei der es versichert war, nicht tragen will, und die Genugthuung wegen der verletzten deutschen Flagge. Gleichzeitig hat die deutsche Regierung durch den spanischen Gesandten in Berlin diplomatische Verhandlungen eingeleitet und auch für den Fall der Selbsthilfe Vorkehrungen getroffen. Die spanische Regierung hatte anfangs ihre schließliche Antwort nach Einsicht der die Sache betreffenden Depeschen in Aussicht gestellt, sie hat indeß, ohne eine deutsche Beschwerdenote erst abzuwarten, sich bereit erklärt, Entschädigung zu leisten und hat energische Maßregeln zur Bestrafung der Schuldigen getroffen. Ihre Kriegs-

schiffe sind am 17. Januar auf der Höhe von Zarauz eingetroffen, während deutscherseits nicht nur der „Nautilus" sofort Befehl erhalten hat die Küste zwischen Santander und Pasages zu recognosciren mit der abermaligen Weisung nur in Folge carlistischer Provocation thätig aufzutreten, sondern auch Vorbereitungen zu einer umfassenderen Thätigkeit zu See getroffen worden sind. Das in Kürze der Verlauf. Weiteres von Bedeutung ist mit Sicherheit noch nicht bekannt.

Wenn auch an dem guten Willen der spanischen Regierung nicht zu zweifeln ist, so dürfte sie doch kaum im Stande sein, ihr Versprechen zu erfüllen. Die Unterdrückung des Carlismus zu Lande steht noch in weitem Felde und von der See allein ist ihm nicht beizukommen. So wird das Reich schließlich doch auf Selbsthilfe angewiesen sein und zwar unter Genehmigung der spanischen Regierung. Dies dürfte die Form sein, unter der wir allein eine völlige Genugthuung uns verschaffen können. Freilich würde der neuen Monarchie, der die Besiegung des Don Carlos nun nicht mehr bloß ein eigenes Bedürfniß, sondern auch eine Pflicht nach außen ist, ein Armuthszeugniß von vornherein gegeben werden, und doch ist nicht gut erfindlich, wie sich die Frage, wenn man die Carlisten nicht als kriegführende Macht anerkennen will, anders lösen lassen wird. So wird es die Aufgabe unserer Staatsmänner sein für, das heikle Verhältniß die diplomatische Form zu finden und, wenn diese gefunden ist, die Grenzen thätiger Selbsthilfe sicher festzustellen, auf daß die Sphären beiderseitiger Interessen sich nicht allzuhart berühren. Daß aber die deutsche Regierung zu einem energischen Entschluß bereits gekommen ist, hat ja die Mobilisirung einer weiteren Flotille höchst wahrscheinlich gemacht, und daß ihre Politik in dieser Richtung den Beifall der Nation in vollem Maße besitzt, beweist die freudige Erregung, mit der diese Nachricht allenthalben begrüßt ward.

Aus Berlin. Landtagseröffnung. Ordensfest. Vom Wallnertheater. — Ohne Sang und Klang ist der preußische Landtag wieder eröffnet worden. Nicht der Kaiser, noch Fürst Bismarck hielten die Begrüßungsrede, sondern der zwar sehr verdiente und würdige, aber zu feierlichen Paraden weniger geeignete Finanzminister und Viceministerpräsident Camphausen. Mit einer gewissen Enttäuschung sahen denn auch die zahlreichen Zuschauer auf den Tribünen und die Abgeordneten anstatt des Kaisers ehrwürdiger Erscheinung oder des Reichskanzlers imposanter Gestalt den behäbigen Säckelmeister des Reichs die Rolle des Hauswirths übernehmen, der die „erlauchten, edlen und geehrten Herren von beiden Häusern des Landtags" willkommen heißt. Auch das bunte Gewimmel von militärischen, diplomatischen und Hofuniformen, welches sonst solchen Versammlungen einige malerische Reize zu verleihen pflegt, fehlte fast gänzlich; die wunderbaren Costüme, die man bei dieser Gelegenheit um die Glieder mancher Volksvertreter wallen sah, von kundigen Trachtenforschern als Kreishauptmanns-, Deichvorstehers-, Oberbürgermeisters-, Schützenkönigs-Uniformen und dergl. gedeutet, auch sie waren weggeblieben, und der öde triste Frack beherrschte die Situation.

Dieser wenig anziehenden äußeren Erscheinung entsprach auch die Thronrede, die jedes feierlichen Schwunges entbehrte. Vergebens warteten die Landboten auf irgend eine gehobene Stelle, um herkömmlicher Weise etwas zustimmenden Beifall anzubringen. In trockenstem Geschäftston wurden Provinzialordnung und Verwaltungsgerichte, Wald- und Viehseuchen, Wege- und

Vormundschaftsgesetze angekündigt, alles sicherlich sehr wichtige und werthvolle Dinge, von denen sich aber das große Publikum mit ehrfurchtsvoller Scheu fernhalten wird. Nur in einem einzigen Gesetz kam der große Kirchenconflict zum Vorschein und auch dies war so trocken und kalt angekündigt, daß dem begeistertsten Culturkämpfer das Wort des Beifalls auf den Lippen erstarb. Zum Glück ist es ja keineswegs nothwendig zum Heile des Staats, daß die parlamentarischen Vorgänge ein pikantes und aufregendes Interesse bieten, und so wollen wir denn hoffen, was in letzterer Beziehung voraussichtlich der nächsten gesetzgebenden Campagne abgehen wird, möge durch sachliche Gediegenheit und materiellen Nutzen ersetzt werden.

Der äußere Pomp, welchen die Feier der Landtagseröffnung vermissen ließ, wurde um so reicher einen andern Feste zu Theil, welches am folgenden Tage stattfand: dem „Krönungs- und Ordensfeste". Nach altehrwürdiger Sitte wird an unserm Hofe der 18. Januar festlich begangen, der Tag, an welchem einst Friedrich, der erste König in Preußen, die Krone empfing, derselbe Tag, an welchem auch sein erlauchter Nachkomme hundertundsiebzig Jahre später im Schlosse zu Versailles mit der deutschen Kaiserkrone sein Haupt schmückte. Welche Fülle weltgeschichtlicher Ereignisse und Wandlungen schließen die beiden Tage ein! Doch die historische Bedeutung tritt bei diesem Feste zurück. Dagegen pflegt sich, nicht mehr einem sanften Regen, nein einem gewaltigen Wolkenbruche gleich, der Schwarm der Orden herniederzulassen auf gerechte und ungerechte Häupter. Der Werth dieser in blitzenden Sternen ausgedrückten landesherrlichen Gnade wird allerdings einigermaßen beeinträchtigt, wenn der glückliche Decorirte die unabsehbare Reihe der Genossen mustert; der Vorgang gewinnt einen gar zu geschäfts- und gewohnheitsmäßigen Anstrich. Allein eine gewisse praktische Nüchternheit ist bei allen Dingen nützlich, auch beim Ordenaustheilen. Gönnen wir, die wir wiederum leer ausgegangen sind, in edler Selbstlosigkeit unseren glücklicheren und würdigeren Mitmenschen den Schmuck des Knopfloches mit und ohne Eichenlaub und Schwerter!

Ich werde Sie mit Schilderung der Feier dieses Tages, die in den peinlichen Formen höfischer Etikette vor sich zu gehen pflegt, nicht ermüden. Ich kann für die Mittheilung, in welchen Zimmern des Schlosses sich die verschiedenen Herrschaften versammelten und in welcher Reihenfolge und Rangordnung sie vor den Majestäten vorbeidefilirten, das byzantinische Interesse bei Ihnen nicht voraussetzen. Liebhaber solchen Ceremoniells können das im „deutschen Reichs- und königlichen preußischen Staatsanzeiger" nachlesen, der an diesem Tage stets den Triumph feiert, in einer Extraauflage von hunderttausend Exemplaren zu erscheinen und als Beilage sämmtlicher Berliner Zeitungen die neugierige Welt von den Einzelheiten dieser Feierlichkeit in Kenntniß zu setzen.

Mit dem Ordensfeste beginnt dann hergebrachter Maßen die eigentliche gesellschaftliche Wintersaison in den Hofkreisen, und die Diners, Soireen, Bälle, Concerte drängen sich in fast beängstigender Menge, schon jetzt auf Wochen voraus genau bestimmt, es müßte denn der todte Kurfürst von Hessen eine Störung in alle Dispositionen gebracht haben. Bei diesen Herrlichkeiten der höfischen, aristokratischen und diplomatischen Gesellschaft muß ich mich jedoch von meinem Berichterstatteramte dispensiren lassen; in bedauerlichem Grade fehlt mir der Sinn für das Parquet voll feierlichen Prunkes, für den Salon voll steifen Zwanges und langweiliger Menschen. Lassen Sie lieber auf den Theatern mich umsehen nach Neuem und Interessantem, das sie etwa bieten!

Das wichtigste Bühnenereigniß dürfte augenblicklich wohl auf dem Wallnertheater vor sich gehen, wo die neueste komische Operette von Offenbach, „Schönröschen" (La jolie parfumeuse) allabendlich eine dichte Menge Schaulustiger anzieht. Das ist sonst nicht das Genre des Wallnertheaters, welches in der Pflege der Berliner „Posse" seinen eigentlichen und erfolgreichen Lebensberuf erkannt hat. Allein diese Kunstgattung, für welche wir trotz ihres geringen ästhetischen Werthes als Freunde sprudelnden derben Humors immer eine Vorliebe hatten, scheint neuerdings sehr in Verfall gekommen zu sein. Höchstens, daß aus mühsam zusammengeflickten Fetzen, aus stereotypen Personen, Situationen, Verwickelungen und altbewährten Witzen ein neues Stück fabricirt wird. Diesen ganzen Winter war die humoristische Berliner Localpoesie nicht einmal schöpferisch genug zu einer solchen Leistung; es wurden einfach die alten Stücke früherer Jahre „mit theilweise neuen Einlagen" wieder aufgewärmt, und da diese Producte einen dauernden Kunstwerth nicht besitzen, nur als unmittelbare Ergüsse der herrschenden Volksstimmung, als satirische Abbilder der wechselnden socialen Zustände ein Interesse haben, so wirkt eine solche nachträgliche Reproduction ähnlich, wie wenn man etwa den „Kladderadatsch" vom vorigen Jahre lesen wollte.

Diese Sterilität hat denn wohl auch die Direction des „Wallnertheaters" verführt, sich auf das ihr fremde Gebiet der französischen Operette zu begeben und ihrer weltberühmten Komik die Maske eines tollen Pariser Carnevals vorzubinden, ohne daß jedoch diese Metamorphose eine durchaus gelungene zu nennen war. Das Stück selbst ist weder musikalisch noch dramatisch von sonderlichem Werth und es bedurfte bisweilen der verzweifelten Anstrengung von Fräulein Mila Röder und Herrn Helmerding, um das Schiff über Wasser zu halten. Es fehlt in einem Offenbachschen Werke nie an einzelnen Partien, im Grunde aber ist die Schöpferkraft des Meisters doch längst zu Ende und das Beste sind Anklänge und Wiederholungen aus früheren Tagen. Dazu kommt ein Text, dessen Witz keineswegs seiner Länge entspricht und der in seiner stellenweise vollendeten Abgeschmacktheit stark an die Grenze desjenigen geht, was wir selbst in der tollen Faschingszeit uns gefallen lassen. Auch die gewohnten Mittel, die schale Kost durch die Zuthaten einer raffinirten Lascivität pikanter zu machen, wollten nicht recht verfangen. Der Grundgedanke, um den sich das ganze Stück dreht, die neuvermählte unschuldsvolle „Parfumeuse" in der Hochzeitsnacht ihrem Gatten vorzuenthalten und den Verführungskünsten eines alten Roué auszusetzen, läßt an Frivolität nichts zu wünschen übrig; aber selbst Liebhaber solcher scharfen Würze werden degoutirt durch die plumpe und endlose Ausspinnung dieser Scene, und der Mangel an jeglicher Handlung und Verwickelung wird durch die vielen fremdartigen Einschaltungen und zur Sache nicht gehörigen Episoden schlecht ersetzt. Alles in Allem scheint uns das Repertoir dieses Modegenres, der musikalischen Posse, durch „Schönröschen" keine sehr schätzbare Bereicherung erfahren zu haben. Wir leben nun einmal in einer Zeit mangelhafter Schöpfungskraft auf theatralischem Gebiete. Das ist uns nie fühlbarer geworden, als durch die Novitäten, welche wir diesen Winter über uns ergehen lassen mußten.

D.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 22. Januar 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die Lage der Gegenwart und die Religion der Zukunft.*)

Von Moritz Carriere.

„Der Gegensatz einer irreligiösen oder gegen das Uebersinnliche gleichgiltigen Zeitbildung und einer Fassung des Christenthums in Formeln, welche der Vernunft, wie der Natur- und Geschichtserkenntniß der Gegenwart nicht gemäß sind, dieser Gegensatz und die Kluft, die er zwischen den Menschen unter einander, wie zwischen Kopf und Herz der Einzelnen befestigt, dünkt mir das tiefste Leiden unserer Tage und der gefährlichste Schaden unserer Cultur." So schrieb ich vor sieben Jahren in der Vorrede zu dem Theile meines Kunstbuches, der das Weltalter des Gemüths mit einer Darstellung des Lebens und der Lehre von Jesus und Muhamed eröffnet. Jene Worte blieben unbeachtet; heute wird man sie vielleicht besser verstehen. Die Leugner und Widersacher des freien Geistes, der Dogmatismus und Materialismus, stehen gegenwärtig nicht mehr blos auf dem Schlachtfelde der Theorie, sie sind bereits praktisch geworden. Das Papstthum belegt mit seinem Bannfluche nicht mehr blos die Errungenschaften der deutschen Geistesbildung, seine mittelalterlichen Machtsprüche und Machtansprüche haben dem neuen deutschen Reiche den Fehdehandschuh hingeworfen, und dieses ist eingetreten in den Kampf der Cultur um seiner Selbsterhaltung willen; während der Feind an der Grenze sich zum Rachekrieg rüstet, erheben die Feinde im Innern offen das Haupt, nicht blos auf den Sturz unseres Bundesstaates lauernd, sondern diesen unterwühlend, und in der Presse, wie im Reichstage werden Aeußerungen und Bestrebungen laut, die der echte Patriot als einen Verrath am Vaterlande brandmarkt. Altkluge Bildungsphilister meinten vor fünf Jahren: Was kümmern uns die paar hundert alten Männer des vaticanischen Concils? Und heute ist ein großer Bruchtheil unseres Volkes von ihnen umschnürt, verhetzt, verblendet.

*) „Die Selbstzersetzung des Christenthums und die Religion der Zukunft", E. v. Hartmanns neueste Schrift, veranlaßte mich, ihr gegenüber darzuthun, warum ich meine Auffassung des Christenthums in den Religiösen Reden und im Buch über die Kunst aufrecht halte, und die Ueberwindung und Versöhnung des Deismus und Pantheismus anders als er verstehe. Ich war im Begriff dies in einem Sendschreiben an Hartmann zu entwickeln, ward aber ersucht, die populärwissenschaftlichen Vorträge, welche der Volksbildungsverein in München veranstaltet, am 2. Januar mit einer Erörterung dieses Themas zu eröffnen. Daher die Form der Rede, die ich dann nicht wieder abstreifen mochte.

Andererseits ist es eine ernste Sache um den Materialismus. Seine Verkündiger im Reiche der Wissenschaft, in einer Sphäre des Idealismus erwachsen, fällen heute noch moralische Urtheile, was sie ja gar nicht dürfen, wenn alles nur nach Naturnothwendigkeit durch Druck und Stoß von außen geschieht und die Selbstbestimmung eine Täuschung ist; sie handeln auch nach dem Sittengesetz, sie lieben die Wahrheit und Freiheit. Sind aber einmal in der Menge Gott und Gewissen zu Schein- und Trugbildern geworden, dann tritt das augenblickliche Gelüsten der Sinne, die Selbstsucht und physische Gewalt an die Stelle von Pflicht und Recht, und der Mensch stürzt geistmörderisch in die Thierheit herab, aus der er sich emporgerungen, als das Gefühl des Ewigen und Unendlichen ihm aufgegangen, als die sittliche Weltordnung ihm zum Bewußtsein gekommen war. Mit schmunzelndem Behagen genießt heute die selbstgefällige Halbbildung den verzuckerten Schnaps im Feuilleton papiergroßer Blätter von Wien und Frankfurt, und läßt sich das Sinnliche als das Alleinwahre, den Glauben an das Uebersinnliche, an das Göttliche als eine längst überwundene Thorheit aufschwatzen. Vergebens hat die Pariser Commune mit Mord und Brand die praktische Folgerung solcher Theorie gezogen. Voltaire hatte gesagt:

„Hörte der Himmel auf den Schöpfer zu verkünden,
Ja gäb' es keinen Gott, wir müßten ihn erfinden!"

Hundert Jahre nach ihm erklärte ein französischer Proletarier: „Wenn es einen Gott gäbe, müßte man ihn füsiliren!" Und in einem socialdemokratischen deutschen Gesangbuche stehen die Verse:

Der ist ein Lump, der eines Gottes Walten
In Wort und Schrift demüthig anerkennt.

Das klingt etwas grob, aber was man in vornehmen, ja vermeintlich wissenschaftlichen Kreisen erfährt, ist nicht viel humaner. Wer mit Platon und Aristoteles, mit Leibniz und Kant zur Erklärung der Welt und zum menschenwürdigen Leben einen selbstbewußten Willen der Liebe im Princip des Daseins für nothwendig erachtet, darum aus Vernunftgründen an ihn glaubt und auf eine künftige Lebensvollendung hofft, der muß es sich gefallen lassen, für einen Schwachkopf oder sonderbaren Schwärmer betrachtet und belächelt zu werden. Nun wie Ratbot lieber mit seinen heidnischen Heldenahnen in der Hölle, als ohne sie im Pfaffenhimmel sein mochte, so will auch ich, so wollen hoffentlich auch Viele von Ihnen fortkämpfen unter dem Banner des Idealismus, und fortfahren eine Weltanschauung zu bekennen und zu verbreiten, welche dem Naturmechanismus und der Materie ihr Recht läßt, aber auch dem Geiste und der Freiheit, auch den Forderungen des Gemüthes und Gewissens gerecht wird.

Unſer Wiſſen iſt Stückwerk; aber wir haben in der Gegenwart eine Summe von wiſſenſchaftlichen Erkenntniſſen gewonnen, die uns gewiß ſind, die ebenſo ſehr der Erfahrung wie der Vernunft entſprechen und durch beide erwieſen werden. Zu ihnen ſtehen wir, die laſſen wir uns durch Biſchöfe und Paſtoren nicht antaſten, und freuen uns jeder neuen Wahrheit, die dieſen Schatz vermehrt. Aber die wirklichen Erkenntniſſe ſind eng begrenzt, wir ſtoßen überall auf ein Unbekanntes, Unerklärtes, und es iſt nur ein eitler Machtſpruch des Dogmatismus wie des Materialismus dies leugnen zu wollen. Nur durch ſeine Behauptung, durch keinen Beweis hat der Materialismus das Denken zu einer Ausſcheidung des Gehirns herabgeſetzt, wie die Galle eine Secretion der Leber iſt; niemals hat er nachgewieſen, wie blinde außereinander befindliche Atome ein ſehendes einheitliches Bewußtſein, wie der Wechſel des Stoffes ein bleibendes Selbſtgefühl, wie der naturnothwendige Mechanismus die Ueberzeugung einer ſittlichen Freiheit, wie das blos Sinnliche eine Opferfreudigkeit für überſinnliche Güter hervorbringt, ſo daß wir das irdiſche Daſein ſelbſt für ſie in die Schanze ſchlagen! Ebenſo leer iſt die Behauptung des Dogmatismus, daß er von Gott und göttlichen Dingen Uebervernünftiges wiſſe, daß die Seligkeit von dem Bekenntniß ſeiner Formeln abhänge, von Formeln, die oft nichts ſind als ein Knäuel ungelöſter Widerſprüche, wie jenes athanaſianiſche Symbolum von der Dreieinigkeit. Oder wenn Gott alle Geſchlechter für die Schuld eines Individuums ſtrafen, wenn er die verdammen ſoll, welche von Jeſu keine Kunde gehabt, ſo widerſtreitet das ſeiner Vatergüte, wie unſerem Gerechtigkeitsgefühl; wenn ſtatt der Schuldigen ein Unſchuldiger ans Kreuz geſchlagen und ſein Verdienſt den Andern angerechnet wird, ſo widerſtreitet das der Vernunft, da es in geiſtigen Dingen keine Stellvertretung giebt; Niemand kann für den Andern denken und wollen, das muß jeder ſelbſt thun! Wenn aber der Glaube ſelig machen ſoll, ſo darf nur das Glaubensſatz ſein, deſſen beſeligende Macht Jeder an ſich erfahren kann, deſſen Einfluß auf unſere Gemüthserhebung, auf unſere ſittliche Lebensführung heilvoll iſt.

Was mit jenem erwähnten gewiſſen Wahrheitsſchatze nicht in Einklang ſteht, was ihm widerſpricht, das wird ſich nicht dauernd im Bewußtſein des Volkes behaupten, jede Schulſtunde in Mathematik, Naturkunde, Geſchichte thut ihm Abbruch. Vielmehr von der erkannten Wirklichkeit aus wollen wir unſere Schlüſſe auf das Unbekannte ziehen; wir fragen: wie muß Grund und Ziel der Wirklichkeit beſchaffen ſein, um dieſe Welt des Naturmechanismus und des Freiheitsbewußtſeins, dieſe zweckvolle Ordnung hier und dies Leid des Daſeins dort, das Gute, wie das Böſe zu erklären? Iſt vernunftgemäß die Wirkung nicht größer als die Urſache, ſo kann der Geiſt nicht aus dem Geiſtloſen, die Liebe nicht aus dem Liebloſen, das Selbſt nicht aus dem Selbſt-

losen stammen, ebensowenig wie der Stoff aus dem reinen Gedanken, die Naturkraft aus einer logischen Dialektik herkommt; darum setzen wir denknothwendig die Ursache des Alls, das unvergängliche Wesen der vielfältigen Erscheinungswelt sowohl als Naturkraft und Realität wie als Weisheit und Güte, als das Eine, das sich in allem offenbart und über allem bei sich selbst ist. Das ist freilich weder eine sinnliche noch eine mathematische Gewißheit; aber wie Kant die Ideen von Gott, Freiheit, Unsterblichkeit Forderungen der praktischen Vernunft nannte, weil ohne sie die Thatsache des Sittengesetzes, der Pflicht, des Unterschiedes von Gut und Böse und die volle Verwirklichung des Guten nicht denkbar wäre: so wollen wir das sinnlich und mathematisch gewisse Stückwerk unseres Wissens ergänzen durch dies Ideal der Vernunft, durch das Göttliche, und erwägen, daß gerade darum das Endliche uns nicht genügt oder das Unvollkommene als unvollkommen von uns angesehen werden kann, weil das Unendliche und Vollkommene in der Tiefe unseres Wesens liegt und sich uns innerlich offenbart. Und wenn die Anbeter des Universums uns sagen, daß sie nicht bloßen Stoff und blinde Kraft darin sehen, sondern daß sein Kern ja Vernunft und Güte sei, so wiederholen wir: Vernunft und Güte sind nicht für sich da, sondern Güte ist die Gesinnung einer wollenden, Vernunft die Bethätigung einer denkenden Subjectivität, und der Wille der Liebe, die sich selbst erfassende weltdurchwaltende Vernunft nennen wir ja Gott. Und warum ist er doch uns nicht sinnlich oder mathematisch gewiß? Weil dann das Gute, weil dann Freiheit und Sittlichkeit nicht möglich wären, vielmehr Furcht und Hoffnung unsern Willen gebunden hielten, und weil die selbsterrungene Wahrheit und ihre Beseligung der Preis unseres idealen Sinnes sein soll, der trotz des Augenscheines am Uebersinnlichen festhält.

In solchem Sinne ward die Forderung erhoben, daß wir uns um Christen zu sein und zu heißen, doch genügen lassen am Evangelium, an Jesu eigenen Worten und seinem vorbildlichen Leben, dieser Verwirklichung des sittlichen Ideals, dieser lebendigen Darstellung der Gottinnigkeit, der Religiösität als der Einigung unseres Gemüthes mit dem Ewigen. Jene herrlichen Worte der Bergpredigt, jene sinnreich-dichterischen Parabeln, jene lichtvollen Sprüche in eindringlicher Schlagkraft des Ausdrucks, jene Offenbarung der Liebe und Wahrheit im Wirken, Leiden und Sterben, sie widersprechen ja der Naturwissenschaft nicht, wenn sie auch mit dem Materialismus nicht verträglich sind, der aber kein Naturgesetz, sondern nur eine eben so flache als dreiste Muthmaßung ist; jene Worte und jenes Leben, weit entfernt der Vernunft zu widersprechen, erfüllen ihre sittlichen Forderungen, bekräftigen ihre Ideen aus der Tiefe des reinen Herzens. Und so dünkt es mir die Aufgabe der gegenwärtigen Religionswissenschaft von der Ausbildung des Christenthums seit Paulus und Johannes das zu bewahren, was der Erfahrung und Vernunft

gemäß erscheint, das andere der Geschichte zu überlassen, jenen Kern aber mit den Erkenntnissen unserer Zeit in Zusammenhang zu bringen.

Doch da tritt uns ein Mann entgegen, um nicht blos der alten ungenügenden Kirchenlehre, sondern auch diesem Bestreben „das Messer an die Kehle zu setzen", ein Soldat, der auf dem Krankenlager nicht wie Loyola zum Schwärmer für Rom, sondern zum freimüthigen Denker geworden und gleich bei seinem ersten Auftreten sich einen Ehrenplatz unter unseren hervorragenden Schriftstellern errungen, — Eduard von Hartmann. „Die Selbstzersetzung des Christenthums" soll „der Religion der Zukunft" den Weg bahnen. „Ich bekämpfe," sagt er, „die Orthodoxen, weil sie christlich, d. h. für uns ungenießbar sind, die radicalen Gegner des Christenthums, wie Strauß, weil sie irreligiös sind, und die vermittelnden liberalen Protestanten, weil sie nicht nur irreligiös sind, sondern gar obenein noch christlich sein möchten." Die katholische Christenheit sei durch Pius IX. an den Gedanken gewöhnt worden, „daß die Ausrottung der modernen Bildung eine unabweisbare Forderung des Christenthums sei"; da drehe er den Spieß um und bringe der Zeit zum Bewußtsein, „daß die Ausrottung des Christenthums die Aufgabe der modernen Bildung sei." Und das schreibt der Philosoph, der recht wohl weiß, so gut wie sein Gegner Johannes Huber*), daß die Ausschreitungen des socialdemokratischen Materialismus nur dem Ultramontanismus, nur der römischen Kirche zu gute kommen werden, indem die Leugnung aller Idealität in Millionen einen berechtigten Widerwillen, die Angst vor der Gefährdung des Eigenthums eine Flucht unter die Fittiche der Autorität hervorruft; und die verführten Massen selbst, nachdem ihr wüster Rausch sich ausgetobt, ebensogut wie in Frankreich nach den Orgien des Atheismus, wieder von der Kirche in den Aberglauben zurückgeführt werden. Hartmann weiß mit uns, daß das Volk von der Religion die Wahrheit verlangt, nicht die Erkenntnisse, wie sie in den Specialwissenschaften zerstreut sind, sondern der Wahrheit, wie sie die Philosophie in einer in sich zusammenhängenden Weltanschauung sucht und findet, die eine ewige Wahrheit vom Grund und Zweck des Seins. „Die Religion, sagt er mit uns, schließt den ganzen Idealismus des Volkes in sich, alle Ideale (mit Ausschluß des materialistischen Ideals eines socialdemokratischen Schlaraffenlandes) und alle Hingabe des Gemüthes an das Ideal verkörpert sich dem Volke in der Religion; sie allein ist es, die ihm die beständige Mahnung vor Augen hält, daß es etwas höheres gebe als Fressen, Saufen und sich Begatten, daß diese zeitliche Sinnenwelt nicht ein Letztes sei, sondern daß sie nur die Erscheinung eines Ewigen, Uebersinnlichen, Idealen sei, dessen

*) Die religiöse Frage. Wider Eduard von Hartmann. Von Johannes Huber, München bei Ackermann.

Schatten im Nebel wir hier nur schauen. Dies Bewußtsein, wenn auch nur als dunkle Ahnung, im einfachen Volksgemüth wach zu halten ist die Aufgabe der Religion."

Auch darin stimmen wir zusammen: die päpstliche Unfehlbarkeit ist die folgerichtige Spitze des römischen Princips. Das Opfer des Intellects kann man nicht für menschliche Weisheit fordern, nur für göttliche Autorität; wird die einmal von der Kirche beansprucht und der Kirche zugegeben, so braucht man den Heiligen Geist nicht mit der Inspiration eines ganzen Concils zu incommodiren, sondern sieht am Besten das Oberhaupt für inappellabel an, und bewahrt die Einheit des Glaubens durch die Einköpfigkeit aller Glaubensentscheidungen. Dagegen hat sich die Reformation auf das persönliche selbständige Gewissen gestellt, dem Princip freier Schriftforschung gegenüber der Kirchenautorität gehuldigt; und ich stimme abermals Hartmann bei: der Maßstab des autonomen sittlichen Gewissens wird damit an die Bibel selbst gelegt und geprüft, welche Aussprüche als eine göttliche Offenbarung angesehen werden dürfen. Das selbständige Gewissen ist damit zum obersten Richter in geistigen Dingen erhoben, und von der Sklaverei des äußerlich vorgeschriebenen, vom Beichtvater vertretenen Gesetzes wird das Volk zur sittlichen Selbstbestimmung und Selbstbeherrschung, zur Freiheit erzogen. Aber ich kann nicht zugeben, daß damit das Princip des Christenthums überschritten sei; denn wenn dasselbe die Moral auf den Willen Gottes gründet, so ist damit nichts uns Aeußerliches und Fremdes gesetzt, sondern die sittliche Weltordnung bezeugt sich in unserem Gewissen, und schon im Judenthum weissagt Jeremias vom Gottesreich, das Jesus eröffnet hat: Gott giebt sein Gesetz ins Innere, und schreibt es nicht auf steinerne Tafeln, sondern ins Herz; nicht einer wird den anderen belehren, sondern ein jeder wird Gott von sich aus erkennen.

Das führt uns in den Mittelpunkt von Hartmanns Schrift. Ihm ist Jesus ein Jude von Kopf zu Zehe, in aller nationalen Beschränktheit, in allem Aberglauben seiner Zeit. Nur hat er die Ueberlieferung der Schulen hinausgetragen auf die Gasse zur Erbauung und Belehrung auch der Aermsten und Bedürftigsten, und aus der schwammigen Hypertrophie der talmudischen Gelehrsamkeit mit sicherem offenen Blick echte Perlen herausgegriffen und sinnbildlich veranschaulicht. Auch das dünkt mich bereits ein Großes: den Kern von der Spreu zu sondern, das alte ewig Wahre mit fester Hand zu erfassen und volksverständlich zu verkündigen; denn nur im eigenen Wahrheitsgewissen lag der Maßstab dafür. Und ich gehe noch einen Schritt weiter als Hartmann. Das ist mir das Herrliche und Menschheitliche in Christus, daß er die Urwahrheiten des sittlich religiösen Lebens, wie sie zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Völkern aus den Herzen der Edelsten und Weisesten

entquollen, auch aus der Tiefe seines Innern geschöpft. Hartmann sagt: „Thut den Anderen, was ihr wollt, daß sie Euch thun sollen", das sei eine praktische Klugheitsregel, die sich so bei Hillel, dem älteren Zeitgenossen Jesu finde; ich höre sie schon viel früher aus dem Munde des Chinesen Konfutse. Wenn Jesus sagt: „liebe Gott über alles und deinen Nächsten wie dich selbst", so steht das allerdings auch im dritten und fünften Buch Moses, aber Jesus setzt hinzu: das sei der Inbegriff des Gesetzes und der Propheten, er macht die Liebe damit zum Princip; was dort gelegentlich neben Ceremonie- und Speisegeboten gesagt war, das wird jetzt zur Hauptsache zum Maßgebenden, und darum darf Hartmann es nicht durch den Satz Hillels abschwächen, sondern wir werden diesen im Munde Jesu darnach adeln: aus der Liebe zu Gott, dem Allwaltenden, folgt die Liebe zu seinen Kindern, den Menschen, die unsere Brüder, mit denen wir eins sind, denen wir deswegen erweisen, was wir von ihnen erwarten. Dem alttestamentlichen Spruch: Auge um Auge, Zahn um Zahn! setzt Jesus sein Gebot entgegen: Liebet eure Feinde, segnet die euch fluchen, thut wohl denen die euch beleidigen. Es ist charakteristisch für ihn, aber es gehört ihm nicht allein an. Ein altindisches Sprüchwort heißt Böses mit Gutem vergelten, wie der Sandelbaum die Axt, welche ihn fällt, mit Wohlgeruch erfüllt, und im herrlichen Gedicht von der Sawitri sagt diese: Wohlwollen mit Wort und Werk sei des Guten stete Pflicht, und sie lieben auch, wo sie ihn treffen, ihren Feind. Und Buddha gebeut: Ueberwindet Haß durch Liebe, überwindet Lug durch Wahrheit, Böses durch des Guten Kraft. Auch Muhamed lehrt: Es ist besser, daß du das Böse mit Gutem erwiderst, und der weinselige Hafis singt:

Wer den Busen dir zerrissen und erbarmungslos durchwühlt,
Gleich dem Bergesschachte sollst du ihn mit reinem Gold beschenken;
Gleich dem schattenkühlen Baume sollst du labend jene Hand,
Die den Stein nach dir geworfen, mit der Früchte Sold beschenken;
Ja du sollst in Herzensmilde liebevoll, der Muschel gleich,
Den, der dir das Haupt zerschlagen, mit der Perle hold beschenken.

Das ist gerade das Weltgiltige im Christenthum, daß das Menschliche ich möchte sagen in reinster Blüthe, in reinstem Duft sich im Gemüth von Jesus entfaltet, und unmittelbar das Tiefste klar hervortritt. Darum konnten Tertullian und Rahel wieder sagen: die menschliche Seele sei eine Christin von Haus aus. Nichts durchaus Neues, sondern das ewig Wahre, nicht in philosophischer Form für Wenige, sondern in volksthümlicher Weise für alle wollen wir ja in der Religion. So wenig aber war Jesus blos Jude, daß die Bergpredigt ausdrücklich die Mosaischen Verbote durch seine Gebote ergänzt, das Verbot des Ehebruchs durch das Gebot der Herzenskeuschheit, das Verbot des Mordes durch das Gebot der werkthätigen hilf-

reichen Liebe. Und giebt es für uns in ſittlicher Beziehung ein tieferes und höheres Wort als das von Jeſus: Ihr ſollt vollkommen werden wie euer Vater im Himmel vollkommen iſt! Selbſtvervollkommnung als ethiſches Princip ſetzt voraus, daß wir mehr ſind als Naturweſen, als Ergebniſſe blinder Nothwendigkeit; ſie ſetzt voraus, daß wir zur Freiheit berufen und befähigt durch eigne Willenskraft unſere Beſtimmung erreichen und erfüllen; ſie ſetzt voraus, daß die Idee des Vollkommnen als Norm und Mahnung in unſerer Seele liegt, als ein Selbſtzeugniß oder eine Offenbarung des ewig Vollendeten, des Göttlichen ſelbſt im Endlichen. Und dies Göttliche, der himmliſche Vater, iſt uns damit nicht fremd, ſondern wir ſind ſeines Geſchlechts, er iſt Eines Weſens mit uns, und wir erhalten unſer wahres Sein, wir erhalten es im Doppelſinne des Gewinnens und Behauptens, wenn wir ſeinen Willen thun. Dabei iſt ferner dies das Eigenthümliche von Jeſus, daß er von allem Aeußerlichen hinweg ſtets auf das Innerliche, auf die Geſinnung hinweiſt, daß er darum die Armen, die Leidtragenden glücklich preiſt, weil in ihnen die Sehnſucht nach Recht und Licht erwacht, daß er das Heil nicht als einen künftigen Lohn der Tugend darſtellt, ſondern in die Tugend ſelbſt hineinlegt: Selig ſind die reines Herzens ſind, denn ſie ſchauen Gott! Weil Hartmann dies auf ſchwer verſtändliche Weiſe verkannte, darum nimmt er die Freudenbotſchaft Jeſu vom Reiche Gottes nur in dem Sinne einer irdiſchen Theokratie, eines national-jüdiſchen Königreichs Jehovas auf einer neu zu ſchaffenden Erde, wenn die alte im Feuer vernichtet worden, und vergißt ganz die ausdrückliche Erklärung: daß das Reich Gottes nicht von äußerem Gepränge und ſinnlich greifbar iſt, ſondern ſich im gottverſöhnten Innern aufbaut, und daß allein das Sittliche, die Einigung des Willens mit Gott, den Eintritt in ſein Königthum der Wahrheit bedingt. So hat Jeſus allerdings die jüdiſche Meſſiashoffnung vergeiſtigt, und ſich damit zum Heilande der Menſchheit gemacht. In den Erſcheinungen des Auferſtandnen, in der Hoffnung der Jünger auf ſeine dauernde Wiederkunft zur Ueberwindung der Welt, zum Gericht, zur Aufrichtung ſeines Reichs lag etwas Phantaſtiſches, zu welchem die Bildlichkeit ſeiner Rede, vielleicht auch ſeiner Auffaſſung Anlaß geboten, und ich bin weit entfernt zu leugnen, daß gerade dieſem Elemente das Chriſtenthum einen großen Theil ſeiner Erfolge, ſeiner raſchen Ausbreitung verdankt; aber als die phantaſtiſche Hülle ſank, da blieb der Wahrheitskern, da blieb der ideale Sinn des Gottesreichs.

Was bleibt für Hartmann, um die Wirkung Jeſu auf die Menſchheit zu erklären? Einmal Paulus, für den der Kreuzestod Jeſu die unwillkürliche Gelegenheitsurſache zur Gründung der neuen Religion geworden ſei; dieſer habe das Chriſtenthum vom Judenthum losgeriſſen. Wohl. Aber er war ein eifriger, das Chriſtenthum verfolgender Jude, er wurde ſelbſt erſt menſchlich

frei seit Jesus ihm offenbar geworden, er will ausdrücklich, daß nicht nach ihm oder nach Petrus, sondern nach Christus seine Anhänger sich nennen; er bildet das Ursprüngliche weiter, aber er hat es von Jesus empfangen. Sodann bleibt für Hartmann doch die eigenthümliche Persönlichkeit des Heilands. Er sagt: „Es ist schwer zu definiren, was den bestrickenden Zauber einer Persönlichkeit ausmacht für die Personen, welche mit ihm in Berührung kommen. Man kann sehr wohl alle liebenswürdigen Eigenschaften eines Menschen aufzählen, und wird dabei doch jenen unsagbaren Rest unberührt gelassen haben, welcher erst in Wahrheit die elektrisirende und hinreißende Wirkung auf die Umgebung ausübt, und welcher sogar sehr wohl mit großen, für sich allein sehr abstoßenden Fehlern gepaart sein kann. Eine solche undefinirbare persönliche Macht muß Jesus geübt haben, wie die enthusiastische Begeisterung der vielen Haus und Hof, Gatten und Kinder verlassenden und seinen Wanderzügen nachfolgenden Menschen beweist. Die so hervorgerufene begeisterte persönliche Hingabe an den wunderbaren prophetischen Mann, den sie, das künftige Erdreich anticipirend, schon hier als Herrn anerkannten, diese ursprünglich Glaube genannte Hingabe der ihm persönlich Nahegetretenen war es, welche durch ihre Ausdauer über das Grab des Meisters hinaus und durch ihre Willigkeit zur Erduldung des Martyriums einem der entschiedensten Verfolger so imponirte, daß der Zauber der solche Wirkungen erzielenden Persönlichkeit indirect auch ihn in seine Netze zu ziehen begann, und durch anderweitige psychologische Vorgänge begünstigt ihn aus einem Saulus zum Paulus machte." Dies „geheimnißvolle Etwas" können wir uns klar machen, wenn wir zusehn was Jesus für Paulus und Johannes war. Paulus nennt ihn den neuen Menschen, in welchem das göttliche Ebenbild wieder hergestellt sei, das durch die Sünde seit Adam in der Menschheit verloren war; so hat er die Menschheit erlöst und mit Gott versöhnt, das Bewußtsein der Kindschaft wieder gewonnen, das die Menschheit eingebüßt als sie ihr Herz in Selbstsucht vom Vater abgewandt. Für Jesus war Gott der Vater, weil er im Gefühl der Liebe lebte; er war im reinen Herzen unmittelbar Gottes inne, so beginnt durch ihn das Gottesreich, und wir gehen in dasselbe ein, wenn sein Geist in uns waltet, das ist die Heiligung der Seele, die Wiedergeburt, der Glaube durch den wir vor Gott gerecht und selig werden. Und Johannes sieht in Jesus den fleischgewordenen Logos, das heißt die persönliche Offenbarung und Darstellung der göttlichen Vernunft, der ethischen Eigenschaften Gottes, der Wahrheit und Liebe; wie Fichte sagt: Wenn du wissen willst was Gott ist, sieh an was der von ihm Begeisterte thut. Fassen wir beides zusammen: In Jesus ist das sittliche Ideal verwirklicht und die Beziehung der Menschheit zur Gottheit, die Versöhnung der göttlichen und menschlichen Natur in einem vorbildlichen Leben dargethan. Weil die Religion etwas mehr

iſt als Doctrin, weil ſie die Hinwendung der Geſinnung auf das Ewige, weil ſie That und Leben, das gottinnige Leben der Liebe iſt, ſo konnte für die Verwirklichung ihres Begriffs wie für die des ſittlichen Ideals die Lehre, die Theorie nicht genügen, ſondern die lebendige Perſönlichkeit mußte ſie darſtellen, mußte in Thaten und Leiden, im Tod und in der Ueberwindung des Todes die Wahrheit, die Liebe nicht blos verkündigen, ſondern bewähren. So voll, ſo rein, ſo herrlich hat das nicht Moſes noch Muhamed, nicht Zarathuſtra noch Buddha gethan; das iſt das Geheimniß von Jeſu Weſen und Wirken, und dadurch iſt und bleibt er der religiöſe Genius der Menſchheit, über den in ſeiner Sphäre nicht hinausgegangen werden kann, weil es für das Vollendete kein Höheres giebt. Und deshalb fahre ich fort, mich als Chriſten zu bekennen.

Hartmann iſt anderer Anſicht. Indem er Jeſus nur für einen zeitlich und national beſchränkten Juden nimmt, indem er behauptet, daß die liberalen Proteſtanten ihm nur den eigenen rationaliſtiſchen Deismus unterlegten, und indem er zugleich die Nothwendigkeit der Religion anerkennt, fordert er eine ſolche für die Menſchheit und ſtellt die großartige richtige Anſicht auf: daß die Religion der Zukunft, um Weltreligion werden zu können, die Syntheſe der orientaliſchen und occidentaliſchen — ich würde lieber ſagen: der ariſchen und ſemitiſchen — Ideen ſein, Pantheismus und Monotheismus verſöhnen müſſe. Wenn die jugendliche Menſchheit das Göttliche als das Unendliche im allumfaſſenden Himmel ſah, wenn es ſich hier in Licht und Wärme als eine wohlthätige Macht offenbarte, wenn Licht und Wärme zum Symbol des Wahren und Guten wurden, ſo war Gott zugleich Geiſt und Natur, zugleich in der ſichtbaren Welt gegenwärtig und für ſich ſelbſt ſeiend. Dieſe Uranſchauung war der Keim für den Polytheismus, indem einzelne Naturerſcheinungen, wie die Sonne, die Morgenröthe, das Meer, der Sturm, das Gewitter vorzugsweiſe zu Trägern der Gottesidee wurden, oder die Phantaſie hervorragende Eigenſchaften und Wirkungsweiſen des Einen wie die Weisheit, die Liebe, den Kriegsmuth in beſonderen Göttern perſonificirte; dabei bricht in tieferen Gemüthern, in vediſchen Geſängen der Indier, wie bei Phidias und Aeſchylos, der Gedanke durch, daß in den verſchiedenen Göttern nur Ausſtrahlungen des Einen, nur verſchiedene Namen für ſein Weſen und Walten zu erkennen ſind. Dieſe Einſicht, daß das Göttliche als das Allwaltende und der Quell alles Mannichfaltigen, als das Höchſte, nur Eines ſein könne, hielten Moſes, die Propheten in Israel, Muhamed in Arabien feſt; ſie betonten dabei in Gott den Geiſt, den ſittlichen Geſetzgeber, den Herrn über Alles, ſie unterſchieden ihn von der Natur und es entwickelte ſich daraus der Deismus, welcher Gott und Welt neben einanderſtellt, Gott als den Schöpfer, die Welt als ſein Werk anſieht, und die Weſens- und Lebensgemeinſchaft des

Unendlichen und Endlichen aufhebt. Dieſe aber iſt die Sehnſucht der Seele, iſt die Forderung der Vernunft, der das Unendliche ſelber zu etwas Endlichem wird, wenn es etwas Anderes außer ihm hat, wenn es von Anderem begrenzt wird, an Anderem ſein Ende findet. Und ſo betont denn das indiſche Brahmanenthum die Wahrheit des Pantheismus: es betrachtet das All als die Entfaltung der ihm innewohnenden Weltſeele, oder Brahmas; die Welt geht aus ihm hervor, wie der Strom aus dem Quell, er iſt der Lebenshauch in allem Lebendigen, er iſt das Seiende und Bleibende im Wechſel der Erſcheinungen, die wie ſeine Traumgebilde vorüberziehen, während er ſelig in ſich ſelber ruht. Es iſt Ein Weſen in allen Dingen, darum fühlen wir uns eins mit allem was lebt. Die Brahmanen aber zogen die beiden vornehmlich von der Volksphantaſie ausgebildeten Göttergeſtalten heran, und ſagten: Es iſt Eine Gottheit, deren reines Weſen, das Brahm, ſich als Weltſchöpfer in Brahma, als Welterhalter im Viſhnu, als Weltrichter, Vernichter und Erneuer im Siva offenbart. Die ſelige Ruhe des Einen ungetheilten Seins gegenüber der Unraſt, dem Leid, dem Wechſel von Geburt und Grab in der vielheitlichen Erſcheinungswelt, das iſt es auch, was Buddha als das Heil, als Nirvana, ſucht, und in der leidenſchaftsloſen Stille, im Frieden der Seele findet. Aber wenn die Verſenkung in das Eine zur Weltflucht und Weltentſagung führt, wenn die Welt ſelbſt zum bloßen Schein und zur Illuſion des Bewußtſeins herabgeſetzt wird, ſtatt in ihr eine gegenſtändlich reale Erſcheinung des Ewigen zu erkennen, dann entſteht ein träumeriſcher Quietismus gegenüber der weltfreudigen Thatluſt im Griechen- und Römerthum, gegenüber dem Sinn für perſönliche Selbſtändigkeit bei den Germanen, und die jüdiſch-chriſtlich-muhamedaniſche Weltanſicht erſcheint der indiſchen überlegen durch ihren Glauben an die Wirklichkeit der Natur, der Entwicklung, der Geſchichte, und dieſe Ueberlegenheit iſt es, welche der aſiatiſchen Stagnation gegenüber den rüſtigen hiſtoriſchen Fortſchritt der muhamedaniſch-chriſtlichen Cultur bedingt und die chriſtlichen Arier gegenwärtig zu den Trägern der Weltgeſchichte gemacht hat.

Ich denke, daß Hartmann in dieſer meiner Faſſung ſeine Anſichten wiedererkennt, und ſo finde ich auch mit ihm in der chriſtlichen Trinitätslehre das Beſtreben, die abſtract jenſeitige Einheit des Judengottes der Welt näher zu bringen und ſie mit lebendiger Mannichfaltigkeit zu erfüllen; die ſchaffende, erlöſende, heiligende Thätigkeit Gottes iſt hier perſonificirt. Nun aber will Hartmann darin den Mangel ſehen, daß nicht, wie in Indien, die eine unperſönliche Subſtanz als die alleinige und einzig wahre Gottheit, als das Weſen der drei Offenbarungsweiſen feſtgehalten werde, und er tadelt den modernen Proteſtantismus, daß er ſtatt mit den Indiern dieſen tiefen Sinn der Sache zu erfaſſen, vielmehr zwei Perſonen wieder ſtreiche und

nur eine als persönlichen Gott festhalte, der dem Menschen wieder so jenseitig gegenübersteht, wie zuvor. Dagegen verlangt er die Einheit des Monotheismus und Pantheismus herzustellen, d. h. einen Monotheismus zu gewinnen, dessen Gott nicht durch seine Persönlichkeit vom Menschen geschieden sei, und einen Pantheismus, der nicht durch Vielgötterei verdorben werde. Wir sind, sagt er, heute eben so eifrige Anhänger des Monotheismus wie die Juden und Muhamedaner, eben so eifrige Anhänger der Immanenz wie die Inder; Hegel hat die Lehre von einem der Welt einwohnenden Göttlichen zu einem grandiosen System ausgebildet; Schopenhauer hat sich mitten in die Lebensansicht des Buddhistenthums hineingestellt; es bleibt die Aufgabe, die orientalischen und occidentalischen Ideale zu einem systematischen Ganzen zu verschmelzen, um eine Weltanschauung zu gewinnen, die da fähig und würdig sei, an die Stelle der absterbenden Religionen zu treten. Der Panmonotheismus würde mit der Vernunft übereinstimmen, das Gemüth befriedigen, der Sittlichkeit zur Grundlage dienen, er sei berufen, Weltreligion zu werden.

Ich stimme dem bei, denn ich habe selber seit mehr als fünfundzwanzig Jahren die Ueberwindung und Versöhnung des Pantheismus und Deismus, der leitenden Gedanken von Spinoza und Leibniz, für die philosophische Aufgabe der Gegenwart erklärt und mit einem Kreis von Freunden darangearbeitet. Aber ich kann die Versöhnung nicht mit Hartmann darin finden, daß man den Theismus, daß man den lebendigen selbstbewußten Gott aufgiebt und den Willen der Liebe durch ein Unbewußtes ersetzt, das von sich und der Welt nichts weiß, aber doch hellsehend dieselbe durchwalten, die Natur zweckmäßig gestalten, daß heißt auch Getrenntes, Entlegenes auf einander beziehen, für einander bestimmen, und die Geschicke der Menschheit im Großen leiten soll. Denn das sind Thätigkeiten, die erfahrungsgemäß nur dem bewußten Geiste zukommen. Es ist Hartmanns Verdienst, daß er auf ein ideales Princip in der Welt gegenüber dem Materialismus und Dualismus energisch hingewiesen, daß er ein Vernünftiges anerkennt in der unbewußten Zweckmäßigkeit der Natur, in den Instincten der Thiere, in der Sprachbildung, in den höchsten Kunstschöpfungen der Phantasie, welche die Menschen nicht mit Willkür und Reflexion hervorbringen; aber das scheint mir bisher seine Grenze, daß er dies für uns Unbewußte, unser Wollen und Verstehen Ueberragende und Durchwirkende auch an und für sich bewußtlos sein läßt, während doch seine Werke vom Lichte des Bewußtseins zeugen. Auch ich will Monopantheismus, d. h. den Einen, der sich in Allem entfaltet, der die Vielheit nicht außer sich, sondern in sich hat, aber ich will die Einheit nicht aufgelöst in der Vielheit, sodaß sie thatsächlich aufhörte Einheit zu sein und nur das Viele wirklich wäre, wie im Pantheismus, sondern ich will die Einheit als

bei ſich ſelbſt ſeiende und bleibende, ſich ſelbſt erfaſſende Weſenheit, wie im Theismus; nur ſo verſöhnen wir beides in Wahrheit, wie auch unſer Geiſt nicht außer dem Leibe ſteht, ſondern im Leibe waltet, und ſich nicht auflöſt in ſeine Gefühle, Vorſtellungen und Thaten, ſondern in und über ihnen bei ſich ſelbſt bleibt. Hartmann hat einen Panmonismus, keinen Monopantheismus, weil der Theos, das lebendige Selbſt der Gottheit fehlt. Dies iſt aber die Sehnſucht, die Forderung der religiöſen Seele, ebenſoſehr wie die wirkliche Einigung mit Gott, die Weſensgemeinſchaft mit ihm. Die Ideen des Morgen- und Abendlandes werden nicht dadurch verſöhnt, daß man das Beſte des Semitenthums, den einen geiſtigen Gott opfert, ſondern dadurch, daß man die Natur in ihm erkennt und ihn zum Allumfaſſenden, Allbeſeelenden macht.

Ich habe in meinem geſchichtsphiloſophiſchen Werke über die Kunſt es an Muhamed geprieſen, daß er das Weſen der Religion in die Gottergebenheit geſetzt, in den Glauben an den Einen geiſtigen Gott und in die werkthätige Menſchenliebe; aber ich habe dabei betont: Was ſeiner ſemitiſchen Anſchauung fehlt iſt die Immanenz, das Bewußtſein, daß wir in Gott leben und ſind, daß Alles eine Offenbarung ſeines Weſens iſt, daß er nicht blos erhaben über der Welt thront, ſondern die Fülle der eigenen Natur in allem entfaltet und alles erlöſend zu ſich zurückführt. Dies hat der ariſche Genius ergänzt, als die Perſer Muhamedaner wurden; in immer neuen Weiſen verkünden ihre Dichter wie ſie Gott in allem, alles in Gott ſehen, wie die Seele ein Strahl ſeines Lichtes, er der Quell und das Meer zugleich, wir ein Tropfen in ihm ſind. Und ich würde mit Hartmann ſagen, daß auch wir dies zum Chriſtenthum heranbringen müßten, wenn es nichts bereits im Chriſtenthum enthalten wäre. Nur im Gefühle dieſer urſprünglichen Weſensgemeinſchaft konnte Jeſus ſich als der Sohn bekennen, deſſen eigenes Lebenselement es iſt, den Willen des Vaters zu thun und darin ſeine Freiheit und Seligkeit zu haben; nur in dieſem Bewußtſein konnte Johannes ihn ſagen laſſen: Ich und der Vater ſind eins. Und das will er nicht für ſich allein, wir alle ſollen mit ihm Gottes Kinder ſein. Gott iſt die Liebe, die Einigung des Unterſchiedenen, als Selbſtgefühl und Bewußtſein. Von Gott, durch Gott, zu Gott alle Dinge; in ihm leben, weben und ſind wir, — dieſe herrlichen Sprüche von Paulus kennen nicht den jenſeitigen, ſondern den welteinwohnenden Gott. Wir haben durch die Selbſtſucht, die Sünde das Bewußtſein dieſer Lebensgemeinſchaft verloren, Chriſtus ſtellt es wieder her, und das Ziel iſt, daß wir mit unſerem Wollen und Wiſſen uns in Gott wiederfinden, daß der Vater alles in allem ſei. Das klingt bei einzelnen Kirchenvätern weiter in den Verſen von Syneſios, wie in der Proſa von Origenes; und wenn man mit der Allgegenwart Gottes Ernſt macht, wie will man ſie anders faſſen als daß er alles in ſich hegt? Durch den Neuplatonismus wirken ariſche

Einflüſſe in das Chriſtenthum herein, es entſtand ja in dem Judenthum, das mit Perſern und Hellenen bereits in Berührung gekommen war; Philo in Alexandrien, der den Moſes und Platon zuſammenbrachte, war ein Zeitgenoſſe von Jeſus. Und wie das Chriſtenthum ſich im Abendlande ausbreitet, da begegnet uns ſogleich der große Kelte Johannes Scotus Erigena: Gott iſt das eine alleinwahre Sein, er offenbart ſich in der Welt, und führt als unendliche Liebe alles von ihm Ausgegangene wieder in ſich ein, zugleich Princip und Ziel des Lebens. Da begegnen uns die großen Germanen, die Erzväter unſerer Philoſophie, Meiſter Eckhart, Tauler, der Verfaſſer der deutſchen Theologie. Ihnen iſt Gott das Eine, das in ihm ſelber quellend iſt, das in die Mannichfaltigkeit ſich ergießt und doch bei ſich ſelbſt bleibt, er iſt der innerſte Grund der Seele; wenn ſie die Selbſtſucht überwindet und ihm ſich hingiebt, lebt ſie in ihm und er in ihr, dann erkennt und liebt ſie Alles in Einem und Eines in Allem. Jacob Böhme hat das tiefſinnig bilderreich weiter entwickelt, Angelus Sileſius in ſeinen Sinngedichten es epigrammatiſch ausgeprägt. Daß aber unſere deutſchen Claſſiker, namentlich Leſſing, Herder, Goethe unter dem Doppeleinfluſſe von Spinoza und Leibniz in phantaſievoller Anſchauung bereits die Verſöhnung des Pantheismus und Deismus wie Propheten der Gegenwart verkündeten, das habe ich in den Denkreden auf deutſche Dichter an dieſer Stelle früher erörtert und mein geſchichtsphiloſophiſches Werk über die Kunſtentwickelung hat dieſe Ideen ausführlich dargethan. Hier erinnere ich nur an den Goetheſchen Spruch:

Was wär' ein Gott, der nur von außen ſtieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe?
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in ſich, ſich in Natur zu hegen,
Auf daß was in ihm lebt und webt und iſt
Nie ſeine Kraft, wie ſeinen Geiſt vermißt.

Und an das Bekenntniß Fauſts:

Der Allumfaſſer,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, ſich ſelbſt?

Nur Selbſtſein iſt wahres Sein; das bloß Gegenſtändliche, Aeußerliche wäre ſo gut wie gar nicht da; nur indem wir unſer ſelbſt inne werden im Fühlen und Wiſſen ſind wir für uns; und dies Höchſte, dem Leben allein Werth Verleihende will man dem Göttlichen abſprechen! Woher kommt es denn dem Endlichen zu? Iſt denn da nicht das Endliche mehr als das Unendliche? Wie ſoll Liebe und Bewußtſein aus dem Lieb- und Bewußtloſen ſtammen? Gott iſt Geiſt, innerweltlich und überweltlich zugleich.

Doch Hartmann will ihn unperſönlich, unbewußt feſthalten, er erhebt

noch einmal Einſprache, und zwar von gewichtigſter Seite her, um der Sittlichkeit willen. Das große Princip der Ethik, die Autonomie des Willens, daß dieſer ſich das Geſetz der Freiheit ſelber giebt, ſcheint ihm unverträglich mit der Annahme eines perſönlichen Gottes, nach deſſen Geboten dann der Menſch handele; nur der Pantheismus vermöge den ſich ſouverän dünkenden Eigenwillen zu brechen, indem er ihm zeigt, wie er ſich ſelber verletzt, indem er den Nächſten zu verletzen glaubt, daß er ſich ſelber aber fördert, indem er den Nächſten fördert. Was das Mitleid und die Liebe nur inſtinctiv ahnt, indem ſie es praktiſch bethätigt, daß nämlich das Ich des ſich von dem Nichtich abtrennenden und demſelben entgegenſetzenden Selbſtbewußtſeins nicht das wahre Selbſt ſei, ſondern daß das wahre Selbſt die Andern und die ganze Welt mitumfaſſe, dieſe große ethiſche Grundwahrheit ſpricht nur der Pantheismus aus. Ich bin vollkommen einverſtanden, denn ich bewahre die Wahrheit des Pantheismus, aber ich bemerke, daß das Chriſtenthum das Gleiche thut, wenn es die Liebe zum Princip macht, wenn es dabei fragt: ſind wir nicht allzumal Glieder eines Leibes, alſo daß mit einem alle leiden und ſich freuen? Wir alle entſtehn und beſtehn in einem gemeinſamen Lebensgrund und Weſen; wir werden bewußt und frei, indem wir als Individuen uns durch eigene Willensthat ſelbſt erfaſſen, von anderen wie vom Ganzen unterſcheiden und ſelbſt beſtimmen. Scheiden wir uns aber ſelbſtſüchtig vom Ganzen und ſuchen unſer Wohl ohne Rückſicht auf die anderen, oder gar in ihrem Weh, ſo iſt dies der Abfall der Sünde von unſerem wahren Weſen ins Unweſen, in die Einbildung ſubjectiver Gelüſte, und Unruhe, Unſeligkeit iſt die Folge davon, weil wir uns von dem gelöſt haben, worin allein unſer Frieden iſt. Dies aber, das alldurchwaltende Göttliche, die ſittliche Weltordnung bezeugt ſich in uns als die Stimme des Gewiſſens, und wir vermögen das Ungeheure, uns ſelbſt zu überwinden, gegen unſer individuelles ſinnliches Intereſſe dem kategoriſchen Imperativ der Pflicht zu folgen, weil wir ſo uns im Ewigen wiederfinden und unſer wahres Daſein bethätigen, weil wir nur ſo unſere innere Natur erfüllen und unſere eigene Beſtimmung erreichen: in Liebe freies ſelbſtändiges Glied im Gottesreiche zu ſein. Vortrefflich ſagt Fichte der Jüngere im Einklang mit der deutſchen Myſtik und Spinoza fortbildend: „Der die Welt und Selbſtſucht überwindende Wille der Liebe in uns iſt ſelbſt nur der im Menſchen wirkende Wille der ewigen Liebe, ein Funke der göttlichen, das ganze Weltall umſchließende Liebesmacht, welche im Kreiſe des endlichen Geiſtes zur Selbſtempfindung hervorbrechend, ebenſo in ihm das Gefühl der Vollendung, Beſeligung erzeugt, wie ſie in Gott ewig empfunden der Quell ſeiner Seligkeit iſt.“ Angelus Sileſius ſingt:

Die Liebe, welche ſich zu Gott in dir beweiſt,
Iſt Gottes eigne Kraft, ſein Feuer und heilger Geiſt.

Und damit ſtehen wir vor dem Myſterium, dem Geheimniß und Geiſteswunder, das ja auch Hartmann für die Religion fordert: es iſt das Mächtigwerden des allgemeinen oder göttlichen Geiſtes im endlichen, menſchlichen, das wir als Offenbarung und Weltregierung bezeichnen; alles Große, die Menſchheit Erleuchtende und ihr Geſchick Beſtimmende vollzieht ſich im Zuſammenwirken göttlicher und menſchlicher Thätigkeit, gerade wie in der Natur der Kampf ums Daſein und die Vererbung die Hebel und Mittel ſind, wodurch die innenwaltende Schöpfermacht kraft der Individuen ſelbſt neue höhere Lebensſtufen erſteigt und neue vollkommenere Formen hervorwachſen läßt. Von Religion und Kunſt ſagt auch Hartmann: „Ohne die ahnungsvolle Tiefe und den unendlichen Reichthum des Jedem eine andere Seite darbietenden Myſteriums iſt gar keine Religion möglich; es iſt hier nicht anders, als mit dem Kunſtwerk: auch dieſes fängt erſt da an ſeinen Namen im wahren Sinn zu verdienen, wo ſeine äußere Erſcheinung Symbol eines Myſteriums wird, welches dem ahnungsvollen Gemüth und dem ſich hinein verſenkenden Gedanken eine unendliche Welt eröffnet, aus der jeder einen anderen Gewinn nach Hauſe trägt, ohne den Anderen des Irrthums zeihen zu können.“ Nicht die menſchliche Ueberlegung oder Willkür, nicht das abſichtliche Machen, ſondern die über den Menſchen kommende göttliche Begeiſterung iſt die Mutter ſolch' echter Kunſtwerke; das haben auch alle großen Dichter und Bildner bekannt, aber ebenſo mußten ſie das innerlich Eingegebene, unwillkürlich in ihnen Aufleuchtende ſelbſtkräftig erfaſſen und mit beſonnenem Sinne durchführen. Das Unendliche aber, aus welchem das Ideale, das Wahre, Gute, Schöne ſtammt, muß deſſen mächtig ſein, denn gleich der Liebe, gleich der Freiheit ſind ſie wirklich und lebendig nur im fühlenden, denkenden, wollenden Selbſt! Das Selbſt aber iſt nicht das Unbewußte, ſondern deſſen Sicherfaſſen im Bewußtſein. Ich ſtimmte Hartmann bei, „daß unſer wahres Selbſt die anderen und die ganze Welt umfaſſe“, denn hier war er von der Wahrheit überwältigt, über die bisherige Schranke ſeiner Philoſophie hinausgehoben; zu ſagen, daß die Selbſtloſigkeit das wahre Selbſt des Menſchen ſei, das wäre ein ärgerer Widerſpruch, als das hölzerne Eiſen. Nicht der Untergang im Bewußtloſen iſt unſere Einigung mit Gott, ſondern daß wir in ihm leben, erkennend und wollend ſein Weſen in uns erfaſſen und bethätigen, das Nichtſeinſollende, die gottentfremdete Welt überwinden, und das Seinſollende, das Wahre, Gute, Schöne verwirklichen.

Radirung und Kupferstich.

Von Wilhelm Lübke.

Seit die Photographie in reißender Verbreitung sich in den weitesten Kreisen eingebürgert hat, seit eine Anzahl bedeutender Künstler, Kaulbach an der Spitze, sich hauptsächlich dieser überaus gefälligen Technik bedienten, um ihre geradezu für diese Vervielfältigungsweise berechneten Compositionen auf den Markt zu bringen, konnte es einen Augenblick scheinen, als ob die ernsteren und mehr künstlerischen Reproductionsweisen der früheren Zeit vom Schauplatz verdrängt werden würden. Wenn wir aber einen Rückblick halten über das, was in den jüngsten Tagen besonders der Kupferstich und die Radirung geschaffen haben, so wird jene Befürchtung sich als grundlos herausstellen. Vielmehr dürfen wir mit Befriedigung darauf hinweisen, daß in der Masse und dem Werth der Arbeiten dieser Gattung eine stetige Steigerung zu beobachten ist. Wie aber die vervielfältigende Kunst stets die Begleiterin der Malerei gewesen ist, und von dieser ihre besondere Richtung empfangen hat, so ist es kein Wunder, daß das überwiegend coloristische Streben der heutigen Kunst auch die reproducirenden Künste zu einer mehr malerischen Behandlung antreibt, daß also die Radirung über den Kupferstich, und daß bei dem letzteren die gemischten Gattungen über die strenge Linienmanier den Vorrang behaupten.

Die Radirung ist bei uns in erster Linie nach dem Vorgang der neueren Franzosen gepflegt und in weitere Kreise verbreitet worden durch die „Zeitschrift für bildende Kunst", welche in den bis jetzt vollendet vorliegenden neun Jahrgängen mit stets zunehmendem Umfang und gesteigertem Erfolg sich dieser schönen Kunstgattung angenommen hat. In ihren Blättern ist es auch, wo einer der beliebtesten und gewandtesten modernen Künstler des Faches, W. Unger seine Sporen verdient hat. Aus den in der Zeitschrift veröffentlichten Arbeiten hat die Verlagshandlung sodann die beiden mit verdientem Beifall aufgenommenen Separatpublicationen über die Casseler und Braunschweiger Galerie zusammengestellt, denen sich bald ein ähnliches Werk über die werthvolle Sammlung der Wiener Kunstakademie anschließen dürfte. Es ist ein überaus verdienstliches Unternehmen, das Publikum mit den Schätzen der kleineren, nur zu wenig bekannten Galerien, an welchen Deutschland reich ist, vertraut zu machen. Nur so wird man allmählich erkennen, wie reich wir auch in dieser Hinsicht sind, wenngleich nicht wie in anderen Ländern durch die Concentration auf einen Punkt eine ähnliche Massenwirkung wie z. B. in Paris erreicht wird.

Eine nicht minder erfreuliche Anregung ist seit einigen Jahren von der

Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien ausgegangen, wie denn die Kaiserstadt an der Donau, nachdem sie in früheren Zeiten hinter der Entwickelung Deutschlands auch in den bildenden Künsten zurückgeblieben war, neuerdings durch energische Förderung dieses edlen Zweiges der Culturblüthe und durch bedeutsamen Aufschwung kunstgeschichtlicher Forschung das früher Versäumte glänzend nachgeholt hat. Für die Pflege des Kupferstichs war die Berufung eines Meisters wie L. Jacoby das Signal für eine neue Aera. Rückt auch der große Stich nach Raphaels Schule von Athen unter der Hand des vielbeschäftigten Künstlers nur langsam vor, so läßt sich doch schon so viel erkennen, daß man eine höchst bedeutende Arbeit zu erwarten hat, in welcher das Verständniß der plastischen Form mit der Feinheit malerischer Behandlung sich harmonisch verschmilzt. Inzwischen sind manche kleinere Arbeiten des Künstlers veröffentlicht worden, die, wie das schöne Blatt nach Führich's Jacob und Rahel in Lützow's Zeitschrift zu dem Besten ihrer Art gehören; außerdem aber merkt man an den Leistungen einer Reihe jüngerer Stecher und Radirer, wie fördernd Jacoby als Lehrer zu wirken weiß. Auch bei der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst ist sein Einfluß nicht zu unterschätzen, und mit Befriedigung nimmt man wahr, wie der Gesichtspunkt in den Publicationen des Vereins immer weiter, vielseitiger und umfassender wird. Wenn im Anfange noch eine gewisse locale Einseitigkeit herrschte, wird dieselbe sichtlich mehr und mehr abgestreift, und nicht blos die moderne Kunst mannichfaltiger zur Anschauung gebracht, sondern auch die Meisterwerke früherer Epochen, zunächst aus den Galerien Wiens, werden als besondere Publication zur Ausgabe gelangen.

Das Album der Gesellschaft enthält in der jüngsten Lieferung ein Aquarell Menzels aus der Gesellschaft radirt von Klaus, Kurzbauers humoristische Weinprobe, gestochen von Forberg, Richard Wagners Portrait von Lenbach, nach der nicht manierlosen Behandlung des Originals meisterlich radirt von Unger, Victor Müllers stimmungsvollen Abendspaziergang Fausts mit Wagner, radirt von Klaus, endlich Hoffmanns ideale Schilderung des alten Athen gestochen von Willmann. Zu dem Galeriewerke hat zunächst Unger eine große Radirung nach dem grandiosen Rubensschen Altartriptychon von S. Ildefonso beigesteuert und darin mehr als es sonst bisweilen der Fall ist, seine Subjectivität dem Original unterzuordnen verstanden. Als überaus werthvolle Extragabe muß sodann der schöne Cyclus Führichs vom verlorenen Sohn in den Stichen von Petrak erwähnt werden, die dem Gegenstand entsprechend in strengerer Linienbehandlung cartonartig durchgeführt sind.

Da hier einmal von den Wiener Bestrebungen die Rede ist, so dürfen jene Prachtwerke nicht mit Stillschweigen übergangen werden, welche den unermeßlich reichen Kunstbesitz des österreichischen Herrscherhauses auf kaiserlichen

Befehl und in wahrhaft fürstlicher Ausstattung unter Leitung des kunstsinnigen Oberstkämmerers Grafen Crenneville zur Darstellung bringen. Den Anfang machte die Waffensammlung des kaiserlichen Arsenals, welcher dann in noch schönerer Ausstattung und gediegenster Herstellung das große Prachtwerk über die kaiserliche Schatzkammer folgte. Gleich dem erstgenannten von Leitner redigirt, enthält es auf 100 Tafeln ausschließlich Originalradirungen von Fahrnbauer, Kozeluch, Lang, Poschinger, Schuhmann, Unger und Nopalensky, wahrhafte Meisterwerke der Nadel, die hier in feinster Wiedergabe der Gegenstände mit all ihrem formellen und stofflichen Reiz zugleich die höchste malerische Wirkung verbindet. Nicht zufrieden mit diesen köstlichen Gaben bringt dieselbe hohe Stelle in diesem Augenblick uns ein neues Prachtwerk in der kaum erschienenen Monographie über das kaiserliche Lustschloß Schönbrunn, die an künstlerischer Gediegenheit der Ausstattung auf einer schwerlich zu übertreffenden Höhe steht. Ohne mich hier weiter auf die Bedeutung des Ganzen einzulassen, will ich nur auf die meisterhaften Radirungen von Rudolf Alt, Kozeluch und Unger hinweisen, die in reicher Anzahl das Werk schmücken und demselben für alle Zeiten einen Ehrenplatz auch in der Geschichte der modernen Vervielfältigungskunst sichern. Das Beste, was Frankreich in diesem Zweige geleistet hat, ist hier in Meisterschaft künstlerischer Behandlung, in ausgewählter Sorgfalt typographischer Ausstattung, in Schönheit des Druckes und des fein abgetönten Papiers völlig erreicht.

Finden wir bei all diesen Unternehmungen die rüstige und gewandte Hand Ungers betheiligt, so verdankt eine andere Publication ihm ausschließlich ihre künstlerische Gestaltung. Ich meine die von Vosmaer herausgegebene Publication von Franz Hals, welche eben durch das Erscheinen der zweiten Hälfte ihren Abschluß erreicht hat. Wer noch nicht so glücklich war, den großen holländischen Meister in seinen Hauptwerken zu Harlem kennen zu lernen, der dürfte durch diese Reihenfolge von 20 Radirungen, welche hier vorliegen, Anlaß erhalten das Versäumte nachzuholen und sich mit dem Geist dieses originellen und kühnen Meisters, der zuerst die holländische Malerei zur vollen Freiheit geführt hat, inniger vertraut zu machen. Meines Erachtens sind diese Arbeiten das Beste, was wir bis jetzt von Unger erhalten haben. Vielleicht war die kecke, geistreiche, souveräne Art des Harlemer Meisters, der anfangs mit einer fröhlichen, später mit einer düsteren Entschlossenheit, wie kein zweiter seinen Aufgaben zu Leibe geht, und mit unglaublich resolutem Pinsel nur das Nothwendigste, dieses aber mit genialster Treffsicherheit giebt, seinem modernen Dolmetsch eine vorzüglich sympathische Natur, deren Offenbarungen er eben deshalb mit besonderer Vorliebe verfolgte und mit überraschender Treue wiedergab. Genug: während Unger hin und wieder bei seinen früheren Arbeiten durch die stets gesteigerte Leichtigkeit des Schaffens

wohl zu einer stark subjectiven Art der Ausdrucksweise geführt wurde, welcher gelegentlich weniger die treueste als die geistreichste Uebersetzung als Ziel vorschwebte, ist er in diesen meisterlichen Blättern dem eigenthümlichen Genius seines Vorbildes aufs Genaueste gefolgt, und giebt alle Eigenheiten des Harlemer Meisters in congenialer Freiheit und Keckheit und doch mit größter Gewissenhaftigkeit wieder. Man beobachtet bei diesen trefflichen Radirungen mit ähnlichem Genuß, wie bei den Originalen jenen Entwickelungsgang, der von einer reichen, blühenden und kraftvollen Farbenscala zu einer immer mehr vereinfachten, von einer sorgfältig detaillirenden, zu einer genial abbreviirenden Pinselführung fortschreitet. Besonders läßt sich dies an den acht großen Schützen- und Regentenstücken des Rathhauses zu Harlem verfolgen, zu welchen jetzt in der zweiten Hälfte noch das ebenfalls hochbedeutende Schützenstück des Rathhauses zu Amsterdam hinzukommt. Nur schade, daß für diese mächtigen Bilder die Radirung nicht einen etwas größeren Maßstab wählen konnte. Um so großartiger läßt sich die breite Kraft des Meisters an den Einzelbildnissen erkennen, unter welchen das männliche Brustbild vom Jahre 1625 aus der Suermondtschen Galerie, jetzt im Berliner Museum, durch einfache Klarheit und charaktervolle Lebensfrische hervorragt. Aber kaum mag man einem einzelnen dieser Blätter solchen Vorrang zugestehen, da alle das gewaltige Lebensgefühl des Meisters mit sprühender Unmittelbarkeit zum Ausdruck bringen.

Es würde unrecht sein, in dieser kurzen Uebersicht nicht auch noch der Arbeiten eines andern tüchtigen Meisters der Radirung zu gedenken, obwohl dieselben von anderer Seite schon in diesen Blättern Erwähnung gefunden haben. Ich meine die beiden Publicationen N. Massaloffs über die Eremitage, von denen das eine zwanzig Bilder verschiedener Meister, das andere die vierzig Rembrandts dieser an Werken des großen holländischen Meisters reichsten Sammlung vorführt. Massaloff, der seine Schule in Paris bei Flameng gemacht hat, verräth dies durch die Delicatesse seiner Nadel, durch die Einfachheit der Mittel, mit welchen er gleichwohl die verschiedensten coloristischen Stimmungen und die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Meister wirkungsvoll wiederzugeben weiß. Wenn dabei die Werke eines strengeren plastischen Formgefühls, namentlich also die großen Italiener wie Lionardo und Raphael nicht zu ihrem vollen Recht kommen, so liegt dies mit bedingt in dem Wesen der Radirung, welche weit mehr coloristische Stimmungen, die Reize der Licht- und Luftwirkungen, als die der strengeren Linienführung zu schildern vermag. Ueberall dagegen, wo dies farbige Element zur Alleinherrschaft kommt, wie bei den holländischen Meistern, welche obendrein den Schwerpunkt der Petersburger Sammlung bilden, da bleibt schwerlich etwas zu wünschen übrig. Besonders zeigt sich der Künstler in der Wiedergabe Rembrandts nicht blos innig vertraut mit der Pinselführung, sondern auch

mit der Nadelführung des großen Meiſters, und indem er bald zarter bald kräftiger, bald ſorgfältiger, bald freier verfährt, gelingt es ihm von der Vielſeitigkeit und dem magiſchen Reiz in den Werken ſeines Vorbildes eine lebendige Anſchauung zu gewähren.

Gegenüber dieſem Reichthum an werthvollen Radirungen kann der ſtrengere Kupferſtich begreiflicherweiſe an Maſſenhaftigkeit der Production ſich nicht geltend machen. Aber es genügt auf Arbeiten wie Kellers Disputa und Sixtiniſche Madonna, Stangs Spoſalizio, Mandels Madonna della Sedia und Madonna Panshanger, Weber's Lais corinthiaca und Amerbach hinzuweiſen, um zu erkennen, daß auch die ernſte, edle, klaſſiſche Kunſt des Grabſtichels nicht vergeſſen iſt, ſondern ſich ſoweit es irgend die überwiegend realiſtiſche und coloriſtiſche Strömung der Zeit zuläßt, würdiger Pflege erfreut.

Die Verſorgung der Wittwen und Waiſen preußiſcher Staatsbeamten.

Von Emil Witte.

In den Zeitungen kehrt ſchon ſeit mehreren Jahren von Zeit zu Zeit das Gerücht wieder, daß die Regierung mit der Abſicht umgehe, die Verſorgung der Hinterbliebenen von Staatsbeamten anderweitig zu regeln. Man ſcheut ſich nicht, die überſchwänglichſten Hoffnungen in dieſer Hinſicht wach zu rufen, wie denn ſchon von einer Rückzahlung aller bisher gezahlten Beiträge die Rede war und ganz ernſthaft in größeren Zeitungen darüber discutirt wurde, ob dieſe Beiträge mit oder ohne Zinſen zurückgezahlt werden ſollten, und ob es nicht billig ſei, denen, welche nun ſchon ſo lange in die beſtehende Wittwenkaſſe gezahlt hätten, auch noch anderweitige Vergünſtigungen zukommen zu laſſen. So wenig begründet und in ihrer extremen Form, man kann wohl ſagen, ſinnlos auch dieſe Gerüchte waren, ſo haben ſie doch ſtets bewirkt, daß die Beſtrebungen derer, welche eine Verbeſſerung der beſtehenden Zuſtände auf die eine oder die andere Weiſe zu erreichen ſuchten, gelähmt wurden. Denn es iſt nur zu natürlich, daß der eigene Eifer erkaltet, ſobald Hülfe von außen zu erwarten iſt.

Die Thronrede, mit welcher der diesjährige Landtag eröffnet iſt, zeigt nun, daß man in Regierungskreiſen in der That einſtweilen nicht an eine Veränderung der preußiſchen Wittwenkaſſe denkt. Dagegen hat der Pommerſche Lehrerverein, nachdem er im vorigen Jahre ſeitens des Miniſteriums in dieſer Angelegenheit abſchlägig beſchieden worden iſt, ſich in dieſen Tagen mit einer hierauf bezüglichen Petition, der ſich auch noch andere Beamtenkreiſe anſchließen

dürften, an das Abgeordnetenhaus gewandt. Da also die „Kgl. Preußische Allgemeine Wittwenverpflegungsanstalt" in der nächsten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit in erhöhtem Maße in Anspruch nehmen dürfte, mag es gestattet sein, hier noch einmal auf dieselbe zurückzukommen.

Ich habe mich wiederholentlich zu zeigen bemüht, daß dieses Institut in seiner gegenwärtigen Einrichtung nicht mehr dem Zwecke entspricht, welcher seinem Königlichen Stifter*) vorschwebte, indem dasselbe eines Theils während seines Bestehens wesentliche Verschlechterungen erfahren hat, anderen Theils inzwischen andere Anstalten mit vollkommeneren Einrichtungen entstanden sind, an deren Benutzung die Staatsbeamten durch den Beitrittszwang zu der staatlichen Wittwenkasse wenigstens indirect gehindert werden. Es kann nicht meine Absicht sein, auf die zu Tage liegenden Schäden dieser Anstalt hier nochmals hinzuweisen. Ich will nur zu erörtern versuchen, ob aus wirthschaftlichen Gründen eine Reform dieses veralteten Instituts oder eine Aufhebung desselben vorzuziehen sei.

Der Staat muß, um eine hinlängliche Anzahl von Beamten einer gewissen Qualification zu haben, diesen ein gewisses Minimum an Besoldung gewähren. Geht er unter dieses Minimum herunter, so wird sich für die offen werdenden Stellen sehr bald nicht mehr die nöthige Anzahl von ausreichend qualificirten Bewerbern finden, und es bleibt ihm dann nichts anderes übrig, als entweder sich mit Beamten von geringerer Qualification zu begnügen, oder die Gehälter zu erhöhen.**) Das Einkommen der Beamten besteht nun aber keineswegs ausschließlich aus dem Gelde, welches ihm vierteljährlich ausgezahlt wird, sondern auch noch aus gewissen anderen pecuniären Vergünstigungen, welche sich unter Umständen allerdings schwer in Geld abschätzen lassen. Dahin zählt bei uns in erster Linie die Pensionsberechtigung, und da die Wirkung dieser Berechtigung analog ist der einer Wittwen- und Waisenkasse, so will ich an diesem Beispiele die Vortheile und Nachtheil einer derartigen „Vergünstigung" nachzuweisen suchen.

Dadurch daß der Beamte die Aussicht hat, falls er nach einer gewissen Dienstzeit erwerbsunfähig wird, vom Staate versorgt zu werden, spart der letztere an Gestalt bei den activen Beamten. Es giebt bekanntlich Kassen, in welche die Theilnehmer alljährlich eine gewisse Summe einzahlen, um im Falle eintretender Arbeitsunfähigkeit aus denselben versorgt zu werden. Die Beiträge, welche derartige Kassen fordern müssen, sind aus Gründen, auf die einzugehen hier nicht der Ort ist, sehr erheblich, und ich will beispielsweise einmal annehmen, daß A an eine derartige Kasse 100 Mark zu zahlen hätte,

*) Dasselbe ist 1775 von Friedrich d. Gr. gegründet.

**) Man vergleiche „Für Haus und Herd" in Nr. 3. d. J.

während B als Staatsbeamter dieſe Ausgabe erſpart, ſo iſt klar, daß A bei 3100 Mark Einkommen pecuniär erſt eben ſo ſtehen würde, wie B bei 3000 Mark. Dieſe 100 Mark erſpart B oder vielmehr der Staat an dem Gehalte des B. Noch klarer war dieſes Verhältniß, ſo lange die Beamten den jährlichen Penſionsbeitrag wirklich zu zahlen hatten. Hätte damals B 3100 Mark jährlich an Gehalt bezogen und 100 Mark als Penſionsbeitrag abgeben müſſen, ſo hätte er nur gerade ſo gut geſtanden, wie bei 3000 Mark ohne Penſionsabzug. Hatte dann der Staat die Abſicht, die Stelle des B um 100 Mark jährlich zu verbeſſern, ſo war es ganz gleichgültig, ob er dem B die Penſionsberechtigung zuſicherte, ohne daß derſelbe fernerhin den Beitrag von 100 Mark zu zahlen hatte, oder ob er ſein Gehalt auf 3100 Mark erhöhte. Hiernach käme es alſo für den Staat auf daſſelbe hinaus, ob er das ganze Gehalt direct oder einen Theil deſſelben indirect, z. B. in Geſtalt einer ſpäter zu beziehenden Penſion zahlt. Trotzdem aber hat der Staat aus der Einrichtung einer eigenen Beamtenpenſionskaſſe mehrfache Vortheile.

Erſtens würden, wenn die Beamten nicht zum Eintritt in eine derartige Kaſſe gezwungen wären, viele derſelben nicht beitreten. Sie würden das ganze Gehalt, welches ſie nunmehr direct beziehen, verbrauchen und im ſpäteren Alter von Unterſtützungen leben müſſen, mithin dem Staate zur Laſt fallen. Sollte Jemand dies bezweifeln, ſo verweiſe ich ihn auf die Thatſache, daß trotz der Verpflichtung jedes verheiratheten Beamten, ſeine Frau in die Wittwenkaſſe einzukaufen, doch ſehr viele dies zu thun unterlaſſen, und daß es nicht wenige Beamtenwittwen giebt, welche theilweiſe oder ganz von Almoſen*) leben. Gerade daß dieſe wirthſchaftlich weniger gewiſſenhaften Beamten, indem ihnen ein Theil ihrer Dienſte indirect, wie ich es oben nannte, vergütet wird, zum Sparen angehalten werden, iſt einer der weſentlichſten Vorzüge derartiger Kaſſen.

Der zweite Vortheil, den der Staat von einer ſolchen Einrichtung hat, iſt der, daß er ſeine Beamten billiger bekommt, als ohne dieſelbe. Vorausgeſetzt, daß nach ſtatiſtiſchen Ermittelungen, wie ſich dieſe ja durchführen laſſen, eine jährlich bis zum Augenblicke der Penſionirung zu zahlenden Rente von 100 Mark denſelben Geldwerth hätte, wie die ſpäter zu gewährende Penſion, ſo muß doch dieſe Penſionsberechtigung höher als eine Rente von 100 Mark angerechnet werden. Denn wollten die Beamten, ſtatt daß ihnen der Staat dieſe Berechtigung gewährte, ſich dieſelbe in einer Altersverſorgungskaſſe, die ja an ihnen ein Geſchäft machen will, erkaufen, ſo müßten ſie unzweifelhaft dort für eine Penſion, die den reellen Werth einer Rente von

*) Auch die vom Staate gewährte Unterſtützung, welche nicht auf einem wohl erworbenen Rechte beruht, nenne ich Almoſen.

100 Mark hat, eine Rente von 120, ja von 150 bis 200 Mark zahlen, und hätten doch hinſichtlich ihrer Penſionirung nicht dieſelbe Sicherheit, wie beim Staate. Wenn alſo, um zu unſerm obigen Beiſpiele zurückzukehren, B 3000 Mark baares Gehalt und außerdem unter gewiſſen Bedingungen Penſionsberechtigung hat, die dem Staate durchſchnittlich nur 100 Mark auf jeden derartigen Beamten koſtet, ſo wird er ſich den Werth dieſer Berechtigung vielleicht auf 200 Mark rechnen und ſein Einkommen eben ſo hoch ſchätzen, wie das des A, wenn dieſer 3200 Mark hat. Daß dieſe Rechnung nicht auf Phantaſie beruht, ſondern von den Betheiligten in der That angeſtellt wird, kann man an vielen Beiſpielen ſehen. Größere Communen, Großgrundbeſitzer, ja ſogar Actiengeſellſchaften, welche eine größere Zahl von Beamten beſchäftigen, und welche bei der Steigerung des Preiſes der Arbeit mit dem Heraufgehen der Löhne in anderen Berufszweigen nicht gleichen Schritt halten konnten oder wollten, haben, um an Beſoldung zu ſparen, Penſionskaſſen, meiſt verbunden mit Wittwen- und Waiſenkaſſen gegründet und haben durch dieſe ihren Zweck erreicht. Wenn man einen Beamten, der jährlich 100 Mark in eine ſolche Kaſſe zahlt, frägt, wie hoch er ſich den ihm hieraus erwachſenden Vortheil anrechne, ſo wird man, vorausgeſetzt natürlich, daß die Einrichtung der Kaſſe gut iſt, wohl ſtets eine höhere, oft eine ſehr erheblich höhere Summe nennen hören. Ja es giebt Fälle, in denen ſich die Erſparniß, die der Lohnherr allein durch die Einrichtung einer ſolchen Kaſſe hat, ohne ſelbſt in dieſelbe zu zahlen, nachrechnen läßt. Ich will übrigens die humanen Abſichten, welche wenigſtens in einzelnen Fällen den erſten Beweggrund zur Einrichtung einer derartigen Kaſſe gebildet haben, keineswegs verkennen. Daß dieſe Humanität ſich nebenbei in gutem, baarem Gelde verzinſt, iſt eine erfreuliche Erſcheinung, die ſich auch umgekehrt wohl bei allen ökonomiſch richtigen Einrichtungen wieder findet. Denn wohl in der Mehrzahl der Fälle iſt es eine vollkommen zutreffende Speculation geweſen, welche zur Einrichtung dieſer Kaſſen geführt hat.

Außer der Gelderſparniß für den, der die Beſoldung zu zahlen hat, und dem gleichzeitigen größeren Wohlbefinden des Beamten, der ſeine Zukunft geſichert weiß, gewährt eine Penſionskaſſe, beſonders wenn ſie mit einer Wittwen- und Waiſenkaſſe verbunden iſt, auch noch den Vortheil, daß ſie den Beamten mit einem neuen außerordentlich ſtarken Bande in ſeiner Stellung feſthält. Wer ein auskömmliches Gehalt bezieht und durch eine gut eingerichtete Kaſſe ſeine und der Seinigen Zukunft geſichert weiß, wird ſelbſt durch eine ſehr erhebliche pecuniäre Verbeſſerung nicht leicht bewogen werden können, eine andere Stellung anzunehmen. Nicht die untüchtigſten beſonders unter den Juriſten und Technikern ſind es, welche den Staatsdienſt verlaſſen, um anderweitig ein Einkommen zu beziehen, welches ihnen ermöglicht, für die Zukunft

ihrer Familie zu ſorgen. Und wenn gleich für Manche die Annehmlichkeit einer höheren Einnahme das Maßgebende für dieſen Schritt ſein mag, ſo iſt doch nicht zu bezweifeln, daß vielleicht die Mehrzahl durch die Sorge für die Ihrigen zu demſelben gedrängt worden iſt.

In dieſem Falle tritt zugleich die Schattenſeite derartiger Anſtalten recht klar hervor. Dem Beamten kann dieſes Band, welches ihn an ſeine Stellung feſſelt, läſtig werden. Er kann in die Lage kommen, eine beſſere Stelle ausſchlagen zu müſſen, wenn er nicht die Zukunft ſeiner Familie gefährden will. So giebt es in Preußen Gymnaſien, welche in dieſer Hinſicht ſo vorzügliche Einrichtungen haben, daß ein Lehrer, welcher z. B. 3000 Mark Einkommen hat, ſich dieſes eben ſo hoch anrechnen muß, als ob er an einer anderen Schule 3500 oder 4000 Mark hätte. Hier hat er ſich alſo durch ſeine eigenen Beiträge eine Feſſel geſchaffen, und das Patronat hat es in ſeiner Hand, ihm jährlich 500 bis 1000 Mark weniger zu zahlen, als er an einem andern Orte bekommen könnte.

Für den einzelnen Beamten iſt es hiernach jedenfalls am vortheilhafteſten, wenn er ſein ganzes Gehalt direct bezieht. Der Staat muß in dieſem Falle, um die für ſeinen Dienſt nöthigen Kräfte zu gewinnen, mehr aufwenden, als wenn er einen Theil dieſes Gehaltes indirect, wie es oben genannt wurde, zahlt. Dieſen Ueberſchuß kann der Einzelne verwenden, je nachdem es ihm ſeine perſönlichen Verhältniſſe wünſchenswerth erſcheinen laſſen, und iſt pecuniär nicht an den Staat gebunden, wenn ihm eine vortheilhaftere Stellung angeboten wird. Dagegen hat der Staat von einer gut eingerichteten Wittwen- und Waiſenkaſſe, mag nun dieſe direct von ihm ſelbſt oder durch Beiträge der Beamten unterhalten werden, ſehr erhebliche Vortheile, indem er an Gehalt ſpart, die Beamten ſtärker an ſich feſſelt und, was vielleicht das Weſentlichſte iſt, dem Uebelſtande vorbeugt, daß die Hinterbliebenen derſelben zu Almoſenempfängern herabgewürdigt werden. Beſonders der letzte Zweck kann freilich nur durch Beitrittszwang erreicht werden, der ja ſicher ein Uebel iſt. Aber dieſes beſteht auch bei der gegenwärtigen Einrichtung. Und dann iſt es doch ſicher ein ſehr geringes Uebel, einen Schritt thun zu müſſen, den der gewiſſenhafte Familienvater, wenn er nicht reich iſt, meiſt auch ohne directe Nöthigung thun würde, und der von dem Wohlhabenden durchaus kein Opfer verlangt.

Hiernach dürfte, da das Intereſſe des Staates zugleich das des Beamten iſt und umgekehrt, es kaum möglich ſein, mit Sicherheit zu entſcheiden, ob eine Aufhebung der beſtehenden Wittwenkaſſe oder eine rationelle Umgeſtaltung derſelben ökonomiſch richtiger ſei. Soll aber ein morſches und ungeſundes Gebäude darum ſtehen bleiben, weil es eben ſo vortheilhaft iſt, ein anderes zu beziehen, wie ein neues zu bauen? Und überdies laſſen ſich im vorliegenden

Falle die Vortheile, die der eine Entschluß gewähren würde, bis zu einem gewissen Grade mit denen des andern vereinigen. Bei Aufhebung der staatlichen Wittwenkasse*) würde es wahrscheinlich genügen, die Staatszuschüsse, aus denen gegenwärtig Beamtenwittwen und Waisen unterstützt werden, zurückzuziehen, um fast alle mittellosen Beamten zum Eintritt in eine Lebensversicherung zu bewegen. Nur sehr wenige dürften so gewissenlos sein, diesen Schritt zu unterlassen, wenn sie nicht mehr an dem Staate einen Rückhalt für ihren Leichtsinn haben. Uebel würden dann nur die daran sein, welche, was ja auch bei ganz gesunden Leuten vorkommt, von einer solchen Gesellschaft zurückgewiesen werden. Für diesen Fall könnten die bestehenden Stiftungen aushelfen. Umgekehrt könnte in dem Statut der staatlichen Wittwenkasse sehr wohl die Bestimmung aufgenommen werden, daß es dem Beamten gestattet sei, auch bei seinem etwaigen Austritte aus dem Staatsdienste gegen Zahlung eines angemessenen Beitrages sich seine Rechte an dieselbe zu wahren. Eine Kasse mit dieser Bestimmung würde freilich die Beamten wenigstens pecuniär nicht binden und wäre daher nicht geeignet, sie in ihrem Gehalte zu drücken. Aber sie scheint mir des Staates durchaus würdig zu sein und wäre doch zugleich noch, wie ich oben nachgewiesen zu haben glaube, für ihn hinsichtlich des Geldpunktes vortheilhaft.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus dem Reichslande. Die Schulfrage. — Mißverständniß und Trägheit, hat Goethe gesagt, machen mehr Irrungen in der Welt als List und Bosheit. Solch ein Mißverständniß waltet vor zwischen Deutschland und den elsässischen Liberalen in den Schulverhältnissen; und um dieses Mißverständniß zu heben, möchte ich Sie ergebenst bitten, mir das Wort zu gestatten. Das Unglück in dieser Schulangelegenheit ist eben für das Elsaß die unselige klericale Deputation, welche im Reichstag sich ganz besonders mit dieser Frage befaßt und den Liberalen den Boden unter den Füßen wegzieht. Diese nämlich sind mit gewissen Bestimmungen der neuen Gesetze und auch mit deren Handhabung unzufrieden, aber niemals werden sie klagen über die Einführung des obligatorischen Unterrichts, welchen sie ja selbst, unter französischer Herrschaft, herbeizuführen suchten; niemals werden sie klagen, daß die Schulen den Brüdern und Schwestern entzogen und in die Hände der Laien gelegt werden; niemals werden sie klagen über die intensivere Art

*) Selbstverständlich können einmal erworbene Ansprüche nicht verletzt werden.

und Weise den Unterricht zu führen und die öffentliche Bildung zu fördern. Auch darf man in Deutschland nicht glauben, die Unzufriedenheit wegen der französischen Sprache fuße speciell in einem chauvinistischen Gefühle und in politischen Hinübersehnen nach Frankreich; daß in den spezifisch sogenannten chauvinistischen Kreisen, dieses Gefühl alle, und folglich auch die Schulangelegenheiten, beherrscht, ist zwar richtig, aber diese Unzufriedenheit in Schulangelegenheiten erstreckt sich eben nicht nur auf jene Kreise, sondern auf alle, und auch auf solche Kreise, welche die Sachlage annehmen, sich als deutsche Bürger geriren und auf dem Boden des deutschen Reiches fortarbeiten wollen. Gar wenig und unbedeutend sind diejenigen unter den Alt-Elsässern, welche, mit der Verwaltung Hand in Hand gehend, die Schulreformen unbedingt als glückliche und als dem Lande Nutzen bringende betrachten. Ich will nun versuchen Ihren Lesern die Ansicht eben jener gemäßigten elsässischen Männer auseinanderzulegen, welche, wie oben gesagt, weder gegen den Friedensvertrag agitiren, noch zur klericalen Partei gehören, sondern ihren ehemaligen liberalen Principien gemäß auf dem neugeschaffenen, wenn auch zunächst unerwünschten Boden ehrlich fortarbeiten, und in Deutschland erstreben, was sie bisher in Frankreich erstrebten. Diese Männer sehen nun, daß unsere Schulgesetzgebung eine ungenügende ist, daß die berüchtigten alten französischen Gesetze von 1850 in den meisten ihrer Artikel noch formell bestehen, aber nicht ausgeführt werden, daß es also keine eigentliche gesetzliche Basis giebt, und Niemand recht bestimmen kann, was Gesetz ist oder nicht. Ist es doch vorgekommen, daß die Verwaltung selbst öfters mit diesem Zwittersystem in die Klemme gerieth und noch geräth! Das Erste, wonach man sich sehnt, wäre also eine gesetzliche Regelung der Verhältnisse, auf daß die Schulräthe, welche heute die Alleinherrscher sind auf diesem Gebiete, und welche diese Herrschaft mit Willkür und Strammheit handhaben, durch ein richtiges, klares, festes Gesetzeswort gebunden wären, und daß die Bevölkerung auch neben ihren Pflichten ihre Rechte, der Verwaltung gegenüber, verbrieft vor sich liegen hätte. In diese Gesetzgebung wünscht man nun solche Bestimmungen aufgenommen zu sehen, welche der Bevölkerung auch erlaubten, durch Delegirte ein berathendes Wort mitzureden, in Sachen, die doch unsere eigenen Kinder so direct angehen. Da stehen uns nun die klericalen Abgeordneten wieder im Wege: diese begehren, daß Deutschland uns das ehemalige, klericale, französische Gesetz von 1850 wiedergäbe, welches solche Delegationen aufgerichtet. Von jenem Gesetze aber wollen die Liberalen nichts wissen; ein Glück wäre es für das Land, wenn es ganz verschwände; nur stehen selbst in jenem Gesetze etliche Artikel, die, auf liberalem Wege verwirklicht, eben diesen Kreisen schon von lange her recht einleuchten: also diese Schuldelegirten, Cantonalcommissionen u. s. w., aber nicht wie früher zusammengesetzt und auch nicht unter der Führung des

Herrn Pfarrers, ſondern auf eine andere, durch das Geſetz zu beſtimmende, Art organiſirt. Heute hat die Bevölkerung gar kein Aufſichtsrecht oder nur Einſichtsrecht in die Schulen; darüber klagen dieſe Männer — nicht aber wie die Abgeordneten, daß die Pfarrer dieſes Recht nicht mehr beſitzen. Die Pfarrer mögen aus der Schule bleiben, und in ihre Kirchen gehen; das wird uns Allen recht ſein; aber daß den Vätern der Kinder auch die Schule verſchloſſen iſt, das empfinden wir ſchmerzlich. Hätte die Bevölkerung ein Recht in dieſer Angelegenheit mitzureden, ſo könnte manches Mißverhältniß gehoben werden.

Ein anderes nun! Die liberalen Elſäſſer ſind alleſammt dem Brüder- und Schweſternunterricht wenig hold, und wenn die Verwaltung uns angekündigt hätte, daß man die Schulen in Laienhände übergeben werde, ſobald die neuen Lehrer und Lehrerinnen bereit ſein würden, ſo hätte Niemand geklagt. Wie geht es aber jetzt? Die Schulbrüder und Schulſchweſtern werden entfernt, — aber die neuen Lehrer und Lehrerinnen ſind nicht da. Es iſt großer Lehrermangel. Da bleiben die Schulen unbeſetzt; oder es werden mehrere zuſammengezogen; oder man behilft ſich, wie es eben geht, und die neuen Lehrer ſind ihrer Arbeit nicht gewachſen. Dadurch entſteht großes Mißvergnügen in allen Kreiſen. Um eine Schule zu beſetzen, nimmt man den Lehrer oder die Lehrerin einer anderen weg, wie es letzthin noch in Colmar und Mülhauſen geſchah. Die Kinder ſelbſt lernen dabei wenig, was ganz natürlich iſt; und die Eltern klagen, was auch wieder natürlich iſt!

Was nun das Franzöſiſche*) anbelangt, ſo irrt man, wenn man glaubt, wir Elſäſſer ſtellten an das deutſche Reich die Forderung, in den Dorf- wie in den Stadtſchulen den Unterricht in franzöſiſcher Sprache zu halten; wir begreifen recht wohl, daß die Unterrichtsſprache, auf dem Lande beſonders, die deutſche ſein muß, und fügen uns in die neuen Verhältniſſe; auch was die Stadtſchulen betrifft, iſt es natürlich, daß die deutſche Sprache je mehr und mehr die Unterrichtsſprache ſein wird, aber warum kann man da nicht einige Rückſicht üben auf die vergangenen Verhältniſſe? Und warum wäre es nicht möglich, die Kinder, beſonders in den Secundärſchulen, in den beiden Sprachen zu unterrichten? Früher haben wir Alle das Deutſche mit dem Franzöſiſchen erlernt; das letztere wurde uns mundgerechter, aber das erſtere wurde uns nie fremd; Schreiber dieſer Zeilen kann ſelbſt Zeugniß davon ablegen. Nun, wäre es denn nicht möglich, dieſes Verhältniß ſo zu geſtalten, daß unſere Kinder einſt ſagen könnten, das Deutſche ſei ihnen mundgerechter, aber das

*) Da dieſer Paſſus eine im Elſaß vielverbreitete Anſicht wiedergiebt, ſo wollen wir unſeren geehrten Correſpondenten nicht unterbrechen, obwohl wir natürlich ganz entgegengeſetzter Meinung ſind. D. Rd.

Französische sei ihnen nie fremd geworden? Zwei Sprachen sind doch besser als nur eine; es liegt da ein doppeltes Arbeitscapital, das man verwerthen kann. Die eingewanderten deutschen Familien wenden sich oft an einheimische Institutionen und begehren von ihnen, daß sie ihren Kindern einen tüchtigen französischen Unterricht geben; die Programme verbieten es aber, und diese Kinder müssen in die Schweiz oder auch nach Baden geschickt werden. Ist das nun nicht unnatürlich? Wir sind doch Grenzland; warum dürfen wir nicht den Reichthum beider Sprachen benutzen? Ich komme nochmals darauf zurück, daß es sich in dieser Angelegenheit nicht um Politik, sondern um Unterricht handelt. Man nehme nur an, daß die Kinder in den Städten die französische Sprache in den Anfangsgründen besitzen, daß es also ein Leichtes wäre, ihnen dieses Capital zu sichern, und noch dazu das Capital der deutschen Sprache in vollstem Maße hinbeizufügen. Ich setze noch hinzu, daß die Schulverwaltung selbst politisch viel weiser gehandelt hätte, wenn sie anders vorgeschritten wäre, denn mit dieser Angelegenheit der französischen Sprache werden die Leute in Mißmuth erhalten; jeder Tag bringt ihnen einen neuen Nadelstich bei, wo es sich doch darum handelte, die Gemüther zu besänftigen.

Wie Sie wohl aus all diesem ersehen können, finden wir, daß die Schulverwaltung eben mit zu großer Rücksichtslosigkeit vorgegangen ist und gegen das Interesse Deutschlands selbst arbeitet. Unsere Schulen waren ganz andere, als diejenigen des übrigen Frankreichs, wie es ja auch anfangs die Schulmänner anerkannt haben. Wir hatten eine Basis, die man beibehalten und auf welcher man einen Neubau unternehmen konnte. Aber die Basis, die Fundamente selbst, wurden weggeschafft, und die neuen Grundlagen sind eben nicht mit der richtigen Consequenz gelegt worden, weil das Material dazu fehlt. Hat man aber solches Material nicht bei der Hand, so ist es doch besser, man wartet ab, sonst könnte es geschehen, daß gar kein Haus aufgerichtet wird, sondern nur morsche Eintagshütten. Deutschland muß nur nicht unsere Schulverhältnisse mit denen des übrigen Reiches vergleichen; diese sind ungleich besser bestellt. Der Reichstag könnte Gutes wirken, wenn er beschließen wollte, daß eine Commission von deutschen und alt-elsässischen Schulmännern diese Verhältnisse einer Durchsicht unterbreite.

Ein Alt-Elsässer.

Aus Wien. Der Eisenbahnproceß. — Seit Wochen machen wir über Eisenbahnbau und Eisenbahnverwaltung so eingehende Studien, als ob wir alle unter die Ingenieure oder unter die — Gründer gehen möchten. Die Schwellen, ihre beste Form und ihre wahrscheinliche Dauer, die Rutschungen, die Durchlässe, die Durchschnittsziffern der Unglücksfälle und Verkehrsstörungen auf europäischen Bahnen beschränken in Morgen- und Abend-

blättern die cis- und transleithanische, wie die cis- und transatlantische Politik, ja sogar „Theater, Kunst und Vermischtes" auf ein äußerst geringes Gebiet, und so wird es noch Wochen lang fortgehen. Ob die Belehrungen, welche wir aus dem Ofenheimschen Processe schöpfen, praktische Consequenzen haben werden, ob sich ein Eisenbahnsport entwickeln und die Landschaft künftig auch durch Sonntagsingenieure belebt werden wird, welche Ausflüge unternehmen, um die Festigkeit der Dämme zu prüfen und auf angefaulte Schwellen zu fahnden, das ist abzuwarten. Nach einer Richtung aber läßt sich der praktische Gewinn schon jetzt nicht verkennen: die besondere Eisenbahnmoral hat er zur öffentlichen Anerkennung gebracht.

Den Ausgang des Processes kann natürlich heute noch Niemand voraussagen. So lange die Lemberg-Czernowitzer Bahn existirt, hat man unablässig über deren liederlichen Bau und nachlässigen Betrieb geklagt. Wir entsinnen uns recht gut, daß ein freundlich gehaltener Bericht in einem officiellen Blatte über diese Bahn kurz nach Eröffnung derselben einen geharnischten Protest mit greifbaren Anspielungen auf die Motive des Berichterstatters zur Folge hatte. Wir erinnern uns der häufigen Andeutungen, daß in dem Handelsministerium das gravirendste Material aufgehäuft liege, man sich aber scheue, gegen einen so einflußreichen, so vielfältige Protection genießenden Mann wie den Generaldirector Ofenheim von Ponteuxin vorzugehen. Man glaubte auch noch nicht an den Ernst des Ministers Banhans, als dieser eine drohende Sprache annahm, Ofenheim selbst forderte durch seine übermüthige Antwort den Minister förmlich heraus. Als dann aber bekannt wurde, Ofenheim stehe unter der Anklage des Betruges, er solle sich auf Kosten der Actionäre bereichert haben, da — dies läßt sich mit aller Ruhe behaupten — zweifelte Niemand an der mehr als ausreichenden Begründung der Anklage. Die Beschwerden in den öffentlichen Blättern lebten in Aller Gedächtniß und man wußte, daß Ofenheim in kurzer Zeit mehrfacher Millionär geworden war. Anstoß wurde an diesem Factum wohl kaum genommen; die Einen bewunderten oder beneideten den Mann, die Anderen meinten achselzuckend, so mache es Jeder, dem die Gelegenheit sich biete; aber daß es dabei ganz mit rechten Dingen zugegangen sei, hätte Niemand behauptet. Zu allgemeiner Verwunderung scheinen nun aber die Anschuldigungen wegen des schlechten Baues oder wenigstens der betrügerischen Absicht dabei nicht bewiesen werden zu können. Es scheint, daß Mancher in der Voruntersuchung Dinge deponirt hat, welche er selbst nur vom Hörensagen hatte, daß Dieser oder Jener Vermuthungen als Thatsachen hinstellte. Das führt in der Schlußverhandlung zu Selbstberichtigungen und Widerrufen, welche der Angeklagte und dessen Vertheidiger in der gewandtesten Weise ausnutzen. Und bleibt ein Zeuge bei seinen belastenden Aussagen, so erklärt Herr von Ofenheim vornehm, der Zeuge stehe auf einer zu niedrigen Bildungs-

ſtufe, als daß er ſich mit demſelben in eine Erörterung einlaſſen könne oder er läßt verächtlich durchblicken, der Zeuge ſei ein von dem Handelsminiſter beeinflußter Lügner.

Ofenheims Art ſich zu vertheidigen iſt überhaupt originell. Zu Anfang gab er dem Präſidenten und dem Staatsanwalte gegenüber dem Satze, daß Jeder von Seinesgleichen gerichtet werden ſolle, eine Ausdehnung, welche von Angeklagten aller Kategorien mit Dank recipirt werden dürfte. Darüber könne nur ein Fachmann urtheilen, war ſein drittes Wort. Ohne Zweifel würde eine mit lauter Gründern beſetzte Richterbank den Fall viel fachmäßiger behandeln, und wir erleben vielleicht noch, daß ein Raubmörder dem Staatsanwalt vorhält, derſelbe habe ja noch nie einen Menſchen umgebracht, könne daher über die Sache garnicht mitreden! Gelegentlich iſt der Angeklagte auch der warme Patriot, welcher bei ſeinen Unternehmungen nur den Zweck gehabt hat, den Einfluß Oeſterreichs im Oriente zu befeſtigen, und den ein ſolcher Undank ſchwer kränken muß. Gegen den Handelsminiſter erfüllt ihn der grimmigſte Haß, nur mit der größten Energie kann der Präſident ihn abhalten, dem Miniſter die Verbrechen Schuld zu geben, deren er ſelbſt geziehen wird. Und zuletzt heißt es immer: was die Anklage Betrug nennt, iſt allgemein üblich.

Möglicherweiſe ſchließen ſich die Geſchworen dieſer Auffaſſung an. Der Anhang Ofenheims rechnet mit Sicherheit darauf und trägt deshalb den Kopf ſchon wieder hoch. Dieſer Anhang iſt nicht gering. Die ganze Gründerzunft ſah in dieſem Einen ſich ſelbſt vor Gericht geſtellt und Jeder fragte ſich im Stillen, wie lange denn er noch ſicher ſei vor der brutalen Juſtiz. Mit Ofenheim hoffen auch ſie freigeſprochen zu werden. Das iſt allerdings ein kleiner Irrthum. Gerade wenn dieſer Eine nicht zum Sündenbock der Kaſte gemacht werden ſoll, ſteht ja die Kaſte ſelbſt gebrandmarkt da. Einige Blätter haben wohl die Stirn, für das hochverdiente und hochverdienende Gründerthum Execution von den Geſetzen der ſpießbürgerlichen Moral zu fordern, oder doch Indemnität, wie ſie in gewiſſen Fällen dem Staatsmanne gewährt wird. Aber das Gewiſſen des Volkes werden ſie damit hoffentlich nicht bethören. Die leichtherzige Wirthſchaft mit dem Gelde der Actionäre und der Steuerzahler überhaupt, welche ja doch die Staatsſubvention aufbringen müſſen, die wohlfeile Großmuth, mit welcher Directoren, Verwaltungsräthe, Bauunternehmer einander Geſchenke votiren aus dem Vermögen der Geſellſchaft, die intime Freundſchaft all der Ehrenmänner — welches Prädicat ſie ſich gegenſeitig aufs bereitwilligſte zugeſtehen: das hat durch den Proceß bereits ſeine entſprechende Beleuchtung erhalten, und wer nicht „Fachmann" iſt, braucht über dieſe Verhältniſſe nicht erſt auf das Urtheil der Geſchworenen zu warten. Oder bedarf der Lakonismus der Anklage noch eines Commentars, wenn ſie

berichtet, aus einem Fonds von dunkler Herkunft seien Douceurs zu 100,000 fl. an Verwaltungsräthe ausgezahlt worden, „Fürst Sapieha, Dr. Giskra, damals Minister des Innern u. s. w."? Ist es nicht prächtig, wenn ein großes Capital an den — jetzt verstorbenen — Bauunternehmer, man weiß nicht recht wofür, gezahlt worden sein soll, sich aber zufällig keine Quittung desselben findet, oder wenn Lieferanten dem Generaldirector eine Provision anbieten, dieser sie „für die Gesellschaft" annimmt, und der Verwaltungsrath sie wieder ihm dedicirt? „Aber dergleichen thun ja alle!"

Für den Standpunkt der gewissen Geschäftskreise ist es auch bezeichnend, daß der Proceß als ein Duell zwischen Ofenheim und dem Handelsminister aufgefaßt und die gehoffte Freisprechung des Ersteren als eine Niederlage des Letzteren bezeichnet wird. Als ob das Einschreiten des Ministers nicht schon jetzt völlig gerechtfertigt wäre, als ob es nicht für ihn zeugte, daß er nicht, wie seine Vorgänger, davor zurückschrak in das Wespennest zu greifen!

In einer Beziehung kann freilich der Wahrspruch der Geschworenen von großer Bedeutung werden. Daß Ofenheim ein ungewöhnlich begabter, unterrichteter, umsichtiger, energischer Mann ist, hat er in seiner Vertheidigung dargethan. Schon kann man allerorten hören: wie schade, daß dieser Mann in so bedenkliche Händel verwickelt ist, er wäre ja gemacht zum Handels- oder Finanzminister. Für Andere sind die Händel wie gesagt durchaus nicht bedenklich, sie wissen ihrer Bewunderung für den Angeklagten gar nicht laut und warm genug Ausdruck zu geben. (Ein Witzblatt läßt zwei Juden sich sich über den Proceß unterhalten: „Was sagste? Ä eiserner Kopp" — Bezeichnung für die höchste Capacität — und der Andere: „Ja, besonders die Stirn!") Diese Leute würden es nur in der Ordnung finden, wenn Ofenheim direct von der Anklagebank in ein Ministerfauteuil geleitet würde. Und wer weiß denn, was geschieht, falls die Geschworenen in seinem Thun keinen Verstoß gegen das geschriebene Gesetz finden! Bei uns soll man nichts für unmöglich halten. Ist doch Graf Melchior Lonyay, der feierlich zu den Todten Geworfene, heute schon wieder persona grata, wird bei Ministercombinationen für Ungarn mit in Rechnung gezogen!

Ein politisch Todter ist durch den Proceß wenigstens wieder in Erinnerung gebracht worden, Herr Schindler. Bei den Acten findet sich ein allerliebster Brief desselben an seinen Dutzfreund Victor, nämlich Ofenheim. In einem Tone, welcher an Heines Wort vom groben Bettler Vater Jahn mahnt, beklagt er sich, daß man ihm eine Verwaltungsrathsstelle verheißen, ihn aber mit einer Hand voll Prioritäten abgespeist habe. Den Bettel will er natürlich behalten, aber den einträglichen Posten dafür nicht einbüßen. Der Gerichtshof lehnte seine Vernehmung ab, da der Brief deutlich genug spreche. Schindler war damals Abgeordneter und vorzugsweise thätig in Fragen der Concessionirung

und Subventionirung von Bahnen! Der Herr wird sich auf seinem herrlichen Schlosse bei Salzburg über diese kleine Enthüllung wenig grämen, höchstens ist seine Wiederwahl zum Gesetzgeber, auf welche er noch keineswegs verzichtet zu haben scheint, neuerdings etwas verzögert worden durch Ofenheims Unbesonnenheit, dergleichen vertrauliche Ergüsse aufzuheben.

Aus Belgrad. Montenegrinische und bosnische Fragen. Die Deutschen. — Unsere Aufmerksamkeit wird ganz von den Angelegenheiten in Anspruch genommen, welche sich in Bosnien und Montenegro abspielen. Die Untersuchungscommission in der Podgorizza-Affaire löste sich auf, weil die türkischen Mitglieder zu parteiisch vorgingen, und den Angeklagten zuredeten, sie möchten sich nur aufs Leugnen verlegen. Das Zeugniß von Christen wurde nicht angenommen, und es war vollkommen klar, daß die Türken die Angelegenheit darum in die Länge zogen, um den Angeklagten entweder ein Entweichen oder eine Bestechung der Zeugen zu ermöglichen. Montenegro aber verlangte schnellere Justiz; es verlangte, getreu den Gesetzen der Blutrache, die Verhängung von Todesurtheilen über die Veranstalter des Gemetzels von Podgorizza. Da aber nichts dergleichen geschah, verließen die montenegrinischen Mitglieder der Untersuchungscommission, Stanko Radonitsch und Mascha Vrbitsch, den Saal und Skutari und kehrten nach Cetinje zurück. Eine beispiellose Aufregung bemächtigte sich nun der Crnagorzen. Der Fürst und der Senat hatte Mühe, die Bevölkerung soweit zu beruhigen, daß nicht sogleich in das benachbarte Gebiet eingefallen und die Revanche selbst geholt wurde. Der Conflict hat sich übrigens so zugespitzt, daß man jeden Augenblick den Ausbruch der Feindseligkeiten erwarten kann. Die Forderung des Großveziers, der Fürst von Montenegro möge diejenigen seines Volkes, welche auch mit Schuld an dem Blutbade von Podgorizza trügen, an die türkischen Gerichte zur Aburtheilung ausliefern, erregte in Cetinje einen solchen Sturm des Unwillens, daß es der Regierung die größte Mühe kostete, einen augenblicklichen Einfall in türkisches Gebiet zu verhindern. Am 20. d. fand eine große Landesversammlung in Cetinje statt, welcher auch die Consuln von Oesterreich, von Deutschland und von Rußland auf Anweisung ihrer Regierungen beiwohnten. Es wurde beschlossen, die im Auslande lebenden Montenegriner einzuberufen, und sofort loszuschlagen, wenn die Bemühungen der Großmächte in Constantinopel ohne Erfolg bleiben. Als Sündenbock ist Arifi Pascha, der türkische Minister des Aeußeren, durch Savfet Pascha ersetzt worden, während der eigentliche Schuldige, der Großvezier Hussein Avni Pascha seinen Posten behauptet. Die drei vereinigten Großmächte haben in Stambul aber die Forderung vollständiger Genugthuung für Crnagora und Entlassung des Veziers gestellt.

Auch in Bosnien wächst die Aufregung ständig. Die Vollbluttürken nehmen sich gegenüber den slavischen Bewohnern so viel heraus, daß man an eine gesetzliche Ordnung in Bosnien gar nicht mehr glaubt. In der Stadt Tesanj hatten die Bewohner Geld zur Erhaltung der christlichen Schule gesammelt. Der Kaimakam des Ortes confiscirte den Betrag ganz einfach und hetzte die muselmännische Bevölkerung gegen den Lehrer Petranovitsch auf, so daß derselbe sich flüchten mußte. Das interessanteste Ereigniß aber passirte in Serajevo. Der ziemlich verhaßte französische Consul ritt eines schönen Tages durch die Aschik-Mahala (die liebliche Gasse) nach Bentbascha. Ein Pöbelhaufen verfolgt den Consul, reißt ihn vom Pferde und prügelt ihn durch. Der deutsche Consul Graf Bothmer, welcher denselben Weg reitet, will seinem bedrängten Collegen zu Hilfe eilen, wird aber ebenfalls vom Pferde gerissen und beschimpft. Herbeikommendes Militär, dessen Anführer die beiden Herren kannte, zerstreut endlich den Pöbel, verhaftet eine Anzahl der Tumultuanten, und die Consuln können in ihren Konak zurückkehren. Dem österreichischen Consul Todorovitsch, welcher bei den Christenverfolgungen im Jahre 1873 die Interessen der Türken so lange verfocht, bis er vom Grafen Andrássy Gegenordre erhielt, passirte in den nächsten Tagen das gleiche Schicksal. Der Vali von Bosnien, Derwisch Pascha, begab sich sofort zu den gemißhandelten Consuln und versprach strengste Genugthuung. Unter den verhafteten Excedenten befindet sich auch ein höherer Beamter, welcher die Rolle eines Rädelsführers spielte.

Seit einiger Zeit mehren sich die Klagen über angeblichen Mädchenraub in der Herzegovina. So sollen die Töchter österreichischer Unterthanen in die Harems entführt und zum Muhamedanismus gepreßt worden sein. In einem derartigen Falle begab sich der österreichische Consul in Moztar zum türkischen Stadtcommandanten und verlangte die sofortige Herausgabe des Mädchens. Dieser verweigerte dieselbe. Der Consul zog die Flagge ein und telegraphirte an die Gesandschaft nach Stambul. Graf Zichy begab sich zum Großvezier, und dieser gab sofort nach Moztar Befehl, das Mädchen freizulassen. Da stellte sich aber heraus, daß die angeblich Gefangene sich nicht befreien lassen wollte. Ein junger Türke aus angesehener Familie hatte sich in die Christin verliebt und ihr den Vorschlag gemacht, ihm in den Harem zu folgen. Gesagt — gethan. Dort trat dieselbe zum muhamedanischen Glauben über und die romantische Entführungsgeschichte zerrann in Nichts.

Eine andere Angelegenheit beschäftigte ebenfalls die österreichischen Behörden. In Livo und Moztar hatten Prügeleien zwischen dalmatinischen und türkischen Arbeitern stattgefunden. Erstere wandten sich um Hilfe an den Consul, und als dieser eine solche verweigerte, an den Statthalter von Dalmatien, General Roditsch, und schließlich nach Wien. Ueberall aber wurden

ſie abgewieſen. Es handelte ſich eben ganz einfach um eine Schlägerei aus Brotneid, wie ſolche überall vorkommen.

Die Paßvorſchriften wurden von der bosniſchen Vilajetsregierung bedeutend verſchärft, und zwar iſt die wichtigſte Beſtimmung im neuen Paßreglement die, daß von nun an kein Ausländer und auch kein öſterreichiſch-ungariſcher Unterthan Bosnien betreten darf, außer er beſitzt einen formellen Paß, welcher zum Reiſen im Auslande berechtigt. Dieſe Beſtimmung iſt beſonders für die Grenzbewohner empfindlich; bisher wurden von den Behörden für den laufenden Verkehr in Handels- und anderen Angelegenheiten den Bewohnern der Grenzdiſtrikte einfache Uebertrittscertificate ausgeſtellt und die türkiſchen Behörden waren damit ſtets zufrieden. Da dieſe Karten nur für acht Tage ausgeſtellt und für den Grenzverkehr von großem Vortheil waren, ſo werden durch das neue Reglement dem Verkehr bedeutende Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Nach langen Verhandlungen mit der türkiſchen Regierung erreichte der öſterreichiſche Geſandte in Conſtantinopel, daß die Pforte den Vali von Bosnien mittelſt Veziralſchreiben beauftragte, an alle Muteſcherifate (Kreisbehörden) die Weiſung ergehen zu laſſen, daß Grenzbewohner, die nach Bihatſch oder Oſchtroſchac auf den Markt gehen oder bei den Saveüberfuhren in Brod, Gradiska, Kobatſch, Koſtajnica, Novi, Dubica, Schamac, Zupanje u. ſ. w. auf türkiſches Gebiet überſetzen wollen, gegen genannte Certificate zuzulaſſen und durch acht Tage in den Grenzorten zu dulden ſind. Jene Reiſenden aber, welche länger in dieſen Orten verbleiben oder weiter ins Innere des bosniſchen Vilajets reiſen wollen, müſſen mit einem regelrechten Paſſe verſehen ſein, denſelben bei der türkiſchen Polizeibehörde viſiren laſſen und ſich eigens noch einen beſonderen, unter dem Namen Jol-Teskereſchy bekannten, türkiſchen Paſſagierſchein verſchaffen.

In Neuſatz, auf der ungariſchen Seite der ſerbiſchen Sprachgrenze, wurden vom Staatsanwalt Kozma in der Vereinsdruckerei, wo die „Zaſtava" erſcheint, Broſchüren von dem bekannten ſerbiſchen Agitator, dem Ex-Archimandriten Pelagitſch confiscirt. Dieſelben ſind an die ſlaviſchen Stämme Ungarns und der Türkei gerichtet und ſuchen die Serben gegen den Fürſten Milan aufzuſtacheln. Die ſociale Republik iſt das Ziel Pelagitſchs. Ungariſcherſeits wird mit dieſen Aufſtachelungen die Omladina in Verbindung gebracht. Doch iſt es Thatſache, daß Dr. Miletitſch und die Omladina ſich von dem compromittirenden Einfluſſe der Umſturzpartei unter Markovitſch und Pelagitſch bisher frei gehalten haben. Zuerſt müſſen die ſlaviſchen Völker des Südens von der Türkei befreit werden, ehe mit anderen Umſturzideen angefangen werden kann. Zudem kann bei uns der Fürſt keinen perſönlichen Einfluß üben, weil das Volk und die Skupſchtina dafür ſorgen, daß die Freiheiten der Nation nicht beſchnitten, ſondern ſtets erweitert werden.

Die „Matica srbska“, der von hervorragenden Patrioten gegründete serbisch-literarische Verein, welcher seit dem Jahre 1864 in Neusatz seinen Sitz hat, ist von Seite der Regierung nach Pest verlegt worden. Einen Grund für diese Maßregelung weiß Niemand anzugeben, da die literarische Gesellschaft sich von allen politischen Umtrieben frei erhalten und nur durch Verbreitung von Volksschriften viel Gutes gethan hat. Man macht in Pest einen Mißgriff nach dem andern, und statt die fremden Nationalitäten durch Gewährung gleicher Rechte an die magyarische Herrschaft zu gewöhnen, entfremdet man sich dieselben immer mehr. In einem meiner früheren Briefe machte ich sie schon auf den wachsenden Einfluß des deutschen Elementes im Fürstenthum Serbien aufmerksam, sowie auf den Zusammenhalt der Deutschen, Serben und Rumänen in der ehemaligen Militärgrenze und der Vojwodina. Dieser Zusammenhalt, welcher sich in unserer Nachbarstadt Semlin bei der Wahl von Svetozar Jovanovitsch zum Bürgermeister wieder manifestirte, ist den Magyaren ein Dorn im Auge. Alles Mögliche wurde schon angewendet, um Zwietracht zwischen die Nationalitäten zu säen, aber vergeblich. Die Deutschen prüfen die Verhältnisse sehr genau und lassen sich nicht leicht zu etwas hinreißen. Gerade das ernste Naturell der Deutschen hat mit der serbischen Individualität viel Aehnlichkeit, und beide Volksstämme gehen in allen Fragen in Gemeinschaft. Die ungarischen Blätter machen ihrem Groll über die Thatsache häufig Luft, und will ich Ihnen als Beispiel einen Auszug aus der Pester „Reform“ mittheilen. Das magyarische Blatt schreibt: „Die deutsche Propaganda in Ungarn wird täglich kecker. Mit einem Eigendünkel, als ob nicht Preußen, sondern die Siebenbürger Sachsen, deutsche Spießbürger und schwäbische Dorfschulmeister Paris erobert und Napoleon gefangen genommen hätten, zeigt sich die unausstehliche Aufgeblasenheit. Als ob die Magyaren in Ungarn nicht Staatsbürger, sondern Zigeuner und Vagabunden wären, sprechen die Herolde der deutschen Propaganda von uns zum Auslande und unseren deutschen Mitbürgern. Den deutschen Weltstaat tragen diese hochfahrenden Propheten die Donau entlang und an den Altufern im Busen. Mit parasytischer Lebensklugheit mästen sie sich an unserem Körper und saugen unser Blut und ahnen nicht einmal, daß sie widerwärtig sind. Es war vorauszusehen, daß unter den Deutschen unseres Vaterlandes, welche seit Jahrhunderten unter allen Nationen die nützlichsten und patriotischsten Bürger des Staates waren, die Wiederherstellung der deutschen Einheit und der Sieg der deutschen Waffen nicht ohne Rückwirkung bleiben würde. Zum Glück besitzt die deutsche Bevölkerung in ihrem überwiegenden Theile so viel Vaterlandsliebe, um die Grenzen ihrer Heimat in Ehren zu halten und nicht zu Verräthern an dem Staate zu werden, in dem sie von Geschlecht zu Geschlecht geboren wurden, volle Freiheit, Rechtsgleichheit, politische und municipale

Rechte ausübten, ihre Sprache erhalten und ausbilden, ihre Religion unangefochten ausüben und als wohlhabendes und tüchtiges Volk in Ehren fortbestehen. Nur die Siebenbürger Sachsen, die neu eingewanderten Deutschen, einige Professoren und Pfarrer und die Herren Bachschen Systems, als Civilisatoren bekannt, haben ihre staatsbürgerliche Pflicht vergessen und haben als Preußlein eingeschworen. Diese nun wühlen seit 1870 offen und insgeheim gegen Alles, was magyarisch ist. Bahnbrecher für deutsche, speciell preußische Ziele, warten sie nur auf den Zeitpunkt, wo die deutschen Heere wieder die österreichischen Grenzen überschreiten, um dann Ungarn einzuverleiben oder zu einem Vasallen Deutschlands zu machen. Mit Allem unzufrieden, verbinden sie sich mit jeder staatsfeindlichen Bewegung; gegenüber Oesterreich Centralisten, aber doch Bewunderer, Spione und Apostel Deutschlands. Die Langmuth der Magyaren oder vielmehr die Kopflosigkeit, welche in unserer Gesammtpolitik herrscht und die Croaten, Raizen (Serben) und Walachen gleichmäßig ignorirt, während sie gegen uns ihre Messer wetzen, sich organisiren und uns von Tag zu Tag öffentlich beschimpfen, diese Kopflosigkeit hat es geduldet und duldet es noch, daß die pangermanische Propaganda von Jahr zu Jahr sich verbreitet und allmählich auch solche Kreise ergreift, für die wir bislang nicht besorgt waren, daß sie vom Vaterlande und von uns Magyaren abfallen würden. Wer hätte je geglaubt, daß die deutsche Propaganda unter den Deutschen in Torontal, in den oberungarischen Städten, ja sogar in der Hauptstadt Terrain gewinnen würde. Nur die Schwäche des ungarischen Staates in den letzten Jahren, der Rückschritt in unserem öffentlichen Leben, der Umstand, daß die Regierungsgewalt außerhalb des Centrums gebunden ist und vor Allem der gänzliche Mangel eines tauglichen Preßgesetzes können es erklären, daß die pangermanische und panslavistische Propaganda in den letzten Jahren so riesig angewachsen, so daß sie bei Reichsraths- und Municipal-Wahlen als Partei aufzutreten wagt und mit Erfolg gegen die staatstreue Regierung ankämpft."

Schließlich wird gegen die anti-magyarischen Blätter, die serbische „Zastava", die rumänische „Albina", das „deutsche Siebenbürger Tagblatt", die „Deutsche Zeitung" in Wien, selbst gegen die deutschen Pester Blätter agitirt und die Staatsverwaltung ermahnt, gegen die Deutschen und Slaven auf der Hut zu sein.

Merkwürdig hört sich der Passus von vollkommener Freiheit und Rechtsgleichheit an, wenn man die Entlassung einer Anzahl Bahnbeamten in Betracht zieht, weil dieselben der ungarischen Sprache nicht mächtig sind, gegen welche Willkür der Abgeordnete Jagitsch im kroatischen Landtage interpellirte und der Verwaltungsrath der Theißbahn Protest einlegte. Von der Aufhebung der drei slovakischen Gymnasien und der einstigen Ausbeutung Croatiens, von dem

Vorgehen gegen die Siebenbürger Sachsen will ich gar nicht reden. Alles zeigt deutlich, daß „Rechtsgleichheit" nur eine Phrase ist.

Aus Serbien hätte ich Ihnen diesmal wenig zu berichten. Wir bekommen eigenes Silbergeld und wird dasselbe in Wien geprägt. Nach dem Wiederzusammentritt der Skupschtina wird sich auch klar und deutlich herausstellen, welche Stellung das neue Ministerium gegenüber der Landesvertretung einnimmt, und ist man auf interessante Debatten gespannt. —g.

Aus Berlin. Vom Reichstag. Döring-Jubiläum. Die „Hermannsschlacht". — Die Reichsboten packen jetzt allmählich ihre Reisesäcke und schütteln den Staub Berlins von den Füßen, soweit dies Bild nicht bei dem augenblicklichen Wasserstande unserer nachgerade nur noch geübten Schwimmern rathsamen Straßen ein Anachronismus ist. Die Ermüdung und Abgespanntheit macht sich schon sehr bemerklich in der Physiognomie des hohen Hauses. Matt und leblos ziehen sich die Debatten hin; das Bankgesetz ist von außerordentlich wohlthuend einschläfernder Wirkung für Alle, welche aus Contingentirung, Metallschatz, gedeckten und ungedeckten Noten nicht ein Lebensstudium gemacht; der Landsturm ist ohne sonderliche Aufregung Gesetz geworden, nachdem man dem Abgeordneten Liebknecht den interessanten Nachweis, daß das Volk schon längere Zeit am gähnenden Abgrund der Verzweiflung stehe, durch nichtige Geschäftsordnungsrücksichten abgeschnitten hatte; selbst die Civilehe-Debatten zeugten von der allgemeinen Erschöpfung, welche weder des Münchener Stadtpfarrers Westermayer polternde Kapuzinerreden, noch des wackeren Völk schlagfertige Entgegnungen hinlänglich zu animiren vermochten. Sogar der stereotype Schmerzensschrei der Polen, welche mit ihrem finsteren Fanatismus jetzt auch den Reichstag belästigen, wurde ziemlich gleichgültig ad acta gelegt, und die Drohung, sich fortan mit ihren Hoffnungen nach Osten wenden zu wollen, wurde nicht mit demjenigen Grauen vernommen, welches eine solche Störung des europäischen Gleichgewichts verdiente. Eine vorübergehende Sensation erregte nur die Denunciation eines etwas zweifelhaften Geschäftchens, welches sich die Familie Radziwill beim Verkauf ihres Hauses an das Reich erlaubt, und es fehlte nicht an Stimmen, die eine Erneuerung des Putbusschen Sittengerichtes an einem anderen Gliede unserer hohen Aristokratie für wünschenswerth erklärten.

Das alte, schmucklose, vornehm einfache Palais Radziwill in der Wilhelmsstraße wird in Zukunft den Zwecken des Reichs dienen; das Geschlecht aber, das einst dem preußischen Königshause so nahe stand, das der deutschen Geschichte die edle und geistvolle Freundin des Freiherrn vom Stein geschenkt, zu dessen Prinzessinnen einer die Volkssage das Herz unseres Kaisers vor langen Jahren in romantischer Liebe erglüht sein läßt, dies Geschlecht scheint

ſich ſeiner ruhmvollen Tradition im Dienſte ſeines preußiſchen Vaterlandes mehr und mehr entäußern zu wollen. Die beiden Familienglieder, die dem Reichstage angehören, beſonders der von polniſchem und ultramontanem Fanatismus erfüllte Kaplan Prinz Ferdinand, ſtehen im Vordertreffen, wenn die Reichsfeinde einen Sturmlauf unternehmen, und auch ſonſt wird der Name Radziwill faſt nur noch genannt, wenn von gewiſſen, hinter der Scene ſpielenden katholiſirenden Einflüſſen, an unſerm Hofe die Rede iſt. Daß in dieſem Augenblicke das alte Familienpalais fällt, iſt jedenfalls ein beziehungsvolles Zuſammentreffen.

Doch wir wollen uns keiner hiſtoriſchen Sentimentalität hingeben. Das Leben des Tages iſt das Feld, auf welches unſer Berichterſtatteramt uns weiſt. Unter den jüngſten Tagesereigniſſen unſerer Reſidenz war wohl das hervorragendſte das Jubiläum Theodor Dörings. Fünfzig Jahre auf den Brettern, die die Welt bedeuten, und noch immer das beliebteſte, von friſcheſtem Kunſtſtreben erfüllte Mitglied der königlichen Bühne, das zeugt in der That von einer Rüſtigkeit des Geiſtes und Körpers, in der Wenige dem alten Meiſter gleichkommen werden. Die Jubelfeier vollzog ſich denn auch gebührender Maßen mit einem Enthuſiasmus, wie er in Berlin bei den ſtillen Feſten der Kunſt kaum dageweſen iſt. Nicht nur, daß von nah und fern die Adreſſen, Lorbeerkränze, Ehrengaben u. ſ. w. den Jubilar faſt erdrückten, ſelbſt die kaiſerliche Familie und mehrere andere deutſche Fürſten nahmen den liebenswürdigſten perſönlichen Antheil an dem Feſte, und eine Schaar beſonders begeiſterter Kunſtſchwärmer ließ es ſich ſogar nicht nehmen, dem Theaterwagen die Pferde auszuſpannen und den Jubelgreis durch den Schmutz der Leipzigerſtraße nach ſeiner Behauſung zu ſchleppen. Wer hätte in Berlin eine ſo überſchwängliche Ehrenbezeugung für möglich gehalten! Gönnen wir dem wackern Veteranen der deutſchen Schauſpielkunſt die wohlverdiente Anerkennung.

Neben dieſem Jubelfeſte iſt das neueſte und meiſtbeſprochene theatraliſche Ereigniß die, unſeres Wiſſens zum erſtenmal auf einer deutſchen Bühne verſuchte Aufführung der „Hermannsſchlacht" von Heinrich von Kleiſt, dem alten Romantiker, der ſich vor einem halben Jahrhundert aus patriotiſcher Schwermuth ſelbſt den Tod gegeben. Sie kennen natürlich das Stück, das längſt der Literaturgeſchichte angehört. Es iſt ein politiſches Tendenzdrama erſter Größe, geſchrieben im grimmigſten Schmerz und Zorn über die Erniedrigung Deutſchlands zur Zeit des Rheinbundes; unter den Römern ſind die Franzoſen, unter Hermann und Marbod Preußen und Oeſterreich gemeint. Der patriotiſche Werth des Stückes überwiegt weit den künſtleriſchen oder hiſtoriſchen. Die Kraft, Gluth, Wildheit der Leidenſchaft iſt überwältigend und hat ſelbſt die kühle Kritik des Berliner Publikums zu einem wahren Sturm der Begeiſterung fortgeriſſen. Wenn man Anfangs dieſe rohen Kraftgeſtalten mit den brüllenden Bruſttönen und den wilden Bärenhäuten mit einiger Verwun-

derung betrachtete, so erzielte das gewaltige Pathos, die ungebändigte Leidenschaft des Stückes doch bald ihre Wirkung. Ist doch unsere Zeit so empfänglich für patriotische Klänge, wenn sie auch in den rohen Formen des teutonischen Urwaldes vorgetragen werden.

Das Problem, den schon Anfangs hohen Wärmegrad der erregten Leidenschaft drei Stunden lang zu steigern oder doch auf der Höhe zu erhalten, ist dem Dichter und den Darstellern gut gelungen. Weniger wollten uns die lyrisch-idyllischen Partieen gefallen. Thusnelda, oder „Thuschen", wie sie ihr Ehegatte in zärtlichen Momenten, die mit der wilden Umgebung und Situation nicht recht übereinstimmen, anredet, ist ein gar zu unliebenswürdiger und roher Charakter.

Der Grund, warum man dieses Stück nicht schon längst zur Befriedigung des patriotischen Bedürfnisses wieder aufgefrischt hat, liegt offenbar in der Schwierigkeit der würdigen Inscenirung und Ausstattung. Denn so ergreifend und hinreißend die Wirkung sein kann und in der Vorstellung des „Schauspielhauses" war, die Gefahr liegt sehr nahe, daß bei mittelmäßiger Darstellung und Ausstattung das Stück häufig ins Komische und Lächerliche verfalle. Die Regie des „Schauspielhauses" pflegt in diesen äußern Dingen sonst nicht viel Sorgfalt und Glanz zu entwickeln; diesmal hat sie jedoch das Möglichste geleistet. Die Decorationen, Costüme, Waffen, Geräthschaften und dergl. waren historisch treu und von stattlichem Ansehen, die Volksscenen, die Soldatenaufzüge imposant und lebendig. Hier traten einmal nicht die Römer in der Rüstung mittelalterlicher Ritter auf, die „Söhne Teuts" waren nicht als Landsknechte drapirt, die altdeutschen Frauen nicht mit Chignons geschmückt. Nebenbei bemerkt, hatten wir uns allerdings unsere verehrten Stammmütter mit etwas mehr Liebreiz ausgestattet vorgestellt, als es bei den im Schauspielhaus vorgeführten Exemplaren der Fall war.

In der Pflege des Details und des Aeußeren, in der sorgfältigen Behandlung der Nebenfiguren und des Zusammenspiels, in der lebhaften Darstellung aufgeregter Volksscenen, in der Ausbildung der Staffage haben die Meininger, deren „Julius Cäsar" z. B. in der Schauspielkunst geradezu epochemachend war und einen noch nicht beendeten literarischen Kampf hervorrief, durch ihr Gastspiel im vergangenen Sommer außerordentlich anregend gewirkt. Ihr Beispiel hat, wie uns die „Hermannsschlacht" zeigte, gute Früchte getragen, wenn auch dasselbe noch lange nicht erreicht ist. So können wir denn die Reproduction des alten romantischen Dramas in jeder Beziehung als einen glücklichen Griff bezeichnen; es wird allem Anscheine nach noch lange ein patriotisches Zugstück bleiben. O.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 29. Januar 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Schelling und seine Heimath.

Von Wilhelm Lang.

Diesmal ist die Heimath der Ehrenschuld gegen einen großen Todten eingedenk gewesen: Schellings hundertjähriger Geburtstag ist, wie an anderen Orten, denen seine Wirksamkeit angehört hat, so auch auf unserer Landesuniversität und in der Geburtsstadt des Philosophen gefeiert worden. In Tübingen wurde ein feierlicher Redeact in der mit grünem Laubwerk und der Büste Schellings geschmückten großen Aula gehalten, eine Feier, an der auch einer der beiden noch lebenden Söhne des Philosophen Theil nahm, den Ehrenplatz zwischen dem Kanzler der Universität und dem Rector magnificus einnehmend. Einen anderen Charakter hatte das Gedenkfest in Leonberg. Hier, in dem Hauptort des „Strohgau", das übrigens außer Stroh auch gediegenen Weizen producirt, und sich rühmen darf die Heimath des Astronomen Kepler wie des Philosophen Schelling zu sein, hatte sich die Bürgerschaft in löblichster Weise bemüht, das Andenken ihres großen Mitbürgers würdig zu feiern. Und da hier ein Enkel des Philosophen und die weiteren Angehörigen der Familie aus Stuttgart sich einstellten, so gestaltete sich die in anspruchlosen Formen sich bewegende, doch von herzlichem Antheil getragene Feier fast zu einem schwäbischen Familienfeste, bei dem gleichwohl die Wirkung ins Große, die von dem kleinen Ort ausging, zu glücklichem Ausdruck gelangte.

Da denn doch die leidige Eifersucht zwischen Schelling und Hegel eine große Rolle im Leben wenigstens des ersteren gespielt hat, erinnert man sich unwillkürlich, daß dem anderen großen schwäbischen Philosophen vor fünf Jahren gleiche Ehren versagt blieben. Das erklärt sich freilich leicht aus den damaligen Umständen. Im August 1870 ist „das Volk der Denker" anderweitig beschäftigt gewesen. In einem gewaltigen Kampfe begriffen, aus welchem der deutsche Staat hervorgehen sollte, hatte es nicht einmal Zeit desjenigen Philosophen zu gedenken, der in frühen und späten Jahren, mit den Waffen des Spotts und mit nachdrücklichem Ernst den kleinen Interessen der individuellen Existenz die Majestät des Staates gegenübergestellt hatte. Jetzt ist eine andere Zeit: seitdem das eigene Wohnhaus fest gezimmert steht, kann der Deutsche mit doppelter Freudigkeit daran gehen, es auszuschmücken mit den Stand-

bildern seiner Größen in Wissenschaft und Kunst, die vormals sein einziger Stolz gewesen.

Aber noch ein Anderes kommt hinzu, was eine Schellingfeier begünstigen und bevorzugen mußte. Die Hegelsche Philosophie ist zu nah betheiligt bei den Kämpfen, in deren Mitte wir noch stehen. Beim bloßen Namen empfindet man noch in manchen Kreisen ein gewisses Grauen. Ist Hegel in Berlin der Philosoph des preußischen Staats geworden, so knüpft sich an ihn zugleich eine jüngere Richtung, die an unserer Landesuniversität in den zwanziger und dreißiger Jahren in Blüthe stand und die im Leben Jesu von Strauß ihren bezeichnendsten Ausdruck, ihre Standarte gefunden hat. Die fromme Stadt Stuttgart hat denn auch anscheinend stets geringen Werth darauf gelegt, daß der Sohn des herzoglichen Rentkammersecretärs Hegel in ihren Mauern geboren ist. Erst vor wenigen Jahren haben die Väter der Stadt sich zu dem Entschlusse aufgerafft, eine entfernte Zukunftsstraße mit dem Namen des eingeborenen Philosophen zu schmücken, während Schelling, der Leonberger, längst seine Straße daselbst hatte. Denn diesem kam der doppelte Umstand zu statten, einmal, daß er keine Schule gemacht hat, keine eigentlichen Anhänger mehr besitzt, und zum Anderen, daß jene freigeistigen Extravaganzen, die er sich in seiner Sturm- und Drangperiode zu Schulden kommen ließ und die seine Anstellung in Tübingen wesentlich verhindern mochten, längst gesühnt und in Vergessenheit gebracht sind durch seine zweite Philosophie, in welcher er ein noch nie dagewesenes, für alle Zukunft gefestigtes Bündniß von Vernunft und Offenbarung zwar nicht zu Stande gebracht aber doch angekündigt und herzustellen versucht hat. In der That kann ja von einer Schule Schellings nicht mehr die Rede sein, es müßte denn nur in Bayern eine Specialität dieser Art existiren. Seine Philosophie hat keinen unmittelbaren Bezug mehr auf die heutigen Probleme der Wissenschaft und des Lebens, sie ist längst im Mausoleum der Geschichte beigesetzt. So siegesgewaltig sie einst einherbrauste, so rasch ist sie überholt worden. Was Schelling an Fichte gethan hatte, that wenige Jahre an ihm selbst ein Anderer, und es war nur um so schmerzlicher, daß dieser Andere ein Jugendfreund war. Jene Klage, welche H. Heine so respectwidrig verspottet hat: „Er hat meine Ideen genommen", ist fast so alt wie seine Philosophie; die Tragik seines Lebens liegt darin, und doch bildet dieser „Ideenraub" nach einer feinen Bemerkung Feuerleins zugleich den größten Stolz dieser Philosophie, denn ihre Bedeutung war eben die, daß sie zwar nichts ausgereift, aber aufs Wirksamste angeregt, neue Bahnen aufgeschlossen, nach allen Seiten erleuchtende Funken ausgestreut hat, die Andere nur aufzufangen brauchten. In verschwenderischer Fülle hat sie Ideen und Ahnungen in die Welt geworfen, die dann von methodischer angelegten Köpfen erst begrifflich durchgearbeitet und für die einzelnen Wissenszweige fruchtbar gemacht wurden.

Nicht jeder Philosoph kann, wohin er um sich blickt, die Wirkungen seiner eigenen Ideen finden; Schelling konnte es; nur daß er mit dieser Wirkung nicht zufrieden war und, was ihm eigentlich auch kaum verdacht werden kann, nicht bemerkte, daß er mit 35 Jahren bereits zu einer historischen Persönlichkeit geworden war, eingetreten in die Halle der Unsterblichen, aber ohne lebendigen Zusammenhang mit der umgebenden Welt.

Besonders glücklich hat es sich getroffen, daß in den letzten Jahren mehrere Publicationen sich folgten, welche geeignet waren, die Gestalt des Philosophen dem deutschen Volke näher zu bringen, als dies durch seine eigenen Schriften möglich ist. Denn die letzteren sind mit wenigen Ausnahmen eine so mühselige und schwerverständliche Lectüre, als die der anderen philosophischen Größen unserer classischen Zeit, und dies ist um so mehr zu bedauern, als Schelling mit vollendeter Meisterschaft die Sprache zu handhaben verstand und durchaus das Zeug zu einem classischen Schriftsteller hatte. Er empfand den Apparat der „erschrecklichen Kunstworte" selbst als eine „wissenschaftliche Dornenkrone", aber er hat sie nur selten abgelegt. Auch er gehört zu jenen, in unnahbare Ferne entrückten Geistern, zu denen das Volk nur mit ehrfürchtigem Unverstand emporblickt. Nur von der biographischen Seite ist es möglich, ihnen einigermaßen näher zu kommen. Und so ist denn vor allem die reichhaltige Briefsammlung: „Aus Schellings Leben" hochwillkommen gewesen. Sie hat die Persönlichkeit des Philosophen, sein Leben in auf- und absteigender Linie, Jugend und Alter, seine Beziehungen und literarischen Kämpfe in einer Weise aufgehellt, daß daraus auch die in die Philosophie wenig Eingeweihten doch zugleich eine ungefähre Vorstellung von der umwälzenden Kraft seiner Ideen gewinnen konnten. Seine Freundschaft mit Goethe und mit den Romantikern, seine späteren Beziehungen zu den Mystikern und Theosophen, dazu die beständigen Fehden mit Fichte und Schütz, mit Jacobi und Paulus, mit der bayerischen Aufklärung und mit der Hegelschen Philosophie, das Alles macht ihn zu einer charakteristischen Figur in der Entwickelung unseres geistigen Lebens. Schon an dem biographischen Faden tritt die Bedeutung des Mannes und seiner Lehre ins Licht. Dazu sind dann noch die Briefe Carolinens gekommen, die, wie sie an sich ein unvergleichliches Denkmal aus unserer großen Literaturperiode sind, so auch zur Kenntniß von Schellings Persönlichkeit und Entwickelung werthvolle Beiträge brachten. Caroline feiert den geliebten Mann als den Propheten, der ihr die Worte aus dem Mund Gottes mittheilt, und sie ist wiederum für ihn die begeisternde Muse, das verständnißvolle Echo seiner in das Element der Poesie getauchten speculativen Ideen. Es ist seine glücklichste und fruchtbarste Zeit, da er diese Gefährtin zur Seite hat, ihr Tod macht Epoche in seinem Leben, und wenn er freilich nicht der eigentliche Grund dafür war, daß seine Philosophie nach ungemessenen Verheißungen ins

Stocken gerieth und allen Anläufen zum Trotz das Fahrzeug nicht mehr flott gemacht werden konnte, so verstärkt doch dieses Ereigniß die bereits begonnene mystische Richtung und treibt den 34jährigen mehr und mehr in sein Inneres zurück. Erst auf Grund dieser Veröffentlichungen hat ein Leben Schellings geschrieben werden können, und auch dafür hat sich ungesäumt der rechte Mann gefunden. Kuno Fischer war in seinem classischen Werke über die Geschichte der neueren Philosophie eben vor Schelling angelangt, und das neu sich darbietende Material reizte ihn, seiner Darstellung der Schellingschen Philosophie ein Lebensbild vorauszuschicken, das sorgfältiger ins Einzelne gearbeitet war, als er sonst zu thun pflegte; ein Lebensbild, worin mit sicherer Hand die wirklichen, durch Parteisucht nicht entstellten Züge ergriffen und festgehalten und zugleich die Wirkungen anschaulich geschildert sind, die dieses aus granitnem Kern hervorbrechende, enthusiastisch fortreißende, später in ruhigem Fluß hingleitende und schier versandende, doch bis zuletzt mit innerer Bewegung und äußerem Streit erfüllte Leben auf die Zeitgenossen hervorbrachte. Und so ist denn Schelling in jedem Sinne heute eine historische Persönlichkeit geworden, deren Andenken durch keine Leidenschaft mehr getrübt wird.

Auf die Heimath trifft von diesem Leben nur ein kleiner Theil, aber freilich ein bedeutsamer: die ganze Jugendentwickelung des frühreifen Geistes. Als Schelling 20 Jahre alt das Tübinger Stift verläßt, ist er ein fertiger Denker, der selbständig in die philosophische Entwickelung eingreifen wird. Voll Thatenlust, mit unbegrenztem Selbstvertrauen sehnt er sich, der klösterlichen Haft entronnen, in die Ferne, nach einem Schauplatz ausgedehnter, unbeengter Thätigkeit für „die gute Sache". „Es wird mir," schreibt er an Hegel, „Alles zu enge hier — in unserem Pfaffen- und Schreiberland. Wie froh will ich sein, wenn ich einmal freiere Lüfte athme." Als er nach zwei Jahren Hofmeisterlebens, die er in Leipzig zubringt, entschlossen vor der akademischen Laufbahn steht, giebt sich der Vater Mühe, einen Ruf nach Tübingen für ihn auszuwirken. Allein die Verhandlungen zerschlagen sich, weder in Stuttgart noch in Tübingen ist man ihm geneigt, die selbständigen Untersuchungen, die er angestellt, haben ihn weit entfernt von dem herrschenden Kirchenthum, das in einer vernunftmäßig aufgeputzten Orthodoxie bestand, er selbst scheut sich in die enge Heimath zurückzukehren. „Wer den Grad von Aufklärung und literarischer Thätigkeit in anderen Gegenden, z. B. Sachsen kennen gelernt hat, hat wirklich kein großes Verlangen nach Württemberg." Der Ruf nach Jena, der vornehmlich durch Goethes Verwendung dem 23jährigen zu Theil wird, entscheidet für seine Zukunft. Von da an sah ihn die Heimath blos noch zu kürzeren Besuchen wiederkehren. Nur als er nach dem Tod Carolinens eine Zeit stiller Sammlung braucht, hält er sich den größten Theil des Jahres 1810 in Stuttgart auf. Auf Wangenheims Veranlassung

verstand er sich damals dazu, vor einem auserlesenen Kreis Privatvorträge in dialogischer Form über seine Philosophie zu halten, worin — eine sichtbare Nachwirkung des Schlags, der ihn getroffen — Tod und Unsterblichkeit den Mittelpunkt seiner Speculationen bilden.

Wie Hegel, wie Schiller hat Schelling die Entfaltung seiner Kräfte und seinen Ruhm außerhalb der Heimath gefunden; die letztere kann sich immerhin rühmen, die reiche Mitgift geliefert zu haben. Und in manchem Sinne ist Schelling der Heimath näher geblieben als Hegel. Zwar hat er den schwäbischen Dialekt und die Angewohnheiten der Stiftserziehung besser abzuthun vermocht, als dies bekanntlich seinem Rivalen geglückt ist. Aber persönliche, verwandtschaftliche Beziehungen verbanden ihn eng und dauernd mit der Heimath. Auch in der Zeit, da der geheime Rath einen ersten Stock unter den Linden bewohnte, hatte jeder schwäbische Candidat, der auf seiner wissenschaftlichen Reise nach Berlin kam, Zutritt bei ihm, und er unterhielt sich gern mit den Landsleuten über die Heimath, über Tübingen und das Stift, vorausgesetzt, daß er nicht in dem Unglücklichen einen Anhänger des Ideenräubers witterte. Auch in seiner politischen Denkart konnte er den Sohn Schwabens nicht verläugnen. In dem Streit um die württembergische Verfassung stand er ganz auf Seiten der populären, von romantischen und liberalen Motiven geleiteten Opposition, während Hegel von seinem modernen Staatsbegriff aus für die neue Verfassung gegen die Altrechtler in die Schranken trat. Und wenn Hegel so sehr in Preußen sich einlebte, daß in seinen Begriff vom idealen Staat unvermerkt die Züge des preußischen Staats sich einschlichen, blieb Schelling zeitlebens in der Politik von süddeutschen Empfindungen beherrscht: ihm widerstrebte eine straffe Zusammenfassung des deutschen Staatswesens, er war gegen das kleindeutsche Kaiserthum, gegen den Ausschluß Oesterreichs. 1817 wie 1849 dachte er, trotz seiner Abneigung gegen die Demokratie, gerade wie Uhland.

So blieb er im innersten Empfinden ein Schwabe. Der Zufall hat gewollt, daß sein Andenken mit einer Reihe jener stillen, heimlichen Klosterstätten verknüpft ist, die in Schwaben zerstreut liegen, und jedes Blatt des Gesprächs „Clara" ist ein Beweis davon, wie tief die Eindrücke jener anmuthigen Thäler in ihm hafteten, wo die Einfalt und ungebundene Fülle einer ländlichen Gegend mit dem Prachtvollen, Großen der Klosterbauten sich vermischt, jener einsamen Stätten, deren Frieden den weltflüchtigen Sinn anzieht, und die zugleich noch heute die wohlthätige Wirkung vergegenwärtigen, die sorglose Einsamkeit auf Künste und Wissenschaften hat.*)

*) Daß in der „Clara" unverkennbar Murrhardt den landschaftlichen Hintergrund bildet, unterstützt die Vermuthung Kuno Fischers, daß dieses Gespräch früher verfaßt sei, als der Herausgeber vermuthet, der es in die Zeit von 1816 bis 1817 setzt.

Als wir am Abend des 27. Januar vor dem Geburtshause des Philosophen standen, — demselben Haus, in welchem 14 Jahre vor ihm sein späterer Todfeind Paulus das Licht der Welt erblickt hat —, und unter dem Klang ernster Gesänge die lodernden Fackeln auf die nahe gothische Stadtkirche ihren Schein warfen, streiften die Gedanken unwillkürlich nach jenen anderen Orten Schwabens, an denen Erinnerungen aus Schellings Leben haften: nach dem stillen Waldthal mit dem Cisterzienserkloster Bebenhausen, wo des Knaben praecox ingenium zuerst sich entfaltete, nach dem schwerfälligen Augustinerbau in Tübingen, wo der Jüngling für die Ideen der französischen Revolution entzündet die Marseillaise übersetzte, mit Hölderlin für das hellenische Alterthum schwärmte und mit Hegel die ersten Gänge in der Philosophie that; dann weiter nach der friedevollen, waldumschlossenen Prälatur Murrhardt, deren liebliche Umgebung Caroline der Freundin so beglückt geschildert hat, als sie, von ihren Irrfahrten im glücklichen Hafen angelangt, mit Schelling durch dessen Vater hier getraut war, und endlich hinüber nach dem schönsten Kloster romanischer Bauart weit und breit, nach Maulbronn, wo das heiße Herz Carolinens zur endlichen Ruhe kam, und wo noch heute ihr Grabstein steht, an einem unvergleichlichen Platze, den die erfindsamste Phantasie nicht poetischer auszudenken vermöchte: es ist der abgeschiedene Vorplatz eines Gartens, zur Linken begrenzt ihn der ernste Kreuzesarm der romanischen Basilica, auf den anderen Seiten hängen dichte, blühende Gebüsche schwer über die Gartenmauer nieder, an welche die einfache, steinerne Grabsäule sich anlehnt; über die grünen, bewegten Zweige aber sieht der düstere Klosterthurm herein, in welchem der Sage nach Faust sein mitternächtiges Wesen getrieben hat, und mahnt an das uralte Räthsel, das hinter der blühenden Fülle des Seienden ungelöst lauert.

Deutsche Veduten.

Durch Schleswig.

Von Ernst Friederici.

Die kleine Landstadt mit den rothen Ziegeldächern bleibt in der baumarmen Ebene noch lange sichtbar, nachdem der Wagen ihr holperiges Pflaster mit der Klinkerchaussee vertauscht hat. Erst hinter einer steilen sandigen Anhöhe, einer alten Geestinsel inmitten der weiten Marsch, macht der Weg eine Biegung. Von dort glänzt am westlichen Horizonte das Meer herüber, eine von schwärzlichen Streifen durchzogene silbergraue Fläche, auf der die Halligen wie große dunkle Boote schwimmen. Auf der braungrünen Wiese

seitwärts vom Wege streckt sich behaglich das gesättigte Mastvieh, seiner nahen Bestimmung für die Hamburger und Londoner Fleischbänke unbewußt. Näher an dem großen vielwinkeligen Bauernhause, dem „Hauberg", steht das gemähte Sommerkorn in dichten Schwaden. Auf der Garbe sitzt fröhlich pfeifend ein Staar. Es ist Hochsommerzeit.

Ein verwitterter Wegweiser mit halbverwischter Inschrift lenkt den Wagen nach Osten in den sandigen Seitenweg. Wenn der dürftige Laubwald, die alte Grenzfeste des Geestlandes gegen die vor Zeiten hier fluthenden Meeresarme, verschwunden ist, beginnt das einsame Revier der Haide. Es ist der große Landrücken der cimbrischen Halbinsel, dessen Ausgangspunkt die Lüneburger Haide und dessen Endpunkt Skagen bildet. Harter, eisensteinhaltiger Boden, dessen Oberschichte jahrelang wiederholter Zertrümmerung bedarf, ehe die untere Erdkrume einen dünnen Kornwuchs zeitigt. Die dänische Regierung machte vor reichlich hundert Jahren einen Versuch zur Cultivirung dieser Haidestriche, indem sie mit großen Kosten Pfälzer und Württemberger als Kolonisten in das Land rief. Es war jene Höhezeit des mechanischen Staatsbegriffes, in der Struensee in einer eigenen Denkschrift ernstlich erwog, ob man zur Hebung der physisch nicht eben glänzenden Bevölkerung der Herrschaft Pinneberg nicht ein Regiment Fühnischer Kürassiere dahin verlegen solle? Das geistreiche Project blieb bei dem Sturze seiner Urheber unausgeführt. Auch die süddeutschen Colonisten bewährten sich nicht sonderlich; die meisten zogen wieder heim, als sie nach einigen Jahren des Wohllebens arbeiten und Steuern zahlen sollten; der Rest bevölkerte einige kümmerliche Dörfer südwestlich vom Dannevirke. Die Bewohner derselben stechen an Statur und Haarfarbe von den hochgewachsenen blonden Niedersachsen noch immer merklich ab; in Sprache und Sitte ist jeder Unterschied verschwunden. Weiter nach Norden zu fehlt wieder der Anbau und dehnt sich die Oede scheinbar schrankenlos. Die Haide blüht im Frühling hochroth, jetzt ist sie schwarzbraun gefärbt. Es ist köstlich, im langen Haidekraut den langen Sommernachmittag unter dem strahlenden Himmel zu verträumen, köstlich aber nicht ungefährlich. Durch das Kraut ringelt sich geräuschlos die Kreuzotter und in der Wagenspur des Haideweges sonnt sich die blaue Schlange, „Stahlwurm" von den Schleswigern genannt. Von Meile zu Meile steht eine einsame Schenke mit dem phantastisch hohen Ziehbrunnen einer ungarischen Csarda vergleichbar. Räuberromantik giebt es allerdings nicht darin und auch die Schenkinnen führen nicht leicht eine „Mannesseele" in Versuchung.

Wie die Meilenzahl zunimmt, tauchen im Osten zwei dunkle Waldletten mit einem Zwischenraum von einer starken Wegstunde auf. Von dem Haidegrunde heben sich ein Paar große Hünengräber ab. Das Feld ist geschichtlicher Boden und blutgetränkt; auf diesem Grunde wurde an einem

heißen Julivormittage die Schlacht von Idstedt geschlagen. Das kleine arme Dorf, das diesem Tage seinen Namen gab, liegt seitwärts versteckt in einer flachen Mulde. Vor Zeiten war es eine Stadt. Das südlichste der drei „Syssel", in welche Schleswig zur alten Dänenzeit zerfiel, führte nach „Istathe" seinen Namen. Es ist dasselbe Wort wie das schwedische Ystad Jetzt ist nicht einmal eine Kirche mehr da; die Bauern besuchen den Gottesdienst der drei Stunden entfernten St. Michaeliskirche zu Schleswig. An Gräbern fehlt es deshalb dort nicht. Ueber die Schlacht ist mehr geschrieben worden, als sie verdient; sie ist eigentlich nur in psychologischer Hinsicht merkwürdig. Die Dänen hatten die erfolglosen Angriffe auf den Schlüssel der holsteinischen Stellung bereits satt, ihr höchstcommandirender General Krogh wollte die Schlacht aufgeben. Der Brigadegeneral de Meza bestand darauf, auf seine Verantwortung einen letzten Versuch zu machen. „Der Sch . . . . . da drüben hält nicht Stand, ich kenne diesen preußischen Schulmeister." Der alte Psychologe, portugiesischer Jude von Herkunft, behielt Recht, der „preußische Schulmeister" verlor das Feld. Richtig ist allerdings auch, daß auf dieser düsteren Ebene der Traum von einem selbständigen Schleswig-Holstein begraben liegt. Bei einer 1869 veranstalteten großen Todtenfeier wurde das von particularistischen Festrednern wehmüthig betont. Reichlich zwei Meilen nördlich bezeichnet ein plumper Kirchthurm schon von weitem die Stätte eines anderen neueren Schlachtfeldes. Es ist Oeversee, der Schauplatz des berühmten Rückzugsgefechtes nach der Räumung der Dannevirkestellung am 6. Februar 1864. Hier hielt der ritterliche österreichische Feldherr, Stunden lang im Tirailleurfeuer mit theatralischer Bravour ein Leben auf das Spiel setzend, das zehn Jahre später am Züchersee dem Wiener Börsenspiel zum Opfer fallen sollte. Es war ein im Verhältniß zu der Zahl der Kämpfenden überaus blutiger Tag; das Feld wurde bei dem herrschenden Schneetreiben immer von Neuem wieder weiß und wieder roth. Die tapferen Oesterreicher hätten billig schon an diesem Tage die Unhaltbarkeit ihrer den Franzosen nachgebildeten „Stoßtaktik" erkennen sollen; um das Carré des für den unbehinderten Rückzug der Dänen geopferten heroischen 18. Kopenhagener Regiments lagen die stattlichen Steiermärker von „König der Belgier" in dichten Reihen. Eine Denksäule bezeichnet diese Stätte österreichischer Bravour und Ungeschicktheit; die deutschen Flensburger, der Kern der deutschnationalen Partei in den Herzogthümern, pilgern alljährlich zu ihrer Bekränzung hinaus.

Jetzt verkünden bald Windmühlen auf vorspringenden Hügeln die Nähe Flensburgs. Dieselben, beinahe dreißig an der Zahl, bilden wie bei Kopenhagen das alte Wahrzeichen der Stadt. Dieselbe liegt hufeisenförmig und beinahe eine Meile lang gestreckt um den tief in das Land eingeschnittenen

Meerbuſen. Einen ſchönen Anblick auf Stadt und Hafen gewährt der „Deburger Berg“ mit dem röthlichen Mauerreſte des alten Schloſſes, vor dem 1427 der vorletzte Schauenburger fiel und in dem 1646 König Chriſtian V. geboren wurde, um 53 Jahre ſpäter in einem ſeeländiſchen Forſte unter den Hörnern eines waidwunden Hirſches zu ſterben, die allerdings ſehr ſchwache ſkandinaviſche Copie des großen Verſailler Ludwig. Faſt noch vorzüglicher iſt die Ausſicht von dem hochbelegenen langen und ſchmalen Friedhofe mit den großen Soldatengräbern von 1848, 1850 und 1864. Hier liegen Soldaten aus allen Gegenden der Länder von Temesvar bis zum Nordkap, eine gewaltige Hekatombe als Opfer für die Löſung der verworrenſten aller europäiſchen „Fragen.“ Der Blick umfaßt die in ein ſchmales Thal zuſammengedrängte Stadt, bis auf wenige Seitengaſſen, eigentlich nur zwei meilenlange Häuſerreihen. Die hohen Giebelhäuſer mit den tiefen auf die Schiffbrücke mündenden Speicherhöfen ſtehen in langer Reihe da, drei- oder viermal von maſſigen Kirchen unterbrochen. Aus dem Hafen ragen zahlreich die Maſte mit den Farben des Reiches und der drei ſkandinaviſchen Lande. Auch die Tricoloren von Rußland und von Holland fehlen nicht ganz und vereinzelt erblickt man wohl ſogar die rothe Fahne Englands. Zwar die alte Handelsblüthe der Stadt iſt lange dahin, ſie wurde durch die Abtrennung Norwegens geknickt, deſſen ganzen deutſchen Handel unter Umgehung Kopenhagens die ſchleswigſche Hafenſtadt vermittelte. Aber es iſt viel ererbter Wohlſtand am Orte und, was noch beſſer, ein ſolider ſparſamer Sinn. Noch vor zwei Jahrzehnten ſah man wohl irgend einen Eigner von Weſtindienfahrern in ledernen Schlappſchuhen, die Feder hinter dem Ohr und die lange Pfeife im Munde, behaglich durch die ſchmalen Hafenſtraßen ſchlendern, außerordentlich unbekümmert um die ſpöttiſchen Blicke, welche die zierlichen Kopenhagener Beamten mit ihren ſechs Dreiern in der Taſche ihm zuwandten. Die Stadt der Grazien iſt Flensburg freilich aber wegen dieſer ſeiner kaufmänniſchen Solidität nie geweſen, obgleich ein namhafter ſchleswigholſteiniſcher Dichter von der jüngeren Generation dort geboren wurde. Man würde gewiß „ſchön ankommen“, wollte man einen Eingeborenen nach dem Hauſe fragen, in dem Voß vor jetzt gerade hundert Jahren um Erneſtine Boje warb und die beſten Verſe ſeiner Odyſſeeüberſetzung meißelte. Es iſt ein altes düſteres Haus unweit der ſchönen Nikolaikirche, der Predigerwittwenſitz der genannten Gemeinde. Auch das Hochdeutſch der Flensburger ſchlurrt in abgetretenen Pantoffeln daher; man hat zur Perſiflage deſſelben eine Zuſammenſtellung der Worte „umbringen“, „abziehen“ und „durchgehen“ erfunden.*) Eine andere ethnographiſche Eigen-

*) Die Frau „umbringen“ = um die Ecke nach Hauſe bringen, die Kinder „abziehn“ = auskleiden, und mit der Schwägerin „durchgehn“ = mit ihr einen Thorweg oder ein Durchhaus paſſiren.

thümlichkeit der ſchleswigſchen Handelsſtadt beſteht darin, daß die längſt keines däniſchen Satzes mehr mächtigen Fiſchfrauen ihre Waare nach alter Tradition auf däniſch ausrufen. Wie oft iſt der über den ſchwierigen däniſchen Verſen der Vorzeit eingeſchlafene Gymnaſiaſt in der erſten Morgenfrühe zum beſten ſeines Schulzeugniſſes durch den melodiſchen Ruf „levende Torsk“, lebendige Dorſch, aufgeweckt worden, der freilich in einem unglaublichen Patois ausgeſprochen wurde. Im Uebrigen denkt wohl Jeder, der einmal in altheimiſchen Flensburger Patrizierkreiſen gelebt hat, mit eigenthümlich gemiſchten Empfindungen an den Contraſt zwiſchen den reich beſetzten Tafeln der Geſellſchaftsabende und den Inhalt der um dieſelben geführten Geſpräche zurück. Sehr originell iſt auch die geographiſche Abgrenzung der in der Stadt ſich bekämpfenden nationalpolitiſchen Parteien. Der „Nordermarkt“ mit dem alten Neptunsbrunnen bildet dafür die Grenzſcheide, nach Süden iſt mit geringen Ausnahmen alles „Deutſch“, im Norden faſt ohne Ausnahme alles „Däniſch“. Wie oft haben im Süden der Stadt 1850 und wieder mit beſſerem Erfolg 1864 die „Deutſchen“ zu dem alten „Rothen Thore“ hinaus nach den Befreiern hinausgeſpäht, die dann endlich auch mit fliegenden Fahnen heranmarſchirt kamen, um dieſes Territorium nie wieder zu räumen. Dafür feierte man im „Norden“ die Gedenktage der däniſchen Siege von 1849 und 1850 und zeigte einander gerührt die Stelle vor dem „Norderthor“, an der Friedrich VII. vom Regenwetter überraſcht einem Tagelöhner den fadenſcheinigen und ſchmutzigen Ueberwurf abnahm, um ihn demſelben ſpäter mit einem Handſchlage und einem Speciesthaler zurückzugeben. Freilich erinnert ſich auch die mittlere Generation der „Deutſchen“ gern daran, daß der Landesherr 1854 bei einem Beſuch des von den Dänen „reorganiſirten“ Gymnaſiums die ihm von dem Gymnaſialdirector angebotene Prüfung der verſammelten Schüler hinſichtlich ihrer Fertigkeit im Däniſchen lächelnd ablehnte. Der damalige Secundaner ſah den wieder aufgedrungenen Landesvater bei dieſer Gelegenheit zum letzten Male und zwar zufällig ganz nahe. Der Körperumfang des Königs grenzte damals bereits an das Phantaſtiſche, auf der coloſſalen Figur erſchien der feingeſchnittene aber vermäſtete Kopf trotz eines mehr als normalen Umfanges ſonderbar klein. Als Galahabit trug der Monarch mit einiger Affectation die kornblaue Uniform eines gemeinen Dragoners mit einfacher lederner Degenkoppel; er ſtach in dieſem Koſtüme gegen ſeine betreßten Begleiter in der That ſonderbar genug ab. Seitdem hat die Stadt noch zwei Landesherrn geſehen, den melancholiſchen Chriſtian IX. auf der Rückkehr aus der Dannevirkeſtellung wenige Tage vor dem Falle derſelben, und den ſeit ſeiner erſten Regentſchaftsthätigkeit von Tauſenden ſchleswigholſteiniſcher Herzen erſehnt geweſenen „Wilhelm den Eroberer“.

Die Dampfpfeife ſchrillt und der kleine elegante Dampfer ſetzt ſich

langsam in Bewegung. Das weiche Licht des Nordens hebt die schöne Gestalt der den Hafen einschließenden Hügel mit ihrem üppigen Buchenlaub. Besonders reizvoll ist das von tiefabschüssigen Schluchten durchzogene Gehölz unweit der nördlichen Vorstadt mit seinem allmählichen Uebergang in die braune Haide. Wilhelm Jensen, der sich einige Jahre als nationalliberaler Publicist in Flensburg aufhielt, hat in seinem Roman „Sonne und Schatten" die Physiognomie gerade dieser Gegend in reizender Verklärung zum Ausdruck gebracht. Hier focht auch am 9. April 1848 die Blüthe der Kieler Universität und der schleswigholsteinischen Gymnasien im ungleichen Kampf gegen die dänische Uebermacht, um dann in der Vorstadt unter dänischen Dragonersäbeln zu fallen oder für das tragikomische Gefängnißidyll des Linienschiffes „Dronning Maria" auf der Kopenhagener Rhede aufgespart zu werden. Es war jener Tag, an dem nach einem schönen Dichterworte die dänischen Soldaten ihrem Könige den letzten Rest von Anhänglichkeit in den Herzen seiner deutschen Unterthanen tödteten; das damals vergossene Blut ist dem Dänenkönige in Hunderten hartbetroffener schleswigholsteinischer Familien niemals verziehen worden. Ueberhaupt drängen sich hier die düsteren Erinnerungen der nordalbischen Geschichte. An der Ausmündung des Hafens in den eigentlichen Meerbusen starb in einer stürmischen Herbstnacht des Jahres 1412 auf einem Schiffe die Schöpferin der kurzlebigen skandinavischen Union, Margaretha die Große, wenige Stunden nachdem sie den gesammten Rath der Stadt Flensburg wegen seiner Anhänglichkeit an das schauenburgische Fürstenhaus hatte hinrichten lassen. Nach der Sage forderte sie der Bürgermeister von dem Schaffot herab binnen 24 Stunden vor Gottes Richterstuhl. Vierhunderteinundfünfzig Jahre später trat in einer dunklen Novembernacht bei Fackelglanz ein anderer dänischer Herrscher in diesem Hafen die Reise nach der Roeskilder Königsgruft an, Friedrich VII., der letzte Regent der an seinem Sarge zerfallenen alten dänischen Monarchie.

Das grüne Wasser der Ostsee rollt in breiteren Wellen gegen den Dampfer. Die fruchtbare Ackerscholle des von Voß besungenen „Pflügers" wird an beiden Ufern des Meerbusens von dem Laubwalde dominirt. An einer tiefen Einbuchtung des Westufers liegt reizvoll die Kupfermühle von Cruſan. Der Meerbusen trägt hier ganz den Charakter eines Landsees; die scharfe Landzunge von Holnis legt sich dem Blick auf die Osthälfte des Meerbusens und damit auf das Meer selbst vor. Die Form der sichtbaren Wasserfläche wie der bewaldeten Ufer erinnert vielfach an den Starnberger See. Den Hintergrund des letzteren, die funkelnden Eisspitzen der tyroler Gletscherwelt vermag freilich keine Phantasie hierher zu versetzen. Auch fehlt der energische dunkelblaue Himmel des Alpenlandes; es ist Alles nordisch weicher und blasser. Aber es liegt ein feiner Reiz über diesen Ufern, den

weitaus schönsten der schleswig-holsteinischen Ostseeküste. Während die vielgerühmte Kieler Bucht außer dem unbestreitbaren Glanzpunkte Düsternbrook mit der reizvollen Aussicht von Bellevue nichts besonders Schönes bietet und namentlich an ihrem holsteinischen Ostufer völlig kahl ist, folgen sich hier unabgebrochen Hügel und Gehölz, Einbuchtung und Inselgruppe. Aus einer schmalen Lichtung der Ostseite schaut ein weißes Gebäude mit schwarzer Schieferbedachung flüchtig hervor, um im nächsten Augenblick wieder zu verschwinden. Es ist Schloß Glücksburg, der Stammsitz der 1779 ausgestorbenen alten Glücksburger Linie, des letzten auf schleswig-holsteinischem Gebiete souverän gewesenen Fürstenhauses. Das jetzige glücksburgische Fürstenhaus führt den dynastischen Namen „Holstein-Beck", seine Träger standen durch mehrere Generationen ohne sonderliche Berühmtheit in preußischen Kriegs- und Hofdiensten. Regierungsrechte auf dem Boden der Herzogthümer hat das letztere Haus ebensowenig ausgeübt wie die rivalisirende augustenburgische Fürstenfamilie, deren Besitzungen im Sundewitt nnd auf Alsen nur die Qualität von Adelsgütern hatten. Das kleine runde Schloß liegt anmuthig mitten in einem durch Abdämmung eines Meeresarmes entstandenen Teiche, auf dem dunkle Buchenblätter und gelbe Seerosen schwimmen. An seiner Stelle stand bis zur Reformationszeit ein Nonnenkloster; auf dem Kirchhofe desselben fand man bei den Bauarbeiten ganze Haufen von Kindergebeinen. Die schönen alten Gobelins des Schlosses mit ihren Schlacht- und Jagdstücken wurden 1857 auf Anordnung König Friedrichs VII. mit modernen Sammttapeten vertauscht; die waldbeschatteten Zimmer sind dadurch nur prosaischer und nicht heiterer geworden. In dem schmalen Eckzimmer an der Nordseite des Schlosses starb der König am 15. November 1863; der letzte und älteste Repräsentant des alten geistreichen und dennoch innerlich leeren, leichtlebigen und schwermüthigen, mittelmäßigen und schicksalsreichen, temperamentskräftigen und willensschwachen dänisch-oldenburgischen Königshauses.

Der bisher dem Meerbusen treu zur Seite gebliebene Wald tritt jetzt an beiden Seiten hinter Kornfeldern zurück. Hüben und drüben am Strande tauchen die rothen Dächer der Ziegelbrennereien auf. Die an denselben arbeitenden kräftigen Gestalten reden einen binnendeutschen Dialekt; es sind Lippe-Detmolder. Die daheim herrschende Noth treibt sie Sommers mit Weib und Kind bis nach Jütland hinauf in den harten Ziegelbrennerdienst; Winters wildern sie dafür in den Forsten ihrer Landesfürsten und bewundern den großen Fortschrittskämpen Hausmann. Ein trauriges Bild aus deutscher Ethnographie und Politik, das für das Deutschthum hier an der Völkerscheide nicht sonderlich Propaganda macht. Eine Art von Binnenmeer mit sonderbaren Einbuchtungen tritt jetzt zur linken Hand auf; an der Nordseite desselben liegt Schloß Gravenstein, das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl im

Feldzuge von 1864, gegenüber die Landzunge von Holnis, die Nordspitze der Landschaft Angeln, deren originell ausgezackter Ausläufer den Flensburger Meerbusen in zwei Arme theilt. Eine wundervolle Landschaft thut sich auf, im Süden von den prachtvollen Buchenwäldern Ostangelns, im Osten von der Halbinsel Broacker mit ihrem meilenweit sichtbaren Doppelkirchthum, im Südosten vom offenen Meere begrenzt. An dieser Gegend haftet für mich ein Zauber der Jugend, wie an keiner andern. Es waren keine glücklichen Jahre, die der doppelt verwaiste Knabe hier zugebracht, mancher peinliche Traum hat ihn später an die Härte dieser Zeit gemahnt. Aber er möchte wohl noch einmal am Maimorgen im Fischerkahn über dieses dunkelgrüne Wasser dahinrudern, oder am Octobernachmittag von dem hohen Naturwall des Strandes herab auf den rasenden Gischt der stahlgrünen Wellen schauen, den der steife Nordost gegen die großen Steinblöcke des unteren Strandes schleudert und sie langsam und mählich zerbröckelt. Von Jahr zu Jahr schwindet hier das Land wie auf den nordfriesischen Halligen. Hier am kieselbedeckten Ufer liegt das einsame Grab des ersten im Kriege von 1848 Gebliebenen, eines dänischen Matrosen, der am 7. April in einem kurzen Artilleriekampfe zwischen einer dänischen Flottille und zwei holsteinischen Geschützen fiel. Er hieß „Sirer" (Sieg). Ein eigenthümliches Omen, dunkel und doppelsinnig wie ein Orakel von Delphi oder Dodona.

Die See rollt höher und der Ostwind pfeift mit ungeschwächter Lungenkraft von den unsichtbaren dänischen Inseln herüber. Nach einer scharfen Wendung um die Südseite der Halbinsel Broacker blicken vom blutgetränkten Sundewitt die Mühle und das Denkmal von Düppel herunter; fern grüßt die Siegessäule von Arnkiel, dem Orte des preußischen Alsenüberganges am 29. Juni 1864. Eine der vielen deutschen Ruhmes- und Opferstätten aus dem letzten halben Menschenalter, und gewiß eine der theuersten. Es sind größere Siege erfochten worden, als die Wachtfeuer der magdeburgischen Musketiere sich in der Donau spiegelten und die Schleswiger Husaren den Hufschlag ihrer schnellen kleinen Pferde auf den Schneewegen der Bretagne ertönen ließen. Aber es liegt ein eigenthümlicher Jugendglanz auf diesen ersten Thaten von 1864, die das preußische und deutsche Herz endlich wieder in gesunder Zuversicht schlagen und eine Rettung aus dem verzehrenden inneren Hader ahnen ließen, auf dem düstern Aprilmorgen des Düppelsturmes, wie auf jener lauen Juninacht, in der die Brandenburger den ihnen vor zweihundert Jahren zum ersten Male durch den großen Kurfürsten gewiesenen Weg über den Alsensund mit märkischer Kriegsfurie überflogen. Während in Deutschland noch Alles haderte und eines Stimme gegen diejenige des Anderen war, durchfuhr die umliegenden Nationen ein plötzlicher erster Schauer vor der Größe der deutschen Staatsmacht und Kriegskunst. Wie gejagtes Wild

zerstoben die dänischen Blauen, deren zäher Widerstand in den Düppler Trancheen noch die Bewunderung der Gegner erregt hatte, in jener Nacht vor dem schrecklichen Klange der märkischen Kriegshörner. Diese That zuerst hat Preußen bei den tiefverbitterten Schleswig-Holsteinern Tausende dankbarer und anhänglicher Herzen gewonnen.

Der Dampfer macht eine kurze Wendung und legt dann bald an einer engen Schiffbrücke an. Der kleinen Stadt mit den freundlichen rothen Ziegeldächern sieht man die vielen durchlebten Schreckenstage nicht an. Eher dem alten massigen Schlosse hart am Ufer. Es ist Schloß Sonderburg, die alte „Südburg" von Alsen im Gegensatze zu der „Nordburg" am Nordende der langgestreckten Insel. Das Schloß ist das Stammhaus der beiden einzigen noch existirenden Aeste von der jüngeren königlichen Linie des Hauses Oldenburg, Holstein-Beck-Glücksburg und Holstein-Augustenburg. Das letztere Haus hat dort noch immer seine alten Fürstengrüfte. Wichtiger ist das Schloß durch die auf demselben verbüßte sechszehnjärige Haft Christians II., des Stockholmer Mörders. Man hat gegen das Andenken dieses genialsten der Oldenburger lange sehr gewüthet, neuerdings und speciell seit Dahlmanns meisterlicher Schilderung ist ihm eine bessere Würdigung zutheil geworden. Richtig ist, daß er mehr vom Fuchs als vom Löwen an sich hatte, und daß sein Charakter für einen heroischen oder tragischen zu viel schwache, ächt oldenburgische Momente zeigte. Er war kein menschenbefreiender Heros, sondern ein leidenschaftlicher, aufgeklärter und kluger Herr, der List und der plötzlich zuspringenden Gewaltthat allezeit geneigter, als dem Kampfe mit offenem Visir. Die ihm von seinen Feinden zutheil gewordene Behandlung war nach dem Maße der Zeit und den von ihm selbst gegebenen Beispielen im Grunde nicht allzu hart. Eigenthümlich war nur, daß er nicht als Gefangener Dänemarks, sondern als derjenige der schleswig-holsteinischen Ritter, seiner unversöhnlichsten Gegner erscheint, die einem der ihrigen das Wächteramt anvertrauten und selbst den Besuch des Dänenkönigs bei dem Gefangenen verbaten. Die letzten zehn Jahre seines Lebens brachte er in ritterlicher Haft zu Kallundborg auf Seeland zu, und zwar ohne eine Spur von gebrochenem Heroenthum, eher als ein behaglicher alter Herr mit starker Neigung zum Malvasier- und Burgunderconsum, der seine riesenhafte Constitution endlich im 79. Lebensjahre zertrümmerte. Im Ganzen eine ächte Gestalt aus dem lebensvollen und charakterarmen sechszehnten Jahrhundert, mehr geistreich als tüchtig, mehr eigenwillig als ausdauernd, mehr interessant als heroisch.

Von Sonderburg nach Augustenburg ist nur etwas über eine Meile. Von dem Windmühlenberg nördlich der Stadt sieht man weit in die blühende Insel hinein. Die behäbigen Höfe und Dörfer sehen aus Baumgruppen wie

aus einem Garten hervor; nur links auf Moorgrunde liegt ſchwarz und unheimlich das Dorf Kjäe, der Schauplatz eines kurzen aber erbitterten Widerſtandes der Dänen am Morgen des 29. Juni 1864. Lange Reihen erſchoſſener Preußen und mit dem Kolben erſchlagener Dänen bezeichneten am nächſten Tage den Schauplatz dieſes Kampfes; der noch zu größeren Dingen aufgehobene General Goeben verlor dabei ein Pferd unter dem Leibe. Weiter in das Land hinein ſchwindet die Fernſicht; die „lebenden Hecken" laſſen kaum einen Ueberblick auf das Nächſte zu. Der ſchmale Sund taucht zwiſchen den beiden hohen Ufern völlig unter; man merkt nichts mehr von dem Charakter der Inſel. Erſt unweit Auguſtenburg ändert ſich wieder das Terrain; der Alſenſund ſchiebt einen langen ſchmalen Waſſerarm bis unmittelbar an Marktflecken und Park heran. Ein ſtilles menſchenarmes Oertchen, kaum belebt durch die Garniſon eines Bataillons ſtämmiger Landeskinder. Das auf einem wunderſchönen Raſenplatz inmitten uralter Bäume belegene Schloß iſt jetzt Kaſerne, wie ſchon zur Dänenzeit. Es iſt Schade darum. Wenigſtens die architektoniſch ſo armen Herzogthümer haben keinen ſchöneren Schloßbau aufzuweiſen. Das große Herzogswappen mit dem norwegiſchen Löwen und dem holſteiniſchen Neſſelblatt mahnt an verrauſchte ſtolze Hoffnungen, denen der Donner von Königgrätz ein unſanftes Erwachen folgen ließ. Abgeſehen von einigen Hoflieferantenfamilien bedauert das Scheitern dieſer Hoffnungen übrigens wohl grade auf Alſen Niemand; der alte Herzog Chriſtian Auguſt war bei manchen guten Privateigenſchaften zur Erregung von Sympathien für die deutſche Fürſtenart durchaus ungeeignet. Ueberhaupt ſtellt die gerade auf Alſen ſehr lebhafte däniſche Geſinnung des Landmannes dem Regime der holſteiniſchen Fürſten und Edelleute auf dieſer Inſel kein ſonderliches Zeugniß aus. Störrig iſt das Volk dabei gar nicht; im Gegentheil in allen nicht politiſchen Angelegenheiten leichter zu handhaben, als etwa der holſteiniſche Bauer, der gegen den Beamten ein unbeſiegliches Mißtrauen beſitzt und hinter jedem gemeinnützigen Verbeſſerungsvorſchlag eine Falle wittert. Ueberhaupt iſt der nordſchleswigſche Bauer von guter Art, auch kriegstüchtig, wie das Landwehrbataillon Apenrade vor vier Jahren bei Montbeillard zum allgemeinen Erſtaunen bewies. Aber die däniſche Geſinnung wird wohl erſt der dritten Generation abzugewöhnen ſein.

Das Kirchdorf liegt auf einer Seitenſtraße, eine Stunde von dem herzoglichen Marktflecken. Ziemlich ſchmutzige Bauerhäuſer mit recht leidlichem Wohlſtande, wie überall an der Oſtſeite der Herzogthümer. Der Weſten iſt ungleich reinlicher. Einen Büchſenſchuß vom Dorfe liegt ariſtokratiſch abgeſchloſſen zwiſchen grünen Gärten und reichen Kornfeldern der Pfarrhof, das Pächterhaus beſcheiden daneben. Die Pfarrſtellen auf Alſen ſind von der eingeborenen Gottesgelahrtheit ſehr geſucht; freilich gehört zu ihrer Verſehung

Kenntniß der däniſchen Sprache. Eine ſtattliche Anzahl von in der Geſchichte der Herzogthümer namhaften Beamtenfamilien hat ihren Urſprung in den alſenſchen Pfarrhäuſern genommen. In den ruſſiſchen Oſtſeeprovinzen iſt dies bekanntlich ebenſo. Ob es in den Herzogthümern ſo bleiben wird, iſt allerdings fraglich; nirgends faſt zeigt ſich die Geiſtlichkeit dem Volksleben entfremdeter, als zwiſchen Elbe und Königsau. Ein Marſch von einer guten Stunde auf Seitenwegen führt mit ſchließlich ſehr merkbarer Steigung auf den „Hoibjerg" (Hochberg), durch das Wort „Hügeberg" ſchlecht verdeutſcht. Das Land fällt terraſſenartig aber ſcharf gegen die Oſtſee ab; ein ſchöner Buchenwald unmittelbar am öſtlichen Strande der Inſel giebt der Scenerie einige Aehnlichkeit mit dem großartigeren Arcona. Die Weitſicht iſt vorzüglich, gewiß eine der beſten in dem norddeutſchen Tieflande. Hinter dem blauen Wellenreich taucht im Südoſten deutlich Arroe auf, das letzte Stück Herzogthum Schleswig, das die Dänen 1864 behielten, im Nordoſten die große Inſel Fühnen. Eine weiße Kirche an ihrem Weſtufer funkelt deutlich erkennbar im Sonnenlicht. Die kleine waldige Vorinſel iſt Lyö, wo 1227 Graf Heinrich der Schwarze von Schwerin König Waldemar den Siegreichen nächtlich gefangen nahm und dadurch die däniſche Gewaltherrſchaft über die ſüdlichen Oſtſeeküſten für immer zerbrach; ſüdlicher deckt die Inſel Taaſinge, den Eingang zu der ſchönen Hafenſtadt Faaborg. Der däniſche Seeheld Niel Juel vernichtete dort 1677 eine ſchwediſche Flotte. Eine feine Linie am Horizont zwiſchen der Fühnenſchen Inſelgruppe und dem iſolirt liegenden Arroe zeigt das langgeſtreckte Langeland. Dreht ſich der Beſchauer um, ſo ſieht er über Südalſen, den Flensburger Meerbuſen und die volle Oſtſee hinweg das waldreiche Oſtangeln mit dem tiefeingeſchnittenen Geltinger Moor. Von Fühnen bis an die Schleimündung eine weite Rundſchau aus dem vielumſtrittenen Grenzgebiet der Sachſen und Dänen! Die Grenzſteine ſind hier oft hin- und hergeſchoben worden und das Deutſchthum hat die Ebbe und Fluth der Weſtküſte hier oft genug an ſeinem politiſchen Leben erfahren müſſen. Eine ſeltſame Geſchichte, wechſelvoll und doch wieder monoton, anziehend und doch melancholiſch, wie die ſchleswigſche Landſchaft ſelbſt und das auf dieſer Scholle genährte Volk, dem ein gütiger Stern fortan dauerhaftere Schickſale und ein würdigeres politiſches Daſein geben wolle!

Ein engliſches Urtheil über die deutſche Reichsverfaſſung.*)

Von Reinhold Pauli.

Schon ſeit einer Reihe von Jahren haben Mitglieder der engliſchen Diplomatie die ihnen von der vorgeſetzten Behörde geſtellten Aufgaben zu werthvollen Unterſuchungen und Forſchungen ausgedehnt und auch dem größeren Publicum auf dem Wege des Buchhandels zugänglich gemacht. Britiſche Geſandtſchaften unter verſchiedenen Himmelsſtrichen veranſtalteten genaue Aufnahmen über die geographiſche Verbreitung des Oïdium und andere naturwiſſenſchaftliche Probleme. Hiſtoriker und Nationalökonomen nehmen nicht minder mit Intereſſe Notiz von gründlichen Arbeiten, welche von Diplomaten über Dorfgemeindeland und Alimente, über Lage und Beſtrebungen der arbeitenden Claſſen, Aſſociationen und Gewerkvereine in verſchiedenen europäiſchen und außereuropäiſchen Ländern abgefaßt und veröffentlicht worden ſind. Das Neueſte auf ſtaatsrechtlichem Gebiete iſt das kleine, im Allgemeinen recht anerkennenswerthe Werk über die Verfaſſung des neuen deutſchen Reichs. Kein Engländer würde ſich im Jahre 1848 und der nächſtfolgenden Zeit herabgelaſſen haben, über German Constitution zu ſchreiben. Wer ſich der damaligen Publiciſtik in England erinnert, weiß ſehr wohl, wie bald das Inſelreich achſelzuckend und vornehm auf unſere nationalen und conſtitutionellen Agonien herabzuſehen begann, wie und weshalb kaum eine Stimme für das gute Recht der Elbherzogthümer gegen Dänemark ſich erhob und der Ruf nach einer deutſchen Flotte gar als die thörichtſte Illuſion einer völlig unpraktiſchen und zielloſen volksthümlichen Bewegung verlacht wurde. Der greiſe Earl Ruſſell, der ſoeben ſeine Erinnerungen an eine fünfzigjährige reich bewegte öffentliche Thätigkeit (Recollections and Suggestions 1813—1873) herausgegeben hat, ſtets ein ehrlicher Wortführer bürgerlicher und religiöſer Freiheit und ein wohlmeinender Beurtheiler Deutſchlands geweſen iſt, richtete zu Ende des Jahres 1850, als die preußiſche Politik bei Bronzell und Olmütz jämmerlich zu Schanden wurde, folgenden charakteriſtiſchen, noch ungedruckten Brief an den Freiherrn von Stockmar: „Vierzig Millionen Menſchen haben kein Recht ſich zu beklagen, daß ſie keine gute Regierung haben konnten, weil England kalt dazugeſehen. Ihre eigenen verfehlten Wünſche und täppiſchen Handlungen tragen die Schuld. Hätten ſie Herz und Seele darangeſetzt, den alten Metternichſchen Incubus abzuſchütteln, ſo wäre es ihnen

*) A Sketch of the German Constitution and of the events in Germany from 1815 to 1871 by A. Nicolson, Third Secretary in Her Majesty's Embassy at Berlin. London, Longmans Green and Co. 1875.

ſicherlich geglückt. Aber mit ihrem Wiſſen und Können wollten ſie ſich durchaus ſchlagen, um eine kleine Eroberung zu machen, und dem Könige von Dänemark Schleswig-Holſtein rauben, was weder die Gerechtigkeit noch England dulden konnte. Und zu dem deutſchen Ehrgeize kam noch ein preußiſcher, der jede Anſtrengung durchkreuzte, verwirrte und vereitelte. Auch jetzt, da Kurheſſen eine ſo gute und ſo heilige Sache hat, wie nur je eine das Mitgefühl freier Männer erregt hat, werden alle dieſe Sympathien getödtet und zerſtört durch die Einmiſchung Preußens. Nicht zum Beſten der Gerechtigkeit und der Freiheit, ſondern lediglich wegen einer guten militäriſchen Stellung und der Etappenſtraßen. Ich bin betrübt, wie es ein Engländer ſein kann, über dieſe koſtbaren, vielleicht verhängnißvollen Irrthümer, und ich bin betrübt, daß Ihre trefflichen deutſchen Gefühle durch dieſe zwei Jahre beſtändiger Enttäuſchungen aufs Tiefſte verwundet ſein müſſen." Ich könnte leicht eine Menge wenig beachteter, aber ähnlich kurzſichtiger, inſularer Urtheile aus jener Zeit aufführen, von Wellington und Peel ſo gut wie von Palmerſton oder Cobden. Höchſtens individuell gefärbt, laufen ſie alle auf das Eine hinaus: die Deutſchen hatten die Probe ſchlecht beſtanden, ſie galten erſt recht für Wirrköpfe, unfähige Träumer und Doctrinäre.

Das iſt nun in wenig mehr als zwanzig Jahren völlig anders geworden. Fehlt es doch nicht an ſolchen, welche meinen, daß das Verhältniß ſich geradezu umgekehrt habe. Aber eben deshalb gewinnt das erſte Urtheil über das gegenwärtige Reſultat unſerer Verfaſſungsſchöpfung aus den Regionen, wo man vor einem Vierteljahrhundert noch ſo ſtolz und abſprechend im Alleinbeſitz politiſcher Kunſt zu ſein wähnte, einen beſonderen Reiz.

Der Verfaſſer ſtellt ſich die Aufgabe, ſeinen Landsleuten, die doch nicht Alles aus den Zeitungen erfahren und behalten können, einen Begriff von der gegenwärtigen Verfaſſung Deutſchlands zu geben, „welches jetzt ſo ſehr die Aufmerkſamkeit der Staatsmänner aller Länder in Anſpruch nimmt." Zweckmäßig ſchickt er in einigen einleitenden Capiteln am Faden der Geſchichte eine ſtaatsrechtliche Entwickelung von den Wiener Verträgen bis zum Ende des letzten Krieges mit Frankreich im Jahre 1871 voraus. Der Stil iſt ſchlicht und klar, die Haltung durchaus objectiv, wie es einer ſolchen Arbeit anſteht. Diejenigen Leſer, die ſich eingehender unterrichten wollen, werden auf Rönnes Verfaſſungsrecht, die Bücher von Von der Heydt und Thudichum über denſelben Gegenſtand, die Verwaltungseinrichtung von Elſaß-Lothringen und Hirths Annalen des deutſchen Reichs verwieſen. Man ſieht, die Liſte iſt wenig vollſtändig. Bedeutendes, wie namentlich die Schrift von R. v. Mohl iſt ganz überſehen. In den hiſtoriſchen Partien ſchimmert die Benutzung der landläufigſten Handbücher zur allgemeinen Zeitgeſchichte von W. Menzel und E. Arnd durch. Die große Anzahl der aus officiellen Quellen

ſchöpfenden Monographien hingegen, die freilich über alle möglichen Zeitſchriften verzettelt ſind, wird gar nicht berührt. Treitſchkes Aufſätze hat der engliſche Botſchaftsſecretär nicht zur Anſicht bekommen. Beſonders muß es auffallen, daß der Verfaſſer für die Zeit ſeit 1866 die beiden in praktiſch-chronologiſcher Ordnung angelegten Bücher von L. Hahn, Zwei Jahre preußiſch-deutſcher Politik und Die deutſche Politik ſeit 1867, worin man die meiſten öffentlichen Actenſtücke beiſammen findet, gar nicht herangezogen hat.

Nichtsdeſtoweniger gereicht ihm die Arbeit zur Ehre, denn, was er weiß, das verſteht er knapp und ſcharf wiederzugeben. Mit richtigem Urtheile wird aus den Bundesacten von 1815 außer dem 13. der 11. Artikel zur näheren Erörterung hervorgehoben, weil er bei der Sprengung des Bundes im Jahre 1866 von beiden Seiten angerufen wurde. Von der Periode des bundestäglichen Regiments, wie von der kurzen Epiſode des Frankfurter Parlaments, wird ein im Ganzen getreues Bild entworfen. Abgeſehen von zahlreichen Druckfehlern begegnen freilich auch allerlei Verſtöße. Bei Aufzählung der ſiebzehn Gruppen des Bundestages ſind Weimar und die beiden Hohenzollern ausgelaſſen, und wird Limburg ſchon vor der Zeit eingefügt. Der Congreß von Aachen wird als Friede von Aachen bezeichnet. Seltſam nimmt ſich das Prädicat der Wiener Schlußacte von 1820 aus: Ein großer Schritt vorwärts! Die kurze Darlegung über die Urſprünge des Zollvereins iſt ganz verfehlt. Der Verfaſſer hat gar keinen Begriff von dem hohen Verdienſte einiger preußiſchen Staatsmänner gerade in dieſem Stück, von der erſten wirklich einigenden Kraft, die ſich geltend machte, die doch dem großen wirthſchaftlichen Politiker und Miniſter Hutchinſon auf der Stelle klar wurde. Es iſt das um ſo auffallender, als Herrn Nicolſon in der Folge von den eingehenden Beſtimmungen der Verfaſſung des Norddeutſchen Bundes über Verkehrsweſen, Freizügigkeit, Eiſenbahnpolitik bis herab zu den Tarifen für Kohle und Kartoffel augenſcheinlich imponirt wird. Er weiß zu gut aus der Geſchichte der engliſchen Verfaſſung, welchen beſtimmenden Einfluß auf die Inſtitutionen dieſe materiellen Dinge gewannen, im Mittelalter ſo gut wie im ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhundert, um von den Umgeſtaltungen des altparlamentariſchen Staates ſeit der Reformbill von 1832 ganz zu ſchweigen. Er weiß, daß ohne Mittel und Wege (ways and means = Finanzen), ohne eine feſte, ja, ſtramme Verwaltung, die in den Hauptepochen der engliſchen Entwickelung ſo beſtimmt hervortritt, alle noch ſo herrlichen Inſtitutionen in der Luft ſtehen würden. Es iſt daher ein Mangel in ſeiner Darſtellung, wenn die Herausbildung dieſer beiden Elemente durch Preußen, und zwar ſchon in der vorconſtitutionellen Zeit, nicht zur Anſchauung gebracht wird.

Zu den kleinen Verſehen gehört weiterhin, daß der Tag zu Gotha von Gagern als „Rumpf-Parlament" berufen worden ſei. Der Beitritt Hannovers

zum Zollverein wird irrig 1851 ſtatt 1852, ſowie in der in der Hauptſache anerkennenswerthen Darſtellung des Verlaufs der ſchleswig-holſteinſchen Angelegenheit die Erſtürmung der Düppeler Höhen durch die Bundestruppen um ein Jahr zu ſpät hinter die Schlacht von Idſtedt angeſetzt. Der Streit zwiſchen Oeſterreich und Preußen über die Herzogthümer, die ſie gemeinſam Dänemark entriſſen haben, iſt an der Hand der Documente gut entwickelt. Aber die beiden Rivalen laſſen ſich doch ſchwerlich als „two nations“ bezeichnen. Und wie man auch über das Anrecht des Herzogs von Auguſtenburg denken mag, wäre ſeine Succeſſion wirklich „more logical“ geweſen als die Einverleibung in Preußen, nachdem gerade an dieſer Frage von Bismarck über die Vielſtaaterei der Stab gebrochen wurde? Andererſeits verſucht der Verfaſſer Preußens Handlungsweiſe am 14. Juni 1866 aus den in Frage kommenden Artikeln der Bundesacten von 1815 und 1820 zu rechtfertigen, die gerade von Oeſterreich und ſeinen Genoſſen durch Mobilmachung der Bundesarmee gebrochen worden ſeien. In der mächtigen Wendung der Dinge legt er das Gewicht nicht ſowohl auf den Erfolg der Waffen und die Eroberung, als dahin, daß, „ehe ein Kanonenſchuß fiel“, die Grundzüge der Verfaſſung vorlagen, aus der „ein neues und geſunderes Gewächs an Stelle des verfallenen Baumes“ aufſprießen ſollte. In dem Ueberblick der Ereigniſſe, welche auf die Ausbildung der Verfaſſung einwirken, ſind die Hauptpunkte ſicher und richtig getroffen. Mit lobenswerther Präciſion wird auf Anwendung der wirklichen Titel: „Deutſches Reich“, „Deutſcher Kaiſer“, „Kronprinz des Deutſchen Reichs“ gedrungen, wogegen freilich nicht nur die engliſche, ſondern ebenſo gut unſere heimiſche Preſſe zu ſündigen fortfährt.

In dem Schlußcapitel, dem bedeutendſten, werden nach der Reihe an der Verfaſſung des norddeutſchen Bundes nebſt dem Zollparlament und an der Reichsverfaſſung von 1871 die Befugniſſe der Centralgewalt gegenüber den Einzelſtaaten, die Rechte der Unterthanen, Bundespräſidium und Kaiſer, Kanzler und Bundeskanzlei, der Bundesrath mit ſeinen Ausſchüſſen, der Reichstag mit Präſidium, Geſchäftsordnung, geſetzgebenden Befugniſſen und Privilegien der Mitglieder, Militär, Verkehrsweſen und Finanzen erörtert. Am Schluß wird kurz auf die Unvollkommenheiten und ungelöſten Probleme hingewieſen, wobei bemerkenswerth der unitariſchen Tendenzen, da ſie dem föderativen Princip den Untergang bereiten würden, in keiner Weiſe Erwähnung geſchieht. Charakteriſtiſch iſt, daß der Wortſchatz der engliſchen Sprache, wie man das z. B. auch in Nordamerika beobachten kann, in politiſchen Dingen entſchieden hinter dem deutſchen zurückſteht und nicht ausreicht, um die Abwandlungen und Gegenſätze ohne Umſchreibungen ſcharf und präcis hervorzukehren. Der Engländer nimmt daher gern die fremden originalen Ausdrücke, wie Staatenbund und Bundesſtaat zur Hilfe. Ueber die

parlamentariſche Union geht unſer Autor nicht hinaus und das Wort Einheitsſtaat hat er augenſcheinlich vermieden.

Der Verfaſſer wird gut thun einer neuen Auflage, die nicht ausbleiben wird, die Verfaſſungen von 1867 und 1871 vollſtändig und, ſo weit ſie abweichen, in parallelen Columnen beizugeben, wie ſie zum Zweck ſtaatsrechtlicher Vorleſungen an der Univerſität Göttingen in ungemein lehrreicher Weiſe zuſammengeſtellt ſind. Wie man in England aus dem mit jeder Auflage immer beſſer und vollſtändiger gewordenen Buche von Bryce, the Holy Roman Empire, zuerſt Einſicht in die ältere deutſche Verfaſſungsgeſchichte und die Zuſammenhänge einer centrifugalen Staatenbildung zu gewinnen ſuchte, ſo wird dies kleine Werk vorausſichtlich zum viel benutzten Lehrbuch über unſer neues Reich werden und zuverſichtlich in raſch auf einander folgenden Editionen durch Beſeitigung der gerügten Verſtöße und Mängel immer wirkſamer ſeinen Zweck erfüllen.

Die Schuldhaft in England.

Von Guſtav Cohn.

Ein intereſſantes Beiſpiel für die allgemeine Thatſache, daß die engliſche Geſetzgebung im Gegenſatz zu der continentalen immer nur ſtückweiſe reformirt, niemals in einem ſyſtematiſchen Sinne herrſchenden Doctrinen freies Feld gegeben, liberalen Anforderungen der Neuzeit an Privat- und Strafrecht, Wirthſchaftsgeſetzgebung, politiſche Berechtigung u. dgl. m. nur bedächtig Zugeſtändniſſe gemacht hat — iſt die Reform der Schuldhaft in jenem Lande. Der Gang jener Geſetzgebung im letzten Menſchenalter war lehrreich für den Zuſtand der geſetzlich herrſchenden Schuldhaft in anderen Ländern, und iſt lehrreich für den gegenwärtigen Zuſtand der aufgehobenen Schuldhaft.

Im Jahre 1832 erklärten die Mitglieder der königlichen Commiſſion, welche zur Berichterſtattung über die Reform des Strafrechts niedergeſetzt war, in ihrem Bericht Folgendes:

„Das Princip des jetzt herrſchenden Rechts geht dahin, durch die ununterſchiedliche Anwendung ſtarker Zwangsmittel, des Arreſts und der Einſperrung, die Gerechtigkeit herzuſtellen. Dies Syſtem hat ſich als ſo hart und ungerecht erwieſen, daß man es endlich als nothwendig anerkannte, ſeine Folgen durch das Geſetz über die Zahlungsunfähigkeit zu mildern. . . Man hat aber die Urſache dieſer Folgen fortbeſtehen laſſen, und dieſe muß beſeitigt werden, indem man die Ermächtigung zur Schuldhaft ſelbſt beſchränkt und zwar auf ſolche Fälle, in welchen ſie gerechtfertigt iſt durch das deutliche

und gerechte Princip, erstens den Schuldner zu hindern, daß er betrügerischer Weise sein Vermögen bei Seite schafft, zweitens ihn für wirklich begangenen Betrug zu bestrafen, drittens ihn zu zwingen, nach gefälltem Urtheil entweder die Schuld zu bezahlen oder eine Cession seines ganzen Vermögens zu Gunsten des Gläubigers vorzunehmen. Darüber hinaus, das ist unsere Ansicht, ist die Schuldhaft weder principiell gerechtfertigt, noch praktisch zuträglich."

Zu der Zeit, wo dieser Commissionsbericht erstattet wurde, konnte nämlich in England ein Schuldner noch, blos um sein Erscheinen im Processe zu erzwingen, vor gefälltem Urtheil in Arrest gebracht werden, eben so wie nach gefälltem Urtheil. Dies wurde indeß, in Folge jenes Berichtes, durch Gesetz vom Jahre 1838 (1 und 2 Vict. c. 110) beseitigt.

Sechs Jahre später that man einen weiteren Schritt, indem man (1848, 7 und 8 Vict. c. 96) die Schuldhaft auch nach gefälltem Erkenntniß in so weit beschränkte, daß außer für Betrug oder dem Betruge ähnliches Mißverhalten Niemand zur Haft gebracht werden konnte, sofern es sich um eine Summe unterhalb zwanzig Pfund Sterling handelte.

Schon im folgenden Jahre aber reagirte gegen die durch das Gesetz von 1844 ertheilte Freiheit der kleinen Schulden von der Schuldhaft ein ergänzendes Gesetz (8 und 9 Vict. c. 127), welches dem „betrügerischen Mißverhalten" eine weitere Ausdehnung und deutlichere Fassung geben sollte. Dasselbe bestimmte: „Falls der Gerichtshof die Ansicht gewinnt, daß der Schuldner des Betruges schuldig gewesen bei Contrahirung der Schuld oder bewußt, ohne vernünftige Aussicht auf Fähigkeit zur Rückzahlung sie contrahirt hat oder daß er sein Vermögen bei Seite geschafft hat, um es seinen Gläubigern zu entziehen oder daß er fähig ist, die Schuld allmählich abzuzahlen und es doch nicht thut — dann sollte der Gerichtshof für jede Frist bis höchstens vierzig Tage ihn zur Haft bringen lassen dürfen." Zugleich wurde bestimmt, solche Haft solle niemals als Tilgung der Schuld gelten, was bisher in der Praxis der Gerichtshöfe häufig der Fall gewesen war.

Ja eine abermalige Reaction brachte das nächstfolgende Jahr durch Einrichtung der „Grafschaftsgerichte" (County-Courts 1846, 9 und 10 Vict c. 95), indem es den anderen Voraussetzungen für die Haft, eine alte Bestimmung erneuernd hinzufügte, wonach jeder Schuldner, welcher blos einer gerichtlichen Ladung nicht folgte, ebenfalls eingesperrt werden sollte. Und diese Bestimmung blieb bis zum Jahre 1859 bestehen.

Nachdem dann noch im Jahre 1861 die Bestimmungen des „Bankerott-Gesetzes" von den Kaufleuten und Gewerbtreibenden auf die Gesammtheit der Schuldner (ausgenommen derer, welche unter die Competenz der Grafschaftsgerichte, £ 20, fielen) ausgedehnt waren, wonach der Schuldner durch Erfüllung gewisser Vorschriften Entlassung aus der Haft vom Gerichte erlangen

kann — wurden im Jahre 1869 die beiden Gesetze ins Leben gerufen, welche die heute geltenden sind.

Das erstere der beiden war die „Acte über die Abschaffung der Schuldhaft, für die Bestrafung betrügerischer Schuldner und für andere Zwecke" (32 und 33 Vict. c. 62) — das andere die „Acte zur Consolidirung und Amendirung des Bankerottgesetzes" (32 und 33 Vict. c. 71).

Das erstere Gesetz schrieb Folgendes vor: Es solle künftig Niemand zur Haft gebracht werden wegen Nichtzahlung einer schuldigen Summe Geldes. Hierbei blieb indessen vorbehalten, daß für höchstens sechs Wochen eine Haft sollte verfügt werden können in dem Falle, wo dem Gerichtshofe der Beweis geliefert sei, daß der Schuldner die Mittel besitzt zu bezahlen und dennoch die laut Erkenntniß schuldige Zahlung verweigert.

Das andere Gesetz faßt das Recht des Bankerotts dahin zusammen, daß der Insolvente sein ganzes Vermögen zu Gunsten der Gläubiger hergiebt, worauf er seiner Verbindlichkeiten durch das Gericht entlassen werden kann, vorausgesetzt entweder, daß sein Vermögen nicht weniger als fünfzig Procent der Schulden ergeben hat, oder daß ein Beschluß der Gläubiger ihn für den Ausfall unterhalb fünfzig Procent der Verschuldung freispricht. Nach solcher Entlassung aus den Schulden durch Erkenntniß des Gerichtshofes ist der Bankerotteur persönlich und mit seinem zukünftigen Vermögen von allen Forderungen befreit, ausgenommen Ansprüche der Krone oder Verpflichtungen, die er durch betrügerische Mittel eingegangen ist.

Das Bankerottgesetz gilt für Personen, deren Schuldmasse mindestens fünfzig Pfd. Sterl. beträgt. Sie sind durch Abtretung ihres Vermögens von der Schuldhaft, welche nach dem ersteren Gesetze die kleinen Schuldner trifft, befreit.

Hiermit ist in möglichster Kürze der neuere Gang und gegenwärtige Stand der heutigen englischen Schuldhaftgesetzgebung angegeben.

Die augenscheinlich verschiedene Behandlung der größeren und der kleinen Schuldner durch jene Gesetzgebung des Jahres 1869 hat zur Folge gehabt, daß dieser Zustand in allerneuester Zeit abermals erörtert worden ist.

Im Frühjahr 1873 setzte das Unterhaus des Englischen Parlaments einen Ausschuß nieder, welcher nach englischer Weise Zeugen über die Praxis der Grafschaftsberichte hören und alsdann dem Hause Bericht erstatten sollte. Dieser Bericht ist am 24. Juli 1873 erstattet worden und liegt uns vor.*)

Ueber jenen Unterschied des Rechtes sagt der Bericht selber dieses.

Der Hauptunterschied besteht darin, daß der größere Schuldner als

*) Report from the Select Committee on Imprisonment for Debt, together with the Proceedings of the Committee, Minutes of Evidence and Appendix.

Bankerotteur durch Zahlung von fünfzig Procent oder durch Accord mit seinen Gläubigern über eine geringere Dividende (was das übliche ist*) vollständig von seinen Schulden liberirt wird. Dagegen kann man dem kleinen Schuldner all seine Habe nehmen und ihn obenein ins Gefängniß setzen. Selbst wenn er dem einen Gläubiger Abzahlungen macht, indem er sich etwa durch Darlehn von Freunden zu helfen sucht, dann bleiben seine anderen Gläubiger unbefriedigt und ein gleicher Proceß kann gegen ihn beständig wiederholt werden, ohne daß er die Möglichkeit besitzt, ein gleiches Abkommen mit seinen Gläubigern zu treffen wie der größere Schuldner.

Ueber diesen Zustand sind nun lebhafte Klagen vor den Untersuchungs-Ausschuß gelangt.

Mr. Kerr, ein Richter des Gerichtshofes für kleine Schuldforderungen in der City von London, berichtet vor dem Ausschusse von einem Vorfalle, welcher frappant diesen Widerspruch aufdrängte. Vor ihm erschien ein Verklagter, welcher auf Ladung des Verwalters einer Concursmasse zu antworten hatte; dieser fragte: „Ist es wohl recht, daß ich die volle Forderung diesem Manne zahlen soll bei Strafe der Einsperrung, während dieser Mann nur die Hälfte bezahlt hat und jetzt frei ist?“ Er, Mr. Kerr, habe ihm geantwortet: „Nein, ich denke nicht, daß es recht ist, aber ich kann da nicht helfen.“

Derselbe Zeuge bezeichnet den gegenwärtigen Zustand also: „Der reiche Mann wischt auf einmal die ganze Schuld weg; aber der arme Mann schleppt sich sein Leben lang mit einer erbärmlichen Schuld.“

Aehnlich äußern sich mehrere andere Richter und Beamte aus den Provinzen. Mr. Leech, ein Anwalt aus Derby, antwortet auf die Frage eines Ausschußmitgliedes, ob er irgend einen wesentlichen Unterschied zwischen der vom Lohne und der vom Kleinhandel lebenden Klasse finden könne, welche jene verschiedene Behandlung rechtfertige: „Nicht den geringsten; vielmehr scheint die Behauptung durchaus berechtigt, daß es ein Gesetz für den Reichen und ein anderes Gesetz für den Armen giebt; ich weiß, daß die arbeitenden Klassen diese Ueberzeugung hegen.“

Solchen Ansichten gegenüber wird nun aber behauptet, allerdings seien die beiden Kategorien von Fällen verschieden und verlangten eine verschiedene Behandlung. Es würde im Falle der kleinen Schuldner schwierig, ja unmöglich sein, dasselbe Mittel zu gewähren, welches das Bankerottgesetz den größeren Schuldnern gewährt. Ferner werde die Einsperrung der kleinen

*) Nach einer amtlichen Aussage haben unter 7000 Bankerotten in London nicht weniger als 6000 unter zehn Procent als Accordsumme gezahlt. Vgl. die Zeugenaussagen des oben erwähnten Parlamentsberichts Nr. 6711.

Schuldner nur verhängt, wenn trotz Zahlungsfähigkeit keine Zahlung erfolgt — wie das Gesetz es vorschreibt — was ja keine Härte in sich schließe, da alsdann der Schuldner nur gezwungen werde, eine Verpflichtung zu erfüllen, die er erfüllen kann, aber aus freien Stücken nicht erfüllen will.

Aber der Parlamentsausschuß bestreitet, daß gerade bei diesem Verfahren gegen die kleinen Schuldner die also behauptete Gerechtigkeit gewahrt werde. Während die größeren Schuldner, unter dem Bankerottrecht, gleich den Gläubigern durch ihre Anwälte vertreten werden und nichts versäumt wird, was vor Gericht zu ihren Gunsten angeführt werden kann, befindet sich der kleine Schuldner in einer ganz anderen Lage: er ist aus Furcht seine Beschäftigung zu verlieren regelmäßig nicht im Stande, vor Gericht zu erscheinen und er hat auch keinen Anwalt, welcher sich seiner Sache annimmt. Die Folge davon ist, daß über seine Zahlungsfähigkeit, seinen guten oder bösen Willen und alle anderen dazu gehörigen thatsächlichen Momente die Information oft sehr lückenhaft ist und der Richter selbst bei redlichem Bemühen nicht der näheren Sachlage gerecht werden kann. Die Zahlungsfähigkeit des kleinen Schuldners beruht auf der Höhe des Lohnes, welchen er verdient, dann aber auch auf den Verhältnissen und Bedürfnissen seiner Familie, ferner auf seinen Verpflichtungen gegen andere Personen. Die ersten beiden Punkte werden vielleicht noch festgestellt, der dritte aber selten oder niemals; und in dem letzten gerade liegt der große Nachtheil der kleinen Schuldner gegen den großen, welcher sich im Concursverfahren mit allen Gläubigern auf einmal abfindet, während der kleine Schuldner von einem Gläubiger nach dem anderen gezwackt werden kann, die Gesammtheit der Schulden aber nicht gekannt wird in dem einzelnen Falle, wo der Richter über seine Fähigkeit urtheilen soll, die einzelne Schuld zu zahlen — was offenbar zutreffend nur möglich ist, wenn man alle Verpflichtungen des Mannes kennt.

Nun giebt es zweierlei Anschauungen, welche eine Reform des vorhandenen Mißverhältnisses fordern.

Die eine will gänzliche Abschaffung der Schuldhaft, die andere will nur Milderungen mit Beibehaltung der Schuldhaft.

Die erstere läßt sich mit ihren Gesichtspunkten folgendermaßen zusammenfassen. In vielen Districten von England und Wales wird notorisch — nach übereinstimmden Zeugenaussagen vor dem Ausschusse — eine Menge von Schulden contrahirt und eine ungebührliche Masse Credit gewährt oft ohne Kenntniß des eigentlich Verpflichteten (namentlich an die Ehefrauen); bei dieser Art von Creditgewährung verläßt sich der Gläubiger meistens auf die Schuldhaft als ein Mittel zu seinem Gelde zu kommen; der Besitz dieses Zwangsmittels über die Person des Schuldners verleitet gar zu häufig zur Nichtachtung der gewöhnlichen Pflicht zur Vorsicht auf Seiten des Gläubigers

bevor er auf die Schuld eingeht; ein fehlerhaftes System des Credits ist durch diese Mißbräuche herbeigeführt worden. Ferner wird geltend gemacht, daß die Schuldhaft eine Abweichung von dem gemeinen Rechte Englands ist, denn dieses habe die Execution gegen das Vermögen ursprünglich als das entsprechende und als das einzige Mittel anerkannt. Auch besteht in Schottland (dessen Rechtszustand ja vielfältig von dem englischen abweicht) keine Schuldhaft für kleinere Beträge als acht und ein drittel Pfund Sterling (hundert Pfund Schottisch) so wie dort ferner die Arbeitslöhne bis zur Höhe von ein Pfund Sterling wöchentlich vor Beschlagnahme geschützt sind. Nichts desto weniger hat sich dort das Geschäftsleben so eingerichtet, daß jeder wünschenswerthe Credit dort gewährt wird — und das Gleiche wird, wie man erwartet, in England nach Beseitigung der Schuldhaft der Fall sein. Hierzu wird erläuternd namentlich hervorgehoben, daß der unvermeidliche Erfolg der gegenwärtig verhängten Schuldhaft meist der ist, für eine Zeit lang die Hauptmittel des Schuldners zur Erfüllung seiner Verpflichtungen zu vernichten, daß dieselbe daher jene Verpflichtungen auf den Erwerb der anderen Familienmitglieder wälzt oder den Schuldner veranlaßt, sich davon durch Contrahirung neuer Schulden unter der Form von Darlehn zu befreien. Der Durchschnittsbetrag der Schulden, um derentwillen die Schuldhaft verhängt wird, erreicht nicht einmal ein Drittel jenes Maximumbetrages, welcher in Schottland von der Schuldhaft befreit ist, drei Fünftel aller Schuldklagen gehen auf Beträge, die geringer sind als zwei Pfund Sterling; viele derselben hat man oft lange Zeit ausstehen lassen und sie dann an Schulden-Eintreiber verkauft, durch welche die Schuldhaft dann im Wege des Processes durchgesetzt wird. Die Kosten der Schuldhaft und der Unterhaltung des Schuldners in derselben haben die Steuerzahler der Grafschaft zu zahlen. Das Gerichtsfahren, wie schon erwähnt, giebt keine Gewähr für eine ausreichende Kenntniß der Zahlungsfähigkeit des Schuldners, besonders mit Rücksicht auf seine Schulden an dritte Gläubiger. Auch ist die Handhabung des Gesetzes ungleich und unsicher in ihren Resultaten, indem die Dauer der Haft ganz schwankend ist, von sieben bis zehn und vierzehn Tagen bis hinauf zu zwanzig, ja vierzig Tagen; es giebt viele Fälle, wo derselbe Schuldner wiederholt zur Haft verurtheilt ward und die Häufigkeit solcher wiederholten Haftfälle beweist, daß die Schuldhaft nicht den unehrlichen Schuldner von der Wiederholung abschreckt, wogegen sie dem ehrlichen Schuldner eine unverdiente Strafe auferlegt und ihn ungebührlich hart drückt.

Unter dem Eindrucke aller derartiger Erwägungen wird gefordert, daß die Acte vom Jahre 1869 insoweit abgeändert werde, daß die Schuldhaft künftig nicht mehr von Grafschaftsrichtern verhängt werden könne, außer in denjenigen Fällen, wo die Schuld vermittelst falscher thatsächlicher Behauptungen contrahirt worden ist.

Eine radicale Aufhebung der Schuldhaft wird also auch von dieser Seite nicht verlangt.

Nun hören wir die Erwägungen des anderen Theiles.

Unter den gegenwärtigen Verhältnissen ist der Credit für den Armen eben so gut eine Nothwendigkeit wie für den Reichen: wenn aber die Schuldhaft abgeschafft würde, so würde ein großer Theil des dem Armen unentbehrlichen Credits vernichtet oder wegen des größern Risicos vertheuert werden. In jedem würde es den arbeitenden Klassen nachtheilig sein, zumal für Fälle unerwarteter Krankheit oder Mangels an Beschäftigung. Die Schuldhaft trete ja nur ein, wo bei Zahlungsfähigkeit die Zahlung unterbleibt, und in solchem Falle sei die Haft keine Härte. Auch sei erwiesen, daß öfters erst die Androhung der Haft zahlungsfähige Schuldner zur Zahlung veranlaßt. Wenn die Richter trotz ihres Eifers um Kenntnißnahme der Verhältnisse des Schuldners öfters sich irren, so braucht darum nicht die Schuldhaft gegen Böswillige aufgehoben, sondern das Gesetz nur verbessert zu werden, damit jene Kenntnißnahme befördert werde. Denn würde die Schuldhaft ganz beseitigt, so würde manch ein hartnäckiger oder unehrlicher Schuldner der Erfüllung seiner Verpflichtungen zu entgehen wissen. Die Furcht vor der Haft sei gerade so sehr wie die Haft selber das Mittel für den Gläubiger, seinen Anspruch durchzusetzen, und gerade diese latente Wirkung der Schuldhaft lasse sich durch keine Ziffer bezeichnen. Ein Executionsmandat gegen das Vermögen des Schuldners würde gar kein Ersatz sein, da der Regel nach der Schuldner keine anderen Besitzthümer hat als diejenigen, welche das Gesetz von der Pfändung befreit.

Es mag zu diesen Erwägungen noch hinzugefügt werden, daß die große Mehrzahl der Grafschaftsrichter zu Gunsten der bestehenden Schuldhaft sich ausgesprochen hat, von der Ansicht ausgehend daß die arbeitenden Klassen den Credit absolut nicht entbehren können und ihnen die Kleinhändler keinen Credit mehr geben würden, wenn die Schuldhaft fortgefallen wäre.

Auf Grund jener beiderseitigen Anschauungen und Gründe ist nun der Ausschuß zu folgenden Resultaten gelangt.

Indem er wesentlich denjenigen Erwägungen sich anschließt, welche für Aufhebung der bestehenden Schuldhaft sprachen, verlangt er:

Es soll der Grafschaftsrichter in jedem Falle einer Schuldklage sich überzeugen, ob der Schuldner noch andere Schulden hat, indem er den Schuldner veranlaßt, in bemessener Frist einen wahrheitsgetreuen und vollständigen Bericht über alle seine Schulden und alle seine Mittel zur Zahlung derselben einzureichen; und der Richter soll ein dem entsprechendes Erkenntniß auf Zahlung der Schulden abgeben, sei es auf volle Zahlung oder auf Ratenzahlung oder auf Execution in das Vermögen des Schuldners, je nach Be-

finden der Richters. Die Vertheilung und Auszahlung der Summen ſoll vor Gericht geſchehen.

Es ſollen die Beſtimmungen der Geſetze vom Jahre 1869 über betrügeriſche Schuldner revidirt werden.

Es ſoll die Ermächtigung zur Schuldhaft, wie ſie jetzt von den Grafſchaftsrichtern gehandhabt wird, aufgehoben werden.

Da bei Annahme dieſer Empfehlungen der Verkehr der kleinen Leute bedeutend dadurch beeinflußt werden würde, ſo ſoll das neue Geſetz erſt nach angemeſſener Friſt in Kraft treten, damit ſich der Verkehr bei Zeiten darauf einrichten kann.

So der Unterhaus-Ausſchuß.

Eins wird, wie man ſieht, im beſtehenden Rechte wie in den Reformvorſchlägen ſtets feſtgehalten, das iſt die Beſtrafung der „böſen" Schuldner im eigentlichen Sinne des Wortes. Der geltenden Praxis wird nur vorgeworfen, daß ſie hierin zu weit gegangen iſt.

Indogermaniſche Rechtsalterthümer.

Von Julius Jolly.

Iſt es wahr, daß bei allen Völkern die ſtaatliche Entwicklung mit patriarchaliſchen Zuſtänden beginnt? Und liegt in der Geſchichte des Grundeigenthums dem modernen Sondereigenthum eine Periode des Genoſſenſchaftseigenthums voraus? Während man früher geneigt war namentlich die erſtere dieſer beiden Fragen, deren beſondere Wichtigkeit keiner Hervorhebung bedarf, die aber mit der anderen in einem, wie ſogleich erhellen wird, ſehr engen Zuſammenhange ſteht, ohne weiteres zu bejahen und das patriarchaliſche Leben der hebräiſchen Erzväter, wie es die Bibel ſchildert, als den Urzuſtand der menſchlichen Geſellſchaft anzuſehen, glauben neuere Forſcher, von eheloſen „hetäriſtiſchen" Zuſtänden als den älteſten ausgehen zu müſſen. Theils allgemeine Erwägungen pſychologiſcher Natur, theils die Mittheilungen, die uns von glaubwürdigen Reiſenden über die Lebensweiſe gewiſſer unciviliſirter Volksſtämme zugekommen ſind, haben neuerlich einen namhaften engliſchen Forſcher, Sir John Lubbock, zu der Annahme einer eheloſen Vorzeit geführt, und ähnliche Anſichten über die Anfänge des geſelligen Zuſammenlebens der Menſchen treten jetzt auch bei anderen Schriftſtellern auf, unter denen wir Mac Lennan und F. v. Hellwald in ſeinem intereſſanten Werk über allgemeine Culturgeſchichte hervorheben.

Es iſt ſchwer, dieſer Anſchauung mit allgemeinen Gründen wirkſam ent-

gegenzutreten. Denn die patriarchalisch organisirte Familie, bestehend aus einem Inbegriff von Weibern, Kindern und Sclaven, von lebendigem und lebloſem Eigenthum, alle zusammengehalten durch die despotische Gewalthaberschaft eines Hausherrn, ist ein so complicirtes Ding, daß es kaum Wunder nehmen kann, wenn Jemand eine in dieser Weise zusammengefügte Gesellschaft nicht als Grundlage und früheſten Ausgangspunkt aller socialen Entwicklung anerkennen will. Es ist gleichwohl Peschel in dem von der „Ehe und väterlichen Gewalt" handelnden Abschnitt seiner Völkerkunde gelungen, mindeſtens Spuren beider Einrichtungen bei den meisten Völkern nachzuweisen und zugleich einige Hauptargumente Lubbocks siegreich zu widerlegen. Auffallend ist es nur, daß Peschel bei seiner Beweisführung nicht auch die Untersuchungen und Ergebnisse Sir H. Maines in seinen „Village Communities"*) benützt hat, die sich zwar nur auf das engere Gebiet des indogermanischen Alterthums erstrecken, durch diese Beschränkung aber an Interesse wenig verlieren, an Zuverläſſigkeit erheblich gewinnen. Wenn freilich selbst ein Gelehrter von so eminenter Beleſenheit wie Peschel das Buch von Maine nicht zu kennen scheint, so geht hieraus hervor, wie wenig es überhaupt in Deutschland bekannt geworden ist. Ebendeshalb aber halten wir es für Pflicht, auch nachträglich auf die reichen Erfahrungen, auf die geistreichen Combinationen hinzuweisen, die der in seinem Vaterlande hochangesehene Verfasser des „Ancient Law", ehedem juristischer Beirath der höchsten indischen Regierungsbehörde und jetzt Professor der Jurisprudenz in Oxford, hier in der ansprechenden Form von sechs Vorleſungen niedergelegt hat.

Es ist unsere zweite Frage, deren Beantwortung den Verfasser hauptsächlich beschäftigt, und er nimmt seinen Ausgang von den europäischen Ueberresten einstigen Genoſſenschafts- oder gemeinsamen Eigenthums, um hieran eine äußerst lehrreiche Schilderung der Beſitzverhältniſſe in den indischen Dorfgemeinden zu knüpfen. Diese Verhältniſſe sind den englischen Beamten in Indien nicht immer so klar gewesen wie heutzutage, vielmehr sind früher aus Unkenntniß derselben verhängnißvolle Mißgriffe gemacht worden, obschon in dem schon 1792 von Sir W. Jones ins Englische übersetzten Gesetzbuche des Manu und namentlich in den kurz darauf von Colebrooke übersetzen Werken neuerer indischer Juristen Winke genug über gemeinsamen Beſitz, Haftung der Miteigenthümer für Schulden u. dgl. enthalten sind, um Jeden, der seine Augen offen hält, von der radicalen Verschiedenheit der indischen Eigenthumsrechte von den deutschen zu überzeugen. Maine führt zur Entschuldigung der Blindheit, welche die früheren englischen Statthalter hiergegen bewieſen haben,

*) Village Communities in the East and West. Six Lectures delivered at Oxford by Sir H. S. Maine. 2d edition. London 1872.

an, daß in Bengalen, der zuerst eroberten Provinz, die einstige Bedeutung der Dorfgemeinden vielfach geschwunden und das Recht an Grund und Boden im Uebergang von gemeinsamem zu Individualeigenthum begriffen sei. Ob sich hiermit die berüchtigte Maßregel des Lord Cornwallis genügend vertheidigen läßt, haben wir hier nicht zu untersuchen; er schuf nemlich in Unterbengalen dadurch, daß er die ehemaligen Steuereinnehmer der von den Engländern verdrängten mohamedanischen Despoten als Großgrundbesitzer anerkannte, eine ganz neue Aristokratie, deren Werth oder vielmehr Werthlosigkeit sich leicht ermessen läßt. Wie dem auch sein mag, jedenfalls haben die begangenen Fehler und die traurigen Folgen derselben zu einer sorgfältigen Prüfung der agrarischen Verhältnisse des Landes veranlaßt, deren wichtigste Resultate eine ebenso solide Grundlage für Maines Schilderung der indischen, wie sie die berühmten Arbeiten G. L. v. Maurers für seine Schilderung der deutschen Zustände abgaben.

Das ganze civilisirte Indien läßt sich als ein Aggregat von unzählbaren Dorfbezirken betrachten, und selbst die größeren indischen Städte lassen meist ihre Entstehung aus Dörfern noch heutzutage deutlich erkennen. Zur Bestätigung dieser Bemerkung Maines sei hier gleich erwähnt, daß auch Lassen in seiner „Indischen Alterthumskunde" neben dem Kastenwesen die Dorfverfassung als den zweiten Pol des indischen Staates wiederholt und schon für die ältesten Zeiten bezeichnet. Diese Dorfbezirke nun zerfallen je in drei Theile, das Ackerland, die Brache, die zugleich als Gemeinweide dient, und das Dorf selbst. Das Ackerland oder die Feldmark ist unter die Familienväter des Dorfes aufgetheilt, aber bei dem Anbau ihrer Ackerloose müssen sie alle sich nach einer Reihe sehr complicirter Regeln über die Bewirthschaftung des Bodens richten, die von Alters her überliefert als unabänderliche Normen festgehalten werden. Ist also dem Anscheine nach der Acker, den ein Bauer mit seinen Söhnen und Knechten oder Sclaven bestellt, sein individuelles Eigenthum, so beweisen doch die Einschränkungen, denen er bei der Ausnützung dieses Eigenthums mitsammt den übrigen ansässigen Männern seines Bezirks unterworfen ist, daß der That nach auch sein Ackerloos als Eigenthum der genannten Gemeinde aufgefaßt wird, so gut wie der zweite Hauptbestandtheil ihres Grundbesitzes, die Gemeinweide oder, um das alte deutsche Wort zu gebrauchen, die Almend. Diese pflegt in Indien einen sehr großen Umfang zu haben, einen so großen, daß unter den harten Vorwürfen, welche der englischen Verwaltung in Ostindien nach dem Aufstande von 1857 von allen Seiten gemacht wurden, auch der vorkam, sie lasse weit ausgedehnte Strecken öde liegen, anstatt sie mit englischen Colonisten zu besetzen und dadurch in die Masse der eingeborenen Bevölkerung einen Keil europäischer Ansiedler einzuschieben. Allein dieses unangebaute Terrain ist, wie alsbald die besten

Kenner der indischen Agricultur nachwiesen, kein herrenloses Land, sondern die Einwohner der Bezirke, in denen es liegt, sind sich ihres Eigenthumsrechts darauf wohl bewußt, selbst dann, wenn sie kein Vieh darauf zur Weide treiben, da bei einem so vorwiegend vom Ackerbau lebenden Volke, wie es die modernen Hindu sind, die Viehzucht nur eine untergeordnete Rolle spielt.

Bleiben wir hierbei vorerst stehen, so ist es unmöglich die Analogie der indischen Bodenverhältnisse mit jener Phase des deutschen Grundeigenthums zu verkennen, die durch die Forschungen G. L. v. Maurers aufgedeckt worden, von Nasse u. a. auch für das mittelalterliche England nachgewiesen ist und sich in diesen Ländern, sowie in Scandinavien theilweise bis auf den heutigen Tag forterhalten hat. So lange die Viehzucht noch überwog, bestand der Grund und Boden in diesen Ländern zum größten Theil aus Wiesen und Wäldern, in die sich eine Anzahl von Markgenossenschaften getheilt hatten. Jedes Mitglied der Genossenschaft durfte sein Vieh darauf zur Weide treiben oder in dem Walde Holz fällen, indem nur ein erwählter oder erblicher Aufseher darüber wachte, daß die übrigen Genossen dadurch nicht zu kurz kamen. Die Feldmark stand meistentheils unter der Herrschaft des Dreifelderſystems, und hier ist es merkwürdig genug, daß auch in verschiedenen Gegenden Indiens eine Eintheilung des zu dem Dorfe gehörigen Ackerlandes in drei Gemeindeäcker auftritt. Man könnte hiernach auf die Idee kommen, daß die Dreifelderwirthschaft noch weit über Tacitus Zeiten hinauf bis in die indogermanische Urzeit zurückreiche, wären nicht, wie Maine einsichtig bemerkt, die Bedingungen der Bodencultur in einem tropischen Lande von den mittel- und nordeuropäischen zu verschieden, um hier mehr als ein Spiel des Zufalls zu sehen. Kein Zufall ist es dagegen, daß das Eigenthumsrecht des deutschen Bauern auf die Feldmark seines Dorfes genau auf die nämliche Weise geregelt ist wie in Indien; auch er hat einen Theil davon als freies Eigenthum inne, auch ihm sind andererseits durch eine Menge gewohnheitsrechtlicher Bestimmungen über die Art des Anbaus die Hände gebunden. Diese Bestimmungen mögen von den in Indien geltenden völlig abweichen, wie sie auch bei uns ja nach den Provinzen differiren oder differirten, aber ihr Zweck ist hier wie dort der gleiche, nämlich der, mit der Annehmlichkeit getrennten Eigenthums die Vortheile einer gleichmäßigen Bewirthschaftung zu verbinden.

Noch deutlicher wird die Richtigkeit der Maineschen Parallele hervortreten, wenn wir uns von der Feld- und Landmark dem Dorfe selbst zuwenden. Das Regiment in dem alten deutschen vicus, wie Tacitus sagt, pflegte die Gesammtheit der erwachsenen, wehrfähigen Männer zu führen. Das genau entsprechende Analogon in Indien ist der Rath der Dorfältesten, der seinem Namen nach zu schließen, ursprünglich fünf Mitglieder gezählt haben muß. Daß es Greise und nicht die kriegstüchtigen Männer sind, denen man in

Indien die Leitung der gemeinsamen Angelegenheiten überträgt, ist eine von den Verschiedenheiten im Detail, welche die Aehnlichkeit beider Institute in der Hauptsache bestätigen und steht im besten Einklang mit der Verschiedenheit des Nationalcharakters, der bei den alten Germanen entschieden aggressiv und kriegerisch, bei den Indern, von der ältesten Epoche ihrer Geschichte abgesehen, eminent friedlich ist. Ebensowenig kann aus der vergleichsweise beschränkten Mitgliederzahl des indischen Gemeinderaths ein Gegensatz dieser nur scheinbar aristokratischen Verfassung zu der rein demokratischen der deutschen Dörfer abgeleitet werden, da jene Zahl keineswegs eine unabänderliche ist; vielmehr hat die englische Regierung große Mühe, die übermäßige Cooptation von neuen Beisitzern in den Gemeinderath, durch die diese Behörde oft zu einer unförmlich großen und intractabeln Körperschaft anzuschwellen droht, zu verhindern. Noch öfter hat freilich der ganze Gemeinderath umgekehrt der Oberleitung eines Einzelnen Platz gemacht, ganz entsprechend der monarchischen Tendenz, die so gut wie die demokratische die älteste deutsche Verfassungsgeschichte kennzeichnet. Dieser Dorfvorsteher kann seine Befugnisse vererben, und auch da, wo seine Würde nicht erblich ist, haftet sie doch gewöhnlich an einem bestimmten Geschlechte, mit besonderer Bevorzugung seines ältesten Vertreters, falls seine Wahl aus irgend einem Grunde als unstatthaft erscheinen sollte. Die Gemeinde aber, die unter diesem demokratischen oder monarchischen Regiment steht, bildet ein completes Staatswesen im Kleinen, das zur Noth auch für sich bestehen könnte. In England giebt es, wie Maine berichtet, in manchen Dorfbezirken Grundstücke, die nach einem besonderen Handwerk benannt sind und nach dem Volksglauben nur von solchen, die dieses Handwerk betreiben, rechtmäßig besessen werden können, und ebenso kommt es bekanntlich in deutschen Dörfern vor, daß z. B. der Eigenthümer eines Hauses, in dem vor Zeiten einmal der Dorfschneider gewohnt hat, allgemein der Schneider heißt, mag er auch einen ganz anderen Familiennamen führen. Dies sind Ueberreste aus einer ähnlichen Entwicklungsphase der ländlichen Zustände, wie sie in Indien noch heutzutage bestehen. Dort sind in jedem Dorfe die sämmtlichen Handwerke und freien Künste vertreten, bis herab auf die Tänzerin, die man zur Zierde der Festlichkeiten braucht.

So stellt sich dieser staatliche Mikrokosmos nach außen hin dar, nach innen zerfällt er in eine Reihe selbständiger Hauswesen, die man am besten als Familien, aber nicht im modernen, sondern im altrömischen Sinne charakterisirt. Patriarchalische Zustände haben sich hier in typischer Reinheit erhalten und führen uns somit wieder auf die Eingangs näher erörterte Frage zurück. Formulirt man dieselbe dahin, ob bei den indogermanischen Völkern die Omnipotenz des Familienvaters, wie sie im älteren römischen Recht, oder die freiere Stellung der übrigen Familienglieder, wie sie bei den Ger-

manen hervortritt, das Aeltere sei, so berechtigen die Thatsachen des indischen Familienrechts uns dazu, entschieden die erstere Annahme für das Richtigere zu erklären. Wie die Gestaltung des ländlichen Grundeigenthums, so hat sich auch die Haustyrannei des Pater familias bei den Hindus fast unverändert behauptet. Dem Gesetzbuch des Mann gemäß braucht nach dem Tode des Familienhauptes keine Theilung des Vermögens einzutreten, sondern der älteste männliche Descendent kann an die Spitze der Familie treten, indem seine Brüder mit ihren Frauen und Kindern und selbst entferntere Verwandte, die etwa vor dem Ableben seines Vaters bei ihm lebten, im Hause wohnen bleiben. Dieser Grundsatz findet auch in dem modernen Erbrecht der Hindu, das den Entscheidungen der englischen Gerichtshöfe in Indien zu Grunde liegt, noch seine volle Anerkennung; in Europa haben sich dagegen so alterthümliche Zustände nur bei den Südslaven, namentlich in der ehemaligen Militärgrenze, erhalten, wo die Zadruga oder Hauscommunion ein den indischen Familien ähnliches, wie diese auf unumschränkter Gewalt des erblichen oder auch gewählten Familienhauptes beruhendes Rechtsinstitut darstellt. Daß diese Gewalt in Indien bis auf die neueste Zeit nicht blos eine civilrechtliche, sondern auch eine criminalrechtliche war, unterliegt keinem Zweifel. Maine theilt einen merkwürdigen Beleg hiefür mit, der einem zufällig von Engländern belauschten Volksliede entnommen ist, das den Empfindungen der Hindus gegen ihre Besieger unbefangen Ausdruck gab. Nichts von alledem, was wir an der englischen Verwaltung des Landes aussetzen würden, wurde darin erwähnt, sondern nur Klage geführt über die Einführung des angloindischen Strafgesetzbuches, das bei den englischen Juristen das höchste Ansehen genießt. Und das Hauptthema dieser Klage war, daß diese neuen Gesetze angefangen hätten, die Weiber und Kinder den Männern gleichzustellen. Nichts kann in der That dem Geiste des indischen Rechts mehr zuwider sein, das Weib und und Kind dem Familienvater schutzlos preisgiebt.

Es bedarf kaum der Erinnerung, wie sehr durch die Betrachtung dieser uralterthümlichen Zustände der Blick für die älteste Entwicklung des Personen- und Sachenrechts in Europa geschärft wird. So weist Maine auf die strenge Isolirung und gegenseitige Abschließung der indischen Familien hin, um verständlich zu machen, weshalb die sonst in alle bürgerlichen Verhältnisse eingreifenden Prätoren so lange gezögert haben, das Verhältniß zwischen Pater familias und Filius familias in den Bereich ihrer Jurisdiction zu ziehen. Sehr interessant sind auch die neuen Ansichten über die Geschichte der „Feudalisation" des Grundeigenthums in Europa, zu denen der Verfasser in den beiden letzten Vorlesungen gleichfalls durch eine Betrachtung der indischen Verhältnisse geführt wird. Man wird hier und da eine Hypothese zu kühn, einen Vergleich zu weit hergeholt finden, aber der vorsichtige englische Gelehrte

ist von prätentiösem Auftreten weit entfernt und will nur zu fleißigerer Beachtung und genauerer Prüfung der indischen Zustände auffordern. Als eine wichtige Quelle für die Erkenntniß derselben darf die bedeutende, aber noch kaum bearbeitete, in Sanskrit abgefaßte Rechtsliteratur der Inder nicht übersehen werden.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus dem Reichslande. Von Verwaltung und Presse. Straßburg. — Meinen heutigen Bericht muß ich mit einer genaueren Ausführung eines Punktes des vorhergehenden beginnen. Dem letzteren ist nämlich das Unglück passirt, daß der schnelle Wechsel der Thatsachen der Begründung einiger darin ausgesprochener Vermuthungen vorauseilte. Verfaßt kurz nach den Kalenden des Januar, wo das Gerücht von der Aufhebung des oberelsässischen Bezirkspräsidiums sozusagen noch brühwarm aus der Garküche kam, ist der Mittheilung jenes Gerüchtes in der „K. Z." gleich darauf ein officiöses Dementi in der „Nordd. Allgem. Zeitung" gefolgt, das nun ebenso rasch wie jenes die Runde durch alle Tagesblätter gemacht hat. Frau Fama ist ein böses Weib und hat bekanntlich in der Regel eine zahlreiche illegitime Nachkommenschaft. So konnte es denn auch nicht ausbleiben, daß sich an jenes bizarre Histörchen allerhand pikante Anhängsel knüpften, die mit derselben Prätension und demselben Anspruch auf Glaubhaftigkeit auftraten, wie jenes. So wußte man schon Genaueres über die zukünftige Bestimmung des Colmarer Präfecturgebäudes. Der Eine ließ es sich in ein Narrenhaus verwandeln, der Andere gar in ein bischöfliches Palais und die alte freie Reichsstadt Colmar zur Würde eines deutschen Bischofssitzes emporsteigen. Es giebt sogar jetzt noch Leute genug im Elsaß, die sich trotz der bündigsten Gegenversicherungen nicht von dem einmal wach gewordenen Argwohn abbringen lassen. Sie meinen, daß jenes Project über kurz oder lang dennoch zur Ausführung komme und daß man auch damit umgehe, den elsaß-lothringischen Appelhof in Colmar nach Straßburg zu verlegen. Natürlich ist dieses zur Zeit ebenso absolut undenkbar, wie jenes. Die dementirende Partei hat nun ihrerseits auch wieder einige „Enten" in die Welt gesetzt und schon einen Nachfolger für den abdankenden oberelsässischen Bezirkspräsidenten Herrn v. d. Heydt in petto: nämlich den zeitigen vortragenden Rath im Reichskanzleramte, Herrn v. Pommer-Esche. Die oberelsässische Presse, welche erst vor Kurzem die ganze Frage ernstlich und vom principiellen Standpunkte aus behandelte, in wiefern jene Maßregel zum Nutzen oder Schaden der Reichslande ausfallen dürfte, kommt zu dem vernünftigen Schluß, daß eine Aenderung der politischen

Eintheilung des Landes einſtweilen gar nicht in Ausſicht ſtehe. Die heutige Organiſation beruhe auf den reiflichſten und ſorgfältigſten Erwägungen und würde nur dann einer Umgeſtaltung unterworfen werden können, wenn der thatſächliche Beweis vorläge, daß dieſe Organiſation die Intereſſen, ſei es des Reiches, ſei es des Reichslandes ſelbſt, ſchädigt. So die halbofficielle „Neue Mühlhauſer Zeitung" und nach ihr das elſäſſiſche Oppoſitionsblatt, der „Industriel Alsacien". Er meint, durch eine theilweiſe Aufhebung der jetzt beſtehenden drei Bezirks-Präſidien (zu Straßburg, Colmar und Metz) reſp. eine Verſchmelzung der beiden letzten oder eines derſelben mit dem Straßburger Oberpräſidium würde die reichsländiſche Verwaltungsmaſchine nicht vereinfacht werden, wie das Miquel in dem Berichte der Budget-Commiſſion auseinandergeſetzt, ſondern im Gegentheile noch verwickelter und in Folge deſſen auch koſtſpieliger, wie bisher. Man befürchtet nämlich, daß bei Durchführung jenes Projectes die Kreisdirectionen, welche an die Stelle der franzöſiſchen Unterpräfecturen getreten, in ihrer Competenz aber im Verhältniſſe zu den letzteren verſchiedentlich beſchränkt worden ſind, allmählich wieder in die alte Machtſtellung hinaufrücken, und daß damit indirect eine Erhöhung der Gehälter jener Beamten in Ausſicht genommen werden müßte. Jedenfalls, meinen beide Blätter, müſſe man bei einer ſolch eingreifenden Maßregel, bei welcher nicht allein Gründe der Politik, ſondern vor Allem auch des Rechtes in Frage kommen, die Stimmen der Bevölkerung, deren Intereſſen durch die Verwaltung gewahrt und gefördert werden ſollen, vorher vernehmen.

Will man als eine ſolche allerdings etwas aufbrauſende Stimme einen vor acht Tagen erſchienenen Artikel in einem Localblatte der Stadt Colmar, die durch die gedachte Maßregel zuerſt und am meiſten geſchädigt werden dürfte, gelten laſſen, ſo ſtehen wir nicht an, einen charakteriſtiſchen Paſſus aus demſelben gleichzeitig als Stil- und Druckprobe für einen Theil unſerer elſäſſiſchen Preſſe folgen zu laſſen. Das Blatt nennt ſich „Flaneur du Haut-Rhin" und hat noch kürzlich wegen einer Correſpondenz, in der die deutſche Steuerverwaltung in nicht ſehr glimpflicher Weiſe mitgenommen wurde, mit der Staatsanwaltſchaft Bekanntſchaft machen müſſen. Der Redacteur, ein Mann mit urdeutſchem Namen (Wölflin) und excentriſch franzöſiſcher Geſinnung — bekanntlich liegt die Sache ähnlich bei ſehr vielen Elſäſſern — perorirt folgendermaßen: „Alſo nach allen Umgeſtaltungen, nach allen Erſchütterungen politiſcher und ſocialer Natur, welche die „Annectirung" für uns nach ſich gezogen hat, nach allen Störungen in unſerem öffentlichen und moraliſchen Leben, nach den unzähligen Veränderungen, welchen unſere Gewohnheiten insgeſammt ſich haben fügen müſſen, nach den ſchmerzhaften Operationen, welchen unſer ſittliches Weſen ſich unterzogen hat,

ſowie der durch die Ereigniſſe in unſeren materiellen Beziehungen eingetretenen Verwirrung, nach alledem war eine Sache, eine Inſtitution übrig, welche unſere neuen Regierenden weislich geglaubt hatten, beſtehen laſſen zu müſſen, der Verwaltungsorganismus, mit welchem unſere Bevölkerungen ſeit der großen franzöſiſchen Revolution vom vorigen Jahrhundert vertraut geworden waren. Und dieſe Inſtitution, dieſer modus vivendi zwiſchen Regierten und Regierenden, ſollte nun ebenfalls geopfert werden, nicht etwa einem Principe höherer Ordnung, ſondern finanziellen Motiven von problematiſcher Natur! Wahrlich, dieſe Erfindung macht dem Scharfſinn des Deputirten, welcher ſie in Vorſchlag gebracht, und der Einſicht der Budgetcommiſſion für Elſaß-Lothringen, welche dieſelbe angenommen hat, keine Ehre." Sapienti sat! Man wird dabei unwillkürlich an den erſten Vers des alten Studentenliedes erinnert: „Wenn ich einmal der Herrgott wär . . . . ."

Erfreulich wird für Sie und Ihre Leſer die Nachricht von dem Emporblühen der Straßburger Univerſitäts- und Landsbibliothek geweſen ſein. Dieſelbe hat nicht nur in materieller Beziehung in dem verfloſſenen Jahre bedeutend zugenommen (um 44,532 Bände, von denen 32,901 angekauft und 11,631 geſchenkt wurden, ſo daß ſich der Geſammtbeſtand jetzt in runder Summe auf 344,000 Bände ſtellt), ſondern auch unter Einheimiſchen und Eingewanderten in der Landeshauptſtadt wie im ganzen Reichslande ſehr viele Freunde und eifrige Benützer gewonnen. In erſterer Hinſicht iſt namentlich das neuerdings der Bibliothek ſeitens des Fürſten von Bentheim-Steinfurt zugewandte reiche Geſchenk, ungefähr 1000 Bände mit ca. 50 lateiniſchen und niederdeutſchen Manuſcripten, rühmlichſt hervorzuheben.

In Straßburg bildet noch immer die Frage der Stadterweiterung die „große locale Tagesfrage". Von der Einwohnerſchaft ſchon längſt erwünſcht, ſchreckte dennoch die Ziffer von 17 Millionen Mark unſere wenig an die Oekonomie großer Combinationen gewöhnte Bevölkerung. So drückt ſich wenigſtens der „niederrheiniſche Courier" aus. Doch ſei dies, commerciell geſprochen, eine Verpflichtung für im Magazin bleibende Waare, welche reinen Zins trägt. Davon ſei überdies der Werth der von Elſaß-Lothringen für die Hochſchule, den Hafen und Kanal zu erwerbenden Grundſtücke in Abzug zu bringen (5 Millionen Mark). Ein guter Theil der neuen Stadt, deren Terrain ungefähr die Bodenfläche einnehmen ſoll, wie die gegenwärtige enggebaute Altſtadt, werde bis zur Beſitzergreifung der alten Feſtungswerke ſchon auf der Militärzone erbaut ſein. Die finanzielle Lage der Stadtgemeinde ſei augenblicklich eine ausgezeichnete. Schon im laufenden Jahre würden die Einnahmen die Ausgaben um circa 700,000 Francs überſteigen. Doch werde vielleicht, um die letzten Raten bezahlen zu können, eine Anleihe geboten ſein. Bei einer ſtatiſtiſchen Vergleichung mit anderen Städten, namentlich am Rhein,

kommt das Blatt zu dem Resultate, daß, während beispielsweise Köln und Mainz sich in der Periode 1816—67 nahezu um die Hälfte ihrer Einwohnerzahl vermehrt haben, Straßburg nur das folgende Verhältniß aufweist: 1812: 52,106, 1866: 75,784 Einwohner, also in circa einem halben Jahrhundert nur eine Vermehrung von 28½ pCt. Einwohner. Der Verfasser des betreffenden Aufsatzes schreibt dies Mißverhältniß der engen Umwallung Straßburgs und der Unmöglichkeit der Stadterweiterung zu. Doch mögen vielleicht auch noch andere Gründe hier in Betracht zu ziehen sein. Eigentliche Gegner findet das Project in Straßburg und im Reichslande, wie an der Partei der „Unversöhnlichen" die überhaupt an Allem, was von der deutschen Regierung kommt, zu markten und zu mäkeln haben, sollte es selbst für einen Blinden nahezu greifbar sein, daß die betreffende Maßregel zum Besten des Landes genommen wird. Die Partei dieser Intrasigenten, die stets rückwärts schauen, von einem verlorenen Paradiese mit französischen Engeln und Halbgöttern träumen, und denen nichts Erwünschteres kommen könnte, als wenn man sie mit Sack und Pack dem gallischen Moloch in die Arme würfe, verliert Gottlob von Tag zu Tag an Zahl und Bedeutung sowohl bei ihren verständigen Landsleuten, als höheren Orts. m.

Aus Berlin. Allerlei Parlamentarisches. „Onkel Sam". — Der Reichstag ist jetzt glücklich auseinandergegangen. Genau drei Monate hat er getagt und im Ganzen kann ihm das Zeugniß des Fleißes und guten Betragens nicht abgesprochen werden; über einzelne Unarten wollen wir den Schleier der Vergessenheit ziehen. Bankgesetz, Landsturm, Civilehe, dazu die erste Berathung der Justizgesetze, das sind in der That ganz achtbare Leistungen dieses Vierteljahrs legislatorischer Thätigkeit. Zum Dank dafür stürzte in einer der letzten Sitzungen ein zwei Centner schweres Ornament von der Decke des Saals zwischen die Volksvertreter herab. Obwohl nun der Präsident beruhigend versicherte, die sofort angestellte Untersuchung habe ergeben, daß für die nächsten Tage eine Wiederholung dieses Zwischenfalls — in des Wortes ursprünglichster Bedeutung — nicht zu erwarten sei und das Phänomen sich sehr natürlich durch die Einwirkung der Hitze auf die etwas locker angeklebten Verzierungsblöcke erkläre, so fühlte das Haus doch so sehr die Wucht dieses schlagenden Arguments von der Nothwendigkeit schleunigen Auseinandergehens, daß es mit fieberhafter Hast den Rest seiner Aufgaben abschlachtete. Eine gewisse Gerechtigkeit und Unparteilichkeit ist bei diesen scherzhaften Leistungen der monumentalen Baukunst Berlins nicht zu verkennen. Das letzte Mal, wo einige Centner ornamentaler Steinpappe dem Naturgesetz der Schwere gehorchten, schlugen sie in die Reihen des Centrums ein, diesmal waren es die Nationalliberalen, in deren Mitte sich die Erscheinung niederließ.

Allerdings ist Aussicht vorhanden, daß sich bei öfterer Wiederkehr die Reichsboten an derartige kleine Unannehmlichkeiten der modernen Architektonik gewöhnen werden, wie der Soldat an Pulverdampf und Granatenregen, allein es wäre doch im Interesse ungestörter Erledigung der Geschäfte wünschenswerth, wenn das restaurirte provisorische Parlamentsgebäude bald geräumt würde, und man zum Zwecke der Errichtung des längst beschlossenen Neubaus sich endlich über die Cardinalfrage des Platzes einigen würde. Optimisten versichern denn auch, es sei Aussicht vorhanden, daß noch in diesem Jahre eine Commission zusammentreten werde, welche berathen soll, wie die weiteren Schritte zur Wiederaufnahme der Verhandlungen behufs Einleitung des zweckmäßigsten Verfahrens zur Eruirung eines geeigneten Bauplatzes am gründlichsten ins Werk zu setzen seien. Doch wird man gut thun, sich nicht allzufest darauf zu verlassen, daß diese Angelegenheit sich bereits in einem so vorgeschrittenen Stadium der Ueberhastung befindet.

Der Reichstag ist also gegangen; es lebe der Landtag! Ich wollte Ihnen heute meiner Gewohnheit gemäß das Beste aus den parlamentarischen Verhandlungen berichten. Mit gespannter Erwartung betrat ich die Tribüne des Abgeordnetenhauses. Auf der Tagesordnung stand: der Gesetzentwurf betreffend die Abänderung der Verordnung vom 6. November 1739 für die Dienstführung der Dorfschulzen in vormals kurhessischen Landestheilen und der Gesetzentwurf über die Leinwandlappen. Schaudernd verließ ich das Haus. In der Restauration war es recht lebendig, im Sitzungssaale herrschte wohlthuende Ruhe. Der Bericht meldete, die beiden Gesetzentwürfe seien ohne Discussion angenommen worden; ich hatte es nicht anders erwartet.

Freunde aufregender parlamentarischer Debatten werden in dieser Session des Landtags schwerlich ihre Rechnung finden. Höchstens das Gesetz über die Verwaltung des katholischen Kirchenvermögens wird zu einigen heißen Auseinandersetzungen Anlaß geben. Daß man die bisher so gemüthlichen Zustände auf diesem Gebiete, wo der Pfarrer oder der Bischof so gut wie unbeschränkter Herr und Verwalter alles Stiftungsvermögens war, mit einigen störenden Garantien hinsichtlich ordentlicher und zweckentsprechender Verwendung der Gelder ausstatten will, wird voraussichtlich wieder den Weheruf der gekränkten Unschuld über die Vergewaltigung des Staats an dem Eigenthum der Kirche Christi nach sich ziehen. Das wird wohl die einzige Erholung für die durch die großen „organischen" Verwaltungsreformgesetze ermatteten und abgespannten Volksvertreterseelen sein.

Doch es ist Zeit, unsere politischen Betrachtungen zu beendigen und einen anderen Gegenstand auf der Bildfläche erscheinen zu lassen.

Europamüde Seelen haben augenblicklich Gelegenheit, sich an den Herrlichkeiten der neuen Welt in einem prächtigen satirischen Bilde zu erbauen

Im Stadttheater wird seit einiger Zeit „Onkel Sam" gegeben, das allenthalben mit größtem Erfolg vorgeführte „amerikanische Zeitgemälde" von Victorien Sardou. Sie sind freilich stark carrikirt, diese Herren und Damen jenseits des Oceans, deren ganzes Dichten und Trachten der Dollar, deren einziger Grundsatz die traurige Wahrheit ist, daß jedes Ding auf dieser Welt seinen Preis habe. Aber amüsant und wohl auch, von einiger satirischen Uebertreibung abgesehen, im Grunde nach der Natur gezeichnet sind die Figuren: dieser würdige Mr. Tapplebot, das vollendete Urbild des gelderwerbenden Yankees, mit seinen emancipirten Töchtern, die aus dem Männerfang zum Zwecke der Verehelichung oder der Entschädigung für gebrochene Eheversprechen ein Gewerbe gemacht haben, und seinem hoffnungsvollen Sohne, der durch einen außerordentlich gelungenen Bankerott selbst dem hartgesottenen Alten Thränen der Vaterfreude entlockt; dieser Advocat, der die Ehescheidungen zu einer höchst einträglichen Specialität erhoben; dieser Wahlagent, der das Stimmvieh Stück für Stück verkauft; dieser fromme Reverend, der in der Zusammensprechung überrumpelter Gimpel mit schlauen Koketten seinen geistlichen Beruf erkennt, der mit seiner neuen Religionslehre, daß man die „Gattin fürs Jenseits" schon hienieden unter den Eheweibern seiner Mitbürger sich aussuchen müsse, außerordentliche Erfolge erzielt und in heiligem Zorn gegen den Genuß von Spirituosen eifert, wenn aber doch Branntwein getrunken werden müsse, den Wermuth von Mr. N. N., Straße so und so, als sehr wohlthätig und preiswerth zu empfehlen sich erlaubt. Daß schließlich die Moral und der Idealismus dennoch siegen und in einem dieser kalten, berechnenden Mädchenherzen, die immer zuerst nach dem Bankier des Geliebten fragen, eine wahre und leidenschaftliche Liebe entsprießt, will uns zwar auf diesem Boden des crassesten Materialismus nicht recht einleuchten, mag aber als versöhnender dramatischer Abschluß mit in den Kauf genommen werden.

Das geistreiche Stück ist übrigens nicht allein eine Satire auf die socialen Zustände in Amerika, sondern es geißelt die materialistische, erwerbsüchtige, den Idealen entfremdete, nüchternster Praxis hingegebene Zeitrichtung, wie sie auf dem Boden des alten Europa nicht minder herrscht als in den Vereinigten Staaten. Die prächtigen Scenen, wie ein wüster Sumpf zum Bau einer großen Handelsstadt ausersehen, ein verlockender Plan mit Börse, Stadthaus, Theater und dergl. entworfen und die Bauplätze dieser künftigen Weltstadt verschiedenen Einfaltspinseln aufgehängt werden, erinnern nur zu deutlich an so viele Gründungen der Neuzeit auch im gesegneten deutschen Reich, und das Berliner Publicum begriff die Analogie außerordentlich rasch. Die sandigen „Villenterrains" von Friedenau oder Westend z. B. haben eine auffallende Aehnlichkeit mit „Tapplebot-City". Auch die Geschichte, wie der würdige „Onkel Sam" durch zweckmäßige und sachverständige Bearbeitung des wählenden

Volkes Stadtrath wird, dürfte sich in ähnlicher Weise bei so mancher politischen Wahl im alten Europa wiederholen. In wie weit die Schilderung der speculativen, emancipirten und „praktischen" jungen Damen auch auf die heutige weibliche Jugend unseres Erdtheils paßt, darüber wollen wir uns aus angeborener Galanterie und aus mangelnder Sachkenntniß kein Urtheil erlauben.

Die französischen Dichter haben in der politischen und socialen Satire bei verschiedenen Gelegenheiten eine geschickte Hand und viel Witz bewiesen, und wir haben gegen die Verpflanzung dieses auf der deutschen Bühne wenig gepflegten Genres nichts einzuwenden, zumal wenn es solchen Gehalt und Geist besitzt, wie das neueste Sardousche Stück. Wollte Gott, die Früchte der dramatischen Muse von Paris, die wir alltäglich verdauen müssen, wären alle so schmackhaft, wie der „Onkel Sam". O.

Literatur.

Gedichte von Th. Fontane. (Berlin, Wilhelm Hertz. 2. Aufl.) — Zweite Auflage in unserer Zeit, die, wie wir immer und immer wieder klagen hören, der Dichtung so abhold ist? Das müßte denn etwas Besonderes sein? — Als Lyriker und Spruchdichter erfüllt Fontane diese Erwartung nicht. Wir werden zwar hier und da überrascht, aber nicht durch Besonderes im guten Sinne, sondern durch Absonderlichkeiten, sei es im Inhalte, wie durch das Lied von einem sehnsuchtkranken Kranich oder von einer Rebellion im Lumpenkasten, sei es in der Darstellung, wie wenn der Frühling im grünen Knospenschuh kommt oder die tiefe Stille eines Mittags so still ist, daß der Dichter sie hört! Derartige Ueberraschungen bietet der Dichter oft. Glücklicher ist Fontane in den Liedern zum Preise vaterländischer Helden, in denen er, wie in den Gelegenheits- und Zeitgedichten vielfach einen volksthümlichen Ton anschlägt und glücklichen Humor zeigt. Das Beste im Buche sind die Balladen und die Uebersetzungen aus dem Englischen. Darin hat der Dichter den Ton des Volksliedes nicht selten glücklich getroffen — unglückliche Nachahmung des Volksliedes ist die häufig störende absichtliche Vernachlässigung der Form, die gemachte, gesuchte Kunstlosigkeit. — Noch ein Wort über Sprachliches! Formen wie „du vermiß'st", „geschiert" statt geschoren, der Imperativ „fecht'" (und derlei findet sich mehr!) sind keine dichterischen Freiheiten, das sind Sprachsünden, die man bei keinem Dichter, am allerwenigsten in einer zweiten Auflage erwartet. — u —

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 5. Februar 1876. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

In Göttingen vor hundert Jahren.

Von Hermann Uhde.

I.

„Ein Werdender wird immer dankbar sein.“ Dieses schöne Wort unseres großen Dichters mag wohl auch so ausgedeutet werden: daß es immer ein dankbares Geschäft sein wird, das allmähliche Emporwachsen eines Werdenden zu beobachten. In der That liegt ein eigener Reiz darin, das langsame Keimen, Knospen, Blühen einer Menschenseele schrittweis zu verfolgen, und daher begegnet es, daß die ersten Seiten einer Lebensbeschreibung, auf denen nur der Entwickelungsgang des Helden erzählt wird, häufig den meisten Beifall finden, und daß Bücher, welche nichts als eben diesen Entwickelungsgang schildern, ein außerordentliches Glück gemacht haben.

Denn die Beziehungen eines Gereiften zu seiner Zeit und den ihn umgebenden Verhältnissen zu würdigen, fordert schon ein gewisses Maß der Bildung; den Weg vom Kindesalter zu höheren Jahren hat jeder Erwachsene zurückgelegt, und gern wird dieser in ein gutes Buch, das jenen Weg schildert, wie in einen Spiegel blicken, der ihn das Bild des eigenen Innern verklärt, veredelt schauen läßt.

So mag denn auch die Hoffnung nicht eitel sein, daß eine Reihe von alten Briefen, deren Einblick stufenweise das Werden und Wachsen eines liebenswürdigen, begabten Jünglings zeigt, antheilsvolle Aufnahme finde; um so mehr, als der Schreiber über merkwürdige Genossen seiner Zeit und seines Lebens oft genug berichtet und einen Namen führt, der sogleich freundliche Erinnerungen wecken muß.

Dieser Name heißt Boie, und die Briefe rühren her von dem Bruder dessen, der denselben als jenen des Hainbundspräsidenten „Werdomar“ weithin bekannt gemacht hat; von Christian Rudolf Boie, dem jüngsten Bruder Heinrich Christians.

Wie vor hundert Jahren ein freundlich-liebenswerther Jüngling aus tüchtigem deutschen Mittelstande in die Welt trat, wie er diese Welt in literarischer, künstlerischer und politischer Beziehung fand, wie er sich in ihr weiter bildete — das Alles erfahren wir aus jenen vergilbten Blättern, deren Inhalt nachfolgend entwickelt sei.

Es war im December des Jahres 1773, als der älteste Boie, Heinrich

Christian, von Göttingen, wo er seine Studien vollendet hatte, zum Besuche bei seinen Eltern in Flensburg eintraf; der Vater war wohlbestallter Hauptpastor zu St. Nicolai und stand auf der Stufenleiter zum Kirchenpropst des Amtes Flensburg und der Landschaft Bredstedt, mit welcher Würde er im Juli 1774 bekleidet wurde.

Wie der älteste, so sollte auch der jüngste Sohn sich dem Studium widmen. War jener Jurist, so sollte dieser Theologe werden und Ostern 1774 die Universität Göttingen beziehen; diese Verabredungen wurden gelegentlich des erwähnten Besuchs Heinrich Christians im Elternhause getroffen.

Und so geschah es denn auch; am 14. Mai 1774*) trifft Rudolf Boie**) in Göttingen ein; am 25. desselben Monats, dem Tage, von welchem unser erster Brief datirt ist, finden wir ihn bereits beflissen, den Flensburger Freunden — Adressat fast aller Briefe ist Chr. Ernst Hammerich***) in Flensburg — auf sechs enggeschriebenen Seiten genaue Nachricht von sich und seinem Ergehen zu geben.

Der Flensburger Gelehrtenschule, welche damals in keiner sonderlichen Blüthe stand (lernte doch Heinr. Christ. Boie „die Alten dort nur vom Hörensagen, und wenige Römer etwas tiefer kennen" wie er 1798 an seinen Neffen, den jungen Heinr. Voß schrieb) hat Rudolf Boie gern den Rücken gekehrt; er nennt das Institut „kläglich" und bedauert Hammerich, daß dieser dort noch Jahre lang „schmachten" soll, ehe er die Reize des Burschenlebens kennen lernt. Ja, der junge Student giebt den ketzerischen Rath, es so, „wie er selbst" gethan, zu machen und „den Kopf darauf zu setzen, nicht mehr hinein zu gehen. Es muß ja einerlei sein, ob man in den Schulstunden müßig geht, oder ob man gar nicht da ist. Lernen kannst Du doch unmöglich etwas mehr." Und ein andermal: „Was ich verlange, ist die Erklärung des Horaz, Virgil u. s. w. Daß neue schöne Wissenschaften dabei angebracht werden — wer verlangt das? Aber das könnte man doch wohl verlangen, daß in den obersten Klassen mehr auf die Sachen, als auf die Worte gesehen würde, da ja ohne Einsicht in die Sachen die Worte nicht einmal verständlich sind."

Aus dem zuletzt angeführten Briefbruchstück erhellt zugleich, daß es nicht etwa eitler Müßiggang gewesen ist, der den Pastorssohn „seinen Kopf darauf

*) Briefe von und an G. A. Bürger, I. 206.

**) Sein Geburtsjahr war nicht zu ermitteln. Der Vater war von 1742—1757 in Meldorf, von 1757—1776 in Flensburg Geistlicher; wahrscheinlich ist also Rudolf in Meldorf geboren.

***) Ueber ihn war nichts Näheres zu erfahren. Vielleicht ist er ein Sohn oder Verwandter des Flensburger Buchdruckers Hammerich gewesen, bei dem im Winter 1792 die erste Ausgabe der Ilias in der Verdeutschung von Voß gedruckt ward. Die Briefe stammen aus dem Nachlaß des Buchhändlers J. F. Hammerich in Altona.

ſetzen" ließ, nicht mehr in die Schule zu gehen. Freilich — „angenehme Abende im Mondſchein, Wallfahrten und Abenteuer auf der Straße" haben eingeſtandener Maßen den Flensburger Gymnaſiaſten nicht gefehlt; auch bittet Rudolf den Freund, ihm zu ſchreiben: „ob Ihr nicht einmal wieder eine Comödie aufführt." Allotria ſind alſo getrieben worden, aber daß Boie nicht aus böſer Luſt an dieſen zu „ſchwänzen" pflegte, beweiſt ſein raſtloſer Fleiß in Göttingen, von dem uns ſogleich die Proben begegnen werden.

Wie freudig aber der angehende Studiosus theologiae die Heimath verlaſſen — er hört „gar zu gern etwas, das die Vaterſtadt betrifft"; dieſe „liebe Stadt", an die er eine „unglaublich große Anhänglichkeit" bewahrt — beſonders an das elterliche Haus. Noch im Juli 1774 ſchreibt er an Hammerich: „Briefe von Flensburg ſeien ihm das größte Vergnügen von der Welt," und fährt fort: „So vortrefflich mein Umgang hier iſt, ſo erſetzt er mir den Verluſt meiner Familie nicht ganz. Es iſt wirklich ein Glück, das ich erſt jetzt, da ich es nicht mehr habe, ſchätzen lerne: im Schooße einer ſo vortrefflichen Familie (und das kann ich ohne Stolz von der meinigen ſagen) zu ſein, und ich weiß nichts, was mit dem zu vergleichen iſt." Ein warmherziges Wort, gleich ehrenvoll für den Urtheilenden, wie für die Beurtheilten, denen auch der ältere Boie und Voß*) — lange ehe er ein Glied der Familie, Erneſtinen, zu ſeiner Gattin machte — ein ähnliches ſchönes Zeugniß geredet haben.

Flensburg verlaſſend, iſt aber unſer „Fuchs" keineswegs auf gradem Wege nach Göttingen gereiſt, ſondern er hat unterwegs Hamburg und — Leipzig berührt. Die ganze naive Unbehilflichkeit des nie gereiſten Kleinſtädters ſpricht ſich aus, wenn er ſchreibt: „Ich weiß nicht, wie es kommt, Alles was ich in Hamburg und Leipzig geſehen habe, kommt mir wie ein Bild vor, das meinen Augen ſchnell hinweg gerückt worden. Es macht keinen Eindruck auf mich. Vielleicht kommt das daher, weil Göttingen intereſſantere Gegenſtände für mich hat, aber auch das kann ich eben nicht ſagen; Leipzig hatte ja ſo ſchöne Gegenden, und in Hamburg — habe ich Klopſtock geſehen! Wie dem auch ſei, ich mag nicht gern davon ſchreiben. Wenn ich an Klopſtock denke, ſo ärgere ich mich, daß ich ihn nur auf einen Augenblick, und die Frau von Winthem**) und Herrn Asmus***) gar nicht geſehen habe."

*) Briefe von J. H. Voß, I. 164. 166 fg. und Weinhold, H. Chr. Boie, S. 4 fg. Der alte J. Fr. Boie iſt das Vorbild zum Pfarrer von Grünau geweſen; vergl. Herbſt, J. H. Voß, I. 135 und Anmerkungen S. 298.

**) Johanna Eliſabeth von Winthem, geb. Dimpfel, geb. 1747, verheirathet 1765 an J. M. von Winthem, der 1789 ſtarb. In zweiter Ehe heirathete ſie 1791 den 67-jährigen Klopſtock.

***) Mathias Claudius, den „Wandsbecker Boten." Derſelbe nannte ſich als Schriftſteller bekanntlich Asmus.

Göttingen gefällt also unserem jungen Freunde sehr wohl; er spricht es auch unverhohlen aus, wie er hier „recht vergnügt zu sein" hoffe, und am 26. Mai 1774 fügt er hinzu: „Es ist wirklich hier ein Ort zum Lernen, wie man ihn nicht besser wünschen kann. Wie sehr übertrifft Göttingen nicht alle übrigen Universitäten! Hier hat man in allen Fächern Leute, die man anderswo vergeblich sucht: Gatterer, Heyne, Michaelis, Schlözer, Kästner*) und wie viele Andere, die in ihrem Fache sehr groß sind! Du wunderst Dich vielleicht, wie Schlözer hierher kommt; aber das kann ich Dir versichern, daß er trotz seiner Streitsucht ein sehr gelehrter Mann ist, und was er nicht ist, gewiß werden wird. Er soll einen sehr schönen Vortrag haben, aber mein Bruder hat mir doch Gatterer vor ihm empfohlen; also habe ich Jenen noch nicht gehört. Gatterers Vortrag ist zwar nicht angenehm, aber da das, was er sagt, so gründlich ist, so setzt man sich gern darüber weg. Ich höre bei ihm die Universalhistorie. Michaelis habe ich schon einmal gehört, aber ein ordentliches Collegium werde ich in diesem halben Jahre nicht bei ihm hören. Als ich ihn hörte, las er ein Publicum über die Anfangsgründe der hebräischen Sprache, und da kann ich nicht sagen, daß er viel Besonderes vortrug. Er machte so viele Schwänke, und das gewiß nicht von der feinsten Art — und damit ging die Zeit. Seine Privata sollen ungleich besser sein."

Nachdem sich Boie in dieser Weise über den ersten Eindruck ausgesprochen, welchen die Gelehrten Göttingens auf ihn gemacht, wendet er sich zur Schilderung seines nächsten Umgangskreises. Er verkehrte hauptsächlich mit den bekannten Gliedern des Hainbundes, den sogenannten „Barden", wie aus folgenden Zeilen hervorgeht:

„Jetzt bin ich schon mit den vortrefflichen Leuten Miller, Hahn, Closen, Hölty, Cramer**) bekannt. Miller, Hahn und Closen gefallen mir am Besten.

---

*) Gatterer, Joh. Christoph, geb. zu Lichtenau am 13. Juli 1727, seit 1759 Professor der Geschichte zu Göttingen, † daselbst 5. April 1799. — Heyne, Chr. Gottl., geb. 26. Sept. 1729 zu Chemnitz, seit 1763 Prof. ord. eloqu. et poes. zu Göttingen, † das. 14. Juli 1812. — Michaelis, Joh. Dav., geb. 27. Febr. 1717 zu Halle, seit 1746 Prof. phil. zu Göttingen, † daselbst 22. Aug. 1791 (Orientalist). — Schlözer, Aug. Ludw. geb. zu Gaggstadt 5. Juli 1739, seit 1769 Prof. phil. zu Göttingen, † 9. Sept. 1809 (Historiker). — Kästner, Abr. Gotth., geb. zu Leipzig 27. Sept. 1719, seit 1756 Prof. der Mathematik zu Göttingen, † daselbst 20. Juni 1800.

**) Miller, Joh. Mart., der Verfasser des „Siegwart", geb. zu Ulm 2. December 1750, studirte seit 1770 Theologie zu Göttingen, † als Dekan der Diöcese Ulm 21. Juni 1814. Sein Landsmann und jüngerer Vetter, Gottlieb Dietrich, studirte seit 1771 zu Göttingen die Rechte. — Hahn, Joh. Friedrich, geb. zu Zweibrücken, studirte die Rechte in Göttingen; dann erlaubte ihm sein für den Bund begeisterter Vater das Studium zu ändern (Voß, Briefe I. 156 f.) und sich der Philosophie zuzuwenden; im November

Miller und Closen haben so etwas Sanftes, Wonnigliches an sich, das gleich gefallen muß. Hahn kenne ich noch zu wenig; nur einige Stunden bin ich mit ihm in Gesellschaft gewesen, aber soviel weiß ich gewiß, daß er ein sehr vortrefflicher Mensch ist. Und das sind Hölty, der junge Miller und Cramer auch, ob sie mir gleich nicht so gefallen. Cramer hat, wie mich dünkt, so etwas Selbstgefälliges an sich, das mir nicht recht schmecken will. Er arbeitet jetzt an einer Disputation über die Scythen, und um drei Wochen geht er fort; um Michaeli geht er nach Leipzig und wird Magister werden. Hölty sieht zwar sehr schmutzig aus, sonst aber gefällt er mir recht sehr. Ich sehe ihn alle Tage, denn in Voß' Abwesenheit giebt er den Engelländern Stunden."

Johann Heinrich Voß, der auf Heinr. Christian Boies Veranlassung und von diesem in jeder Beziehung theilnahmsvoll gefördert Ostern 1772 die Göttinger Universität bezogen hatte, war also „abwesend" wie der jüngere Boie meldet; er weilte in Flensburg in Boies Elternhause, wo wiederholte heftige Blutstürze ihn dem Tode nahe brachten. Langsam nur erholte er sich und reiste in kurzen Staffeln über Lübeck und Hamburg (wo er Freimaurer wurde) nach Göttingen zurück. Dort hatte inzwischen unser Christ. Rudolf ihm das Zimmer gehütet, denn Beide, welche später noch ein weit engeres Band verknüpfen sollte, wurden in dem von Spottvögeln „die Bardei" benannten, auf der Barfüßer Gasse belegenen Frankenfeldschen Hause, das der ältere Boie bereits bewohnte, Stubenburschen. Das gemeinschaftliche Zimmer war nach unseres Boie Versicherung „zum Sitz der Musen eben nicht gemacht, da es an der Straße ist. Das Lärmen draußen und im Hause geht den ganzen Tag fort" — und sehnlichst wünscht er sich eine andere Stube.

In solchen Nöthen halfen denn wohl die guten Freunde, und wenn sie ihre Zimmer auch nicht zum Studiren abtraten, so räumten sie sie doch zu geselligen Freuden ein. So berichtet unser Gewährsmann von einer fröhlichen Feier des „lieblichen Festes" 1774: „Den zweiten Pfingsttag war ich den Nachmittag sehr vergnügt. Ich war bei Miller gebeten, und Hahn, Closen, Cramer und Overbeck, einer von Cramers Landsleuten*), war auch

---

1774 kehrte er heim, kam aber Ostern 1775 abermals nach Göttingen, um Theologie zu studiren; † im Mai 1779. — Closen, K. W. v., aus Eßlingen (?), studirte zu Göttingen bis 1775, † daselbst im December 1776. — Hölty, L. H. Chr., geb. 21. December 1748 zu Marienſee bei Hannover, studirte Theologie zu Göttingen seit 1769, † 1. September 1776 zu Hannover. — Cramer, C. Fr., geb. 7. März 1752 zu Quedlinburg, 1775 Prof. zu Kiel, 1794 politischer Ansichten halber abgesetzt, † 8. December 1807 zu Paris als Buchhändler. — Die beiden Miller, Hahn, Hölty und Cramer waren Mitglieder des Hainbundes; Closen höchst wahrscheinlich auch. Ueber ihn vergl. Herbst, Voß; I. 296 fg.

*) Overbeck, Chr. Ad., geb. zu Lübeck 21. August 1755, stud. 1774 zu Göttingen die Rechte, † 9. März 1821 als Bürgermeister und Syndicus des Domcapitels seiner

da. Overbeck spielte auf dem Claviere, und das sehr schön. Er spielte einige Gesänge aus dem vierten Theile der Messiade, die er selbst componirt hatte, und auch einige Oden, z. B.: „Töne mir Harfe des Palmenhains", und „Weine du nicht, o die ich innig liebe." Hahn las uns aus Klopstocks Oden und aus der Messiade vor. Er liest sehr schön. Gewiß, ich schätze mich glücklich, mit solchen Leuten in Bekanntschaft zu kommen."

Die charakteristische Feier führt uns ein lebensvolles Bild des Treibens der „Barden", welche am 12. September 1772 auf einem Spaziergang bei Mondschein unter einer Eiche im Dorfe Weende (bei Göttingen) den Hainbund*) gestiftet hatten, vor Augen; die „geliebte Tabackspfeife", welche von den Gliedern des Bundes abwechselnd besungen worden, wird nicht gefehlt, ebensowenig wird es an Ausfällen gegen Wieland gemangelt haben, dessen Schriften an Klopstocks letztem Geburtstage (2. Juli 1773) als Fidibus gedient, während gleichzeitig bei Kaffee, Punsch und Reden von Freiheit, Deutschland und Tugendgesang die Barden, ihre Hüte auf dem Kopfe, Wielands Bildniß verbrannt und seine Idris mit Füßen gestampft hatten.**)

Den erwähnten lebhaften, anregenden Jünglingen gegenüber stellt Chr. R. Boie seine Landsleute sehr in den Schatten. „Gegen Jene gehalten müssen sie nothwendig viel verlieren" versichert er dem fernen Freunde. Zwar ist „die holsteinische Landsmannschaft" — zu der sich damals auch die Oldenburger***) noch zählten — „recht in Ansehen und hat fast am meisten Credit;" aber Umgang pflegt unser Freund doch nicht mit seinen Landsleuten, ob er „sie gleich Alle kennt" und ihnen das Zeugniß nicht versagen kann: „es seien viele recht gute Leute darunter." Er hat sich auch später von den Holsteinern immer fern gehalten, überhaupt trotz seiner ausgesprochenen Schwärmerei für das Burschenleben („man lebt in einer solchen Vertraulichkeit! Von allem Zwange und Formalitäten frei!") „rechten Burschen-Umgang" stets sehr wenig

---

Vaterstadt. Mitglied des Hainbundes war er nicht. Chr. R. Boie nennt ihn einen Landsmann von Cramer, eine Ungenauigkeit, die sich dadurch erklärt, daß des Letzteren Vater, 1752 bei C. Fr. Cramers Geburt Prediger zu Quedlinburg, seit 1771 Superintendent zu Lübeck war. — Wer auf der Georgia Augusta damals musicirte, dürfte übrigens von Forkel nicht unbeeinflußt geblieben sein.

*) Ueber den Ursprung des Namens „Hain", sowie über die classische Stätte, wo die Wiege dieses Bundes zu suchen ist (mit Weende concurrirt Geismar, ¾ Stunden südöstl. von Göttingen), vgl. Herbst, a. a. O. I. 282 u. 285.

**) Voß, Briefe, I. 144 fg.

***) Durch Tractat vom 1. Juni 1773 hatte König Christian VII. von Dänemark die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst dem Großfürsten von Rußland und Herzog von Gottorp, Paul (später Kaiser Paul I.) überlassen, der sie aber dem Gottorper Prinzen Friedrich August abtrat, unter dem am 29. December 1774 die Grafschaften zu einem Herzogthum Holstein-Oldenburg erhoben wurden.

geſucht. „Man wird durch Voß, Hahn und ſolche Leute zu ſehr verwöhnt.“ — Konnte er nicht in deren Geſellſchaft ſein, ſo lockte ihn wohl ein einſamer Spaziergang „auf den Wall“, den er „beſonders des Abends ſehr angenehm“ findet. Oft wird auch die Einförmigkeit des ausſchließlich männlichen Umgangs unterbrochen durch die Erſcheinung holder Weiblichkeit, wie denn in den letzten Tagen des Mai 1774 die lebhafte, Poeſie und Poeten liebende Tochter des Mündener Conrectors von Einem, Charlotte*), in Göttingen eintraf, der unſer Boie die Honneurs machte. Er nennt ſie „ein excellentes Mädchen“ und iſt ſtolz darauf, daß er „die Ehre gehabt, mit ihr des Abends zu ſpeiſen“. Treuherzig verſichert er: „Ich habe noch keine ſo hübſche geſehen, und ſie hatte dabei in ihrem ganzen Betragen ſo viel Reizendes! Nicht ſo ohne Seele, wie die Flensburgerinnen! — Wenn ich einmal nach Münden komme, muß ich ſie nothwendig ſehen.“

Der Conrector Joh. Conr. von Einem, der ſelber reimte, hat die jungen Göttinger Dichter in ſeinem Hauſe ſtets gern gaſtlich aufgenommen; er galt unter ihnen für „ſehr gefällig“ und als ein Mann, „der guten Wein hat“, wie Boie d. Ä. am 10. November 1773 an Bürger**) ſchrieb. Seine Tochter, eine Freundin von Charlotte Keſtner, der Dichterin Philippine Gatterer (einer Tochter des Göttinger Profeſſors) und Juſtus Möſers Tochter Jenny v. Voigts,***) flößte faſt allen Hainbündlern lebhaftes Intereſſe ein; ebenſo erwärmte ſich Sprickmann für ſie, als er 1776 um der Bibliothek willen nach Göttingen kam. Miller verliebte ſich 1775 ſterblich in Charlotte (er benutzte dieſe Leidenſchaft ſpäter als Studie für ſeinen Siegwart); und wie Hölty für ſie entbrannte, zeigt Voß' Brief an Miller vom 27. November 1774, in welchem er ſeinen und Höltys Beſuch in Münden in folgender draſtiſchen Weiſe ſchildert: „Wir waren einige Tage beim Conrector von Einem ſehr vergnügt. Morgens brachte ſeine Tochter Thee und Kaffee und Pfeifen; wir ſchwatzten und lachten. Der Conrector ging nach der Schule; Hölty ſchnäbelte und rauchte um den erſten Kuß eine ganze Pfeife Taback. Wir waren bis Mittag, und wenn's ſchlimm Wetter war, den ganzen Tag im Negligée,

*) Charlotte von Einem, genannt: „das kleine Ergötzen“, geb. im October 1756, verheirathete ſich 1785 als Madame Emminghaus nach Erfurt. Ueber ſie vergl. Weinhold: Anton Mathias Sprickmann, in J. Müllers Ztſchr. f. D. Culturgeſch. Neue Folge, Bd. I. Maiheft. (Hannover, 1872.) — Ueber den Conrector ſ. d. Notiz bei Weinhold, Boie, 55 fg.

**) Briefe von und an G. A. Bürger, I. 174.

***) Philippine Gatterer, geb. 21. October 1756 zu Nürnberg, verheirathet 20. November 1780 mit dem Kriegsſecretär Engelhard zu Caſſel, † zu Blankenburg den 28. September 1831. — Joh. Wilhelm. Juſtine Möſer, geb. 5. Juni 1749, heirathete am 4. Mai 1768 den K. Großbritann. Rath Juſtus von Voigts.

d. h. ich im Oden-Collet, und mit des Conrectors rothen Pantoffeln cothurnt; Hölty von des Conrectors weitem Nachtkamisol umstrotzt, die Haare um die Zähne, die Hacken aus den Strümpfen. Ich spielte Clavier, sang auch etwas; bekam zuweilen einen Kuß zur Belohnung. Der Conrector selbst trieb an, wenn wir die Belohnung nicht eifrig genug betrieben. Wir sprachen von schönen Wissenschaften, und der Conrector las uns von seinen Siebensachen vor, bis ihn die Tochter damit fortjagte. Hölty streichelte dem Mädchen Kopf und Schulter, nannte sie seine Schäferin und legte sich vor ihr auf die Kniee. Der Conrector und ich lächelten. Hölty lächelte auch. Wir spielten Rathspiel, Bouts rimés wurden gemacht, und wenn's schön Wetter war, so spazierten wir herum. Dies wäre ungefähr das Argument zu einer Geschichte, die Du dir deutlicher denken magst." —

Aeußerst schüchtern von Natur, würde unser Christian Rudolf ähnliche Vertraulichkeiten — so harmlos und nichtsbedeutend dieselben auch aufzufassen sind — nie gewagt haben; nennt er sich doch wiederholt „zu blöde", um mit dem Sprechen des mit großem Eifer betriebenen Englisch anzufangen, obwohl er mit den Engländern, die damals zahlreich in Göttingen studirten und zu denen sowohl der ältere Boie, als auch Voß fortdauernd die nächsten Beziehungen unterhielten, „viel umging". Der junge Theologe scheint für „die Mädchen" im Ganzen wenig Theilnahme gehegt zu haben; ist er doch auch unvermählt gestorben! Die schöne Charlotte von Einem wenigstens hat er augenscheinlich nicht wieder gesehen; er gedenkt ihrer später niemals mehr. Sein Herz hing sich an die Bücher; sehr bald entdeckt er in der Göttinger Universitätsbibliothek eine „herrliche Sache"; „fast jeden Sonnabend" ist er da und begrüßt in ihr gleichsam eine alte liebe Bekanntschaft: „mein Vater*) hat schon mit Bewunderung von ihr gesprochen, und welchen Zuwachs muß sie nicht seit 1737 erhalten haben!" ruft er aus. Er bedauert nur, nicht Bücherkenntnisse genug zu haben, um sich alles Sehenswürdige zeigen lassen zu können; „von Autoren sind hier herrliche, prächtige Ausgaben in der größten Menge. Besonders habe ich einen prächtigen Virgil in 4°, der erst neulich in England (Birminghamiae; ich weiß den englischen Namen nicht) herausgekommen, gesehen; bloß den Text abgedruckt, aber die Typographie ist so schön, als ich sie noch nie gesehen. Man kann gar nicht sehen, daß die Lettern in's Papier gedruckt sind, und sie sind doch so scharf! Der Drucker soll auch sein ganzes Leben auf die Kunst raffinirt und viel Geld dabei zugesetzt haben. Mein Bruder hat einen Horaz von der Art in 12; auch sehr schön. Ueberhaupt hat mein Bruder ganz vortreffliche englische Bücher. Die englischen Bücher, besonders die Poeten, sind alle ganz vortrefflich gedruckt, und wenige

*) Derselbe hatte von 1737—1739 zu Göttingen Theologie studirt.

Deutsche kommen dem bei. Ich nehme Weidmanns Erben und Reich aus." — Eine Schilderung des Vorzugs der äußeren Ausstattung von Druckwerken fremder Nationen gegenüber derjenigen von Deutschen, welche hundert Jahre alt ist, aber leider noch heute paßt. Ein Deutscher erfand die „schwarze Kunst", aber nirgends in der Welt wird, im Großen und Ganzen, so nachlässig gedruckt, wie bei dem „Volke der Dichter und Denker".

Die moderne Jugendliteratur.

Von Julius Duboc.

Nach zwei Richtungen hat man, wie mir scheint, vorbehaltlos einen Fortschritt in den Leistungen der heutigen Jugendliteratur, verglichen mit denen aus den Tagen unserer Kindheit — etwa 30—35 Jahre zurückzurechnen —, anzuerkennen. Und zwar ist dieser Fortschritt ein bedeutender und erfreulicher. Er betrifft einerseits das ganze Gebiet der Illustrationen, soweit es sich um künstlerische Vollendung derselben handelt, und andererseits die Verwerthung naturwissenschaftlicher Kenntnisse für die Lectüre unserer kleinen Leute. Ich rede hier von Jugendliteratur im weitesten Sinne des Wortes, in dem Sinne, in welchem es Alles umschließt, was durch Schrift oder Bild, oder durch die Verbindung von beiden dem Kinde geistige Eindrücke zu vermitteln bestrebt ist, und so wird es mir auch gestattet sein, die Bilderbögen, welche meistens der letzteren Kategorie angehören, hier mit heranzuziehen. Wenn wir einen Blick in unsere eigene Vergangenheit werfen, wenn wir die damals einzig zur Verfügung stehenden und daher allgemein gebräuchlichen bemalten oder unbemalten Bilderbögen vergleichen mit denjenigen, die für einen äußerst billigen Preis gegenwärtig z. B. von Weise in Stuttgart, von Braun und Schneider in München und anderen Verlagsfirmen hergestellt werden, so können wir nicht umhin, in der künstlerischen Vollendung einen so großen Fortschritt anzuerkennen, daß man denselben kaum für das Ergebniß weniger Jahrzehnte halten sollte. Man blättere einen Band der „Deutschen Bilderbogen für Jung und Alt, Verlag von G. Weise in Stuttgart" durch, und man findet in demselben eine Anzahl so vortrefflich ausgeführter, künstlerisch entworfener, fein empfundener, charakteristisch beobachteter Bilder und Bildchen aus Natur- und Thierleben, vom Meere und aus dem Gebirge, daß sie auch dem verwöhnteren Auge volle Befriedigung und stimmungsvolle Anregung zu gewähren im Stande sind. Die colorirte Ausgabe vollends

enthält wirkliche Kunstblätter, wozu wir z. B. Wald und Wild von C. Kröner, Vom Rhein von Scheuren, Der Landschaftsmaler von Hugo Becker, Küstenbilder von H. Eschke, Holländischer Winter von Hilgers u. a. m. unbedenklich rechnen, und doch kosten diese Blätter colorirt nur 20, schwarz nur 10 Pfennige — sie sind also nicht viel theurer, als in unserer Kindheit die steifen, schlecht gezeichneten Figuren von Kaisern und Königen, Herzögen und Grafen, Rittern und Knappen oder von großen und kleinen Thieren waren, an denen wir unsere ersten coloristischen Studien machten. Entspricht nun auch dem großen Fortschritte in der künstlerischen Ausführung der für die Kinderwelt berechneten bildlichen Darstellungen nicht ein gleich großer Fortschritt in der Wirkung, d. h. wird ein Kind aus einem dreimal so gut ausgeführten und ausgestatteten Bilderbogen oder einer sonstigen bildlichen Darstellung auch nicht dreimal so viel und dreimal so gute geistige Nahrung, Anregung und Belehrung entnehmen, so wird doch die auf diesem Wege gewonnene, erziehliche Leistung auch nicht allzu gering veranschlagt werden dürfen. Im Einzelnen entzieht sich zwar auch der sorgfältigen Beobachtung hier meistens die überzeugende Einsicht. Das Kind erfreut sich meistens an dem schlechtesten Bilderbogen so sehr wie an einem zehnfach werthvolleren und findet durchschnittlich, was ihm bunt entgegenleuchtet, überhaupt schön, sei dies nun nach unseren Begriffen eine Sudelei oder ein Kunstblatt. So scheint es wenigstens und so ist es auch wohl, wenn man nur die gröbere Außenwirkung, d. h. die, welche das Kind am unverholensten an den Tag legt, und welche sich daher am leichtesten der Beobachtung aufdrängt, ins Auge faßt. Daß aber doch noch feinere wirkende Momente daneben bestehen, daß das Kind, meistens ohne dem unverstandenen Gefühle einen Ausdruck zu leihen, auch einen Hauch wirklicher Schönheit und gewählteren Geschmack demjenigen ihm Dargebotenen entnimmt, welches nach dieser Seite eine Anregung gewähren kann, daß es diese Anregung, gehe dieselbe zuerst auch spurlos flüchtig an ihm vorüber, bei wiederholter Einwirkung in sich verarbeitet und ihm einen Bildungsgehalt im weiteren Sinn des Wortes, einen Sonnenstrahl des Gemüthes, einen Bildungstrieb des Schönen, kurz irgend ein Element der aesthetischen Cultur zu entnehmen vermag — das Alles wird sich doch nicht leugnen lassen und in dieser Hinsicht eben wird dem gestiegenen künstlerischen Werth des kindlichen Bildungsmaterials ein bedeutsamer und selbständiger Werth nicht abzusprechen sein.

Als den zweiten wesentlichen Fortschritt bezeichnete ich die gegenwärtig ganz anders geartete Verwerthung naturwissenschaftlicher Kenntnisse für Lectüre und Anschauung der Jugend. Wenn wir bis auf den Anfang dieses Jahrhunderts zurückgehen, so treffen wir auf ein ganz merkwürdiges, in den ersten Decennien desselben noch sehr beliebtes und geschätztes, allmählich in Vergessen-

heit gerathenes und jetzt höchstens nur noch dem Namen nach gekanntes Buch: das sogenannte Bertuchsche Bilderbuch für Kinder. Das Bertuchsche Bilderbuch, so benannt nach dem Verfasser, dem Weimarschen Legationsrath Bertuch, bezeichnet in gewisser Hinsicht einen Höhepunkt der Leistung, wie er in der Jugendliteratur kaum jemals zum zweitenmal vorgekommen sein dürfte. Es steht eigentlich als ein Unicum und noch heute, als Ganzes betrachtet, als literarisches Unternehmen, als kostbares Sammelwerk, unerreicht und unübertroffen da. Dies sogenannte Bilderbuch, „enthaltend eine angenehme Sammlung von Thieren, Pflanzen, Blumen, Früchten, Mineralien, Trachten und allerhand anderen unterrichtenden Gegenständen aus dem Reiche der Natur, der Künste und Wissenschaften, alle nach den besten Originalen gewählt, gestochen und mit einer kurzen wissenschaftlichen und den Verstandeskräften eines Kindes angemessenen Erklärung begleitet", umfaßt eine Bibliothek für sich. Ich weiß nicht mehr genau anzugeben aus wie viel Bänden es besteht, glaube aber nicht zu irren, wenn ich 8 bis 10 Bände als die geringste Anzahl angebe. Jeder Band, in groß Quart, enthält 100 Nummern, d. h. 100 Tafeln Abbildungen, denen jedesmal 4 Seiten Text in Deutsch, Englisch, Französisch und Italienisch beigefügt sind. Dem Plan des Werkes gemäß marschiren die vorgeführten Gegenstände in buntester Reihenfolge auf. Fische, vierfüßige Thiere, Blumen, Schlangen wechseln mit Volksbelustigungen, Darstellungen aus der Göttergeschichte, landschaftlichen und Architekturbildern, geologischen Merkwürdigkeiten und diese wieder mit Darstellungen von Ritterorden, Kostümbildern u. a. m. ab. Die Abbildungen, deren jede Kupfertafel gewöhnlich mehrere enthält, sind farbig und sämmtlich von einer seltenen Vollendung in der Ausführung sowohl als in der Genauigkeit und Treue der Darstellung — der auf dem Titel enthaltene Zusatz: „sämmtlich nach den besten Orginalen gewählt und gestochen" sagt in dieser Beziehung durchaus nicht zu viel. Der Text dagegen beschränkt sich meistens auf eine sehr dürftige Notiz, welche dem vorgeführten Bilde eben nur die unentbehrlichste thatsächlichste Erläuterung beifügt. Man weiß nun kaum, worüber man sich mehr verwundern soll, ob über den grandiosen Entwurf und die Möglichkeit der Durchführung eines so große Herstellungskosten erfordernden Unternehmens oder über den unzweckmäßigen Charakter desselben in Bezug auf seine nächste Bestimmung. Ein Bilderbuch für Kinder im großartigsten Styl und doch nur ein Kaleidoskop! Dem Verfasser kommt bei seiner mühsamen, mehrjährigen Arbeit nie der Gedanke, ob die Anpassung an das kindliche Wesen nicht noch in etwas Anderem zu bestehen habe als darin, daß die kurze, trockne Erklärung seinen Verstandeskräften nicht zuviel zumuthe, ob man mit dem Kinde nicht vertraulich plaudern und dabei an das Nächstliegende anknüpfen müsse, ob es seine Entdeckungsreisen nicht zuerst auf dem Gebiete

ſeiner eigenen, ſinnlich erreichbaren kleinen Welt vorzunehmen und das ihm Eigene mit Liebe und Intereſſe zu hegen und zu pflegen habe, ob die Naturerkenntniß ihm dabei nicht die Hand bieten und ihm durch Haus und Hof, durch Stallung und Garten, durch Wald und Wieſe, am Brunnen, am Bach als treuer Geleitsmann dienen ſolle, ob es im Gegenſatz hierzu nicht das Allerunzweckmäßigſte ſei, mit einer verwirrenden und blendenden Mannichfaltigkeit aller erdenklichen Thatſachen der Welt- und Naturgeſchichte die kindliche Faſſungskraft und Aufnahmeluſt bis zum Erdrücktwerden zu überladen. Bei dem im Anfang dieſes Jahrhunderts lebhafter entfachten Streit zwiſchen Philanthropinismus und Humanismus, zwiſchen denjenigen, welche der vorzugsweiſen Bildung durch die Sprache, welche der Humanismus, den alten Vorbildern getreu, vertrat, und denen, welche der Bildung durch die Sachen, die anſchauliche Welt anhingen, hatte man für dieſe ebenerwähnten, uns ſo weſentlich erſcheinenden Punkte noch wenig Sinn und wer dem letzteren Princip huldigte, glaubte demſelben nicht beſſer dienen zu können, als wenn er dem Kinde ſofort das ganze Weltall unterbreitete. Von dieſer Richtung, welche Jean Paul zu der Klage Anlaß gab, daß ſie „durch Naturgeſchichten, Bilderbücher und andere Sachregiſter des Auges die Lehrſtuben zu Alpen mache, wo die Pflanze mager und klein und deren Blume übergroß getrieben“ werde, iſt das Bertuchſche Bilderbuch ein in ſeiner Art claſſiſches Erzeugniß und das Anſehen und die Verbreitung, welche daſſelbe trotz ſeines natürlich außerordentlich hohen Preiſes fand, legen Zeugniß dafür ab, daß es nicht leicht geweſen iſt das ihm zu Grunde liegende Princip allmählich durch richtigere Anſchauungen zu verdrängen und zu erſetzen. Wie ſehr daſſelbe gleichwohl gelungen, dafür legen gegenwärtig viele ſehr anerkennenswerthe naturwiſſenſchaftliche Jugendſchriften Zeugniß ab. Ich erwähne nur eine meines Erachtens ſehr glücklich entworfene Schrift, weil ſie am ſchärfſten und reinſten das entgegengeſetzte Princip darſtellt und daher am geeignetſten iſt, den weiten Abſtand zwiſchen jetzt und damals zu veranſchaulichen, ich meine die „Entdeckungsreiſen in Haus und Hof von H. Wagner.“ Dieſe Entdeckungsreiſen, die auch mehrere in der geſchmackvollen Weiſe des Spamerſchen Verlags illuſtrirte Bändchen umfaſſen, beginnen ihre Wanderungen in der Wohnſtube, zwiſchen den vier Wänden. Sie laſſen das Kind Bekanntſchaft ſchließen mit Tiſch und Stuhl, mit der Katze und dem Mäuschen, mit dem Goldfiſch und dem Kanarienvogel, mit Fliegen und Mücken, Motten und Käfern. Dann wird aufs Dach gereiſt und Alles, was dort vorkommt, unterſucht, in den Keller hinabgeſtiegen, Hof und Garten einer Beſichtigung unterzogen. Das Dach giebt Gelegenheit das Bedachungsmaterial, dann aber auch die kleine Pflanzenwelt der Flechten und Mooſe, ſoviel davon an den Dachziegeln zu haften pflegt, zu ſtudiren, im Keller geben Pilze und Schimmel und der

Hausschwamm Veranlassung von Wärme- und Feuchtigkeitsverhältnissen zu reden, im Hofe und Garten kommen die Erd- und Steinarten, die Unkräuter und Zierpflanzen, die Obstarten und die Thiere unter der Erde nach einander an die Reihe. Und so geht es immer weiter, vom kleinsten Punkt sich ausbreitend in das unendliche Weltall hinaus. Wie richtig erfaßt der Herausgeber das Wesen der Kindesnatur, wenn er in dem Vorwort sagt: „Wird nicht selbst eine Rumpelkammer mit ihrem vielfachen Geräth für das Kind ebenso zur Naturaliensammlung wie zum Alterthumscabinet? Dünkt ihm nicht ein Gang in den Keller hinab gleich einer geheimnißreichen Reise in die düstere Unterwelt und — wenn es droben zum kleinen Fensterchen im hohen Giebel hinabschaut auf die niederen Nachbardächer, nach dem Nest der Spatzen in der Regenrinne und nach den luftdurchsegelnden Schwalben, ists ihm da nicht in seiner Weise so eigenthümlich zu Muthe wie dem Jüngling, der zum erstenmal von der Spitze des Brockens, der Schneekoppe oder des Rigi hinabschaut auf Alles, was drunten ist?" Und den für die ethische Seite entscheidenden Gesichtspunkt spricht er zutreffend mit den Worten aus: „Je zahlreicher kleine Fäden das Interesse des Kindes an das häusliche Leben fesseln, desto mehr wird es mit Liebe am Herd der Familie hängen, desto stärker wird auch sein Gemüthsleben sich entwickeln und mit dem erwachenden forschenden Verstande Hand in Hand gehen. Der Mann, welcher in vorgerückteren Jahren mit Innigkeit noch an das Haus denkt, in welchem er die Jugend verlebte, wird auch danach streben, der eigenen Familie eine Umgebung zu schaffen, in welcher Liebe und Friede wohnen."

Der Fortschritt, welchen ich auf dem Gebiet der für die Kinderwelt bestimmten Illustrationen der Gegenwart zuerkannte, bezieht sich auf die höher entwickelte Technik und künstlerische Vollendung, soweit sie im Dienste der Schönheit und Wahrheit, d. h. des richtigen Ausdrucks des Natürlichen zur Verwendung gelangt. Keineswegs erstrecke ich dieselbe aber auf das hierzu völlig gegensätzliche Verfahren, die höhere Kunstfertigkeit auch für Zwecke des den Ausdruck des Natürlichen entstellenden und verzerrenden Humors, für die Caricatur in Anwendung zu bringen. Vor 30 oder 40 Jahren hatten wir in Deutschland überhaupt noch keine irgend nennenswerthe Cultur dieser Specialität aufzuweisen. Französische und englische Witzblätter leisteten schon Erstaunliches in kecken, fratzenhaften Bocksprüngen, als der deutsche Genius noch ehrbar und sittig bei Seite stand und sich in dies ihm mehr oder minder fremdartige Wesen nicht recht zu finden wußte. Wohl haben wir zu allen Zeiten Lust an Harlequinaden und derben Possenreißereien gehabt, auch dieselben wohl gelegentlich zur bildlichen Darstellung gebracht, aber für das satirische Zerrbild in seinem das moderne Wesen widerspiegelnden Raffinement, in seiner halbverhüllten Zweideutigkeit, in seinen herausfordernden Anspielungen

fehlte uns die Leichtigkeit, der esprit und namentlich auch durch das stagnirende öffentliche und politische Leben die Beize im Stoff. Auch sind unsere Leistungen in diesem Genre bisher immer noch auf einer gewissen harmlosen, unentwickelten Stufe stehen geblieben und erst das Wiener Witzblatt, der „Floh", weiß auf seiner Palette alle diejenigen Farbentöne zu mischen, welche diese Specialität in ihrer höheren Ausführung charakterisiren. Ihm stehen alle die Mittel zu Gebote, der kecke Wurf der Ausführung, die brillante Technik, die erfindungsreiche Laune, der freche Humor, die lascive Beimischung, und es beherrscht alle diese Elemente mit derjenigen Meisterschaft, welche den Erfolg auf diesem bedenklichen Gebiete verbürgt. Vor allen Dingen aber fehlte uns in jener früheren Zeit, in welcher bei uns das satirische Zerrbild nur noch äußerst sparsam angebaut wurde, die Liebhaberei für und die Routine auf diesem Gebiete, welche gegenwärtig dazu geführt haben, dasselbe auch für Anpflanzungen für das zartere Lebensalter nutzbar zu machen. Ich bekenne mich zu der Auffassung, welche hierin einen — gelinde gesprochen — entschiedenen Uebelstand erblickt, der keineswegs gleichgültig hingenommen zu werden verdiente, sondern mit Nachdruck als eine ganz verderbliche Unsitte zurückgewiesen werden sollte. Die — um sich so auszudrücken — ethische Berechtigung der Caricatur, des Zerrbildes, der Satire überhaupt (wenn wir den Gegenstand noch allgemeiner nehmen wollen), liegt immer in der Spottwürdigkeit des dem Spott, der Satire, der Verzerrung zum Stichblatt dienenden Gegenstandes. Ohne diese Bedingung verfällt das Ganze der Frivolität. Ist diese Bedingung dagegen gewahrt, so kann die Frivolität zwar noch immer in der Darstellung — durch Mißbrauch der Kunstmittel — herrschen, aber sie ist wenigstens in der schlimmeren Bedeutung ausgeschlossen, daß durch sie unser normales sittliches Verhältniß zu dem Achtungswerthen beeinträchtigt und preisgegeben wird. Mit dieser Auffassung, wenn sie streng genommen und durchgeführt werden sollte, würden sich nun allerdings die Wenigsten ganz einverstanden erklären. Unsere Witzblätter zumal beanspruchen als ihr unzweifelhaftes Privilegium ein Passe-partout, um überall, wo es ihnen beliebt, Hand anlegen zu können und für dies Belieben wünschen sie keine andere Grenze anerkennen zu müssen, als die sich aus der mehr oder weniger einen Lachreiz enthaltenden Natur des Gegenstandes, der ihnen gerade aufstößt, ergiebt. Die Spottwürdigkeit hat in ihren Augen keine andere Bedeutung und sollte keine andere haben als die Verspottungs-Möglichkeit und in der Praxis wird so ziemlich unbedenklich dem Princip gehuldigt, allem die Schellenkappe aufzusetzen, bei dem sich dies nicht etwa durch die Gefahr staatsanwaltschaftlichen Einschreitens verbietet.

Nun man kann der Ansicht huldigen — und ich bestreite nicht die Berechtigung derselben — daß in der Praxis eine derartige weitausgedehnte

Carnevalsfreiheit immer noch wünſchenswerther iſt und im Ganzen günſtiger wirkt als die Hemmung der Bewegung durch eine zu eng bemeſſene Grenze der Spottwürdigkeit. Man kann mit einigem Grund behaupten, daß das Publicum ſich im Durchſchnitt genommen beſſer dabei ſteht, wenn es ſich der Auffaſſung anbequemt, daß — einige wenige Gebiete ausgenommen — eine allgemeine Freiheit des Durchhechelns den Witzblättern zugeſtanden werden möge, als wenn es in jedem einzelnen Falle ängſtlich die Spottwürdigkeit unterſuchen wollte und dabei unvermeidlich in die Gefahr geriethe, dieſe nach den willkürlichſten Schätzungen von ſubjectiven Empfindungen des Mißbehagens und gereizter Empfindlichkeit auszumeſſen. Allein dieſes Zugeſtändniß hebt doch den urſprünglichen Satz nicht auf, es ergiebt ſich nur aus der Schwierigkeit der praktiſchen Durchführung. Richtiger, wünſchenswerther, in jeder Beziehung angemeſſener und innerlich geſünder iſt ein Zuſtand, in welchem ſich Humor, Satire und Spott nur an dem Spottwürdigen und Belachenswerthen vergreifen, vor dem Achtungswerthen aber zurückſcheuen, auch wo ſich dies eine Blöße der Lächerlichkeit giebt, als wo dieſe Scheu geſchwunden iſt, dies Bedenken dem Kitzel des „höheren Blödſinns" geopfert wird. Und wenn wir gleichwohl, da das ideale Maß der Selbſtbeſchränkung nur allzu ſelten zu erreichen iſt, die Scylla einer gewiſſen Schrankenloſigkeit — obwohl im Princip ungerechtfertigt — der Charybdis einer verkümmernden Beſchränktheit, die ein falſches Geſetz auferlegt, vorziehen, ſo bleiben wir doch der möglichen bedenklichen Folgen immer eingedenk, welche, wie bereits erwähnt, im Weſentlichen darin zu erblicken ſind, daß unſer normales ſittliches Verhalten zu dem Achtungswerthen in Gefahr geräth, beeinträchtigt und preisgegeben zu werden. In Gefahr geräth, — nicht mehr, und dieſer Gefahr kann begegnet werden und ſie wird zu Nichte überall da, wo unſer ſittliches Verhältniß zu dem Achtungswerthen ſo feſt begründet iſt und ſicher in ſich ruht, daß es ohne in ſich erſchüttert zu werden, den Gegenſtand ſeiner Achtung der Spottlaune des Schalksnarren anheimfallen ſehen kann. Dies andererſeits wird um ſo eher dann der Fall ſein können, wenn der Spott von jener harmlos lächelnden Beſchaffenheit iſt, welche an ſich ſelbſt ſchon verräth, daß er ſich zwar, vom Reiz des Komiſchen bezwungen, das Lachen nicht verbeißen konnte, aber gleichwohl mit demſelben den von ihm Gehänſelten nicht ernſthaft verletzen möchte. Dieſe Momente verringern die Gefahr, von welcher hier die Rede iſt oder beſeitigen ſie auch völlig, aber da ſie keineswegs allzu häufig angetroffen werden, da wir keineswegs den Spott in der Regel ſo maß- und tactvoll gehandhabt finden, keineswegs das ſittliche Verhältniß zu dem Achtungswerthen ſich bei den Meiſten oder bei ſehr Vielen ſo feſtbegründet herausſtellt, daß es häufigen Erſchütterungen auszuſetzen nicht bedenklich wäre, ſo wird auch ihre Bedeutung in einer die Gefahr erheblich abſchwächenden Wirkung im

Durchschnitt nicht allzu hoch veranschlagt werden dürfen. Wo ein minder rücksichtsvolles Verfahren, das der Spottsucht Zügelfreiheit gestattet, noch am unbedenklichsten ist, da wird es meistens gerade am wenigsten vertragen, nämlich auf dem Gebiete der Persönlichkeit, soweit dieselbe dem öffentlichen Leben und Wirken angehört. Wenn die satirische Laune auf diesem Gebiete keck zugreifend sich geberdet und im Uebermuth den Verdienstvollsten wegen einer ihm anhaftenden Lächerlichkeit ebenso persiflirt wie den Spottwürdigeren, so fördert sie dabei wenigstens den einen guten Zweck, daß sie uns auf diese Weise am sichersten von der sensitiven Zimperlichkeit erlöst, welche mit dem öffentlichen Wirken nur zum größten Schaden des letzteren vereinigt werden kann und gegen welche jede abstumpfende Cur erwünscht ist. Haben wir aber statt mit den Persönlichkeiten es mit den großen Institutionen des Landes zu thun, denen diese dienen, so fällt der eben angeführte Grund wiederum hinweg und wenn — um ein Beispiel anzuführen — das Berliner Witzblatt, die „Wespen," die parlamentarischen Verhandlungen des Reichstags fortlaufend carikirt und in spottender Verzerrung zur Darstellung bringt, so belegt dieser Fall meines Erachtens in besonders unwiderleglicher Weise die Richtigkeit des hier behaupteten Princips. Der Reichstag ist sicher kein Gegenstand, den spöttisch belächeln zu lernen erwünscht wäre, er ist ferner durch einen Schutzwall sittlichen Empfindens und Gewöhnung der Achtung (etwa wie in England) bei uns noch keineswegs genügend gegen eine solche Gefahr gewahrt und schließlich wird diese und also die Möglichkeit, daß ein derartiger nachtheiliger Eindruck auf das Publicum erzielt werde, noch durch den Umstand vergrößert, daß die satirische Behandlung nicht wie bei anderen Gegenständen eine einmalige und dann wieder unterbrochene, sondern eine unausgesetzt fortwirkende, systematisch wiederholte ist. Es liegt also ein dreifacher triftiger Anlaß vor, daß die Spottlaune hier sich Enthaltsamkeit auferlegen sollte und wenn dieselbe das gleichwohl nicht thut, darauf fußend, daß sie das nicht nöthig habe und daß sie einen so guten Gegenstand des Scherzes und der Satire nicht fahren lassen könne, so beweist sie damit nur, daß ihr an einem ethischen Lebensgehalt nichts gelegen ist. Damit tritt sie aber auf den Standpunkt des mittelalterlichen belustigenden Hofnarren zurück, dem auch die unbeschränkteste Ungebundenheit gestattet war, der aber seinerseits keinen Anspruch auf Achtung erheben durfte.

Wenn ich von dem bisher Gesagten die Anwendung auf das Verhältniß der Caricatur zum jugendlichen Lebensalter mache, so stellt sich sofort heraus, wie gänzlich unangemessen, principiell falsch und daher verwerflich dieselbe ist. Es ergab sich, daß die ethische Berechtigung der Caricatur überhaupt in die Spottwürdigkeit des Gegenstandes zu setzen ist und daß ohne dieselbe eine Gefährdung entsteht, welche nur bei einer besonderen Festigkeit des normalen

ſittlichen Verhältniſſes zu dem Achtungswerthen als gemindert oder gänzlich aufgehoben betrachtet werden kann. Beide Vorausſetzungen fehlen bei dem Kinde gänzlich und damit fehlt auch jede Berechtigung zur Anwendung der Caricatur ihm gegenüber. Die Nothwendigkeit, daß das Kind ſeiner Umgebung, die es an Alter, Erfahrung, Kraft u. ſ. w. überragt, daß es alſo dem ihm Ueberragenden — ganz allgemein genommen — Achtung gewähren und in der Gewöhnung an dieſe Gewährung keine Erſchütterung erfahre, dieſe Nothwendigkeit iſt eine ſo tief im Weſen der Sittlichkeit überhaupt gegründete, daß jeder Einbruch in dieſelbe als ein Sacrileg von mehr oder minder ſchwerer Bedeutung betrachtet werden kann und muß. Für das Kind giebt es im ſtrengſten Wortverſtand — abgeſehen von den Altersgenoſſen und Spielkameraden — nur eine achtungswerthe Umgebung und daher nirgends einen eigentlich ſpottwürdigen Gegenſtand. Und ſelbſt wo die an ſich alſo ſtets achtungswerthe (weil überragende) Umgebung des Kindes ſich dieſes ihres achtungswerthen Charakters ſelbſt entäußert, indem ſie ſich auf verächtliche Weiſe hinſtellt, wie dies der Fall iſt bei Trunkenheit, Feigheit u. dergl., da ſollte doch die Einwirkung auf das Kind ſtets ſorgfältig vor dem Spott behütet werden. Viel natürlicher und richtiger geſtaltet ſich das Empfinden des Kindes in ſolchem Falle, wenn daſſelbe die Grenze des Widerwillens und eines erſchreckten Gefühls nicht überſchreitet, als wenn es den kecken Spott kennen lernt. In jenem Gefühl reflectirt ſich ſeeliſch nur das Mißverhältniß, welches dadurch entſtanden iſt, daß ein Ueberragendes ſo tief unten erblickt wird, der Aufſchwung zum Spott aber hat an dem Gefühl des Ueberragenden überhaupt eine bedenkliche Einbuße erlitten. Und die dadurch entſtehende Gefährdung iſt in dieſem Fall natürlich um ſo unzweifelhafter, als beim Kinde noch alles im Werden iſt, ein normales ſittliches Verhältniß zum Achtungswerthen, d. h. zu ſeiner ganzen Umgebung, alſo auch noch keine Beſtändigkeit gewonnen hat und einen ſicheren Schutz nicht gewähren kann.

Dieſe einfachen Wahrheiten ſcheinen in neuerer Zeit immer mehr an Geltung zu verlieren und an der Betonung, die ihnen ſicher zukommt, einzubüßen. Wir ſehen in immer ſteigendem Maße von talentvollen Künſtlern die Caricatur für Zwecke der Jugendliteratur verwerthet werden und in immer ſteigendem Maße das Publicum dieſen in früheren Zeiten völlig ungekannten und unerhörten Productionen Geſchmack abgewinnen. Dabei wird der Charakter derſelben ein immer bedenklicherer. Der in unzähligen Auflagen verbreitete, ſo beliebt gewordene „Struwelpeter" wandte das Zerrbild der Hauptſache nach doch nur dafür an, um gewiſſe kindliche Unarten und Untugenden zu portraitiren. Dieſer Anwendung des Zerrbildes gegenüber gebührt ſich, ſelbſt wenn die Grenze ſcharf inne gehalten wird, (was kaum möglich iſt), immer noch der Einwand und die Frage, welche ich in dieſer Unterſuchung

abſichtlich ganz unberückſichtigt gelaſſen habe, ob es überhaupt erwünſcht und rationell iſt, die geiſtige Nahrung des Kindes mit ſo vielen Elementen des Häßlichen zu verſetzen; aber wenigſtens vermeidet eine ſolche Methode den von mir gerügten, viel unverzeihlicheren Hauptfehler. Der „Struwelpeter" liegt aber ſeinem Erſcheinen und ſeiner Glanzzeit nach ſchon etwas hinter uns und nehmen wir irgend einen neueren Erſatzmann derſelben, ſo finden wir, daß das Ding gegenwärtig noch ganz anders angegriffen wird. Nehmen wir z. B. Etwas zur Hand, was der in ſeiner Art genialiſch ſchaffende W. Buſch zur Jugendliteratur beiſteuert, z. B. „Max und Moritz, eine Bubengeſchichte in ſieben Streichen." Was finden wir? Höchſt amüſante Verſe, in denen ſieben der ſchlimmſten Foppereien ſehr luſtig geſchildert werden. In ſechs Fällen kommen die holden Jungen ſtets ungeahndet davon, obgleich ihre Streiche von der allerſchlimmſten Art ſind (z. B. wird dem Lehrer Pulver in die Pfeife geſtopft), der ſiebente zieht eine ſpaßhaft übertriebene Strafe nach ſich, mittelſt deren die Jungen in die Mühle gerathen und ſchließlich fein geſchroten von den Gänſen gefreſſen werden. Doch das nur nebenbei. Die Verſe könnten geändert werden und ich würde das Ganze doch immer gleichmäßig verkehrt und verwerflich finden, weil in den vom Standpunkt des Caricaturenzeichners vortrefflichen Illuſtrationen, welche jede Seite des Büchleins ſchmücken, alles Achtungswerthe ſchon durch die verzerrende Zeichnung ſpottwürdig erſcheint. Die Wittwe, der Onkel, der Lehrer, der Schneider u. ſ. f. erſcheinen, auch abgeſehen davon, daß ihnen ſo lächerlich mitgeſpielt wird, durch den grotesken Aufputz der Caricatur als erbärmliche Vogelſcheuchen, welche auf alle Weiſe den Spott herausfordern und ihnen gegenüber macht ſich unwillkürlich eine Gefühlsregung geltend, welche Max und Moritz ſchon halb entſchuldigt findet. Daß Kinder eine derartige Darſtellung ſehr nach ihrem Geſchmack finden, iſt nicht zu bezweifeln. Ich kann ſelbſt bezeugen, daß „Max und Moritz" mit wahrer Begeiſterung zur immer wiederholten Lectüre verlangt wird. Aber das beweiſt eben nur, was ich ſchon vorher hervorhob, daß hier die Gefahr auch deshalb eine verdoppelte iſt, weil das noch ſchwankende ſittliche Normalverhältniß zum Achtungswerthen beim Kinde nur einen völlig ungenügenden, leicht innerlich zu erſchütternden Schutz gewährt. Und trotzdem gehören dieſe und ähnliche geiſtesverwandte Erzeugniſſe zu den beliebteſten und geprieſenſten Gaben der Jugendliteratur der Gegenwart. In Dutzenden von Auflagen verbreitet — „Max und Moritz" haben auch ſchon die zwölfte Auflage überſchritten — finden ſie als willkommene Gaben eines friſchen Humors (der ſich nur vollſtändig in ſeinem Ziel vergreift) aller Orten unbedenkliche, gern gewährte Aufnahme.

Indem ich mich hier, den Gegenſtand auf einen beſtimmten Geſichtspunkt zuſammendrängend, ganz allgemein gegen die Zuläſſigkeit des Spottbildes für

die Zwecke, welche die Jugendliteratur im Auge behalten sollte, ausspreche, kann mir eingehalten werden, daß ein solches Verdict, wenn ohne Einschränkung aufrecht erhalten, deshalb ungerecht ist, weil mancherlei Gaben des scherzenden Humors doch eine Ausnahmestellung beanspruchen dürfen. Ich bin auch weit entfernt, das zu leugnen. Die zulässigen Ausnahmen ergeben sich von selbst, je bestimmter man das Princip im Auge behält, daß dem Kinde seine ganze, es an Alter, Kraft, Erfahrung u. s. w. überragende Umgebung nicht als spottwürdiger Gegenstand, nicht entstellt und spaßhaft verzerrt vorgeführt werden sollte. Was jenseits dieser principiellen Grenzlinie liegt, muß nach einem anderen Maßstab gemessen werden. Es giebt mancherlei Scherz- und Spottbilder, humoristisch belebte Darstellungen aus dem Treiben der Thierwelt, aus der Traum- und Märchenwelt, die durch Witz und Zierlichkeit anregend und bildend auch auf das Kind wirken können, ohne irgend eine schädliche Nebenwirkung einzuschließen. Selbst eine sehr bekannte Illustration (von L. Reinhardt) des Liedes „Grad' aus dem Wirthshaus" rechne ich hierher, weil die außerordentlich geistreich heiter erfundene Composition, eine der besten Leistungen auf diesem Gebiet, die je einer Künstlerhand gelungen, den anmuthigen Scherz der schwankenden Häuserreihen, der tanzenden Laternen u. s. w., so vollendet ausgeführt und so sehr in den Vordergrund zu stellen gewußt hat, daß das Interesse des Beschauers sich lediglich hierauf concentrirt. Das Motiv des Betrunkenen, welches an sich ein ungeeigneter Gegenstand sein würde, um dem Kinde spottweise vorgeführt zu werden, kommt daneben gar nicht zur Geltung und kann deshalb auch kein Bedenken erregen.

Bei der vollständigen Principlosigkeit, mit dem auf dem hier in Betrachtung gezogenen Gebiet verfahren wird, kann es nicht Wunder nehmen, daß wir gelegentlich auch noch schlimmeren Uebelständen als den bisher gerügten begegnen. Uebertragen wir einmal ohne viel Nachdenken und Ueberlegung und jedenfalls ohne uns genau über die innezuhaltenden Grenzen Rechenschaft zu geben, die ganze Specialität der Caricatur auf das jugendliche Lebensalter, so wird es kaum ausbleiben, daß wir unbedenklich auch dasjenige mit übertragen, was mit der Darstellung des Zerrbildes, namentlich des modernen, so leicht in Verbindung tritt, was dem reiferen Lebensalter je nach Maß und Färbung zugemuthet werden mag, was aber für die Jugend jedenfalls den denkbar ungeeignetesten Nahrungsstoff enthält, nämlich die lascive Beimischung. Derartiges trifft man gegenwärtig gar nicht selten. Nehmen wir z. B. die vorher ihrer künstlerischen Vollendung wegen gerühmten Bilderbogen (Verlag von G. Weise, Stuttgart) wiederum zur Hand, so treffen wir sogleich auf Nr. 30 unter der Ueberschrift „Wenn Jemand eine Reise thut" eine Reihe allerliebster humoristischer Skizzen, die Hosemann mit bekannter Meisterschaft gezeichnet, von denen aber das fünfte sowohl im Sujet, als in der Unter-

schrift sich stark dem Lasciven nähert. Eine wahre Musterleistung in der Verbindung des Widerlichhäßlichen mit leiser lasciver Färbung und des Forcirtkomischen ohne eigentlichen Witz bildet dann ferner die Nr. 49 derselben Sammlung, die Geschichte einer „entführten Wurst", gezeichnet von H. Scheerenberg. Freilich scheint das nach dem Titel: „Deutsche Bilderbogen für Jung und Alt", berechtigt, aber wenn diese Bezeichnung bei einem Unternehmen, das doch wesentlich in die Hände von Kindern geräth und für diese auf den Büchermarkt gebracht wird, überhaupt irgend einen Sinn haben soll, so kann es doch immer nur der sein, daß die dem Kindesalter angepaßte Gabe durch inneren Werth Anspruch erheben darf, auch dem reifen Lebensalter Genuß zu bereiten; unmöglich kann oder sollte darin ein Anspruch auf Berechtigung liegen, die stark gewürzten und gepfefferten Gerichte von unserer Tafel der Kindesnahrung einzuverleiben. Wie gleichgültig oder nachlässig man über diesen Punkt denken zu lernen angefangen hat, davon noch ein besonders merkwürdiger Beleg. In dem Buch: „Der Kinder Wundergarten von Friedrich Hofmann (Leipzig, Günther 1875)", einer mit 60 Holzschnitten und Buntdruckbildern sehr schön ausgestatteten Märchensammlung findet sich u. a. folgende wohlbekannte Berliner Witzfrage: „Es war einmal eine Dame — sie winkte ihm — er hielt um ihre Person an — er reichte ihr die Hand — er nahm ihr das Geld ab — und ließ sie dann sitzen." Der Herausgeber fügt hinzu: „Wer hat sich so märchenhaft aufgeführt? — Wenn's Niemand räth, verräth es das Register." Was dieser Blüthenstrauß, der seiner heimathlichen Flur an den Ufern der Spree zur Zierde gereicht, in einem „Wundergarten" für Kinder zu thun hat, wie er dort eine Stelle ausfüllen kann, das ist mir und gewiß vielen Anderen mit mir völlig unerfindlich. Läßt sich dafür eine Berechtigung nachweisen, so begegnen wir wohl auch nächstens in irgend einem Kinderbuch der bekannten Berliner Witzfrage, welches die anständigste Person in ganz Berlin sei? Antwort: die Victoria auf der Siegessäule, denn sie hat gar kein Verhältniß.

Die erwähnte Märchensammlung giebt mir am Schluß dieser wenigen Bemerkungen über Licht- und Schattenseiten unserer Jugendliteratur noch Veranlassung des Uebelstandes zu gedenken, unter dem die meisten und gerade die verbreitetsten unserer Märchenbücher leiden, daß sie nämlich ohne jede oder doch ohne genügende Rücksicht auf die Beseitigung widriger und ekelerregender Vorstellungen, erschreckend grausamer Proceduren u. dergl. zusammengetragen werden. In unseren Märchenbüchern sieht es, was die Grausamkeit betrifft, häufig nicht besser als in mittelalterlichen Marterkammern aus. Die gewöhnlichsten und beliebtesten Todesarten für böse Stiefmütter, Hexen und sonstige Vertreter des bösen Princips sind, daß sie in ein Faß gesteckt und zu Tode gerollt werden, das inwendig mit Nägeln ausgeschlagen

iſt, oder desgleichen in ein Faß, das mit ſiedendem Oel und Schlangen angefüllt iſt; im Aſchenbrödel werden den neidiſchen Schweſtern zur Strafe von den Tauben die Augen ausgepickt; im Schneewittchen muß die böſe Königin ihren Fuß in rothglühende Schuhe ſtecken und ſich in dieſen zu Tode tanzen; im „Brüderchen und Schweſterchen" wird die Hexe ins Feuer gelegt und ihre Tochter den wilden Thieren vorgeworfen u. ſ. f. Alle dieſe und die vielen ähnlichen, an Schreckhaftigkeit die hier erwähnten noch überbietenden Strafgerichte könnten, da ſie gewöhnlich nur in den letzten Schlußzeilen angeführt werden, mit Leichtigkeit geändert werden, ohne dem Kern der unvergänglichen Märchen irgend wie zu nahe zu treten. Und gerade um dieſe uns und den kommenden Generationen auch fernerhin zu erhalten, wäre eine ſolche Aenderung doch wichtig. Denn wie unerträglich wird doch allmählich ein ſo grelles Mißverhältniß, wenn wir unſeren Kindern in Erzählungsform dasjenige als eine gerechte Vergeltung — dieſer Eindruck iſt doch der erſte und bleibend haftende beim Kinde! — vorführen, was wir unſerer ganzen Anſchauungs- und Gefühlsweiſe gemäß vom Standpunkt der Gegenwart aus für ſittlich verwerflich erklären müſſen, wenn wir der Phantaſie und zwar als den ganz ordnungsmäßigen Verlauf der Dinge einprägen, was wir von Jugend auf verabſcheuen lernen müßten, weil unſere Begriffe von den Grenzen der ſtrafenden Gerechtigkeit gänzlich veränderte geworden ſind. Nicht gleichgültig und bedeutungslos wahrlich iſt es, welchen Samen in dieſer Beziehung der jugendliche Seelenboden aufzunehmen veranlaßt wird! Die unſcheinbarſten Eindrücke ſind es gerade, welche in der Kindheit zu Eigen erworben, ſpäter maßgebend werden für den Pulsſchlag unſeres innerſten Empfindens und auf die Geſtaltung der wichtigſten Culturgebiete einen unzweifelhaft vorhandenen, wenn auch nicht mehr direct nachweisbaren Einfluß ausüben. Und in dieſer Beziehung iſt wiederum kein Gebiet empfindlicher als das des Strafrechts, in Betreff deſſen für immer gilt, was Jhering in ſo geiſtvollen Worten ausgeſprochen hat: „Das Strafrecht iſt der Knotenpunkt, wo die feinſten und zarteſten Nerven und Adern zuſammenlaufen und wo jeder Eindruck, jede Empfindung ſich fühlbar macht und äußerlich ſichtbar wird: das Antlitz des Rechtes, auf dem die geſammte Jndividualität des Volkes, ſein Denken und Fühlen, ſein Gemüth und ſeine Leidenſchaft, ſeine Geſittung und ſeine Roheit ſich kund giebt, kurz auf dem ſeine Seele ſich wiederſpiegelt."

Ueberhaupt wird, wenn es ſich um die geiſtige Nahrung der Jugend handelt, doch immer auf das einfache Princip zurückzugehen und von dieſem keinerlei Abweichung zu geſtatten ſein, daß wir nur dasjenige zulaſſen können, was der Roheit — auch auf Umwegen, mittelſt Reflexwirkung — keine Anknüpfungspunkte darbietet. Wir haben die Saaten zu beſtellen für die Geſittung unſerer Zeit und keiner anderen und die Pietät gegen die Ver-

gangenheit und die verdienstvollen, mit ihr verbundenen Forschernamen findet gewiß eine völlig falsche Auslegung und Anwendung, wenn sie diesem Princip untreu zu werden die Veranlassung bietet. Von diesem Gesichtspunkt aus sind nicht nur die erwähnten barbarischen und bluttriefenden Zuthaten unserer Märchen zu verurtheilen, sondern auch einige ganze Erzählungen als verwerflich zu bezeichnen. Eine so von Entsetzen starrende Historie wie das alte niederdeutsche Märchen: „Von dem Machandelboom" sollte doch endlich einmal aus unseren kindlichen Märchensammlungen verschwinden und ihre angemessenere Stelle da finden, wo es sich einzig darum handelt, den Sagenschatz des Volkes aufzubewahren. Oder wie ließe sich von dem grausigen Bericht, wie eine Stiefmutter ihrem Stiefsohn mittels eines schweren Kistendeckels den Kopf abschlägt, wie die eigene Schwester ihres Bruders Kopf, den die Stiefmutter ihm wieder aufgesetzt, herunter ohrfeigt und wie der Vater schließlich den Sohn als Schwarzsauer arglos verzehrt — wie ließe sich von dieser Häufung aller denkbaren Gräuel wohl ein sittigender und erquicklicher Einfluß auf das Gemüthsleben und die Phantasie des Kindes erwarten? Den Teufelsspuk früherer Zeiten — denn es ist ja der „Böse", der all das Entsetzliche veranlaßt — können wir gegenwärtig selbst als Märchenstoff nicht mehr verwenden. Den ernsten Hintergrund, den eine derartige Geschichte ehedem hatte und der sie, an bestimmte religiöse Vorstellungen anlehnend, in eine höhere Region emporhob, hat sie für uns eingebüßt, und für das heitere Spiel der Phantasiekräfte, die in der Märchenwelt ihre Bethätigung suchen, ist sie wiederum zu düster und schreckensvoll. Auf diese Weise erlangt das Widerliche des Stoffs eine ganz überwiegende Betonung und diese der Jugend gegenüber zu einer besonderen Geltung gelangen zu lassen, liegt gewiß nicht die geringste Veranlassung vor.

Die Hofmannsche Märchensammlung, auf die ich oben Bezug genommen, vermeidet (obgleich ihr der „Machandelboom" natürlich auch nicht fehlt) im Ganzem jenen Luxus des Schrecklichen. Aber der Herausgeber entwickelt eine besondere Vorliebe, die meines Erachtens gar keine Nachahmung verdient, für gewisse dem religiösen Gebiet angehörige Auffassungen von Wunderwirkungen sowie für jene scurrile Behandlung der Figur des Teufels, die ehemals ebenfalls einen guten Sinn hatte, die aber platt und sinnlos wird, wo der Glaube an den Erzfeind, der bei all seiner furchtbaren Gewalt und Schlauheit eben doch nur ein „dummer Teufel" bleibt, geschwunden ist. Hierher rechne ich vor Allem Leanders: „Wie der Teufel ins Weihwasser fiel" — ein Histörchen, das auch in den sonst so viel Schönes enthaltenden „Träumereien an französischen Kaminen" ohne Schaden fehlen dürfte, das aber, selbst wenn man ihm dort noch eine Stelle gönnen will, jedenfalls als Kinderlectüre sich nicht empfiehlt. Die Schilderung, wie des Teufels Großmutter

den durch Weihwaſſer verunreinigten Rock des Teufels durch die Goſſe zieht, „wo der ganze dicke Höllenſchlamm und das ganze Spülwaſſer aus der Hölle abläuft", ihn dann beriecht und ihn, um den Kirchengeruch vollends fortzubringen, mit den brenzlichen Dünſten von angezündeten Hundehaaren und Pferdehufen beräuchert, iſt zu widerlich, um da angebracht zu werden, wo es ſich vor allen Dingen um Pflege der Reinheit des Empfindens handeln ſollte. Zu den dem religiöſen Gebiet angehörigen Wunderwirkungen gehören Geſchichten, in denen z. B. erzählt wird, wie ein mit einem ſchweren Sack voll Leder beladener Schuſter durch einen leichtſinnigen Fluch die Laſt bis zur Unerträglichkeit ſteigert und erſt von derſelben erlöſt wird als er demüthig aufſeufzt: „Herrgott, erlöſe mich! Ich will gewiß nimmer fluchen und ſchwören!", oder wenn einigen Reitern, von denen einer im Uebermuth ruft: „Den Letzten hole der Teufel!" es begegnet, daß ſofort ein Pferd ſtürzt und ſein Genick bricht, oder wenn Knaben ein Pferd, das ihnen begegnet, beſteigen, dies alsdann immer länger wird, je mehr Knaben hinzukommen, plötzlich aber verſchwindet, als einer der Jungen ausruft: „Herr Jeſus, das lange Pferd!", wobei denn ein altes Mütterchen die Moral von der Geſchichte mit den Worten ausſpricht, daß der Name des Herrn Jeſus allen Spuk vertreibe. Man kann ſich wohl mit einigem Erſtaunen fragen: was ſollen dieſe Geſchichten in einer Märchenſammlung? Wird mit einer derartigen Behandlung dieſer bei der religiöſen Entwickelung der Gegenwart ſo ſchwierigen und zarten Materie das richtige Maß getroffen für die weiten Leſerkreiſe, auf die ein ſolches Buch berechnet iſt? Mich dünkt, dieſe Frage iſt ohne Weiteres zu verneinen. Wie immer der Einzelne ſich mit dem Compromiß zwiſchen Glauben und Wiſſen ſich ſelbſt und ſeinen Kindern gegenüber abfinden, welches Verhalten er ſich in dieſer gerade in Betreff der Erziehung ſo dornigen Aufgabe der Gegenwart vorzeichnen mag, er wird gewiß, falls er nicht mit allen poſitiven Glaubensvorſtellungen aufräumen will, ſich veranlaßt fühlen das Gebiet des Wunderbaren ſchonend zu behandeln. Es wird ihm unerwünſcht ſein, daſſelbe dem Kinde gegenüber genau ausmeſſen zu müſſen und über die etwaigen Möglichkeiten, die in dieſer Richtung zu liegen ſcheinen, poſitive Ausſprüche zu thun. Geſchichten wie die vorerwähnten verſetzen ihn aber in dieſe unwillkommene und unvortheilhafte Zwanglage, denn die Fragen der Kinder: iſt denn das wirklich, iſt denn das möglich? bleiben ja ſicher nicht aus. Dieſe Fragen ſchlankweg verneinen iſt aber, das fühlt wohl ein Jeder, in dieſem Fall ebenſo mißlich als ſie bejahen. Die Bejahung öffnet dem, was den Meiſten von uns gegenwärtig als Aberglauben gilt, Thür und Thor, die Verneinung entblößt ſehr leicht von der ſchützenden Decke und ſetzt dem Froſt des Zweifels aus, was allem Glauben an ein übernatürliches Wirken ſchließlich als gemeinſame Grundlage dienen

muß. Sehen wir von einer radicalen Verneinung dieſer Grundlage ab, wodurch dann natürlich ein anderes Verhalten bedingt ſein würde, ſo iſt es daher logiſch falſch dem Wunder des Märchens das Wunder der Religion anzureihen. Nur in einer Zeit, die noch völlig vorbehaltlos und naiv bejahen konnte, mochte dies geſtattet ſein. Eine Zeit, die ihr Ja nur noch mit Einſchränkung und verclauſulirt abgeben kann, muß die Gebiete geſondert halten, wenn ſie nicht in die Gefahr gerathen will, vor dem Kinde zur Lüge ihre Zuflucht zu nehmen. Und vor dieſem bedenklichſten aller Auskunftsmittel wird ſich hüten, wer J. Pauls tiefes Wort im Herzen trägt: „Vergiß nie, daß das kleine, dunkle Kind zu Dir als zu einem hohen Genius und Apoſtel voll Offenbarungen hinaufſchaut, dem es ganz hingegebener glaubt, als ſeines Gleichen und daß die Lüge eines Apoſtels eine ganze moraliſche Welt verheert.“

Die neueſten Ausgrabungen auf dem Esquilin.

Von A. Klügmann.

Die Einrichtung des neuen ausgedehnten Stadttheiles, welcher in der Nähe des Centralbahnhofes der zunehmenden Bevölkerung Roms Raum gewähren ſoll, hat allein ſchon zum Zwecke der Anlagen der projectirten Straßen und Plätze gewaltige Erdbewegungen auf dem Esquilin und ſeiner Umgebung veranlaßt. Um die Wege in bequemer Fläche herzuſtellen, mußten ſie in dem hügeligen Terrain theils hoch aufgeſchüttet, theils tief ausgegraben werden: und indem man zugleich dazu ſchritt, unterhalb der neuen Straße die zur Abführung des Regenwaſſers und des Schmutzes dienenden Cloaken aufzumauern, hat man an vielen Stellen den Boden in außerordentlicher Tiefe durchwühlt. Der Erforſchung der hier gelegenen Quartiere des alten Roms gewährten dieſe Arbeiten reiche Ausbeute, an unzähligen Punkten des weiten Terrains kamen Ueberreſte von Wohnungen und anderen Bauten aus den Zeiten der Republik und des Kaiſerreichs zum Vorſchein. Sie wurden von der thätigen Commiſſion, der die ſtädtiſche Behörde die Ueberwachung der ihrem Rayon angehörenden Monumente anvertraut hat, verzeichnet, beſchrieben, zum Theil auch ſchon veröffentlicht, beſondere Verdienſte erwarb ſich um dieſelben der ſchon durch andere ähnliche Leiſtungen rühmlichſt bekannte Architekt und Archaeolog Signor Lanciani. Hinſichtlich der bis zum Beginn des Winters wieder erworbenen antiken Monumente läßt ſich auf die bereits erſchienenen Nummern des von jener Commiſſion publicirten Bullettino verweiſen. Hier ſoll nur ein Fund geſchildert werden, der erſt ganz neuerdings gemacht worden iſt.

Auf demjenigen Theile des Esquilins, welcher zwischen dem Casino der Villa Palombara und dem antiken Gebäude liegt, das man gewöhnlich Casa tonda nennt, stieß man bei Herstellung einer Cloake in einer Tiefe von ungefähr neun Metern unter der heutigen Oberfläche zuerst auf den Kopf einer großen Bacchusstatue; dadurch zu weiteren Nachforschungen an dieser Stelle veranlaßt, erlangte man in wenigen Tagen einen Schatz von Sculpturen, wie er nur selten sich an einer Fundstätte vereinigt findet, nämlich acht Statuen und eine große Büste. Allerdings sind diese Sculpturen nicht vollständig erhalten, aber ihre Fragmente sind an sich fast ohne Beschädigungen und schon dadurch ausgezeichnet vor den Ueberresten so mancher anderen auf dem Esquilin gefundenen Statuen, die eine verarmte und roh gewordene Zeit in grausamer Weise in Blöcke auseinandergehauen und als Theile von Mauern verwandt hatte.

Die meisten Sculpturen sind jetzt in das Depot gebracht, welches die Commission im Tabularium auf dem Capitol eingerichtet hat, und bleiben hier, bis sie restaurirt sind und dem capitolinischen Museum einverleibt werden können. Für das Publicum ist das Depot geschlossen, Einzelnen gestattet die Gefälligkeit der Mitglieder der Commission gelegentlich den Zutritt. Die vollständige wissenschaftliche Ausnutzung des neuen Materials ist unter den gegebenen Umständen noch nicht möglich, vielmehr nur eine kurze Charakterisirung; auch die folgenden Zeilen wollen einem genaueren Studium in keiner Weise vorgreifen.

Unter den Sculpturen ist jedenfalls eine ein wichtiges historisches Monument, die Büste. Sie stellt den Kaiser Commodus dar mit den Attributen von Hercules, mit dem über den Hinterkopf gezogenen Löwenfell, der Keule in der Rechten und den Hesperidenäpfeln in der Linken. Es wurde bei den Römern Sitte, die Büsten, soviel es möglich war, ebenso auszuführen, wie die entsprechenden Theile von Statuen, aber kaum jemals ist ein Künstler darin so weit gegangen, wie derjenige, der die vorliegende Büste gemacht hat. In der Vorderansicht gesehen, ist sie nichts Anderes, als die obere Hälfte einer Statue. Offenbar sollten an ihr alle Attribute des Gottes deutlich vor Augen geführt werden. Aber sie besitzt noch eine weit seltsamere Eigenthümlichkeit. Sie steht auf einer schmalen Stütze, die sich auf einer Basis von schönem Alabaster erhebt und an der vorderen Seite sehr reich decorirt ist. Ueber einer Kugel nämlich, die durch Thierkreis und Sterne als Himmelskugel bezeichnet ist, kreuzen sich zwei volle Füllhörner, die nach beiden Seiten weiter vorspringen und hier gehalten werden von je einer Amazone. Die Amazonen, die einander als Pendants entsprechen, sind völlig rund gearbeitet, sie stützen sich mit einem Knie auf jene Basis und haben ihre Waffen in den Händen, die eine die Axt, die andere die Pelta. Endlich ist oberhalb der

Füllhörner an der Stütze ein Schild mit dem Medusenhaupte angebracht. Ueber den ästhetischen Eindruck dieser Stütze in ihrem Verhältnisse zur Büste wird sich erst urtheilen lassen, wenn die vielen Splitter, aus denen erstere jetzt größtentheils besteht, wieder zusammengesetzt sind, die Bedeutung ihrer Decoration aber ist wenigstens im allgemeinen klar. Ueber dem Symbol der Welt erheben sich die Embleme des Reichthums und der alles Böse abwehrenden Macht, die der Kaiser besitzt, dessen Bild mit den Abzeichen des Gottes versehen, das Ganze dominirt. Es ist bekannt, daß Commodus sich als Hercules verehren ließ, und die Aepfel der Hesperiden in seiner Hand deuten darauf hin, daß er der Hercules ist, der alle Thaten schon vollbracht. Weniger klar ist die den Amazonen zugewiesene Rolle. Sie mag zusammenhängen einerseits mit der zur Kaiserzeit herrschenden Sitte, in ihnen die Repräsentanten von Städten und Ländern zu sehen, andererseits aber auch mit Commodus' Vorliebe für seine Concubine Marcia. Denn diese feierte er, man weiß nicht genau aus welchem Grunde, als Amazone und hielt an ihr mit einer Treue fest, die ihm verderblich wurde. Die Huldigungen, welche der Kaisercultus verlangte, haben der Kunst mancherlei neue Aufgaben gestellt, aber eine Symbolisirung, wie sie hier vorliegt, war aus dieser Monumentenclasse bisher nicht bekannt. Zieht man analoge Monumente, wie die Darstellung auf dem Harnisch der schönen Augustusstatue aus der Villa der Livia und die durch Adler und Trophäen reich verzierte Büste des vergötterten Kaisers Claudius zur Vergleichung heran, so erkennt man, wie die Ausdrucksweise der Kunst auch in ihren Leistungen für den Kaisercultus eine nicht uninteressante Geschichte hat. Das matte Gesicht des unwürdigen Nachfolgers der großen Antonine mit den hervortretenden Augen des Trunkenboldes ist nach Möglichkeit idealisirt und das ganze Werk bis in die kleinsten Theile der Zuthaten höchst sauber und fleißig ausgeführt. Dem Geschmacke der Zeit entsprechend ist der Marmor glänzend polirt, so daß er das Licht in wenig erfreulicher Weise reflectirt und fast wie Porzellan erscheint, aber freilich auch den Einwirkungen des Erdreiches, das ihn so lange umgab, besser widerstehen konnte. In gleicher Weise zeigen sich die Reste zweier Statuen des neuen Fundes gearbeitet. Sie stellten eine Venus gewöhnlicherer Art und einen jungen Mann dar, dessen Kopf den Typus der Portraits aus der letzten Zeit der Antonine aufweist.

Vollständiger als diese beiden sind zwei weibliche Gewandstatuen erhalten. Ihre Köpfe waren, wie dies in den späteren Zeiten gewöhnlich geschah, nicht aus denselben Marmorblöcken hergestellt, wie die Körper, diesen vielmehr erst nachträglich aufgesetzt worden. Das Gesicht der einen ist von jugendlicher Anmuth, das der anderen mehr matronal. Letztere gewinnt durch ihre Aehnlichkeit mit der Heroine in der berühmten Gruppe des Künstlers

Menelaos in der Villa Ludoviſi, welche man als Penelope und Telemach oder in anderer Weiſe gedeutet hat, ein beſonderes Intereſſe. Doch entſpricht ſie jener nicht in allen Einzelheiten, die Haartracht iſt anders und die Franzen an ihrem Gewande geben ihr das Ausſehen einer Nichtgriechin. Ob ſie mit ihrer jugendlichen Gefährtin zu einer Gruppe zuſammenzuſtellen iſt, laſſen wir noch unentſchieden. Seit der Zeit der Künſtlerſchule, welcher Menelaos angehörte, hat der Eklekticismus oft dahin geführt, daß man Statuen ſchuf, die im Ganzen nur wenig umgeänderte Copien waren von Theilen ſchon bekannter Gruppen, oder umgekehrt Gruppen zuſammenſtellte aus Einzelſtatuen früherer Meiſter.

Zu dem ſchon erwähnten Kopfe des Bacchus ſind auch Theile des Torſo aufgefunden worden. Der jugendliche Gott iſt in bequemer, läſſiger Ruhe dargeſtellt, mit Formen, deren Fülle ſeine Luſt am genießenden Leben bekunden. Die rechte Hand iſt auf den Scheitel gelegt, ein Geſtus des Ausruhens, der für das Alterthum unmittelbarer verſtändlich war, als für uns. Das Haar iſt mit einem leichten Kranze von Blättern und Früchten von Epheu geſchmückt. Täuſchen wir uns nicht, ſo gehört das Motiv, welches der Künſtler in der Haltung des Körpers angewandt hat, zu den bei Bacchusſtatuen nicht gerade gewöhnlichen.

Größeren Reiz aber beſitzen zwei Tritonen. Sie ſind als Pendants gearbeitet, wie die in entgegengeſetztem Sinne analogen Bewegungen der Köpfe, ſowie der Ueberreſte der Arme beweiſen. Entſpricht auch die Weiſe ihrer Ausführung dem untergeordneten, decorativen Zwecke, dem ſie dienten, ſo ſind ihre Formen doch wahrhaft großartig. Die Köpfe ſind von reichem, wild bewegtem Haare umgeben, in Stirn, Augen und Mund iſt die innerliche Erregung, das faſt ſentimentale Pathos ausgeprägt, das nach Brunns ſchöner Schilderung den Grundzug in der künſtleriſchen Charakteriſirung der Repräſentanten des wechſelvollen, unruhigen Meeres bildet. Gleich dem anderen Paare von Tritonen, welches das vaticaniſche Muſeum beſitzt, waren auch ſie wohl dazu beſtimmt, nur mit halbem Leibe aus Schilf und Waſſerpflanzen hervorzuragen; hier wie dort ſind nur die oberen der menſchlichen Geſtalt entnommenen Theile dieſer Seebewohner dargeſtellt. Aber angedeutet iſt die Miſchung ihrer Natur in ſehr charakteriſtiſcher Weiſe, und zwar nicht, wie bei den vaticaniſchen, durch ein mit Schuppen verſehenes Fell, das den Hals umgiebt, ſondern durch ſchuppenartige Auswüchſe an der Haut ſelber. Dieſe zackig auslaufenden Gebilde ſind reichlich aber nicht willkürlich an ihnen angebracht. Denn ſie treten nur an den Stellen auf, wo ſie den Organismus der menſchlichen Formen am wenigſten zu unterbrechen ſcheinen. Indem ſie nun zugleich vom Kopfe abwärts häufiger und ſtärker werden, bereiten ſie immer deutlicher die völlige Umgeſtaltung vor, welche die unteren Extremitäten der Fiſchmenſchen erfahren haben.

Die letzte Statue, deren Betrachtung noch übrig bleibt, iſt die in Rom und vielleicht auch ſchon in Deutſchland ſchnell berühmt gewordene Venus, ſeit Kurzem im capitoliniſchen Muſeum aufgeſtellt. Eine ſchöne jugendliche Geſtalt, die ihre Hülle bereits abgelegt, iſt beſchäftigt, ihr Haar zu löſen, um dann ins Bad hinabzuſteigen. Sie ſteht in ruhiger Stellung mit enggeſchloſſenen Beinen, das linke Knie ein wenig vorgerückt, der Kopf leiſe zur rechten Schulter herabgewandt. Die auf dem Kopf liegende linke Hand und die zum Theil ſchon gelöſte Binde machen es leicht, ſich die fehlenden Arme ergänzt zu denken. Die Füße ſchützen noch Sandalen, aber das Gewand liegt ſchon über einem hohen Salbgefäß gebreitet, welches auf einem ſeitwärts geſtellten Kaſten mit Blumen ſteht und von einer Schlange umringelt wird. Den Ausdruck von Hoheit und göttlicher Würde darf man an dieſer Venus nicht ſuchen, aber unter den anmuthigen genrehaften Darſtellungen der Göttin gebührt ihr ein hoher Rang. Die Umriſſe des Körpers ſind bei aller Weichheit und Zartheit doch klar und präcis, ja im Geſichte haben einige Flächen jene ſcharfe Begrenzung, die eine Tradition der älteren Kunſtweiſe iſt; ebenſo iſt auch das Haar, welches die Stirn in einzelnen weichen Locken reich umgiebt, ſtilvoll behandelt. Bewundernswerth iſt die völlige Unbefangenheit der dargeſtellten Situation, mehr als in den Formen liegt in dieſer Eigenſchaft die Idealität des Werkes, und man darf ſagen, daß ſo naiv und abſichtslos kaum irgend eine andere der ganzen Conception nach der ſpäteren Kunſtperiode angehörige Schöpfung erſcheint. Leider bezeichnet keine Inſchrift den Künſtler, es kann daher auch zunächſt nur als eine Vermuthung ausgeſprochen werden, daß derſelbe ein Mitglied der ſchon einmal erwähnten Schule geweſen iſt. Selbſt des Hauptes dieſer Schule, Paſiteles, ſcheint mir die Statue nicht unwerth zu ſein.

Bei den Ausgrabungen, welche in den beſchriebenen Sculpturen ein ſo glückliches Reſultat gewonnen, traf man auch auf die Mauer eines antiken Gebäudes, und die Commiſſion gab den Auftrag, daſſelbe näher zu unterſuchen. Die Arbeiten ſind noch nicht beendet, doch mögen einige Worte darüber hier ſchon erlaubt ſein. Das Gebäude, ſechs Meter unter der jetzigen Oberfläche gelegen, umfaßte einen Raum von beträchtlicher Ausdehnung. Die Breite beträgt ungefähr ſieben Meter, die Länge iſt, obwohl man bereits vierundzwanzig Meter aufgedeckt hat, noch nicht zu beſtimmen. An der nordweſtlichen Schmalſeite hatte es einen halbkreisförmigen Abſchluß und neben demſelben jederſeits einen Eingang. Das Innere des Raums iſt der Länge nach getheilt durch eine Reihe von Säulen (bis jetzt ſind ſechs ſichtbar geworden), von dem Durchmeſſer etwa eines halben Meters. Dieſelben waren aufgemauert, dann mit Marmor verkleidet. Es ſtehen von ihnen ebenſo wie von den Wänden nur die unterſten Theile, ſodaß man eine ſyſtematiſche

Niederreißung annehmen muß. Aber der Fußboden iſt großentheils liegen geblieben, und doch iſt derſelbe wenigſtens nach heutiger Schätzung ein ſehr werthvoller. Er beſteht der Hauptſache nach aus Platten von dem ſchönſten Alabaſter, die abwechſelnd grade und über Eck gelegt und von kleineren Marmorſtücken eingefaßt ſind. Selbſt wer ſeine Augen ſchon an die Pracht des koſtbaren Materials, deſſen ſich die Kaiſerzeit bediente, gewöhnt hat, muß ſtaunen über den Luxus, der ein ſolches Material für den Fußboden verwandte. Aber ſinnlos war der Luxus nicht; er bediente ſich nicht des weißen, weichen Alabaſters, ſondern des harten, ſogenannten blumigen, und man erkennt, daß die Lebhaftigkeit und Mannichfaltigkeit ſeiner Tinten unter den Schritten keineswegs erloſchen iſt. Wie hier erzählt wird, ſind ähnliche Platten auch ſchon anderswo zum Vorſcheine gekommen, aber eine ſo reiche Erbſchaft, wie an dieſer verlaſſenen Stätte hat man von ihnen noch nicht gemacht.

Die claſſiſche Literatur giebt über die Topographie dieſes Theiles des Esquilin nur äußerſt dürftige Nachrichten, und nach einer Inſchrift, die über den Zweck des baſilicaähnlichen Gebäudes Aufſchluß geben könne, hat man bisher vergebens geſucht. Ebenſowenig iſt der Zweck der Anhäufung jener Sculpturenreſte aufgehellt. Aber daß ſie zu dem Gebäude gehört haben, macht nicht nur die unmittelbare Nähe wahrſcheinlich, in der ſie neben demſelben lagen, ſondern auch der Umſtand, daß die Baſis der Commodusbüſte aus dem gleichen Materiale hergeſtellt iſt, welches den Fußboden auszeichnet. Es ſteht indeſſen zu hoffen, daß die Fortführung der Ausgrabungen beſſere Mittel giebt, die Räthſel zu löſen, welche die neueſten Belege für den Luxus der Kaiſerzeit noch umgeben.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus der Provinz Preußen. Die Provinzial-Synode. — Das Ereigniß des Tages war die Synode. Bei derſelben hatte einmal im eigentlichſten Sinne die Provinz als Provinz zu ſprechen und ſie hat geſprochen. Wenn der Miniſter Falk in der Kammer den ſämmtlichen Provinzial-Synoden ſeine Zufriedenheit zu erkennen gegeben hat — bis auf eine! — ſo iſt die der Provinz Preußen nicht nur dieſe eine nicht, ſondern ſie wird im Gegentheil wegen ihrer allgemeinen Haltung auf eine beſonders gute Cenſur rechnen dürfen. Mit großer Majorität hat ſie zu ihrem Präſidenten einen Schulrath gewählt, der ſtets für die poſitive Union thätig geweſen iſt und für persona grata in den höheren Beamtenkreiſen gelten kann, die ſich mit der kirchlichen Organiſation zu beſchäftigen haben; ſie hat bei ihren Verhandlungen jeden

Verſuch, dogmatiſche Streitigkeiten einzumiſchen, und ebenſo jeden Verſuch, die geſetzliche Grundlage ihres Beſtehens zu modificiren, unterdrückt, und ſie hat endlich zur General-Synode nur zwei Confeſſionelle, im übrigen Vertreter der Mittelpartei und der Linken gewählt, ein Reſultat, das allerdings zu beachten iſt. Die Provinz Preußen hat alſo auch hier in gewiſſen Grenzen ihren liberalen Charakter bewährt. Sie hat aber auch dafür geſorgt, daß diejenigen radicalen Elemente, die auch in der liberalſten Synode ein antipathiſches Conſervatorium unhaltbar gewordener Zuſtände ſehen, ihren oppoſitionellen Ausdruck innerhalb jenes Kreiſes der Fügſamen gefunden haben: der zur Synode gewählte Herr v. Saucken-Julienfelde hat erklärt, den vorgeſchriebenen Eid nach ſeinem Gewiſſen nicht leiſten zu können, und ſo gewiſſermaßen die nicht unbeträchtliche Zahl derer gerechtfertigt, die ſich in derſelben Lage befunden haben würden und ſich deßhalb überhaupt nicht activ betheiligten. Dieſer Eid, ſo weit er auch ausgreift, um möglichſt jeder Glaubensrichtung innerhalb der evangeliſchen Kirche Raum zum Eintritt zu laſſen, fordert doch ein poſitives religiöſes Bekenntniß, wenn nicht ausdrücklich, ſo doch in dem kirchlichen Sinne ſeines Wortlauts. Mindeſtens verpflichtet er zu dem öffentlichen Zeugniſſe der Zuſammengehörigkeit mit einer beſtimmten Kirche, und zwar einer innerlichen Zuſammengehörigkeit, während das bloße Nichtaustreten noch nicht als eine Betheiligung gedeutet werden kann. Jedenfalls iſt es ehrlicher, den Eid abzulehnen, wenn er doch einmal nicht ſo geleiſtet werden kann, wie er gefordert wird, als ihn ſich durch Auslegung gewiſſensgerecht zu machen. Von dem religiöſen Bekenntniſſe abgeſehen: wer für die Kirche arbeiten will, wird kirchlich geſinnt ſein müſſen. Es ſcheint ein unbilliges Verlangen derer, die ihrer ganzen Geſinnung nach, wenn auch nicht auf Grund einer poſitiven Austrittserklärung außerhalb der Kirche ſtehen, bei der Berathung über kirchliche Angelegenheiten betheiligt zu werden, um für eine Auflöſung des kirchlichen Bandes wirken zu können. Wer die Freiheit behauptet, über Alles, was ſich nicht wiſſen oder nach dem Stande unſerer Wiſſenſchaft beweiſen läßt, lediglich dem ſubjectiven Gefühle die Herrſchaft zu laſſen, muß verſtändigerweiſe auf jede kirchliche Gemeinſchaft verzichten. Es iſt wohl eine Gemeinde ſolcher „Freien" (man darf ſie deshalb noch nicht Ungläubige nennen) zu dem Zwecke möglich, um dem religiöſen Bedürfniſſe in ſeinen allgemeinſten Aeußerungen einen Anhalt zu geben, aber eine Kirche ohne poſitives Glaubensbekenntniß iſt und bleibt ein Unding. Wer ihr angehört, kann zwar, ſo weit ihr Dogma ſelbſt dies nicht geradezu verbietet, auf eine Aenderung deſſelben hinſtreben, aber auch die veränderte Glaubensformel wird immer eine Glaubensformel bleiben und dann wieder ſo lange das Bekenntniß zu ihrer Wahrheit fordern müſſen, bis eine neue Formel an ihre Stelle getreten iſt. Diejenigen alſo, die überhaupt keine

Formel gelten lassen wollen, denen jeder positive Glaubenssatz eine Beschränkung des Selbstbestimmungsrechtes der menschlichen Vernunft bedeutet, dürfen in der Kirche nicht ihren Platz suchen: sie wollen eben die Kirche nicht. Es ist eine Inconsequenz ihrerseits, sich darüber zu beklagen, daß man auf der Kirchenbank ihre Stimme nicht zuläßt. Sie interessiren in Wirklichkeit nur noch politisch, sofern es sich nämlich für sie fragt, ob der Staat, der mit der Confession seiner Bürger nichts zu thun hat, zu Gunsten bestimmter kirchlicher Gemeinschaften mit seiner Gewalt eintreten oder aus seinem Vermögen Verwendungen machen darf. Der Streit darüber ist aber an einer ganz anderen Stelle auszufechten, und dort, vor der Tribüne des Abgeordnetenhauses, eine Majorität zu erlangen, erscheint als ein berechtigtes Streben. Nur ist nicht zu erwarten, daß dasselbe schnell zum Ziele führt. Wir haben mit historischen Bildungen zu rechnen, die nicht doctrinär zu beseitigen sind. Die christliche Kirche war schon sehr früh eine Staatskirche: das ganze Mittelalter hindurch war sie bemüht, den christlichen Staat herzustellen und zu beherrschen, mit dem Erfolge, daß in der That die weltliche Macht ihr den Arm lieh, alle Staatsangehörigen unter ihr Glaubensbekenntniß zu zwingen. Als die protestantische Lehre das Recht der freien Forschung innerhalb der biblischen Ueberlieferungen behauptete und bestimmte Glaubenssätze verwarf, zeigte sie sich doch sofort bestrebt, ein neues Bekenntniß zu formuliren und sich mit demselben, an Stelle der bisherigen katholischen, als protestantische Staatskirche zu constituiren. Es erfolgte kein Austritt der Einzelnen, keine Gründung neuer Gemeinden, sondern eine Theilung des kirchlichen Corpus mit Hülfe oder mit nachträglicher Genehmigung der Staatsgewalt, die dabei ihren Sondervortheil hatte. Staat und Kirche blieben im engsten Zusammenhange; die kirchliche Gemeinde ordnete ihre Angelegenheiten unter staatlicher Autorität; das Vermögen der Kirche, soweit es nicht vom Staate eingezogen war oder für sie verwaltet wurde, blieb den bisherigen corporativen Verbänden, die zugleich politische Verbände waren. Der Staat garantirte die kirchlichen Abgaben und zwang seine Unterthanen, auch als er ihren Glauben nicht mehr beeinflußte, zu deren Entrichtung. Die ständischen Einrichtungen, und als diese ihre Bedeutung verloren, das Landesgesetz, hatten die Zusammengehörigkeit von Staat und Kirche zur Voraussetzung; noch das allgemeine Landrecht suchte das Verhältniß beider auf den historischen Grundlagen zu ordnen. Erst der moderne Verfassungsstaat nahm andere Principien auf, ohne doch vorerst materiell zu ändern. Davon zog die katholische Kirche einen Gewinn, der sich bald als gefahrdrohend erwies. Die evangelische wollte es ihr nachthun, indem sie die verfassungsmäßig gewählte Freiheit zur Stärkung des Confessionalismus auszubeuten trachtete. Eine Zeit lang fand sie darin die Unterstützung des Staates; bald aber zeigte sichs, daß sie von ihren eigenen An-

gehörigen verlassen wurde, daß die eigene Gemeinde sich aufzulösen drohte. Es mußte nun die Frage zur Entscheidung kommen: soll die Institution, welche sich evangelische Landeskirche nennt und mit staatlichen Institutionen enge verwachsen ist, gegen den Willen der großen Mehrzahl ihrer gebildeten und urtheilsfähigen Angehörigen, den Orthodoxconfessionellen überlassen werden, die Unterwerfung unter die historische Bekenntnißformel oder Ausscheidung fordern, und den Staat zwar als Executor acceptiren, aber in seinen „unchristlichen Tendenzen" zu bekämpfen ein göttliches Recht prätendiren; oder soll der Staat, so lange er Bürger hat, die äußerlich zu einer bestimmten kirchlichen Gemeinschaft zählen, und dieselbe, sofern sie keinen Gewissensdruck übt, nicht zu verlassen geneigt sind, eine Organisation anstreben, die confessionelle Differenzen möglichst wenig tangirt und auf diesen der Lehre fremdgewordenen Elementen, wenn sie ihr nur nicht geradezu ins Gesicht schlagen, die Möglichkeit gewährt, ihre rechtlichen Ansprüche als Mitglieder einer mit Eigenthum, mit Befugnissen und mit Pflichten ausgestatten Gemeinde geltend zu machen? Daß der letztere Weg eingeschlagen ist, werden alle Gemäßigten nur billigen können. Freilich steht sehr dahin, ob das Experiment gelingt. Gerade da, wo es anscheinend am besten gelingt, wie in der Provinz Preußen, zeigt sichs doch sogleich, daß man den Staat nicht nur nicht loszulassen, sondern im Gegentheil wieder enger ins Interesse zu ziehen sehr geneigt ist. Man unterwirft sich dem Gesetz, das bisher kirchliche Functionen auf den Staat übertragen hat, aber man erwartet auch die Entschädigung vom Staate, nicht nur die Entschädigung der einzelnen Geistlichen, die durch diese gesetzliche Aenderung in ihrem Einkommen eine Einbuße erleiden, sondern eine Entschädigung der kirchlichen Stellen, um dieselben auch dann der Kirche zu erhalten, wenn die Gemeinden, indem sie sich mit der Benutzung der staatlichen Anstalten begnügen, sie in ihrer Existenzfähigkeit gefährden. Auch die Synode der Provinz Preußen erwartet die Erstattung des Ausfalls der Stolgebühren, mit Ausnahme gewisser Abgaben für Begräbnisse, vom Staate, und in diesem Verlangen reichen die Confessionellen den Vertretern der Mittelpartei die Hand. Aber auch die Linken stimmen bei, da sie sich überzeugen, daß die Heranziehung der Gemeinden zur Deckung dieser Ausfälle nur den Proceß der Auflösung beschleunigen und die Unzufriedenheit vermehren würde. Bewilligen die Kammern eine ausreichende Summe, so ist dadurch der augenblickliche Nothstand beseitigt, aber auch ein neues Band zwischen Staat und Kirche geknüpft; verweigern sie die Beihilfe, so handeln sie zwar politisch correct, aber sie gefährden auch die Aussicht auf eine ruhige und friedliche Entwickelung dieser schwierigen Verhältnisse. Noch ist für Millionen Menschen die Kanzel der einzige Ort, von dem aus sie eine Einwirkung auf ihr geistiges und sittliches Leben zu erwarten haben; noch hat die protestantische Kirche eine Auf-

gabe gegenüber der katholiſchen. Auch das iſt vielleicht politiſch, ſich mitten im Kampfe aus politiſchen Bedenken nicht um einen Bundesgenoſſen zu bringen.

N— s.

Aus Belgrad. Diplomatiſche Schwierigkeiten. Zur inneren Politik. — Hier macht gegenwärtig der Etikettenſtreit des deutſchen Generalconſuls Dr. Roſen viel Aufſehen, beſonders ſeit dieſe an und für ſich ganz unbedeutende Sache zu einer ihr gar nicht gebührenden Wichtigkeit hinaufgeſchraubt worden iſt. Seit Räumung der ſerbiſchen Feſtungen durch die Türken und der hieraus reſultirenden größeren Selbſtändigkeit Serbiens erhielten die Generalconſuln von Oeſterreich, Frankreich, Rußland und Italien den Titel „Agent diplomatique“; Deutſchland ertheilte ſeinem Vertreter dieſen Titel nicht und ſo rangirte Dr. Roſen bei Hoffeſtlichkeiten ꝛc. ſtets hinter dem italieniſchen Conſul. Dieſe Rangordnung wurde lange Jahre eingehalten. Der urſprünglich preußiſche Conſul wurde Vertreter Deutſchlands und ſo glaubte er, ſich eine Unterordnung nicht mehr gefallen laſſen zu müſſen. Bei den Vorbereitungen zum diesmaligen Neujahrsempfange brachte er dieſe Angelegenheit zur Sprache, doch waren die Meinungen über die Frage des Vortritts innerhalb des Conſularcorps ſehr getheilt, und konnte keine Einigkeit erzielt werden. Die ſerbiſche Regierung, an die ſich Dr. Roſen wandte, bemerkte, daß dieſe Streitigkeiten nur innerhalb des Conſularcorps ausgeglichen werden könnten, daß jedoch, ihrer Meinung nach, der Titel „Agent diplomatique“ einen höheren Rang bezeichne, als Generalconſul. Dr. Roſen war mit dieſem Beſcheide nicht zufrieden und wandte ſich telegraphiſch nach Berlin. Die Antwort lautete, wenn ihm nicht der gebührende Platz eingeräumt würde, vor dem Neujahrsempfange auf Urlaub zu gehen. Dies that Dr. Roſen und begab ſich Anfangs nach Semlin und ſodann zur Berichterſtattung nach Berlin. Dies iſt der einfache Hergang der Sache. Nach Abreiſe des deutſchen Generalconſuls vereinigten ſich die Vertreter in Belgrad, dem Titel „Agent diplomatique“ keine beſondere Bedeutung beizulegen, und wurde der öſterreich-ungariſche Geſandte v. Kállay angewieſen, dieſen Titel ganz abzulegen. Herr v. Kállay übergab zugleich das Doyenat, welches er ſchon ſeit Jahren bekleidete, an den ruſſiſchen Conſul. Auf dieſe Weiſe wäre der Conflict vollkommen beigelegt, wenn nicht die „Norddeutſche Allg. Ztg.“ in einem Communiqué Anlaß genommen hätte, der Angelegenheit eine weitergehende Bedeutung beizulegen. Die ſerbiſche Regierung wird beſchuldigt, dem franzöſiſchen Conſul Debains zu viel Einfluß eingeräumt zu haben, der Etikettenſtreit ſei eine Feindſeligkeit Frankreichs gegen Deutſchland im Verein mit den leitenden Staatsmännern Serbiens. Es würde alſo vorläufig der Platz des Dr. Roſen nicht mehr beſetzt werden, und die wenigen Intereſſen, welche Deutſchland in jenen

Gegenden zu vertreten habe, von der deutschen Botschaft in Constantinopel mit wahrgenommen werden.

Ueber die angeblich „wenigen" Interessen Deutschlands in Serbien, erlauben sich freilich die zahlreichen Deutschen in Belgrad und den Küstenstädten bedeutend anderer Meinung zu sein. Deutschland hat viel mehr Interessen hier, als Dr. Rosen vielleicht selbst weiß, und betrachten die Deutschen das Vorgehen des Berliner auswärtigen Amtes als einen großen Fehlgriff. Von Stambul aus die serbischen Verhältnisse zu beurtheilen, dürfte dem deutschen Botschafter schwer werden; dazu gehört Kenntniß der bestehenden Verhältnisse in den Donauländern, und diese sind nur durch den Aufenthalt im Lande selbst zu beurtheilen. Durch Auflassung der deutschen Vertretung in Belgrad wird es dahin kommen, daß der österreichische Consul die Interessen der deutschen Unterthanen mit wahrnehmen muß, wie es schon in den türkischen Küstenstädten an der Donau, z. B. Widdin, der Fall ist. Es ist dies wohl kein Schaden für den Einzelnen, aber ob die sich hieraus resultirenden Verhältnisse der Machtstellung Deutschlands entsprechen, ist eine andere Frage, die ich nicht selbst beantworten will.

Die Skupschtina wurde am 26. Januar ohne Sang und Klang eröffnet. Eine angekündigte Demonstration zu Gunsten Montenegros mußte unterbleiben, nachdem der Horizont friedlichere Gebilde zeigte, und so können sich unsere Deputirten ganz den Geschäften für die Wohlfahrt des Landes widmen. Gesetzentwürfe sind vorbereitet über ein freies Vereins- und Versammlungsrecht, Trennung der Polizei von der Justiz, gerechtere Vertheilung der Steuern ꝛc. Eine Vorlage wegen Expropriation des Terrains für die zu erbauende Bahn wurde ebenfalls eingebracht. Mit dem Ausbaue der serbischen Bahnen und dem Anschlusse an die türkischen Linien soll es endlich Ernst werden. Die so viel ventilirte Anschlußfrage ist ja glücklich zur Zufriedenheit Serbiens und der Pforte geregelt worden. Der Kriegsminister beantragte, den Dienst im stehenden Heere von drei auf zwei Jahre zu ermäßigen. Dadurch wird das Budget, welches diesmal ein Deficit ausweist, etwas entlastet, und es brauchen dem Volke nicht neue Steuern aufgebürdet zu werden. Um den vielleicht noch fehlenden Betrag zu den Einnahmeposten zu erlangen, wird der Einfuhrzoll auf einige Artikel erhöht werden. Auf diese Weise ist es nicht nöthig, eine Anleihe aufzunehmen. Da es die erste wäre, welche Serbien belastet, so muß man sich vor Präcedenzfällen in Acht nehmen.

Leider stehen wir vor einer Ministerkrise. Am 30. Januar stellte das Ministerium die Vertrauensfrage an die Skupschtina, und einstimmig wird das Vertrauen der Volksvertreter votirt. Um so überraschender mußte es kommen, als am anderen Tage das gesammte Cabinet die Demission einreichte, die auch vom Fürsten angenommen wurde. Als Grund giebt man

wohl Streitigkeiten innerhalb des Miniſteriums an, doch ſcheint jene Verſion bedeutend mehr Glauben zu verdienen, welche fremde Preſſion als Urſache der Abdankung angiebt. Schon der Umſtand deutet darauf hin, daß ſich das Miniſterium vergewiſſerte, ob es noch das Vertrauen der Landesvertreter beſitze, und als dieſe Frage bejaht wurde, konnte es ruhig vom Schauplatze ſeiner kurzen Thätigkeit abtreten, weil es ſicher weiß, daß die Ziele weiter verfolgt werden, welche die Entſchlüſſe des Miniſteriums, während ſeiner Wirkſamkeit leiteten. Oeſterreich und Rußland ſind die zwei Staaten, welche dem Fürſten ſo lange in den Ohren lagen, bis er durch die Ernennung des ehemaligen Miniſterpräſidenten Marinovitſch zu ſeinem Vertreter in der Skupſchtina die Andeutung gab, daß eine Aenderung im Cabinet in Ausſicht genommen ſei. Bisher wurde ſtets einer der am Ruder befindlichen Miniſter mit der Wahrung der fürſtlichen Intereſſen im Landtage betraut, und war dieſes Abgehen von der Regel das Signal, daß der Fürſt eine Aenderung beabſichtige.

Oeſterreich war mit dem Miniſterium Zumitſch darum unzufrieden, weil daſſelbe die Häuſer der Omladina zu ſeinen Mitgliedern zählte, und weil Ungarn von der Thätigkeit deſſelben eine Förderung der ſüdſlaviſchen Agitation in der Militärgrenze und der Vojwodina befürchtete. Beinahe die gleichen Anſichten ſcheinen Rußland geleitet zu haben. Kurz nach Ernennung Zumitſchs zum Miniſterpräſidenten ließ Gortſchakoff in Belgrad andeuten, daß er es lieber geſehen hätte, wenn Novakovitſch den Präſidentenſtuhl erhalten hätte. Derſelbe war allerdings auch im Cabinet, aber nur als Reſſortminiſter, und Novakovitſch iſt gerade ein beſonderer Schützling Rußlands, weil er ſeine Studien nicht in den weſteuropäiſchen Ländern machte, ſondern in Moskau, Petersburg und Kiew ſeine akademiſche Bildung erhielt. In Petersburg ſcheint man nun zu glauben, daß Novakovitſch weniger von dem Gifte der Umſturzpartei angeſteckt wäre, als die anderen Miniſter. Nun iſt es aber merkwürdig, daß man ſowohl in Peſt wie in Petersburg die wirklichen Verhältniſſe verkennt; mag jetzt ein Miniſterium gebildet werden, was für eines will: daſſelbe kann ſich nur dann halten, wenn die Majorität der Skupſchtina hinter ihm ſteht. — ρ.

Aus Berlin. Ueberall Reformen. Carneval und Theater. — Abgeordnete und Journaliſten haben zur Zeit die keineswegs leichte Aufgabe, ſich mit den neuen Geſetzentwürfen zur Verwaltungsreform vertraut zu machen. Es ſind bis jetzt vier, der dünnſte einen Finger dick, und noch ſtehen ein paar in Ausſicht: zu der Provinzialordnung, dem Provinzialdotationsgeſetz, den Verwaltungsgerichten, der Provinz Berlin ſoll noch eine revidirte Städteordnung und vielleicht die Ausdehnung der Verwaltungsreform auf die bisher verſchonten weſtlichen Provinzen hinzukommen, und auf dieſer Grundlage erheben ſich dann wieder eine ganze Reihe anderer legislatoriſcher Arbeiten, die, wie die Wegeord-

nung oder das Unterrichtsgeſetz, nur nach Bildung der geeigneten Selbſtverwaltungsorgane erledigt werden können. Gewaltig viel iſt noch zu thun, bis das große Werk der Verwaltungsdecentraliſation in allen ſeinen Conſequenzen vollendet und ins Leben geführt ſein wird. Erfahrene Männer verſichern aber auch, ſeit den Reformen der Steinſchen Periode ſeien im inneren Staatsleben der preußiſchen Monarchie ſo bedeutſame und folgenreiche Umgeſtaltungen nicht vollzogen worden. Hoffen wir, daß das Experiment, wichtige Zweige der öffentlichen Verwaltung vom Staate auf bisher unbekannte und unerprobte Organe zu übertragen, ſich als ein glücklicher Griff erweiſen werde.

Im Uebrigen hat ſich in der vergangenen Woche das allgemeine Intereſſe vorzugsweiſe mit den jetzt glücklich beendigten Provinzialſynoden beſchäftigt. Man ſcheint, wie aus den Bemerkungen des Cultusminiſters im Abgeordnetenhauſe hervorgeht, in Regierungskreiſen von dem Erfolge dieſer Verſammlungen ziemlich befriedigt zu ſein, aber freilich nur deshalb, weil man weiß, welchen Schlag von Geiſtlichen die letzten zwanzig Jahre der kirchlichen Verwaltung großgezogen haben. Nur unter dem Geſichtspunkte, daß man von vornherein mit ſehr geringen Erwartungen an die Synoden herantreten durfte, iſt für den unbefangenen Beobachter das Gefühl der Befriedigung einigermaßen gerechtfertigt. Nicht nur, daß auf mehreren Synoden die ultraorthodoxe „confeſſionelle" Partei das Uebergewicht hatte, namentlich in Pommern und Sachſen, wo die Oppoſition gegen die jetzt im Kirchenregimente herrſchenden Grundſätze am ſtärkſten iſt: die angeblich gemäßigten Mittelparteien, welche günſtigen Falles die Majorität bildeten, enthalten ebenfalls ſo ſtark poſitive ſtrenggläubige Elemente, daß wir dem auf ihren Schultern ruhenden weiteren Ausbau unſerer Kirchenverfaſſung nicht ohne einige Beſorgniſſe entgegenſehen können. Der „Proteſtantenverein" war überall ein ungern geſehener und höchſtens geduldeter Gaſt, und es bedurfte oft nicht geringer Energie, um den Eifer der heiligen Zionswächter wider Sydow und andere Söhne des ewigen Verderbens im Zaume zu halten. Die lutheriſche Orthodoxie im Bunde mit der feudalen Reaction der Manteuffel und Senft-Pilſach machte ſich in einer Weiſe breit, die jeden äſthetiſchen Geſchmack beleidigen mußte, und die bevorſtehende Generalſynode wird leider viel zu viele dieſer verknöcherten Typen wieder auf dem Platze finden.

Doch ich muß um Entſchuldigung bitten, daß ich Sie in der luſtigen Faſchingswoche von Synoden und Verwaltungsgeſetzen unterhalte. Hat doch ſogar das Abgeordnetenhaus einen Tag Ferien gemacht, um ſeinen Mitgliedern Zeit zu gewähren, ſich ungeſtört an der großen „Kappenfahrt" ergötzen zu können. Sie werden nicht allzu erbaut davon geweſen ſein.

Wenn überhaupt die Verpflanzung des Carnevaltreibens aus ſchöneren und wärmeren Himmelsſtrichen in unſere norddeutſche Ebene mit dem ſehr

achtbaren und vernünftigen, aber grundphiliströsen Menschenschlage ein bedenkliches Unternehmen ist, so ist dies ganz besonders der Fall in Berlin, wo solche Volksbelustigungen gleich den eigenthümlichen Odeur der Panke annehmen. Wenn anderwärts bei solchen Gelegenheiten vielleicht gemüthlicher Humor und lustiges harmloses Treiben herrschen, so gewinnt hier alsbald die Ungezogenheit und Rohheit des Pöbels die Oberhand, und schon das Aufgebot wahrer Regimenter reitender und wandelnder Schutzleute zeugt von der bedenklichen Weise, in welcher der „Mob" Berlins seiner festlichen Stimmung Ausdruck zu geben pflegt. Die Herrlichkeiten des großen Narrenzuges zu beschreiben, werden Sie mir wohl erlassen. Ich erblickte nur zwei Wagen. Auf dem einen befand sich ein halbes Dutzend frecher Nonnen und Jesuiten mit Heiligenscheinen, auf dem anderen eine Schaar fader Gesellen mit großen Nasen, welche Weißbier aus Gefäßen tranken, die ich hier nicht näher beschreiben kann, die man aber in der Regel nicht zum Trinken benutzt. Das ist die reiche Fülle politischer Satire und zwanglos sprudelnden Humors, welche nach Aussage der Programme uns geboten werden sollte. Ich hatte nach diesen Proben genug und glaubte durch mein Berichterstatteramt nicht verpflichtet zu sein, mich noch länger den Unbilden des schreienden und stoßenden Pöbels aussetzen zu müssen. Wenn man diese jeden geschäftlichen Verkehr unmöglich machenden Menschenmassen in unseren Hauptstraßen beobachtete, wenn man sah, wie Hunderte von Frachtfuhrwerken, Postomnibussen, selbst Leichenwagen stundenlang warten mußten, bis sie durch das wilde Gewirr ihren Weg finden konnten, so mußte man sich wirklich fragen, ob eine große, verkehrreiche, vielgeschäftige Stadt der geeignete Schauplatz für solche Belustigungen ist. Was würde wohl der praktisch nüchterne englische Geschäftsmann dazu sagen, wenn man ihm Londonbridge oder Charing Croß halbe Tage lang den „Narren" zu lieb absperren wollte?

Auf einem nicht viel höheren Niveau bewegen sich auch die öffentlichen Maskenbälle, welche zur Feier des Carnevals allenthalben stattfinden. Da sind z. B. die in einen gewissen Ruf gekommenen Bälle des königlichen corps de ballet bei Kroll. Etwas Ungesalzeneres, Langweiligeres und Schäbigeres ist auf der Welt nicht zu finden, und es gehört schon eine starke Dosis berauschenden Getränks dazu, um bei diesen Festen den Jammer des Daseins zu vergessen. In der That, „Prinz Carneval" in Berlin ist ein unglaublich fader oder unfläthiger Geselle, wenn wir auch ob dieses unfreundlichen Ausspruchs als morose Sittenrichter und Trauerbolde verunglimpft werden sollten.

Würdiger und ästhetischer geht es allerdings zu, wenn die höfischen Kreise des Maskenelementes in den Bereich ihrer Vergnügungen ziehen. Das große Carnevalsfest beim Kronprinzen soll, wie Augenzeugen versichern, mit vollendetem Geschmack und reichster Pracht arrangirt gewesen sein; aber außerhalb des

vornehmen Parquets ſchwindet hier ſofort Geiſt, Glanz und Würde. Zu der mangelhaften Naturanlage unſerer mittleren und unteren Volksſchichten in dieſer Hinſicht kommt der karge Sinn und die geringe Wohlhabenheit, die hier durchgängig herrſchen, um glänzende und impoſante öffentliche Schauſpiele zu einer Unmöglichkeit zu machen.

Auch unſer „Opernhaus" trägt jetzt dem Carneval Rechnung. Die jüngſte Novität, die komiſche Oper „A—ing—ſo—hi" von Richard Wurſt, dem Componiſten des „Stern von Turan", des „Faublas" und anderer beifällig aufgenommener Muſikſtücke, iſt ebenfalls ein Faſchingsproduct, und es wimmelt darin von Maskeraden, Verkleidungen und Carnevalsorgien. Der Chineſe, der ſich jener dann zu einem Schlag- und Erkennungsworte benutzten geiſtreichen Laute bedient, iſt nur ein verkleideter Mandarin, in Wahrheit ſpielt das Stück in Italien. Aber auch dieſer ſüdliche Carneval dürfte unſerer Anſicht nach etwas lebhafter, luſtiger und geiſtreicher ſein; auch durch dieſe Maskenſäle der Bühne weht die ſcharfe Morgenluft des Katzenjammers. Das ganze Ding, Text und Muſik, iſt herzlich unbedeutend, die Melodien und die dramatiſchen Motive beſtehen zum größten Theil aus Reminiscenzen und bekannten Anklängen, die aber zu einem leidlich gefälligen und anziehenden Ganzen verwebt ſind. In Anbetracht der erſtaunlichen Sterilität dieſes Kunſtzweiges in Deutſchland, dürfen wir immer die vorliegende Bereicherung der komiſchen Oper als ein im Ganzen erfreuliches Theaterereigniß begrüßen.

Uebrigens ziehen am Horizonte unſeres Opernhauſes jetzt ſchwarze Wolken auf; der einzige Stern erſter Größe unter dem weiblichen Perſonal dieſer Bühne droht zu verſchwinden: Frau Mallinger iſt entſchloſſen, ihr Zelt abzubrechen. Was ſie, die doch nach dem Weggange der Lucca die unumſchränkte Herrſchaft in jenen Hallen führte, zu einem ſo grauſamen Entſchluſſe bewogen, iſt uns unbekannt. Wer vermag die Geheimniſſe von Primadonnen zu ergründen! Auch unter dem königlichen Balletcorps ſcheint eine Palaſtrevolution ausgebrochen zu ſein. Die Acquiſition von Fräulein Adele Grantzow zieht den Verluſt der beiden anderen Koryphäen der Tanzkunſt, die wir beſaßen, der jungen goldblonden Linda und der graziöſen kleinen David nach ſich. Mehr und mehr veröden die Tempel von Terpſichore und Polyhymnia und würdiger junger Nachwuchs will ſich nirgends zeigen.

Literatur.

Italia. Herausgegeben von Karl Hillebrand. 2. Band. Leipzig, Hartung und Sohn. — Dem erſten Bande der „Italia" iſt raſch der zweite gefolgt, ebenſo reich als jener an Arbeiten des mannichfaltigſten Inhalts, doch ſo, daß

der eigentliche Sinn und Plan des Unternehmens jetzt noch deutlicher an das Licht tritt. Es soll hier nämlich nicht blos ein Allerlei von Aufsätzen über italienische Dinge dargeboten sein, sondern es soll planmäßig den Deutschen ein Bild von den gegenwärtigen Zuständen des Königreichs nach den verschiedensten Beziehungen hin gegeben werden. Italiener selbst stehen uns Rede, Specialitäten in ihrem Fache, und machen die Entwickelung des neuen Italiens, in Politik und Volkswirthschaft, in Literatur, Wissenschaft und Kunst uns zur Belehrung zum Gegenstande von Monographien. Wie in dem ersten Bande die italienische Kirchenpolitik geschildert und ein Ueberblick über die neueste Literatur gegeben wurde, so folgen nun jetzt Uebersichten über die philosophische Bewegung seit 1860, von Fiorentino; über die dramatische Literatur seit 1848, von Yorik (Ferrigni); und über die gegenwärtigen Richtungen in der Volkswirthschaftslehre, von Luzzati. Daran schließt sich ein Aufsatz von R. Pareto über die römische Campagna und das heute wieder viel erörterte Problem der Wiederbesiedelung dieser malerischen Wüste, dann die Monographie einer seltsamen socialen und historisch-politischen Individualität in Calabrien, und ein Bericht über O. Beccaris wissenschaftliche Reisen auf den südasiatischen Inseln. Es fehlt nicht an anderen werthvollen Arbeiten, wie denn A. v. Reumont mit bekannter Gelehrsamkeit ein Capitel aus der italienischen Kunstgeschichte des 15. Jahrhunderts beigesteuert, und Woldemar Kaden mit bekannter Liebenswürdigkeit und Frische, aber doch wohl mit allzubehaglicher Breite, die Malernester in den Sabinerbergen beschrieben hat. Doch der Schwerpunkt ruht in jenen Beiträgen zur Kenntniß der inneren Verhältnisse, wie sie in Italien seit der glücklichen Revolution sich gestaltet haben, und in dem Maße, als dem Herausgeber gelingt, diesen Zweck festzuhalten, wird die „Italia" zu einem unentbehrlichen Hilfsmittel für Alle werden, denen an mehr als oberflächlicher Kenntniß des Landes gelegen ist. Fassen wir den Eindruck zusammen, den wir aus den bisherigen Arbeiten gewinnen, so drängt sich das Bild einer ungemeinsamen Regsamkeit der Italiener auf allen Gebieten auf, und eine eingehende Belehrung über deren Inhalt und Bewegung ist um so willkommener, als längere Zeit unser Interesse auf die eigentlich politischen Vorgänge jenseits der Alpen beschränkt blieb, und auch bei den Italienern selbst, dem Anscheine nach, alles andere Interesse absorbirt war von dem politischen. In der schönen Literatur z. B. bildet die Mitte der vierziger Jahre einen entschiedenen Wendepunkt, Alles wendet sich der Politik zu, auch die Dichtung mündet in diesen allgemeinen Strom der nationalen Bewegung ein, sie scheint geradezu aufzuhören. Sie hat aber nicht aufgehört, so wenig als die philosophische Regsamkeit, sie hat zum Theil neue Ansätze gemacht, und es fehlt nicht an hoffnungsreichen Elementen. Nur hat die geistige Bewegung im Allgemeinen einen unfertigen Charakter, es

wird Vieles versucht, Weniges ausgereift, bei einer großen, ja fast erschreckenden Productivität sind die Ziele noch unklar, es fehlt die wohlthätige, temperirende Wirkung einer nationalen Tradition, ein tastender Eklekticismus läßt sich so wenig verkennen, als die Abhängigkeit von auswärtigen Einflüssen. Was in letzterer Beziehung am meisten auffällt, ist der Umstand, daß die Dichtung, zumal die dramatische, nur schwer von der Abhängigkeit von Frankreich sich befreit, während dagegen in der Wissenschaft die steigende Einwirkung Deutschlands zu bemerken ist, in der Philosophie sowohl als in der Nationalökonomie. Die schlechtesten Leistungen in der Philosophie sind die, welche in nationaler Eitelkeit gegen das Ausland sich abzuschließen versuchen; umgekehrt bringt die schöne Literatur ihre besten Erzeugnisse hervor da, wo streng auf die nationalen Vorbilder zurückgegangen wird. Und so ist denn eine eigentlich nationale Cultur des neuen Italiens überall wohl im Werden, und dieses Werden in seinen Anläufen, Irrungen und Erfolgen erkennen zu lassen, darin besteht der eigentliche Reiz und Werth dieses periodischen Unternehmens. Leider ist der Literaturbericht, der den folgenden Bänden nicht fehlen soll, diesmal aus Mangel an Raum weggelassen worden. Bei den Hemmnissen, welche dem literarischen Verkehre beider Länder noch immer entgegenstehen, wird eine regelmäßig orientirende Uebersicht über die neueste Literatur besonders willkommen sein. Auch die hübsch geschriebene Novelle, die der gegenwärtige Band bringt, aus der Feder von Heinrich Horner (wohl ein Pseudonym) fügt sich insofern in den Zweck des Ganzen ein, als diese toskanische Dorfgeschichte, deren Verwickelung so heiter aufgelöst wird, wesentlich ein Sittenbild ist. Die Uebersetzung der Arbeiten von italienischen Verfassern ist fast durchweg befriedigend. Verstöße sind selten. Wenn wir lesen, daß im „Nero" des Dramatikers Cossa die römischen Sitten mit Genauigkeit „gehandhabt" sind, so wird man darin allerdings nicht eine genaue Handhabung der deutschen Sprache erblicken können. Und anstatt „Naturalisten" auf S. 36 ist offenbar „Naturforscher" zu lesen. Hier ist dem italienischen Worte „naturalista" dasselbe zugestoßen, was sonst leicht dem Wort „statista" begegnet. Wird doch in dem Capitel der „Promessi sposi", wo die gelehrte Bibliothek des Don Ferrante beschrieben ist, jenes Fach, in welchem die Staatsmänner, Machiavelli u. a. stehen, von den deutschen Uebersetzern regelmäßig in ein Fach der Statistiker verwandelt. Wilhelm Lang.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 12. Februar 1876. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

In Göttingen vor hundert Jahren.

Von Hermann Uhde.

II.

Daß der junge Gelehrte ſich nicht begnügte, die ſchönen Bücher von außen zu betrachten, ſondern daß er ſich in das Studium derſelben vertiefte, iſt zu denken. Er hatte um ſo mehr Muße dazu, als die ſeinem Herzen am Nächſten Stehenden, Voß und der Bruder Heinrich Chriſtian, augenblicklich noch fern von Göttingen verweilten; Letzterer hatte in aller Eile nach Gotha reiſen müſſen, wohin ihn „verdrießliche Geſchäfte“ riefen. Ein junger Engländer Namens Schütz, deſſen Hofmeiſter er geweſen war, hatte ſich ſchon in Göttingen ſo übel betragen, daß Boie ſich bewogen fand, das Verhältniß zu löſen; Schütz ging darauf nach Gotha und ſetzte ſeine Extravaganzen in ſo ungezügelter Weiſe fort, daß der ehemalige Hofmeiſter auf Wunſch des Vaters eine Vermittlerrolle übernehmen mußte. Erſt am 7. Juni 1774 kehrte er, „den Kopf noch voll“, von Gotha zurück; der „tolle Schütz“ war fort. „Dieſer Menſch hat,“ berichtet Chriſtian Rudolf nach Flensburg, „in der Zeit, daß er dageweſen iſt, 3000 Thaler Schulden gemacht. Jetzt hat ihn ſein Vater nach England abholen laſſen, um ihn von da nach Gibraltar zu ſchicken.“

Die Muße ſeiner Einſamkeit benutzte der jüngere Boie, „etwas für ſich zu thun“. Er las emſig gute Bücher: „den Virgil, und zwar die Aeneis von vorne an, nach der Heyneſchen Ausgabe. Die Anmerkungen von ihm ſind ganz excellent. Ich hätte nicht geglaubt, daß ich ſo viel Vergnügen am Virgil finden würde! Ich leſe auch den Lucian, der mir ſehr gefällt. Die Ilias bin ich durch und fange die Odyſſee an.“ Und weiter heißt es: „Meinen lieben Sophokles leſe ich mit Entzücken. Den Oedip habe ich durch; ſo ausnehmend er mir in der Ueberſetzung gefiel, ſo kannſt Du Dir leicht vorſtellen daß das Original ungleich reizender geweſen. Jetzt leſe ich den Philoktet, der gefällt mir faſt noch beſſer.“ So bildete ſich der junge Studioſus doch unverdroſſen weiter, trotz der Selbſtanklage, auf der wir ihn ertappen: „Wenn ich mich rühmte, daß ich in dieſem halben Jahre beſonders fleißig wäre, ſo müßte ich lügen; im Sommer giebt es gar zu viele Zerſtreuungen.“

Chriſtian Rudolf Boie ſtudirt jedoch nicht allein die Alten: auch den

Modernen gewinnt er Geschmack ab. „Youngs Satyren über die Ruhmbegierde," erzählt er, „habe ich nach Eberts Uebersetzung gelesen. Sie haben mir sehr gefallen; Young hat einen ganz unerschöpflichen Witz, und besonders die Gabe, geringfügige und wichtige Dinge neben einander zu stellen, welches fast immer eine lächerliche Wirkung thut. Eberts Uebersetzung that mir recht gute Dienste, aber seine Noten hätte ich ihm geschenkt, sie sind unerträglich weitschweifig. Jetzt habe ich angefangen, den Shaftesbury zu lesen, — das Wenige was ich gelesen habe, gefällt mir sehr; schwer ist er eben nicht."

Daneben sind es die Neuigkeiten des Meßkatalogs, welche den geistig regsamen Jüngling interessiren und für die er sich in Liebe und Haß erwärmt: „Diese Messe," meldet er dem Freunde nach Flensburg, ist eine Comödie „der Hofmeister" herausgekommen, die von Goethe ist. Ein ganz vortreffliches Stück, ungefähr in dem Tone des Götz von Berlichingen. Nur däucht mir, möchte der Verfasser einige Derbheiten wohl weggelassen haben. Sonst hab' ich, ob ich gleich in Leipzig viel Neues gelesen habe, wenig Merkwürdiges gefunden. Daß (Joh. Georg) Jacobi seine Schriften mit einem dritten Bande vermehrt hat, wird wohl nicht merkwürdig sein. Jacobi ist wirklich ein lächerlicher Kerl. Ich habe das nie so lebendig empfunden, als da ich neulich einige prosaische Aufsätze, darin er von sich spricht, las."

Den im Eingange dieser Zeilen enthaltenen, damals allgemein getheilten Irrthum als sei „der Hofmeister" von Goethe, berichtigt unser Freund sehr bald mit dem Bemerken, das Stück sei „von einem gewissen Lenz, der auch Lustspiele nach dem Plautus geschrieben." Der Irrthum ist verzeihlich; brachten doch um eben jene Zeit die Hamburger Zeitungen („Correspondent" No. 115 von 1774 und „Neue Zeitung" Stück 98 vom 21. Juni 1774) in allem Ernste sogar Kritiken über „Goethes Hofmeister"! —

Aber nicht nur Lectüre half unserm Freunde die Zeit während seines Alleinseins vertreiben, auch andere Dinge kürzten ihm die Stunden. Bald nach der Abreise Heinrich Christian Boies traf das Werk eines der ersten deutschen Dichter ein, für welches jener in Göttingen Subscribenten gesammelt hatte, nämlich Klopstocks „Gelehrten-Republik*)". Eiligst theilt der jüngere Boie die Exemplare aus, klagt sich aber an: „ich bin so treuherzig, oder vielmehr so dumm gewesen, Einigen Exemplare ohne Bezahlung zu geben! Dies setzt mich in nicht kleine Verlegenheit! — Ich wollte," fügt er trübselig hinzu, „mein Bruder wäre erst zu Hause!"

---

*) Die deutsche Gelehrtenrepublik, ihre Einrichtung, ihre Gesetze, Geschichte des letzten Landtags. Auf Befehl der Aldermänner durch Salogast und Wlemar. Herausgegeb. v. Klopstock. Erster (einziger) Theil. Hamburg 1774. — H. Chr. Boie hatte in Göttingen nicht weniger als 414 Unterschriften (pränumerando) auf das Werk gesammelt.

Dieſer Zwiſchenfall ſtört jedoch unſern Chriſtian Rudolf nicht ſo ſehr, daß er ſich nicht ſogleich an die Lectüre des neueſten Werkes aus der Feder des über Alles verehrten Klopſtock hätte machen ſollen; daſſelbe wirkt auf ihn ganz unbeſchreiblich. „Ich habe die Gelehrtenrepublik geleſen," ſchreibt er, „aber noch nicht verdaut. Ich muß ſie noch öfter leſen. Sie gefällt mir außerordentlich. Ich will nur allein die Sprache nehmen. Der Mann ſchreibt ſo ſchöne Proſa, wie ich ſie noch nie geleſen habe. Wie ſehr er die Sprache in ſeiner Gewalt hat, kann man aus den Stellen ſehen, wo er die alte nachahmt. Sollte man da nicht glauben, daß man Luthers kerniges Deutſch läſe? Beſonders haben mir die kurzen Denkſprüche der Aldermänner gefallen, darin ſehr viele theure Wahrheiten für die deutſchen Schriftſteller liegen." Und noch einen Monat ſpäter ruft er aus: „Ich halte die Gelehrtenrepublik für eines der beſten Bücher, die wir haben. Wie viel liegt in den kleinſten Sätzen! Alles verſtehe ich freilich nicht," fährt er in ſeiner beſcheidenen, gutmüthigen Weiſe fort, „und ich müßte eitel ſein, wenn ich das ſagen wollte; aber doch gewiß das meiſte. Ich erwarte mit Schmerzen den zweiten Theil. Da werden verwünſchte Dinge*) hinein kommen, die Mancher gern weg hätte."

Mit einem Enthuſiasmus wie er aus dieſen Zeilen ſpricht, nahm nur ein ſehr, ſehr kleiner Kreis von Leſern das wunderliche Werk auf. Hatte Leſſing ſchon früher mit unübertrefflicher Feinheit fragen dürfen:

„Wer wird nicht einen Klopſtock loben?
Doch wird ihn Jeder leſen? —"

und ein kurzes „Nein" zur Antwort geben können, ſo traf vollends die „Gelehrten-Republik" das Schickſal, wenig Anklang zu finden. „Hier gefällt das Buch gar nicht," muß Boie in einem Gefühle der Trauer und des Unwillens dem Freunde bald nach der Vertheilung der Exemplare melden; „der Eine ſagt, er kann's nicht verſtehen, der Andere macht ſich luſtig darüber, der Eine verkauft ſein Exemplar um den halben Preis, der Andere läßt es verſpielen. Selbſt Profeſſor Meiners und Feder**), die ich nicht dafür angeſehen hätte, machen ſich luſtig darüber. Wenn Auswärtige die große Menge Subſcribenten in Göttingen ſehen, ſo werden ſie glauben, der gute Geſchmack herrſche hier ſehr, aber ich kann Dir verſichern: grade das Gegentheil! —

*) Im zweiten Theile der Gel. Rep. ſollten „die Profeſſoren noch ziemlich was abkriegen. Ein Aldermann ſoll ſie bei Seite führen und es ihnen da ſo recht deutlich machen, was ſie denn eigentlich ſind und nicht ſind." Voß an Erneſtine Boie, 21. September 1774, bei Herbſt, I, 291 fg.

**) Meiners, Chr., geſchichtsphiloſoph. Schriftſteller, geb. 31. Juli 1747 zu Otterndorf, ſeit 1772 Prof. phil. zu Göttingen, † daſ. 1. Mai 1810. — Feder, Joh. Georg Heinr., geb. im Baireuthſchen 15. Mai 1740, von 1768—97 Prof. der Philoſophie zu Göttingen, † 22. Februar 1821 zu Hannover.

Bei alle dem Geſchrei werde ich mich nicht in meinem Glauben irre machen laſſen, daß es ein ſehr vortreffliches Buch iſt. Und wie ſogar Philoſophen wie Meiners und Feder ſagen können, ſie verſtänden das Buch nicht, begreife ich nicht. Gewiß, ſie haben ſich nicht die Mühe gegeben, es zu verſtehen, und die, dächte ich, wäre ein ſolches Buch wohl werth. Ich möchte faſt eine Stelle aus Klopſtock darauf appliciren:

„— Und wenn in Völkerſchaften
Auch Philoſophen die Welt umſchwärmten . . .!"

Nun ſoll mich verlangen, wie die Critici, von den allgemeinen Bibliothekaren an bis auf den ſchwarzen Zeitungsſchreiber*), das Buch behandeln werden. Man ſagt, Käſtner werde es in der hieſigen Zeitung recenſiren. Auf ſein Urtheil bin ich ſehr begierig."

Unterdeſſen war der ältere Boie aus Gotha zurückgekehrt; auch Voß wurde täglich erwartet, und mit ſehnſuchtsvollen Briefen drang Chriſtian Rudolf in ihn, er möge ſich wieder einfinden. Endlich erlaubte es der Arzt, am 21. Juni verließ der immer noch Bruſtleidende Hamburg und traf — obwohl „das Schütteln des Wagens ſein Blut wieder etwas in Gährung gebracht" hatte**), ſo daß wiederholte Aderläſſe nöthig wurden — im Ganzen wohlbehalten in Göttingen ein, herzlich empfangen von den Gebrüdern Boie, Miller, Hölty, Hahn und Cloſen. Namentlich jubelte der jüngere Boie; „wenn Voß kommt," hatte er ſchon vierzehn Tage vor deſſen Eintreffen an den Freund in Flensburg geſchrieben, „werde ich meine Haushaltung erſt recht anfangen. Jetzt lebe ich noch ſo ziemlich gemeinſchaftlich mit meinem Bruder; dann aber werde ich nur des Mittags mit ihm und den Engländern eſſen."

Auch die Studien nahmen nun einen neuen Aufſchwung. „Ich höre jetzt noch ein Colleg beim Profeſſor Meiners," berichtet am 31. Juli 1774 unſer junger Theologe; „zweimal in der Woche, über die Religionen der alten Völker. Es gefällt mir ſehr gut. Aber der Mann ſelbſt gefällt mir nicht. Daß ein Mann, der ein Denker, ein Philoſoph ſein will, mit einer ſolchen Geringſchätzung von Klopſtock ſpricht, iſt ganz unverzeihlich. Ich weiß nicht, wofür ich es anders, als Neid anſehen ſoll. Er geſteht ſelbſt, er habe die Gelehrten-Republik nicht geleſen, und dennoch urtheilt er ſo: von Klopſtock ſagt er, daß er wenig Kenntniſſe habe, daß er kein Griechiſch verſtehe,

*) Gemeint iſt Nicolais freiſinnig gehaltene „Allgemeine deutſche Bibliothek" und — im Gegenſatze dazu — die „Freiwilligen Beiträge zu den Hamburgiſchen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrſamkeit"; letzteres ein orthodoxes, gemeinhin die „ſchwarze Zeitung" genanntes Organ, an dem auch der Senior Goeze weſentlichen Antheil hatte.

**) Briefe, I. 251.

was eine offenbare Unwahrheit ist. Klopstock soll sehr viel Griechisch verstehen, vielleicht mehr als der Herr Professor. Aber so sind die Professoren ja Alle. Ich glaube, sie halten sich für große Leute und sehen mit Verachtung auf den Belletristen Klopstock herab, da sie gegen ihn doch gewiß Thranlampen sind." Einzuschalten ist hier ein späteres Urtheil unseres sonst so milden Freundes über den „purus professor" wie er sich ausdrückt; „ein solcher," sagt er sehr bitter, „von allen Accidenzen abgesondert und nichts als Professor, ist mir eine sehr verächtliche Creatur. Geiz, Niederträchtigkeit, Neid über andere Verdienste, Stolz, — diese personificirt: da hast Du einen Professor vom gewöhnlichen Schlage, deren es denn in Göttingen nicht wenige giebt."

Meiners insbesondere scheint einer von denen gewesen zu sein, die wenig Gnade fanden vor den Augen des jungen Studenten. „Viel Mühe kann ihn das Colleg nicht kosten," versichert er; „was er z. E. von der indisch-persischen Religion sagt, sind alles Auszüge aus den Alten und aus Dow, Anquetil*) u. s. f."

Besser gefällt ihm Gatterer. Er wünscht, daß der ferne Freund diesen einmal mit ihm hören könne, und fährt fort: „Ich weiß nicht wie es kommt, ich schätze den Mann außerordentlich; unter allen Professoren am meisten. Ich halte ihn für den größten Historiker Deutschlands. Sein Abriß der Universalgeschichte ist ein sehr wichtiges Buch; wie vieles ist da in einer fruchtbaren Kürze! Auch der Styl des Mannes gefällt mir, ausgenommen, wo er einen übel angebrachten Witz hat. — Ich weiß nicht, warum dieser Mann, auf den man stolz sein sollte, hier so wenig in Achtung steht! Schlözers Auditorium ist voll und seines ist ledig"!

Hatte Christian Rudolf sich des Zusammenseins mit dem geliebten älteren Bruder und dem hochverehrten späteren Schwager gefreut, so sollte diese Freude nur von kurzer Dauer sein; schon gegen die Mitte des Juli reiste Heinrich Christian nach Spaa ab, wohin er einen englischen Pflegling Namens Vaughan begleiten sollte, dessen Eltern den Sohn in jenem Badeorte, wo sie die Kur gebrauchten, zu sehen wünschten. Christian Rudolf blieb mit Voß allein in Göttingen zurück.

Ein langer Brief des Flensburger Freundes scheint ihm damals eine

*) Dow, Alexander, Lieuten.-Colonel in Diensten der Ostindischen Compagnie, Uebersetzer persischer Werke, Tragödiendichter; † 1799. — Anquetil gab es zwei literarisch berühmte Brüder; hier ist ohne Zweifel der Jüngere, Abraham Hyacinthe A.-Duperron, der Orientalist gemeint, geb. zu Paris 7. December 1731, von 1755—1762 in Indien, dann Dolmetscher der morgenländischen Sprachen bei der kaiserl. Bibliothek zu Paris, † daselbst 17. Januar 1805. Er lieferte eine Uebersetzung des Zend-Avesta, „Recherches historiques et géographiques sur l'Inde" u. A. — Meiners wird die Uebersetzung des Zend-Avesta epitomirt haben, die 1771 erschienen war.

ſchwache Entſchädigung bereitet zu haben; antheilsvoll äußert ſich der Entfernte über allerlei vaterſtädtiſche Dinge, antwortend, fragend. Eine Schauſpielergeſellſchaft*) war in Flensburg eingetroffen und hatte den kleinen Ort in eine gewiſſe Bewegung verſetzt. „Daß jetzt Comödianten in Flensburg ſind," ſchreibt Boie an Hammerich, „habe ich von Allen erfahren. Daß die Comödianten ſo lange bleiben, iſt für Flensburg etwas Neues; Manche werden über die böſe Welt ſeufzen, Manche werden das wenige Geld, welches ſie haben, gerne hingeben, um ſie zu ſehen."

Es folgt nun ein Stückchen Dramaturgie, in welchem den modernen Leſer namentlich die bewundernde Erhebung damaliger Tagesgrößen, die jetzt ganz verſchollen ſind, intereſſiren muß. Boie ſchreibt: „Daß der „Kaufmann von London**)" Dir ſo gefällt, darin ſtimme ich mit Dir überein. Ich habe ihn in Leipzig geſehen, und das mit großem Vergnügen. Als ich ihn las, gefiel er mir nicht ſo, aber auf dem Theater nimmt er ſich ſehr gut aus. In Leipzig ſah ich Komödien; meiſt ſehr gute, „Emilia", „Minna", Voltaires „Alzire" ſah ich, aber dieſe in einer abſcheulichen Deutſchen Ueberſetzung. Wenn ich nicht das Original ſelbſt kurz vorher geleſen, hätte ich nicht einmal klug daraus werden können. Es wurde auch meiſt ſchlecht vorgeſtellt; Amerikanerinnen — ſtelle Dir vor! — mit ſteifen Röcken und weißen engliſchen Handſchuhen! Wenn die Döbbelinſche Geſellſchaft***) Trauerſpiele ſpielte, ſo war's elend, hingegen in Komödien, beſonders in der Minna von Barnhelm, war ſie ſehr gut. Die „Olivia" von Brandes***†) habe ich in Leipzig, aber ſehr flüchtig, geleſen; ein Beweis, daß ſie gut iſt, iſt: daß Klopſtock bei der Vorſtellung geweint hat. Ich hätte ſie wohl ſehen mögen. Vielleicht würde ſie dann mehr Eindruck auf mich gemacht haben. — Haſt Du Brandes' neue Luſtſpiele geleſen? Beſonders der „Hageſtolze" hat mir ſehr wohl gefallen.

---

*) Vielleicht die Hamonſche, welche vom 7. September bis 13. October 1774 in Hamburg „beim Dragonerſtall, nicht eben mit großem Zulauf" ſpielte. (Meyer, Schröder, I. 271.)

**) Lillos Drama, welches Leſſing zu ſeiner „Miß Sara Sampſon" anregte.

***) Carl Theophil Döbbelin, bekannter Theaterprincipal des vorigen Jahrhunderts, geb. zu Königsberg in der Neumark 1727, ſtarb 1793 als Director des Berliner Theaters, das unter ihm zur ſtehenden Bühne erhoben wurde. Von Oſtern bis zum letzten Juli 1774 gab er in Leipzig Vorſtellungen (Blümners Geſchichte des Theaters zu Leipzig, 181); das Perſonal ſeiner damaligen Geſellſchaft kann man im Gothaer Theaterkalender von 1775, S. 168 nachleſen.

***†) Joh. Chr. Brandes, geb. 1735 zu Stettin, betrat nach mancherlei Irrfahrten, die er in ſeiner „Lebengeſchichte" (Berlin, 1799) weitläufig erzählt hat, 1756 die Bühne zu Lübeck; ſpäter an mehreren Orten Schauſpieldirector, wurde er auch Theaterdichter; † 10 Novbr. 1799 zu Potsdam. Er ſelbſt war als Schauſpieler mittelmäßig, doch glänzten ſeine Frau, Eſther Charlotte geb. Koch, und ſeine Tochter Minna, Leſſings Pathkind.

Goethe hat ein Trauerſpiel: „Clavigo" herausgegeben, geleſen hab' ich's nicht. Voß gefällt es nicht, und ſeinem Urtheil traue ich ſehr viel. Klopſtocks Trauerſpiele habe ich (Schande genug!) erſt hier geleſen. Ich bin ganz entzückt davon. Schande für die Deutſchen, daß ſolche Stücke gar nicht geſchätzt werden. Und warum führt man ſie nicht auf? Ich ſehe nicht, worin die Unmöglichkeit ſteckt. Da ich jetzt den Sophokles leſe, finde ich zwiſchen ihm und Klopſtock ungemein viel Aehnliches; eben das Einfache, eben das Rührende. Und Weiße*) ſeine — werden bewundert!" Noch ein halbes Jahr ſpäter freut ſich unſer Boie, der zum praktiſchen Beurtheiler des Theaters wenig Anlagen gehabt haben dürfte, über das Gerücht: „der Kaiſer habe befohlen, Hermanns Schlacht mit Glucks Muſik**) in Preßburg aufzuführen." Er fragt: „Warum ſollte Hermanns Schlacht nicht ebenſogut wie eine andere Oper auf's Theater kommen? Vielleicht erleben wir die glückliche Zeit noch einmal! Ich möchte wohl einmal Glucks Compoſition von „O Wodan, der im nächtlichen Hain" hören. Welche Wirkung müßte der Geſang auf dem Theater, mit vollſtimmiger Muſik begleitet, thun!"

Unterdeſſen rückte der Anfang des Winterſemeſters heran; am Abend des 20. October 1774 kam endlich der „ſo ſehnlich erwartete" ältere Boie mit ſeinem Zögling Vaughan von ſeiner Reiſe zurück. Sehr ergötzlich ſchildert Voß in einem Briefe an Erneſtine Boie dieſes Wiedereintreffen: „Rudolf und ich waren ſchon zu Bette und Boie mochte uns nicht aufwecken. Am Morgen, wie ich aufſtand, rief mir das Mädchen zu, daß Boie gekommen wäre, aber erſt um ſieben Uhr aufſtehen würde. Ich ſetzte mich ganz geruhig — nein, doch nicht ganz geruhig! — aber ich verbarg mich bei meinem Homer und rauchte eine Pfeife. Rudolf, der nach mir kam, trank ſeinen Thee und las. „Sollte Boie heut' wohl kommen?" fing ich an. „Ach, was wollt' er!" antwortete Rudolf mit einer halb ſchläfrigen, halb mürriſchen Miene. Ich ſchwieg ganz ſtill, bis es ſieben ſchlug. „Kommen Sie, Ihr Bruder iſt jetzt wohl aufgeſtanden," ſagte ich kalt zu ihm, und ſtieg die Treppe hinauf. Da hätten Sie in ſeinem Geſichte Freude nnd Mißtrauen, und Aergerniß und wieder Freude ringen ſehen ſollen! Er blieb ſteif ſitzen, bis ihm ſein Bruder von oben zurief: „ob er nicht kommen wollte?" Und nun waren's nur drei Sprünge die Treppe herauf und in Boiens Arm."

Dem Flensburger Freunde aber ſchreibt Chriſtian Rudolf voll Herzensfreude: „Endlich iſt nach langer Erwartung mein Bruder wieder zurückgekehrt.

*) Chriſt. Felix Weiße, geb. 1726 zu Annaberg, 1761 Kreisſteuereinnehmer zu Leipzig, † daſelbſt 1804. Er bearbeitete u. A. Romeo und Julie, ſowie Richard III. nach Shakeſpeare; beide Bearbeitungen waren zu jener Zeit Repertoireſtücke aller deutſchen Bühnen.

**) Gluck hatte bereits 1773 „einige Oden von Klopſtock ganz herrlich componirt." Voß, Briefe, I. 149.

Ich bin recht sehr vergnügt darüber! Mein Bruder ist mir so neu wieder, als wenn er Jahre weggewesen wäre. Er hat eine herrliche Reise gemacht; durch Deutschland hingereist und die herrlichen Rheingegenden besehen, und durch die meisten großen Städte Hollands: Amsterdam, Haag, Antwerpen, Mecheln, Rotterdam u. s. w. zurück. Er hat sein Reisejournal*) aufgesetzt und nach Flensburg geschickt; man wird's Dich gerne lesen lassen." — Auch folgende Briefstelle vom 6. November 1774 schildert einen Reise-Eindruck des älteren Boie: „Man fängt jetzt an, im Reiche Klopstock sehr zu schätzen. Ein Domherr aus Trier hat mit meinem Bruder voll Enthusiasmus von ihm gesprochen. In Münster bemüht man sich äußerst, ihn dahin zu kriegen. Und das in Gegenden, wo vor einiger Zeit noch halbe Barbarei war! Das erleuchtete Göttingen hingegen macht sich lustig über ihn! Wunder, daß die Gelehrtenrepublik hier noch nicht recensirt ist."

Eine Besprechung des Werkes, welche damals in Wielands Mercur erschien, erregt den ganzen Groll unseres Freundes; entrüstet nennt er sie „fast so elend, als die in der Leipziger Zeitung". Unbegreiflich findet er es, „daß die Leute sich nicht schämen, einen solchen Mann so unwürdig zu behandeln!" Wieland kommt schlecht weg; „ich denke," ruft Christian Rudolf Boie nicht ohne einen Anflug von Pathos aus, „er hat seinen meisten Ruhm gehabt, und der Mercur hat dazu nicht wenig beigetragen. Mit Achtung soll kein Einziger von ihm sprechen."

Die hochgehenden Wogen der Begeisterung für Klopstock waren denn freilich eben damals in dem Göttinger Bardenkreise noch besonders geschwellt; hatte doch der Sänger des Messias jüngst auf seiner Reise nach Carlsruhe — wohin ihn der Markgraf Friedrich von Baden mit einem Gehalt von 900 Gulden und dem Titel eines Hofraths berufen — Göttingen passirt und einen Tag in Gesellschaft der „Barden" zugebracht!**) Hahn und die beiden Miller hatten ihn von Einbeck in einer Miethskutsche feierlich eingeholt; da jedoch der Sänger des „Messias" in Göttingen keine Besuche machen, sondern incognito dort verweilen wollte, so wurde der Tag in Bovenden, eine halbe Meile vor Göttingen, verlebt; erst in der Dämmerung kamen die Barden mit ihrem großen Gaste nach Göttingen, wo Klopstock in Heinrich Christian Boies Wohnung — der „Bardei" — logirte. „Was war das für ein Tag!" ruft Christian Rudolf, begeistert aus. „Ich bin so glücklich gewesen, einen ganzen Tag in Klopstocks Gesellschaft zu genießen; die Hochachtung, die ich für den Mann habe, kann ich gar nicht beschreiben. Ach, wenn Du bei mir

*) Dasselbe existirt noch im Besitze der Familie. Carl Weinhold hat es zu seiner trefflichen Biographie H. Chr. Boies benutzt.

**) Voß, Briefe, I, 177. S. auch Herbst, a. a. O. I, 291 fg.

wärst, wie viel würde ich Dir da erzählen! Man sollte es nicht glauben, daß ein so großer Mann ein so umgänglicher Mann sein könne! Aber wenn man ihn sprechen hört, so vergißt man den großen Mann ganz. Zukünftiges Jahr sehe ich ihn hoffentlich wieder. Was wird das für eine Freude sein! Er war auch gegen mich sehr freundlich. Seine Oden lerne ich immer mehr verstehen. Er ist wirklich lange so schwer nicht, als man sich vorstellt."

Daß Klopstocks „Incognito" in gewissen Göttinger Kreisen böses Blut machte, läßt sich denken; in der That schreibt auch Rudolf Boie kurze Zeit nachher: der Name des Dichters sei durch die Gelehrtenrepublik, noch mehr aber, weil er in Göttingen Niemand besucht habe, dort „recht stinkend geworden". Gleichzeitig meldet er, man habe, den Aerger über Klopstock an dessen Verehrern und Anhängern auslassend, allerlei Bosheiten über die Barden im Altonaer „Reichspostreuter" gedruckt, die in Göttingen lebhaft besprochen würden. „Ganz gewiß" meint Boie entrüstet, „hat entweder ein hiesiger Professor oder Bursche dies einrücken lassen. Es sind doch ganz infame Kerls, die Professoren; ich glaube, sie sind (Einige muß man immer ausnehmen!) nicht Eines edlen und großen Gedankens fähig! — Die armen Barden! Sie sind bei Allen verhaßt. Gut, daß sie bald weggehen, sonst würden sie noch in allen Collegiis abgekanzelt werden."

Daß Rudolf Boie als Bruder des Hauptes der Barden von solchen Vorgängen empfindlich berührt wurde, ist wohl natürlich; er ergriff das wirksamste Mittel dagegen, indem er sich in die Idealwelt der Wissenschaft und schönen Literatur flüchtete. „Meine theologischen Collegia habe ich schon angefangen," schreibt er; „bei Zachariae*) die Dogmatik, bei Michaelis die Psalmen; sonst höre ich bei Heyne die griechischen Antiquitäten, bei Feder die Logik, bei Gatterer über die Germania des Tacitus. Außerdem werde ich noch tanzen lernen, und so habe ich meine Stunden ziemlich besetzt. Zachariae gefällt mir, und ich hoffe, daß ich ihn noch mehr schmecken**) werde, je mehr ich in das Studium hineinkomme. Bei Michaelis kann man sehr viel lernen, aber er ist gar zu weitschweifig und hält sich bei jedem Worte zu lange auf; seiner unerträglichen Witze, womit viel Zeit hingeht, nicht zu gedenken. Michaelis ist bis zur Niederträchtigkeit geizig. Seine Zuhörer müssen ihm Alle pränumeriren, und er giebt ihnen eher keine Tische, als bis er alles eincassirt hat. Feders Logik ist gut genug, aber ich verspreche mir überhaupt vom Logikhören

*) Gotthelf Traugott Zachariae, geb. 1729 zu Tauchardt in Thüringen, studirte zu Halle, fing an als Magister daselbst 1752 Vorlesungen zu halten, ward 1755 Rector der Rathsschule zu Alt-Stettin, 1760 Prof. theol. zu Bützow in Mecklenburg, 1765 Prof. theol. ordin. zu Göttingen, 1775 desgl. mit dem Titel Kirchenrath zu Kiel und † daselbst 8. Februar 1777.

**) „Goutiren" würde ein moderner „Deutscher" sagen.

nicht viel Nutzen. Heynes: über die Antiquitäten, wird ein sehr schönes Colleg werden. Er macht mit vielen kostbaren Büchern bekannt und zeigt sie zugleich." So sehen wir, daß es Wahrheit ist, wenn Rudolf Boie dem Freunde die Versicherung giebt, er wolle sich die Studienzeit in Göttingen noch recht zu Nutze machen — um so mehr, als er unlängst durch die Zeitungen erfahren habe, wie er noch „nach Kiel müsse". In der That hatte am 21. September 1774 eine königl. Dänische Verordnung für die Studirenden aus Holstein und Schleswig die Verpflichtung eingeführt, zwei Jahre auf der Universität Kiel zu studiren*).

Unterdessen sind auch „die Meßsachen gekommen". Unser junger Freund hat sich mit Eifer an die Lectüre derselben begeben und berichtet — noch glühend von dem Eindruck, den ihm Einiges gemacht — „wie viel Herrliches, Vortreffliches" er diesmal gefunden habe. Namentlich in Goethe ist er, durch dessen „Werther", ganz „verliebt" geworden. Er eilt, den Freund von diesem „seinem Lieblinge" zu unterhalten; er ist „ganz bezaubert" davon. „Welch ein Buch!" ruft er aus. „Ich habe sonst, vielleicht mit Unrecht, einen Ekel an Romanen. Aber ein solcher — könnte Einem wohl das Vorurtheil gegen alle benehmen. So viel Natur! So viel Philosophie! Solche schöne Sprache! — Der erste Theil enthält die Liebe des jungen Werther. Wie reizend ist Alles beschrieben! Alle kleinsten Situationen mit einer solchen Natur ausgemalt, daß man ganz hingerissen wird. Ich kenne die Liebe sehr wenig, aber ich kann mir unmöglich vorstellen, daß das bloße Fiction ist. Das meiste in der Geschichte soll auch wahr sein. Goethe soll die Schicksale eines seiner Freunde beschrieben haben, freilich wohl ein bischen unkenntlich gemacht. Es ist nichts von gewöhnlichen Romanen darin, keine künstlichen Verwickelungen, die sich am Ende auflösen. Alles geht seinen gewöhnlichen Weg, und wieviel gewinnt es nicht schon dadurch! Es ist ein ganz himmlisches Mädchen, das Werther liebt; ich glaube aber gewiß, daß es solche Engel giebt, ob ich gleich keinen kenne. Werther philosophirt ganz vortrefflich; zuweilen ein bischen sonderbar. Man muß Goethe nothwendig bewundern und lieben. Klopstock ist erstaunlich für ihn. Sobald das Buch kommt, lies es; ich stehe Dir dafür: Du wirst bezaubert werden. Ich will mir's kaufen und zu meinem Leibbuch machen."

In der That hat der von dem damals in der ganzen gebildeten Welt grassirenden Werther-Fieber Ergriffene das Buch nach kurzer Zeit „schon dreimal durchgelesen," und wenn er „noch von Ungefähr hineinguckt," so kann er „gar nicht davon kommen." Lebhaft bedauert er, „daß der arme Werther ge-

*) Diese Verpflichtung ward erst am 17. September 1867 durch eine königl. Preußische Verordnung wieder aufgehoben.

ſtorben iſt," indem er naiv hinzuſetzt: „Sonſt hätten wir noch einen Theil hoffen können!" Sogar zum Studium des Oſſian, den er „mit Homer und Klopſtock in Eine Klaſſe" ſetzt, läßt er ſich durch den Werther anregen. Er empfiehlt auch dem Freunde, doch ja den Oſſian zu leſen, ſobald er engliſch zu lernen anfange, und verſichert: er ſelbſt habe „tauſend Vergnügen" daran. „Die Ueberſetzung im Werther hat Dir gewiß einen herrlichen Vorſchmack gegeben. Wenn doch Hahn weniger faul wäre; ſeine Ueberſetzung vom Oſſian würde gewiß meiſterhaft werden. Aber ſeine Faulheit erſtreckt ſich ſogar auf ſeine Poeſie." — Deſto fleißiger iſt Heinrich Chriſtian Boie; er hat im Verein mit einem ſeiner engliſchen Zöglinge angefangen, den „Werther" in's Engliſche zu überſetzen; „aber ich fürchte," ſchreibt der Bruder, „ſie müſſen's liegen laſſen. Werther iſt zu ſehr deutſch; das Herzliche, Kraftvolle wird ſich wohl in keine andere Sprache übertragen laſſen. Die Sprache im Werther iſt ganz original; beſonders haben einige reichsländiſche Wörter und Wendungen mir gefallen. Man ſchreit hier auch viel, daß das Buch gefährlich iſt, aber die weiſen Leute mögen mir vergeben, daß ich nicht ihrer Meinung bin. Ich wünſchte mir ein Herz wie Werthers, obgleich eben dies ihn unglücklich gemacht hat." Daß bei ſolchen Geſinnungen Nicolais „Freuden des jungen Werther" ihn verſtimmten, iſt natürlich; „bei aller Hochachtung, die der Verfaſſer für Goethe bezeugt, ſieht man doch, daß er ihm gern eins verſetzen will," klagt er dem Freunde.

Minder begeiſtert als für den Werther finden wir Rudolf Boie für „Clavigo". — „Ich weiß nicht wie es kommt," ſagt er aufrichtig; „den Eindruck macht er nicht wie Götz von Berlichingen. Freilich iſt er auch ein ganz anderer Gegenſtand. Klopſtocken gefällt er, und das iſt ſchon ſehr viel." Bei alledem dämpft die Lectüre des Clavigo ſeinen Enthuſiasmus für Goethe nicht. Der Dichter „habe jetzt (Januar 1775) wieder was unter der Mache," eilt er dem Freunde zu verkünden. „Wie hungrig bin ich nach Allem, was von dem Manne kommt!"

Neben Goethe iſt es beſonders die vielverſprechende Erſcheinung des Dichters Lenz, welche unſern Freund feſſelt. „Lenz und Goethe haben erſtaunlich viel Aehnliches," ſchreibt er. „Beide fangen mit Meiſterſtücken an. Mich dünkt, der „Hofmeiſter" iſt das beſte deutſche Luſtſpiel, denn ich wüßte nicht, worin Minna von Barnhelm den Vorzug haben ſollte." Der „neue Menoza" macht ebenfalls lebhaften Eindruck auf Rudolf Boie, bei näherer Prüfung jedoch gefällt ihm dieſe Dichtung „nicht ſo ſehr, als der Hofmeiſter. Dieſer iſt weit natürlicher. Wie ungeheuer iſt nicht die ganze Fabel im neuen Menoza!"

Daß Goethes Farce „Götter, Helden und Wieland" hellen Jubel in den Kreiſen der Barden erregte, iſt natürlich; war doch der Dichter des „Agathon" bei den Anhängern Klopſtocks nichts weniger als persona grata. Auch Chriſtian

Rudolf Boie mag ſich nach der Lectüre die Hände gerieben haben. „Wieland kriegt in der Farce auf ihn wirklich mehr Hiebe, als man bei'm flüchtigen Leſen glauben ſollte," ſchreibt er nicht ohne einen ganz kleinen Anflug von Schadenfreude. „Kein Wunder, daß ſie ihn ſo geärgert hat! Im „neuen Menoza" iſt er auch nicht geſchont worden. — Der arme Wieland! Er wird ſehr tief fallen; vielleicht mehr, als er es verdient hat. Er hat ſich ſelbſt durch ſeinen Mercur geſchadet; wie ſehr hat er ſeinen ſchlechten Charakter nicht darin gezeigt! Die lächerlichſte Eitelkeit, das hämiſche Bezeigen gegen Klopſtock und auch ſeine Niederträchtigkeit ſind ihm, wie mir däucht, eben ſo wenig zu verzeihen, als ſeine Schriften. In dieſen iſt doch immer ſehr viel Gutes!"

So war der Beginn des Jahres 1775 herbeigekommen, und da der ältere Boie gegen Oſtern mit Vaughan, ſeinem Engländer, eine Reiſe durch Deutſchland, Frankreich und Italien machen ſollte, ſo übergab er den von ihm und Gotter 1770 gegründeten Muſenalmanach ſeinem Freunde Voß mit dem Anrathen, das jetzt ſchon ſehr beliebte kleine Jahrbuch auf Subſcription drucken zu laſſen. Dieſe veränderten Umſtände zogen auch einen bedeutenden Wechſel in den Lebensverhältniſſen des Hauptbetheiligten nach ſich: Voß ging Oſtern 1775 nach Wandsbeck; einmal, weil er von dem nahen Hamburg aus den Almanach leichter verſchicken konnte, ſodann, weil er dort ſeiner geliebten Erneſtine Boie näher war.

Die Freunde rührten alle Hände, um dem Unternehmen, welches nicht ohne Concurrenz in Deutſchland war, die beſten Mitarbeiter zu ſichern. Auch Goethe ward um Beiträge erſucht, und am 15. Januar 1775 ſpricht Chriſtian Rudolf Boie gegen ſeinen Flensburger Freund nicht ohne eine gewiſſe Beklemmung den Wunſch aus: „daß Goethe ſeinen Namen mit zum Wandsbecker Almanach hergäbe." Seine Sorge rechtfertigt er durch die Mittheilung: noch habe Goethe nicht auf eine diesbezügliche Anfrage geantwortet*). „Mein Bruder" erzählt er dann weiter, „hat einige vortreffliche poetiſche Sachen von ihm. Von dem Liede an ſeine Chriſtel werde ich Dir geſchrieben haben; es iſt gar zu ſchön! Folgende Strophe fällt mir nur bei:

„Und wenn ich ſie dann faſſen darf
Im luſt'gen Deutſchen Tanz,
Da geht's ſo friſch, da geht's ſo ſcharf,
Da fühl' ich mich ſo ganz!

*) Goethe lieferte zum Muſenalmanach auf 1776 (Lauenburg, gedr. bei J. G. Berenberg) die Gedichte: „Kenner und Künſtler" (S. 37. „G." unterzeichnet) und „Der Kenner" (unterzeichnet „Göthe"). Nach vorangegangener perſönlicher Bekanntſchaft mit Voß, im Sommer 1794, ſteuerte Goethe dann zum Muſ. Alm. 1796 „die Liebesgötter auf dem Markte" und „das Wiederſehen" bei.

Da geht's mir durch das Rückenmark
Bis an die linke Zeh',
O weh, o weh, ich bin so stark,
Mir ist so wohl, so weh!"

Ich zweifle aber, ob es im Original nicht noch anders steht"*).

Während des letzten Vierteljahres, welches Voß in Göttingen zubrachte, finden wir diesen noch „sehr fleißig. Er übersetzt," wie sein junger Freund den Flensburgern ausplaudert, „Blackwells Briefe über den Homer, die, wie ich gehört habe, sehr gut sind. Einige Verse des Homer, die darin vorkommen, hat er in Hexametern übersetzt, die so schön sind, daß ich wohl mehrere von ihm sehen möchte**);" ein Wunsch, der denn später uneingeschränkt in Erfüllung gehen sollte.

Der 10. April war endlich der Tag, an welchem der liebe „Stubengeselle" schied; „meine Einsamkeit hat ihren Anfang genommen," klagt der Zurückgebliebene. „Diesen Montag Morgen reiste Voß mit der ordentlichen Post weg. Meine Stube ist mir nun so groß und so leer, daß ich gar nicht gern darin sein mag. Closen und ich begleiteten ihn nach Northeim. Der liebe Voß! Ich kann Dir nicht genug sagen, wie sehr ich ihn liebe und schätze."

Unter diesen Umständen lag für Christian Rudolf Boie ein großer Trost darin, daß sein Bruder die beabsichtigte Reise mit Vaughan nicht angetreten hatte. Gewitzigt durch manche üblen Erfahrungen mit den Britten, verlangte Boie d. Ä. vor dem Aufbruch pecuniäre Sicherstellung von dem Vater seines Zöglings; statt aller Antwort meldete sich in Göttingen plötzlich ein alter

*) Allerdings weicht Goethes Dichtung von obigen Versen ab. — Aus dieser Erwähnung des Gedichtes „Christel" geht hervor, daß es bereits 1773 verfaßt worden sein muß, denn am 15. Januar 1774 meint Chr. R. Boie, er habe dem Freunde schon von dem Gedichte geschrieben, worin er sich freilich irrt; in den erhaltenen Briefen, zwischen denen anscheinend keiner fehlt, findet sich nichts davon. Jedenfalls ist „Christel" nicht mit K. Goedeke in die früheste Weimarische Zeit Goethes (also etwa Januar 1776) zu verlegen; Düntzer, indem er meint, es könnte in das Jahr 1774 gehören, ist der Wahrheit ziemlich nahe gewesen. Oeffentlich erschien „Cristel" zuerst 1776 im Aprilheft von Wielands Merkur.

**) Das 1736 erschienene Original des Blackwell: „An inquiry into the life of Homer" war Voß von Hölty zum Uebersetzen empfohlen worden, der dasselbe laut den Ausleihebüchern der Göttinger Bibliothek schon am 30. October 1771, also ein halbes Jahr vor Voß' Eintreffen auf der Universität, benutzt hatte. Der in Hexametern übersetzten Verse sind im Ganzen 66 aus Ilias und Odyssee, dann noch 14 aus den Hymnen. Daß, wie schon Herbst (a. a. O. I. 302) hervorhebt, „der erste Keim und Kern der Vossischen Odyssee-Verdeutschung, oder des Planes dazu, gewiß hier zu suchen sei" wird bestätigt durch obige Briefstelle, welche ein Seitenstück bildet zu der von Herbst mitgetheilten: „Voß hat bei seiner Uebersetzung (des Blackwell) viele Verse aus dem Homer herrlich übersetzt; ich möchte wohl den ganzen Homer von ihm sehen" (Rudolf an Ernestine Boie, 28. Februar 1775).

engliſcher Officier mit dem Auftrage: den Jüngling zu ſich zu nehmen, der ihm denn auch übergeben wurde; H. Chr. Boie blieb in der Univerſitätsſtadt, wo er ſich einſtweilen mit Ueberſetzen beſchäftigte*.)

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Vom Rhein. Sind wir gebildete Menſchen? — Ob der gute alte Beckerath in ſeiner Grabesruhe ungeſtört blieb, als neulich (10. Februar) im Landtage die harten Worte über die Rheinlande fielen: „Es iſt weniger mißlich, der Provinz Poſen die Selbſtverwaltung zu geben, als den Rheinlanden". Wir Lebenden, vorausgeſetzt daß wir das hinreichende Alter dazu haben, verſetzten uns in Gedanken in die Zeit des Vereinigten Landtages und erinnerten uns an das reiche Lob, welches damals der politiſchen Bildung insbeſondere der Rheinprovinz geſpendet wurde. Die Beckerath, Mevissen, von der Heydt u. ſ. w. erſchienen nur als der Ausdruck des reifen politiſchen Bewußtſeins, welches ganz allgemein am Rheine herrſcht und daß die Rheinländer die übrigen Stämme an Verſtändniß der Aufgaben des Staates überragen, galt für ebenſo ſelbſtverſtändlich, wie daß der Scharzhofberger beſſer ſchmeckt, als der Grüneberger.

Haben ſich nun die Rheinländer im Laufe eines Menſchenalters ſo ſehr zu ihrem Nachtheil verändert, daß ſie jetzt mit Poſen und Oberſchleſien auf eine Linie geſtellt werden können, oder haben wir ſie ehedem überſchätzt oder endlich werden ſie gegenwärtig vom Parteihaſſe verläumdet?

Das ſcharfe Verdammungsurtheil, welches über die Rheinländer im Landtage gefällt wurde, muß Jedermann unterſchreiben, welcher ſich mit den rheiniſchen Zuſtänden vertraut gemacht. Unrichtig iſt nur der Glauben, daß es ehedem anders geweſen und erſt die letzten Jahre, namentlich die Maigeſetze einen Wechſel der Geſinnung herbeigeführt hätten. So gut wie vor einem Menſchenalter beherbergen die Rheinlande auch jetzt noch eine Reihe trefflicher Bürger, und wer die Frage an uns richtete, ob die rheiniſchen Heroen des Vereinigten Landtages echte Nachfolge gefunden, dem würden wir mit gutem Gewiſſen bejahend antworten können. Sie ſind aber ebenſo wenig wie ihre Vorgänger ein urwüchſiges rheiniſches Product, ſondern importirt und gewöhnlich auch ſchon durch die Confeſſion von der Maſſe der Bevölkerung unterſchieden. Dieſe erfreut ſich mannichfacher guter Eigenſchaften; ſie iſt leichtlebig, anſtellig, genügſam, ſie entbehrt aber abſolut des Staatsſinnes und was ihr heute vorgeworfen wird: die Unterwerfung unter

---

*) Weinhold, H. Chr. Boie, 72 fg.

die kirchliche Autorität in politischen Dingen, die confessionelle Befangenheit, klebt den ehemals erzbischöflichen Unterthanen seit länger als einem Menschenalter an. Vor vielen Jahren wurde die Autobiographie eines Bonner Professors, Namens Walter publicirt. Walter ist jetzt ziemlich verschollen, war aber ehedem nicht allein als gewandter Compendienschreiber angesehen, sondern auch als loyaler Preuße gerühmt, so daß ihm der juristische Unterricht Preußischer Prinzen mit anvertraut wurde. Blickt man nun in das (übrigens langweilige) Buch, so entdeckt man in dem Verfasser einen Ultramontanen reinsten Wassers, der schon in den vierziger Jahren und noch früher an die Suprematie der katholischen Kirche über jegliches Staatswesen glaubt und unbesehen daran festhält, daß ein Bischof und wäre es auch Droste-Vischering der weltlichen Obrigkeit gegenüber im Rechte ist. Dieser Professor Walter ist der rechte Typus des gebildeten Rheinländers, wie er vor einem Menschenalter war und noch heute ist, nicht bösartig, im gewöhnlichen Laufe der Dinge auch gern bereit, sich mit der Regierung gut zu stellen, nicht unzugänglich den Gunstbezeugungen der letzteren, aber politisch unzuverlässig oder richtiger gesagt, schließlich doch nur ein Werkzeug der kirchlichen Autorität. Das bleibt doch im höchsten Maße bezeichnend, daß sogar 1848 bei den Candidaten für das Parlament zuerst nach der Confession gefragt wurde und „Akatholiken" unbedingt ausgeschlossen wurden, mochte ihr politisches Verdienst sonst noch so groß sein. So war es, so ist es gegenwärtig und so wird es noch lange bleiben. Unsere Gesetzgeber, welche jetzt entscheiden sollen, ob die erweiterte Selbstverwaltung auch für die Rheinlande passe, müssen mit diesem constanten Charakterzuge rechnen. Sie werden, ehe sie urtheilen, prüfen, ob die Erweiterung der Verfassungsrechte bisher die ultramontanen Tendenzen begünstigt hat und ob die letzteren so gefährlich sind, daß ihnen die Einheit der Staatsverwaltung, die Reform der Gemeinde-, Kreis- und Provinzialordnung im Sinne der Autonomie dauernd geopfert werden muß. Wir haben am Rheine den Spruch: Was den Pfaffen gefällt, Gott und dem Könige mißfällt. Taucht eine politische Frage auf, so halten alle Gutdenkenden erst Umschau, wie sich die ultramontane Partei zu jener stelle. Die entgegengesetzte Ansicht zu vertreten, hat sich fast immer als richtig erwiesen. Da ist es denn bedenklich, daß die rheinischen Ultramontanen sich für die Autonomie der Verwaltung erwärmt haben. Sie hoffen also aus derselben Vortheil zu ziehen. Doch muß auch erwogen werden, daß die Ultramontanen am Rheine, um populär zu bleiben, den Schein des Liberalismus zu wahren haben. Echtfarbig ist zwar der rheinische Liberalismus nicht, sonst wäre ja die schmachvolle Knechtung durch Kapläne und Küster längst gebrochen; den Ruhm möchte aber der Rheinländer ungern missen, daß er an freie politische Formen gewöhnt ist. Möglich also, daß das Votum der Centrumspartei nur

durch die Rückſicht auf populäre Vorurtheile erzwungen wurde. Man ſieht in allen dieſen Dingen klarer, wenn man die Beſtandtheile der ultramontanen Partei am Rheine genauer in das Auge faßt. Der rheiniſch-weſtfäliſche Adel bildet den erſten Stamm, aus welchem ſich jene recrutirt. Dieſen Adel für nationale und wirklich liberale Anſchauungen noch zu gewinnen, iſt abſolut unmöglich, er bleibt, nachdem er ſeine feſte Grundlage eingebüßt und längſt aufgehört hat, ſich als Ariſtokratie im guten Sinne des Wortes zu fühlen, eine Beute der klericalen Partei. Der Verluſt, den wir aber dadurch erleiden, iſt zu ertragen. Man werfe nur in Münſter oder Düſſeldorf den Blick auf die bei Photographen ausgeſtellten Portraite der Inhaber blauen katholiſchen Blutes und man wird jene Ueberzeugung theilen. Auch das ländliche Proletariat — und wie umfaſſend iſt daſſelbe am Rheine bei der herrſchenden Spatenwirthſchaft — läßt ſich nur ſchwer aus den Klauen der ultramontanen Partei reißen. Doch hat keineswegs Liebe, ſondern einzig und allein die Furcht das Band geknüpft und wenn die Leute wüßten, daß insbeſondere die Armenpflege nicht ausſchließlich in der Hand des Pfarrers ruht, würde die Unterwürfigkeit gegen die Kirchengebote ſich wohl lockern. Da aber daran vorläufig nicht zu denken iſt, ſo wird dieſe Mannſchaft nicht rebelliren. Den politiſchen Kern beſitzt die ultramontane Partei in den juriſtiſchen Kreiſen. Die untergeordneten Gerichtsbeamten (hier und dort auch die Spitzen der Juſtizbehörden), die Advocaten und Notare, die in großer Zahl ultramontan geſinnt ſind und den Kleinbürger als Clienten nach ſich ſchleppen, verleihen der Partei ein politiſches Gewicht. Könnten wir dieſe Vertreter des Mittelſtandes ablocken und zu uns herüberziehen, ſo wäre unſer Sieg geſichert. Wir rechnen auf die nächſte Generation und bauen in dieſer Hinſicht unſere Hoffnung auf die verbeſſerten Schulzuſtände. (Nebenbei geſagt, lag es nicht in der Macht der Bonner Prüfungscommiſſion, durch ein ſtrengeres Staatsexamen die ultramontanen ſtets auch durch Ignoranz ausgezeichneten Elemente von den Mittelſchulen fern zu halten?) Wenn es ſich nur nicht mit dieſem gehofften Einfluß der Schule auf den politiſchen Charakter ſo verhält, wie mit dem angeblichen Siege des Schulmeiſters anno 1866? Als Legende lieſt ſich das gut, in der Praxis darauf allzuſehr zu bauen, wäre aber gefährlich. Die Alternative ſtellt ſich darnach ſo: Die ultramontane Partei wird zunächſt, da ſie den Volkswillen beherrſcht, aus allen Einrichtungen Nutzen ſchöpfen, welche den Volkswillen mächtiger machen. Auf der andern Seite, werden die Rheinlande abſichtlich gegen die anderen Provinzen zurückgeſetzt, ſo wird das durchaus nicht ohnmächtige liberale Vorurtheil der Rheinlande verletzt und viele von den Halben und Schwankenden, die eine kräftige Regierung gewinnen könnte, abgeſtoßen. Zu erwägen wäre ſchließlich noch das eine: Die gegenwärtigen Zuſtände und Einrichtungen ſind derart, daß ſie nicht ſchlimmer für den Staat, nicht günſtiger

für die Ultramontanen gedacht werden können. Wäre nicht eine Aenderung an und für sich schon ein Gewinn? Jupp.

Aus München. Klericale Umtriebe. — Seit dem Jahreswechsel hat hier die Politik ziemlich geruht. Dafür blitzte es zeitweise bedenklich von Berlin herüber, wo unsere politischen Größen beider Parteien auf dem Reichstagsparket zumeist um bayerische Angelegenheiten den Kampf führten. Das Reichscivilehegesetz war in erster Linie zur Abhülfe bayerischer Schwierigkeiten bestimmt und so verläugnete auch die seiner Votirung voraufgehende Debatte ihren wesentlich weißblauen Charakter nicht. Hier wird sie bei Eröffnung des Landtages wieder aufgenommen werden. Die Klericalpatrioten wollen auf Verletzung der bayerischen Verfassung klagen; wir werden also die oft gehörten kirchenpolitischen Argumente von hüben und drüben abermals aufgetischt erhalten. Was diese bevorstehende Debatte außer einer Steigerung der Agitation unter dem katholischen Landvolke eigentlich bezwecken soll, ist schwer zu sagen; aller Wahrscheinlichkeit nach bleibt die rechte Seite des Hauses auch diesesmal, wie bei den Kämpfen der vorigen Session in der Minderheit, und selbst wenn dieses nicht der Fall sein sollte, hätte der betreffende Beschluß der zweiten Kammer nicht die geringste praktische Tragweite. Eine Erweiterung der Reichscompetenz geht die Kammern der Einzelstaaten nichts an; ohne diesen Satz ständen die einzelnen Glieder des deutschen Reiches noch heute lediglich in völkerrechtlichen statt in staatsrechtlichen Beziehungen zu einander. Ist durch diese Erweiterung der Reichscompetenz die bayerische Verfassung verletzt worden, so gilt hier eben der Grundsatz, „Reichsrecht bricht Landesrecht", vorausgesetzt, daß es sich um kein sogenanntes Reservatrecht gehandelt hat. Ueberdies besitzt das durch das neue Reichsgesetz allerdings unzweifelhaft verletzte bayerische Concordat längst nicht mehr die Qualität eines unbestrittenen bayerischen Verfassungsgesetzes; es ist von beiden betheiligten Seiten und namentlich von der Curie wiederholt verletzt worden. Endlich aber würde ein Verdict der Kammer gegen das Ministerium in dieser Angelegenheit bei der Krone durchaus keine Aussicht auf Berücksichtigung haben. Die von Bayern zu dem neuen Reichsgesetz eingebrachten und durchgeführten Veränderungen sind notorisch während der Neujahrstage von dem König Ludwig mit dem Justizminister Fäustle im Detail durchberathen und festgesetzt worden; von einer „Majorisirung" der Krone durch das Reich kann also diesmal weniger als je die Rede sein. Die allgemeinen Auspicien sind demnach für die weitere parlamentarische Bekämpfung des neuen Reichsgesetzes nichts weniger als günstig.

Mittlerweile ist der erste Act geistlichen Widerstandes gegen dasselbe bereits in Scene gegangen. Die sämmtlichen Oberhirten des Königreichs haben in einer an den Landesherrn gerichteten Collectiveingabe gegen das

Geſetz Proteſt eingelegt. Ueber den Zeitpunkt dieſer Proteſteingabe herrſchte anfangs einige Unklarheit; ſpäter hat ſich ergeben, daß das übrigens ziemlich vorſichtig gehaltene Schriftſtück in der Zeit zwiſchen den Erklärungen der bayeriſchen Bevollmächtigten im Bundesrath und der endgiltigen Votirung des neuen Geſetzes durch den Reichstag an ſeine Adreſſe gelangte. Die vielleicht gehoffte Wirkung einer von hier an die bayeriſchen Bevollmächtigten zum Bundesrathe erlaſſenen Contreordre blieb indeß aus; das Geſetz kam unbehindert zu Stande. Eine noch deutlichere Antwort wurde den querulirenden Kirchenfürſten durch die geſchäftliche Behandlung ihrer Eingabe zu Theil; der König ließ dieſelbe ohne ein Wort des Commentars zur Beſcheidung an den Juſtizminiſter Fäuſtle weitergeben, denſelben Miniſter alſo, gegen den ſie gerichtet war. Dieſe demonſtrative Antwort iſt in der klericalpatriotiſchen Preſſe mit beredtem Schweigen aufgenommen worden; ein deutlicherer Ausdruck der in den betreffenden Kreiſen herrſchenden Gefühle hätte natürlich mancherlei Bedenken geboten. Nur das wie immer rückſichtsloſe „Vaterland" wiegelte offen das erzbiſchöfliche Ordinariat wie den neuen päpſtlichen Nuntius gegen den Hof auf; es rieth zu demonſtrativer Fernhaltung, durch die angedeutet werden ſollte, „daß Rom gewiſſe Dinge ſehr ernſt zu nehmen anfange". Noch energiſcher ging der Specialvertraute des Vaticans, Biſchof Seneſtrey von Regensburg, zu Werke. Derſelbe forderte in einem Hirtenbriefe ſeine oberpfälziſchen und niederbayeriſchen Diöceſanen einfach und ungezwungen zum Ungehorſam gegen das neue Reichsgeſetz auf. Der gewandte Jeſuitengönner und Miturheber des Unfehlbarkeitsdogmas wird dieſen Act wohl nicht wiederholen, wenn er ſich gut rathen läßt. Sobald das neue Reichsgeſetz in Bayern verkündet ſein wird, beſitzt es natürlich landesgeſetzliche Qualität und von dieſem Zeitpunkte an würde eine Aufforderung zum Ungehorſam gegen daſſelbe ihren Urheber in unliebſame Berührung mit dem Staatsanwalt bringen. Der preußiſche Kirchenſtreit, deſſen Ueberführung in unſere Grenzen wenigſtens direct bis jetzt verhütet worden iſt, wäre dann in ſeiner vollen Ausdehnung in unſerem Lande eingekehrt. Gewiſſen geiſtlichen Heißſpornen, deren nahe geiſtige Verwandtſchaft der Thronſturzredner von Schwandorf wohl ſelbſt kaum abläugnet, wäre dies als weitere Vermehrung der für den Wahlkampf des Vorſommers aufbewahrter Agitationsmittel allerdings wohl kaum ganz unwillkommen.

Ueber die bei dieſem Wahlkampf einzuhaltende Taktik wie über die Ausnutzung des kaum bezweifelten Sieges haben ſich zwiſchen den norddeutſchen und den hieſigen Parteiblättern neuerdings wieder Differenzen erhoben, in denen die erſteren zum Operiren mit ſanften Mitteln gerathen haben. Dem ihnen von unſerer Holzſchlegelpubliciſtik entgegengehaltenen Hohne läßt ſich freilich die Berechtigung nicht abſprechen. Die jetzt bei den katholiſchen Be-

völkerungen des Königreiches vorherrschende Stimmung ist wahrlich nicht durch eine Agitation mit gemäßigten Mitteln hervorgerufen worden; sie verdankt ihre Existenz lediglich der Wirksamkeit der „extremen" Presse und sie ist deshalb auch nur durch ähnliche Mittel, wie die bisher angewendeten in ihrer jetzigen Richtung zu erhalten. Daß dieser Umstand die Aussichten auf eine Ausbeutung des gehofften Wahlsieges bei Hofe außerordentlich vermindert, liegt „allerdings auf der Hand und wird von unserer klericalen Hofpartei lebhaft beklagt; diese Aussichten sind freilich ohnehin nicht so glänzend, wie die „patriotische" Phantasie einiger sanguinischer Führer anzunehmen scheint. Die Krone hat hier bisher noch nicht die geringste Neigung gezeigt, das monarchisch-constitutionelle Regierungssystem in ein direct parlamentarisches umwandeln zu helfen, und hinsichtlich der Reichspolitik wird sich der gehoffte Umschwung ohnedies besten- oder vielmehr schlimmstenfalls in ziemlich engen Grenzen vollziehen müssen. Die Krone hat hier stets an dem staatsrechtlich übrigens ganz unbestreitbarem Grundsatze festgehalten, daß die Kammern und ihre Mehrheitsbeschlüsse auf die Reichspolitik der einzelnen Staaten ohne jeden directen Einfluß zu bleiben haben; sie würde sich durch eine klerical- particularistische Kammermehrheit ebenso wenig zu einer direct oppositionellen Reichspolitik drängen lassen, wie von einer entschieden deutschnationalen Majorität zu einer durchweg nationalliberalen Haltung im Bundesrathe. Ein stark weißblau gefärbtes aber durchaus reichstreues Bureaukratenministerium ist nach aller Wahrscheinlichkeit der höchste Gewinn, den ein großer Wahlsieg der Ultramontanen hier jetzt noch erzielen könnte. Speciell die neuerdings aufgetauchte Candidatur des Vorsitzenden der Centrumsfraction im Reichstage, Frh. v. Frankenstein, für das auswärtige Ministerium ist schwerlich ernsthaft zu nehmen. Herr v. Frankenstein hat als Mitglied der Reichsrathskammer seinerzeit mit nur zwei Genossen gegen den Eintritt Bayerns in das Reich votirt; seine Berufung zum Minister der auswärtigen, d. h. deutschen Politik Bayerns käme demnach einer Demonstration gegen die Reichsregierung gleich, zu der sich der jetzige Inhaber der Krone schwerlich jemals bestimmen lassen wird. Richtig ist freilich, daß Herr v. Frankenstein neuerdings auffällig um die Gunst der Krone ambirt und u. a. am 3. Februar auf dem einzigen Hofballe dieser Saison seine Gemahlin ganz in Weißblau gekleidet erscheinen ließ, mit der sich König Ludwig denn auch längere Zeit leutselig unterhielt.

Unter diesen Auspicien aus der Hofpolitik wird unsere Kammer in ihrer jetzigen Zusammensetzung zum letzten Mal am 15. Februar zusammentreten. Sie kann gleich zu Anfang der Session in eine angenehme Debatte über die Privilegien der Mitglieder gerathen. Der Fall besitzt einige Aehnlichkeit mit der famosen Majunkeaffaire. Der ultramontane Abg. Stadtpfarrer Ma hr ist während der politischen Ferienzeit wegen grober Ehrenbeleidigungen zu einer

Haft von acht Monaten verurtheilt worden, welche er im Nürnberger Zellengefängniß verbüßen soll. Der Termin zum Antritt der Strafe war am 2. Februar abgelaufen, ohne daß sich der hochwürdigste Delinquent am Straforte einzustellen für gut fand, wobei er sich vermuthlich auf den Umstand stützte, daß mittlerweile auch ihm die übliche Ladung zum Eintritt in die Kammer auf den 15. Februar zugegangen war. Einige Tage war man auf die Entwickelung der Angelegenheit lebhaft gespannt, neuerdings ist indeß bekannt geworden, daß Herr Mahr am 3. d. M. Aufenthalt und Amt in Stich gelassen und sich selbst in nördlicher Richtung aus dem Staube gemacht hat. Vermuthlich wird er indeß einige Tage nach dem 15. d. M. möglichst incognito hier eintreffen und dann den Schutz seines Abgeordnetenmandats in Anspruch nehmen. Dem Gesetze ist damit ein ziemlich dreistes Schnippchen geschlagen, hoffentlich erweisen die Minister indeß dem ultramontanen enfant terrible nicht den Dienst, sein ganzes Gebahren ernsthaft oder gar tragisch zu nehmen. Der Kammerhumor würde durch die Entfernung des Stadtpfarrers von Ebermannstadt jedenfalls sehr beeinträchtigt werden; das stürmische Gelächter, das die gesuchten Bosheiten des fränkischen „Extremen" zu begleiten pflegte, versteht kein anderer Redner der rechten Kammerseite so intensiv hervorzurufen.

Aus Leiden. Das Jubelfest der Hochschule. — Das dreihundertjährige Jubelfest der Universität Leiden ist vorüber. Ich schicke Ihnen auf Ihren Wunsch einen kurzen, und in mancher Beziehung unvollständigen Bericht, unvollständig namentlich insofern, als derselbe einmal die hervorragende Gastfreundschaft und freundliche Aufnahme, die jeder der fremden Deputirten erfahren, nur andeuten, aber nicht ausführlich schildern kann, da sonst des Rühmens kein Ende wäre, und zweitens als die Menge der empfangenen neuen Eindrücke in ihrer Buntheit jetzt noch einer geordneten Darlegung sich entzieht.

Die Universität Leiden, in gerechtem Stolze darauf, was sie für die geistige Entwickelung Europas seit dreihundert Jahren geleistet, hatte alle Universitäten Europas und auch einige Amerikas zur Theilnahme an ihrem Jubelfeste eingeladen. Und dieser Einladung war von vielen und von fern gelegenen entsprochen worden: nicht nur von den meisten Deutschlands, von allen Belgiens und der Schweiz und wenigstens von einigen Oesterreichs, sondern selbst fern gelegene hatten Vertreter gesendet, so Dublin, Cambridge, Kopenhagen, Helsingfors, Petersburg; war doch auch Coimbra in Portugal durch zwei Abgesandte repräsentirt. Frankreich hatte eine größere Anzahl Gelehrte der Akademie abgeordnet. Alle diese Deputirte sind bei Professoren und Bürgern der Stadt Leiden Gäste gewesen, keiner hat in einem Gasthause gewohnt, und Zuvorkommenheit und zarteste Fürsorge hat vom Eintritte in

das Haus bis zur Abreise gewaltet; man fühlte sich inmitten des holländischen Familienlebens recht wohl.

Die drei Festtage des Jubiläums waren auf den 7. 8. und 9. Februar angesetzt, die Hauptfeier fiel auf den 8., als den eigentlichen Stiftungstag. Einige Gäste waren schon den Freitag vorher, andere den Samstag eingetroffen, die Hauptanzahl brachte Sonntag der 7.; am Bahnhofe empfiengen die heimischen Professoren und Studenten die Fremden und wiesen die Quartiere an. Abends war Begrüßung der Gäste Seitens der Vertreter der Stadt Leiden in einem prächtig geschmückten großen Gesellschaftshause der Stadt, das auch sonst für den gesellschaftlichen Theil des Festes diente. Der Bürgermeister von Leiden hielt eine französische Ansprache, es erfolgten Antworten, französisch, deutsch, englisch, holländisch, wie es die Nationalität des betreffenden Redners mit sich brachte, Aufsehen unter den letzteren erregte Ernst Renan, einer der Pariser Deputirten, der ein fein bereitetes Ragout von französischen Schlagwörtern mit eigenthümlicher Grazie servirte. Dazwischen Musik, man promenirte im Saale, man fand alte Bekannte, erwarb neue, Bediente reichten Erfrischungen, es war ein heiteres Leben, bis sich gegen elf Uhr die Gesellschaft trennte; die einen gingen heimwärts, andere besuchten einen allgemeinen Studentencommers, zu dem eine Deputation der Leidener Studenten, gegen zehn Uhr die fremden Professoren begrüßend, eingeladen hatte. Die Leidener Studentenschaft ist in ein großes Corps vereinigt und eigenthümlich organisirt, indem sie unter der Leitung eines jährlich neu gewählten Rectors und einer Anzahl Ausschußmitglieder steht, die durch bunte Bänder, Kreuze und Sterne sich erkenntlich machten. Das Commerslocal war zu klein, viele der Gäste fanden keinen Platz, standen eingekeilt am Eingange oder wurden von der Woge der Hinzudringenden weiter nach vorn geschoben; wie bei deutschen Commersen blühten die Reden, wir hörten Jhering aus Göttingen deutsch, Kahnis aus Leipzig in einem prächtigen Latein, Gaston Paris französisch, einige holländische Ansprachen, dann nichts mehr, weil eine rückwärts gehende Bewegung unter den Stehgästen uns wieder an den Eingang brachte und wir die Gelegenheit benutzten, unsere ermüdeten Glieder nach Hause zu geleiten, denn der folgende Tag sollte größere Anstrengungen bringen.

Der Senatssaal der Universität, ein kleiner aber ehrwürdiger Raum, geschmückt mit den Brustbildern der hervorragenden Leidener Hochschullehrer früherer Zeit, versammelte in sich die Leidener und die fremden Deputierten. Prorector de Vries hielt die lateinische Begrüßungsrede, in der er unter anderem auch mit den Worten Niebuhrs darauf hinwies, daß es außer den classischen Stätten Griechenlands und Roms für den Gelehrten keine verehrungswürdigere Stelle gäbe, als das Zimmer des Senats von Leiden, und

forderte die Gäste auf, die Wünsche ihrer Auftraggeber zu bringen entweder in Latein oder in der Muttersprache, eine diversitas linguarum non babylonica, sed vere academica sei hier erlaubt. So kamen sie heran, die Gesandten der verschiedenen gelehrten Institute, und legten ihre Begrüßungsdiplome, Mappen, Rollen und Kapseln in bunter Mannigfaltigkeit und reicher Ausstattung auf den Tisch, mit kürzeren oder längeren Reden, die doch meist lateinisch fielen. Um 12 Uhr war dieser Act geendet, um 1 Uhr fand die Festrede des an diesem Tage abtretenden Rectors, Professors Heinsius, in der großen fünfschiffigen Peterskirche statt. Zu ihr erschien ein Theil des Hofes, nämlich der König von Holland und die Königin, ihr zweiter Sohn, Prinz Alexander, der Prinz Friedrich der Niederlande, der Prinz von Wied (in preußischer Uniform, ein heimathlicher Anblick) und seine Gemahlin, und verschiedene Hofchargen. Die Festrede, die durch Musik eingeleitet wurde, wie auch Musik den Act schloß, war holländisch; aber man hatte die Freundlichkeit, für die Franzosen eine gedruckte französische Uebersetzung zu vertheilen, die Deutschen brauchten das nicht. Sie erging sich wesentlich über den Stand der gegenwärtigen Universität, war aber für das ungeheizte Local etwas zu lang. Halb erfroren brach man auf, Professoren und fremde Deputierte in feierlichem Aufzuge — wer Ornat hatte, trug ihn — durch die Straßen der Stadt nach jenem städtischen Saale, wohin der König zur Vorstellung befohlen hatte. Das Volk gaffte, die Portugiesen in ihrem sonderbaren Ornate erregten Aufsehen, aber auch einige deutsche Talare waren mehr auffallend als schön, und konnten den Gedanken an eine Stadt weiter rheinaufwärts erwecken, in deren Straßen zu derselben Stunde ein buntes Gewühl fluthete; Husaren eskortirten, und es war zu dem gelehrten auch ein militärischer Pomp entfaltet. Der König entledigte sich seiner Repräsentationspflicht kurz und gut, hie und da etwas sehr summarisch, die übrigen Mitglieder der königlichen Familie, voran die Königin, liebenswürdig und geistvoll, der Empfang dauerte bis nach 4 Uhr, dann brach der König mit der Königin auf.

Das um fünf Uhr beginnende, von den Leidener Professoren gegebene Festessen, zu dem die vorhergenannten Prinzen geblieben waren und an dem nun auch der Thronfolger Teil nahm, war copios, und der Fülle der materiellen Genüsse entsprach einigermaßen der Reichthum der Trinksprüche. Um zehn Uhr noch Feuerwerk und Illumination der Universitätsgebäude, der Professoren- und einiger Studentenwohnungen, alles reich, freundlich, die Häuser zum Theil mit sinnigen Transparenten versehen. Bis lange nach zwölf blieb die Stadt lebendig.

Weniger bewegt war der letzte Festtag. Den Morgen hatte man für sich, und das war nach dem bisher gebotenen angenehm; Mittags 1 Uhr fand, wieder in der Peterskirche, die feierliche Ehrenpromotion einer Anzahl

holländiſcher und ausländiſcher Gelehrten ſtatt, nicht durch Decane der verſchiedenen Facultäten, ſondern durch den neuen Rector, ein Act, der nahezu ſo lange Zeit als die geſtrige kirchliche Feier in Anſpruch nahm. Zum Mittageſſen, nach Landesſitte um 5 Uhr, hatten verſchiedene Leidener Profeſſoren in ihren Häuſern die Fremden als Gäſte geladen; um 8 Uhr Abends war wieder allgemeine Vereinigung, diesmal mit Damen, mit Concert und Reden, von denen ich das einzelne übergehen kann; genug man war wieder recht heiter und angeregt beiſammen.

Mittwoch den 10. konnten nur einzelne der Deputierten ſich losreißen und in die Heimat enteilen, denn der Prinz Friedrich der Niederlande, die Ehre des königlichen Hauſes vertretend, hatte zu einem Mittageſſen auf ſeinem Schloſſe de Paauw bei Haag ſämmtliche Fremde und einzelne der Leidener Profeſſoren einladen laſſen. Es herrſchte ein freier und liebenswürdiger Ton, und als gegen Ende des Eſſens die Königin erſchienen war, und der Prinz ſelbſt die Reihe der Trinkſprüche eröffnet hatte, folgten die einzelnen Reden Schlag auf Schlag: ich kann ſie unmöglich alle nennen, die geſprochen haben, bei dieſer Gelegenheit ſo wenig wie bei den früheren, ich erwähne nur, daß Curtius aus Berlin der erſte Redner nach dem Prinzen, Riehl aus München und Madvig aus Kopenhagen unter den letzten waren.

Die auf dieſes Eſſen folgende Theatervorſtellung, zu der nun wieder nach Leiden zurückgefahren werden muſte, ward erſt ſpät erreicht: man gab mit Kräften aus dem Haag den Barbier von Sevilla und ein franzöſiſches Luſtſpiel la grammaire, deſſen ohne Zweifel geiſtreichen Dialog man doch nicht mehr mit gehöriger Aufmerkſamkeit folgte.

Den Donnerstag brach nun Alles auf, und ein für den Abend angekündigtes großes Concert war nicht im Stande zurück zu halten. Man war müde; die Fülle des Gebotenen verlangte nunmehr ein Aufhören und Ausruhen. Wir ſind von Leiden und ſeinem Feſt mit dem allerbeſten Eindruck geſchieden. Das vorſtehende berichtet nur über den äußerlichen Verlauf des Feſtes und will nicht mehr geben. Die innerliche Annäherung der Gelehrten ſo verſchiedener Nationen, die ſich hier auf gaſtlichem Boden zuſammen fanden, der Gewinn, den jeder einzelne für ſich, ſeine Wiſſenſchaft und ſchließlich auch ſeine Nation davon getragen, das Alles wird von manchem nachgefühlt werden können. Leiden gebührt auch dafür unſer Dank, daß es eine ſolche Annäherung ermöglicht hat.

Aus Berlin. Das Mediceerfeſt beim Kronprinzen. — Dem Künſtler iſt es in unſeren Tagen nicht vergönnt, im engen Zuſammenleben einer gleichartig gebildeten und geſtimmten Geſellſchaft fortwirkende Anregung und inniges Verſtändniß für ſein Wirken zu finden. Wohl ver-

ſucht es in Deutſchland dieſer und jener Hof, einen Abglanz vergangener Zeiten aufleuchten zu laſſen, allein es fehlen zum Gelingen ebenſo ein bedeutſames politiſches Leben, wie wir es häufig als den Hintergrund einer großartigen künſtleriſchen Epoche erkennen, als nicht minder die hervorragenden Charaktere der Einzelnen, welche zu anderer Zeit den weithin erkennbaren Mittelpunkt jener Kreiſe gebildet haben. Auch heute ſammeln ſich die Künſtler dort, wo der Schwerpunkt des ſtaatlichen Lebens ruht, aber die mächtige Ausdehnung der öffentlichen Verhältniſſe und die Vielſeitigkeit großſtädtiſchen Treibens hindert jenes Zuſammenleben.

Es iſt bekannt, wie glücklich es trotzdem gelingt, am kronprinzlichen Hofe in Berlin der Kunſt geſellige Pflege und Gedeihen zu geben und welch feines Verſtändniß die Gemahlin des Thronfolgers durch eigenes Schaffen der bildenden Kunſt, wie der Muſik, entgegenbringt. So entſtand auch in ihr der erſte Gedanke des Feſtes, welches am 8. Februar in den Räumen ihres Palais zur Ausführung kam. In Trachten und Einrichtungen ſollte daſſelbe ein lebendiges Bild glänzenden Jahre der Mediceer geben.

Seit Wochen nun waren Hunderte geſchäftig, Vorkehrungen zu dem Feſte zu treffen. Hervorragende künſtleriſche Kräfte zeichneten die Coſtüme für die Quadrillen und Aufzüge. Die Räume des kronprinzlichen Palais wurden geſchmückt und in denſelben ſogar bauliche Aenderungen vorgenommen.

In der 9. Abendſtunde des feſtgeſetzten Tages begann der geräumige Flur und das ſäulengeſchmückte Treppenhaus — wohl der ſchönſte Theil des Baues — ſich zu füllen mit einem mannichfachen Gewirr von Vermummten. In der Gallerie, welche auf der Treppenwange läuft, ſtanden Muſici in grauer Tracht mit rothen und blauen Schlitzen. Während die lange Reihe der Gäſte ſich in die anſtoßenden Gemächer vertheilte, erklangen hier feſtliche Märſche. Viele derjenigen Masken, welche ſpäter in den Tänzen aufzutreten hatten, erſchienen vorerſt noch in Domino verhüllt, doch die Mehrzahl der Uebrigen verzichtete auf den Reiz unerkannt zu necken und Mummenſpiel zu treiben, nur hie und da fädelte ſich eine kleine Intrigue ein. Die Paare, die ſich zuſammengefunden hatten, durchzogen die lange Reihe der Gemächer, welche über den ſogenannten Schwibbogen hinweg ſich in das Prinzeſſinnen-Palais fortſetzt. Von den Wenigſten erkannt, miſchten ſich die Mitglieder der königlichen Familie in das Gewirr. Mehrfach die Verkleidung wechſelnd, ſcherzten Kaiſer und Kaiſerin mit großer Munterkeit unter der Menge und verſchwanden wieder, ehe man Zeit gehabt die Perſonen zu errathen.

Die Uebereinſtimmung im Charakter der Gewänder war eine entſchieden ſehr gelungene zu nennen. Bei der großen Zahl der Geladenen und dem ungleichen künſtleriſchen Intereſſe konnte man immerhin kleinere Anachronismen befürchten. In ſehr glücklicher Weiſe hatte die Mannichfaltigkeit des Ge-

ſchmackes in der Wahl zeitgemäßer Coſtüme aus allen Ländern einen Ausweg gefunden und mit großem Erfolge betreten.

Vor Allem die Damen zeigten in reicher Folge, außer der italieniſchen Tracht, Coſtüme aus Frankreich, den deutſchen Städten, dem europäiſchen Oſten und den Niederlanden. Da war eine „Herzogin von Preußen“ in braunem, goldgezierten Sammtgewande, auf dem Haupte ein wolliges, golddurchzogenes Haargeflecht, dargeſtellt durch eine Frau von reiferen Jahren, welche indeß ihren ſchönen Zügen das charakteriſtiſche Gepräge nur kräftiger aufgedrückt hatten, wie der Vergleich mit der Tochter, welcher wir ſpäter als Ritterfräulein in der ſlaviſchen Quadrille begegneten, empfinden ließ.

Einem Vorbild vom Hofe Carl's IX. von Frankreich — alſo nur unmerklich die Zeitgrenze überſchreitend — war die Tracht einer Dame der franzöſiſchen Botſchaft nachgebildet, welche in Erſcheinung und Weſen ein Muſter jenes anmuthigen und eleganten Frauencharakters darbietet, den der deutſche Mann, ähnlich wie „des Franzmanns Weine“, ſo gern und rückhaltslos würdigt und verehrt. Das lichte, mit Brillanten überſchüttete Kleid, die graziös die Büſte in gefälliger Windung umrahmende Halskrauſe, der reiche Schmuck des ſchwarzen Haares — alles vereinigte ſich zu einem ſtilvollen Ganzen.

Weiterhin erkennen wir als Kanzler, mit mächtiger goldener Schaumünze geſchmückt, in langem Sammtgewande den Director der hieſigen Muſeen. Neben ihm ſeine Tochter, deren ungewöhnliche Größe dem Beſchauer bewunderungswürdig erſcheint, in einer hellrothen, ſilberſchimmernden Tracht, deren Vorbild im Weſentlichen die „Gemahlin des Rembrandt“ von der Dresdener Gallerie geweſen. Die Hoftrachten der Frauen in den verſchiedenen Ländern waren wenig von einander verſchieden, auch ein engliſches Vorbild aus der Zeit Heinrich VIII. zeigte als Merkmal die weite ſtehende Halskrauſe. Da war ein deutſcher Kriegsoberſter, erinnernd an bekannte Darſtellungen Georgs von Frundsberg. Auch ſeine Gattin hatte ihren vollſten Staat angethan. Da ziehen ferner in bunter Reihe an uns vorüber deutſche Edelfräulein, paarweiſe in ihren Farben abgeſtimmt, weiter Nürnberger Töchter im glatten hellfarbigen Gewand, auf dem Haupt die bekannte kronenartige Haube. Auch Frau Marthe Schwerdtlein mit dem beutelartigen Kopfputz aus gemuſtertem Stoffe fehlte nicht. Treu ihrer Rolle miſchte ſie ſich emſig unter den Schwarm und hielt mit lauter Scherzrede ihr Sträußchen bald dem jungen Manne, bald dem Fräulein entgegen.

Dort ſchreitet die Dame vom Nieder-Rhein, im pelzverbrämten Sammtgewande, ihr Haarſchmuck erinnert an die goldene Mütze des Dogen und iſt holländiſchen Muſtern verwandt. Dann erſcheinen prunkvolle venezianiſche und florentiniſche Coſtüme, die Frauen reich mit Schmuck behängt, die Männer

im dunklen rothen oder ſchwarzen Sammtgewande, von letzteren Viele mit dem großen weißen Malteſerkreuz auf der Bruſt. Auch der Patrizier im faltigen, auf die Knie herabreichenden Mantel, ein Bild reichen und würdigen Geſchmacks tritt auf, gefolgt von dem Künſtler und den Scholaren in ſchlichtem Schwarz, die blonden Locken auf den breiten weißen Kragen niederfallend. Hier begegnet uns noch der deutſche Reitersmann, der lange Mantel fällt nachläſſig von der Schulter. Immer bunter miſchen ſich die Gruppen, lebhafte Reden in den verſchiedenſten Zungen gehen hin und wieder — da erſchallt die ſchmetternde Fanfare: ein Moment der Stille, und alle Masken verſchwinden von den Geſichtern. Die Muſik im Treppenhaus iſt verſtummt, der zweite Act des feſtlichen Abends ſoll beginnen. Die langen Reihen der Gäſte ziehen in den rückwärts im Palais ſich nunmehr öffnenden Hauptſaal. Eine auf Säulen ruhende Gallerie für das Orcheſter trennt denſelben in zwei Theile. Von den Säulen ziehen ſich Laubgewinde zur Decke empor, die mit dem reichſten Felderſchmuck von Wappen und Wahrzeichen geziert iſt. Die Fenſterniſchen ſind geſchloſſen und tragen Rüſtungen und Waffen, die gegenüberſtehende Wand iſt prächtig mit Gobelins verhängt. Im Grund des leider ſchmalen Raumes öffnet ſich der Blick auf einen Wintergarten, in den ein ſchön gezeichneter Portal führt. Kaum hat ſich die Menge im Saal vertheilt, da erſchallt die Muſik von neuem, es iſt der würdige Marſch aus Händels „Herakles", der Stab des Hofmarſchall klopft den Boden und unter ſeinem Vortritt begeben ſich Kaiſer und Kaiſerin, Prinz Karl und Gemahlin, welche nun in Geſellſchaftsanzug dem Feſte als Zuſchauer beiwohnen, in die laubgeſchmückte Niſche, um ſich dort niederzulaſſen. Der Hofmarſchall geht zurück und eröffnet unmittelbar darauf als primo cameriere, wie ihn das Programm nennt, den Einzug des Mediciäiſchen Hofes. Er trägt den goldenen Stab, an der Spitze das Wappen des Hauſes Medici, die 7 rothen und blauen Kugeln, vom Barret herab zieht ſich ein breiter rothſeidener Streifen um Schultern und Bruſt des blauen Gewandes. Die Tracht im gleichen Schnitt gehalten, folgen ſechs Kammerherren in Blau und Schwarz und hinter ihnen betritt die „fürſtliche Familie" den Saal. Hinter ihren Kindern, Prinzeß Charlotte und Victoria, ſchreitet die Kronprinzeſſin in der Tracht der „Bella di Tiziano", deren dunkle volle Farben ſie außerordentlich kleideten, wie das ähnlich gehaltene jüngſte Bildniß von Angelis Hand es ſchon bewies. Was in dem genannten Kunſtwerke geſchickt vermieden war: die hohen mächtigen Pauſchen der Aermel durften, um der Wahrheit der Darſtellung nicht zu ſchaden, hier nicht wegfallen. Stilgetreu legte die Kronprinzeß die offene Hand auf die geſchloſſene ihres Begleiters, des Grafen Harrach, dem die Rolle ihres Gemahls im Feſtſpiel übertragen war. Der letztere, als Maler am bekannteſten durch ſeine Bilder aus dem Feldzuge, hatte, im Verein mit dem Profeſſor

Doepler, den größten Theil an den Vorbereitungen des Festes. Besonders gab er die Costüme für die nun folgenden Erscheinungen „Gefolge und Gäste der fürstlichen Familie". Graf Harrach trug ein äußerst kunstvoll und treu gefertigtes Kleid in grauer und dunkler Schattirung, um den Kopf in vielfältigen Windungen den Schmuck jener Tracht — wir würden es heute Baschlick nennen.

Es folgten zunächst der Knappe mit dem Helm und Schwert in Roth und Gelb, das kleine Käppchen auf den weit abstehenden buschigen Haaren; ähnlich die Pagen, welche den Zug schlossen. Die Oberhofmeisterin in Schwarz und Gold, die Ehrendamen in verschiedenfarbigen Schattirungen, jedes Costüm bis auf die letzte Beigabe, so z. B. den Fächer, ein lebendig gewordenes Bild aus jener Zeit. Das erste Paar der Gäste bildeten die Prinzeß Friedrich Carl — in dunkelrothem Sammt und weißem Damast, mit prächtigem, im Charakter gehaltenen Juwelenschmuck — und der Kronprinz. Dieser von Kopf zu Fuß, ja bis zu Gefäß und Scheide des Schwertes, in kirschrothem Sammet und Damast, der aufrechte Kragen, wie der innere Saum des volle Falten schlagenden Mantels weiß mit zierlich gezeichneter schwarzer Stickerei, war die Nachbildung des Holbeinschen Gemäldes — Zeit Heinrich VIII. — in Hamptoncourt. Die Erscheinung des Kronprinzen ist in deutschen Landen bekannt genug, als daß nicht Jeder fühlen dürfte, welch vollendetes Bild männlicher Schönheit er in solcher Gewandung darstellen muß. Die nachfolgenden Gestalten der Gäste zeigten eine solche Mannichfaltigkeit in der Wahl der Trachten, daß die Feder erlahmt, sie zu schildern. Da waren die langen, zum Boden reichenden Aermel, die Mäntel von viereckigem Schnitt, keck von der linken Schulter unter dem rechten Arm durchgeführt und vorn durch ein breites Band über der Brust geschlossen. Die Farben vom hellen Grün und Weiß bis zum zarten Perlgrau. Außerordentlich schön war die Erscheinung der Rafaelischen „Katharina von Aragonien" — aus dem Palazzo Pitti — das rothe Sammtmieder mit durchbrochenen Aermeln. Auch hier rahmte der rothe Hut, wie ein Heiligenschein, blondes Lockenhaar und feine, edele Züge ein.

Nach einem Umzuge durch den Saal nahm der „mediceïsche Hof" vor dem Portale Platz und das Spiel begann.

Sechs Herolde von hünenhafter Gestalt, die Costüme Lila und Silber, nach Zeichnungen von Doepler, durchschritten mit blumengeschmückten Stäben die Halle, verbeugten sich vor dem Thronsitz und nahmen zu beiden Seiten des Einganges Platz, eine standfeste Mauer, um den Durchlaß des folgenden Aufzuges durch die Zuschauer zu sichern. Vier Armbrustschützen in grünem Sammt und Roth führten ebensoviel Troubadours in fantastisch mannichfachen Gewändern und acht Chorsänger in ihrer Begleitung ein. Das Orchester

verſtummte und die Zwölf ſtimmten ein herrliches, würdevolles Reſponſorium von Vittoria, dem Florentiner Componiſten, an. Die Troubadours waren dargeſtellt durch zwei Herren von der ruſſiſchen und engliſchen Botſchaft und zwei Officiere. Die Töne verhalten und durch die Gruppe der Sänger trat die Schaar der Künſtler vor das Fürſtenpaar. Köſtliche Geſtalten und Trachten, kaum erkenntlich in ihrer Umwandlung. Eine Fülle von gediegener Pracht und Geſchmack, jeder Einzelne des Studiums werth. Wer Becker, Richter, O. Begas, Werner, A. v. Heyden in ihren Werken kennt, glaubt es, daß ſie auch ſich ſelbſt zu kleiden wußten. Da war ferner Wilberg als Michel Angelo und der Neſtor der Orientdarſteller, Gentz, ein leibhaftiger Scheikh. Doepler und Meyerheim in üppigem Roth. Ewald richtete an die Fürſtin eine lateiniſche Anſprache, feierte ſie als Beſchützerin der Künſte und legte im Namen der Uebrigen eine koſtbare Mappe mit Handzeichnungen — viele aus Veranlaſſung des Feſtes entſtanden — zu ihren Füßen nieder. Die hohe Frau dankte und ließ durch ihre Herren jedem der Künſtler, auf zwei goldene Stäbchen gerollt, eine Pergamenturkunde überreichen, welche mit ſinnigen Worten ihren Dank für die „Huldigung der Künſte“ ausſprach. Maler und Sänger miſchten ſich unter die Menge, von neuem hielten die Herolde einen Umzug durch den ganzen Raum und eröffneten den Einzug der „Sendboten des Orients“. Die Darſteller waren meiſt ältere Männer mit ſchönen ausgeprägten Zügen und vollen, meiſt natürlichen, Bärten, die Trachten ſämmtlich echten Urſprungs. Araber, Inder, Perſer, Türke und Bedawi wechſelten in dem über 20 Köpfe zählenden Zuge ab. Die Führer verneigten ſich tief vor dem Throne, übten ſymboliſch das Waſchen der Stirn mit Sand und auf ein Zeichen führen täuſchend geſchwärzte Sclaven drei verſchleierte Frauen hervor. Der greiſe Araber hebt ihnen die Hülle vom Haupt und bringt ſie der Fürſtin, zu deren Füßen ſie Platz nehmen.

Rieſige Elephantenzähne und allerlei ſilbernes Geräth ſind weitere Gaben, welche die Schwarzen überreichen. Der türkiſche Marſch von Beethoven ertönt mit neuer Lebhaftigkeit, während der Zug unter wiederholten, auch „echt orientaliſchen“ Verbeugungen verſchwindet, dann Stille und — ein gänzlich verändertes Bild. Trommel und Pfeife laſſen ſich vernehmen mit einem einfachen, uralten deutſchen Soldatenmarſch, und zunächſt auf der Stelle den Tritt erfaſſend, dann kräftig auf „frei-weg“ ausſchreitend, rücken 20 Landsknechte in zwei Zügen in den Saal. Dieſe, ich möchte ſagen, übermüthigen Trachten, Wamms und Aermel in Weite und Breite von einer üppigen Fülle, die verſchwenderiſch in das Obertuch geſchnittenen lanzettförmigen Schlitze, durch die der weiße Unterſtoff über das gelbe oder rothe Kleid ſich hervorbauſcht, dazu die rieſigen Hüte mit der Unzahl langherabhängender Straußenfedern und als Träger derſelben ſechsfüßige urkräftige Geſtalten, in den Händen

alte Hellebarden aus dem Zeughaus drüben, das sind Erscheinungen, die in Deutschland gewachsen sind, das ist ein Stück natürlicher Pracht, die anderswo nicht nachzuahmen ist, wo sonst etwa Reichthum und Glanz größer als bei uns. Der Büchsenmeister, nur die kleine Kappe auf dem Haupt zu dem sonst den Landsknechten ähnlichen Anzuge, schließt den Zug. Nach dem Vorbeimarsch theilt sich die Schaar und stellt sich im Viereck als Spalier auf, immer ein Rother mit einem Gelben abwechselnd. Mit leichten Walzerschritten springen die Paare der deutschen Quadrille nach einander herein, grüßen und stellen sich auf. Im wiegenden Ländler schlingen sie sich untereinander, bald sich zum Rundtanze umfassend, bald den Reigen bildend. Das Costüm der Tänzer im Schnitt dem der Landsknechte ähnlich, nur maßvoller gehalten und in den Farben zarter, grün und roth, roth und blau, am gelungensten die Zusammenstellung von Schwarz, Weiß und Roth.

Die Kleider der Tänzerinnen bilden ein wirres und doch einer höheren Geschmacksregel gehorchendes Durcheinander von Falten, Bauschen, Knoten und Schleifen in harmonischer Farbenfülle. Die Costüme waren von A. v. Heyden gezeichnet. Langsam, wie sie gekommen, ziehen die Paare wieder aus dem Saal. Abermals öffnen die Herolde die Gasse und mit lautem Schlagen der Tambourins stürzt eine Schaar jugendlicher Frauengestalten herein. Die Führerin — Gemahlin des österreichischen Botschafters — stellt sie mit kurzer Pantomime dem Hofe vor, bei dem sie selbst Platz nimmt, die Genossinnen ihrem Spiel überlassend. Neuer Hörnerschall, die Mädchen sammeln sich erschreckt und blicken mit Scheu, doch eigentlich mehr mit muthwilliger Neugier nach dem Eingang, durch den eine Anzahl junger Männer herbeispringt. Die einen tragen mattfarbige weite Kittel mit langen Aermeln aus einem Stoff, in dem Arabesken und Goldfäden wie in einen Teppich gewirkt sind, die anderen ein vollrothes, anliegendes Kleid, auf dem Haupt einen strotzenden Lorbeerkranz. Ob sie die Jagd, oder der Spaziergang, oder am Ende doch heimliche Verabredung in diesen Schlupfwinkel geführt — wer kann es errathen? Kurz, die Paare finden sich zusammen, denn merkwürdig genug, die Zahl der Eindringlinge stimmt zu derjenigen der Mädchen, ein kurzes Pantomimenspiel, bei den Tönen der unvermeidlichen Mandolinata eine Scheinweigerung der Schönen, und der Reigen beginnt. Der nun folgende Tanz war wild doch charaktervoll und wurde von den meisten Darstellerinnen virtuos ausgeführt. Doch die Aufgabe war ungemein schwierig, und wir sehen ja auch auf der Bühne, daß der eigentliche „Stahl" in den Bewegungen nur wenigen Solotänzerinnen eigen ist. Aeußerst graziös war die Tracht der Damen in farbigen Röcken, welche der Schleppe — leider nur für diese Ausnahme — entsagten; die einen trugen das Haar wild flatternd, die anderen hatten es sorgfältig mit Bändern aufgesteckt. Die Zeichnungen hatte Ewald geliefert.

Leidenschaftlich, wie das Auftreten, war der Abgang der Tanzenden. Doch nun singe, Muse, ein neues Lied! Die slavische Quadrille des Programmes erscheint. Acht Paare sind es, slavische Edle mit ihren Damen im glänzendsten Schmuck. Jedes derselben stimmt in sich überein, doch untereinander sind sie gänzlich verschieden. Der gewappnete Ritter, die blaue Stahlhaube mit dem herabhängenden Riegelgeflecht tief ins Antlitz gedrückt, führt das weiß und blau gekleidete Fräulein; dem folgenden Paar hängt der stattliche Dolman lose von den Schultern herab, auf dem Kopf tragen beide die Pelzmütze und den Reiherbusch an brillantengeschmückter Agraffe; der Tänzer trägt um die Hüften ein faltiges Kleid, wie der Schotte den Tartan. Dann wieder erscheint eine goldene Rüstung, ein Pantherfell über die Schultern geworfen, Panzerhemd und grünes Jagdgewand wechseln mit einander ab, doch vielleicht werden beide übertroffen durch jenes graue Gewand, mit weißem Pelzwerk geziert. Und mehr charakteristisch wie schön erscheint jener Magnat mit hoher Pelzmütze, von der zu beiden Seiten des Gesichts die langen Zöpfe hängen, wie sie unsere Husaren unter dem großen König noch trugen. Diese Costüme, Zeichnungen von v. Werner, werden vorzugsweise der männlichen Schönheit gerecht, herrliche Bilder edeler Rasse, wie der Aristokrat und Charles Darwin hier übereinstimmend anführen würden. Doch die weiblichen Erscheinungen bleiben auch nicht zurück, allein nur mit der Farbe selbst ließe sich der Anblick würdig wiedergeben. In vornehmer Gravität führen die Paare eine Art Menuett auf, dessen Eigenthümlichkeit durch ein an und für sich ungraziöses Zusammenschlagen der Sporen bei einwärtsgestellten Fußspitzen gewinnt. Der bedächtige und gemüthvolle deutsche Reigen war in wohlthuender Abwechselung dem lebendigen italienischen Tanz gewichen. Die stolze Polonaise gewährte wiederum einen beruhigenden Abschluß nach dieser. Doch nun genug der Schaustellungen, die Menge durfte wieder sich bewegen. Hinter dem Hofe zogen die Reihen in die Speisesäle und wie nothwendig bei allen diesen großen Festen „das Unzulängliche hier wird's Ereigniß", wohlverstanden nur was den Raum anbetrifft. Mit soldatischem Instincte hatten nur die Herren Landsknechte sich in die zeltartig umgewandelten Räume des anstoßenden alten französischen Gymnasiums begeben und tafelten dort mit Muße. Die Stunde rückt vor und doch wollen auch die bisher nicht Betheiligten ihre Tracht im Tanze vorführen. Einige Rundtänze folgten, bei denen sich Alles bunt mischte; nur bei den Contretänzen fanden sich noch einmal die gleichgearteten Paare zu einander. Hier zeigten sich auch noch übereinstimmende Gruppen, die bisher in der Menge verstreut gestanden, so ein Quatuor altfranzösischer Trachten, die Damen mit hohem zuckerhutförmigen Kopfputz, die Männer mit einem Mittelding von Barret und Hut. Hiernoch einige Paare Zigeuner, Russinnen, Wallachinnen, auch Herren in kostbarer altrussischer Tracht.

Bald nach ein Uhr, pünktlich wie immer, tönte das Hallali und langsam entleerten sich die Räume. Noch immer erkannte man neue Gestalten, so den Sohn des Khedive, in den üppigen weißen Gewändern eines orientalischen Fürsten, mit seinem schwankenden Gange — jenes nicht zu verläugnende Erbtheil des Semiten — ein naturgetreues Bild. Bedächtig schreitet auch der Doge und Jener im rothen Gewande aus dem Rathe der Zehn dem allgemeinen Ausgange zu. Ein wirkungsvolles Nachspiel fand das Fest am nächsten Abend durch Wiederholung der Tänze im prächtigen weißen Saale des Königlichen Schlosses. Auch die Mehrzahl der Costüme hatte sich wieder eingefunden und durchzog in langen Reihen, die große Treppe von der Kapelle herabsteigend, den Raum, unter tausend modern Gekleideten, „ein Fest im Feste".

Der Abend im kronprinzlichen Palais mußte jedem empfänglichen Auge und Gemüthe unvergeßlichen Eindruck bereiten. Ein solches Zusammenstimmen von Farbe und Trachten hatte Niemand erwartet, keine Erscheinung überraschte, alle verwebten sich zu einem in allen Farben schimmernden und doch ruhigen Bilde — „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß": das Aufleuchten Medicäischer Pracht in der anders fühlenden Welt unserer Tage, ebenso wie die Herrlichkeit jenes Geschlechtes selber im vielbewunderten cinque cento.

Eins ist sicher — um mit dem Chorus mysticus fortzufahren — „das Unbeschreibliche hier ist's gethan", wenigstens das hier Gesehene ist unbeschreiblich. Doch auch jenes geheimnißvolle Wort spricht nur unsere innerste Empfindung aus, wenn wir über das Reizvolle jugendlicher Geselligkeit nachsinnen: „Das ewig Weibliche zieht uns hinan."

Aus Berlin. Zur inneren Politik. Herr v. Savigny. Theater. — Die Ausdehnung der Verwaltungsreform auf die westlichen Provinzen ist zur Zeit die Frage, welche im Vordergrunde der politischen Discussion steht. Die Regierung hat bekanntlich Rheinland und Westphalen vorläufig von der neuen Provinzialordnung, wie früher von der Kreisordnung, ausgenommen, weil die dortigen Verhältnisse eine erheblich abweichende Regelung erfordern, weil die Stimmung, welche augenblicklich in Folge der ultramontanen Agitation daselbst herrscht, einen Mißbrauch der Selbstverwaltung befürchten läßt, und weil, nach des Grafen Eulenburg geschmackvoller Bemerkung, die parlamentarische Tafel ohnedies „bis zum Ekel" reich besetzt ist. Der Abg. von Sybel unterstützte diese Argumente durch Entwerfung eines wahren Schaudergemäldes von den am Rhein herrschenden klericalen und socialdemokratischen Umtrieben, und warnte dringend, den reichsfeindlichen Tendenzen nicht vorzeitig eine so schneidige Waffe in die Hand zu geben. Wer weiß, ob er nicht im Grunde Recht hat; denn er verfolgt diese Dinge mit treuer Aufmerksamkeit und tapferem Muthe. Allein er

erreichte das Gegentheil von dem, was er wollte. Von allen Seiten fiel man über den Schwarzſeher her, und der fortſchrittliche Abg. Berger griff den Collegen aus der naheſtehenden Fraction mit einer perſönlichen Rancune an, die vom Centrum nicht mehr erbittert hätte an den Tag gelegt werden können und demſelben nicht geringes Gaudium bereitete.

Es überwog ſchließlich auf allen Seiten des Hauſes der Gedanke, daß man den Ultramontanen einen ſolchen Beweis von Furcht vor ihrer Macht nicht geben dürfe, wie er darin ausgedrückt ſei, daß man eine an ſich heilſame und wohlthätige Reform ihnen zu Liebe vertage. Ob ſich die Regierung durch die erdrückende Majorität, mit welcher der Virchowſche Antrag auf Ausdehnung der Verwaltungsreform angenommen wurde, in ihren weiteren Entſchließungen wird beſtimmen laſſen, bleibt freilich abzuwarten. Einſtweilen iſt dieſe Angelegenheit und der ganze Complex der Verwaltungsgeſetze in dem dunkeln Schooß der Commiſſionen geborgen, und es wird lange Wochen dauern, bis dieſe Dinge wieder vor profane Augen treten. An einer gütlichen Auseinanderſetzung iſt bei der freundlichen Stimmung, die durchweg in der ganzen Angelegenheit gegen die Regierung herrſcht, nicht zu zweifeln.

Im Uebrigen boten dieſe Verhandlungen ein üppiges Tummelfeld für akademiſche Lehrvorträge von theilweiſe ſehr achtbarer Länge. Die Herren Lasker, Gneiſt, Miquel u. ſ. w. erörterten die einſchlagenden Fragen im Allgemeinen und im Beſonderen, im Abſtracten und Concreten, im Theoretiſchen und Praktiſchen mit ſyſtematiſcheſter Gründlichkeit, und das Haus folgte drei Tage lang den glänzenden Leiſtungen parlamentariſcher Rhetorik und politiſchen Verſtandes mit einer Spannung und Aufmerkſamkeit, welche unerhörten Geduldsproben Stand hielt.

Zur Erheiterung wandelte dann wieder einmal Herr von Gerlach, der verſteinerte Typus der Reaction, über die Bühne, und belehrte die Wenigen, die Luſt hatten, den alten Herrn zu hören, daß die Revolution täglich weiter fortſchreite und demnächſt Thron und Altar, und Gott weiß, was ſonſt noch, unter ihren Trümmern begraben werde. Es könnte faſt etwas Ergreifendes liegen in dieſem ſtereotypen Proteſtſchrei einer glücklich überwundenen Staatsanſchauung gegen den vorwärts ſchreitenden Zeitgeiſt, wenn der Mann, der vor den ſtaunenden oder lachenden Zuhörern das feudale Princip als göttliche Weltordnung vertheidigt, nicht durch ſeine Vergangenheit den Anſpruch auf Achtung verwirkt hätte, welche wir ſonſt ehrlichen und überzeugungstreuen Anhängern auch einer verlorenen Sache zollen.

Da wir gerade von Proteſten und Schmerzensſchreien reden, ſo dürfen auch die deutſchen Biſchöfe nicht vergeſſen werden, die es wieder einmal für nöthig gehalten haben, ſich in einer Collectiverklärung gegen einige Aeußerungen des Reichskanzlers in ſeiner bekannten Circulardepeſche über die Papſtwahl

zu verwahren. Das vaticaniſche Concil hat danach nicht das Mindeſte in der Stellung der Biſchöfe geändert; dieſelben ſind noch eben ſo treue Stützen des Staats, ebenſo ſanfte und harmloſe Hirten ihrer Schäflein, wie früher; die Abhängigkeit von Rom und den Jeſuiten iſt ein Ammenmärchen, und Fürſt Bismarck würde dies ſelbſt einſehen, wenn er ſich über kirchliche Dinge an der richtigen Stelle erkundigen wollte, nämlich bei den katholiſchen Biſchöfen ſelbſt, nicht bei Altkatholiken, Heiden, Juden und Judengenoſſen. Für wen wohl eigentlich ein Actenſtück von dieſer wunderbaren Naivetät berechnet iſt? Daß irgend Jemand wirklich glaubt, was ſie ſagen, können die Herren doch im Ernſte ſelbſt nicht verlangen, und das Gefühl der beiden Auguren, die ſich begegnen, mag bei mehr als einem, deſſen Intellect noch nicht vollſtändig im Fanatismus verloren gegangen, obgewaltet haben.

Uebrigens hat die ultramontane Partei in dieſen Tagen einen rüſtigen Streiter durch den Tod verloren: den Abgeordneten v. Savigny. Es iſt nach Mallinckrodts Tod der zweite ſchwere Schlag, den das Centrum im Laufe eines halben Jahres erlitten; die anderen Führer, die Reichensperger und Windthorſt, werden auch alt, und bei dem nachwachſenden Stamme halten Begabung und Verſtand mit der Leidenſchaft nicht gleichen Schritt. Im offenen Kampfe, auf der Rednerbühne des Parlaments, trat Savigny freilich nicht viel hervor; im Schooße ſeiner Partei aber ſoll er durch ſeine Kenntniſſe, ſeine vornehmen Beziehungen und Bekanntſchaften, ſein ariſtokratiſches Weſen eine ſehr bedeutende Rolle geſpielt haben. Es iſt faſt unbegreiflich, wie ein Mann von dieſer Vergangenheit und Anlage ſo tief auf ultramontane Abwege gerathen konnte. Im preußiſchen Diplomatendienſte iſt er groß geworden; die Geſchichte wird ihn nennen als den Mann, dem die ruhmvolle Aufgabe zugefallen, an jenem ereignißſchwangeren Junitage des Jahres 1866 den alten todtkranken deutſchen Bund für gebrochen und nichtig zu erklären und dann ſelbſt an der Aufrichtung einer neuen Bundesverfaſſung mitzuarbeiten. Eitelkeit und das unberechtigte Gefühl der Zurückſetzung und ungenügenden Anerkennung ſoll dieſen Mann vom rechten Pfade gedrängt haben. Am Ende eines ehrenvollen Lebens giebt er ſich in Roms Ketten gefangen, kämpfte gegen den Bau an, den er ſelbſt hat aufrichten helfen, und vertritt im Landtage den finſterſten, halb walloniſchen Wahlkreis Malmedy. Seines großen rechtskundigen Vaters Bücher wandern nach Fulda als Grundſtock der Bibliothek der einſtigen katholiſchen Univerſität, vor der uns Gott noch lange behüten möge. Ob ſich nicht unter den alten Codices, die einſt in des Vaters Hand das deutſche Volk Recht, Geſetz und Aufklärung gelehrt, wie Geiſterrauſchen bisweilen ein leiſer Proteſt hat vernehmen laſſen, jetzt zu ſolchem Werke mithelfen zu müſſen!

Doch, requiescat in pace! Verlaſſen wir die Politik und wenden wir uns zu den Tagesereigniſſen unſerer Reſidenz. Von neuen Theaterſtücken

iſt nichts zu berichten; doch beherbergen wir zur Zeit zwei Wiener Gäſte, die eine bedeutende Zugkraft ausüben. Im „Reſidenztheater" ſpielt Frau Antonie Janiſch, die auch als Gräfin Arco der Kunſt nicht verloren gegangen iſt, im „Stadttheater" Herr Siegwart Friedmann. Wären die verehrten Gäſte nur bei der Auswahl ihrer Gaſtrollen mit etwas mehr Geſchick zu Werke gegangen. Die „Madeleine Morel" von Moſenthal bleibt auch in der Darſtellung der Frau Janiſch ein abſtoßendes Stück, über welches längſt das allgemeine Verdict geſprochen iſt. Es iſt traurig, daß ein ſonſt geſchmackvoller und feiner deutſcher Dichter die öden und bis zum Ekel ausgenutzten Motive des Pariſer Griſettendramas ſich aneignen konnte, mit all den ſittlichen und ſocialen Unmöglichkeiten dieſer zweifelhaften Kunſtgattung, aber nicht einmal mit ihren Vorzügen, der Einheit des Dialogs, der Anmuth der Sprache, dem geiſtreichen Witze. Die gefallene Unſchuld „Pervenche" wird auch unter den Händen der Frau Janiſch nicht zu einer begreiflichen oder ſympathiſchen Figur, zumal das gewandte und formvollendete Spiel dieſer Künſtlerin die Wärme und Tiefe der Empfindung nirgends hat, die den troſtloſen Stoff einigermaßen innerlich beleben und genießbar machen könnte. Man ſollte ſolche Verirrungen, denen ja jede Dichterfeder einmal verfallen kann, nicht immer und immer wieder ans Tageslicht ziehen.

Auf einer weit höheren Stufe der Schauſpielkunſt ſteht Herr Friedmann, der in Lindners „Bluthochzeit" als Karl IX. das Publicum in Enthuſiasmus ſetzt. Wir ſind kein Freund der hochpathetiſchen, phraſenhaften, auf Stelzen einherſchreitenden Lindnerſchen Muſe. Sein Karl IX. aber giebt wenigſtens einem guten Schauſpieler volle Gelegenheit, alle Scalen eines erregten Gemüthslebens, die Ausbrüche der Leidenſchaft, des Haſſes, der Verzweiflung, der Furcht zum ergreifenden Ausdruck zu bringen, und der ſchwierigen Aufgabe, alle dieſe wechſelnden, ſtets in den höchſten Regionen ſich ergehenden Seelenſtimmungen ohne Ermattung und Uebertreibung darzuſtellen, ward Herr Friedmann im vollen Maße gerecht. Hoffentlich wird er ſein hieſiges Repertoire auch mit einigen Rollen aus der hohen claſſiſchen Tragödie erweitern.

D.

Literatur.

Erlebniſſe des Bernhard Ritter von Meyer. Von ihm ſelbſt verfaßt und abgeſchloſſen. Herausgegeben von deſſen Sohn. (Wien 1875). — Man ſollte meinen, „Blutbänis" Thätigkeit dränge ihrer ganzen Natur nach nicht dem hellen Lichte entgegen und wahres Wohlwollen dem Sonderbundsführer und Concordatshelfer gegenüber laſſe nur ein raſches Vergeſſen des Mannes und ſeines Treibens wünſchen. Verfaſſer und Herausgeber der Er-

lebniſſe ſind anderer Anſicht. Breitſpurig ſchildert der erſtere ſein Wirken, ſelbſtgefällig, als hätte er das Größte vollbracht und den Segen der Zeitgenoſſen erworben, erzählt er aus ſeinem Leben. Und vollends der Herausgeber bekämpft offenbar nur mühſelig die Verſuchung, die Vorrede nach der Melodie eines Lobpſalmen zu pfeifen. Im hiſtoriſchen Intereſſe klagen wir nicht allzuſcharf über dieſen Mangel an Selbſterkenntniß. Unſer Urtheil über den „Ritter" Meyer hat ſich zwar nicht geändert, nachdem wir ſeine Selbſtbiographie geleſen; im Gegentheil. Die Ueberzeugung, daß er ein erbärmlicher politiſcher Charakter war, von unglaublich geringer Umſicht, und daß er wenigſtens während ſeiner öſterreicher Laufbahn offenbarer Augendienerei ſich befliſſen, wird vielmehr nur geſteigert. Doch danken wir der Ueberhebung des Verfaſſers einzelne neue Kunden über den Sonderbund, und widmen aus dieſem Grunde dem Buche eine größere Theilnahme, als die an ſich antipathiſche Natur Meyers ſonſt erregt.

Wir erfahren aus demſelben, daß die Berufung der Jeſuiten nach Luzern, die Brandfackel, an welcher ſich der Bürgerkrieg entzündete, eine muthwillige Provocation war, deren verhängnißvolle Folgen die katholiſchen Parteiführer deutlich erkannten und welche die Klügeren unter den letzteren gern verhütet hätten, wäre nicht ſchon damals die Jeſuitenclique in der römiſchen Kirchenpolitik zur Alleinherrſchaft gelangt.

Vergeblich warnte Fürſt Metternich vor voreiligen Schritten und bemühte ſich Graf Lützow, der öſterreichiſche Geſandte in Rom, die Curie zur Nachgiebigkeit zu ſtimmen. Dieſe zeigte ſich in der That bereit, die Anſiedlung der Jeſuiten in Luzern zu unterſagen, ſie war aber ohnmächtig gegen den ſouveränen Willen des Jeſuitengenerals Pater Roothahn. Mit dem bornirten Hochmuth, welcher die modernen Jeſuiten auszeichnet, hielt Roothahn ausſchließlich den Gedanken feſt, daß die Berufung der Jeſuiten nach Luzern einen großen Sieg bedeute, und wies, von eben ſo beſchränkten Wiener Jeſuitenfreunden beſtärkt, jede Abmahnung ſchroff von ſich. Das ſchien ihm keine ſittliche Demüthigung, daß der Jeſuitenprovinzial, welcher 1843 der Wahrheit gemäß erklärt hatte, eine Jeſuitenſchule könne ſich den Geſetzen der weltlichen Obrigkeit niemals unterwerfen, einige Monate ſpäter ſcheinheilig das Gegentheil behauptete, um jeden Widerſpruch gegen den Jeſuiten—zuzug zu beſeitigen. Es iſt für uns in der heutigen Weltlage nicht ohne Nutzen, an die Verlogenheit jeſuitiſcher Politik erinnert zu werden, und kennen zu lernen, wie dieſelbe auch gegen Freunde rückſichtslos auftritt, falls es der augenblickliche Vortheil erheiſcht. Die orthodoxen Katholiken im Luzerner Regierungsrathe, welche des öffentlichen Friedens wegen von der Berufung der Jeſuiten abgemahnt hatten, wurden ſofort als Glaubensfeinde verdächtigt und mußten durch verdoppelten Eifer ihre Begnadigung erkaufen.

Noch eine andere Erkenntniß sproßt für uns aus der Jesuitenpolitik, welche Meyer schildert. Dieselbe wäre gefährlicher und erfolgreicher, wenn nicht die Furcht vor der Zukunft stets zu verzweifelten Gewaltstreichen verlockte und so die altgerühmte Jesuitenschlauheit in das Gegentheil umschlüge. Im Kleinen zeigen sich die modernen Jesuiten noch immer als kluge Leute. Wenn es gilt, eine Erbschaft zu erschleichen, einzelne Familien namentlich aus den sogenannten höheren Ständen für Rom zu gewinnen, in fürstliche Häuser sich als Erzieher einzudrängen, dann gebieten sie noch über die richtigen Mittel und Wege. In allen großen Fragen aber, welche allgemeine staatliche oder kirchliche Interessen berühren, haben sie sich trotz momentaner Erfolge doch schließlich nur empfindliche Niederlagen zugezogen. Sie sind nicht mehr im Stande, wie zur Zeit ihrer Vorväter, mit den bestehenden Zuständen eine positive Verbindung einzugehen, auf dem Boden der ersteren sich einzurichten, mit den wirklichen Culturmächten sich zu verständigen. Im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert fälschten sie die antike Bildung, verdarben sie die Kunst, immerhin bewahrten sie den Schein, daß sie zu der einen und der andern freundlich stehen, beide, wie die Bildung überhaupt, begünstigen. Sie verstanden sich damals auf Compromisse und herrschten, indem sie sich einschmeichelten. Gegenwärtig haben die Jesuiten alle Hoffnung aufgegeben, anders als durch brutale Gewalt zur Herrschaft zu gelangen. Sie haben keine Beziehungen mehr zu unserem Culturleben, sie können sich auch durch die geschickteste Fälschung, durch die raffinirteste Heuchelei keinen Zugang mehr zu der Geisteswelt öffnen, in welcher wir uns bewegen. Unfähig sich derselben einzuordnen, bemühen sie sich, sie zu zerstören, und bilden auf diese Art eine radicale Partei, welche nur durch brutale Gewaltstreiche den Sieg erringen kann. Die modernen Jesuiten vertreten überall nur die extremste, schroffste Politik und richten sich dadurch Gottlob überall zu Grunde. Nicht das erste und nicht das letzte aber vielleicht das anschaulichste Beispiel solcher Selbstvernichtung durch fieberhafte Ueberreizung liefern die Schweizer Vorgänge in den vierziger Jahren. Ohne Zweifel würde sich die katholische Macht in der Schweiz bis zu dieser Stunde kräftiger erhalten haben, hätten die Jesuiten nicht damals den Bogen zu straff gespannt, auf einen Schlag alles erreichen wollen. Es ist für die geistige Gesundheit der Ultramontanen bezeichnend, daß Bernhard Meyer die Ueberzeugung hegte, durch größere Mäßigung wäre die Niederlage seiner Partei verhütet worden, doch sich verpflichtet fühlte, durch sein Thun und Treiben die maßlose Jesuitenpolitik zu begünstigen.

Die Erzählung des Schweizerlebens nimmt in der Biographie Meyers, soweit sie bis jetzt vorliegt, nicht allein den größten Raum ein, sondern spannt auch am meisten unsere Aufmerksamkeit. Wir gewinnen einen deutlichen Einblick

in die Umtriebe welche dem Sonderbundskriege vorangingen, und erfahren mannichfaches über die leitenden Persönlichkeiten. Viel Liebe oder auch nur Achtung haben die Sonderbundsführer nicht zueinander gehegt. Durch Meyers Erzählungen zieht sich die Eifersucht und der Neid gegen Siegwart Müller als rother Faden; daß die militärischen Autoritäten des Sonderbundes Dummköpfe waren, wird eben so willig zugestanden, wie der engherzige Egoismus und die Feigheit der Sonderbundscantone. Selbst eine artige „Gründergeschichte" fehlt nicht. Meyer wird von Siegwart Müller beschuldigt, daß er seine politischen Grundsätze für eine Summe Geldes verkauft und seinen Einfluß als Beamter bei einem Dampfschiffahrtsunternehmen ungebührlich verwerthet habe. Sogar Luzerner Capuziner bliesen in diese Trompete und predigten gegen Meyer. Dieser wieder giebt Müller die Anschuldigung mit Wucherzinsen zurück und schildert überhaupt seinen Collegen als einen durchaus zweideutigen Charakter. Auch die Notizen über die Gunst, welche der Sonderbund bei der österreichischen Regierung und bei Carlo Alberto fand, sind nicht ohne Interesse. Noch nachträglich werden wir schamroth über die Huldigungen, welche wir dem „Reichsverweser" angedeihen ließen, wenn wir bei Meyer lesen, daß er zu den eifrigsten Patronen des Sonderbundes gehörte und sogar einen Kriegsplan für denselben ausgearbeitet hatte. Dagegen hat es uns gar nicht überrascht, zu erfahren, daß die Geldsumme, welche die österreichische Regierung dem Sonderbunde geschenkt hatte, wohlverwahrt in einer Kiste von einer Kanzlei zur andern wanderte, bis sie glücklich in den Märztagen 1848 in die Hände der Mailänder Aufständischen gelangte. Von der österreichischen Verwaltung ließ sich nichts anderes erwarten. Zur Signatur der Partei gehört auch die Geschichte, wie Bernhard Meyer und das sardinische Kriegsministerium sich gegenseitig zu überlisten glaubten. Dieses bot ihm schlechte Gewehre zu übertriebenen Preisen an und war gewiß, ein gutes Geschäft gemacht zu haben, als Meyer den geforderten Preis bewilligte und einen Bon dafür ausstellte. Der fromme Meyer lachte in das Fäustchen, denn bei ihm stand es fest, den Bon niemals zu honoriren. Der Sonderbund wird auch nicht einen Pfennig für diese Waffen zahlen. „Siegen wir, so zahlen die Gegner, verlieren wir, so bleiben wir schuldig."

Bekanntlich fand Bernhard Meyer nach seiner Flucht aus der Schweiz ein Asyl in Oesterreich und eine Anstellung in der Kanzlei des Ministers Bach. Wie es ihm hier bis zum Sturze Bachs erging, füllt die letzten siebenzig Seiten des Buches. Wer irgend welche pikante Enthüllungen erwartet oder auch nur eine genaue und eingehende Schilderung der Ereignisse und Persönlichkeiten, wird sich bitter getäuscht fühlen. Wie alle die anderen politischen Banquerotteure, die Oesterreich aus der Fremde bezog, damit sie auch hier ihre Kunst zeigen, stand Meyer ausschließlich im Dienste der Sacristei. Die ultra-

montane Partei hier glaubte nicht unrichtig, auf die vaterlandslosen Leute am sichersten rechnen zu können. Sie hielt aber diese dienende Klasse von den herrschenden und tonangebenden Persönlichkeiten streng gesondert, verlangte von den Ueberläufern eifrigen Dienst, duldete aber nicht, daß diese eigenhändig die politischen Spielkarten mischen oder den Führern in dieselben blicken. Der gute Meyer erfuhr von dem wahren Zusammenhange der Dinge blutwenig und verlor gar bald, wie alle blinden Werkzeuge der ultramontanen Partei, die Fähigkeit, unbefangen zu beobachten und einen weiteren Kreis zu überblicken. Seine Charakteristik der Umgebung Bachs wird bei allen Kennern österreichischer Verhältnisse Lachen erregen, nicht minder die mehr als naive Behauptung: Die officielle Wiener Zeitung ist in den funfziger Jahren das Muster eines gediegenen öffentlichen Blattes gewesen.

Ueberaus dürftig ist auch die Kunde, die wir über den Minister Bach empfangen, obschon sich Bernhard Meyer zu dessen Vertrauten zählte. Selbstverständlich spielt die allmähliche Bekehrung des Ministers zu schroffster kirchlicher Gesinnung in Meyers Erzählung die Hauptrolle. Ohne mit den Lippen zu zucken, ohne Ahnung der komischen Wirkung seiner Anekdote, beschreibt Meyer, wie Bach die Bischöfe zu empfangen pflegte. „Beide Flügel der Thüre im Empfangssalon wurden geöffnet. Die Etiquette schreibt vor, auf diese Art einen regierenden Fürsten zu empfangen. Was ist aber so ein kleiner deutscher Dynast gegen einen katholischen Bischof.“ Der frömmelnde Zug in Bach, der sich zuletzt bis zur Krankheit steigerte, darf freilich nicht übergangen werden, aber ebenso wichtig ist sein fanatischer Haß gegen Rußland gewesen, hervorgerufen durch persönliche Beleidigungen, die er, „der Barricadenminister“ vom Kaiser Nicolaus erlitten hatte. Dieser Haß bestimmte zumeist Bachs Stellung, zeigte seine volle Kraft bei dem Ausbruch des Krimkrieges und führte wesentlich den Minister in die Arme der ultramontanen Partei, der einzigen, welche der altaristokratisch-russischen das Gegengewicht zu halten im Stande war.

Der Abschnitt über Oesterreich in Meyers Buch verdiente an sich keine Erwähnung, wenn nicht die ganze politische Stimmung, die aus demselben spricht, eine entschiedene Antwort erheischte. Der Himmel mag es dem Verfasser vergeben, wenn er schreibt, „auch nicht ein leiser Ton des Wehklagens“ wäre über den wiederholten Verfassungsbruch zu vernehmen gewesen. Angesichts der massenhaften Einkerkerungen, Internirungen und polizeilichen Verfolgungen ist das ein schamloser Hohn. Dafür, daß sich der fremde Landsknecht, der von Oesterreich nur ein paar Kirchen und Klöster kannte, dazu hergab, den berüchtigten „Rückblick auf die jüngste Entwickelungsperiode Ungarns“ zu schreiben, hat er bei lebendigem Leibe die wohlverdiente Züchtigung erhalten.

Szechenyis, des „großen Grafen“ Blick auf den Rückblick gab den Ver-

faſſer der allgemeinſten Verachtung nicht allein in Ungarn preis. Wenn aber in Meyers Buche das Jahrzehnt 1849—1859 wie eine Idylle geſchildert, unverholen der Abfall von den Grundſätzen und Zielen jener Zeit beklagt wird, ſo darf auch nicht einen Augenblick mit der Verwahrung gegen ſolches Treiben gezögert werden. Gerade gegenwärtig ſind in Oeſterreich einflußreiche Kreiſe reactionären Einflüſterungen wieder günſtig geſtimmt. Hat es doch dieſſeits und jenſeits der Leitha den Anſchein, als ob das liberale Regiment mit wirthſchaftlicher Ordnung unvereinbar wäre. In Ungarn iſt eine finanzielle Kriſis eingetreten, die nur durch eine vollſtändige Umkehr der herrſchenden Politik gehoben werden kann. In Deutſch-Oeſterreich wirft der Ofenheimſche Proceß einen häßlichen Schatten auf weite Kreiſe und läßt nicht den Angeklagten allein als moraliſch geſchädigt erſcheinen. Unter ſolchen Umſtänden hört man nicht ungern auf den Lockruf der Reaction. Es ſoll nun weder die Großmannspolitik beſchönigt werden, welcher ſich leider die Magyaren ſeit 1867 hingegeben, noch geleugnet, daß der altöſterreichiſche Glaube, das „hohe Aerar" ſei herrenloſes Gut, der Ausbeutung beliebig preisgegeben, auch jetzt nur modern aufgeputzt und in andere Phraſen eingehüllt vorherrſche und daß auch die liberalen Kreiſe ſich keineswegs von der Ausnutzung des politiſchen Einfluſſes für perſönlich materielle Zwecke frei erhalten haben. Kommt aber ein ſcheinheiliger Heuchler und ſchildert die Bach-Thunſche Periode mit roſigen Farben und ſeufzt, daß dieſelben verblichen, ſo ſoll er die Antwort hören, daß namentlich und vorzugsweiſe das Jahrzehnt 1849—1859 all die Noth, die ſeitdem über Oeſterreich ſich thürmt, geſchaffen, allen Jammer, der auf politiſchem und ſocialem Boden hier wuchert, gezeitigt hat. Wenn der Unglaube an die gedeihliche Zukunft des Staates ſich in vielen Gemüthern feſtgeſetzt hat, wenn bei anderen die Achtung für das Gemeinweſen verſchwunden iſt und daſſelbe nur zur Förderung ſelbſtſüchtiger Zwecke mißbraucht wird, ſo liegt die Schuld an den heilloſen Zuſtänden der fünfziger Jahre, die geradezu zur Verzweiflung trieben und ſchwache Naturen verdarben. Es gab kein geſundes Element des Staatslebens, das nicht vergiftet, keinen guten menſchlichen Zug, der nicht mit Füßen getreten wurde, und das geſchah von Menſchen, die durch die Rohheit ihrer Bildung abſtießen, durch die Frivolität und den Egoismus ihrer Geſinnung anwiderten. Der rechte Stil erforderte, daß die Geſchichte jener Jahre auf dem Rücken ihrer Helden mit derbſten Zügen geſchrieben würde. Noch die Erinnerung jagt das Blut in die Wangen und erregt einen grimmigen Zorn, den Niemand maßlos finden wird, der dieſe dunkle Periode ſelbſt erlebt hat. Anton Springer.

Fauſt von Goethe. Erſter Theil. Mit Bildern und Zeichnungen von A. v. Kreling. Erſte Lieferung. (München und Berlin, Friedr. Bruckmanns

Verlag.) — Es bleibt immerhin fraglich, ob die Verbindung der zeichnenden Künste mit der schönen Literatur, die in neueren Zeiten in so großer Verbreitung auftritt, deshalb auch in Wahrheit einem inneren Bedürfniß entspricht. Wird doch, wie uns dünken will, durch die Kunst des Zeichners und Malers eine der innerlichsten und besten Wirkungen des Dichters geradezu zerstört: jene holde Anregung der Phantasie des Lesers zur Selbstthätigkeit im Banne der dichterischen Ideen, welche die eigentliche Quelle des Genusses bei jeglicher Lectüre ist. Indem nun der Künstler diese Thätigkeit zu unterstützen vorgiebt, vernichtet er sie im Gegentheil, da er sie durch Fixirung bestimmter Momente einfach aufhebt; der mittelbaren Wirkung des Dichters durch das innere Schauen setzt er die unmittelbare durch das äußere Schauen entgegen. Und je bedeutender er ist, um so mehr wird er es verstehen die Individualität seiner inneren Anschauung zu wirksamem Ausdruck zu bringen, die unreifere Phantasie minder geübter oder begabter Leser im Voraus gefangen zu nehmen oder selbst die reifere der anderen zu verwirren und zu beunruhigen, beides weder zum Vortheil des Lesers noch des Dichters. So sind die Illustrationen nicht eigentlich Unterstützungen des illustrirten Werkes, sondern Bekämpfungen. Ihr Streben geht, so paradox dies klingen mag, in Wahrheit auf eine Beeinträchtigung der dichterischen Wirkung aus. Freilich wird auch hier der Stärkere immer der Sieger bleiben. Und so wird der Zeichner immer im Nachtheil sein, wo es gilt die geistigen und gemüthlichen Züge großer dichterischer Gestalten zum leiblichen Ausdruck zu bringen, zumal bei geistigen Erzeugnissen, welche lange schon Sinn und Verstand vieler Leser beschäftigt haben. Es war eine feine Bescheidung Prellers, daß er bei seinen „Odysseelandschaften" das Hauptgewicht ganz bewußt auf das Landschaftliche legte, daß er es vermied die holden Züge Nausikaas uns darzustellen oder das schlaue und trotzige Antlitz des Dulders Odysseus. Mit Recht ging er bei diesen Gestalten über den Schematismus nicht hinaus und gab sie nur als Staffage. Es war hingegen eine Vermessenheit Kaulbachs, der Nation seinen Goethe aufzudrängen, und wir können nur eine Bestätigung unserer Meinung in der Thatsache finden, daß jene Bilder der Goethegalerie, einst die Zierde fast jedes bürgerlichen Wohnzimmers, den Zenith ihrer Beliebtheit längst überschritten haben. Dies wären in Kurzem die Bedenken, die wir gegen das Illustriren dichterischer Werke einzuwenden haben. Sieht man von ihnen ab, so verdient das vorliegende Buch vieles Lob. Die Zeichnungen des bekannten Directors der Nürnberger Kunstschule — mit seinem „Faust" und seinem „Gretchen" mag sich Jeder selbst abfinden — haben in der Staffage ihr großes Verdienst, die Photographien sind scharf und in den Lichtabstufungen vorzüglich, die übrige Ausstattung ist, was Druck und Papier anbelangt, von einer in Deutschland selten dargebotenen Pracht, so daß der allerdings hohe Preis völlig gerechtfertigt erscheinen muß. Das erste Heft enthält die Zueignung, das Vorspiel auf dem Theater und den Prolog im Himmel. Das ganze Werk soll bis zum Ende des Jahres in acht Lieferungen mit zusammen 16 Hauptbildern in Photographien und 80 Holzschnitten vollendet sein.

Rd.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 19. Februar 1876. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Spielmannsleben im alten Frankreich.*)

Von Adolf Tobler.

Von den mancherlei ſchwierigen Aufgaben, die dem Literarhiſtoriker obliegen, macht das keineswegs die ſchwierigſte aus, daß er ſuchen muß, zu möglichſt vollſtändiger Kenntniß der literariſchen Werke zu gelangen, die aus einer beſtimmten Periode der Geſchichte eines Volkes erhalten und erreichbar ſind. Nicht als ob dies ein Geringes wäre! Das höhere Ziel aber ſteckt ſich, wer zu lebendiger Anſchauung davon zu gelangen ſtrebt, was die Literatur einer Periode — nicht an ſich, auch nicht der Gegenwart oder der Zukunft iſt oder werden kann, ſondern was ſie der Vergangenheit geweſen iſt, an welche ſie ſich gewandt hat; wer nach dem Vermögen ringt, das was er als Einzelnes kennen gelernt hat, die lange Reihe vielleicht in ſehr zufälliger Folge gewonnener Anſchauungen ſo zu ſammeln, daß ihm ſei, als lebe er inmitten der Zeit und des Volkes, in welche die literariſchen Werke hineintraten; daß er vermöge, beim Leſen einer alten Dichtung über eine Stelle, welcher nach des Dichters Meinung nicht eine beſondere Bedeutung zukam, ohne Nebengedanken hinwegzuleſen, mag ſie dem heutigen Sprachforſcher oder dem Archäologen noch ſo intereſſant ſein, und ſtatt deſſen vermöge, als neu, als bedeutſam das aufzunehmen, was dem einſtmaligen Hörer ſo erſcheinen mußte; als ſelbſtverſtändlich, als allgemeines Eigenthum andererſeits, das was in der That kein Zeitgenoſſe dem andern in der Meinung vortragen konnte, er ſage etwas irgend überraſchendes.

Hiernach zu ſtreben gilt es denn auch hinſichtlich der altfranzöſiſchen Literatur, mit welchem Namen wir die Literatur der nördlichen Hälfte des jetzigen Frankreichs im zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert bezeichnen, während für die beträchtlich verſchiedene Sprache und für die Literatur der politiſch bis ins dreizehnte Jahrhundert geſonderten ſüdlichen Hälfte die Benennung „provenzaliſch" gilt. Daß die eben näher beſtimmte Aufgabe gegenüber der altfranzöſiſchen Literatur eben ſo ſchwer, vielleicht gar ſchwerer ſei als der lateiniſchen und der griechiſchen gegenüber, will ich nicht behaupten. Iſt eine gewiſſe Bekanntſchaft mit den beiden letzteren in weiten Kreiſen ohne

*) Vortrag gehalten im Saale der Singakademie in Berlin den 6. Februar 1875.

Bedenken vorauszusetzen, was in Bezug auf die altfranzösische selbst für Frankreich nicht gilt, so hat doch keine Renaissance und kein Gymnasialunterricht zu bewirken vermocht, daß, sobald wir nur ernstlich wollen, wenigstens manche Seiten des geistigen Lebens im spätern französischen Mittelalter für uns zu einer Realität wieder erstehen, die das Alterthum nur wenigen Auserwählten gewinnt. Noch sind ja weit hin die nämlichen Kathedralen die Stätten des nämlichen Cultus; das Wasser von Lourdes thut dieselben Wunder wie dereinst der heilige Schuh von Soissons; an die gleichen Heiligen wendet man sich heute in den gleichen Nöthen; der geistliche Unterricht wandelt die alten Pfade; die Frau des Hauses hat ihre hohe Stellung nicht geräumt; das Kinderspiel und so mancher andere gute und mancher schlimme Brauch hat sein zähes Leben bis heute gefristet, und wer kann sagen ob nicht noch einmal mit dem Rufe „Gott will es" neue Kreuzfahrer sich in Marseille einschiffen oder aus den Thoren von Nancy ziehen?

Trotzdem wird es schwer, die Stellung, welche die französische Literatur jener Zeit eingenommen hat, sich richtig zu vergegenwärtigen. Das wundersame Volk, aus dem sie erwachsen, hat ihrer ja selbst so völlig vergessen, sie ist ihm so durchaus fremd geworden, daß man denken möchte, sie könne ihm nie recht vertraut gewesen sein. Jenen Minnesang, jene höfische Erzählung, jenes Volksepos, die auf eine Zeit das ganze Abendland beherrschten, und ohne die es keinen Hartmann, keinen Wolfram und noch später auch keinen Pulci und keinen Ariosto gäbe, hat es von sich geworfen, wie man ein altes Gewand ablegt, und hat vom 16. Jahrhundert ab in einer erneuerten Sprache, in welche man ihm jene alten Werke erst übersetzen muß und kaum übersetzen kann, eine neue Literatur hervorgebracht, die noch weiter hinaus über die Landesgrenze und vielleicht noch tiefer und unaustilgbarer in das abendländische Gedankenleben hinein gedrungen ist. Und erst jetzt, d. h. seit Anfang des Jahrhunderts etwa, wie dem Greisen wohl die Erinnerungen der Kinderjahre aufdämmern, besinnt sich Frankreich wieder auf jene alten Zeiten, und läßt auch wohl von Nachbarn und Altersgenossen seinem Gedächtniß nachhelfen; aber ihm steht die aufgefundene Jugend wie ein Fremdes und kaum Begreifliches gegenüber. Daß Deutschland genau das Nämliche erlebt hat, wissen wir wohl; wir stehen aber auch hier der schweren Aufgabe gegenüber, uns als Träger eines mächtigen Gedankencomplexes ein Volk vorzustellen, das wir immer nur unberührt von demselben, vielmehr von wesentlich anderen Ideen beherrscht gekannt haben. Hier wie dort aber müssen wir bei dem Versuche beharren, von dem einstmaligen Volke so uns ein Bild zu gestalten, daß dieses als seine Striche, Farben, Lichter, Schatten alle die Einzelkenntnisse in sich aufnimmt, die die Forschung gewonnen hat; dabei beharren, bis volles, reiches Leben durch alle Theile dringt und ein bewegtes Ganzes vor uns steht.

Oder wäre die altfranzöſiſche Literatur nicht eine wirklich volksthümliche, wäre ſie nur das Erzeugniß eines Bruchtheils der Nation, die Freude der Gelehrten geweſen? Niemand hat dies je behauptet, und Keiner, der ſie irgend kennt, kann auf ſolchen Gedanken kommen. Iſt ein Theil der altfranzöſiſchen Literatur die künſtleriſche Verkörperung der Weltanſchauung und der Ideale nur der höheren Stände, der höfiſch geſitteten Kreiſe, konnte er nur bei dieſen auf volles Verſtändniß und volle Werthſchätzung rechnen, ſo ſpricht ſich dagegen in einem nicht minder beträchtlichen Theile das aus, was das geſammte Volk gleichermaßen bewegte, iſt verherrlicht, was Allen gleich theure Erinnerung war, und ohne Antheil daran blieben nur die Unglücklichen, auf welchen des Lebens Noth ſo ſchwer laſtete, daß ſie zur frohen Empfindung der Zugehörigkeit zum Volke überhaupt nicht zu kommen vermochten. Wir haben vereinzelte Zeugniſſe einer Popularität altfranzöſiſcher Literatur, welche uns zu der Frage Anlaß geben könnte, ob denn heute wohl z. B. in Deutſchland irgend etwas außer vielleicht der lutheriſchen Bibel in gleichem Maße als Allen vertraut vorausgeſetzt werden kann, und auch die Bibel iſt es ja doch nicht als ein Werk der ſchönen Literatur. Um von ſolchen Zeugniſſen nur eines anzuführen, wir beſitzen ein Gedicht des 13. oder des 14. Jahrhunderts, das uns zwei Spielleute in heftigem, erbittertem Widerſtreite vorführt: in Gegenwart zahlreicher feſtlicher Verſammlung, deren Gunſt und Beiſtand ſchließlich angerufen wird, dringt der eine mit Schmähreden auf den andern ein, verhöhnt ihn um ſeiner Unwiſſenheit willen, ſpottet über ſeinen armſeligen Aufzug und verlangt, daß er das Feld ihm räume; der andere bleibt eine gleich kräftige Antwort nicht ſchuldig. Des Lehrreichen für uns liegt in den paar Hunderten von Verſen mancherlei: einmal haben wir da eines von nicht wenigen Beiſpielen ſcherzhaften, durch den Anſchein bitterſten Ernſtes um ſo ergötzlicheren Streites brodneidiſcher Collegen um die Gunſt einer gut aufgelegten Geſellſchaft; ſodann iſt jeder der beiden Nebenbuhler bemüht, der Nichtsnutzigkeit des Gegners die eigene Trefflichkeit, die ſtaunenswerthe Vielſeitigkeit des eigenen Vermögens nachdrücklichſt gegenüber zu ſtellen, indem er in langer und bunter Reihe vorführt — gewiß weit mehr als der allerbeſte Spielmann je zu leiſten vermochte, aber doch nur ſolche Dinge, wie ſie überhaupt im Bereiche des Spielmannsberufes lagen, und wie ſie die Geſammtheit eines Spielmannsconcils einem ſchau- und hörluſtigen Publikum vorzuführen ſich anheiſchig machen konnte; endlich — und hier kam es nur auf dies Eine an — macht ſich der erſtauftretende der beiden Fechter den Scherz, nicht nur der Liſte ſeiner Künſte einige ganz und gar phantaſtiſche oder poſſenhafte einzuverleiben, als da ſind: Dächer mit Fladen zu decken, den Katzen zur Ader zu laſſen, Ochſen Schröpfköpfe anzuſetzen, Eier mit Reifen zu beſchlagen, Handſchuhe für Hunde und Hauben für Ziegen anzufertigen u. dgl.,

ſondern in tollem Uebermuthe wirft er auch die Titelworte der Werke arg durch einander, die er ſich alle zu ſingen oder erzählend vorzutragen getraut. Welche Wirkung es heute thun würde, wenn Einer vom Gang nach dem Drachen und vom Kampf mit dem Eiſenhammer, von Wilhem Meiſters Leiden und von den Lehrjahren des jungen Werther, von der Jungfrau von Berlichingen und Götz von Orleans ſprechen wollte, kommt für uns nicht in Betracht; ſicher iſt, daß die auf ſolche Weiſe behandelten gegen zwanzig Namen von entweder gänzlich der dichteriſch geſtalteten Sage angehörenden oder wenn auch der Geſchichte entnommen, ſo doch jener Zeit nur durch die Dichtung bekannten Namen, an denen der Spielmann ſeinen tollen Muth ausläßt, aller Welt müſſen geläufig geweſen ſein, wenn der Scherz nicht völlig zu Boden fallen ſollte. Und die Dichtungen, welche jenen Namen entſprechen und die uns erhalten und wohl bekannt ſind, hat er auf gut Glück aus einer großen Zahl herausgegriffen; er bricht die Reihe ab, da ihm des Spieles genug zu ſein ſcheint; er konnte ſie ſehr viel länger werden laſſen, ihr ſehr viele Namen einverleiben, deren Popularität eine mindeſtens eben ſo große, nicht wenige, deren Ruhm weiter verbreitet muß geweſen ſein!

Was heute von Werken dichtender Kunſt ins Volk dringt, wird dem Einzelnen in der Regel durch das gedruckte Buch, zumeiſt durch das Schulbuch entgegengebracht, und kaum mehr etwas anderes als die Poſſe, die es auf über hundert Vorſtellungen bringt, oder das volksthümliche Lied ſammt ſeiner Sangweiſe vermag ohne dieſes Hilfsmittel den Weg ins Volk hinein zu finden und ſich da vorübergehend zu behaupten. Dem alten Frankreich, für deſſen Schule die nationale Literatur nicht vorhanden war, welches das gedruckte Buch gar nicht und das geſchriebene Buch nur etwa annähernd in der Function unſeres „als Manuſcript gedruckten" Buches kannte, war in den Spielleuten ein beſonderer Stand gegeben, deſſen Beruf mancherlei Thätigkeit, darunter auch das Hinaustragen der Dichtung in ſich begriff, vom Orte, wo ſie entſtanden, vor ein erſtes Publikum; vom Orte, wo ſie gute Aufnahme gefunden, nach andern, wo ſie eines gleichen Erfolges gewärtig ſein mochte; aus einer Provinz, wo ſie lange heimiſch geworden und aller Welt vertraut war, nach einer andern, wo ſie noch unbekannt war und vielleicht einer leichten Umſetzung in eine etwas abweichende Mundart bedürftig war, um nicht durch fremdartige Klänge Lächeln zu erregen; von einem Ort zum andern, ſo weit die Sprache verſtändlich, und Muße und geneigtes Gehör zu finden war, und von einer Zeit zur andern, ſo lange das Volk Wohlgefallen fand an dem, was die Alten ergötzt hatte, und leichte Nacharbeit den Forderungen jüngerer Geſchlechter Genüge zu thun im Stande war.

Dieſe Weiſe der Verbreitung der Dichtung beim Volke war freilich mit dem Uebelſtande — wenn es einer iſt — verbunden, daß dem Einzelnen ein

verhältnißmäßig geringes Maß poetiſchen Erträgniſſes entgegenkam; aber es war doch auch nicht eine ſolche Fülle, daß ſie ihn gezwungen hätte, ſich von vorn herein gegen die Gefahr der Abſtumpfung zur Wehr zu ſetzen und den größten Theil der heimiſchen Dichtung grundſätzlich als nicht vorhanden zu betrachten; und ſie brachte den Dichter in die Lage, ſich als Publikum weniger eine große Zahl zerſtreuter einſamer Leſer in ſtillen Kammern zu denken, als vielmehr feſtlich geſtimmte Verſammlungen, den empfangenden Hörer in die Lage, nicht mit ſeinem individuellen Urtheil in der beſondern zufälligen Stimmung dieſes oder jenes Augenblicks dem Kunſtwerk gegenüber zu treten, ſondern beherrſcht von den Anſchauungen, getragen von dem Gefühl, meſſend mit dem Maßſtabe der Gemeinſchaft, innerhalb deren er an perſönlicher Eigenthümlichkeit nicht mehr abgab, als er an Energie der Genuſſesfreude gewann. Und dieſe Gemeinſchaft nahm die Dichtung durch das Ohr in ſich auf, an welches geraden Weges ſich das Wort doch mit der größten Wirkſamkeit wendet, nahm ſie entgegen aus dem Munde des kundigen Sängers, der aus dem Gedächtniß die Dichtung vortrug, die Werke geringern Umfanges je nach der Beſchaffenheit und Neigung der Hörerſchaft wählte, von den Stücken des langen Epos das Geeignete zuſammenfaßte und es gewiß an keiner Schönheit des Vortrages fehlen ließ, von der er ſich werkthätige Dankbarkeit der Verſammlung verſprechen durfte. — Wie dieſes äußere Verhältniß mit dem innerſten Weſen der altfranzöſiſchen Literatur aufs engſte zuſammenhängt, würde leicht nachzuweiſen ſein, kann aber hier nicht erörtert werden, wo es nur gilt, Kunſt, Lebensweiſe, geſellſchaftliche Stellung der Spielleute ins Auge zu faſſen.

Man hat es dabei vorzugsweiſe mit Zeugniſſen aus der altfranzöſiſchen dichteriſchen Literatur zu thun, mit Zeugniſſen alſo, die großentheils durch den Mund derer ſelbſt gegangen ſind, nach denen gefragt wird. Macht ſie der poetiſche Urſprung verdächtig? Für die Kenntniß des äußern Lebensganges eines Lyrikers ſind ſeine Lieder nicht immer die reinſte Quelle. Was aber erzählende Dichter in Uebereinſtimmung unter einander für den geſammten Spielmannsſtand Bezeichnendes berichten, was dichtende Geiſtliche, nicht in perſönlichem Angriff auf den Einzelnen, ſondern in empörter Auflehnung gegen die Gunſt, welche die Geſellſchaft der lockern Zunft ſchenkte, tadelnd vorbringen, das hat nach Abzug deſſen was Eifer des Lobes und der Schmähung zuviel gethan haben kann, volle Glaubwürdigkeit für uns. Auch wo der Spielmann ſeine eigne Lebensweiſe in ſcherzendem Galgenhumor oder in beweglich klagender Bettelei zum Inhalt der Dichtung macht, iſt er ein durchaus beachtenswerther Zeuge. Wer war weniger als er in der Lage, blauen Dunſt um ſeine Exiſtenz zu verbreiten? weſſen Leben lag wie ſeines im hellen Tageslicht vor Aller Augen? —

Die am gewöhnlichſten zur Bezeichnung der Spielleute gebrauchten Namen

ſind jogleor und menestrel. Erſteres iſt ſeinem Lautbeſtande nach die genaue Wiedergabe des lateiniſchen joculator, das einen Spaßvogel bezeichnete; aber eben nur den Lauten nach genaue Wiedergabe; denn im Franzöſiſchen hat man niemals den Menſchen ſo genannt, der gelegentlich gern einen Scherz zum Beſten gibt, ſondern nur den, der berufsmäßig und um damit ſeinen Unterhalt zu gewinnen, zur Ergötzung anderer ſingt, ein Inſtrument ſpielt, auch andere weniger edle Künſte ausübt, von denen gleich die Rede ſein wird. Wenn daher die alten franzöſiſch-lateiniſchen Wörterbücher nach einem lateiniſchen Ausdrucke ſuchen, der das franzöſiſche Wort wiederzugeben geeignet ſei, ſo greifen ſie nicht zu dem, übrigens im Latein ſehr ſeltenen joculator, ſondern wählen Wörter, die den Comödianten oder den Muſikanten bezeichnen (histrio, fidicen, mimus). Die heutige Form des Wortes iſt jongleur; aber wiederum hat ſich der Sinn geändert: denn nur mehr Taſchenſpielerkünſte, Gauklerleiſtungen erwartet man vom jongleur, deſſen Vorfahren das Lied durchs Land trugen. — Menestrel heißt ſeiner Herkunft von menestier oder dem lateiniſchen ministerium gemäß „Dienſtmann" und findet ſich auch vom Hausgeſinde gebraucht, oder vom Lohnarbeiter; auch dieſes Wort iſt der Sprache verblieben, nur daß es ſeinen Ausgang mit einem üblicheren vertauſcht und weit engere Bedeutung hat; denn ménétrier nennt man heute blos den Geiger, der zum Tanze aufſpielt. — Es kann uns leid thut, daß die wackern Spielleute auch lecheor (=lécheur), alſo mit einem Namen benannt werden, der zu allen Zeiten eigentlich eine ſchimpfliche Bezeichnung landſtreichender Schmarotzer, Tellerlecker, Lumpen war, wie denn die Gloſſare ſehr ausdrucksvolle lateiniſche Synonyma zur Verfügung ſtellen (nebulo, parasitus, leno, catillo u. dgl.); aber von allen Elementen der bunten Schaar der lecheors haben doch ohne Zweifel die uns hier am nächſten ſtehenden, die fahrenden Sänger, es dahin zu bringen vermocht, daß bisweilen das Wort ohne alle Erregung des Sprechenden, als ſchlichte Benennung eines anerkannten Standes gebraucht erſcheint. Man ging übel mit ihnen um, da man ſie dem Troſſe zuſchob, der hungrig ſich ſammelte, wo reichliche Abfälle zu hoffen waren, und wer nicht wähleriſch war, ſo oder ſo Verwendung finden mochte; aber damit theilte man dem bösartigen Geſindel Leute zu, um deren willen man demſelben weniger gram war und auch der Strengere ihm einen gütigen Blick gönnte. — Daß nun beim Namen des Jongleurs heute an Dinge gedacht wird, welche von Geſang und Saitenſpiel ſo weit abliegen, iſt weniger ſeltſam als es auf den erſten Blick erſcheinen mag. Die Verrichtungen des heutigen Meßgauklers wurden früher in der That theils von den nämlichen Leuten ausgeübt, welche durch Lied und Muſik ergötzten, theils doch von ſolchen, die ihnen gleichgeſtellt, mit ihnen denſelben Namen trugen; ja auch anderes mehr fällt in den Bereich der alten Jonglerie, ſo vielerlei, daß

ſie ſo ziemlich das ganze heutige Jahrmarktvergnügen vom Bänkelſang bis zur Thierbändigung, mit Ausſchluß jedoch der Schlachtenbilder und der Wachsfiguren umfaßt. Mehrfach haben uns franzöſiſche und provenzaliſche Autoren lebensvolle Schilderungen des Treibens hinterlaſſen, wie es bei Hochzeiten, Krönungen und andern Anläſſen die Hallen der Großen oder die Plätze der Städte füllte, am meiſten die höfiſchen Erzählungen ſpäterer Zeit, die ihrerſeits eher vor kleinem Kreiſe vorgeleſen, den Vergleich mit einem vor den Augen des Hörers wimmelnden Gewühle nicht zu ſcheuen brauchten. Der unbekannte Dichter der breit angelegten Novelle, die wir nach der Heldin Flamenca nennen und hier trotz ihrer provenzaliſchen Abfaſſung um des Schauplatzes der Handlung willen mit herbei ziehn dürfen, weiß kaum ein Ende zu finden, wo er aufzählt, was beim Feſte zu Ehren der in Bourbon eingetroffenen jungen Gemahlin an Ohren- und Augenſchmaus den Gäſten geboten worden ſei: außer den Liedern aller Gattung, der unabſehbaren Reihe von erzählenden Gedichten, deren Titel er zur großen Freude, ſtellenweiſe auch zu etwelcher Verlegenheit des Literarhiſtorikers an uns vorüberführt, außer den vielerlei Inſtrumenten, die er ertönen läßt, der Fiedel, der Harfe, der Flöte, der Pfeife, der Geige, der Rote, dem Dudelſack, der Schalmei, der Mandoline, der Zither und einigen andern, für welche deutſche Namen fehlen, erwähnt er der Kunſtſtücke, die mit Meſſern ausgeführt werden, des Puppenſpiels (wenn wir ihn richtig verſtehen), der Purzelbäume, des Kriechens am Boden, des Tanzes mit einer Flaſche, des Springens durch einen Reif: kurz wir dürfen ihm wohl glauben, wenn er am Ende ſeiner Beſchreibung ſagt: Und von der Fiedeln lautem Schall, Vom Lärmen der Erzähler all, War durch den Saal ein großes Brauſen. So vielerlei er aber aufzählt, doch wiſſen andre Dichter Dinge namhaft zu machen, denen wir hier noch nicht begegnet ſind. Jaquemet Saquesep, der die Geſchichte des Caſtellans von Coucy des Breiteren erzählt hat, läßt bei ähnlicher Gelegenheit auch Hörner, Tamburine, Zimbeln ertönen, Affen und Bären tanzen. Jean aus Condé klagt einmal über den geringen Erfolg ſeines lehrhaften Dichtens und ſchätzt den „Spielmann" glücklich, dem es beſſer gelinge, „zum Ergötzen der Leute" einem Pferde, einem Bären, einem Hunde mancherlei Kunſtſtücke für die Dauer beizubringen; und in gleicher Gegenüberſtellung der Gelehrigkeit der Thiere und der geringen Geneigtheit der Menſchen ſich durch gutes Beiſpiel leiten zu laſſen, erwähnt ein zweiter Moraliſt der ſprechenden Staare und der Purzelbäume ſchlagenden Ziegen; anderwärts iſt auch von dreſſirten Murmelthieren die Rede. Eine kleine Legende, die man noch heute nicht ohne lächelnde Rührung lieſt, ſo ſchlicht und treuherzig erzählt ſie ein unbekannter Dichter einem lateiniſchen Buche nach, berichtet von einem Menestrel, der ausſchließlich gymnaſtiſchen Künſten oblag: Purzelbäume jeder Art, Luftſprünge,

Tänze, Umschwünge hatten ein Leben ausgefüllt, dessen sein frommer Sinn endlich überdrüssig wurde. Er trat ins Kloster, dem er mit seiner Person auch alle Gewänder, Pferde und alles Geld zu eigen gab, die ihm langjährige Ausübung seines Berufes eingetragen hatte. Doch fand er da den rechten Frieden nicht; ihn drückte es schwer, müssiger Zuschauer zu sein, wenn die andern alle vom Priester abwärts bis zum Chorknaben jeder an seiner Stelle ihres Amtes warteten, mit Gebet, mit geistlichem Gesang, mit Lesen; bei gesundem Leibe und kräftigen Gliedern ein unverdientes Brod zu verzehren auf Kosten der Würdigeren, die mit schönem Latein und kunstgerechtem Singen Gott priesen und der eignen Seelen Heil wirkten. Da führt ihn Gottes Hand einmal in eine einsame unterirdische Kapelle vor ein Bild der heiligen Jungfrau, und während er über sich die Messe anstimmen hört, kommt ihm der Entschluß: auch ich will thun, was ich gelernt habe, in ihrem Heiligthum der Mutter Gottes dienen nach meinem Vermögen und Beruf; die Andern dienen ihr mit Singen, so diene ich ihr denn mit Springen. Er legt sein Gewand am Fuße des Altars nieder und behält nur ein leichtes Unterkleid an, das er sich mit einem Gürtel festschnallt; drauf sagt er dem Muttergottesbilde, wie er's meine, und thut nun seine schönsten Sprünge und Purzelbäume, niedrige und kleine, große und hohe, erst vorwärts, dann rückwärts; verrichtet ein kleines Stoßgebet und nimmt dann die Arbeit wieder auf; er thut den Metzer Sprung, den französischen, den Champagner, den spanischen, den Lothringer Sprung, die britannischen Sprünge, den Römer Sprung, dann legt er die Hand an die Stirn und tanzt gar zierlich, während er der Mutter Gottes betheuert, er thue dies nur ihr und ihrem Sohne zu Ehren und keineswegs zu eigner Lust; er schlägt die Füße in die Luft und wandelt auf den Händen her und hin, und weint dabei, da er anders nicht zu beten weiß; er thut einen Sprung, über den er selbst staunt, den er noch nie gethan, dann noch einmal den Metzer; und so treibt er's — und zwar mit erhöhtem Aufwand von Kraft und Kunst, so oft er von oben aus der Kirche die Musik lauter erschallen hört — bis die Messe zu Ende geht. Da ist auch seine Kraft erschöpft, und er sinkt schweißbedeckt vor dem Bilde hin. Fraue, sagt er, jetzt kann ich nicht mehr; doch werde ich gewißlich wiederkommen. Er zieht seine Kleider wieder an, verneigt sich und geht. Wie es „unserer lieben Frauen Springer" weiter ergangen, wie sein heimlicher seltsamer Gottesdienst entdeckt, vom Abte auch keineswegs mißbilligt oder bestraft wird, wie der Abt mit eignen Augen sieht, daß die Mutter Gottes niedersteigend dem frommen Verehrer den Schweiß von der Stirne wischt, sein gottseliges Ende, braucht hier nicht erzählt zu werden, wo es nur darauf ankam, die reiche Entwickelung eines Zweiges der Spielmannskunst kennen zu lernen.

Es würde erwünscht sein, über die Zauberkünste, wie sie von den Menestrels geübt wurden, gleich ausführliche Kunde zu finden. Was uns in der Literatur an Künsten solcher Art entgegen tritt, wird meist in fabelhafte Gegenden und Zeiten verlegt und macht den Eindruck, als sei es zwar für möglich gehalten, gelehrten Orientalen oder andern Heiden zugetraut, aber kaum mit eignen Augen von den Erzählern gesehn worden. Aber erkennbar wird doch, daß auch von den französischen Jongleurs Dinge geübt wurden, welche dem Publikum nicht als bloße Leistungen der Behendigkeit galten, welche von der Geistlichkeit als sehr bedenklich angesehen und von ängstlicheren Gemüthern gemieden wurden. „Magische Kunst, toledaner Kunst, Verwandlungen" sind die dafür üblichen Namen. Jean aus Condé, der sich selbst den Menestrels beizählt und für sich und seine Standesgenossen sich gegen die Schmähungen der Jakobiner und der Minoriten nachdrücklich zur Wehr setzt, gibt die Zauberer ohne Weiteres preis und bittet, die Musikanten nicht mit ihnen zu vermengen. Es waren wohl auch in der Regel mehr die fahrenden Schüler, die gelehrten Vaganten, welche diese Art Gewerbe pflegten und von Toledo her solche angewandte Naturkunde in Frankreich einführten.

Reichen Lohnes am sichersten und unentbehrlich, wenn es zu vollem Genusse großartiger Geselligkeit kommen sollte, waren die Spielleute bei Hochzeiten oder andern Festlichkeiten, zu denen aus weitem Umkreise viel adlige Herren und Frauen entboten waren. Rustebuef, der selbst zur Zunft gehört, bezeugt es ausdrücklich:

„So ist es Brauch im ganzen Land,
Wie männiglich gar wohl bekannt:
Wenn Einer wo zum Hochzeitsfeste
Geladen hat viel edle Gäste,
Das ist den Sängern hoch willkommen;
Sobald die Kunde sie vernommen,
Ziehn sie herbei von Berg und Thal,
Zu Fuß, zu Pferde allzumal."

Und das bestätigt denn auch jede einläßlichere Festbeschreibung, die in der Literatur sich findet. War die Mahlzeit, die des Tages Arbeit beschloß, beendigt, die Hände gewaschen, die Tische geräumt, dann brachte man wohl, wie in Flamenca geschildert wird, jedem Gast ein Polster, auf welches bequem sich stützend, er Auge und Ohr dem zuwandte, was von der Fülle der gebotenen Kurzweil ihm zumeist zusagte; oder man setzte sich, wo die Sorge für die Bequemlichkeit der Mahlesgenossen nicht so weit ging, von den harten Bänken auf die weicheren Sitze, die man aus den Mänteln zurechtlegte, und war in gesättigter Ruhe geneigtes Publikum für die Bemühungen der Spielleute, wenn man nicht vorzog, sich mit den Frauen in zierlichem Wortgefecht zu tummeln, oder sich zu Schach oder Würfel-

ſpiel mit ſeinen Freunden ſeitwärts niederzulaſſen. Die Halle verſammelte mancherlei Gäſte; an verſchiedenen Tiſchen hatten nach dem Stande zuſammen untergebracht die Feſtgenoſſen geſpeiſt; da war denn auch für mancher Art Dichtung der richtige Ort; für das zarte Minnelied wie für den derben Schwank, für das lehrhafte Gedicht, das jedem Stande ſeine beſonderen Pflichten in Erinnerung brachte, wie für das poſſenhafte Zwiegeſpräch zwiſchen ſcheinbar erbosten Collegen, für das Lied, in deſſen Refrain die ganze Verſammlung einſtimmte, wie für ein Dutzend Sätze aus einem volksthümlichen Epos. Und auch draußen in den Gaſſen war es nicht ſtill; da trieben ſich die Leute herum, die als Einwohner des Ortes das Feſt der Herrſchaft wie ein eigenes Feſt mitfeierten und als Beherberger und Lieferanten nahe genug davon berührt wurden, das Gefolge der Geladenen, die Ungeladenen aus der Umgegend, die nicht zu Hauſe bleiben konnten, wenn in der Nähe ritterliches Spiel, Aufzüge, Seiltänzer und dreſſirte Affen zu ſehen waren. Der Sänger, der von Huons abenteuerreicher Fahrt meldete, mußte immer und immer wieder um Ruhe bitten und betheuern, ein Lied wie er es vorzutragen in der Lage ſei, habe man noch nie gehört; er werde von Auberon, dem gefeiten edlen Herrn, ſingen, der nur drei Fuß gemeſſen habe. Der Sänger des luſtigen Gedichtes von Baudouin von Sebourg vermochte die Bänke kaum frei zu halten, die er für ordentliche, bezahlende Zuhörer aufgeſchlagen hatte, und auf denen ſich immer wieder Unberechtigte niederließen, und um den Heilkräuterhändler war ein furchtbares Gedränge, das weniger vielleicht ſeiner Waare als der närriſchen Rede und den luſtigen Verſen galt, womit er ſie anpries.

Da war reiche Ernte einzuheimſen für den rührigen Menestrel; drinnen natürlich mehr als draußen. Einen Spielmann, der bei ſeinem Berufe wohlhabend geworden von keiner Sorge um das tägliche Brod weiß, lehrt uns die Chanſon de geſte von Huon aus Bordeaux kennen: Von allem entblößt wird der Held aus einer unwirthlichen Inſel durch einen gütigen Kobold über die See ans Feſtland getragen; nackt wie am Tage, da er geboren, irrt er umher, bis er unter einem Baume einen alten Mann ſitzen ſieht; die Harfe und die Fiedel liegen neben ihm, ein weißes Tuch iſt vor ihm ausgebreitet, darauf vier ſchöne Weißbrode und eine Kanne Weines nebſt einem Humpen. Der Alte fürchtet ſich erſt vor dem vermeinten Waldmenſchen; der aber bittet ihn beſcheidentlich um einen Biſſen Brod. Nicht bloß dieſes wird ihm gewährt, nein, er darf ſich aus des Spielmanns Felleiſen ein Hermelinwams und einen Scharlachmantel nehmen; auch an Hemden und Hoſen iſt darin reicher Vorrath, und wohl ausgeſtattet läßt ſich Huon zur Mahlzeit nieder. Der Alte mit der Harfe iſt auch bereit, den jungen Unbekannten dauernd zur Geſellſchaft zu nehmen; derſelbe ſoll ihm bloß das Bündel tragen und dafür

die Hälfte aller Einkünfte bekommen. Und die ſind nicht gering; wo der alte Künſtler in Stadt oder Flecken ſich hören läßt, da werden ihm ſo viel Mäntel geſchenkt, ſagt er, dem jungen Geſellen ſoll ſchwer werden, ſie alle von der Stelle zu ſchaffen. Gleich der erſte Verſuch zeigt auch, daß er nicht zu viel verheißen hat; der Fürſt, an deſſen Hof die Beiden ſich begeben, hört erſt eine ſchlimme Kunde, die ihm der Jongleur bringt; doch behagt ihm nicht, trüben Gedanken nachzuhängen.

Mein Freund, ſo ſpricht er, merk auf, was ich dir ſag.
Nimm deine Fiedel und fiedle mir einmal.
Nach allem Jammer ziemt Luſt ſich und Geſang. —
Mein Herr, ſpricht jener, ganz wie es euch behagt. —
Wer ihn geſehn hätt, wie er den Bogen ſchwang!
Die Harfe rührt er mit dreißig Saiten dann.
Die ganze Burg erklang im Widerhall.
Herr Gott, ſprach Hugo, hier blieb' ich Lebenslang;
So ſchön hört Rote, ſo Geige nicht ſich an. —
Die Heiden ſagen: ein wackrer Spielmann das;
Wohl iſt es billig, daß man ihn reich bezahlt.
Da legten manche die eignen Mäntel ab;
Von allen Seiten man ſie hernieder warf.
Und Huon hat ſie behende aufgerafft,
Der mit dem Spielmann ſich theilte halb und halb.

Und wie hier ſo berichtet man auch anderwärts von reichem Sold an Kleidern, der den Spielleuten geſpendet wurde; auch ein Pferd nahm der Meneſtrel gern, und baares Geld wies er ebenſowenig zurück. Der launige Unbekannte, dem wir die hübſche gereimte Lobrede auf die Maille, den halben Pfennig, verdanken, ſagt, es komme wohl vor, daß ein gütiger Herr ihm ein Wams, einen Rock oder ſonſt ein Kleidungsſtück ſchenke, oder auch vier, drei, zwei Pfennige (Deniers); aber derer ſeien doch weit mehr, die ihre Gaben nicht ſo reichlich bemeſſen, und ihm falle gar nicht ein, den einfachen oder auch den halben Pfennig zurück zu weiſen. Und wenn wir nun von ihm die lange und bunte Reihe der Dinge aufgezählt bekommen, die in Paris dem Beſitzer eines halben Pfennigs zur Verfügung ſtehn, ſo können wir ihm nur beiſtimmen, wenn er die kleinſte der Landesmünzen immer noch für eine dankeswerthe Gabe hält. Er bekommt dafür ein Quart Aepfelwein oder Bier, oder einen Becher Wein, oder einen Häring, oder eine zum Frühſtück ausreichende Leberwurſt, oder drei Eier; er kann ſich dafür den Bart ſcheren oder ſich ſchröpfen laſſen; man waſcht, kämmt, ſcheitelt ihm dafür das Haar; auf eine Nacht ein gutes Bett mit ſchönen Polſtern und linnenen Tüchern koſtet auch nicht mehr. — Außerdem beſtand eine übliche Form den Jongleurs zu lohnen darin, daß man ihre Pfänder auslöſte, die Pfänder, die ſie in der Herberge als Gegenwerth für Obdach und Verpflegung hinterlegt hatten; es

ist denn auch „gages“ in der Mehrzahl im Französischen und das Fremdwort „die Gage“ im Deutschen bis heute Bezeichnung des Entgeltes für manche Arten von Dienst geblieben, ohne daß heute der Lohnende mehr in Beziehung zu den Gläubigern des Gelohnten tritt, und ohne daß man sich dabei der einstigen Modalitäten erinnert. So sagt Crestien, wo er von Erecs Hochzeit erzählt: „das war ein froher Tag für die Spielleute; ihnen allen wurde nach Wunsche gelohnt: alles ward erstattet, was sie auf Borg sich hatten geben lassen, und manche schöne Gaben bekamen sie, Gewänder aus Grauwerk und Hermelin, Eichhornpelz, Scharlach und Seidentuch; Einer zieht ein Roß vor, ein Andrer Münze. Jeder bekam nach seiner Leistung und so viel ihm gebührte.“ Beinah wörtlich dasselbe lesen wir am Schlusse der Erzählung vom gefahrvollen Kirchhof. Einmal begegnen wir auch einem abweichenden Verfahren: nach Ablauf des Festes stellen die Spielleute sich bei dem Festgeber ein und verlangen „entweder Geld oder Meister“; und aus dem Verlaufe scheint sich zu ergeben, daß der Festgeber unter Umständen einem Jongleur, statt ihn selbst zu bezahlen, eine Anweisung auf einen Verwandten oder Freund gab, der nachträglich auf diese Weise zum Bestreiten der Unkosten herangezogen ward.

Spärlicher war das Ergebniß der Sammlung, die der Straßenkünstler bei seinem weniger vornehmen Publikum veranstaltete. Es ist erweislich, daß schon vor sechs- oder siebenhundert Jahren die Zuhörerschaft eine gewisse Geneigtheit an den Tag legte davon zu laufen, wann das Weib des Sängers zum Schüsselchen griff und Anstalt machte, die Dankbarkeit der Anwesenden auf die Probe zu stellen, und daß manchem, der nicht entrann, das kleinste unter den Geldstücken der Provinz doch noch ein angemessener Ehrensold schien. Der Sänger des Huon von Bordeaux, der uns bezeugt hat, wie im fernen Morgenland der Jongleur eines kräftigen Gehilfen bedurfte, der die geschenkten kostbaren Mäntel zusammenlas und ihm nachtrug, hat jene Stelle wohl nicht ohne Wehmuth vorgetragen; denn er hält es für angezeigt seinen Zuhörern einzuschärfen, sie möchten am anderen Tage nicht versäumen, jeder einen Sechser in den Hemdzipfel geknüpft mitzubringen und sich der Pfennige zu enthalten; und ein ander Mal unterbricht er sein Lied mit der Drohung gar nicht weiter zu singen, wenn man ihm nichts geben wolle, und mit einer scherzhaften Verwünschung derer, die seinem Weibe nichts auf den Teller legen.

Aber nicht blos bei großem Hofhalt, bei Vermählungsfesten und dergleichen haben wir uns den Spielmann in seinem Berufe thätig vorzustellen und in der Zwischenzeit etwa bloß mit der Vorbereitung auf erneutes Auftreten beschäftigt, wie uns Jaquemet Saquesep einen vorführt, der viel mit dem Castellan von Coucy verkehrte und so lange zu ihm ging, bis er ein Minnelied des Castellans sich völlig eingeprägt hatte, das er dann ins Land

hinaus trug und ſo der Dame von Favel zu Gehör brachte. Auch der ſtillen Burg auf einſamer Höhe, der täglichen Tafel des Königs, dem Hauſe des wohlhabenden Bürgers war der fahrende Sänger ein willkommener Gaſt; er brachte außer ſeiner Kunſt manche Kunde mit von dem was im Lande geſchah oder ſich vorbereitete, manche Nachricht von fernen Freunden, die ihm wohl auch geradezu eine Botſchaft aufgetragen hatten, und wußte von manchem eigenen Erlebniß munter zu erzählen. Der aus Orange entronnene Gillebert findet den Wilhelm von Orange ſammt ſeiner Ritterſchaar in Nimes unter einer Fichte ſitzend: „Am Fichtenbaum ein Spielmann ſang den Herrn Ein altes Lied noch aus der Väter Zeit; Es war gar gut, der Graf vernahm es gern.“ — Der Ritter, der uns aus der Weberſchen Euryanthe unter dem Namen Adolar bekannt iſt, aber von Rechtes wegen Gerard von Nevers heißt, wagt ſich, nachdem er ſein Hab und Gut an den Verräther Liſiart verloren hat, als fahrender Sänger verkleidet, in die Burg Nevers, die einſt ſein war, wo Liſiart und Gondree ſich des wohl gelungenen Betruges freuen. Ein Spielmann, dem er in früheren Zeiten viel Güte erwieſen, hat ihm alte Kleider geborgt und eine Fiedel an den Hals gehängt, die Gerard wohl zu ſpielen weiß. Niemand erkennt ihn, wie er von Regen triefend zu Fuße ankömmt. Die Bürger auf der Gaſſe wollen nichts von ſeinen Künſten wiſſen; zu nahe geht ihnen der Verluſt der geliebten Herrſchaft, als daß ſie luſtige Weiſen und nachgemachte Vogelſtimmen anhören möchten. Ein Ritter aber, der über den Hof geht, bemerkt den Spielmann und heißt ihn hereintreten und ſpielen; und wie er auch bittet, man möge ihm geſtatten ſich erſt ein bischen zu wärmen, und bei ſich das Loos des fahrenden Muſikanten beklagt, Liſiart dringt darauf, daß er beginne; ſo ſingt er denn ein paar Sätze des Liedes von Wilhelm von Orange vor dem ſpeiſenden Verrätherpaar, aus deſſen Unterredung er bei dieſer Gelegenheit die tröſtliche Ueberzeugung von der Unſchuld ſeiner verlorenen Gemahlin gewinnt. — Als Spielmann, in Männertracht, mit dunkel gefärbtem Antlitz tritt auch die treue Nicolete, deren Geſchichte Platens „Treue um Treue“ dem deutſchen Publikum näher gebracht hat, nach langer Trennung und vielen Abenteuern in Beaucaire vor den geliebten Aucaſſin, der am Fuße des Thurmes auf einem Steine ſitzt, und von ſeinen Rittern umgeben, im Anblick von Blumen und Gras und beim Hören des Vogelſangs mit Seufzen und Weinen der fernen Geliebten denkt. Im Liede giebt ſie ihm Kunde von dem, was ſeine Nicolete erlebt hat, und wie ſie ihm treu geblieben iſt. Er erkennt ſie nicht, aber voller Freude dankt er für die frohe Botſchaft, lohnt dem vermeinten Sänger reichlich und läßt ſich von ihm verſprechen, die Erſehnte zur Stelle zu ſchaffen. — Von dem heiligen König Ludwig IX. von Frankreich berichtet Joinville ausdrücklich, Spielleute ſeien oft nach ſeiner Mahlzeit an ſeinen Tiſch gekommen, und

dann habe der König immer erſt das Ende des Liedes abgewartet, bevor der Prieſter in ſeinem Namen das übliche Gratias habe ſprechen dürfen; und unter denen, welchen er beſonders gern ſeine Almoſen zugewandt habe, nennt der nämliche Gewährsmann ausdrücklich arme Spielleute, die durch Alter oder Krankheit außer Stande geweſen ſeien ihren Beruf auszuüben.

Und des Königs Freigebigkeit gegen Spielleute zu ermeſſen, hat der Herausgeber des Joinville dadurch leicht gemacht, daß er aus den Haushaltsbüchern des Monarchen die Angaben zuſammengeſtellt hat, welche die an Spielleute in etwa drei Monaten von ihm gemachten Geſchenke bezeugen. Es iſt nur zu bedauern, daß ähnliche Notizen nicht auch aus den Acten beſcheideneren Haushaltes bekannt geworden ſind; denn man wird ſchwerlich annehmen dürfen, daß durchweg der Maßſtab königlicher Freigebigkeit in Geltung geweſen ſei. Willkommen waren die Spielleute aber auch im beſcheidenen bürgerlichen Hauſe: wenn uns Adenet einen allerdings nicht gerade urkundlich erwieſenen König Meniadus von Salerne kennen lehrt, in deſſen Lande wandernden Krämern und fahrenden Rittern ohne Weiteres jeder Durchgangszoll erlaſſen wird, wenn ſie ihm nur Geſchichten aus fremden Ländern erzählen, ſo daß, wer über wichtige Vorgänge aus der oder jener Gegend der weiten Welt Aufſchluß wünſcht, nichts beſſeres thun kann, als ſich nach dieſem Stapelplatze merkwürdiger Kunde zu begeben; wenn andererſeits eine geſetzliche Beſtimmung, die uns Etienne Boileau erhalten hat, dem Zöllner, der in Paris am Petit Pont ſaß, das Recht gab, von dem dreſſirten Affen, der paſſiren ſollte, eine „Vorſtellung", von dem Sänger eine Liedſtrophe zu verlangen, ſo glauben wir gern einem der Fableaudichter, der es als normandiſchen Brauch bezeichnet, dem Wirthe, in deſſen Hauſe man ein Nachtquartier erhalten habe, eine Erzählung oder ein Lied — vermuthlich zum alleinigen Entgelt — vorzutragen, und dürfen die Ausſage wohl auch umkehren, indem wir ſagen, der Bürger gewährt bereitwillig dem Spielmanne ein Obdach, von dem er ein neues Lied, eine luſtige Geſchichte zu hören hofft. So haben ſie denn Freunde und Gönner in allen Ständen; wiſſen wir doch aus der in vielfacher Hinſicht anziehenden volksmäßigen Dichtung vom Mönchsleben Wilhelms, daß ſie deren auch unter den Straßenräubern fanden: Wilhelm von Orange iſt auf ſeine alten Tage ins Kloſter gegangen; doch will ihm in der Kutte nicht recht wohl werden, wie denn auch auf der anderen Seite die Mönche in die befremdlichen Neigungen des neuen Genoſſen, ſeine noch durchaus weltliche Eßluſt, ſeinen Hang zu derber Selbſthilfe ſich nicht finden können. Um ſich ſeiner zu entledigen, entſenden ſie ihn mit dem Auftrage eines Einkaufs einen Weg, der durch einen von Räubern unſicher gemachten Wald führt. Wie er mit dem Handelsgeſchäfte, und wie er mit den Räubern fertig wird, kann hier nicht erzählt werden, ſo ſtark die Verſuchung iſt, dem köſtlichen Humor des alten

Liedes immer weitere Anerkennung zu verschaffen. Dagegen ist hier ein Zug von Interesse, da er den Stand der Spielleute betrifft. Der alte Held ist auf dem Hinwege völlig unbehelligt durch den gefährlichen Wald gekommen und fürchtet, auch auf der Heimfahrt von den Räubern nicht beachtet zu werden und auf die Lust eines Zusammenstoßes mit ihnen, auf den Genuß, wieder einmal die Fäuste zu rühren, verzichten zu müssen. Da wendet er sich an den Knecht, der ihm die Maulthiere treibt. „Guter Frennd, wißt ihr nicht irgend ein Lied? Ihr fürchtet euch doch nicht etwa vor den Räubern? vor denen werde ich euch schon schützen." Da hebt der Knecht mit lauter Stimme zu singen an und ohne zu wissen, daß er neben dem Helden hergeht, von dem er singt*), hat er das Lied gewählt von Wilhelm dem Markgrafen, wie er Orange erobert und Guiborc zum Weibe gewonnen hat. Aber gleich unterbricht er sich; zu bange ist ihm vor den Wegelagerern, die in der Nähe lauern müssen und sicher die beiden schutzlosen Reisenden eines grausamen Todes umbringen werden. Wilhelm aber spricht ihm Muth ein und versichert ihn nochmals seines Schutzes, und dabei murmelt er: „wo hat sie nur der Teufel? es ist ja weit und breit nichts von ihnen zu sehn noch zu hören." Da hebt der Knecht abermals an, daß es durch den Wald hin klingt; und jetzt wird er auch gehört. Fünfzehn Räuber, die eben eine Einsiedlerniederlassung ausgeplündert und die Bewohner erdrosselt haben und nun sich zur Mahlzeit zu setzen im Begriffe sind, vernehmen das Lied. „Ich habe einen Spielmann gehört," sagt der Eine. „Hört ihr, wie er das Lied von Wilhelm singt?" Der Hauptmann heißt ihn zur Stelle bringen; hat er was, so soll er nicht ungeschoren davon kommen. Der erste Räuber jedoch legt eine Fürbitte ein: „o Herr, thut ihm kein Leid; Ein Spielmann sollte vor Unbill sicher sein, Den braven Leuten willkommen jederzeit. Man soll ihn ehren mit Speis und Trank und Kleid." So die gedrängtere Darstellung; eine andere Redaction, deren Verfasser es passend fand, daß vor dem Räuberhauptmann mehr der praktische als der gemüthliche Gesichtspunkt geltend gemacht werde, bietet hier eine etwas längere und ihrem Charakter nach nicht wenig verschiedene Rede des milde gesinnten Räubers: von einem Spielmanne sei wenig zu holen; habe er drei, vier, fünf Sous zusammengebracht, dann sei sein erster Gang nach der Schenke, wo er sich wohl sein lasse, so lange das Geld vorhalte. Wenn sodann der Wirth bemerke, daß kein Geld mehr da sei, dann heiße er den Spielmann anderen Gästen Platz machen und bitte sich ein Pfand aus, und der Weggewiesene müsse ihm Hosen oder Schuhe da lassen oder besten

*) So antwortet auf die Frage nach seiner Heimath ein Seemann dem von ihm nicht erkannten Heidenkönige Ganor: Herr, ihr sollt die Wahrheit hören; aus dem Lande Ganors bin ich, von dem man im Liede singt, wie er die Herzogin Aya in Haft gehalten habe.

Falls ſein Wort geben, daß er wieder kommen wolle. Darauf ſuche er bei einem weltlichen oder einem geiſtlichen Gönner ein Unterkommen. „Wahrlich guten Brauch halten die Spielleute: auch wenn Einer nicht weiß, woher ihm ſein Mittagsbrod kommen wird, ſingt er gerade ſo gut, wie wenn er vierzig Mark gefunden hätte.“ Die wohlmeinende Rede vermag nicht des Hauptmanns Sinn zu beugen, und es erfolgt der Anfall auf die beiden Angehörigen des Kloſters, der denn freilich den Wegelagerern theuer zu ſtehen kommt.

Was bei allem Wohlwollen, das alle Schichten der Bevölkerung dem Stande der Spielleute entgegen brachten, gleichwohl eine gewiſſe Mißachtung wenigſtens mancher Einzelnen zur Folge hatte, iſt in der Rede des freundlich geſinnten Räubers ſchon angedeutet. Es gehört in allen Zeiten noch mehr als bloße Vorurtheilsloſigkeit dazu, einem Menſchen volles Vertrauen und aufrichtige Achtung zu ſchenken, der dieſelbe zu gewinnen weiter nichts aufweiſen kann, als den Inbegriff auch der ſchätzenswertheſten perſönlichen Eigenſchaften und Fähigkeiten, die wir in einem beſtimmten Augenblick an ihm wahrnehmen, daneben keine Theilnahme einflößenden Antecedentien, keine Heimath, keine Familie, die ihn als den ihrigen anerkennen, keine Berufsgenoſſen, die für ihn einſtehen, ſondern dafür nur ſolche, die um den Erfolg mit ihm ſtreiten. Ganz beſonders wenig günſtig aber ſtellen ſich die Ausſichten für den, der immer und immer wieder in der nämlichen Hilfsbedürftigkeit vor uns tritt, zumal wenn ſeine Leiſtungen der Art ſind, daß wir ſie zwar um keinen Preis miſſen möchten, uns aber durch ſie doch nicht irgendwie nachhaltig gefördert, gehoben fühlen, und wenn die gar nicht weichende Noth uns als die Frucht eines entſprechend anhaltenden Leichtſinns erſcheint. Daß dieſe Vorausſetzungen bei einem großen Theile der alten Spielleute zutreffen, können ihre beſten Freunde nicht in Abrede ſtellen: ſchon in den Verſen der ſingenden und ſelbſt dichtenden Jongleurs, die doch ohne Zweifel die vornehmſte Gruppe innerhalb des Standes bilden, hallt läſtig genug, und wuchert im Laufe der Zeit unaufhaltſam der Refrain der Bettelei, ſo daß noch heute dem Leſer, deſſen Taſchen von ihnen nicht gefährdet ſind, über all der Zudringlichkeit die Geduld manchmal auszugehen droht; wie mögen ſie erſt nebenher in Proſa das Publikum gequält haben, und was dürfen wir von den Springern und Bärenführern denken? Sodann iſt unter den Künſten, die von den Meneſtrels geübt wurden, doch manche nicht geeignet, auch dem hervorragendſten Virtuoſen ſonderliche Theilnahme zu gewinnen, ſo wenig auch ſelbſt ernſtere Männer nach Tiſche derſelben den Lohn eines Lächelns vorenthalten mochten. „Der Eine ſpielt den Trunkenen, der Andere den Narren“ leſen wir in einem Fableau, das einen Wettſtreit um den Preis des luſtigſten Streiches vorführt. Am Hofe König Noble's läßt Jean aus Condé Martin den Affen als Jongleur functioniren: er ſingt und tanzt gar

geſchickt; aber er läuft auch Poſſen reißend von einem Gaſte zum andern, ſchneidet dem eine Fratze, zupft dieſen am Schopf und jenen am Ohr und läßt nichts unverſucht, was den König zum Lachen bringen kann. Endlich galt ſchon damals, wenn es gleich ſo früh in der Literatur nicht vorzukommen ſcheint, das Sprichwort: Ce qui vient de la flûte, s'en retourne au tambour; von niemandem in eigentlicherem Sinne als vom Spielmann, der den leicht gewonnenen Ertrag ſeines Flötenſpiels unbedenklich auf dem Tanzplatze wieder an die Tamburinſchlägerin abgab, den noch kaum überzählten Gewinn, den ihm ein glänzendes Feſt hinterließ, bei gleich ſorgloſen Freunden in Wein aufgehen ließ oder durch Ungunſt der Würfel verlor. Daß ſie unter ſich auch nicht eben eines collegialiſchen Verhaltens ſich befliſſen, kam hinzu um ihnen in der Meinung der Welt zu ſchaden. So wenig auch Jean aus Condé von den drei Meneſtrels im Hofhalte König Noble's, dem Sohne des Affen Martin, dem des Katers Tybert und dem jungen Hunde, berichtet, das verſäumt er doch nicht ausdrücklich hervorzuheben, daß ſie ſich gegenſeitig nichts weniger als lieb hatten, vielmehr ſich ſehr oft in den Haaren lagen. Die Spielmannsdichtung zeigt denn auch Spuren genug der Gehäſſigkeit, mit welcher einer dem andern ſich in den Weg ſtellte. Ohne Zweifel iſt nicht immer das Leidenſchaftlichſte und Heftigſte, was uns von Schmähungen eines Sängers auf den andern vorliegt, auch das am meiſten ernſt gemeinte. Vielmehr darf man annehmen, daß gerade ſolche Angriffe und Widerreden mehr perſönlicher Natur, wie wir ſie früher an einem Beiſpiel kennen gelernt haben, erſt nach Verabredung der beiden Fechter und auf gemeinſame Rechnung ins Werk geſetzt, vielleicht auch ihrem ganzen Beſtande nach von nur einem Dichter verfaßt wurden. Um ſo aufrichtiger waren die Invectiven gemeint, die ſich unperſönlich gegen Berufsgenoſſen im Allgemeinen, aber die Anweſenden jedenfalls nicht ausgeſchloſſen, richteten, zumeiſt wohl gegen ſolche, die ſich unterfangen hatten, die nämliche Sage zum Gegenſtande epiſchen Geſanges zu wählen und denen man nun Fälſchung des Ueberlieferten zur Laſt legte, dann etwa gegen ſolche, die mit vordringlichem Gebahren Anderen den verdienten Ertrag der Arbeit zu ſchmälern drohten und deren Frechheit man die eigene Verſchämtheit eifrigſt gegenüberſtellte, oder gegen weniger geſchickte Muſikanten als z. B. Trommler und Dudelſackſpieler, die beſſer auf dem Dorfe geblieben wären, ſtatt ſeiner Leute Ohren zu betäuben und richtiger Künſtler Geigen zu übertönen.

Es war nur gut, daß Anfeindung von außen die Standesgenoſſen zu feſterem Zuſammenhalten trieb. Solche Anfeindung ging zuvörderſt von der Geiſtlichkeit aus, welche zum Theil an dem oftmals lockern Wandel der Spielleute Anſtoß nahm oder doch in demſelben einen Vorwand für Angriffe fand, die thatſächlich mehr durch die Verhöhnung des geiſtlichen Standes und

durch frivole Behandlung religiöſer Dinge ſeitens der weltlichen Kunſt veranlaßt waren. Wenn man geſtützt auf eine Stelle eines Theologen des dreizehnten Jahrhunderts die Anſicht ausgeſprochen hat, es ſei von Seiten der Geſellſchaft eine ſorgfältige Unterſcheidung vollzogen worden zwiſchen leichtſinnigen Poſſenreißern, Tänzern, Gauklern, Mimen einerſeits und den dem römiſchen Alterthum noch nicht bekannten „würdigen, ernſthaften, ſittenſtrengen Sängern des nationalen Epos" andererſeits, die in den frömmſten Klöſtern, bei Biſchöfen und Königen gute Aufnahme gefunden und ſich ſelbſt als Träger einer wichtigen Sendung betrachtet (!) hätten, ſo giebt man jener Stelle zu große Bedeutung. Freilich hält der wohlmeinende Gewährsmann die verſchiedenartigen Richtungen ſpielmänniſcher Kunſt auseinander, billigt die eine und verdammt die andere, was wir ihm gar nicht verdenken; aber wenn er die Duldung der Sänger, welche von den Thaten der Fürſten und dem Leben der Heiligen ſingen, an die Bedingung knüpft „Si non faciunt talia" d. h. wofern ſie ſich des Beſuchs der Trinkgelage, des Vortrags unzüchtiger Lieder und dergl. enthalten, ſo ſehn wir doch hieraus, daß es ſich um eine thatſächlich noch lange nicht vollzogene, wohl aber von geiſtlichen Lehrern angeſtrebte Reform der Spielmannsthätigkeit handelte, die denn auch, ſo viel wir wiſſen, niemals durchgeführt worden, ſondern an den Neigungen des weltlichen Publikums geſcheitert iſt. Mit vollem Rechte aber weiſt Jean aus Condé die Angriffe der Jacobiner und der Minoriten zurück, die in ihren Predigten gegen den geſammten Stand der Meneſtrels zu Felde zogen und Freigebigkeit gegen dieſelben als Teufelsdienſt bezeichneten; er erinnert an David, vor deſſen Saitenſpiel der Teufel aus König Saul gewichen ſei, an die Pſalmenſtelle, wo eine große Zahl Inſtrumente namhaft gemacht werde, mit deren Klang man Gott preiſen könne, an die Irrſinnigen, die in der Sanct Acharius Kirche in Haſpre feſtgebunden ſeien und Geigenklang mit größtem Widerſtreben hören, was ein deutlicher Beweis ſei, daß der Böſe von der Kunſt der Töne nichts wiſſen wolle, und erwähnt mit begreiflichem Selbſtgefühl der wunderthätigen Kerze von Arras, die von der Mutter Gottes zweien Spielleuten übergeben worden ſei und von den Spielleuten immer noch mit geziemender Sorgfalt gehütet werde. Aehnliche Gunſtbeweiſe hatte auch anderwärts die heilige Jungfrau Muſikanten gegeben, den frommen Harfner von Rocheſter, den ein Windſtoß von der Brücke geweht hatte, über Waſſer gehalten, bis ihn die Wellen ans Ufer trugen, ſo daß er ſchon unterwegs ihr zu Dank und Preiſe die Saiten ſchlagen konnte, dem braven Springer, den wir früher kennen gelernt haben, die heiße Stirn gekühlt; einem dritten Verehrer aus dem Fiedlerſtande, der an einem berühmten Wallfahrtsorte vor ihrem Altar ſo ſchön geſpielt hatte, daß nach des alten Erzählers Ausdruck ſeine Fiedel ſprechen zu wollen ſchien, und der ſie, wie es denn Meneſtrel-

brauch war, die Kunſt nach Brod gehn zu laſſen, um eine der vielen Altarkerzen bat, hatte ſie eine gar ſchöne auf ſeine Geige heruntersteigen heißen. Doch ſcheint es nicht, als ob die geiſtlichen Erzähler dieſer Wunder darum dem Muſikantenſtande größere Gunſt zugewandt hätten; eher ſcheint die Tendenz der Berichterſtatter dahin zu gehn zu zeigen, wie auch dem gering geachteten Spielmanne die Huld der Himmelskönigin koſtbaren Lohn nicht verſage, wenn er ihr aus aufrichtigem Sinne liebende Verehrung zolle. Gewiß iſt, daß der kunſtreiche Dichter des letzten der drei Wunder, der Prior und höchſt fruchtbare Legendendichter Gautier aus Coinſy — die weniger gewandten Erzähler der beiden anderen ſind uns unbekannt — den Spielleuten keineswegs freundlich geſinnt iſt. Er ſpricht unverhohlen ſeinen Aerger darüber aus, daß Fürſten, Ritter und andere vornehme Leute lieber tolle Poſſen, weltliche Weiſen, erdichtete Mähren als Lebensgeſchichten der Heiligen hören, eher dem Spielmanne glauben, der ihnen von Renouart mit dem großen Balken ſingt, als dem Kanzelredner, der die Wunder Gottes verkündet, und ſich lange Romane, aber kurze Predigten ausbitten, und daß ſelbſt Geiſtliche, ſtatt der heiligen Jungfrau Lob zu ſingen, Liebeslieder an Mariechen, Tiberjon und Emmelot über die Lippen bringen, oder Iſengrim und ſein Weib in ihre Schlafſtuben malen laſſen, ſtatt auf würdigen Bilderſchmuck für ihre Kirchen bedacht zu ſein. Er für ſein Theil verwahrt ſich des Entſchiedenſten dagegen, daß man ihn zu den Meneſtrels rechne; auch Dichter, Trouveor, will er ja nur ſein, wo es das Lob der Jungfrau gilt, von den Meneſtrels aber ſcheidet ihn, daß er nicht um Ruhm, noch um Gewänder oder ſonſt irdiſch Gut, ſondern einzig um die Liebe der Frau ſingt, die ihres gleichen nicht auf Erden, nicht im Himmel hat. Es war denn wohl auch der Weg, der noch am eheſten zum gewünſchten Ziele führen mochte, wenn man wie Gautier und ſo viele andere ſeines Standes ſtatt bloß gegen leichtfertige Dichtung zu eifern, ſich in einen Wettkampf mit der Kunſt der Laien einließ, zur Sprache des Volkes griff, die poetiſche Technik der Weltlichen ſich aneignete oder gar überbot und der Sangesluſt, die auch in den Klöſtern ſich nicht ertödten ließ, durch geiſtliche Umdichtung der Volkslieder entgegen kam. Auch den fahrenden Sängern geiſtlichen Standes und gelehrter Bildung, die ihren gereimten lateiniſchen Geſang, die Vagantenpoeſie, von einem geiſtlichen Hofe, von einem lebensluſtigen Kloſter zum anderen trugen, legten gebieteriſche Verhältniſſe mehr und mehr die Nothwendigkeit auf, entweder ſich den im Grunde auch von ihnen über die Achſel angeſehenen Spielleuten anzunähern oder aber ſich aufzugeben. Wenn ein ſtrengeres Kirchenregiment ihrem leichtfertigen Treiben entgegen trat und dem wohl immer noch vorhandenen Wohlgefallen an ihrer übermüthigen Kunſt unterſagte hervorzutreten und ſich durch die That zu erweiſen, ſo blieb ihnen nichts anderes übrig, als ſich an ein minder ängſtliches Publicum zu wenden und

ſich deſſen Sprache zu bequemen, d. h. Meneſtrels zu werden oder aber der fahrenden Dichterei gänzlich zu entſagen. Daß nicht wenige Erſteres wählten, iſt unverkennbar und hat der franzöſiſchen Literatur manches eigenartige Stück eingetragen, das wir um keinen Preis miſſen möchten. Kommt Einen nicht die Luſt an, den munteren Scherz „die Büchervertheilung" in das Latein der Carmina Burana zu überſetzen? Wehmüthige Blicke wirft der Dichter der nicht kleinen Bibliothek nach, die einſt ſein war, und die er jetzt ſammt Rock und Mantel zerſtreut weiß über ganz Frankreich. Da iſt keine Stadt, wo er nicht etwas zurückgelaſſen hat: ſein Meßbuch iſt in Salins vertrunken; ſeine Antiphonen liegen in Montpellier beim Gewürzhändler; ſein Statius und ſein Virgil ſind in Abbeville beim Würfelſpiel verloren; in Orleans iſt der Donat, in Amiens der kleinere Cato geblieben, u. ſ. w. Wie ſoll all der Schaden gut gemacht werden, wenn nicht milde Hände das Nöthige zuſammenlegen? Die freundlichen Geber dürfen ſich denn auch darauf verlaſſen, daß ins Kloſter zurückgekehrt, er um die Vergebung ihrer Sünden wird beten laſſen. —

Wie aber auch geiſtlicher Eifer und Gelehrtenhochmuth ſich zu den Spielleuten geſtellt haben mag, wir verzeihen ihnen gern, was ſie geſündigt haben, und denken lieber daran, daß Großes durch ſie geſchehen iſt, daß durch ſie das Beſte, was ihre Zeit hier oder dort im Lande an Poeſie und Muſik werden ſah, zum Beſitze des geſammten Volkes wurde; wir denken der Erhebung, die ſie Unzähligen brachten aus kleinlichen Gedanken und niederhaltender Sorge um perſönliches Gedeihen zu den Höhen, von wo angeſehen die Welt je nach des Dichters Belieben bald die lächerliche Bedeutungsloſigkeit menſchlicher Convenienzen und auf eiteln Schein gerichteten Strebens herauskehrt, bald den furchtbaren Ernſt alles Menſchenlooſes dem Auge offenbart, bald als ein Kampfplatz erſcheint, in welchem dem eigenen Volke gewaltiges Ringen auferlegt, aber auch ein ruhmvoller Sieg ſicher iſt. Wenn ein Theil ihrer Nachkommenſchaft es heute nicht weiter gebracht hat als zu den Triumphen und dem dankbaren Lachen des Cirkus, ein anderer zu der nicht von Allen geſchätzten Vocal- und Inſtrumental-Muſik vor Küchenfenſtern und auf Jahrmärkten, ſo erinnern uns dieſe Räume, daß eine glücklichere Linie ihrer Deſcendenz Aufgaben ſich ſtellt und um Kränze wirbt, deren hohe Bedeutung auch die Beſten des Volkes willig anerkennen; uns entgeht auch nicht der Faden, der von den alten Spielleuten zu den heutigen Bühnenkünſtlern herüberleitet, auf deren Tüchtigkeit wiederum jedes gebildete Volk ſtolz iſt oder doch gern ſtolz ſein möchte. Und noch nach einer ferneren Seite hin nimmt der ſorgfältige Beobachter einen genealogiſchen Zuſammenhang wahr: Hätten wir nicht, wie es das zu Gebote ſtehende Maß von Zeit rathſam erſcheinen ließ, die altprovenzaliſchen Spielleute ganz von der Betrachtung ausgeſchloſſen,

ſo würden wir auch von den koſtbaren Notizen haben ſprechen können, welche manche provenzaliſchen Liederbücher uns über die Lebensumſtände der Dichter und die Entſtehung mancher Lieder neben den Texten ſelbſt enthalten. Dieſe meiſt kurz gefaßten Proſaſtücke ſind ſchwerlich bloß auf Leſer berechnet geweſen, ſondern haben aller Wahrſcheinlichkeit nach die Beſtimmung gehabt, dem vortragenden Spielmann das nöthige Material zu einigen ſeinen Geſang einleitenden Worten zu geben, ohne welche manches Lied unverſtändlich war. Sie ſind nicht blos werthvolle Documente, ſondern ſie ſind geradezu der erſte, beſcheidene Anfang der romaniſchen Literaturgeſchichte; und dieſe hat ſomit in den Spielleuten nicht bloß ein Object kühler Betrachtung zu ſehen, ſondern ſie hat guten Grund auch ihrerſeits zu ihnen als zu einer Art Ahnen dankbar emporzublicken.

In Göttingen vor hundert Jahren.

Von Hermann Uhde.

III.

Unvermuthet erſchien Oſtern 1775 auch der im November 1774 in ſeine Heimath Zweibrücken zurückgereiſte Hahn wieder. „Was ſagſt Du dazu," fragt Chriſtian Rudolf froh den entfernten Freund, „daß Hahn wieder hergekommen iſt, Theologie zu ſtudiren? Für mich, kannſt Du denken, iſt es eine außerordentliche Freude. Hahn iſt faſt immer munter. Er iſt auch ſo alt noch nicht: 21 Jahre, und hat viel Luſt zu ſeinem neuen Studium; da hoffe ich, daß es ſchon damit gehen wird. Ich bin verſichert, daß, wenn er nur die Luſt behält, er noch einmal ein ganzer Prediger werden wird."

Auch auswärtige Freunde halfen, die durch Voß' Weggang entſtandene Lücke zeitweilig auszufüllen. „Vorige Woche," ſchreibt Chr. R. Boie unterm 13. April 1775 an Hammerich, „waren die Grafen Stolberg hier. Sie blieben nur 1½ Tage. Ich begleitete ſie, weil mein Bruder nicht konnte, mit Hahn und Cloſen nach Caſſel. Es war eine ſehr vergnügte Reiſe. Was das vor herrliche Leute ſind! Und beſonders der Jüngſte! Du ſollteſt ihn ſehen! Man ſieht ihn mit Bewunderung an. Seine Miene hat etwas unbeſchreiblich Erhabenes. Und wenn man ihn ſprechen hört! Alles was er ſpricht, ſo frei, ſo edel, ſo deutſch! — Viel geſprochen habe ich nicht mit ihm; ich war zu blöde. Wäre ich doch ſo glücklich geweſen, länger mit ihnen umzugehen! Beide haben etwas ſehr Freundſchaftliches und Vertrauliches. Aber ich ſehe ſie gewiß wieder, und vielleicht länger und öfter! Solche Leute ſeine Freunde zu nennen, wäre ein Glück, das ich mit keinem andern vertauſchen möchte. — In mein Stammbuch haben ſie auch geſchrieben. Dies ſoll mir immer

heilig und für keine Andern, als Freunde bestimmt sein. Für Bursche habe ich mir ein anderes machen lassen."

In der ersten Woche des August „kam Ebert*) aus Braunschweig durch Göttingen; er blieb hier einige Tage, war aber so viel zu Gast gebeten, daß ich ihn nur eine Stunde gesehen habe und fast gar nicht gesprochen, denn als ich da war, war die ganze Stube von Professoren und Anderen, die ihm Aufwartung machten, voll. Er hat etwas an sich, das bei'm ersten Augenblicke gefällt. Im Aeußerlichen hat er etwas auffallend Aehnliches mit Klopstock, und das mag auch wohl Ursache gewesen sein, daß er mich sogleich einnahm. Ich werde gewiß, um ihn näher kennen zu lernen, über Braunschweig zurückreisen. Auch Hahn gefiel er sehr."

Ausflüge brachten ebenfalls Abwechslung in die „Einsamkeit", über die unser Boie geklagt hatte; „vor vierzehn Tagen," schreibt er am 12. August 1775, „war ich mit meinem Bruder bei Bürger.**) Er wohnt noch bei seinem Schwiegervater, ungefähr eine Meile von hier, in einer ganz entzückenden Gegend. Wir waren einen ganzen Tag da sehr vergnügt. Er, sein Schwiegervater und überhaupt die ganze Familie gefielen mir sehr. Nach langer Zeit genoß ich einmal wieder ganz die ländlichen Freuden, die wahrhaftig mit nichts zu vergleichen sind. Wie selig würde ich mich halten, wenn ich einmal einen Sommer so zubringen könnte! Man fühlt sich so ganz als ein anderer Mensch, und die Seele zu etwas Höherem und Erhabenem bestimmt. Wie öde und ekel war mir den anderen Tag Alles in der Stadt!"

Kurze Zeit darauf, in der letzten Septemberwoche, ist Cassel das Reiseziel; hier imponirt unserm Boie namentlich die Gemäldegallerie, der billige Preis des Rheinweins und Burgunders, das Marmorbad, die Menagerie und in der Kunstkammer ein großer Brennspiegel von Tschirnhausen. „Doch wer kann Alles erzählen! Cassel übertrifft an Pracht Alles, was ich gesehen habe, bei Weitem. Aber nothwendig muß ein Fürst, wie der Landgraf, durch solchen Aufwand sich ruiniren." — Wie wenig Letzteres der Fall war, ist bekannt; die aus dem Verkauf der Landeskinder an England gelösten Summen gewährten den Hessischen Landgrafen reichlich die Mittel zu ihrem verschwenderischen Luxus.

Gestaltete sich solchermaßen das äußere Leben unseres jungen Freundes bunt genug, so fragen wir billig, wie es denn mit seinen Studien aussah? Sehr merkwürdig schreibt Boie über diese am 30. Juli 1775: „Es ist, bei der starken Hitze, eine rechte Plage, im Collegio drei Stunden hinter einander

*) Joh. Arn. Ebert, geb. 8. Februar 1723 zu Hamburg, seit 1753 Professor am Collegium Carolinum zu Braunschweig, † das. 19. März 1795.

**) In Riedel. Vergl. Briefe von und an G. A. Bürger, I. 237.

gedrückt zu ſitzen. Bald möchte man's ganz aufgeben, beſonders wenn man oft nichts zu hören kriegt, was des Schweißes werth iſt. Ueberhaupt muß ich Dir ſagen, ich bekomme immer mehr Abneigung gegen das viele Studiren. Worin macht es Einen beſſer und vollkommener, und was iſt es oft, als eine andere Art des Müßigganges? Einen Abend, den ich ganz für mich mit ſtillem Vergnügen zubringe, halte ich für weit beſſer angebracht, als wenn ich ihn mit Studiren verderbe. Wenn man die Schönheit der Natur fühlen kann, wenn man Klopſtock lieſt, fühlt man ſich ſo erhoben, ſo enthuſiaſtiſch — aber wenn man bei dem trockenen Repetiren ſitzt, ſo niedergedrückt, ſo dumm! Und ich glaube wahrhaftig nicht, daß Gott den Menſchen dazu in die Welt geſetzt hat. Ein rechter Prediger braucht gewiß nicht ſo viel, und doch, glaube ich, kann er ſeiner Pflicht in ihrem ganzen Umfange Genüge thun. Freilich muß er ſeine Bibel verſtehen, aber ich fühle immer mehr, daß die ſo gar ſchwer nicht iſt, wenn man ſie nur mit Menſchenverſtand und wie ein anderes Buch lieſt."

Einen nicht minder tiefen Blick in das Seelenleben eines jungen Theologen aus dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts gewähren uns die gelegentlichen Mittheilungen über das, was unſer Freund geleſen hat. „Herders Schrift über den Urſprung der Sprache hat mir ſehr gefallen. Den menſchlichen Urſprung der Sprache hat er mir außerordentlich wahrſcheinlich gemacht," ſchreibt Rudolf Boie. Warm lobt er Herders theologiſche Werke, noch wärmer äußert er ſich über Lavater, den er „mit Entzücken" lieſt; „wie heiß, wie hinreißend ſpricht der Mann, wenn er von ſeiner Religion ſpricht! Selbſt da, wo er Schwärmer iſt, muß man ihn bewundern. Faſt halte ich es für Sünde, wenn man einen ſolchen Mann verſpottet, wie z. E. im Timorus*) geſchehen. Einer der größten Wünſche für einen Geiſtlichen muß es ſein, auch ſo von ſeinem Glauben durchdrungen zu werden und dann ſo warm wie es aus dem Herzen kommt, den Zuhörern zu predigen. Gewiß, das muß Nutzen ſchaffen!"

Die Gegenſätze berühren ſich — neben Lavater iſt es Kant, von dem ſich Boie angezogen fühlt. „Ich habe," ſchreibt er, „von Kant hier einige vortreffliche Sachen geleſen, beſonders die Träume eines Geiſterſehers, erläutert durch Träume der Metaphyſik. Er philoſophirt darin über die Geſchichte von dem bekannten Swedenborg**), und das in einer ſo angenehmen

*) Timorus, d. i. Vertheidigung zweier Israeliten, die durch die Kräftigkeit der Lavaterſchen Beweisgründe und der Göttingiſchen Mettwürſte bewogen, den wahren Glauben angenommen haben. Von Conrad Photorin (Lichtenberg), der Theol. und belles lettres Candidaten. Berlin, 1773.

**) Em. v. Swedenborg, geb. 29. Januar 1688 zu Stockholm, widmete ſich gänzlich theoſophiſchen Speculationen, bereiſte Deutſchland, Holland, Frankreich, Italien

Schreibart, und zuweilen mit einer ſo feinen Ironie, daß man nicht weiß, ob er lacht oder ernſthaft iſt."

Ein andermal fragt Boie den Freund: „Haſt Du die Briefe über das Mönchsweſen, die anno 72 herausgekommen ſind, geleſen? Der Verfaſſer iſt Herr von La Roche, deſſen Frau die Briefe der Sternheim geſchrieben hat. Wie ſehr muß man ſich freuen, daß man in katholiſchen Ländern anfängt, ſo frei zu ſchreiben! Der Kaiſer*), ſo ungern er ſonſt lieſt, hat ſie geleſen und 40—50 Exemplare unter die Geiſtlichkeit austheilen laſſen. Man ſieht aber auch daraus, wie tief der Aberglaube noch eingewurzelt iſt, und wie unendlich viele Schwierigkeiten die Aufklärung bei der katholiſchen Verfaſſung hat. Den Geiſtlichen, und beſonders den Bettelmönchen, werden die bitterſten Wahrheiten geſagt. In Wien wird der gute Geſchmack wohl nie aufkommen, ſo lange keine Freiheit da iſt. Die beſten Schriften werden confiscirt, und die Wiener Producte ſind nichts anderes, als elende Schauſpiele, worunter, wie ich glaube, auch des Herrn von Gebler**) ſeine gehören."

Es iſt der ſtrenggläubige Proteſtant, der aus dieſen Zeilen ſpricht. Wir hören ihn auch, wenn er (am 13. April 1775) über Nicolais, gegen Orthodoxie und Unduldſamkeit gerichtete Satyre: „Leben und Meinungen des Magiſters Sebaldus Nothanker", ziemlich wegwerfend ſchreibt, daß ihm der zweite Theil ſchlecht gefalle und weit hinter dem erſten zurückſtehe. „Gleich zu Anfang wird ein Pietiſt, und zwar von der gröbſten Art, die ſchon ſo oft lächerlich gemacht ſind, von Neuem lächerlich gemacht. Und die Begebenheiten ſind ſo romanhaft, ſo Ein Abenteuer auf's Andere gehäuft, daß dem Verfaſſer nichts leichter geweſen zu ſein ſcheint, als ſo etwas zu ſchreiben. Der Sebaldus kommt auch nach Holſtein. Die armen Holſteiniſchen Prediger werden mit den ſchwärzeſten Farben geſchildert. Das heißt doch wohl dem Lande Unrecht gethan. Ich glaube gewiß, daß unter Zwanzigen nicht Einer ein ſolcher Ketzermacher iſt. Beiläufig kriegen die Gelehrtenrepublik und die Barden auch ihr Theil. Für's Herz iſt gar nichts darin, aber das war auch wohl des Verfaſſers Abſicht nicht."

Daß dem milden, chriſtlichen Sinne unſeres jungen Freundes Mathias

---

und England, † zu London am 29. März 1772. Er rühmte ſich wirklicher Viſionen und göttlicher Offenbarungen; ſeine Anhänger ſuchten ſeine Idee des „neuen Jeruſalem" zu verwirklichen. In England exiſtiren noch gegenwärtig „Swedenborgianer" (etwa fünfzig Gemeinden).

*) Joſeph II.

**) Tob. Phil. Frhr. v. Gebler, geb. 1726 zu Zeulenroda im Voigtlande, ſtand ſeit 1753 in öſterreichiſchen Dienſten; 1768 Staatsrath, 1782 geheimer Rath, ſtarb er 1786 zu Wien. Er ſchrieb viel für's Theater, doch nicht mit ſonderlicher Auszeichnung. Seine „geſammelten theatral. Werke" erſchienen 1772—1773 zu Prag in drei Bänden.

Claudius beſſer zuſagen mußte, iſt natürlich. „Asmus' opera omnia haben wir hier auch ſchon," ſchreibt er am 2. Mai 1775, indem er ſichtlich befriedigt hinzuſetzt: „Es iſt ein ganz vortreffliches Buch. Und auch verſtändlich, daß Viele es leſen und kaufen werden."

Dem heranrückenden Winterſemeſter 1775—76 ſieht unſer Boie freudig genug entgegen; „meinen Bruder behalt' ich dieſen Winter gewiß" berichtet er mit ſtillem Glücke, „und für mich weit mehr als ſonſt, weil er nicht mehr durch die verwünſchten Engländer genirt iſt. Vaughan iſt endlich abgereiſt, nun iſt er von aller Verbindung mit den Engländern frei. Er überſetzt jetzt eine Reiſe von Chandler nach Kleinaſien, die bis Weihnachten fertig ſein ſoll, und es iſt doch ein ſtarker Quartband*). Auch hat er mit Dohm**) den Plan zu einem deutſchen Journal gemacht, wozu ſie von vielen Gelehrten Beiträge hoffen und von Einigen ſchon erhalten haben. Es ſchränkt ſich nicht auf die ſchönen Wiſſenſchaften ein, ſondern erſtreckt ſich auf alle Arten und wird nach dem Plane mehr deutſche Sachen enthalten. Alle Monate kommen ſechs Bogen heraus. Den Merkur wird es auf alle Weiſe übertreffen."

Dies Journal war das deutſche Muſeum***), deſſen erſtes Stück Ende Januar 1776 erſchien; „der Plan war groß, und in ſeiner glücklichen Ausführung liegt zum guten Theil das Verdienſt, welches ſich H. Chr. Boie um unſere Literatur erwarb." — Hatte der Unternehmer jedoch geglaubt, durch ſeine Zeitſchrift ſich ein unabhängiges Leben zu gründen, ſo mochte er ſolche Hoffnungen bald als zu hoch geſpannt erkennen; gern griff er daher zu, als ihm die Stelle eines zweiten Stabsſecretärs bei dem commandirenden General von Spörcken zu Hannover angetragen wurde. Bereits am 7. Januar 1776 befand er ſich im Beſitze der Ernennung; anfangs Februar ſiedelte er nach Hannover über. Chriſtian Rudolf ſah ſich in Göttingen allein, doch keine egoiſtiſche Klage darüber entſtrömt ſeiner Feder. „Ueber die Bedienung, die mein Bruder gekriegt hat," ſchreibt er an den Freund, „wirſt Du Dich gewiß mit uns Allen freuen. Gottlob, daß er endlich einmal aus den verdrießlichen

*) Reiſen in Kleinaſien, unternommen und beſchrieben von Rich. Chandler. Leipzig 1776.

**) Chr. C. W. Dohm, geb. zu Lemgo 11. December 1751, 1773 Pagenhofmeiſter in Berlin, ſtudirte 1774 in Göttingen wieder Staatsrecht und Geſchichte; 1776 Prof. in Caſſel, ſeit 1779 im auswärtigen Miniſterium zu Berlin angeſtellt, trat er 1807 in den franzöſiſchen Staatsdienſt über und † 29. Mai 1820.

***) Vergleiche Karl Weinholds ausführliche Darſtellung; H. Chr. Boie, 255 fg. Der Titel lautete: „Deutſches Muſeum." Leipzig in der Weygandſchen Buchhandlung, 1776—1788. Dreizehn Jahrgänge zu je 2 Bänden 8°. Eine Fortſetzung (4 Bände) erſchien als „Neues Deutſches Muſeum" 1789—98 zu Leipzig bei G. J. Göſchen.

Geschäften, die ihm keine Aussichten für die Zukunft gaben, heraus ist und ein Ruheplätzchen gefunden hat. Das Autorleben hat auch seine großen Unbequemlichkeiten. Man muß, wenn man bloß schreibt, um sein Brot zu haben, schreiben — man mag aufgelegt sein oder nicht, ohne die gute Stunde zu erwarten, und ist dazu noch ein Sclave vom Buchhändler. So weiß ich, ist's Hölty mit Weygand gegangen. Er übersetzt Hurds Dialogen*) und kann wegen seiner Schwachheit die Arbeit nicht fortsetzen. Gleich schreibt ihm Weygand einen Brief voll der größten Grobheiten. Wenn mir so etwas begegnete, wär' ich im Stande, ihm seinen ganzen Kram vor die Füße zu werfen. — Die Einrichtung des Museums, das mein Bruder herausgeben will, gefällt mir außerordentlich. Den Plan wirst Du gesehen haben. Diese Woche kommt das erste Stück schon. Es kommen herrliche Sachen darin. Besonders wird der Brief vom Grafen Stolberg über Lavatern**) viel Aufsehen machen. Er ist durchaus mit einer Wärme, die bis zur poetischen Begeisterung steigt, geschrieben. Als Prosaist war Stolberg noch nicht bekannt, aber auch hierin hat er, wie in Allem, seines Gleichen nicht. Ich halte ihn für einen der größten Männer Deutschlands. Du solltest nur sein Gesicht sehen! So viel Muth und Entschlossenheit, aber auch so viele Offenheit, Redlichkeit und Freundschaft ist darin abgebildet! Wenn ich doch so glücklich wäre, ihn noch einmal in meinem Leben zu sehen! — Für die folgenden Stücke des Museums ist auch schon sehr gesorgt. Aus unseren Gegenden kriegt er für eins der folgenden Stücke eine Abhandlung von Oeder. Von Lenz***) kommt eine herrliche Erzählung in's folgende Stück, dergleichen er mehrere fertig liegen hat. — Bei der neuen Stelle wird das Museum keinen Schaden leiden, denn mein Bruder hat die meiste Zeit nur den Morgen Geschäfte. Und so sehr viel Zeit nimmt ihm das Museum nicht. Seine Uebersetzung von Chandlers Reise nach Kleinasien ist fertig, bis zur Ausbesserung. So viel ich davon gesehen habe, wird es ein sehr interessantes Buch werden. Es betrifft meistens die Alterthümer, aber es kommt doch viel Gemeinnütziges darin vor, und ist dazu schön geschrieben. Aber zu übersetzen ist es sehr schwer."

*) Hurd, Richard, 1720—1808, englischer Prälat, berühmter Schriftsteller und Sprachkenner. Sein angesehenstes Werk waren die Dialogues, moral and political, die von 1758—64 erschienen, eine Gesammtausgabe 1765, 3. vol. Die Uebersetzung Höltys ist betitelt: „Hurds moralische und politische Dialogen. Aus dem Englischen übersetzt von Ludwig Heinrich Hölty." Leipzig 1775. 2 Thle. (in Weygands Verlage).

**) Es ist ein Schreiben von Fr. Leop. Grafen Stolberg an Matth. Claudius gemeint (Deutsches Museum, I, 41—49.), datirt: „Auf der Reise in Franken. November 1775." — Eine gutgeschriebene, freundschaftliche Charakteristik Lavaters.

***) Oeder lieferte 1776 in das siebente Stück des Museums eine Abhandlung über die beste Einrichtung der Wittwenkassen; Lenz ließ im Februar- und März-Stücke genannten Jahres seinen „Zerbin, oder die neuere Philosophie" erscheinen.

Nur wenige Wochen noch blieb Christian Rudolf Boie nach dem Weggange seines Bruders in den alten Verhältnissen; mit Ablauf des Wintersemesters verließ auch er Göttingen. Ueber seine Rückreise nach der Heimath lesen wir: „In Hannover blieb ich noch drei Tage und war recht vergnügt. Ich habe verschiedene vortreffliche Leute, u. A. Zimmermann*) und die Madame Kestner (vormals Lotte Buff) kennen lernen. Letztere gefiel mir über Alles. Der Ort selbst ist groß und schön und hat vortreffliche Spaziergänge. Mein Bruder hat seine Einrichtung noch nicht ganz gemacht; sobald er völlig in Ruhe ist, wird er sehr vergnügt da leben können. In Hamburg bin ich bloß bei Klopstock gewesen, weil mein Koffer zurückgeblieben war und ich bloß mein Reisekleid hatte. Klopstock behielt mich zum Essen und führte mich hernach in ein Concert, wo eine Oper aufgeführt wurde. Die Winthem und einige andere Damen sangen."

Dies war für lange Zeit der letzte Lichtblick in dem Leben unseres Freundes: ohne daß er es erfuhr (Klopstock, der es wußte, verschwieg es ihm), war ihm soeben nach langen schweren Leiden der greise Vater gestorben; Christian Rudolf trat zu Flensburg in ein Trauerhaus. „Meine Ankunft war sehr trübe," berichtet er dem Freunde, der unterdessen Flensburg verlassen und in Kiel — wohin ihm Rudolf Boie ungesäumt nachzukommen gedacht — seine Studien begonnen hat. „Den besten Vater habe ich nicht mehr gesehen! Du kannst Dir gewiß meinen ganzen Verlust vorstellen! Ach, zu einer Zeit, wo ich ihm am Meisten hätte nützen können! Mein größter Trost ist, daß er von seinen unsäglichen Schmerzen nun befreit und unaussprechlich glücklich ist."

Der schwere Schicksalsschlag reifte den Jüngling, der nun den Seinen eine Hauptstütze sein mußte. Er entschließt sich, das Sommerhalbjahr hindurch in Flensburg zu bleiben, hauptsächlich, um den Auctionskatalog über des Vaters stattliche Bücherei zu verfassen, die im Herbste versteigert werden sollte. „Unter Papas Büchern ist eine Menge rarer Stücke," schreibt er, „die, wenn sie nur an einen Kenner kommen, theuer verkauft werden." Um sich von dem Lebensziel, das er sich gesteckt, jedoch nicht allzuweit zu entfernen, unterhandelt er mit einem Freunde, der im Glücksburgischen Pfarrer ist, für ihn eine Predigt zu halten, „da man im Glücksburgischen predigen kann, ohne tentirt zu sein." Er geht mit Ernst an's Werk: „weil es das erste Mal ist," schreibt er, „wird es mir wohl ein bischen Mühe kosten! Wenn ich nur Etwas von dem Begriff, den ich mir selbst von einer guten Predigt mache, erfüllen könnte! Aber der Abstand zwischen Theorie und Praxis ist gar zu groß. Und dann — vor Bauern! Vor einer aus gebildeten Versamm-

*) Johann Georg Zimmermann, geb. 8. December 1728 zu Brugg im Ct. Aarau, studirte zu Göttingen, ward 1768 als Leibarzt des Königs von England nach Hannover berufen, von König Friedrich II. in dessen letzter Krankheit consultirt, † am 7. October 1795.

lung, däucht mich, müßte es nicht so schwer sein." Indessen lief die Sache doch ganz gut ab: „meine Predigt hab' ich Gottlob überstanden," schreibt er am 8. August 1776; „es ging recht gut, nur daß ich zu Anfang etwas furchtsam war, und weil ich confus war, mich nicht auf mein Gedächtniß verlassen wollte. Das zweite Mal soll es schon dreister gehen!"

Gleichzeitig giebt er dem Freunde Auftrag, zum Winter für ihn ein Zimmer in Kiel zu miethen, damit er seine Studien dort vollende: mehr als fünf Thaler monatlicher Miethe auszugeben, übersteige aber — wie er vorsichtig bemerkt — seine Mittel. Merkwürdig ist bei dieser Gelegenheit eine Charakteristik der Kieler Universität, in welcher es heißt: „Strenge Gesetze haben die Kieler sehr nöthig; schändlich und abscheulich ist es, was für Streiche sie begehen. Und der Mann, der es hört, denkt dabei: „Das sollen einmal Deine Lehrer der Weisheit und Tugend werden!" Darunter müssen wir, die wir anders denken, sehr leiden. Denn nachgrade fängt man an, einen Kieler Studenten für einen verächtlichen und weggeworfenen Menschen anzusehen." Fast zu pedantisch hielt Christian Rudolf Boie auf strenge Moral; auch das Genie soll ihre Regeln üben: „Goethe", schreibt er um diese Zeit mit einer gewissen Trauer, „soll jetzt mit dem Herzog von Weimar wie ein wilder Bursche herumschwärmen, und seine Aufführung soll überhaupt schlecht sein. Es thut mir sehr leid um ihn; was könnte Der für Nutzen schaffen, wenn er wollte!"

So würdig, so gesetzt zieht unser Freund nach Kiel; kein „Werdender" mehr, sondern fast schon ein Fertiger, ganz Gereifter. Die brieflichen Nachrichten von ihm hören hier auf, und wir, die wir nur den Entwicklungsgang des begabten Jünglings zu betrachten uns vorgesetzt, haben das nicht zu bedauern; handelte es sich doch von vorn herein für uns nur um den Einblick in die Knospe dieses Seelenlebens.

Um jedoch die unwillkürlich sich aufdrängende Frage, was aus dem unserm Herzen nicht gleichgiltig gebliebenen Christian Rudolf Boie zuletzt geworden sei, nicht gänzlich ohne Antwort zu lassen, so sei erzählt, daß wir ihn 1780 als Informator in der Flensburger Familie Feddersen finden. Mit Vergnügen lesen wir in dem letzten der vorhandenen Briefe, wie glücklich sich unser Freund in seinem neuen Verhältniß fühlt. „Ich habe ein so gutes Loos getroffen" schreibt er, „daß ich mir in meinem Candidatenstande kein besseres wünschen kann. Madame Feddersen und ihr Schwager Friedrich begegnen mir mit Achtung, und ich habe im Hause einen angenehmen Umgang. Kurz, es ist das beste Haus, das ich in Flensburg kenne."

Er brachte in demselben mehrere Jahre zu; Ostern 1783 sah er Voß — der 1782 sein Rectorat in Eutin angetreten hatte — zum Besuche in Flensburg; an die älteste Tochter des Feddersenschen Hauses, die schöne und

talentvolle Anna, richtete damals Voß das Gedicht: „Der Abschied", als sie ihm eine Brieftasche schenkte, die sie „umschimmert von der purpurnen Frühe" gefertigt hatte.

1788, nachdem Rudolf Boie eine Zeit lang bei'm Conferenzrath Karstens zu Kopenhagn in zufriedener Lage eine Stelle innegehabt, welche ihm jedoch keine Aussicht zu fester Versorgung bot, ward er auf Veranlassung seines Schwagers als Conrector nach Eutin berufen, wo er neben Voß in gesegneter Lehrthätigkeit bis 1795 wirkte. Am 16. April des genannten Jahres machte ein Lungenleiden, gegen welches er im Sommer zuvor vergebens im Friedrichshospital zu Kopenhagn Heilung gesucht hatte, seinem Leben ein schmerzloses Ende; er schied „wie Einer, der auf wenige Tage verreist". Voß, der mit ihm „Rath, Freude und Trost verlor'" setzte ihm*) mit den Worten ein Denkmal: „Rudolph Boie war ein Mann von weitumfassender Gelehrsamkeit, der mir oft aushalf; bewandert in Dichtern und Prosaikern des Alterthums und der neueren Zeit, in Geschichte, Weltweisheit und allen Fächern der Theologie, ein vorzüglicher Schullehrer und Kanzelredner, in engerem Kreise ein unterhaltender Gesellschafter, ein goldtreuer Freund."

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Stuttgart. Schützenfest, Schwindel, Fasching. — Schwungvolle, kunstreich stilisirte Ansprachen sind kürzlich an die Gesellen des deutschen Schützenbundes, und nicht minder an die Brüder in Oesterreich und an die benachbarten Eidgenossen ergangen, um zu zahlreichem Besuche des allgemein deutschen Schützenfestes einzuladen, welches in der ersten Augustwoche d. J. in der schwäbischen Hauptstadt gefeiert werden soll. Da Stuttgart sich rühmen darf, mancherlei Anziehungspunkte für Festgäste zu besitzen, so erwartet man, daß jenen Ansprachen die gebührende Beachtung zu Theil werden werde, und macht sich auf riesige Dimensionen des Völkerzustroms gefaßt, den aufs würdigste zu empfangen schon jetzt viele Hände geschäftig sind. Das Hauptcomité, wie die verschiedenen Untercomités sind in voller Thätigkeit. Es wird dafür gesorgt sein, daß neben dem Hauptzweck, dem Wetteifer in einer männerwürdigen Kunst, auch an anderweitigem Zeitvertreib kein Mangel ist, und wenn das Wirthschaftscomité in weiser Voraussicht schon im vorigen Herbste die seltene Gunst des Bacchus zu ansehnlichen Einkäufen dankbar benützte, so fehlt es auch nicht an Vorbereitungen zu Genüssen höherer Art, für welche die künstlerischen Talente, ja selbst die Federn der Gelehrten in Thätig-

*) „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier", S. 38.

keit ſind. Und ſo iſt denn nicht zu bezweifeln, daß die Schützenbrüder aus Nord und Süd die angenehmſten Eindrücke aus unſerer „rebenumgürteten" Hauptſtadt mit davontragen werden. Sie haben aber, wenn ſie Luſt dazu haben, auch Gelegenheit, Eindrücke ernſterer Art, gleichſam zur Warnung, mit nach Hauſe zu nehmen. Zum Feſtplatze iſt nämlich ein ausgedehntes Grundſtück zwiſchen hier und Cannſtadt auserſehen, und wenn die Gäſte ſich bemühen, ihre Augen über den Schießſtand und die Feſthalle hinaus zu richten, ſo werden ſie in nächſter Nähe eines jener neuen, eilfertig aufgeführten Häuſerviertel bemerken, welche, leider ſo gut als unbewohnt, Denkmäler des Häuſerſchwindels und des Häuſerkrachs ſind, an deren Folgen unſere geprüfte Stadt dermalen leidet. Stuttgart iſt in den beiden letzten Jahrzehnten überaus raſch gewachſen; als wir in die Schule gingen, ſtand in den Büchern zu leſen, daß die Haupt- und Reſidenzſtadt des Königreichs Württemberg 33,000 Einwohner zähle, heute beſitzt ſie deren an 100,000. Das iſt nun an ſich nichts Unnatürliches, die Urſachen des Wachsthums waren durchaus geſunder Art, allein die Speculation glaubte dem natürlichen Gange der Dinge noch in ihrer Weiſe nachhelfen zu müſſen. Das Gründerthum hielt auch hier auf goldblinkender Straße ſeinen triumphirenden Einzug. Baugeſellſchaften ſproßten aus der Erde, der Werth der Grundſtücke, die raſch von Hand zu Hand gingen, ſtieg enorm, in ähnlichem Verhältniſſe ſtiegen auch die Arbeitslöhne, doch die Unternehmungsluſt kannte keine Grenzen, raſch entſtanden ganze Straßen, ganze Quartiere, wo eben noch Gärten und Weinberge das Auge erfreut hatten, überall züngelten bei der Enge des Thalkeſſels die Häuſerzeilen keck an den Bergen hinauf, deren Grün bis dahin eine ſo wohlthuende Umrahmung unſeres Städtebildes geweſen war. Allein als die neuen Wohnungen bezogen werden ſollten, ſah man ſich vergeblich nach Miethern um. Es war weit über Bedarf gebaut worden, man hatte mit unzureichenden Mitteln in die Speculation ſich geſtürzt; geblieben war nur die Preisſteigerung aller Lebensbedürfniſſe, welche dem alten Rufe unſerer Stadt als eines wohlfeilen, gemüthlichen Aufenthaltsorts ein Ende mit Schrecken bereitete und die Fremdencolonie anſtatt ſie zu vermehren, eher verſcheuchte. Als dann in Folge des Krachs der Credit ins Wanken kam, konnte die unliebſame Kataſtrophe nicht ausbleiben: Concurſe von Unternehmern, Zwangsverkäufe, Stockung der Geſchäfte. Andere Calamitäten kamen neuerdings hinzu, in raſch ſich folgenden Schlägen brachen mehrere Bank- und Creditinſtitute zuſammen, die ſich während der Gründerperiode hier eingeniſtet hatten, und der Umſtand, daß in allen dieſen Fällen die Criminaljuſtiz einſchritt, iſt ein geringer Troſt für die Tauſende, deren Leichtgläubigkeit eine geraume Zeit hindurch ausgebeutet worden iſt. Rechnet man nun hierzu noch, wie viele Summen, außerhalb des Kreiſes der eigentlichen Speculation, in unſerem ſonſt ſo vor-

sichtigen und soliden Mittelstande verloren gegangen sind, der gleichfalls vom epidemischen Gewinnfieber befallen, seine Ersparnisse aus sicheren Anlagen zurückzog und zweifelhaften Actienunternehmungen oder amerikanischen Eisenbahngesellschaften anvertraute, so begreift man, daß augenblicklich die Stimmung unserer Bevölkerung nichts weniger als eine festlich gehobene ist. Uebrigens soll dieser Brief doch nicht schließen, ohne noch ein heitereres Bild heraufzuführen. Zu der gedrückten Lage der Geschäfte stimmt es seltsam, daß in den katholischen Gegenden unseres Landes der Fasching diesmal mit einer ganz besonderen Lebhaftigkeit und Munterkeit gefeiert worden ist. Die Localblätter berichteten Erstaunliches von Maskenbällen, Schlittenparthien, Faschingsscherzen jeder Art und Erfindung, und von allen Seiten wurde gleichlautend gemeldet, daß seit einer Reihe von Jahren der Carneval nicht so vielen Humor und Muthwillen zu Tage gefördert habe. Ob diese heitere Gemüthsstimmung der Katholiken damit im Zusammenhang steht, daß in der Hauptstadt Schwabens die Gründung zweier klösterlicher Anstalten im Werke und damit ein Ziel langjährigen beharrlichen Strebens der Verwirklichung nahe ist, muß dahin gestellt bleiben. Gewiß ist, daß die diocletianische Verfolgung anscheinend hierzulande recht erträglich ist, und daß selbst das Schicksal des Gefangenen im Vatican und die Leiden der preußischen Bischöfe der Fröhlichkeit ihrer Glaubensgenossen in Schwaben keinen Eintrag zu thun vermögen

Aus Schleswig-Holstein. Von Justiz und Verwaltung. — Das Jahr 1867, das mit einem Schlage in unserer Provinz viele Eigenthümlichkeiten beseitigte, die ohne diesen frischen Luftzug noch lange auf der Bevölkerung gelastet hätten, hat namentlich auf dem Gebiete der Gerichtsorganisation durch Beseitigung der Patrimonialgerichtsbarkeit, Trennung von Justiz und Administration u. s. w. sich bestens eingeführt und das Verschwinden mancher anderen wirklich berechtigten Eigenthümlichkeit, über welche gleichfalls mit rauher Hand hinweggegangen ist, weniger schmerzlich empfinden lassen.

Nur ein Theil dieser Justizorganisation, um bei einer bedeutsamen Institution zunächst anzuknüpfen, die Schwurgerichte, haben bei der hiesigen Bevölkerung einen mehr als getheilten Beifall gefunden. Zwar würde es nicht weiter auffällig gewesen sein, wenn die für uns gänzlich neue Schöpfung im Anfange den von ihr gehegten Erwartungen nicht entsprochen hätte, da sowohl das gänzlich neue materielle Recht wie die minutiöse processualische Handhabung selbstverständlich Allen Schwierigkeiten bereiten mußten, die zunächst berufen waren, die neue Institution praktisch anzuwenden.

Aber auch jetzt, nachdem eine Erfahrung von fast sieben Jahren mit dem formenreichen Apparat genügend vertraut gemacht hat und das unter unseren Augen entstandene Strafgesetzbuch des norddeutschen Bundes und

demnächst des deutschen Reichs das materielle Recht auch dem Verständnisse der zum Richteramte berufenen Laien näher gerückt hat, kann sich die allgemeine Meinung so wenig mit dem Institute befreunden, wie zuvor. Die Gründe für diese Erscheinung beruhen zum Theil auf dem nüchternen Sinn der hiesigen Bevölkerung, die dem Beiwerk, mit dem die Gesetzgebung diese Institution zu umgeben für gut befunden hat, geringen Geschmack abzugewinnen vermag und, von ganz seltenen Fällen abgesehen, den schwurgerichtlichen Verhandlungen mit derselben Indifferenz gegenübersteht, die sich nach und nach aller Kreise mehr und mehr bemächtigt hat.

Zum nicht geringen Theil beruht jedoch die geringe Meinung, die das schwurgerichtliche Institut von sich selbst in den Kreisen erweckt hat, die demselben näher zu treten berufen sind, auf der Erkenntniß des Mißverhältnisses zwischen dem in Bewegung gesetzten Apparate und dem daraus für die Rechtfindung entspringenden Gewinn. Es soll hierbei nicht an die vielerörterte Mißlichkeit der Trennung der That- und Schuldfrage, sondern nur an einige Umstände erinnert werden, die man als vorzügliche Garantien dem Institute der Jury einzuverleiben für gut befunden hat und die bei näherer Betrachtung nicht am wenigsten dazu gedient haben, das ganze Verfahren zu discreditiren.

Zu diesem Beiwerke rechnen wir vor Allem das der Staatsanwaltschaft und den Angeklagten eingeräumte Ablehnungsrecht, dessen praktische Ausübung mit der Idee der Jury völlig unvereinbar ist. Nach der diesem Institute zu Grunde liegenden Idee sollen die Männer aus dem Volke wegen ihrer Unbefangenheit in vorzüglichem Grade geeignet sein, das Recht unparteiisch zu finden und der von den Geschworenen zu leistende Eid schließt von vornherein alle diejenigen von der Theilnahme aus, welche in irgend einer Beziehung zu Gunsten oder Ungunsten des Angeklagten beeinflußt sein können. Giebt man nun einer so componirten Geschworenenbank gegenüber dem Ablehnungsrechte Raum, so gelangt man dazu, nicht nur das im Volke lebende oder doch vorausgesetzte Bewußtsein von der Untrüglichkeit der Aussprüche dieser Gerichte zu trüben, sondern auch durch interessirte Ausübung dieser Befugniß einen Zustand der Rechtsverkümmerung hervorzurufen, der schlimmer ist, als die dadurch zum Besten gegebene Farçe.

Einen recht auffälligen Beleg für den geringen Werth, den das Institut der Jury durch dies mit demselben gesetzlich verbundene Anhängsel unter Umständen bietet, ergiebt der in Städten mittlerer Größe regelmäßig eintretende Fall, daß die zum Geschworenendienst berufenen Personen theils der städtischen und theils der Landbevölkerung angehören, indem in einem solchen Falle nach Maßgabe des zur Aburtheilung stehenden Delicts Staatsanwaltschaft und Vertheidigung von dem Ablehnungsrechte nach der Richtung Gebrauch zu machen suchen, daß jene diejenigen Geschworenen recusirt, von

denen sie ihrer Lebensstellung nach eine energische Ahndung des Bruchs der Rechtsordnung gewärtigt, während diese den Kreis der Geschworenen aus solchen Personen zusammenzustellen sucht, zu denen sie sich entweder überhaupt oder doch rücksichtlich des zur Frage stehenden Verbrechens einer nachsichtigen Beurtheilung versieht, falls es ihr nicht überhaupt gelingt, den Kreis der Geschworenen auf solche zu beschränken, die die als Vorzug des Instituts gepriesene Unbefangenheit in einem solchen Grade repräsentiren, daß das ihnen mangelnde Verständniß in der Form eines Non liquet nothwendiger Weise dem Angeklagten zu Gute kommen muß.

Ein eclatanter Fall der letzten Session eines unserer Schwurgerichte, in welcher lediglich kaufmännische Fragen zur Beurtheilung standen und die Geschworenenbank durchweg aus Landleuten bestand, die den in Betracht kommenden Verhältnissen mit einer mehr als wünschenswerthen Unbefangenheit gegenüberstanden, hat diesen einen von uns hervorgehobenen Mangel des Instituts in überzeugender Weise offen gelegt.

Indem wir uns für heute und an diesem Orte nur auf die Hervorhebung eines einzelnen Auswuchses dieses Verfahrens beschränken, weil in demselben namentlich von unserer Bevölkerung von vornherein ein die Einbürgerung des jungen Instituts hemmender Umstand erkannt worden ist, sind wir uns wohl bewußt, daß weder die nach dieser Richtung noch in anderer Beziehung an anderen Orten erhobenen Bedenken schwer genug wiegen werden, dies uns auch von Reichswegen zugedachte Verfahren abzunehmen, daß wir vielmehr die Conservirung desselben als ein Opfer zu betrachten haben, dessen die Lenker unserer politischen Geschicke sich zu Gunsten der süddeutschen Reichsgenossen nicht entschlagen zu können vermeinen.

Wenden wir uns von dieser Frage, welche in der Justizcommission des Reichstages nach Maßgabe ihrer Zusammensetzung voraussichtlich noch zu harten Kämpfen Veranlassung geben und im Plenum des Reichstages nicht minder die Freunde und Gegner des Geschworeneninstituts zu gründlichen Auseinandersetzungen anspornen wird, zu einem anderen Gegenstande, so verdient vor Allem die seit mehr als drei Monaten in unserer Provinz gleichfalls in gesetzlicher Uebung befindliche Civilehe die Aufmerksamkeit des Chronisten. Die mit diesem und den anderweitigen Gesetzen analoger Art begonnene Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche mußte selbstredend um so einschneidender einwirken, je mehr, wie bei uns, Staat und Kirche, d. h. die bisherige lutherische Landeskirche miteinander verquickt waren. Die seit dem ersten October v. J. eingetretene Lösung dieses Verhältnisses auf den hauptsächlichsten Gebieten namentlich rücksichtlich der Beurkundung des Personenstandes hat zwar das Gros der Bevölkerung nicht wesentlich alterirt, da die auf dem politischen Gebiete seit geraumer Zeit eingetretene Stagnation auf dem kirch-

lichen Gebiete schon lange vorher bestanden hat. Die Geistlichkeit zwar sieht durch die neue Gesetzgebung vielfach den Zusammenhang gelöst, der ohne ihre persönliche Initiative auf Grund der früher geltenden Rechtsnormen zwischen ihr und den Gemeindeangehörigen bestand.

So wenig dieser erzwungene Zusammenhang dem kirchlichen Leben zu Gute gekommen ist, so sehr kann und wird die Ablösung der staatlichen Autorität von den kirchlichen Functionen den Erfolg haben, die Autorität der Kirche auf ihrem Gebiete zu stärken, wenn ihre Diener bemüht sind, im höheren Grade, als bisher gemeinhin der Fall war, den religiösen Bedürfnissen ihrer Gemeindemitglieder aus eigenem Antriebe näher zu treten.

Drohen so die auf diesem Gebiete eingetretenen Neuerungen dem kirchlichen Leben keinen Abbruch zu thun, indem sie vielmehr durch die Freiwilligkeit der Betheiligung an den religiösen Acten Werth und Bedeutung derselben in hohem Grade steigern, so ist doch mit dem gegenwärtigen Uebergangsstudium allerdings vielfach eine Lauheit, um nicht einen schärferen Ausdruck zu wählen, gegenüber den kirchlichen Pflichten hervorgetreten, welche einen vollgültigen Beweis dafür liefert, wie sehr die neue Gesetzgebung von einem nicht geringen Theile der Bevölkerung mißverstanden wird.

Ist es hiernach begreiflich, daß unsere dem bei Weitem überwiegenden Theile nach auf orthodoxem Standpunkte stehende Geistlichkeit die Kirchengesetze, namentlich die durch dieselben eingeführte Civilehe als eine schwere Schädigung der evangelischen Kirche betrachtet, so hat doch mit einer einzigen Ausnahme unsere Geistlichkeit sich in das Unvermeidliche mit Würde zu schicken gewußt und das von dem einzigen Heißsporn angestrebte Märtyrerthum hat auch ein schnelles Ende genommen, nachdem durch die vorgesetzte kirchliche Behörde mit einer derselben fast verübelten Langmuth die Bedingungen des Gehorsams gegen das bürgerliche Gesetz pactirt worden waren.

Leider hat sich der bekannte Pastor Baumgarten die Gelegenheit nicht entgehen lassen, seine hiesigen engeren Landsleute und Berufsgenossen ihrer angeblichen Halsstarrigkeit halber in corpore öffentlich anzugreifen, soviel besser es ihm auch angestanden hätte, die lutherischen Päpste seines gegenwärtigen mecklenburgischen Vaterlandes von ihren unfehlbaren Thronen zu stoßen.

Nicht minder aber wie das kirchliche stagnirt bei uns das politische Leben. Um von unseren Unversöhnlichen zunächst zu reden, so gebieten dieselben nur über ein, wenn auch mit großem Geschicke redigirtes Organ, das aber als Feldherr ohne Armee die unerbittliche Logik der Thatsachen nicht aufzuhalten vermag. Die Anhänger dieser secessionistischen Richtung, die weder im Landtage noch im Reichstage Vertreter ihrer Farbe haben durchbringen können, haben überdies durch eine Reihe von Todesfällen eine Anzahl ihrer Hauptcapacitäten verloren, für die durch die aufwachsende Generation

schwerlich Ersatz geschaffen werden wird.*) Die Socialdemokraten, von denen allein im Herzogthum Holstein zwei Vertreter mit Reichstagsmandaten sich beehrt sehen, unter diesen der Präsident Hasenclever und ein Cigarrenmacher Reimer, empfinden nach den hochgehenden Wogen des gewerblichen Verkehrs der letzten Jahre, welche ihnen die in ausgiebigster Weise benutzte Gelegenheit gewährte, den Kampf gegen das Capital mit Erfolg durchzuführen, den Rückgang von Handel und Industrie auch als Rückschlag in ihren politischen Agitationen, indem die von ihnen systematisch aufgehetzten Volksmassen allmählich zu der Erkenntniß gelangen, daß die von ihren Führern proclamirten Grundsätze den verheißenen Erfolg für die nächste Zukunft nicht in Aussicht stellen.

Ueber diese aus der rauhen Wirklichkeit geschöpfte Wahrnehmung vermögen auch nicht die periodisch wiederkehrenden Volksversammlungen zu täuschen, welche von den Führern oft unter Proclamirung der paradoxesten Tagesordnung berufen werden, um die Agitation nach Kräften wachzuhalten.

Die anderen Parteien, welche nach preußischer Schablone als Fortschrittsmänner und Nationalliberale, trotzdem diese Benennung hier zu Lande kaum zutrifft, bezeichnet werden, können sich gleichfalls nur mit Mühe dem auf dem politischen Leben liegenden Bann entziehen und wo die politische Bewegung bei ihnen gegenwärtig in Fluß kommt, betrifft dieselbe vorwiegend einen Austausch von Ansichten über die von Seiten der Staatsregierung von Neuem ins Budget eingestellte Entschädigungssumme von vierhunderttausend Thalern, durch welche Zahlung die Staatsregierung, trotz des vom Provinziallandtage abgegebenen ablehnenden Votums sämmtliche Entschädigungsansprüche der Herzogthümer seit dem Jahre 1848, namentlich auch für die von der dänischen Regierung nicht anerkannten Zwangsanleihen u. s. w. abzufinden gedenkt.

Indem ich für heute lediglich anführe, daß der Betrag dieser Schadenansprüche der Herzogthümer sich auf 15 Millionen Thaler beziffert und daher eine Abfindung durch die von der Regierung gebotene Entschädigung unter

*) Während wir dies schreiben, bringt der Telegraph die Kunde von dem plötzlichen Ableben des Dr. Theodor Griebel, des geistigen Führers der particularistischen Partei und Redacteurs ihres Organs. Griebel, der kaum mehr als einige dreißig Jahre alt geworden sein wird, war ein Mann von außerordentlicher geistiger Schärfe. Seine hervorragenden juristischen Kenntnisse im Bunde mit der ihm beiwohnenden Kunde der heimatlichen Verhältnisse ließen ihn die von seinen politischen Gegnern gezeigten Schwächen leicht erkennen und erbarmungslos ausnutzen. Hätte Griebel mit seiner politischen Anschauung nicht so völlig vereinsamt dagestanden, so hätten ihm sein Talent sowohl als sein fester Charakter nicht allein in der publicistischen, sondern auch in der politischen Welt einen großen Namen machen müssen. Die Achtung seiner politischen Gegner nimmt der Verstorbene mit sich ins Grab.

allen Umſtänden kein billiger Vergleich genannt werden kann, ſpreche ich nur den Wunſch aus, daß es unſeren Abgeordneten im Landtage gelingen möge, auf einer annehmbareren Baſis eine Angelegenheit zum endlichen Austrage zu bringen, die zum größten Nachtheile aller Betheiligten ſich ſchon Jahre hindurch unerledigt hinſchleppt und, ſo wenig dieſe reine Ziffernfrage auch dazu angethan iſt, von den Gegnern Schleswig-Holſteins dazu benutzt wird, unſere engeren Landsleute des ungerechtfertigten Eigenſinns zu beſchuldigen.

Einſtweilen treten jedoch alle politiſchen Differenzen vor einem Werke der Nächſtenliebe, Bazar zum Beſten eines in Altona erbauten und würdig auszuſtattenden Diaconiſſenhauſes zurück. Dieſem Liebeswerke, dem nicht nur das ganze Land, ſondern auch unſere ſich durch Wohlthätigkeitsſinn auszeichnende Nachbarſtadt Hamburg eine ungetheilte Sympathie zuwendet und für welches ſeine Gönner bis in die höchſten Kreiſe Freunde zu wecken gewußt haben, erhebt uns für einige Zeit aus dem Getümmel der Parteileidenſchaft auf ein allen Parteien neutrales Gebiet, der Fürſorge für unſere nothleidenden Mitmenſchen, denen die mangelnde Pflege in Krankheitsfällen die Armuth als eine doppelt ſchwere Bürde erſcheinen läßt, die das heute inaugurirte Liebeswerk zu erleichtern beſtimmt iſt.

Aus Berlin. Vom Reichskanzler. Die päpſtliche Bulle. Aus dem Abgeordnetenhauſe. — Die politiſche Phyſiognomie der vergangenen Woche war wieder einmal von den Gerüchten der Reichskanzlerkriſis beherrſcht, und noch haben ſich dieſe ſchwarzen Wolken keineswegs zerſtreut. Fürſt Bismarck iſt müde und man hat ein Recht es zu ſein, wenn man gearbeitet hat wie er. In ſeiner Müdigkeit aber empfindet er die bekannten „Frictionen" doppelt ſchwer. Dieſe „Frictionen" ſind eine Bereicherung der politiſchen Terminologie, über deren eigentliches Weſen die größten Staatsgelehrten ſich nicht klar ſind. Man definirt dieſelben am beſten als die einem überlegenen Geiſte und herrſchgewohnten Willen im Wege ſtehenden Schwierigkeiten und Hinderniſſe. Ob aber die hauptſächlichen Quellen dieſer letzteren mehr in gewiſſen höfiſchen Einflüſſen oder in Reibereien und widerſtreitenden Tendenzen im Miniſterrathe, oder in der Thatſache zu ſuchen ſind, daß die Majorität der Volksvertretung von Zeit zu Zeit das Bedürfniß hat, ihre Unabhängigkeit durch ein dem leitenden Staatsmanne unliebſames demonſtratives Votum zu beweiſen: darüber ſind ſelbſt die Eingeweihten nicht einig. Es wird vermuthlich Alles das zuſammenkommen, um den nervös erregten Mann zu dem wohlbegreiflichen Entſchluſſe zu beſtimmen, ſich dieſer ganzen Laſt auf einmal zu entſchlagen und auf ſeine alten Tage die verdiente Ruhe und das erſehnte otium cum dignitate zu genießen.

Allein ſo begreiflich ein ſolcher Entſchluß iſt, tief ſchmerzhaft würde er

von der Nation empfunden werden. Die reichstreuen Blätter, welche diese Eventualität besprachen, bewiesen sämmtlich, daß der Rücktritt des Fürsten Bismarck geradezu eine Unmöglichkeit ist, so lange die Leibeskraft nicht völlig den Dienst versagt. Wer in aller Welt soll im gegenwärtigen Augenblicke Reichskanzler werden? Journalisten von besonders intensivem Scharfblicke wagen sich allerdings bereits mit bestimmten Persönlichkeiten, als zur Nachfolgerschaft berufen, hervor. Wir hören den Fürsten Hohenlohe, den Herrn von Bennigsen und etliche andere nennen, sicherlich Namen vom besten ehrenhaftesten Klange, aber das Werk eines Bismarck würden wir sie doch nur mit schweren Besorgnissen und Bedenken übernehmen sehen. Die landläufige Erwägung ist nun die: Ließe sich nicht ein „Modus" finden, welcher dem Fürsten eine Stellung anwiese, worin er von den aufreibenden Schwierigkeiten seines Amtes und den beständigen „Frictionen" befreit wäre, ohne doch die allgemeine Leitung der deutschen Dinge, die oberste Direction aus der Hand zu geben? Es wird eben nur nicht ganz leicht sein, diesen „Modus" zu finden, und der tröstliche Vorschlag bleibt, so lange er nicht greifbarere Formen annimmt, eine ziemlich nichtige Phrase. Gebe Gott, daß sie sich bald mit etwas positiverem Inhalte füllt und daß Fürst Bismarck wieder Kraft und Freudigkeit zur Fortsetzung seiner großen Mission findet! Wer eine solche Höhe menschlichen Wirkens erklommen, der kann sich nicht, wie ein gewöhnlicher Beamter, wenn er das pensionsfähige Alter erreicht hat, „unter Anerkennung seiner langjährigen treuen Dienste" in den Ruhestand begeben. Das ist eine Naturwahrheit von recht banalem Werthe, aber von so eiserner Nothwendigkeit, daß sie uns in den trübsten Stunden der „Reichskanzlerkrisis" tröstet. Dieser Schlußrefrain sämmtlicher publicistischer Erörterungen über den Gegenstand mag dem Fürsten ein Zeugniß sein, mit welchem Schmerz und welcher Besorgniß die Nation den Ausbau seines Werkes anderen Händen anvertraut sehen würde.

Auch sonst war die vergangene Woche reich an politischem Interesse. Der Kirchenconflict hat wieder einmal zu Eruptionen geführt, die ich in meiner Wochenchronik nicht übergehen darf. Roma locuta est: der heilige Vater hat abermals ein Brieflein geschrieben, welches in dem anmaßenden Tone sich ergeht, den wir als „berechtigte Eigenthümlichkeit des Curialstils" nachgerade gewohnt sind. Die sündhaften Maigesetze sind null und nichtig, erklärt der Redegreis im Vaticane, sie sind eine schnöde Gewaltthat, ein verdammlicher Rechtsbruch, nicht für freie Männer, sondern für stumme Sclaven geeignet, und was dergleichen sinnige Aussprüche mehr sind. Leider, so läßt der heilige Vater im Vorübergehen einfließen, sind die guten Söhne der Kirche nicht in der Lage, sich gegen die übermächtige Gewalt zu wehren, und so werden sie einstweilen noch fortfahren müssen, dem König Abgaben zu entrichten

und Dienſte zu leiſten; aber dreimal verflucht iſt, wer zur Ausführung ſolcher Geſetze die Hand bietet. Wenn wir die curiale Salbung dieſes Actenſtückes in ehrliches Deutſch überſetzen, ſo kommen wir wieder auf den berühmt gewordenen Ausſpruch jenes Nuntius, daß der Kirche allein noch die Revolution helfen könne, ein Gedanke, der nachgerade von der höchſten Stelle bis herab zum gewöhnlichen hetzenden Caplan und Zeitungsſchreiber mehr oder weniger verbrämt in allen Tonarten gepredigt wird.

Auch im Abgeordnetenhauſe haben wir wieder eine ultramontane Debatte hinter uns. Doch hat Eifer und Kraft im Centrum merklich nachgelaſſen. Es handelte ſich um das Geſetz über die Verwaltung des katholiſchen Kirchenvermögens, bei welcher in Zukunft den Gemeinden eine gewiſſe Mitwirkung geſichert und ſo dem Mißbrauch und der Entfremdung kirchlicher Gelder eine Schranke geſetzt werden ſoll. Wie darin eine Benachtheiligung der Kirche und ihres Vermögens liegt, kann nur ein ultramontaner Verſtand einſehen. Und daß ein ſolches Geſetz keineswegs einer müßigen Laune entſprang, ſondern einem ſehr fühlbaren Nothſtand abzuhelfen beabſichtigt, das ging zur Evidenz aus den Worten des Cultusminiſters hervor. Herr Falk hat eine ungemein ſcharfe, ſchlagende, ſelbſt ſchroffe Art zu ſprechen und ſeine wuchtigen Hiebe verfehlen nie ihr Ziel. Was er da aus den amtlichen Ermittelungen der commiſſariſchen Verwaltung in Poſen berichtete, von ungebuchten Ueberſchüſſen, deren Urſprung kein Menſch kannte, von ebenſo räthſelhaften Defecten und von offenbaren Betrügereien und Unterſchlagungen, die ſich mit ſtillſchweigendem Wiſſen, faſt mit Billigung der kirchlichen Vorgeſetzten vollzogen, das zeugte von einer wahrhaft unerhörten und beiſpielloſen Mißwirthſchaft mit öffentlichen Geldern und machte einen gewaltigen Eindruck auf allen Seiten des Hauſes. Mit Recht bemerkte ein Blatt, man glaube bei Anhörung ſolcher Dinge den Verwaltungsbericht einer bankrotten verkommenen Gründergeſellſchaft vor ſich zu haben.

Und was hatten die Redner des Centrums dieſen niederdrückenden Enthüllungen entgegenzuſetzen? Kecke Bemängelungen der Richtigkeit der amtlichen Ermittelungen oder den frivolen Scherz, es ſtelle ſich auch einmal in einer Staatscaſſe ein Manco heraus oder es gehe ein Beamter mit Staatsgeld durch, und doch räume man nicht etwa den Biſchöfen eine Mitwirkung bei der Verwaltung ein. Herr von Schorlemer-Alſt, aus einem jener weſtfäliſchen Adelsgeſchlechter, die der Kirche von jeher die treueſten Söhne und Töchter geſchenkt, war es, der die Wucht der Falkſchen Mittheilungen durch ſolche nichtswürdige Einwendungen zu entkräften ſuchte. Er iſt überhaupt jetzt, wenn nicht der bedeutendſte, ſo doch der vorlauteſte Redner des Centrums: er ſollte der geiſtige Nachfolger Mallinckrodts werden, allein ſeine kecke ſchmähſüchtige Redeweiſe und ſeine leidenſchaftliche Heftigkeit vermögen die tiefe Ueber-

zeugungstreue, die flammende Beredtsamkeit und die umfassenden Kenntnisse jenes wirklich hervorragenden Mannes nicht zu ersetzen. Es geht bergab mit dieser Partei, wenigstens im parlamentarischen Leben. Selbst Windthorsts scharfe und beißende Reden wollen nicht mehr recht verfangen, und die Reichensperger scheinen des nutzlosen Kampfes auch allmählich müde zu werden. Den beiden Redacteuren der „Germania", Majunke und dem Karlistenpilger und -schwärmer Kremer, scheint die Rede nicht so zu Gebote zu stehen wie die Feder, und die übrigen sechzig oder siebzig Mitglieder des Centrums sind Ehrenmänner vom dunkelsten Dunkel.

Die bedeutsamen Vorgänge auf politischem Gebiete haben diesmal meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen und ich muß diejenigen geehrten Leser, die auf Neuigkeiten aus dem Leben und der Gesellschaft der Residenz gespannt sind, um Entschuldigung bitten, wenn sie ihre Rechnung nicht gefunden haben. Ich würde auch wenig zu erzählen gehabt haben. Die Fastenzeit äußert allenthalben ihren ernüchternden und ermattenden Einfluß. Auf den Theatern herrscht vollständige Ebbe und die hundertmal gegebenen Stücke werden zum hundertunderstenmal vorgeführt. Man rüstet sich auf allen Bühnen für künftige Herrlichkeiten, welche die zu Ende gehende Wintersaison würdig und glänzend abschließen sollen. Hoffentlich werde ich Ihnen bald etwas Neues und Gutes auf diesem Felde zu berichten haben. D.

Literatur.

Deutsch-ungarische Bestrebungen. — Wenn man von der Bedrängniß der Deutschen in Ungarn in den Zeitungen liest, und weiß, daß ihnen die Magyaren den freilich immer noch sehr problematischen Grad der heutigen Cultur des Landes zu danken haben, so wird man zunächst zu politischen und volkswirthschaftlichen Betrachtungen angeregt. Man erinnert sich dann, daß nicht die Magyaren es waren, welche das Abendland gegen die Ueberschwemmung mit türkischen Barbarenhorden schützten, sondern daß es umgekehrt die Deutschen gewesen, welche die Türkenmacht an den Mauern Wiens zerschellen ließen. Weiter erinnert man sich wohl, daß deutsche Ansiedler in Nord- und Südungarn und vor Allem in Siebenbürgen den Handel gepflegt und das Gewerbe zu Ehren gebracht, als noch der Ungar thöricht genug war, nur auf seinen Edelmannscharakter Werth zu legen und sich auf den Vorzug etwas zugute zu thun, keine Steuern zahlen zu müssen. Woran man sich aber schwerlich oder nur ausnahmsweise erinnern wird, weil man sich denn doch nicht genug

mit der Entwickelung des Deutschthums im Ungarlande bekannt gemacht, ist, daß dasselbe auch deutsche Dichter und Männer der Wissenschaft birgt, welchen die deutsche Literatur sehr werthvolle Bereicherungen verdankt. Wir denken hier nicht an gelehrte Reisende, wie Bamberger, der seinen deutschen Namen in Vámbéry verkehrte, und an andere Leute seines Schlages, sondern nur an solche, von denen wir wissen, daß sie Werth darauf legen, deutsche Schriftsteller zu sein. Obenan steht uns hierbei der Superintendent der evangelischen Kirche augsburgischer Confession in Hermannstadt, Dr. Teutsch, mit seiner vor Kurzem in zweiter Auflage erschienenen „Geschichte der Siebenbürger Sachsen." Bietet sie doch ein höchst merkwürdiges Gesammtbild der Entwickelung politischer und socialer Zustände in Siebenbürgen und einen Beitrag zu derselben in Ungarn überhaupt. Die Sprache des Buches wird auf jeden Freund deutscher Bestrebungen im Auslande fesselnd einwirken und zur Erwerbung desselben für engere und weitere Kreise aneifern. Und wie nun Dr. Teutsch als Geschichtsschreiber aller Aufmerksamkeit werth ist, so die deutsch-ungarische Dichterin, welche unter dem Namen „Mariam Tenger" die fesselndsten Erzählungen über deutsches Leben in Ungarn und Verwandtes schreibt. Ihre im Verlage der „Bohemia" zu Prag erscheinenden Erzählungen und Romane: „Die kleine Weberin", „Esther Zinatar", „der letzte Capy" und der eben jetzt erschienene „Drei Cassetten", stehen unter einander in losem Zusammenhange, aber es ist nicht nöthig, sie just alle zu lesen, um den einzelnen Interesse abzugewinnen. Die „Drei Cassetten" sind ein Roman von vier Bänden spannenden Inhalts und mit einer Frische geschrieben, wie wenig andere neuere Romane. Die vorgeführten Gestalten aus allen Volksgeschichten sind mit ausgezeichneter Naturwahrheit geschildert, der Wiener Goldschmied ebenso, wie Kaiser Nikolaus, aus dessen Leben eine bemerkenswerthe Episode mitgetheilt wird. Was den Roman auszeichnet, ist die Tendenz, veredelnd auf die Frauen zu wirken, die ihm innewohnt, und wir meinen, schon darum sollte man ihn im deutschen Vaterlande willkommen heißen. Wohl verdienen auch andere deutsch-ungarische Schriftsteller, daß man auf ihre Thätigkeit aufmerksam mache, aber wir hoffen, daß die hiermit gegebene Anregung unter uns fruchtbringend genug einwirken werde, ihrer Thätigkeit nachzuspüren. Bz.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 25. Februar 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die Vermögensverwaltung der katholiſchen Gemeinden Preußens.*)

Als zu Anfang des Jahres 1873 die bekannten vier Kirchengeſetze im preußiſchen Landtage berathen wurden, ſprachen wir es mehreren Abgeordneten gegenüber aus, daß in jenen vier Geſetzen zwar die Rechte des Staates gegenüber der Hierarchie zum Ausdruck kämen, daß es aber mindeſtens ebenſo wichtig, ja nothwendig ſei, dieſer gegenüber auch die Rechte der Gemeinde zu fixiren, beziehungsweiſe wieder herzuſtellen. In einem Berliner Blatte der Fortſchrittspartei, der wir die Vertretung ſolcher Tendenzen vor allem zutrauten, fand ein Artikel Aufnahme, der im Einzelnen den Nachweis lieferte, wie ſeit dem Beginne der Reactionsperiode (1850) für die katholiſchen Kirchengemeinden gegenüber der Hierarchie eine vollkommene theoretiſche und praktiſche Rechtloſigkeit ſelbſt hinſichtlich ihres Gemeindevermögens eingetreten ſei.

Genau nach zwei Jahren ſehen wir jenem von uns angedeuteten Bedürfniſſe Rechnung getragen. Der Entwurf eines Geſetzes über die Vermögensverwaltung in den katholiſchen Gemeinden, vom König am 23. Januar unterzeichnet, und vom Cultusminiſter dem Landtag am 25. Januar übermittelt, liegt vor uns. Und die dem Entwurfe beigefügten Motive liefern den Nachweis, daß die Königliche Regierung nicht erſt ſeit geſtern ſich dieſem Gegenſtande zugewandt hat, ſondern ſchon längere Zeit hindurch genaue und umfaſſende Unterſuchungen über die augenblicklichen Rechtszuſtände der katholiſchen Gemeinden des Königsreichs angeſtellt hat, woraus denn freilich das Bedürfniß eines allgemeinen Geſetzes mit Evidenz reſultirte. Der Geſetzentwurf ſelbſt umfaßt 55 Paragraphen. § 1 und 2 beſtimmen die Einſetzung eines Kirchenvorſtandes und einer Gemeindevertretung nicht nur für jede Pfarrgemeinde, ſondern auch für jede Miſſions-, Filial- und Kapellengemeinde; § 3 und 4 definiren dann noch den Begriff des zu verwaltenden kirchlichen Vermögens. In den §§ 5—21 wird die Zuſammenſetzung des Kirchenvorſtandes, ſeine Befugniß, der Gang ſeiner Berufung und Berathungen geregelt. Derſelbe ſoll aus dem Pfarrer reſp. erſten Geiſtlichen der Gemeinde und aus vier bis zwölf, in beſonderen Fällen auch zwei durch die Gemeinde

*) Durch Raummangel leider verſpätet. D. Red.

gewählten Mitgliedern bestehen und das kirchliche Vermögen verwalten. Den Vorsitz führt der Pfarrer, eventuell dessen Stellvertreter, im Falle aber, daß beide nicht können oder nicht wollen, eines der gewählten Mitglieder, welches hierzu alle drei Jahre durch Wahl bestimmt wird (§ 13). Die Berufung des Kirchenvorstandes muß erfolgen auf Verlangen nicht nur der bischöflichen Behörde, sondern auch des Landraths (resp. Amtshauptmanns, Amtmanns, Bürgermeisters), sowie wenn die Hälfte der Kirchenvorsteher oder die Gemeindevertretung dies verlangt (§ 15). Falls der Vorsitzende seiner Pflicht der Berufung nicht nachkommt, kann letztere von der bischöflichen Behörde und auch von den ebengenannten königlichen Beamten erfolgen.

Die §§ 22—26 fixiren sodann die Zahl und den Wirkungskreis der Gemeindevertretung. Ihre Zahl ist der Regel nach die mindest dreifache der Kirchenvorsteher und soll nicht unter vier, nicht über 40 betragen (§ 22). Zu den Beschlüssen des Kirchenvorstandes ist die Zustimmung der Gemeindevertretung in gewissen wichtigeren Vermögensangelegenheiten obligatorisch (§ 23), in anderen facultativ (§ 24).

In §§ 27—36 folgen die Bestimmungen über das active und passive Wahlrecht. Wahlberechtigt sind alle männlichen, volljährigen, selbständigen und zu den Gemeindelasten beitragenden Gemeindemitglieder, welche mindestens ein Jahr lang am Orte der Gemeinde ihr Domicil haben. Zur passiven Wahlberechtigung ist außerdem das zurückgelegte dreißigste Lebensjahr erforderlich. Geistliche und überhaupt Kirchendiener sind weder wahlberechtigt noch wählbar.

Für außergewöhnliche Verhältnisse kann die bischöfliche Behörde im Einverständnisse mit dem Oberpräsidenten den Fortfall der Gemeindevertretung anordnen (§§ 37 und 38).

In bestimmten Fällen kann die Entlassung eines Kirchenvorstehers und eines Gemeindevertreters sowohl von der bischöflichen Behörde, als auch von dem Regierungspräsidenten verfügt werden; eine Berufung gegen den Ausschluß an den Gerichtshof für kirchliche Angelegenheiten ist gestattet (§ 39).

Besondere Wichtigkeit wird für die nächste Zukunft sowohl bei der Berathung als bei der Ausführung des Gesetzes § 40 haben, den wir deshalb hier wörtlich wiedergeben:

„Wenn der Kirchenvorstand oder die Gemeindevertretung beharrlich die Erfüllung ihrer Pflichten vernachlässigen oder verweigern, oder wiederholt Angelegenheiten, welche nicht zu ihrer Zuständigkeit gehören, zum Gegenstande einer Erörterung oder Beschlußfassung machen, so können sie sowohl durch die bischöfliche Behörde, als auch durch den Oberpräsidenten unter gegenseitigem Einvernehmen aufgelöst werden.

„Mit der Auflösung sind sofort die erforderlichen Neuwahlen anzuordnen.

Bei diesen sind die Mitglieder der aufgelösten Körperschaft nicht wieder wählbar."

Die §§ 41 und 42 wahren die Rechte der Patronate. Demnächst folgen Ausführungsbestimmungen (§§ 43—47), welche wiederum für die nächste Zukunft von einschneidender Wichtigkeit sein werden.

„Macht die bischöfliche Behörde in denjenigen Fällen, in welchen sie eine Anordnung oder Entscheidung im Einvernehmen mit der Staatsbehörde zu treffen hat, von ihren Befugnissen keinen Gebrauch, so ist sie zur Ausübung derselben von der Staatsbehörde aufzufordern. Leistet sie dieser Aufforderung binnen dreißig Tagen nach dem Empfange derselben keine Folge, so geht die Ausübung der Befugnisse auf die Staatsbehörde über.

„In denjenigen Fällen, in welchen die bischöfliche oder die Staatsbehörde, jede jedoch im Einvernehmen mit der anderen, eine Anordnung oder Entscheidung zu treffen hat, muß die um ihre Zustimmung angegangene Behörde sich binnen dreißig Tagen nach dem Empfange der Aufforderung erklären. Erklärt sie sich nicht, so gilt sie als zustimmend.

„Bei erhobenem Widerspruch entscheidet in allen Fällen über Meinungsverschiedenheiten zwischen der bischöflichen Behörde und dem Regierungspräsidenten (Landdrosten) der Oberpräsident, über Meinungsverschiedenheiten zwischen diesem und der bischöflichen Behörde der Minister der geistlichen Angelegenheiten" (§ 44).

Falls eine Wahl für den Kirchenvorstand oder die Gemeindevertretung wiederholt abgelehnt wird oder überhaupt nicht zu Stande kommt, so ist der Oberpräsident befugt, die Mitglieder, resp. den Vorsitzenden zu ernennen (§ 46 und 47).

Von den Schlußbestimmungen (§ 48—55) heben wir endlich noch folgende hervor:

„Gegen Verfügungen der vorgesetzten Kirchenbehörde, durch welche die Einwilligung zu bestimmten Handlungen der Verwaltung versagt wird, steht dem Kirchenvorstande die Berufung an den Oberpräsidenten zu, welcher endgültig entscheidet." (§ 49.)

Dem Gesetze ist noch eine Wahlordnung in vierzehn Artikeln beigefügt. Bei der Wahl findet geheime Abstimmung durch Stimmzettel statt; doch kann „durch Beschluß des Kirchenvorstandes eine mündliche Abstimmung zu Protocoll angeordnet werden." (Art. 6.)

Um nun unser Urtheil über den im Vorstehenden skizzirten Gesetzentwurf auszusprechen, so können wir diesem im Ganzen und Großen unsere Billigung nicht vorenthalten. Derselbe geht von dem ganz richtigen Principe aus, daß in vermögensrechtlicher Beziehung die Kirche der Oberaufsicht, sowie der Legislativgewalt des Staates unterstehe, beziehungsweise wieder zu unter-

stellen sei. Der thatsächlich bestehenden Verfassung der katholischen Kirche gemäß giebt er der Mitwirkung der bischöflichen Gewalt auch einen unseres Ermessens genügenden Spielraum. In den Bestimmungen über die Befugnisse der bischöflichen wie der Staatsgewalt gegenüber jenen Vertretungen der Kirchengemeinde geht er von der Voraussetzung aus, daß hier beide möglichst in gegenseitigem Einvernehmen vorgehen sollen, was, so lange eine Trennung von Kirche und Staat in Preußen aussichtslos ist, bei einem Einzelgesetze ein richtiger Grundsatz scheint. Doch wahrt er auch hier in strittigen Fällen stets die Oberhoheit des Staates.

Auch bietet der Gesetzentwurf in den beiden Gemeindevertretungen die geeigneten Collegien, denen sich in der Folge noch weitere Berechtigungen, wie Mitwirkung in der Wahl und Anstellung der Cultusbeamten, anvertrauen lassen.

Doch möchten wir uns keineswegs auch gegen die Mängel der Vorlage verschließen.

Vor allem ist es der Schlußparagraph (55), welcher gerechte Bedenken erregt.

„Der Minister der geistlichen Angelegenheiten" — heißt es dort — „ist befugt, mit Rücksicht auf besondere örtliche oder sonstige Verhältnisse und besondere für die Vermögensverwaltung bestehende Einrichtungen von der Ausführung dieses Gesetzes in einzelnen Gemeinden Abstand zu nehmen, sofern dies von den Gemeinden beantragt wird."

Diese Bestimmung überträgt dem Cultusminister in der That so weitgehende, discretionäre Befugnisse, daß es völlig in seiner Hand liegt, das ganze Gesetz in seiner Wirksamkeit zum guten Theile wieder illusorisch zu machen. Wenn auch nicht für Herrn Falck, so doch für irgend einen der Hierarchie geneigteren Nachfolger könnte eben jene Bestimmung das bequeme Hinterpförtchen werden, durch welches die klericale Herrschsucht wieder in die Gemeindeverwaltung eindringen könnte, nachdem ihr das Gesetz die Thore verschlossen. Jedenfalls scheint uns diese Bestimmung in dieser Form vom constitutionellen Standpunkt aus unannehmbar und bedarf sie einer gründlichen Abänderung, welche die Fälle genau präcisirt, in welchen es dem Minister gestattet ist, das Gesetz im Einzelfalle zu suspendiren.

Ein zweiter hervorstechender Mangel der Gesetzvorlage ist der, daß darin die Rechte des Kirchenvorstandes und der Gemeindevertretung gegenüber Bischof und Oberpräsident nicht präcisirt, daß ferner auch die Grenze der Befugnisse des Bischofs und Oberpräsidenten gegenüber jenen nicht scharf genug gezogen ist.

§ 43 bestimmt beispielsweise: „Anweisungen über die Geschäftsführung können dem Kirchenvorstande sowohl von der bischöflichen Behörde, als auch von dem Oberpräsidenten, unter gegenseitigem Einvernehmen, ertheilt werden."

Durch diese Bestimmung ist der bureaukratischen Allein- und Vielregiererei, welche eben nirgends mehr florirt, als in den bischöflichen Generalvicariaten, Thor und Thür geöffnet. Und wenn irgend in einer Provinz einmal Oberpräsident und bischöfliche Behörde conniviren, was keineswegs zu den Unmöglichkeiten, ja nicht einmal zu den Unwirklichkeiten gehört*), so böte der citirte Paragraph in Verbindung mit ähnlichen die bequeme Handhabe, um Kirchenvorstand und Gemeindevertretung schon jede Lust am Selfgovernment gründlich zu verleiden und dieselben bis zum Schachmatt zu maßregeln.

Außer diesen Hauptausstellungen schiene uns endlich noch der Umstand zu erwähnen, daß manche Bestimmungen an Unklarheit und Ungenauigkeiten leiden, welche Mängel indeß bei der Durchberathung des Gesetzes ohne Schwierigkeit gebessert werden können.**) Im Ganzen müssen wir sowohl der Tendenz des Gesetzes als auch seinen Bestimmungen unsere Anerkennung zollen. Dasselbe ist ganz geeignet, in den Kirchengemeinden das Selfgovernment herzustellen und Recht an die Stelle der schrankenlosen hierarchischen Willkür zu setzen.

Eben über letztere geben die Motive des Gesetzentwurfs die beachtenswerthesten Aufschlüsse. Wer immer einmal eine Geschichte des Katholicismus in Preußen, oder eine Geschichte der Reactionsepoche seit 1850 schreiben will, dem werden jene Motive das wichtigste Material darbieten. Unverhüllter und umfassender sind wohl kaum je die Sünden des Regimes Raumer-Mühler dargelegt worden, als es in den Motiven seitens des Nachfolgers jener Herren geschieht.

„Das Bedürfniß nach dem Erlaß eines Gesetzes" — heißt es S. 16 —, „wie es in dem Entwurf hat zum Ausdruck gebracht werden sollen, ist von der Königlichen Regierung längst erkannt und auch in weiteren Kreisen vielfach anerkannt. In der That wird sich die Nothwendigkeit einer anderweitigen gesetzlichen Regelung der durch dieses Gesetz berührten Rechtsmaterie insbesondere deshalb nicht verkennen lassen, weil es dem Klerus der katholischen Kirche unter dem wechselnden Einflusse der Zeiten und der Verhältnisse vielfach gelungen ist, die zur Verwaltung des kirchlichen Vermögens bestimmten Organe ihrer eigentlichen Aufgabe zu entfremden und dieselben zu willenlosen

*) Noch vor einigen Wochen erhielten wir ein Schreiben eines Herrenhausmitgliedes, worin dieses in Ausdrücken, die hier nicht wiederzugeben wir dringende Veranlassung haben, sich über einen dieser Herren dahin aussprach, daß betreffs seiner eine italienische Erholungsreise noch viel wünschenswerther sei, als bei Herrn von Nordenflycht.

**) Bei dieser Gelegenheit möchten wir darauf hinweisen, ob es sich bei den mannichfachen Wahlen nicht empfehle, wenigstens die kirchlichen Gemeindewahlen auf die Sonntage zu verlegen, um nicht zu oft durch Wahltage die Arbeitszeit zu unterbrechen und zugleich hier eine möglichst allgemeine Betheiligung zu fördern.

Werkzeugen der einzelnen Geistlichen herabzudrücken. Jedem Unbefangenen liefert die Geschichte der letzten zwanzig Jahre den Beweis.

„Um zu jenem Ziele der Unterwerfung der Kirchenvorstände unter den Willen der Geistlichkeit zu gelangen, ging man davon aus, die landrechtliche Theorie, daß das örtliche Kirchenvermögen Eigenthum der Gemeinden sei, zu bekämpfen und demgemäß die Consequenz dieses Rechtssatzes, daß die Kirchenvorstände Organe der Gemeinden für die Verwaltung des kirchlichen Vermögens seien, in Frage zu stellen. Auf diesem Wege wurde es möglich, aus den gesetzlich zur Vertretung der Gemeinden berufenen Kirchenvorständen rein kirchliche Organe zu machen, wie dies z. B. in der Instruction des Generalvicariats zu Paderborn über das Verfahren bei der Wahl der Kirchengemeinderepräsentanten vom 23. Juli 1855 mit dürren Worten dahin ausgesprochen ist:

„„Der zur Verwaltung des Kirchenvermögens bestellte Kirchenvorstand ist, da das Kirchen- wie das Pfarr- und sonstige kirchliche Stiftungsvermögen nach den Grundsätzen des katholischen Kirchenrechts nicht Eigenthum der einzelnen Kirchen- (Pfarr-) Gemeinden, sondern der allgemeinen Kirche ist, nur Organ des Bischofs und zur Vertretung der Gemeinde nicht befugt.““

„Damit nicht genug, ging man mehrfach sogar so weit, diejenigen Mitglieder der Kirchenvorstände, welche aus den Gemeinden hervorgehen sollten, überhaupt zu beseitigen. So besorgt z. B. in 17 Pfarreien des Regierungsbezirks Königsberg der Pfarrer allein die Vermögensverwaltung, und ebenso bildet in mehreren Pfarreien des Regierungsbezirks Arnsberg, wie in Werl und in Büderich, die Pfarrgeistlichkeit allein den Kirchenvorstand.“*)

Solchen ministeriellen Ausführungen brauchen wir nichts hinzuzufügen, um die Zweckmäßigkeit, ja Nothwendigkeit des Gesetzes darzuthun. Um aber den gegenwärtigen Rechtszustand der katholischen Gemeinden mit einem Worte zu bezeichnen, so hat die Hierarchie seit 1850 im Bunde mit der politischen Reaction die in der Verfassung garantirte „Selbständigkeit der Kirche“ dahin ausgenutzt, die Kirchengemeinden hinsichtlich ihres Vermögens völlig rechtlos zu machen, und durch Galvanisirung einer längst begrabenen canonistischen Bestimmung den Bischof resp. den Papst zum alleinigen rechtlichen Disponenten über das gesammte katholische Gemeindevermögen gemacht. Die ungeheuerlichen Consequenzen einer solchen in aller Stille vollzogenen Vergewaltigung liegen

*) Recht bezeichnend ist hier die Thatsache, daß nach der Uebersicht, welche die Motive bieten, es gerade Frankfurt am Main ist, wo die Kirchengemeinde noch die meisten Rechte gegenüber der Hierarchie besitzt. Die freien Bürger der freien Stadt haben es auch am besten verstanden, sich gegen hierarchische Herrschsucht zu decken. Freilich wird hierdurch sehr erklärlich, daß von Zeit zu Zeit in irgend einem ultramontanen Hauptblatte ein recht giftiger Schmähartikel gegen die Frankfurter katholische Gemeinderepräsentation oder gegen einzelne Mitglieder erscheint.

offen zu Tage. Wenn beiſpielsweiſe eine katholiſche Gemeinde auch insgeſammt mit Pfarrer und Küſter dem römiſchen Katholicismus den Rücken kehrte, ſo hätte ſie hinſichtlich ihres Kirchenvermögens das leere Nachſehen; jenes verbliebe zur Verfügung des Biſchofs. Und geſetzt den Fall, daß ſämmtliche Katholiken des Königreichs der römiſch-katholiſchen Kirchengemeinſchaft entſagten, ſo wäre nach jener Theorie und Praxis der Papſt dadurch der einzige Herr des geſammten Kirchenvermögens geworden und ſo in der angenehmen Lage, über ein Vermögen von 100—200 Millionen innerhalb der Monarchie zu verfügen.

Mit dem Erweiſe der Nothwendigkeit des Geſetzes iſt eigentlich der Beweis ſeiner Zweckmäßigkeit ſchon gegeben. Doch liegt die Beſorgniß nahe, die auch ſchon in den letzten Wochen von mehreren Journalen ausgeſprochen wurde, daß nämlich das Geſetz durch die Renitenz des Klerus und der verhetzten „Heerde" von vorn herein unwirkſam gemacht werde. Dieſe Beſorgniß iſt ſicher berechtigt. Denn was nützt es, dem „auf Commando marſchirenden" Klerus und den fanatiſirten Maſſen gegenüber ſich auf das gute Recht und die Pflicht des Staates zu berufen! Zwar weiſen dieſes Recht die Motive des Entwurfs bündig und ſchlagend nach. „Die katholiſche Kirche, welche juriſtiſch aufgefaßt in der Rechtsſphäre des Staates die Bedeutung einer Corporation hat, leitet, wie jede Corporation, ihre Vermögensfähigkeit und ihr Vermögensrecht aus dem bürgerlichen Rechte ab. Beruht aber die juriſtiſche Perſönlichkeit der Kirche auf der Garantie des bürgerlichen Rechts, ſo iſt der Staat auch befugt, die Gewährung derſelben an beſtimmte, von ihm feſtzuſetzende Bedingungen zu knüpfen. Es kann nicht als ein Eingriff in das der Kirche eigenthümliche Gebiet angeſehen werden, wenn der Staat im Wege der Geſetzgebung für die Beſorgung der kirchlichen Vermögensangelegenheiten . . . gewiſſe Normen vorſchreibt und zu dieſem Zweck Organe einſetzt, welchen die Beſorgung jener Angelegenheiten, die rechtliche Vertretung der Corporation obliegen ſoll. Die Anerkennung der rechtlichen Gültigkeit und Wirkſamkeit der von dieſen Organen vorgenommenen Handlungen der Verwaltung geht vom Staate aus, welcher unter dieſer Vorausſetzung ſeine Rechtshülfe zur Ausführung der Beſchlüſſe jener Organe gewährt, namentlich auch derjenigen, welche die Gemeindemitglieder zu Vermögensleiſtungen für kirchliche Zwecke verpflichten. Der Staat hat hiernach unzweifelhaft das Recht und die Pflicht, darüber zu wachen, daß die Verwaltung der in Rede ſtehenden Angelegenheiten ordnungsmäßig geführt werde, um ſicher zu ſein, daß er ſeinen weltlichen Arm nicht etwa zur Unterſtützung einer Verwaltung leihe, welche das Vermögen ſeinen eigentlichen Zwecken entzieht und die einzelnen Gemeinden oder deren Mitglieder überlaſtet." Für ſolche juriſtiſche Ausführungen hat freilich der Ultramontanismus kein Verſtändniß. Für ihn iſt der Staat Knecht der Kirche, d. i. der Hierarchie,

das bürgerliche Recht Handlanger des canonischen, ebenso wie auch die Philosophie eine Magd der Theologie sein soll. Somit werden wir es in sicherer Aussicht haben, daß der Ultramontanismus mit aller seiner Macht und Energie sich auch gegen das vorliegende Gesetz sperren wird. Die „Hirten" werden in Hirtenbriefen, ihre Blätter und Blättchen in Leitartikeln dagegen losdonnern und über jenes als eine neue Gewaltthat gegen die Rechte und Freiheiten der Kirche wehklagen. Und die verhetzten „Heerden" werden dann auch gegen dieses Gesetz den passiven Widerstand geltend machen.

Und doch scheint es uns sicher, daß dieses Gesetz nicht das bisherige Schicksal der übrigen Kirchengesetze theilen, daß hier wenigstens der Widerstand kein allgemeiner und consequenter sein wird. Denn zunächst betrifft dieser Gesetzentwurf doch einen ganz anderen Gegenstand, als die übrigen neuesten Kirchengesetze. Letztere handeln wesentlich von dem Amte und der Person des Geistlichen, und da hielt es sehr leicht, der großen Menge einzureden, daß sich der Staat, und namentlich ein vorwiegend evangelischer Staat, um die Geistlichen und ihr Amt nicht zu kümmern habe.

Vorliegender Gesetzentwurf aber betrifft das kirchliche Vermögen, Geld und Geldeswerth, und um davon überzeugt zu werden, daß auch hierüber der Staat nicht mitzureden habe, dazu gehört doch ein hoher Grad von Einfalt, der selbst in den Massen nur zum Theil vorhanden ist.

Zwar wird es ferner in den Landgemeinden, deren Kirchenvermögen zur Bestreitung der kirchlichen Bedürfnisse ausreicht, der Geistlichkeit meist ein Leichtes sein, die Bauern zum Zurückweisen eines Gesetzes zu bestimmen, da ihnen dieses Rechte bietet, worüber sie vollständig unwissend waren. Anders aber dort, wo die Kirchengemeinden durch theilweise sehr erhebliche Kirchensteuern für ihre Cultuszwecke beitragen müssen. In diesen Gemeinden ist das Bewußtsein, daß das Kirchenvermögen Eigenthum der Gemeinde sei und daß diese über dessen Verwendung zu bestimmen habe, längst lebendig und hat auch bisher das absolute Disponiren des Klerus über das Kirchenvermögen entschiedene Opposition gefunden. Hier wird also unseres Ermessens das besprochene Gesetz den geeigneten Boden vorfinden und ein Zurückweisen schwerlich erfahren.

Eben diese Gemeinden aber sind keineswegs von geringer Zahl, und was noch schwerer wiegt, es sind vielfach gerade die großen und bedeutendsten. Werden sie sich nicht absolut ablehnend verhalten, so wird auch ihr Beispiel für die nächstliegenden kleineren folgenreich sein und so wird der compacte Widerstand, den der Ultramontanismus zu organisiren sich bemühen wird, hier wenigstens sich zersplittern. Also erscheint uns die Furcht vor diesem hinsichtlich des fraglichen Gesetzes wenigstens als nicht genügend begründet.

Endlich bietet sich nach unserer Ansicht dem Staate ein ganz wirksames

Mittel, um dem betreffenden Gesetze Anerkennung zu verschaffen, wenn eben dieses in entsprechender Weise amendirt wird. Im Falle nämlich, daß die einzelne Gemeinde sich beharrlich weigert, dem Gesetze gemäß einen Kirchenvorstand resp. eine Gemeindevertretung zu erwählen, hat sie selber auf ihr Recht, ihr eigenes Kirchenvermögen zu verwalten, verzichtet, und dieses Recht devolvirt demnach auf den Staat. Demnach scheint es uns ganz angemessen, die betreffenden Gesetzparagraphen 46 und 47 dahin abzuändern, daß in jenem Falle einfach der Staat die Verwaltung des kirchlichen Gemeindevermögens an sich nimmt und diese so lange führt, bis innerhalb der Gemeinde selber der Antrag auf Wahl einer gesetzmäßigen Vertretung gestellt wird. In diesem Falle wird übrigens auch der Klerus, wenn er vor der Alternative steht, entweder die von ihm unabhängigen Staatsorgane oder eine von ihm leicht zu beeinflussende Gemeindevertretung als Verwalter des kirchlichen Vermögens zu sehen, einer Wahl nicht absolut und dauernd entgegenwirken. Eben der letzte Punkt nöthigt uns noch zu einer Bemerkung, hinsichtlich der nächsten Folgen des Gesetzes. Es scheint uns fast, als wenn von mancher Seite übergroße Hoffnungen schon für die Nächstzeit an das projectirte Gesetz geknüpft würden. Nach unserer Ansicht wäre es eine große mit bitterer Enttäuschung verknüpfte Illusion, wenn man sich verspräche, daß durch das Gesetz mit einem Schlage die Herrschaft des Klerus über die Gemeinden gebrochen und ihr Einfluß erheblich gemindert würde. Nein, im Gegentheil! Unter klericaler Einwirkung werden, nur wenige Ausnahmen abgerechnet, überall auch klericale Anhänger in die Gemeindevertretungen gelangen, und so wird die Macht des Klerus, wenn auch nicht legal, so doch factisch fortbestehen. Bewußtes Selfgovernment, dieses Ziel unseres Gesetzes, wird nicht mit einem Male geschaffen, wie der Funke aus dem Stahl. Das Volk muß sich erst in sein Recht hineinleben; nur was es gewohnt ist, sieht es als sein ganzes und wahres Eigen an. Darum werden noch Jahre vergehen, ehe das Gesetz in dieser Richtung Früchte bringt. Aber diese werden nicht ausbleiben und um so eher reifen, je mehr die Regierung durch gesteigerte Sorge für den Unterricht die Bildung auch in den ländlichen und niederen Volksschichten zu heben bemüht ist und durch besonnene Entschiedenheit in ihrer kirchenpolitischen Haltung zugleich die auf baldigen Umschlag Hoffenden enttäuscht und ihrer eigenen Anhänger Vertrauen festigt.

Der spanische Ministerpräsident.

Von Wilhelm Lauser.

In einer Schilderung des alfonsistischen Pronunciamiento, welche aus der Umgebung des Marschall Serrano stammt und zum ersten Male in der

„Gaceta Internacional“ zu Brüſſel am 7. Februar abgedruckt wurde, iſt erzählt, Herr Cánovas del Caſtillo, der als Präſident des Regentſchaftsminiſteriums die bourboniſche Dynaſtie der ſpaniſchen Nation neu vorzuſtellen hatte, habe auf die erſte Nachricht von der Militärerhebung des General Martinez Campos in Sagunt ausgerufen: „Wir ſind verloren! Alles was heute geſchieht, iſt verfrüht; die Tollkühnheit von Martinez Campos richtet uns zu Grunde.“ Der Verfaſſer der Adreſſe, in welcher die Granden Spaniens den Prinzen von Aſturien zu ſeinem achtzehnten Geburtstage beglückwünſchten, und des Antwortmanifeſtes Alfonſos vom 1. December hatte offenbar noch nicht die Hoffnung ganz aufgegeben, auf friedlichem Wege und durch die Freiheit jene Monarchie wieder herzuſtellen, für welche er ſeit dem Juni 1870 öffentlich und geheim arbeitete. Er hatte ſich gedacht, die Nation könnte in einem Augenblick, da die damaligen Machthaber ſich gegen einander kehrten, Serrano abgenützt vom Schauplatz abträte und weit und breit kein Nachfolger ſich fände, Alfonſo als einzigen Retter herbeirufen. Wenn er am Ende auch die Gewalt nicht von der Hand wies, ſo ſtellte er ſich die Möglichkeit einer Erhebung, die wie eine Pulvermine, einmal entzündet, das ganze Heer mit ſich fortreißen würde, doch nur für den Fall vor, daß im Lager offener Zwiſt unter den eiferſüchtigen Generalen ausbräche, und dann einer derſelben das Banner Alfonſos entfaltete, als das einzige Zeichen, in welchem der Sieg noch möglich. Die unvermuthete Nachgiebigkeit Serranos, der ſich nicht an die Spitze eines dritten Heeres neben dem carliſtiſchen und alfonſiſtiſchen ſtellen wollte, um eine Löſung zu bekämpfen, die ihm im Grunde ſelbſt ſeit lang ſchon vernünftig und unvermeidlich ſchien, hatte mit einem Male Cánovas ſo zu ſagen in die Zwangslage verſetzt, einem militäriſchen Pronunciamiento, das doch nicht mehr rückgängig gemacht werden konnte, ſich anzuſchließen, beziehungsweiſe die Früchte desſelben für ſeine Staatszwecke einzuheimſen.

Trotz dieſes Urſprunges nahm jedoch die neue Regierung unter Cánovas Hand alsbald einen ſo ausgeprägt bürgerlichen Charakter an, wie ſchon lange nicht mehr und wie ſogar nicht unter der Dictatur des republikaniſchen Geſchichtsprofeſſor Caſtelar. Cánovas iſt hierin den Ueberzeugungen und Ueberlieferungen ſeines ganzen Lebens treu geblieben. Er hatte ſich niemals zu dem in allen Parteien Spaniens ſonſt als ſelbſtverſtändlich angeſehenen sacrifizio dell' intelletto herbeigelaſſen gegenüber von Pronunciamientohelden, die ſich die Fähigkeit anmaßten, einen Staat einzurichten und zu regieren, weil ſie die Herren in den Caſernen waren. Wie er einerſeits mit wahrem Bürgermuthe und ſtaatsmänniſcher Ueberlegenheit, noch mitten in dem Rauſche der Septemberrevolution, in den conſtituirenden Cortes von 1869, die Generale auf der Miniſterbank warnte, nicht mit der Einführung von Freiheiten und Einrichtungen, auf welche das Land nicht vorbereitet ſei, unberechenbare Gewalten

zu entfesseln, so hatte er andererseits der programmlosen und darum auch aussichtslos gewordenen Erhebung O'Donnells im Juni 1854 den Inhalt und die Formel gegeben, welche dieselbe erst für die Nation annehmbar und fruchtbar machten. Er hat nach der Schlacht von Vicálvaro, in Manzanares jenes Manifest verfaßt, welches nicht nur zum Programm für eine neue Partei, die liberale Union, sondern auch zum Ausgangspunkte für die ganze neuere constitutionelle Entwicklung Spaniens wurde. In ein paar kurzen Sätzen waren hier die zeitgemäßen Forderungen der Nation zusammengefaßt: „Erhaltung des Thrones, aber ohne eine schmähliche Camarilla, strenge Anwendung der Staatsgrundgesetze, Verbesserung des Wahl- und Preßgesetzes, Ermäßigung der Steuern, Decentralisation, Einführung der nationalen Miliz auf dauerhafter Grundlage.

Ehe Canovas del Castillo selbstthätig in die politischen Geschicke seines Vaterlandes eingriff, hatte er sich in den schönen Wissenschaften und der Presse bereits einen Namen gemacht. Als sechzehnjähriger Jüngling gab er 1844 in seiner Vaterstadt Malaga bereits eine literarische Zeitschrift heraus: „La jóven Malaga". In Madrid, wo er seit 1845 Philosophie und Rechtswissenschaft studirte, betheiligte er sich als politischer Redacteur an dem liberalconservativen Blatte „La Patria", in Gemeinschaft mit den hervorragendsten Männern des Parlamentes und Advocatenstandes, einem Pacheco, Gonzalo Moron, Benavides, Rios Rosas, Novaliches. Doch konnte ihn die Politik nie ganz dem Cultus der schönen Wissenschaften entfremden. Außer verschiedenen kleineren literarischen Arbeiten veröffentlichte er im Anfang der fünfziger Jahre die „Geschichte des Verfalls Spaniens von Philipp III. bis Carl II." und den Roman: „La Campana de Huesca", ein geschichtliches Bild Aragoniens im zwölften Jahrhundert. Dieser Roman erlebte drei Auflagen. Cánovas wurde im Jahr 1860 zum Mitglied der Akademie der Geschichte, im Jahr 1867 zum Mitglied der spanischen Akademie ernannt. Seiner Feder verdanken wir noch einige der besten Arbeiten in der „Revista de España" und im „Diccionario de política y administracion". Die Verbindung gründlicher Gelehrsamkeit und tieferen philosophischen Gehaltes mit schöner, blühender Form zeichnet Cánovas als Schriftsteller und akademischen Redner aus. Während so viele seiner spanischen Zeitgenossen der Wissenschaft und Literatur untreu wurden, sobald sie sich einen Namen gemacht und den Zutritt zur politischen Schaubühne eröffnet, blieb ernsteres Studium für Cánovas der Trost nach den Enttäuschungen des öffentlichen Lebens und das Mittel, sich jene Selbständigkeit und Freiheit des Geistes zu wahren, die ihn auch unter den Stürmen der Revolution und gegenüber den Verlockungen der Macht auf der einmal für richtig erkannten Bahn ausharren ließ.

Wenige unter den gegenwärtigen Staatsmännern Spaniens können sich

rühmen, so ohne Schwanken, wie Cánovas del Castillo, ihren Grundsätzen treu geblieben zu sein. Nach den Juliereignissen 1854 von seiner Vaterstadt Malaga in die Cortes geschickt, entwickelte er mit einer für seine Jugend staunenswerthen Sicherheit und mit vollkommenem Erfolg die Nothwendigkeit, eine neue Partei zu bilden, welche die tüchtigen Kräfte der Moderados und den gemäßigteren Theil der Progressisten vereinigen und sich durch das heranwachsende Geschlecht verstärken sollte. Wie schon erwähnt, entsprach O'Donnell diesem Verlangen, indem er die liberale Union ins Leben rief, welche bis auf unsere Tage eine so entscheidende Rolle in der spanischen Politik spielen sollte. Im praktischen Staatsdienste war Cánovas thätig zunächst 1854 als Beamter im Ministerium des Auswärtigen, dann 1855—57 als Geschäftsträger in Rom. Als 1858 die liberale Union zur Herrschaft gelangte, war er durch zwei Jahre Generaldirector der Localverwaltung, durch drei Jahre Untersecretär des Ministeriums des Innern. Nachdem er wegen Meinungsverschiedenheit mit der Regierung über die mexikanische Frage seine Entlassung genommen, lehnte er 1863 eine erstmalige Ernennung zum Minister des Innern ab, und nahm dieselbe erst 1864 als College von Mon an (in dem sogenannten Cabinet Mon-Cánovas), als er gegründete Aussicht hatte, die Reformen, für die er in der Opposition gekämpft, durchzusetzen, vor allem ein freisinnigeres Vereins- und Preßgesetz. Nach kurzer Unterbrechung durch ein Ministerium des Herzogs von Valencia gelangte die liberale Union wieder zur Gewalt und Cánovas übernahm in dem Cabinet des Herzogs von Tetuan das Portefeuille der Colonien. Er betrachtete dasselbe nicht wie so viele seiner Vorgänger und Nachfolger als fette Sinecure, sondern er machte 1866 durch Einberufung einer cubanischen Junta den ersten ernsthaften Versuch, auf dem Wege friedlicher Verständigung unerläßliche Reformen für die Havanna durchzusetzen. Seine persönliche Schuld war es gewiß nicht, daß auch in den Colonien, wie im Mutterlande die Reformfreunde bald der Revolution das Feld räumen mußten.

Getreu seiner in Manzanares ausgegebenen Losung, der Thron müsse erhalten werden, hielt er sich von allen antidynastischen Umtrieben fern, auch als er mit vielen Parteigenossen 1866 das Opfer der Willkürherrschaft des Herzogs von Valencia eines Gonzalez Brabo's geworden und von Madrid verbannt war. Daß ihn trotz seiner bewährten Gesinnungen und Dienste Königin Isabella II. selbst fallen ließ, an die er mit vielen Abgeordneten gegen die ungesetzliche Nichteröffnung der Cortes appellirt hatte, konnte ihn nicht zur Theilnahme an der offenen Empörung gegen dieselbe bewegen, sondern nur entmuthigen, seine Hand fernerhin für eine selbstverschuldetem Untergang entgegeneilende Herrschaft zu rühren. Als er, nach dem Sturz der Königin, in die constituirenden Cortes eingetreten war, machte er kein Geheimniß daraus,

daß er die Revolution mißbillige; ohne als Lobredner der vergangenen Zeit aufzutreten, ſchrieb er den durch das Pronunciamiento von Cadiz geweckten Volksleidenſchaften, ſowie der Planloſigkeit des Revolutionsminiſteriums die Schuld an der allgemeinen Unſicherheit der Zuſtände und insbeſondere an den Schwierigkeiten der Regierungsfrage zu; und in einer tief durchdachten Rede gegen die demokratiſche Verfaſſung von 1869 warf er ſeinen früheren Geſinnungsgenoſſen, wie Rios Roſas, vor, daß ſie von ihren alten Ueberzeugungen abgefallen ſeien, und ſich mit der Zulaſſung der unbeſchränkten Menſchenrechte widerſtandlos den revolutionären Mächten ausgeliefert haben. Mehrere Abgeordnete, wie der gegenwärtige Miniſter des Innern, Romero Robledo, ſchloſſen ſich ihm ſchon damals enger an; doch vermied Cánovas den Fehler einiger anderen Staatsmänner, welche ſchon jetzt wieder, und bei der noch herrſchenden Stimmung natürlich umſonſt, die durch die Septemberrevolution zerſprengten conſervativen Streitkräfte zu einem Kern zu vereinigen ſuchten. Er wartete ohne Ungeduld den rechten Augenblick ab, da die Nation des Scheiterns der verſchiedenen Throncandidaturen, der Umtriebe Prims, der Unthätigkeit Serranos, der ewigen Unruhen im Lande müde war. Erſt ein Jahr ſpäter, im Juni 1870, konnte er in den Cortes, ohne von einem Sturme des Unwillens übertobt zu werden, das Banner der „dinastia de la tradicion y del derecho“, der Reſtauration des Prinzen Alfonſo entfalten, und nicht blos von ſehr zahlreichen monarchiſchen Elementen im Lande ſprechen, welche noch der entthronten Monarchie anhingen, ſondern auch von ſich ſelber bekennen: „Hier, in meinem Herzen, hier, in meinem Geiſte, hier, in meinem Gewiſſen herrſcht nur eine Sympathie, und dieſe Sympathie iſt für den Prinzen Alfonſo, den ich ſeit ſeiner Kindheit gekannt, den ich ſeinerzeit des Namens Prinz von Aſturien würdig gehalten habe und den ich ſtets bereit war, zu vertheidigen, wie ich ſeine Mutter vertheidigt habe.“ Von jetzt ab war Cánovas die Seele der Reſtaurationsbewegung, der politiſche Rathgeber Iſabellas II. und der berufene Führer der dem Herrſcherhauſe treu Gebliebenen. Sein erſter, Glück verheißender Erfolg war, daß er Iſabella, die doch eine ſehr hohe Meinung von ihrer königlichen Würde hatte, zu überzeugen vermochte, daß ihre Perſönlichkeit ein unüberwindliches Hinderniß für die Wiederherſtellung der Monarchie ſei, und daß er ſie zu dem Opfer bewog (am 25. Juni), zu Gunſten ihres Sohnes abzudanken. Seinem Rath und Einfluß iſt es auch zuzuſchreiben, daß bei Iſabella an die Stelle der ſeither bei ihr ohne Unterlaß wechſelnden Launen von nun an, wenigſtens in den wichtigeren Dingen, folgerichtiges Handeln trat, und ſie ſich in alle Nothwendigkeiten ergab, die aus der Stellung ihres Sohnes als Kronprätendenten floſſen. Cánovas iſt der Urheber des Erziehungsplanes, nach welchem Don Alfonſo, deſſen Bildung bis dahin eine äußerſt mangelhafte war, fern von

dem mütterlichen Hofstaate und frei von jesuitischen Einflüssen Unterricht an bewährten europäischen Anstalten genoß. Es glückte ihm, den rechten Mann für seine Pläne zu finden in einem hochgebildeten und freisinnigen Spanier, Herrn Morphy, der als treuer Mentor die Seele seines Jünglings zugleich mit Vaterlandsliebe zu erfüllen und für die Ideen unserer Zeit zu begeistern wußte. Herr Morphy ist seiner Aufgabe mit dem Bewußtsein nachgekommen, daß es gelte, seinem unglücklichen Vaterlande die letzte Hoffnung zu retten. Heute ist er der vertrauteste Berather seines Königs, der mit schwärmerischer Liebe an ihm hängt, und so lange wir ihn an der Seite des jungen Herrschers sehen, wissen wir diesen aufs Beste behütet.

Einen in europäischer Luft aufgewachsenen, geistig, sittlich und politisch ausgebildeten Mann wollte Cánovas, wie man noch aus den von ihm beim achtzehnten Geburtstag des Prinzen veranlaßten Kundgebungen sah, der spanischen Nation als Retter vorstellen. Alfonso sollte namentlich eine Schutzwehr gegen die Gefahren bilden, welche nach Beendigung des Carlistenkrieges dem Lande von einem Heer beschäftigungsloser, ehrgeiziger Offiziere, wie seinerzeit nach dem ersten Carlistenkriege unter Espartero, drohen konnten. Diese Mission des jungen Monarchen ist nun allerdings wieder in einige Ferne gerückt, da derselbe, noch während der Carlismus seine letzten Anstrengungen macht, unvermuthet rasch den Thron seiner Väter einnehmen mußte. Und vertagt mußte auch die Hoffnung werden, mit der sich Cánovas Anfangs über die Durchkreuzung seiner ursprünglichen Pläne trösten mochte, daß nämlich Alfonsos Name alsbald alle diejenigen anziehen werde, welche ihre conservativen, monarchischen und religiösen Ueberzeugungen nicht sowohl aus Liebe zum Absolutismus, als aus Furcht vor republikanischen Umwälzungen unter das einzige monarchische Banner, das sich ihnen darbot, das carlistische, geflüchtet hatten. Um so weniger kann sich aber das junge Königthum der von Cánovas vor und nach dem Pronunciamiento mit Nachdruck hervorgehobenen Nothwendigkeit entziehen, vor Allem auch Septemberrevolutionsmänner in die Regierung einzuladen. Cánovas ist ein zu gewiegter Politiker, um nicht einzusehen, daß eine Verstärkung des reactionären Elementes, das mit den Anfangs freilich nicht abweisbaren Moderados in die Regierung eingezogen war, unfehlbar die constitutionelle Partei, die sich jetzt unter Serrano und Sagasta zu dem Kampf um Ministerportefeuilles und Staatsmänner rüstet, auf den Weg der Verschwörung drängen würde. Er kannte die Geschichte und die Verhältnisse seines Landes zu gut, um durch allzugroße, allen ernsthaften Errungenschaften der letzten sechs Jahre widersprechende Zugeständnisse an diejenigen, welche einfach da wieder anknüpfen möchten, wo Isabella bei ihrer Flucht die Dinge gelassen, einen neuen Tag von Alcolea heraufzubeschwören. Als alter und überzeugter Parlamentarier

wird er niemals in die von den Moderados anempfohlenen Beſchränkungen der Cortesrechte willigen; und glücklicherweiſe iſt er durch ſeine ganze Vergangenheit mehr als ein Anderer zum Mittelsmann berufen zwiſchen den Moderados, denen ein günſtiger Stern die 1868 ſchmählich verlorene Macht wieder in die Hände geſpielt hat, und der liberalen Union, die ſich von allen Parteien ſeit 1868 allein als einigermaßen regierungsfähig erwieſen hat.

Ueber die große Frage der Cultusfreiheit hatte ſich Cánovas del Caſtillo vor dem Pronunciamiento vorſichtiger Weiſe ungefähr folgendermaßen vernehmen laſſen: „Ueber die Freiheit des Cultus, einen Ueberfluß im katholiſchen Spanien ſolle in der künftigen Verfaſſung womöglich mit Stillſchweigen weggegangen werden; zwiſchen Kirche und Staat ſolle die Rückſicht auf den Frieden maßgebend ſein; dem Klerus ſolle Gerechtigkeit widerfahren; zu einem Angriff auf die Kirche, wie er anderswo nöthig ſein möge, ſei hier kein Anlaß; im Uebrigen aber ſolle eine weltliche Politik verfolgt, der Standpunkt des Staates feſtgehalten werden.“ Inzwiſchen haben die Gelüſte der Moderados, die Lage zu einer ſchrankenloſen kirchlichen Reaction auszubeuten, Cánovas genöthigt, der Regierung Alfonſos doch eine beſtimmtere Stellung in der kirchenpolitiſchen Frage anzuweiſen, den Nichtkatholiken ohne Zweideutigkeiten jene Duldung zuzugeſtehen, die ein moderner Staat nicht verſagen darf, und trotz des Gewichtes, das man auf ein gutes Vernehmen mit der päpſtlichen Curie legen muß, eine Beherrſchung des Staates durch die Kirche zurückzuweiſen. Es iſt übrigens unzweifelhaft, daß auch Rückſichten der auswärtigen Politik, Rückſichten auf England und insbeſondere auf Deutſchland hierin nicht ohne Einfluß geblieben ſind.

Dies führt uns ſchließlich noch auf einen Punkt, der immerhin beachtet zu werden verdient. Der vielfach verbreiteten Behauptung, Cánovas del Caſtillo ſei, wie allerdings ſehr viele von der alfonſiſtiſchen Partei, entſchiedener Franzoſenfreund und Deutſchenfeind, widerſprechen meine perſönlichen Erinnerungen. Der während des deutſch-franzöſiſchen Krieges in den madrider Blättern mit großer Lebhaftigkeit geführte Streit, an welchem ich ſelbſt in mehr oder weniger reinem Caſtilianiſch mich betheiligte, ob die Franzoſen oder die Deutſchen Spaniens Sympathien verdienen, hatte ſich bald zu der allgemeineren Discuſſion über das Verfallen der lateiniſchen und das Wiederaufblühen der germaniſchen Raſſe erweitert. Nun machte Cánovas damals durch eine Rede (im Ateneo, am 26. November 1870) das größte Aufſehen, weil er hier unumwunden die Ueberzeugung ausſprach, daß das Wachsthum Deutſchlands alle nur denkbaren Anzeichen der Dauer trage, ob man nun die von ihm entwickelten Truppenmaſſen oder die unvergleichliche Tüchtigkeit derſelben, oder die guten geſellſchaftlichen und ſtaatlichen Einrichtungen, aus denen die eigentliche kriegeriſche Leiſtungsfähigkeit natürlich

fließe, oder die überraſchende kriegeriſche Unfähigkeit ins Auge faſſe, an der Frankreich und, wie man leider zugeben müſſe, die anderen lateiniſchen Völker leiden. Wir geſtehen gern, daß uns das Herz raſcher ſchlug, als wir den ſpaniſchen Staatsmann ausrufen hörten: „Europa hat jetzt einen neuen Karl V. oder einen neuen Ludwig XIV. hervorgebracht, ſo mächtig wie nur einer der beiden, und dem erſteren, wenn an Geiſt nicht gewachſen, an Glück überlegen. Sehe man doch, wie jene Mauern von Metz, an denen unſer großer Karl ſcheiterte mit einem Heere, unter deſſen Soldaten ſich Markgrafen von Brandenburg befanden, diesmal dem deutſchen Anprall nicht widerſtehen konnten; und andererſeits werden wenige zweifeln, daß Wilhelm I. zufriedener in ſeinem Palaſte ſterben wird als Karl V. in Yuſte. Und zu denken, daß der, welcher heute zwar nicht den Ruhm, aber das Glück des großen Kaiſers verdunkelt, niemand anderer iſt als ein proteſtantiſcher Kaiſer! Welche Geberde des Zorns oder Entſetzens würden nicht bei dem Vernehmen ſo ſeltſamer Kunde jene erſten Gäſte im Pantheon des Escorial (Karl V. und Philipp II.) machen, wenn ſie durch Zauber zum Leben erweckt würden?“

Briefe von Louis Napoleon und Stephanie von Baden an Friedrich Chriſtoph Schloſſer.*)

Mitgetheilt von Otto Walz.

I.

Louis Napoleon an Schloſſer.

1.

A Monsieur
Monsieur le Professeur Schlosser
Heidelberg

Arenenberg ce 17 Juillet 1833

Monsieur

C'est bien mal à moi de n'avoir pas encore répondu à l'aimable lettre que vous m'avez écrite lors de mon arrivée ici; car j'ai été bien sensible à l'exactitude que vous avez mise à répondre à mes demandes, et les notes que vous m'avez communiquées m'ont été très utiles. J'attendais toujours pour vous en remercier que mon ouvrage fut

*) Aus Schloſſers Nachlaß.

imprimé afin de vous l'envoyer, mais la publication étant retardée encore de quelques semaines, je ne veux pas remettre à une plus longue époque le plaisir de vous renouveler l'assurance de mon amitié. L'ouvrage que vous avez eu lá bonté de m'envoyer m'interessera vivement et je ne manquerai pas d'en traduire à ma mère les passages les plus importants. Depuis mon retour à Arenenberg j'ai travaillé à une petite brochure politique et militaire sur la Suisse; je vous l'enverrai dès qu'elle aura été imprimée et je serai très fier si je puis obtenir votre approbation; car je desire autant votre suffrage pour ce que j'écris que votre estime pour ce que je fais. J'espère comme vous le dites vous même que si nos vues sont quelques fois differentes nos principes seront toujours les mêmes.

Pour ce qui a rapport à l'empereur Napoléon voici en deux mots mon opinion. En mettant du côté mes sentiments personnels je ne puis m'empêcher cependant de regarder l'empereur comme le plus grand homme que l'histoire nous ait présenté. Cette première base de mon jugement une fois posé je cherche à découvrir dans toutes ses actions le mobile qui le fit agir, car si nous reconnaissons qu'il fut un grand homme, nous devons reconnaitre aussi que ses intentions furent toujours louables, les moyens seuls qu'il employe peuvent être blâmés, en cela seulement il a pu se tromper. Je ne pourrais en effet allier dans mon esprit la supériorité et la grandeur à des intentions médiocres et à des passions vulgaires.

Ma mère me charge Monsieur de vous dire combien elle est touchée de vos sentiments pour elle; quant à moi je vous prie d'être auprès de Mdme. Schlosser l'interprete de mes hommages et de croire à mon amitié.

Napoléon Louis B

2.

Arenenberg ce 7 Avril 1834

Mon cher Professeur

Vous devez me trouver bien paresseux car voilà un mois que je dois vous répondre; des occupations scientifiques ont pu seules m'empêcher de vous témoigner plus tot la reconnaissance, que j'éprouve pour l'amitié, que vous voulez bien me conserver. Ma mère a été très flattée du suffrage que vous donnez ainsi que Madame Schlosser à son ouvrage; elle a été obligée de le faire paraitre pour faire taire tous les faux bruits qu'on répandait sur son passage en France. Elle vous envoye ci-joint une lettre pour Madame Récamier que vous con-

naissez déja de reputation, vous trouverez réuni dans son salon toutes les distinctions litteraires du jour. L'autre lettre que je joins est pour un de mes amis Mr. Vieillard, c'est un des hommes des plus distingués que je connaisse et par son esprit et par son instruction, il sera sans doute charmé de faire votre connaissance car je lui ai souvent parlé de vous.

J'espère que votre séjour a Paris sera agréable, vous y verrez du moins bien des choses extraordinaires, dans le monde vous trouverez peu de vertu peu de caractères fermes et loyaux, mais descendez plus bas et vous trouverez là élévation de sentiments, bon sens et patriotisme.

Adieu mon cher Professeur, est-ce que cet automne vous ne viendrez pas nous faire une petite visite? ma mère et moi nous serions bien contents de vous voir.

Recevez l'assurance de ma considération et de mon amitié.

Napoléon Louis B

3.

Londres le 28 Sept. 1847

Mon cher Monsieur Schlosser

Ayant été absent de Londres pendant quelques mois je n'ai pas pu encore vous remercier de la notice sur mon ouvrage que vous m'avez envoyée. Je suis bien sensible à la nouvelle preuve d'amitié que vous me donnez et j'ai été très satisfait de la manière dont le Général de Hoffmann a bien voulu rendre compte de mon ouvrage. Je suivrai ses conseils en tâchant de terminer le plus promptement possible ce grand ouvrage et en évitant les erreurs qu'il a signalées avec tant de modération. Si vous lui écrivez dites lui, je vous prie que je suis très fier d'avoir trouvé en lui un juge aussi indulgent.

Je ne puis guère vous parler politique, ici on est au courrant de tout ce qui se passe sans cependant y attacher un intéret direct. C'est là un des avantages de ce peuple insulaire, c'est de ne ressentir aucune des secousses qui font trembler le continent. Les oscillations de notre Europe s'apaisent dans les flots de la mer avant de parvenir aux rivages de l'Angleterre.

Recevez mon cher Monsieur Schlosser avec mes remercimens la nouvelle assurance de mes sentimens d'estime et d'amitié

Napolèon Louis B

II.

Stephanie von Baden an Schloſſer.

1.

Quelque soit la langue et la forme que vous employiez pour m'écrire, vous savez d'avance Monsieur, combien vos lettres sont les bien venues, elles sont pour moi un témoignage de votre souvenir auquel je mets un prix bien réel.

J'ai été charmée d'apprendre par vous que le commentaire du Dante a quelque mérite, entendant parler de cet ouvrage à un Italien homme d'esprit je pensai que cet ouvrage pourrait vous intérresser et je suis bien contente, qu'il ait atteint le but que je m'étais proposée. Je combats avec moi même pour savoir si je puis accepter l'obligeante proposition que vous me faites, je crains que mon peu de savoir en Italien ne me rende indigne d'occuper des momens qui sont toujours si bien employés, mais il me faudra du courage pour que la discrétion l'emporte sur l'égoisme.

J'ai été désolée comme vous de tout ce qu'on a mis dans les journaux, je suis bien persuadée que la calomnie en a inventée la plus grande partie; et que ceux qui ont parlé de mon neveu se donnaient l'air d'en savoir bien davantage qu'on ne leur en avait jamais dit; mais le malheur d'une cause tombée est de rassembler sans le vouloir autour d'elle, une foule de gens qui n'ayant pas de moyens de briller par eux mêmes, cherchent à se donner de l'éclat en s'associant à elle; je donnerais beaucoup pour que Louis puissent bientôt venir ici il trouverait des amis et de bons conseils j'espère que ce projet se réalisera dans le mois de fevrier et je vous demande de lui conserver votre intéret auquel il tient beaucoup.

Recevez Monsieur l'expression de l'amitié et de l'estime sincere que je vous ai vouées.

Stéphanie

Carlsrouhe 17 octobre

2.

Mon cher Monsieur Schlosser,

On vous retrouve toujours, lorsqu'il est question de coeur, d'âme, ou d'esprit, la proposition que vous me faites pour Louis en est une preuve et je vous en remercie pour lui en attendant qu'il le fasse lui même

car je vais lui écrire de suite pour lui faire part de vos bonnes intentions, qui seront j'en suis sure un très grand encouragement pour lui.

Je serais très disposée a suivre votre conseil et a en parler ou au Duc ou a tout autre officier, mais il faudrait avoir l'ouvrage et je vous prierais de me le prêter, Louis ne m'en ayant pas cru digne. Je suis fachée que votre nom seul figure dans les annales ou devrait paraître l'analyse de son ouvrage, car quelques lignes de vous, lui seraient plus favorables que les louanges de beaucoup d'autres.

Je comprends du reste mon cher Monsieur Schlosser que la politique ne vous attache gueres dans ce moment ci, elle est si misérable si einſeitig, que toute âme noble, ne peut se comprendre avec les partis, qui ne s'occupent guères d'un résultat favorable à l'humanité, mais de la réussite de leurs opinions particulieres,

Je sus charmée que vous ayez été content de Napoleon, il m'a paru avoir beaucoup gagné je lui crois de l'esprit, j'espere qu'il comprend la valeur du nom qu'il porte et d'une ressemblance éloignée, dont il a trop de bon sens, sans doute, pour en faire un moyen.

Je vous prie de remercier Madame Schlosser de sa bonne intention; mais hélas ce qui est beau et brillant se fletrit vite.

Adieu mon cher Monsieur Schlosser, conservez moi toujours vos bons sentimens et croyez à toute l'amitié que je vous ai vouée.

Stéphanie

Manheim 30 mars

3.

Manheim 12 Septembre

Mon cher Monsieur Schlosser,

Je vous renvoie le manuscrit que vous m'avez confié, vous ne m'en voudrez pas j'espere si vous apprenez que j'ai engagé le Duc de Weimar a me le lire, mais chez moi et seul.

Je ne crois pas avoir besoin de vous dire avec quel intéret j'ai lu cet écrit, ou le tableau des évenemens passés, explique si bien le desordre actuel, ou celui pour lequel il a été écrit trouvera sans doute d'utiles enseignements pour son avenir, mais je dois ajouter mon cher Monsieur Schlosser que tout en ayant pu être blessée de certains passages, je vous remercie de m'avoir assez connue pour ne pas heziter à me les faire lire; c'est un témoignage d'estime qui honnore autant celle qui le recoit, que celui qui le donne. Le culte de la verité que vous proffessez en toute circonstance me servira j'espère

d'excuse près de vous, si je me permets de vous dire, à vous grand écrivain et homme de genie que plusieurs passages de votre écrit m'ont étonnée.

Si L'Empereur était le grand homme, qui pendant dix huit ans a ébloui l'Europe de ses talens et de ses succès, comment lui attribuer des petitesses qui se rencontrent rarement avec le genie; comment supposer qu'une puérile vanité a pu seule l'engager a relever en France la noblesse et la religion, si même l'on n'accorde pas à une pensée noble et profonde le retablissement de bases, sans lesquelles une monarchie peut difficilement se soutenir, du moins pourait on croire qu'il y a vu le moyen de se rattacher une partie de la nation, dont il avait besoin pour l'execution de ses projets. Il connaissait son pays, il savait que l'autorité en France a besoin de quelque prestige, il savait que le Français irreverencieux, moqueur, ne doit pas trop approcher de l'idole qu'il encense, que la France tout incrédule que les philosophes modernes l'ont fait paraître à l'Europe, était pourtant encore trop catholique, pour ne pas se soumettre plus facilement a un maître béni par l'église qu'à celui qui serait en guerre avec elle.

L'education des peuples ne se fait pas dans quelques années depuis trente ans, la France est devenue plus sérieuse, si L'Empereur paraissait à l'époque actuelle, sans doute il n'employrait pas, pour s'emparer du pouvoir les moyens dont alors il s'est servi, mais je ne croirai jamais que l'homme supérieur qui a vaincu tant de nations, ramené l'ordre dans son pays, dont les idées administratives existent encore non seulement en France, mais dans une partie de l'Allemagne, n'ait pas été guidé dans sa conduite par de plus nobles inspirations que par celle de la vanité.

Pardonnez moi mon cher Monsieur Schlosser les observations, elles sont un témoignage de mon sincère estime, et agréez l'expression de l'amitié que je vous ai vouée depuis tant d'années.

Stéphanie

Bemerkungen.

Zum Verſtändniß der vorſtehenden Briefe, welche Herr Profeſſor Dr. Otto Walß in Heidelberg aus Schloſſers Nachlaß uns mitzutheilen die Güte hatte, werden einige Bemerkungen nicht unwillkommen ſein. Freilich müſſen dieſelben eine mehr als gewöhnliche Nachſicht in Anſpruch nehmen, da das uns zu Gebote ſtehende Quellenmaterial ein über alle Begriffe dürftiges war. Iſt doch

die reiche Memoirenliteratur der Reſtauration, die ſo manche Aufklärung bieten konnte, in den öffentlichen Bibliotheken Leipzigs ſo gut wie gar nicht vertreten. Und ſo dürfte mancher Leſer ſich in der Lage befinden, Vollſtändigeres und Beſſeres zu geben. Immerhin aber konnte dieſe Erkenntniß kein Grund für die Redaction ſein, auf jeden Verſuch einer Erklärung zu verzichten.

Was den erſten Brief Napoleons anlangt, ſo iſt er von Arenenberg aus datirt, wo ſich der Prinz mit ſeiner Mutter ſeit dem Ende des Jahres 1831 nach den abenteuerlichen Zügen durch Italien, Frankreich und England für längere Zeit wiederum aufhielt. Er war damals Ehrenbürger des Staates Bern und Hauptmann der cantonalen Artillerie, und vertrieb ſich die Langeweile des Aufenthaltes auf dem einſamen Landſitze mit hiſtoriſchen, politiſchen und militäriſchen Studien. Dieſe Studien brachten ihn in nähere Verbindung mit Schloſſer, deſſen Bekanntſchaft mit ihm und ſeiner Mutter wohl durch deren Couſine, die verwittwete Großherzogin Stephanie von Baden, Schloſſers edle und geiſtvolle Freundin, vermittelt worden war. Schloſſer hatte dem Prinzen auf ſeine Bitten einige Notizen zukommen laſſen, die dieſem bei der Abfaſſung ſeines Werkes, deſſen Druck ſich einige Wochen noch verzögerte, von Nutzem geweſen waren. Im Briefe nennt der Prinz einmal „mon ouvrage", ſodann erwähnt er „une petite brochure". Das erſte ſcheint auf eine Schloſſer ſchon bekannte Arbeit zu gehen, auf die ſich auch deſſen Notizen bezogen, mit dem zweiten ſcheint er Schloſſer eine neue Mittheilung zu machen. Da aber nicht bekannt iſt, daß Napoleon eine zweite druckfertige Arbeit im Jahre 1833 vorliegen hatte, ſo wird nur ein und dieſelbe Schrift gemeint ſein können. Sie führt den Titel: „Considérations politiques et militaires sur la Suisse", und ihr Vorwort iſt vom 6. Juli datirt, alſo kaum zwei Wochen vor Abfaſſung des vorliegenden Briefes. — Das Buch, welches Schloſſer dem Prinzen zugeſandt hatte und aus welchem dieſer ſeiner Mutter gewiſſe Stellen vorleſen will, iſt die im Jahre 1832 in dem „Archiv für Geſchichte und Literatur herausgegeben von Fr. Chr. Schloſſer und Gottlob Auguſt Bercht" erſchienene Abhandlung: „Zur Beurtheilung Napoleons und ſeiner neueſten Tadler und Lobredner, beſonders in Beziehung auf die Zeit von 1800—1813. Erſte Abtheilung, bis zum Conſulat", vielleicht auch noch, obwohl wir das mit unſeren Mitteln chronologiſch nicht feſtſtellen konnten, die zweite Abtheilung des Aufſatzes, die im Jahre 1833 in derſelben Zeitſchrift unter gekürztem Titel erſchien. Darauf ſind auch die Aeußerungen des Prinzen über ſeinen Oheim zu beziehen. In der erſtgenannten Abhandlung gedenkt Schloſſer der Herzogin von St. Leu oft und mit großer Anerkennung, obwohl er ſich bewußt war, daß er durch dieſe Arbeit ihren Dank nicht verdienen würde. „Der Zauber, ſagt er, „den Napoleon auf Alle, denen er wohl wollte, ausübte, war von der Art, daß der Verfaſſer nicht einmal hoffen

darf, daß ſeine nackte hiſtoriſche Prüfung den Perſonen, deren Güte er für ſeinen Zweck in Anſpruch genommen hat, gefallen werde." Er ſpricht wiederholt von der Herzogin, deren perſönliche Bekanntſchaft er abſichtlich zu dem Zwecke ausgebeutet habe, „ſich über die zahlreichen Denkwürdigkeiten und ihr Verhältniß zu den Thatſachen unterrichten" zu können; er meint nicht ohne Grund, „daß die Perſonen, deren Güte er angeſprochen hat und die ihm gern mitgetheilt haben, was er zu wiſſen verlangte, höchſt wahrſcheinlich oft ſehr unwillig ſein würden, wenn man glauben könnte, daß ſeine deutſche Derbheit ſich auf ihre Urtheile oder Nachrichten ſtütze." „Für die Kritik eines Theils der Quellen, das muß er indeſſen geſtehen," heißt es weiter, „iſt ihm eine lange und fortgeſetzte Unterhaltung mit der Herzogin von St. Leu, die zugleich die Begebenheiten kennt und aus dem Studium aller der über die letzten dreißig Jahre erſchienenen Schriften ein eigenes Geſchäft gemacht hat, ſehr nützlich geweſen. Nicht als ob er ihren Anſichten unbedingt folgen möchte, ſondern um die ſcharfen Ecken ſeines eigenen Urtheils hie und da abzuſchleifen." Schloſſer bedient ſich in der Folge ihres Zeugniſſes des öfteren, nachdem er ſich zuvor vorſichtig gegen den Vorwurf jeder Indiscretion verwahrt hat. Wie ſehr er übrigens Recht hatte mit der Meinung, daß er es gewiſſen Perſonen nicht zu Danke machen würde, ſieht man auch aus dieſem Briefe.

Der zweite Brief Napoleons ſtammt aus dem folgenden Jahre. Schon im Jahre 1832 hatte die Königin von Holland Schloſſer die Geſchichte der Jahre 1797—1815, „die ſie zu ihrem eigenen Vergnügen niedergeſchrieben hatte," vorgeleſen. Wenn er auch überzeugt war, daß hier keine abſichtliche Entſtellung und keine eigentliche Erdichtung denkbar war, ſo mußte er doch bemerken, daß ſich die Arbeit, ohne daß die Verfaſſerin es ahnte, zu einer Apologie derſelben und der Ihrigen geſtaltet hatte. Um ſo vorſichtiger glaubte er ſie benutzen zu müſſen. Die Schrift, von der hier die Rede iſt, hat mit dieſen nicht für die Oeffentlichkeit beſtimmten Denkwürdigkeiten nichts gemein. Sie erſchien im Jahre 1834 und ſollte, wie wir hier erfahren, einen rein defenſiven Charakter haben. Sie führte den Titel: „La reine Hortense en Italie, en France et en Angleterre pendant l'année 1831". — Hortenſe giebt Schloſſer, der Paris beſuchen will, einen Empfehlungsbrief an die Récamier, die Freundin der Bonapartiſten ſeit alten Tagen. In ihrem Landhaus bei la Bagatelle hatte ſchon Lucian Bonaparte, als Präſident der Fünfhundert, ſeine Freunde abendlich um ſich verſammelt. — Der Prinz empfiehlt den Geſchichtsſchreiber an Herrn Vieillard. Dieſer gehörte zu den Conſervatoren der Arſenalsbibliothek und hat eine große Anzahl Bücher über alles Mögliche geſchrieben. Er war der älteſte Sohn des durch den Proceß Verdure in Rouen, der viel an den des Jean Calas erinnerte, bekannten

Advocaten Vieillard-Boismartin in St. Lô. Napoleon ſchrieb an ihn 1848 aus London den bekannten Brief über ſeine perſönliche Stellung zur Politik des Tages, den der Kaiſer ſpäter mit in die Sammlung ſeiner Werke aufnehmen ließ.

Zwiſchen dem zweiten und dritten Briefe liegen Straßburg und Ham. Napoleon lebt in London und auf den Gütern ſeiner engliſchen Freunde. Die Arbeit, für deren günſtige Beurtheilung er Schloſſer und dem General von Hoffmann dankt, iſt das vom Mai 1846 noch aus Ham datirte Fragment: „Du Passé et de l'avenir de l'artillerie.“ Die Schlußphraſe über die Politik iſt ungemein charakteriſtiſch für die ganze ſpätere Art des Mannes.

Den Briefen der Großherzogin von Baden mangelt die Angabe des Jahres, in welchem ſie geſchrieben ſind. Mit Sicherheit konnten wir dies mit den uns zu Gebote ſtehenden Mitteln nur für den einen Brief beſtimmen den wir an die erſte Stelle geſetzt haben.

Dieſer erſte Brief vom 17. October gedenkt eines Commentars über Dante. Es iſt kein Zweifel, daß es die Ausgabe der divina comedia iſt, die Roſſetti, ein geflüchteter Italiener, ſeit dem Jahre 1826 bei Murray in London erſcheinen ließ. Es waren bis zum Jahre 1833 nur zwei Bände erſchienen, das Ganze auf ſechs berechnet. Schloſſer beſchäftigt ſich mit dieſem Buche in der in der obengenannten Zeitſchrift im Jahre 1833 erſchienenen Abhandlung: „Einleitung in die divina comedia, nach Roſſetti, nebſt einem Anhang über Wittes Ausgabe von Dantes Briefen.“ Er ſagt darin, daß ihm das Buch „durch die Güte einer durch ihren Geiſt noch weit mehr als ihren Rang ausgezeichneten Dame“ zu Händen gekommen ſei. Der Aufſatz iſt im Jahre 1833 gedruckt, man könnte nun annehmen, daß der Brief im ſelben Jahre geſchrieben ſei. Da aber der Brief vom 17. October datirt iſt, da der Aufſatz im vierten Bande der Zeitſchrift erſchien, während im ſelben Jahre noch ein fünfter deſſelben veröffentlicht ward, da ferner, obwohl uns der Erſcheinungstermin der einzelnen Bände nicht bekannt iſt, nicht anzunehmen iſt, daß beide in dem letzten Viertel des Jahres ausgegeben wurden, ſo muß man nothwendig auf das Vorjahr zurückgreifen, um das Datum des Briefes zu finden. Er ſtammt ſicher vom Jahre 1832. — Der Vorſchlag, den Schloſſer der Großherzogin gemacht hat, bezieht ſich wohl auf eine gemeinſchaftliche Lectüre Dantes. — Die Worte über Louis Napoleon beziehen ſich auf die Gerüchte wegen ſeiner Theilnahme am Carbonarismus. Sie hofft den Prinzen im Februar bei ſich zu ſehen, und dann auf den Rath guter Freunde, wobei ſie wohl auch an Schloſſer denkt.

Der gelehrte Freund hat ihr wohl in Folge einer Anfrage einen Vorſchlag betreffs Napoleons gemacht, der wohl mit deſſen militäriſchen Kenntniſſen und Neigungen zuſammenhing, da ſie ſich darüber mit dem Herzog

(von Weimar) oder einem andern Offizier beſprechen möchte. Ob das erwähnte Buch Napoleons das Handbuch der Artillerie, das im Jahre 1835 erſchien, iſt, läßt ſich nicht erſehen.

Auch der letzte Brief enthält vieles Dunkle. An den erwähnten Aufſatz über Napoleon darf man nicht denken. Wozu hätte ſie das Manuſcript deſſelben geheim halten ſollen? Und dann war der ihr anvertraute Aufſatz nach dem Inhalte des Briefes offenbar für Louis Napoleon geſchrieben. Daß die Schrift ſich aber viel mit dem Kaiſer Napoleon beſchäftigte, geht aus den Einwendungen gegen Schloſſers Kritik hervor, die den Hauptinhalt des Briefes bilden. D. Red.

Friedrich Matz.

Von C. Aldenhoven.

Der Schluß des vergangenen Jahres hat einen noch jungen Mann mit hinweggenommen, deſſen Tod nicht ſeine Freunde allein beklagen, den Profeſſor der Archäologie an der Univerſität Berlin, Friedrich Matz. In ihm verliert die Wiſſenſchaft einen treuen und reichbegabten Diener und, was mehr iſt, einen Charakter von ſeltener Feſtigkeit und Reinheit. — Matz war im Jahre 1843 zu Lübeck geboren. Als älteſter Sohn einer angeſehenen Familie hatte er eine außerordentlich ſorgfältige Erziehung genoſſen und in dem ehrbaren und behaglichen Weſen der alten freien Reichsſtadt waren Geiſt und Gemüth des ernſthaften Knaben gleichmäßig und glücklich entwickelt. Die Monumente einer glorreichen Vergangenheit, welche das ehemalige Haupt der Hanſa zu einer der ſchönſten Städte Deutſchlands machen, hatten ſeinen Sinn ſchon frühe auf die geſchichtliche Betrachtung gelenkt; in der natürlichſten Weiſe führten ſie ihn auch zur Beſchäftigung mit der bildenden Kunſt. Denn dieſe tritt dem Lübecker nicht wie ein fremdes Weſen aus ſchönerem Lande, ſondern als ein echtes Kind heimiſcher Geſchichte und Natur entgegen. Vor Allem die großartigen gothiſchen Bauten haben ſchon durch die Art des Materials ein eigenes niederdeutſches Gepräge erhalten, auch die Gemälde des ſpäteren Mittelalters athmen hier denſelben Geiſt, wie das treffliche Dombild Memlings, welches ſchon des Knaben Bewunderung erregte. So wurde in dem künftigen Archäologen unter der Anleitung eines gründlichen Kenners mittelalterlicher Kunſt und der häuslichen Anregung feinſinniger Eltern ein äſthetiſches Verſtändniß geweckt, wie es einem Norddeutſchen ſelten ſo frühe zu Theil wird. Daneben hatte er ſich mit dem hartnäckigen Fleiße des geborenen Gelehrten eine feſte Grundlage claſſiſcher Bildung erworben.

Im Jahre 1863 ging er nach Bonn, um unter Jahn und Ritschl Philologie zu studiren. Gewissenhaft und eifrig trieb er Grammatik und Literatur der classischen Sprachen, allein seinem innersten Bedürfniß kam ein anderer Lehrer entgegen, Anton Springer, dessen begeisterndem Einfluß er sich mit ganzer Seele hingab. Durch ihn lernte er zuerst die Behandlung der Kunst als strenge Wissenschaft erfassen, durch ihn erschloß sich ihm das innere Gesetz der sinnlichen Formen und dessen Zusammenhang mit den großen Strömungen des Völkerlebens in Politik und Cultur. Und wieder bot die nächste Umgebung die mannigfachste und wirksamste Belehrung. In dem reichen Kranze der niederrheinischen Kirchen ist die ganze Geschichte der älteren deutschen Architektur von den Anfängen der romanischen Kunst bis zu den glänzenden Werken der vollendeten Gothik vertreten und das Skizzenbuch des wandernden Studenten kann hier die anmuthigen Linien der waldigen Höhen und Thäler mit Rund- und Spitzbögen aller Art vereinen. Um aber auch die neuere Malerei in ganzer Pracht und Fülle kennen zu lernen, bot eine Reise nach Paris die günstigste Gelegenheit. — Allein, wenn auch die hinreißende Macht der genialen Persönlichkeit Springers, dem Matz bis zuletzt in treuer Liebe und Dankbarkeit angehörte, ihn für die eingehende Behandlung der neueren Kunst erwärmte, war doch der eigentliche Mittelpunkt seiner Studien das classische Alterthum: nach einigem Zögern wandte er sich mit ganzem Eifer der antiken Kunst zu, und hier fand er an Otto Jahn nicht nur den besten Lehrer, der ihm werden konnte, sondern auch einen väterlichen Freund, welcher in ihm einen Schüler ganz nach seinem Herzen sah und mit der wärmsten Theilnahme seinen Weg verfolgte. — So vergingen fast fünf Jahre in fröhlicher Arbeit. Das bunte studentische Leben einer großen und ehrenwerthen Verbindung, später der heitere Verkehr älterer Studiengenossen sorgten dafür, daß auch die Jugend zu ihrem Rechte kam, und Matz besaß bei seinem ernsten trocknen Aeußeren doch ein gutes Stück heiterer schalkhafter Laune, welche ihn im freundschaftlichen Verkehre zu einem ungemein liebenswürdigen Gesellschafter machte. Nur das traurige Schicksal eines werthen Freundes und die schwere Erkrankung Jahns warfen einen Schatten auf die letzte Zeit in Bonn, und die weitläufige Arbeit, welche das Universitätsstudium abschließen sollte, eine Abhandlung über die Echtheit der Philostratischen Gemälde, drohte der Gesundheit gefährlich zu werden. Sie war ein glänzendes Zeugniß seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit, welchem auch der Widerspruch, den die Entscheidung einer so verwickelten und zweifelhaften Sache erregen mußte, nur zur Ehre gereicht hat. — Im Herbste 1867 ging es nach Rom und wohl selten hat Jemand so gut vorbereitet diese eigentliche Hochschule der Archäologie bezogen Die doppelte Voraussetzung, auf welcher ein fruchtbares Studium der Antike beruht, gründliche Kenntniß des Alterthums und der Kunst, ist schon aus

äußeren Gründen schwer zu erfüllen. Matz konnte beiden Forderungen in seltener Weise genügen: neben dem durch Anschauung und Studium gebildeten Formgefühl besaß er ein ungewöhnlich sicheres Wissen in Sprache und Literatur der classischen Völker. So wurde er bald in Italien heimisch. In raschem Fortschritt wuchs er an geistiger Reife und Freiheit und, während ihn bisher eine zaghafte Bescheidenheit vielfach beengt hatte, gewann er jetzt in unermüdlicher Arbeit auch das sichere Gefühl des eigenen Werthes. Dabei war ihm Nichts fremder als Ehrgeiz und Eitelkeit. Wie er nur arbeitete aus Liebe zur Kunst und Wahrheit, nur das betrieb, worauf ihn der Gang seiner Forschung naturgemäß leitete, so dachte er auch nie daran, irgend eine Arbeit abzuschließen, wenn sie nicht wie eine reife Frucht aus seinen Studien hervorwuchs. Darum sind denn auch seine kleinen Abhandlungen in ihrer anspruchslosen Form Muster wissenschaftlichen Verfahrens. Seine Gewissenhaftigkeit ließ ihn nie Liebhabereien nachgehen, geduldig erkundete und prüfte er die reizlosen Ueberreste der sinkenden Kunst und namentlich verwandte er unendliche Mühe und Zeit darauf, die außerhalb der großen Museen in Rom zerstreuten und versplitterten Alterthümer zu sammeln, eine Arbeit, deren Ergebniß leider nicht mehr veröffentlicht werden konnte. Sein ganzes Herz gehörte freilich der hellenischen Kunst und der freien Schönheit der italienischen Renaissance, und niemals konnte er sich dazu verstehen, seine Liebe und Bewunderung für die antike Kunst auf die Ueberreste des praktischen Lebens, die sogenannten Alterthümer der Griechen und Römer zu übertragen. — Nachdem ihm auch noch vergönnt gewesen, Griechenland und besonders Athen in längerem Aufenthalte kennen zu lernen, kehrte er im Sommer 1870 nach Deutschland zurück und habilitirte sich an der Universität Göttingen. Er las hier über Theokrit und Aeschylos, vorwiegend aber alte Kunstgeschichte. Von den äußeren Gaben des akademischen Lehrers war ihm wenig zu Theil geworden: sein Vortrag war zuerst stockend und eintönig, sein Verkehr mit den Studenten steif und befangen. Und doch vermochte die Klarheit und der Gehalt seiner Rede die Schüler zu fesseln, und besonders in den archäologischen Uebungen, welche er als den Mittelpunkt seiner Thätigkeit ansah, erschien er als Lehrer von glücklicher und bedeutender Wirkung. Denn was ihm mehr als seine Gelehrsamkeit und sein Scharfsinn die Herzen gewann, war die Wahrheitsliebe, welche sein ganzes Wesen erfüllte. Auch im täglichen Verkehre gab er sich selbst mit rückhaltloser schlichter Offenheit. Und er konnte es: hatte er sich doch als Mann das Herz eines Kindes und die Erinnerung an ein reiches schönes Jugendleben fleckenlos bewahrt. Niemals hatte eine Leidenschaft oder Schwäche ihn irre geführt; auch den herkömmlichen Thorheiten der studentischen Jugend war er, wie später den conventionellen Anforderungen der Gesellschaft mit ruhigem Gleichmuthe aus dem Wege gegangen. Wer ihn nicht näher kannte, hielt in wohl für einen vollendeten Büchermenschen und aller-

dings hatte die unbedingte selbstlose Hingabe an seine Wissenschaft ihm Manches fern gehalten, was sonst als inneres oder äußeres Erlebniß den jugendlichen Geist gestaltet und nährt. Auch war es ihm ganz unmöglich, fremde Gefühle und Geistesrichtungen sich anzuempfinden: worauf ihn nicht sein eigenes inneres Bedürfniß führte, das wehrte er hartnäckig ab, so daß ihm selbst die Dichtung der modernen Zeit auf der Universität fast gleichgültig und fremd geblieben war. Allein, wenn deshalb seine Charakterentwickelung langsamer als gewöhnlich gewesen war, so war sie dafür auch um so tiefer und entschiedener: als die Zeit für ihn gekommen war, erfaßte er die großen Fragen, welche in Religion und Staatsleben die Zeit bewegen, nicht weniger ernst als seine Wissenschaft, und während er fern von Kampfeslust und Bekehrungseifer gleichgültig seinen Weg zu gehen schien, hatte er still in sich selbst die freiste und consequenteste Ueberzeugung ausgebildet, die er auch, wenn er gefragt wurde, rückhaltlos zu äußern wußte. Unter den Dichtern aber war ihm Goethe zu einer unerschöpflichen Quelle begeisterter Freude und Erhebung geworden. — So hatte er denn seine akademische Laufbahn, etwas schüchtern zuerst, aber bald mit gutem Muthe begonnen. Als Ziel- und Mittelpunkt seiner Arbeiten war ihm der ehrenvolle Auftrag geworden, für das archäologische Institut die in Europa zerstreuten Reliefs römischer Sarkophage zu sammeln und zu veröffentlichen, ein Lieblingsgedanke Otto Jahns, der keinen würdigeren und fähigeren Händen anvertraut werden konnte. Einen guten Anfang nahm das Werk mit der Entdeckung der Coburger Blätter, einer umfangreichen Sammlung alter Handzeichnungen nach Antiken im Besitze des Herzogs von Coburg-Gotha, über welche Matz einen meisterhaften Bericht in den Monatsberichten der Berliner Akademie erstattete. Da traf ihn der erste heftige Anfall einer Krankheit, welche alle Hoffnungen und Entwürfe vereiteln sollte. Zwar erholte er sich wieder, gepflegt und ermuthigt durch die liebevolle Sorge eines akademischen Genossen. Aber die Lunge war angegriffen, nur die peinlichste Vorsicht und wiederholte Badereisen konnten die erschütterte Gesundheit aufrecht halten und neue Anfälle raubten Muth und Hoffnung: immer tiefer wurde die Falte zwischen den Augen und diese guten Augen, die so fröhlich lachen konnten, wurden ernst und starr. Nur in Einem konnte ihn auch die Krankheit nicht irre machen, in seiner treuen Pflichterfüllung, seiner unabläßigen Arbeit. Als außerordentlicher Professor wirkte er mit wachsendem Erfolge ein Jahr in Halle, dann seit Ostern 1874 in Berlin; das große Sarkophagwerk wurde rüstig gefördert. Ein kleiner Aufsatz über griechische Sarkophage, welcher in der archäologischen Zeitung erschien, gab ein Beispiel von der sicheren Beherrschung des Materials und der feinen geistvollen Behandlung, namentlich aber mußte er auf wiederholten Reisen durch Frankreich und England die auf abgelegenen Landsitzen oder in Provinzial-

ſtädten verborgenen Antiken aufſuchen, und er brachte jedesmal nicht nur eine Fülle wiſſenſchaftlicher Beobachtungen, ſondern auch einen reichen Schatz luſtiger und eigenthümlicher Erinnerungen nach Hauſe. Denn auch im Urtheile über die Fremden war er gerecht und frei von aller nationalen Beſchränktheit: wie ihm die naive Anmuth des italieniſchen Volkes bald vertraut und lieb geworden war, ſo hatte er auch ſeine herzliche Freude an der gefälligen Höflichkeit des armen franzöſiſchen Handwerkers wie an der vornehmen Gaſtfreiheit des engliſchen Lords. Noch im Herbſte des vorigen Jahres durchreiſte er das ſüdliche Frankreich: das milde Klima und das freundliche dem Italieniſchen verwandte Weſen des Volkes hatten ihm wohlgethan und er ſchien an Leib und Seele neugeſtärkt, ſodaß er zum erſten Male wieder mit Vertrauen in die Zukunft ſah und neue Lebenspläne zu entwerfen wagte. Da warf ihn die Krankheit noch einmal nieder und nach langem Kampfe endete ein ſanfter Tod ſein Leben, — nach menſchlichem Ermeſſen, vor der Zeit.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus der Schweiz. Von Staat und Kirche. — Die Bundesverſammlung hat in ihrer ordentlichen Sitzung am Ende vorigen Jahres zwei Geſetze berathen und angenommen, die faſt gleichzeitig auch den deutſchen Reichstag beſchäftigten, das Geſetz über Führung der Civilſtandsregiſter durch weltliche Beamte und dasjenige über Schließung der Ehe (obligatoriſche Civilehe). Das Bedürfniß dieſer Geſetze war in der Schweiz ſo dringend wie im Reiche und durch dieſelbe Urſache hervorgerufen wie dort, das Streben des römiſchen Katholicismus, ſeine alte Herrſchaft oder wenigſtens ſeinen Einfluß gerade auf jenem Gebiete zu behaupten und zu mißbrauchen. Man weiß längſt, daß die römiſche Kirche, wenn ſie Trennung vom Staate zugiebt oder ſogar wünſcht, dabei keineswegs die individuelle Glaubensfreiheit ihrer Angehörigen im Auge hat, ſondern im Gegentheil eine um ſo feſtere Beherrſchung derſelben durch die Geiſtlichkeit; wenn daher der Staat in der entgegengeſetzten Abſicht die Trennung verlangt, ſo hat er natürlich den Widerſtand der katholiſchen Geiſtlichkeit zu überwinden. Doch dürfen wir nicht verhehlen, daß auch ein Theil der proteſtantiſchen Geiſtlichen, und nicht blos die orthodoxe Partei derſelben, jene Geſetze nur ungern entſtehen ſah. Die Civilſtandsregiſter hatten die Herren Pfarrer bisher mit aller Gewiſſenhaftigkeit geführt und ihre Stellung dabei nicht mißbraucht; nun fürchteten manche, es werde ihnen mit denſelben auch ein Theil ihrer ſeelſorgeriſchen Thätigkeit entzogen und das geiſtliche Amt noch mehr, als bereits aus andern Gründen geſchehen,

isolirt und degradirt. Diese Auffassung und die daraus entsprungene Mißstimmung läßt sich begreifen und man konnte den Geistlichen wenigstens die Gerechtigkeit und den Trost nicht versagen, daß nicht sie, die reformirten, die Aenderung verschuldet haben, sondern ihre katholischen Amtsbrüder; dann aber mußten sie hinwieder begreifen, daß man in paritätischen Staaten nicht nach Confessionen verschiedene Gesetze des bürgerlichen Lebens aufstellen könne. Denn hätte man zur Führung der Civilregister zwar nicht mehr wie bisher die Geistlichen als solche verpflichtet, aber sie doch noch als wählbar zugelassen, so wären bei den Katholiken die Uebelstände dieselben geblieben, da ohne Zweifel an den meisten Orten die Pfarrer gewählt worden wären. Hier galt es also, principiell durchzugreifen und die protestantischen Geistlichen fanden Anlaß, ihren Amtseifer der Bürgerpflicht unterzuordnen. — Gegen das Ehegesetz leisteten die Katholiken, und zwar auch die staatlichen Vertreter derselben in der Bundesversammlung, noch härteren Widerstand, und dieser ist noch eher zu begreifen, da es sich nicht blos um die Schließung, sondern auch um die Scheidung der Ehe, resp. Wiederverheirathung, handelte, welche die Katholiken aus religiösen Gründen nicht zugeben zu können erklärten. In der That schien die Competenz der weltlichen Gesetzgebung bei diesem Punkte etwas zweifelhaft, oder es schien wenigstens unklug, die Katholiken in dieser Frage zu reizen; schließlich mußte die Schwierigkeit vor der Betrachtung verschwinden, daß der Staat allen Bürgern das Recht zur Ehe sichert, darum allerdings auch zu einer zweiten; wer aber gegen diese irgend ein religiöses Bedenken empfindet, sie eben nicht nachsuchen und eingehen wird. So wurde denn das Gesetz im Nationalrath mit 79 Stimmen gegen 37 angenommen. Man hört nun freilich, die katholische Partei wolle über dasselbe die Volksabstimmung anrufen, und es ist möglich, daß die nöthige Zahl von Stimmen zu diesem Verlangen durch Agitation sich finden läßt, aber daß die Abstimmung selbst eine Mehrheit gegen das Gesetz ergeben würde, ist nicht zu befürchten, obwohl auch in der protestantischen Bevölkerung die obligatorische Civiltrauung, welche der freien kirchlichen vorhergehen soll, noch etwas fremd ist. — Ein drittes Gesetz, welches die Bundesversammlung in ihrer letzten Sitzung schuf, betrifft die Stimmberechtigung der Niedergelassenen und Aufenthalter im ganzen Gebiete der Schweiz. Der Unterschied zwischen den beiden Kategorien ist schwer zu fixiren und wurde auch fast ganz aufgehoben, bis auf eine kleine Einschränkung des Stimmrechts der Aufenthalter in Gemeindeangelegenheiten, für welche sie einer etwas längere Frist bedürfen sollen als die Niedergelassenen. — Für die nächste Zeit schweben nun noch ein Bankgesetz und ein Fabrikgesetz. Beim letztern handelt es sich besonders um Einschränkung der Arbeit von Frauen und Kindern in Fabriken und um Festsetzung eines sogenannten Normalarbeitstages; für diesen werden elf Stunden vorgeschlagen, welche die Mehr-

zahl der Arbeiter auf zehn reduciren möchte; doch giebt es auch unter ihnen manche, welche die Festsetzung der Arbeitszeit dem freien Vertrag der Betheiligten überlassen wollen. — Der Entwurf eines Betreibungsgesetzes wird von der betreffenden Commission nächstens ins Reine gebracht werden, wahrscheinlich so, daß neben der Betreibung auf Concurs das Pfändungsverfahren nur für einzelne Fälle angenommen wird. Es hat sich gezeigt, daß der Unterschied zwischen der deutschen und der französischen Schweiz auch hier nicht so groß ist wie man ihn machen wollte, und das Streben nach völliger Rechtseinheit wird fortschreiten, je mehr man den scheinbaren Hindernissen und den wirklichen Consequenzen derselben ins Gesicht sieht. Bereits ist in der Bundesversammlung der Antrag gestellt worden, neben dem Obligationenrecht auch die übrigen Theile des Civilrechtes bearbeiten zu lassen, um es nachher den Cantonen frei zu stellen, die letzteren mit anzunehmen. Dieses Streben soll durch eine neue „Zeitschrift für schweizerische Gesetzgebung und Rechtspflege" gefördert werden, und es wird schon jetzt unterstützt durch die Thätigkeit des neuen Bundesgerichtes, welches mit Anfang dieses Jahres in Lausanne seinen Sitz aufgeschlagen und seine Functionen begonnen hat.

An Tractanden fehlt es demselben nicht, da alle die staats- und civilrechtlichen Recurse, mit welchen früher der Bundesrath und die Bundesversammlung behelligt wurden, nunmehr vor jene Instanz gezogen werden müssen oder können.

Ein neuangestellter Professor für Bundesstaatsrecht an der Universität in Bern hat kürzlich in einem öffentlichen Vortrag, der seither auch gedruckt erschienen ist, die „Ideen und Ideale schweizerischer Politik" behandelt. Indem er bei einem Rückblick auf die Geschichte der Schweiz die „Ideen", welche zum Theil nur wechselnde Zeitströmungen und Parteistandpunkte darstellen, von den „Idealen" unterscheidet, welche durch den Volkscharakter und die Stellung des Landes inmitten der übrigen Staaten für die Dauer vorgezeichnet sind, stellt er der schweizerischen Politik die drei Hauptaufgaben: Ausbildung der reinen Demokratie, Lösung der socialen Frage und nationale Gestaltung der Kirche. Daß die erste Aufgabe der Schweiz eigenthümlich zukommt und noch keineswegs erfüllt ist, kann nicht bezweifelt werden. Für die Lösung der socialen Frage, natürlich nur in der Gestalt wie sie in der Schweiz selbst vorliegt, bietet eben die demokratische Verfassung günstige Bedingungen und Angriffspunkte. Am schwierigsten wird wohl die dritte Aufgabe sein; denn wenn das kirchliche Leben auf Grundlage freier Gemeinden erbaut werden soll, wird es schwer halten, denselben zugleich einen übereinstimmenden, nationalpatriotischen Geist einzuhauchen. Hier kommen wir also auf die Kirchenfrage zurück und müssen hervorheben, daß zur Lösung derselben die Gesetzgebung des Bundes nur die allgemeinen Grundlagen liefern kann,

welche die Entstehung von Conflicten für die Zukunft verhindern oder wenigstens einschränken sollen, während die bereits vorhandenen Conflicte in den einzelnen Cantonen durch die Regierungen derselben mit verschiedenem Geschick ausgefochten werden mögen.

Am meisten hat in letzter Zeit wieder der Canton Genf mit kirchenpolitischen Fragen und Vorfällen zu thun gehabt. Es zeigt sich, daß die dortige Regierung das von ihr geschaffene Kirchengesetz nicht durchzusetzen vermag. Wenn sie darauf besteht, nur Priester, welche den Staatseid geleistet haben, zu kirchlichen Functionen zuzulassen, so bleiben von vierundzwanzig katholischen Pfründen zwanzig unbesetzt, weil die Gemeinden, überwiegend ultramontan, nur Priester dieser Farbe annehmen wollen. Wenn nun der Große Rath die gesetzliche Bestimmung aufhebt, wonach zur Giltigkeit einer Pfarrwahl mindestens ein Viertel der stimmfähigen Bürger anwesend sein mußte, so können allerdings einige wenige Altkatholiken ihrer Gemeinde einen Pfarrer setzen, dessen Dasein und Wirken aber nichts weniger als beneidenswerth ist. Dazu kommt nun die Frage, ob die Kirchen und Pfarrhäuser den Gemeinden oder dem Staate gehören. Der letztere kann das Eigenthum der Gemeinden nicht geradezu bestreiten, behauptet aber, es sei gebunden an den vom Staat anerkannten und besoldeten Cultus. Im Vergleich mit diesen Streitfragen war ein neulicher Vorfall, der alle Zeitungen beschäftigte, verhältnißmäßig unbedeutend, obwohl er nicht verfehlen konnte, großes Aufsehen zu erregen. Ein Altkatholik, Bürger der Stadt Genf, bestand darauf, sein Kind in der Kirche einer ultramontanen Landgemeinde taufen lassen zu wollen. Da der erste Versuch durch einen Volksauflauf verhindert wurde, wurde der Schutz der Regierung angerufen; unter starker militärischer Begleitung wurde die Pforte der Kirche erbrochen und die Ceremonie vollzogen. Alle Welt, sogar Freisinnige und Protestanten, schrieen über rohe Gewalt und Verletzung der religiösen Freiheit, so daß sogar der Bundesrath die Regierung von Genf um Aufschluß über ihr Verfahren ersuchte. Es stellt sich aber heraus, daß dasselbe, wenn auch nicht eben klug, doch nicht ganz unrechtmäßig war, da der Vater des Kindes in jener Gemeinde ein Haus besitzt und zeitweise bewohnt und es in Genf Sitte ist, Kinder in auswärtigen Kirchen taufen zu lassen.

Im bernischen Jura scheinen sich die Zustände beruhigt zu haben, dagegen ist in der Hauptstadt selbst ein Conflict ausgebrochen.

Im December vorigen Jahres wurde an der dortigen Universität eine Facultät der katholischen Theologie mit einigem Aufwand von Feierlichkeiten eröffnet. Die Professoren dieser jungen Pflanzschule wünschen ihre Grundsätze nicht nur vom Katheder, sondern auch von der Kanzel zu verkünden. Die katholische Gemeinde ist geneigt, die Kirche zu diesem Zwecke zu leihen, aber

der Geistliche verweigert die Schlüssel und wird nun von der Regierung gezwungen, dieselben herauszugeben. — Die Streitfrage über das Verhältniß des Bischofs von Chur zu den katholischen Gemeinden und zu der Regierung des Cantons Zürich soll nächstens zur Entscheidung kommen. Wichtiger ist aber, daß die fünf Cantone der Diöcese Basel, welche den dortigen Bischof abgesetzt haben, auch Aufhebung des Domcapitels, welches keinen neuen Bischof wählen wollte, und Liquidation des Bisthumsvermögens beschlossen haben, und daß neuestens das Centralcomité der schweizerischen Altkatholiken die Regierungen der Cantone ersucht, die Verfassung des christkatholischen Kirchenverbandes zu genehmigen und sich darüber auszusprechen, ob und wie sie sich bei der Wahl und Dotirung eines Bischofs betheiligen wollen; zugleich werden die Regierungen um Mitwirkung zur Aufstellung einer intercantonalen Prüfungscommission für Candidaten der katholischen Theologie ersucht. — Die Aufhebung des bisherigen Bisthums durch die Cantonsregierungen und die Anfrage der christkatholischen Gemeinden an dieselben betreffend Errichtung eines neuen Bisthums stehen offenbar in verabredetem Zusammenhang, ebenso die Errichtung der katholischen Facultät in Bern und die Aufstellung einer Prüfungscommission für Candidaten. Wir begrüßen dieses planmäßige Vorgehen der altkatholischen Partei und wünschen nur, daß dasselbe zur Lösung unserer kirchlichen Wirrsale beitragen möge. Seltsam ist dann nur, daß gleichzeitig der Synodalausschuß der Altkatholiken die Heirath des altkatholischen Pfarrers in Biel ernstlich und öffentlich mißbilligt; man will also in diesem Punkte für einmal noch nicht reformiren, wenigstens die Reform nicht der persönlichen Willkür einzelner Priester überlassen.

Aus dem politischen Leben einzelner Cantone ist Weniges von allgemeinerem Interesse zu berichten. Daß beständig einige derselben in Verfassungsrevisionen begriffen sind, welche das Volk nicht zur Ruhe und die Regierung zu keiner gedeihlichen Verwaltung kommen lassen, ist ein wirklicher Uebelstand. Derselbe findet eine theilweise Entschuldigung durch die Thatsache, daß die neue Bundesverfassung manche Cantone geradezu nöthigt, ihre bisherige Verfassung mit dem neuen Grundgesetz in Einklang zu bringen; aber wer weiß, wie lange das letztere selbst genügen wird, nachdem das von 1848 nur fünfundzwanzig Jahre Dienste, allerdings gute, geleistet hat? Ein höheres Maß von Beweglichkeit gehört freilich zum Charakter republikanischer und demokratischer Kleinstaaten: der dabei unvermeidliche Formalismus und der große Verbrauch von Zeit, Kraft und Geld für Herstellung desselben macht einen Theil des Lebensgefühles der Bürger aus und ist auch eine Schule geistiger Kraft in dieser Richtung; aber wie dieses ganze Treiben mit der ebenso bekannten Richtung der Schweizer auf praktischen Erwerb und auch mit einer daneben bestehenden Schwerfälligkeit und Zähigkeit in andern Dingen

zuſammenhängt, dieſes Geheimniß hat noch Niemand ergründet, auch nicht der neue Profeſſor des Bundesſtaatsrechts in Bern, am eheſten vielleicht unſer Dichter G. Keller, der in ſeinen „Leuten von Seldwyla" die ſchärfſten Streiflichter auf Tugenden und Gebrechen ſeiner Mitbürger hat fallen laſſen. Gut wird es jedenfalls ſein, wenn das eigentlich politiſche Leben immer mehr aus den engen Kreiſen der Cantone dem Centrum des Bundes zuſtrömt; den Cantonen bleibt noch immer genug zu thun; die nächſte große Aufgabe, die ſie in Gemeinſchaft mit dem Bunde auszuführen haben, iſt der Ausbau der Volksſchule durch Verlängerung der Primarſchulzeit und durch Einrichtung der Fortbildungsſchule, welche für die Jünglinge mit dem militäriſchen Vorunterricht verbunden werden muß.

Aus Wien. Der Proceß Ofenheim. — Es iſt nicht ſelten, daß Oeſterreich der Welt einen Einblick in ſein inneres Treiben geſtattet; nie wohl mehr als in dem großen culturhiſtoriſchen Proceſſe, der ſoeben ein Ende gefunden hat, das man leider vorausſehen mußte. Eine ſolche Niederlage der Regierung würde anderswo eine Miniſterkriſis bedeuten, hier veranlaßt ſie nur eine Erholungsreiſe nach dem Süden. Der Handelsminiſter ſtrebt dem reizenden Nervi zu und der Freigeſprochene wird, wie man ſagt, dieſelben Wege ziehen. Er geht nach Nizza. Unterdeß wächſt in dem Rollen und Treiben des Tageslärms Gras über die ganze Geſchichte und die einzige Weisheit, die gewiſſe Kreiſe daraus ziehen werden, wird die ſein, daß es nicht gerathen iſt in die Sonne zu treten, wenn man Butter auf dem Kopfe trägt. Wer die Hochrufe gehört hat, mit welchen der elegante und nichtelegante Pöbel die Freiſprechung begrüßte, wer das ſchamloſe Hallelujah der „Neuen freien Preſſe" las, der mußte es innewerden, daß es hier im Grunde ſich um andere Dinge drehte, als um verfaulte Schwellen. Ließ ſich in der That eine formelle Verletzung des geſchriebenen Geſetzes nicht nachweiſen, wo bleibt die Genugthuung der verletzten Volksmoral, des vernichteten Anſtands- und Sittlichkeitsgefühles, das ganz zu allererſt die Grundlage eines großen Staates bilden muß! Andere haben es auch ſo gemacht und alle machen es ſo! Das war der Hauptgedanke, der aus den Reden des Vertheidigers hervorbrach, der mehr oder weniger die Herzen derer bewegte, die im Gerichtsſaale an den beredten Lippen des Angeklagten hingen. Cosi fan tutti hieß das Libretto dieſes Hexenſabbaths. Und die meiſten von jenen Leuten trugen wohl das tröſtliche Bewußtſein mit nach Hauſe, daß das Strafgeſetzbuch der Ausbeutung der Actionäre im großartigſten Stile im Ganzen doch recht väterlich geſinnt ſei. Nun weiß man doch, wie weit man gehen kann — und es iſt ſchon eine recht anſtändige Strecke. Und noch dazu der Triumph über die Menge jener Thoren, die zu ſchüchtern ſind gleich tüchtig zuzugreifen, nur tropfenweiſe zu

ſchlürfen wagen, anſtatt mit Löffeln zu ſchöpfen. Und ſchließlich die anderweitigen Ausſichten? Haben nicht „Gründer" ſchon genug im Miniſterium geſeſſen? Iſt es nicht nur „ſyſtemgemäß" und conſequent, wenn Ofenheim an Banhans Stelle tritt? Nur erſt Gras wachſen laſſen über die Sache. Das Weitere wird ſich finden. Wie dem auch ſei: mit der Regierung wird man kein Mitleid haben dürfen, wenn ſie auch ehrlich zu verfahren meinte, wenn es auch nur ein Mißgriff ihrerſeits war, die tiefſten Tiefen dieſer Gründerpyramide mit dem Hydrooxygengas der Oeffentlichkeit zu beleuchten. Hat ſie doch nur geerntet, was ſie geſät hat durch ein Uebermaß des Conceſſionsweſens, wie es den Staat nothwendigerweiſe vergewaltigen muß. Hat ſie ſich doch dadurch in hohem Grade am Schwindel ſelbſt betheiligt. Was man in England ſchon ſeit Jahrzehnten fürchtet, daß die Monopole der großen Eiſenbahngeſellſchaften, die dort ſchon einen gewaltigen Staat im Staate bilden, ſchließlich durch ihren allverbreiteten Einfluß alle rechtlichen, ſocialen und politiſchen Elemente unterjochen werden, dazu ſind wir hier auf dem beſten Wege. Das beweiſt der Siegesjubel unſerer Gründerblätter, mögen ſie noch ſo ſehr die „dürftige Maske der Heuchelei" vorhängen. Nur die „Deutſche Zeitung" hebt den ungünſtigen Eindruck hervor, den die Freiſprechung des Angeklagten überall machen müſſe, ſie weiß noch zu unterſcheiden zwiſchen der juriſtiſchen und ſittlichen Rehabilitirung Ofenheims. Ein Verbrecher nach dem öſterreichiſchen Strafgeſetzbuch iſt Ofenheim nicht. Dieſes geſtattet eben, wie man ſieht, daß aufgebaute Dämme nur eine beſtimmte Zeit nicht rutſchen dürfen, daß zehn Procent des Stammcapitals von vornherein in die weiten Taſchen des Verwaltungsrathes fließen, daß der Director auf eigene Fauſt Geſchäfte macht, ſeine eigene Art der Berechnung hat und allerlei Wunderbares mehr. Und es iſt nicht mehr als billig, daß der Staat die Koſten des verunglückten Verſuches zu tragen hat. In der That Ofenheim hat ſeines Gleichen nicht mehr in Europa und in Amerika war ihm nur jener James Fisk, der große Häuptling des Erie-Rings, zu vergleichen, an den Niemand ſich wagte, bis ihn beim Streit um eine Dirne ein Nebenbuhler meuchlings niederſchoß. Den erhob das Volk dann auf den Schild. Hie Fisk, hie Stokes! Solche Genies ſind überall und zu allen Zeiten rar geweſen und wir hoffen, ſie werden es bleiben.

n.

Aus Berlin. Unentbehrliche. Vom Parlament. Die Kunſt. — Noch haben wir die „Reichskanzlerkriſis" nicht ganz überwunden, doch mehren ſich die Anzeichen, welche eine günſtige Beendigung der ſchwebenden großen Frage erhoffen laſſen. Es wird wohl mit einem längeren Urlaub, den Fürſt Bismarck fern von politiſchen Geſchäften in ländlicher Ruhe verbringt, und mit der Einſtellung irgend einer neuen Kraft in das auswärtige Amt vorläufig ſein Bewenden haben; der Reichskanzler aber wird, wie man jetzt hoffen darf,

nach wie vor an der Spitze der Regierung bleiben und die wunderbare Idee, als Parlamentarier die politische Thätigkeit fortzusetzen, wenn sie je ernstlich gedacht war, wird nicht mehr discutirt werden können. Wir glauben auch, trotz aller Geistesgaben und des schweren Gewichts seines Namens, würde selbst Bismarck nicht im Stande sein, auf dem Parquet des Reichstages neben den altgedienten Parteiführern, einem Miquel, Bennigsen oder Lasker, diejenige herrschende Stellung einzunehmen, ohne welche wir uns nun einmal diesen Mann nicht denken können.

Es ist übrigens ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß zu gleicher Zeit mit dem Haupte der Regierung auch der zur Zeit vielleicht hervorragendste und einflußreichste Führer der Volksvertretung, Lasker, unter der übermenschlichen Last der Geschäfte zusammenzubrechen drohte. Es war etwas Prophetisches, als er in einer seiner letzten Reden die Nothwendigkeit betonte, durch erhöhte Leistungen der Selbstverwaltung der Regierung und den Abgeordneten einige Entlastung zu Theil werden zu lassen, und auf alle die müden Männer am Ministertische und in den parlamentarischen Reihen hinwies. Wenige Tage später lag er selbst todtkrank darnieder und, wenn auch die täglichen Bulletins, welche die „Nationalztg." über sein wie eines gekrönten Hauptes Befinden auszugeben pflegt, jetzt etwas befriedigender lauten und die schwerste Krisis überstanden sein soll, so wird doch lange Monate die Thätigkeit dieses Mannes brach liegen, und das ist ein schwerer Verlust, zumal in einer Zeit, wo die Reform der Verwaltung und dann die Berathung der großen Reichsjustizgesetze die Arbeit Laskers ganz besonders in Anspruch genommen haben würden. Hoffen wir, daß die schmerzliche Muße des Krankenlagers diese rüstige Kraft nicht allzulange gefangen halte!

Die parlamentarischen Vorgänge sind zur Zeit nicht von besonderem Belang. Es werden die Etats der verschiedenen Ministerien durchberathen, mancherlei Klagen und Wünsche über Einzelheiten vorgebracht, vom Ministertische Besserung und Abstellung verheißen, Alles ohne sonderliche Erregung oder erhebliche Differenzen. Von allgemeinerem Interesse war in den letzten Tagen nur die Wiederholung der bereits aus früheren Sessionen bekannten schleswigholsteinischen Debatte über die Zwangsanlehen von 1849 und 1850. Die Regierung hat in den diesjährigen Etat eine Summe von 1,200,000 Mark als Ersatz für die durch die Kriegsereignisse jener Jahre belasteten Communen aufgenommen, mit der stillschweigenden Bedingung, daß sich die unangenehmen Mahner damit zufrieden geben würden. Ist doch die staats- und völkerrechtliche Verpflichtung zur Uebernahme jener Anleihe, trotz der glänzenden Rede des Abgeordneten Hänel, eine keineswegs unzweifelhafte. Die schleswigholsteinischen Abgeordneten sind jedoch mit dieser Abfindung nicht zufrieden und wollen dieselbe lieber zurückweisen, als durch Annahme des Geschenks ihre

Rechte aufgeben, und voraussichtlich wird das Haus, welches gegen die anspruchsvollen nordalbingischen Brüder auch früher eine vielleicht zu weit gehende Connivenz bewiesen, sich jenem Antrage anschließen und der Regierung mehr Freigebigkeit und Entgegenkommen in dieser vielerörterten Frage anempfehlen. Die schleswigholsteinische Zwangsanleihe wird also auch diesmal nicht von der Tagesordnung verschwinden.

Auch das eigenthümliche Verhältniß des Fürstenthums Waldeck kam wieder einmal im Abgeordnetenhause zur Sprache. Dieser unter preußischer Verwaltung stehende souveräne Staat erfordert bekanntlich einen namhaften Zuschuß aus der preußischen Staatskasse, und da der „Accessionsvertrag" demnächst abläuft, so macht sich in der Presse und der Volksvertretung die Meinung geltend, es sei Zeit, diesem kostspieligen und auf die Dauer unhaltbaren Zustande ein Ende zu machen. Kein Mensch auf der ganzen Welt, auch nicht der loyalste Waldecker, hätte etwas gegen die vollständige Einverleibung in den preußischen Staat einzuwenden, und der Fürst selbst wäre bereit, seine Krone auf dem Altar des Vaterlandes niederzulegen, wenn ihm eine genügende Entschädigung in Baar zu Theil würde. Die schönen Domänen reizen schon lange seine Begier. Allein es ist nicht abzusehen, wie über diese finanzielle Lebensfrage eine Verständigung möglich sei. Es wird denn wohl auch die Kündigung des Vertrages unterbleiben, und die staatliche Mißbildung, welche in jenem Ländchen zur Erscheinung kommt, noch auf eine weitere Reihe von Jahren ihre seltsame Existenz fortführen.

Ein anderer Posten, der in dem diesjährigen Etat erscheint, dürfte ebenfalls allgemeineres Interesse in Anspruch nehmen: es ist die für den Bau einer Begräbnißstätte für das preußische Königshaus geforderte Summe. Wenn unsere kaiserliche Familie im Leben Wohnstätten besitzt, die durch Einfachheit und Bescheidenheit hervorragen und kaum mit den Palästen reicher Privatleute concurriren können, so ist die Königsgruft im Dome geradezu unwürdig und bei hohem Wasserstande der nahen Spree nicht einmal vor Beschädigung und Zerstörung sicher. Schon Friedrich Wilhelm IV. hatte im Zusammenhang mit dem seit Jahrzehnten geplanten Neubau des Domes die Errichtung einer neuen Begräbnißstätte für das königliche Haus in Angriff genommen; allein das Werk gerieth ins Stocken und liegt jetzt buchstäblich in wüsten Trümmern. Diese Anfänge sollen nun wieder aufgenommen und vollendet werden, nach einem, wenn auch nicht prunkvollen und imposanten, so doch würdigen und edlen Plane, und zugleich soll eine Reihe von Grüften zur Begräbnißstätte ausgezeichneter Männer der Nation mit dem Campo santo des Königshauses verbunden werden. Von dem Neubau des Domes ist vorläufig Abstand genommen, und Gott weiß, wenn endlich diesem verunglückten Gebäude die zeitgemäße und nothwendige Verjüngung wird zu Theil werden. Eine Con-

currenz, die vor einigen Jahren ausgeschrieben worden war, hat keine brauchbaren Projecte ergeben und wird wohl demnächst erneuert werden. Es schwebt ein eigener Unstern über der Berliner Architektur. So vieles von monumentalen Bauten ist entworfen und geplant und kann das Licht des Tages nicht erblicken, oder wenn es zur Ausführung kommt, bietet es dem kritischen Geschmack Blößen in Menge. Was seit Schinkels und Rauchs Tagen die Architektur und Plastik in Berlin zur Verschönerung des Aeußern der Stadt beigetragen, ist nicht der Rede werth.

Um uns von diesem kunsthistorischen Excurs zu den Saisonbegebenheiten unserer Residenz und insonderheit zu den Theatervorgängen zu wenden, so ist noch immer das Gastspiel des Herrn Siegwart Friedmann im „Stadttheater" das meistbesprochene Ereigniß. Sein „Richard III." ist, von einer bisweilen hervortretenden Effecthascherei und Uebertreibung abgesehen, eine meisterhafte Leistung, die sich eines allgemeinen und enthusiastischen Beifalls erfreut. Das neueste Product des österreichischen Volks- und Naturdichters Anzengruber, „Hand und Herz", welches Friedmann uns vorführte, hätte allerdings ohne Schaden für Bildung und Geschmack uns noch länger unbekannt bleiben können. Hören Sie nur, aus welchem Stoff man heutzutage Trauerspiele schmiedet! Da ist ein Bauer, der sein Weib durch seine Liederlichkeit ins Unglück und sich selbst ins Zuchthaus gebracht hat. Das Weib verdingt sich bei einem andern Bauer als Magd, gewinnt dessen Herz und Hand, getraut sich aber nicht, dem zweiten Gatten von ihrer Vergangenheit und ihrer noch bestehenden Ehe zu erzählen. So leben sie glücklich und tugendhaft und das Weib hat beinahe die Bigamie vergessen. Da erscheint der besagte Lump aus dem Zuchthaus wieder auf der Fläche und fordert sein Gemahl zurück. Daraus entsteht begreiflicher Weise ein peinlicher Conflict, welchen der „Dichter" mit größtmöglicher Plumpheit und Rohheit löst. Der zweite Mann erschlägt den ersten, das Weib stürzt in einen haushohen Abgrund u. dergl.; dazwischen wird ein gänzlich unmotivirter Mönch zu den banalsten Phrasen verwerthet. Daß ein Wiener Vorstadtpublikum an solchen häßlichen Dingen sich erbauen kann, wollen wir glauben; warum aber ein begabter Schauspieler einen so widerwärtigen Stoff gebildeten Kreisen vorführt und seine ganze reiche Mimenkunst daran verschwendet, ist uns unbegreiflich. Die Rolle dieses wüsten und verkommenen Menschen hat ja sicherlich bei solchem Spiel des Ergreifenden und Erschütternden genug, allein die Vorführung derartiger Rohheiten ist und bleibt ein Mißbrauch der Dicht- wie der Schauspielkunst.

Seit einigen Tagen ist uns auch wieder der Genuß einer italienischen Oper vergönnt. Frau Artot und Herr Padilla mit ihrer kleinen Gesellschaft haben ihr aus früheren Jahren wohlbekanntes und wohlbeliebtes Gastspiel wieder aufgenommen, ohne es freilich bis jetzt zu einem großen Erfolg ge-

bracht zu haben. Die beiden genannten Gäste, deren Vorzüge ja allbekannt sind, haben den Höhepunkt ihrer Kunst und Leistungsfähigkeit um eine Kleinigkeit bereits überschritten, und die andern Kräfte würden kaum einer Provinzialbühne genügen. Die Flotow'sche „L'Ombra" mit ihrem langweiligen Text und ihrer monotonen matten Musik, eine Oper, in der wir den graziösen Componisten von „Martha" kaum wiedererkennen, ist auch wenig genug angethan, Begeisterung zu erwecken. Zu einer italienischen Oper im großen Stil dürfte Berlin in der jetzigen Zeit allerdings kaum die socialen Vorbedingungen besitzen. O.

Literatur.

Siegelringe. Eine ausgewählte Sammlung politischer und kirchlicher Feuilletons. Von Ferd. Kürnberger. (Hamburg bei Otto Meißner.) — Während der Belagerung von Paris wurden unsere Schanzgräber in nächtlicher Weise häufig durch einen blendend hellen Schein belästigt, welcher aus einem der forts détachés auf sie gerichtet wurde und ihre geheime Thätigkeit plötzlich dem Feinde preisgab. Diesen elektrischen Lichtern ist Vieles in dem obigen Buche zu vergleichen; nicht am wenigsten die Plötzlichkeit, die Ungewöhnlichkeit, ja das zu Grelle, das die Kraft des Auges schmerzlich Ueberanstrengende; mehr freilich noch die Ueberlegenheit, die Schärfe, die bloßstellende Wirkung. Um die Vorzüge und ebenso die scheinbaren Mängel der Vortragsweise des Verfassers gerecht zu würdigen, muß man sich gegenwärtig halten, daß die Hörer, denen seine Feuerpredigten galten, gleichzeitig ihre Ohren offen hatten für Redner ganz entgegengesetzter Meinung. Schade daß uns nicht zum Verständnisse der jedesmaligen Situation Proben beigebracht werden aus der undeutschen Strömung, welche die österreichische Presse, wie die österreichische öffentliche Meinung in der Zeit von 1866, von 1870 durchfluthete. Jetzt hören wir immer blos die von Spott, von Witz, von Groll, von Zorn, von patriotischer Leidenschaft bunt und schier verwirrend erfüllten Rufe und Ergüsse des einen Theils und wenn unser Herz dadurch auch freudig bewegt wird und die Energie der Ueberzeugung uns nicht minder fesselt, als die gedrungene Kraft des Ausdrucks, so empfinden wir den minder in die Verhältnisse Eingeweihten doch nach, daß sie nicht immer im Stande sind, sich klar zu machen, wie die Gegenpartei so harte Züchtigungen über sich heraufbeschwor. Züchtigungen sind sie aber zumeist. Kürnberger, voll von unvergleichen Einfällen, wie man ihn längst kennt, bedient jene anonymen Scribler, die ihn als im Solde Preußens stehend verketzern, in einem dieser Feuilletons sogar

geradezu mit einer „Ohrfeige". Freilich nicht nach Art Derer von und zu Caſſagnac. O nein, das würde ſchon ſein Widerwillen gegen alles Franzöſiſche nicht zulaſſen. Das Pfaffenthum muß ihm die Formel borgen. Und ſo laſen die erſtaunten Wiener denn eines Tags, als ſich eben alle Welt von einem neuen hundertjährigen vollkommenen Ablaſſe unterhielt, einen Artikel, überſchrieben:

„Eine hundertjährige vollkommene Ohrfeige".

Man kann ſolchen Nothhülfen nicht hold ſein, auch nicht im activen Sinne, und wird doch nicht ohne das Gefühl „ſie haben's verdient" den Commentar zu dieſer Execution leſen.

Eine der unnachahmlichſten Abſtrafungen iſt der Brief an Victor Hugo mit dem ſachgemäßen Titel: „Ein Tollhäusler mehr". Wer das in allen Zeitungen abgedruckte Sendſchreiben damals — Anno 1870 — las, als es mit den Siegesbulletins unſerer Heere von einer Hand in die andere ging, hat auch für die meiſten übrigen Blätter dieſes hochintereſſanten Buches den Maßſtab. Die Spannung der Atmoſphäre hat ſie zu verantworten. Aus ihr erklären ſie ſich, ihr entliehen ſie die zündende Wirkung, ihrer muß man ſich zu erinnern wiſſen, wenn man ſich ganzem und vollſtändigem Genuſſe bei der Lectüre hingeben will; kann man das nicht, ſo ermeſſe man wenigſtens mit erkenntlichem Gemüthe, was wir Männern, wie Kürnberger, zu danken haben, nicht nur inſofern ſie nach dem 1866er Kriege ſich der galligen ſchwarzgelben Strömung beherzt und erfolgreich entgegenſtemmten, mehr noch, indem ſie zur Zeit, als Anno 1870 die Franzoſen gemeinſam mit Oeſterreich uns zu Paaren zu treiben hofften und als Miniſter v. Beuſt in ſeiner Depeſche vom 20. Juli die Worte ſchrieb: „Wir denken an Napoleon ebenſo viel, wie an uns", die Fahne des Deutſchthums in Wien hoch und immer höher hielten, bis Napoleons Untergang den öſterreichiſchen Staatsmännern ohnehin die Luſt zum Marſchirenlaſſen benahm. R. Wr.

Meyers Converſations-Lexikon. 3. Auflage. (Leipzig, Bibliographiſches Inſtitut.) — Bereits die erſte Hälfte des 4. Bandes liegt uns von dem vortrefflichen Werke vor. Sie umfaßt die Artikel Buren bis Chouans und iſt wie ihre Vorgänger mit Karten und Abbildungen reichlich geziert. Man braucht nur den Artikel „China", der für ſich faſt eine anſtändige Brochüre bilden würde, zu vergleichen, um dem großartigen Unternehmen wegen ſeiner Reichhaltigkeit, ſeines Strebens präcis das Richtige überall zu geben, die verdiente Anerkennung zu zollen und ihm einen gedeihlichen Fortgang zu wünſchen.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 5. März 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Ueber die Germanen vor der sogenannten Völkerwanderung.

Von Felix Dahn.

Jedermann weiß, daß über die Frage, welchen Grad und welche Art von Cultur die germanischen Stämme vor der Aufnahme der römischen Civilisation bei der Niederlassung in römischen Provinzen erreicht hatten, die Ansichten sehr weit auseinander gehen.

Während eine extreme Auffassung, wie sie namentlich in französischen Darstellungen früher als herrschend angetroffen wurde und noch jetzt überwiegt, die sämmtlichen hier auftauchenden und zum Theil sehr schwierigen Fragen mit dem nichtssagenden Ausdrucke „les barbares du nord“ „sauvages“ und gleichen Phrasen abthut oder auch in ausführlichen Schilderungen jene „bandes féroces“ etwa den Insulanern der Südsee ähnlich erscheinen läßt, hat es andererseits in Deutschland und im Auslande auch nicht an Vertretern eines extremen Optimismus gefehlt, welcher die Tugenden unserer Vorfahren, zumal ihre Treuherzigkeit, ihre Unkenntniß oder Verachtung aller List nach dem Muster paradiesischer Idyllstaaten, wie sie das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert zu träumen liebte, ausmalten und dann auch die durch solche primitive Tugenden erstiegene Höhe der Culturzustände entsprechend überschätzten: sehr weit in diesem patriotischen Optimismus, bis zur Verleugnung aller Grundsätze der Quellenkritik, ging der Geschichtsschreiber Luden: dieser ging von dem Grundsatze aus, alle von Römern oder Griechen herrührenden Berichte über die Germanen seien als Aussagen von Feinden nur da glaubhaft, wo sie den Germanen Günstiges anführten, absolut unglaubwürdig aber bei allen nachtheiligen Angaben.

Da wir nun gar keine anderen als von Griechen und Römern herrührende Berichte besitzen, so ergab sich denn das merkwürdige Resultat, daß die Germanen nicht nur gar keine nennenswerthen Fehler hatten, daß sie auch beinahe nie von den Römern geschlagen worden sind, da germanische Schlachtberichte nicht vorliegen und die Bulletins der Cäsaren keinen Glauben verdienen.

Aber auch abgesehen von solchen Extremen wird es der vorurtheilfreien Forschung nicht leicht, zu widerspruchlosen Ergebnissen zu gelangen, aus zwei Gründen: einmal weil die Quellen selbst, abgesehen von ihrer Spärlichkeit, sich oft und stark widersprechen, und zweitens, weil es ungemein schwierig ist,

sich bei der Feststellung des Culturgrades einer Nation und Zeit über die entscheidenden Kriterien zu verständigen.

Was das Erste, den Widerspruch in den Quellen anlangt, so genügt es, daran zu erinnern, wie abweichend, wie völlig isolirt die Würdigung der germanischen Nationaleigenschaften und der aus ihnen folgenden nationalen Zustände bei Cornelius Tacitus den Urtheilen aller anderen römischen und griechischen Schriftsteller gegenüber steht: man hat um dieser Isolirung willen der Germania des Tacitus als einem „historischen Romane", einer Utopie im Stile des Thomas Morus die Bedeutung einer Quelle völlig absprechen oder doch der „idealisirenden socialpolitischen Tendenzschrift" nur ein sehr geringes Maß von Glaubhaftigkeit zubilligen wollen.

Mit großem Unrecht.

Tacitus ist es ähnlich ergangen wie Herodot. Je genauer wir die Dinge, über welche er berichtet, aus anderen Quellen, aus Rückschlüssen von späteren Zuständen, aus Analogie der nordischen, in Sage und Geschichte erhaltenen Ueberlieferungen, endlich aus dem Gesammtergebnisse der Forschungen der historischen Schule im Gebiet der germanischen Alterthumskunde zu beurtheilen gelernt haben, desto höher steigt unser Erstaunen über die Wahrheit und Treue seiner Berichte: es fehlt nicht an Mißverständnissen, an Fehlgriffen im einzelnen, aber im Ganzen, in der Gesammtauffassung der Nationaleigenschaften und der Zustände in Volkswirthschaft, Gesellschaft, Ethos, Recht, hat er in verehrungswürdiger Tiefe und Klarheit beobachtet, geprüft und berichtet.

Allerdings, tendentiös ist seine Darstellung: aber nicht etwa in dem Sinne, daß er wissentlich und absichtlich Falsches berichtet, Wahres und Wesentliches verschwiegen hätte: nur in dem Sinne, daß dem über die sittlichen Uebelstände der römischen Uebercultur moralisch entrüsteten, mit dem Despotismus des Imperiums nicht immer zufriedenen Aristokraten die germanischen Zustände, die Vorcultur einer hoch und edel angelegten Nation, nur im günstigsten Lichte erschienen und daß er die Vorzüge dieser einfachen und rohen, aber gesunden und kräftigen Zustände, diese zukunftverheißende herbe Knospe, dieses Uebermaß von Freiheit seiner Römerwelt wie in einem Spiegel vorhalten wollte; seinen Römern, welche ihm fast nur in unsittlicher kranker Fäulniß, in der Uebercultur des Niederganges, in der Unfreiheit des Despotismus vor die zürnenden Augen traten.

Da geschah es ihm denn unwillkürlich — darauf möchte ich Gewicht legen — daß er die Lichtseiten und Vorzüge des germanischen Nationalcharakters und der Vorcultur allein oder doch sehr überwiegend — denn er ist nicht blind für ihre Laster des Trunkes und Spieles, für die Noth und Armuth ihrer Volkswirthschaft, für das Uebermaß ihrer eifersüchtigen Freiheitsliebe und die geringe Centripetalkraft und Gehorsamszucht in Staat und Heer —

in den Vordergrund seiner Schilderung schiebt und das Ungünstige abschwächt, geringer anschlägt, zurückdrängt. Das Urtheil, nicht die Richtigkeit des Thatsächlichen in seinen Angaben, hat in diesen tendenziösen Färbungen und Verschiebungen am meisten gelitten: die schlimmste Schönmalerei liegt in seiner Darstellung des beneidenswerthen Zustandes der Frauen bei den Germanen seiner Zeit und in der Verkennung der Verfassung, welche er zu demokratisch denkt; sie war aber eher eine Aristokratie des Grundbesitzes, der adeligen und der nicht adeligen durch größeren Landbesitz und unfreie und halbfreie Hintersassen in Gemeinde und Gau mächtigen Geschlechter.

Auch in viel späterer Zeit, im fünften Jahrhundert, finden sich sehr widersprechende Quellenangaben über die Tugenden und Laster einzelner germanischer Völker; auch hier mischen sich tendenziöse Färbungen ein: es ist die Zeit der Verbreitung des Christenthums unter einer Anzahl dieser Völker. Da waltet nun bald die Tendenz, die zu Bekehrenden in tief unsittlichem Zustande befangen darzustellen, um zu zeigen, wie das Christenthum auch die moralische Wiedergeburt gebracht habe: es müssen ferner diejenigen, welche bei dem Glauben ihrer Väter beharren wollen, und gegen die christlich Gesinnten (welche zugleich die römische Herrschaft ins Land ziehen wollen) das alte Volksrecht anrufen und die christliche Propaganda (die sehr gewaltthätig mit Zerstörung der nationalen Heiligthümer durch römische Waffen auftritt) mit Gewalt abwehren, mit allen Lastern des Barbarenthums befleckt geschildert*) werden, im Gegensatze zu den Angehörigen des gleichen Stammes, welche sich sofort mit der Annahme der Taufe als Spiegel aller christlichen Tugenden darstellen oder auch schon vorher als Ausnahmen von der Regel dieses Volkes gepriesen werden. Ferner müssen jene Heiden, welche so unglücklich sind, das Christenthum nicht in dem richtigen Bekenntnisse, sondern etwa als Arianer, anzunehmen, als nach wie vor gleich unsittlich, ja wo möglich nunmehr als noch mehr verderbt geschildert werden.

Daneben stehen dann die freilich seltenen Fälle, in welchen aufrichtige christliche Priester, wie Salvian, den in allen Lastern versunkenen christlichen Römern und Provincialen die Tugenden der noch heidnischen oder eben erst bekehrten Germanen als leuchtende und beschämende Vorbilder entgegen halten: ihre Keuschheit, Wahrheitsliebe, Pflichttreue, Aufopferung, Ehrlichkeit, Tapferkeit.

Die zweite Schwierigkeit, sagten wir, liegt in der Verständigung über die Kriterien für den Culturgrad einer Nation und Zeit.

Denn je nach individueller Neigung oder Gewöhnung wird der Eine etwa auf den Flor der Volkswirthschaft, ein Anderer auf Weihe und Reinheit

*) Auch später begegnen bei Bekehrung der Sachsen und Nordleute diese Widersprüche häufig genug.

der Familienzustände, der Sprachforscher auf Anlage und Entwickelungsstufe des Sprachvermögens, der Kunstfreund auf Talent und Entfaltung des Kunsttriebes in bildender und redender Kunst, der Moralist auf die Tiefe des Ethos, der Mythologe auf die Höhe der religiösen Anschauungen, endlich der Jurist auf die Eigenart, Kraft und reiche Ausbildung des Rechts- und Staatssinnes entscheidendes Gewicht legen. Die Hellenen mußten sich schon oft von gestrengen Juristen ihres leichtsinnigen Künstlerthums halber ausschelten lassen, das die ohnehin geringe Anlage für Pflege des Privatrechts von der Ausbildung abgelenkt habe, während künstlerischen Naturen die majestas populi Romani und ihres welterobernden Rechts keinen Ersatz für die mangelnde ästhetische Ader in dem Volksthume der Quiriten zu gewähren scheint.

Für die historische Schule und die auf ihr aufgebaute geschichtsphilosophische Anschauung besteht jene Schwierigkeit nicht: sie weiß, daß die möglichst gleichmäßige Beanlagung und Ausbildung in allen menschlichen Attributen als Ideal vorschweben muß, daß es einseitig und unrichtig ist, nach individueller Liebhaberei das eine Attribut in Würdigung der nationalen Begabung und Beurtheilung der Culturentfaltung höher anzuschlagen als andere gleich wesentliche.

Und so werden wir denn die Frage nach dem Culturgrade der Germanen vor der Romanisirung nur dann objectiv und unbefangen beantworten, wenn wir alle menschlichen Attribute dabei in gleichmäßige Erwägung ziehen. Es sind dies aber die folgenden:

1) Wirthschaft, 2) Familie, 3) Sprache, 4) Kunst, 5) Religion, 6) Ethos, 7) Recht und Staat, 8) Wissenschaft.

Allgemeine Grundlagen. Lebensweise. Ansiedelung. Entwickelung des Staatsverbandes.

Am Eingange dieses Gebietes begegnet uns die berühmte, auch heute noch keineswegs ausgetragene Streitfrage, ob die Grundlage des wirthschaftlichen Lebens der Germanen zu der Zeit, da uns Cäsar die ersten eingehenderen Berichte über sie aufzeichnet (circa 50 vor Chr.) und Tacitus die Germania schrieb (Anno 99 nach Chr.), seßhafter Ackerbau oder nomadenhafte Viehzucht und Jagd gewesen sei.

Das Richtige ist, schon zu Cäsars Zeit starkes Ueberwiegen seßhaften Ackerbaues anzunehmen, das in den anderthalb Jahrhunderten oder sechs Menschenaltern, die ihn von Tacitus trennten, immer noch zunahm, wobei aber die alten Ueberlieferungen, Gewöhnungen und Neigungen, bei irgend welchem Anlasse die Wohnsitze zu verändern, immer unvergessen nachwirkten.

Die sogenannte Völkerwanderung, welche man im vierten Jahrhundert nach Christus beginnen läßt, und welche vielmehr ein allmäliges Ausbreiten als ein plötzliches Wandern, und wenigstens ebenso sehr ein Geschobenwerden

als ein Schieben war, erscheint nämlich nur als die letzte Nachwirkung, als der letzte, stark aufrauschende Wellenschlag einer Bewegung, welche die Germanen von Centralasien allmälig bis nach Gallien und an die Alpen geführt hatte — eine Grundanschauung, zu welcher, wie ich mit Freuden bei meiner Uebersiedelung hierher erfuhr, auch mein verehrter College Nitzsch gelangt war.

Schon vor der Scheidung der Völker asischer Race in Mittelasien hatte die gesammte indogermanische Gruppe die Anfänge des Ackerbaues gekannt, wie die urgemeinsame Benennung einer Anzahl von Fruchtarten und Geräthen beweist.

Es war aber dieser Ackerbau ein sehr wenig intensiver, er war keineswegs der überwiegende Nahrungszweig der Völker: nur im Vorüberziehen gleichsam säete und erntete man unter jenem milden Himmelsstriche ohne viele Mühe des Menschen gedeihende Fruchtarten. Der Ackerbau schließt, unter solchen Verhältnissen betrieben, durchaus die Seßhaftigkeit nicht ein: es war vielmehr ein im Anhange zur Viehzucht und Jagd nomadenhaft betriebener Ackerbau, welcher nach Ausbeutung von Jagd- und Weidegrund ohne Opfer weiter rückte: und es wäre wohl der Untersuchung werth, ob die am frühesten angebauten Gewächse nicht ganz ebenso sehr den Thieren zur Nahrung bestimmt waren, mit Halm und Korn, als den Menschen.

Kurz, der Fruchtbau war damals nur ein nebensächliches Anhängsel der Viehzucht und Jagd: man brachte keine großen Opfer in Urbarmachung für den oberflächlich nur die Scholle ritzenden Holzpflug, und wenn die Erschöpfung der Jagd und Weide, Uebervölkerung oder das Nachdrängen übermächtiger Nachbaren ein Fortrücken in noch unberührte, unerschöpfte, oder auch in fruchtbarere, oder endlich in minder bedrohte Gegenden wünschenswerth machte, so packte man Weiber, Kinder, das wenige Acker- und Jagd- und Weidegeräth, sowie Schmuck und Gewänder auf die leicht gezimmerten Zeltwagen, trieb die Unfreien und die Heerden mit sich, und suchte, ohne Heimweh die bisherigen Siedelungen aufgebend, günstigere Sitze. Denn, wohlgemerkt, aller germanischer Hausbau ist ganz ausschließlich Holzbau; erst von Kelten und Römern am Rhein und in den Alpen haben die Germanen den Bau steinerner Häuser sehr langsam sich angeeignet, und Jahrhunderte lang wird alle Steinarbeit von den romanischen Knechten besorgt, wie ja heute noch der Romane durch vorzügliche Kunst und Werthhaltung des Steinbaues sich von dem deutschen Nachbar abhebt, überall wo Bajuvaren und Alemannen mit Italienern grenzen. Wufila hat noch Ende des vierten Jahrhunderts für die griechischen Bezeichnungen des Häuser- und Städtebaues kein anderes Wort als timbrjan = zimmern; gleichzeitig haben die Christengemeinden unter den Westgothen sogar für ihre Kirche nur ein Zelt (σκήνη) und sogar die Befestigungen der germanischen Stämme, welche sie gegen die römischen Legionen

vertheidigen, ſind im Gegenſatze zu keltiſchen Städten und rhätiſchen Felsburgen nur Holzthürme, Holzringe und Schanzen, oft nur die ineinandergefahrenen Häuſerwagen, d. h. die Wagenburg, im Walde dann Verhack und Verhau, durch ausgeſtochene Gräben und Raſenwälle und roh zuſammengeſchichtete, aber nicht behauene Steine, ohne Ziegelbau, geſtärkt.

Das altgermaniſche Holzhaus war alſo leicht transportabel: es berührte, wie ſich das aus anderen Gründen bei den Scheunen und Heuſchobern in meiner bajuvariſchen Heimath und bei den Alemannen bis heute erhalten hat, an den vier Ecken nur mit den Pfoſten den Boden, auf der Leiter nahte man dem erhöhten Eingange. Der große breite Wagen paßte genau unter den etwa vier Schuh von der Erde erhöhten Boden und führte, mit vielen Rindern beſpannt, das Holzzelt leicht dahin, über dem ſich das ſchräge Dach von Leder oder Wollzeug dreieckig ſpannte. Alte Abbildungen zeigen uns ſolche Barbarenzelte auf der Wanderung, von den berittenen Männern umkreiſt.

Eine Nachwirkung dieſer uralten Gewöhnung, alle Häuſer als hölzernes Gezimmer, alſo auch als beweglich und verbrennbar anzuſehen, tönt in einem alten Rechtsſprichworte lange fort. Während das Recht des Römers das Steinhaus für ſo unbeweglich erklärt, wie den Grund, auf dem es ſich erhebt, ſagt das deutſche Recht Jahrhunderte lang: das Haus iſt Fahrhabe, denn es kann davonfahren oder verbrennen, „was die Fackel verzehrt iſt Fahrniß", alſo das Holzhaus wie z. B. der Holztiſch.

Eine Folge dieſer Wirthſchaft, welche vor allem auf Jagd- und Weidegründe bedacht ſein mußte, war, daß die germaniſchen Stämme über ganz unvergleichlich mehr Landraum müßten Verfügung ſuchen, als zur Ernährung der gleichen Kopfzahl bei überwiegendem und intenſivem Ackerbau erforderlich geweſen wäre.

Hierauf, d. h. auf das Bedürfniß nach weit geſtreckten gemeinſam benutzten Jagd- und Weidegründen, neben welchen die Bedeutung des für die einzelne Sippe beſtimmten Ackerlandes, ja anfangs auch für die Stätte des transportablen Hauſes zurücktrat, iſt das Verfahren bei der Niederlaſſung der germaniſchen Einwanderer in Europa (zunächſt in Deutſchland) zurückzuführen, und dieſe Niederlaſſungsweiſe, dieſe Art der Anſiedlung, einmal vollzogen und nicht mehr rückgängig zu machen, hat dann auch ſpäter, nachdem längſt das Nomadenthum der Seßhaftigkeit gewichen und der Ackerbau vor der Jagd, auch vor der Viehzucht, die Grundlage des wirthſchaftlichen Lebens der Deutſchen geworden war, noch Jahrhunderte lang, ja bis in die Gegenwart nachgewirkt. Es erklären ſich aus jenen Zeiten der vorherrſchenden Jagd und Viehzucht der weite Umfang und die hohe Bedeutung der Allmände, d. h. der unvertheilten Gemeindewälder und Weiden; im Zuſammenhange

damit ſtand dann die große Brache, die Dreifelderwirthſchaft und der Felderwechſel, welche ſich ebenfalls bis auf unſere Tage erhalten hatten.

Rückte bei der Einwanderung aus dem Kaukaſus ein germaniſcher Stamm (oder Bezirk oder Gau — die Verhältniſſe wechſeln dann nur den Maßſtab) von Oſten nach Weſten, etwa von Pannonien her, über die Donau, ſo bemächtigte er ſich zunächſt im Wege der Eroberung oder der unbeſtrittenen Beſitznahme für die Geſammtheit („in völkerrechtlichem Act, nicht in privatrechtlichem", würden wir das modern ausdrücken) eines ſo weit geſtreckten Gebietes, als er konnte und mußte, d. h. die Factoren bei Abwägung des zu occupirenden Raumes waren die eigene Volkszahl, die Rückſicht auf die Macht der umwohnenden germaniſchen oder keltiſchen Nachbarn, auf die Widerſtandsfähigkeit der Verdrängten in den nunmehr von ihnen noch feſtgehaltenen Gebieten, ferner die Erlangung günſtiger natürlicher Grenzen wie Ströme, Gebirgskämme, undurchdringliche Sümpfe, ſchwer durchdringliche Urwälder. Das ganze ſo in Anſpruch genommene Gebiet wurde nun in feierlichen, den Stammesgöttern, dann auch den Landesſchutzgeiſtern und den Grenzgottheiten geltenden ſacralen Handlungen, welche wenigſtens zum Theil zugleich Rechtshandlungen waren, für das Volk in Beſitz genommen: es begegnen dabei als ſymboliſche Handlungen das Umreiten, Umfahren, Umziehen der Marken, Anzünden von Feuern (Opfer für die Grenzgötter), Aufwerfen von Wällen, Ziehen von Gräben (natürlich zugleich Befeſtigung), Aufrichten von Grenzſteinen, Einritzen, Einſchneiden, Einbrennen von Markſtrichen (Runen) an Bäumen, Felſen u. ſ. w. Das weitere Verfahren hing nun davon ab, ob man bereits cultivirtes, ausgerodetes und ausgeſumpftes, in Höfen und Dörfern bereits von Kelten, Germanen, Römern bewohntes Land vor ſich hatte oder noch wüſte liegendes.

Erſteren Falls war man darauf bedacht, dieſen werthvollſten Theil des beſetzten Gebietes, alſo Höfe, Dörfer, Ackerland, Garten, entwaldete Wieſen möglichſt in das Herz, in das Centrum des Geſammtgebietes zu verlegen, um hier die Stärke der Anſiedler zu arrondiren, namentlich aber um dieſen werthvollſten, reichſten, fruchtbarſten Theil des Bodens am Weiteſten von der Gefahr feindlichen Ueberfalls, dem Heeren und Brennen zu entrücken. Schon von den früheren Siedlern war der günſtigſt gelegene, dankbarſte Boden zuerſt zur Anſiedlung verwerthet, unter Pflug und Sichel genommen worden.

Dazu kam, daß in den allgemeinſten Fällen bei der Eroberung ſchon cultivirten Landes keineswegs, wie man früher allgemein angenommen, die Beſiegten ſämmtlich entflohen, auswanderten oder getödtet wurden: ſie blieben. Sie konnten, je reicher ihr Culturgrad und je werthvoller der bereits gewonnene Beſitz an Boden, Häuſern, Geräth, Vieh war, ſich immer ſchwerer davon losreißen und dem Elende der Flucht in die Urwälder, in einen rechtloſen

wie hilflosen Zustand, sich aussetzen; dazu kam, daß ihre Lage, wenn sie blieben, mit der fortschreitenden Cultur der germanischen Einwanderer immer günstiger sich gestaltete. Diesen fiel es längst nicht mehr ein, die sich Unterwerfenden zu tödten, mochten etliche Menschenopfer dem Siegesgotte oder den Grenzgöttern bluten, mochten die Fürsten, Häuptlinge, Edeln, die kühnsten Krieger, die auch als Unterworfne noch allzufährlich schienen oder die Unterwerfung verschmähten, im Kampfe fallen, den Tod suchen, oder flüchten oder auch nach dem Siege und der Unterwerfung um ihrer Gefährlichkeit willen getödtet werden — weit aus der größte Theil der Besiegten suchte und fand Schonung, die Unfreien der Besiegten wechselten nur den Herrn, Weiber und Kinder waren eine gesuchte Siegesbeute, die auch bei bloßen Einfällen nicht getödtet, sondern gefangen, fortgeführt und verkauft oder zu eignem Dienst verwendet wurden: auch viele freie Grundbesitzer blieben, wurden verknechtet und arbeiteten nun für den Herrn, der sich oft mit einem mäßigen Naturalzins begnügte.

Daß ganz allgemein so verfahren wurde, erhellt aus dem zahlreichen Stande der Unfreien, der schon in der Urzeit bei allen Germanenstämmen begegnet; er war aus Kriegsgefangenen (zum allergrößten Theil) erwachsen. Als selten auffallende Ausnahme, als Zeichen besonders grausamen Zorns wird es hervorgehoben, wenn einmal bei dem Ausbruche eines Krieges ein Stamm gelobt, keine Gefangenen machen, sondern alle Bezwungenen den Göttern opfern zu wollen, und auch hier werden oft nur die freien Krieger gemeint, Unfreie, Weiber und Kinder verschont. Wir dürfen annehmen, daß dies Verbleiben der Besiegten in den späteren Jahrhunderten immer häufiger wurde: je grausamer noch das Kriegsrecht der Eroberer, je härter noch die Sclaverei der Unterworfenen, je werthloser noch der Besitz der Heimathstätte, je weniger noch diese von der Wildniß unterschieden war, desto stärker war der Antrieb zur Flucht, desto schwächer die Neigung zu bleiben: je gelinder das Loos der Unterworfenen, je werthvoller Haus und Habe, je stärker die Scheu vor der Flucht aus der Cultur in die Wildniß geworden war, desto häufiger mußten die Besiegten verweilen.

Vor den Hunnen flüchtet, was flüchten kann von Germanen: aber als die Bajuvaren die Voralpen besetzen, bleiben die romanischen Bauern in dichten Schaaren und die Walen geben dem Walchensee den Namen: bis ins zehnte Jahrhundert begegnen dort häufig die Namen der römischen Sclaven und Colonen: und die reichen Städte an Donau und Rhein zu verlassen, Augsburg, Regensburg, Trier, Cöln, dann in Gallien die unabsehbare Menge von Städten, kommt der weitaus größten Zahl der Bevölkerung gar nicht in den Sinn: sie bleiben und unterwerfen sich den obzwar heidnischen Alamannen und Franken und den ketzerischen Gothen.

Bis ins fünfte Jahrhundert hinab haben wir hier vorgegriffen: wir kehren zu der ersten Ansiedlung zurück.

Auch wenn bisher unbebautes Land occupirt war, verfuhr man ähnlich, d. h. man suchte das für Anlage der Dörfer und Höfe, sowie für den Pflug, kurz für den Sonderbesitz bestimmte oder besonders geeignete Land möglichst in die geschützte Mitte der Siedelung verlegen, während als unvertheiltes Allmände-Land der Natur der Sache nach der Urwald, die Weid-Wiese, aber auch der Sumpf, der See, der Fluß oder Bach, das Hochgebirge dienten.

Man sieht also gewisse Theile der Allmände, Urwald, Gebirg, Sumpf, große Gewässer, waren zugleich bestimmt, als natürliche Schutzwehren, als Sicherungen des Grenzgebiets zu dienen: das urgermanische Wort marka, marku heißt zugleich Wald (d. h. ungerodetes Grenzland, Urwald an der Grenze) und Grenze: altnordisch mörk, gothisch marka, angelsächsisch mearc, altsächsisch marka, althochdeutsch marc, marcha = Grenze = Wald = Allmände. vgl. zend. merczu = Grenze; ob auch latein. margo?

Daraus erklärt sich nun auch eine schon Julius Cäsar zugekommene, aber von ihm bei seiner Unkenntniß der Rechtsverhältnisse schief aufgefaßte und unrichtig wiedergegebene Mittheilung, welche, so wie sie bei Cäsar steht, in der That gar keinen Sinn hat.

Dem Cäsar war auf seine politisch-militärischen Erkundigungen über die Sueven, mit welchen er zu kämpfen hatte — die römischen Soldaten machten in Menge ihre Testamente, als es hieß, es gehe gegen diesen Feind — berichtet worden, es gelte den einzelnen Völkerschaften als höchster Ruhm, rings um sich recht ausgedehnte unbewohnte Einöden mit wüst gelegten Grenzgebieten zu haben: das gelte als Zeichen der gefürchteten Tapferkeit, daß die Nachbarn, vertrieben aus ihren bisherigen Sitzen, wichen und daß doch nicht andere wagten, sich in diesen geräumten Gebieten niederzulassen: zugleich glaubten sie auch dadurch mehr gesichert und der Gefahr plötzlicher Ueberfälle entrückt zu sein.*)

Kurz vorher hatte er von dieser abstracten Regel ein concretes Beispiel zu erzählen gehabt: die Sueven nämlich hatten sich vor dem drohenden Angriff Cäsars zurückgezogen an die äußersten Nordostgrenzen ihres Gebiets, dort liege ein Urwald ungemessener Größe, „Bacenis" (der Harz) der sich noch weit in das Innere des Landes erstrecke und „wie eine natürliche Scheidewand zwischen geschoben" die Sueven von den nordöstlicher hausenden Cheruskern**) trenne. Und an einer dritten Stelle sagt er wieder von den Sueven: diese Völkergruppe gelte als die bei weitem mächtigste und kriegerischste von allen

*) Bellum gallicum VI. 23.

**) VI. 10.

Germanen, hundert Staatsgebiete vereinen ſie, Ackerbau treiben ſie wenig, Sondereigenthum an Grund und Boden haben ſie nicht, keiner darf länger als ein Fruchtjahr die gleiche Scholle bebauen, nicht von Getreide in nennenswerthem Umfange leben ſie, ſondern von Viehzucht und Jagd (Milch, Feiſch der Hausthiere, Wild), die Jagd, die einen großen Theil ihrer Zeit ausfüllt, dient einmal dem Unterhalte, dann der Uebung und Abhärtung der Körperkraft: ſie ſind daher (d. h. weil ſie nicht dem Ackerbau, ſondern der Viehzucht und Jagd obliegen) auch ein ganz ausgezeichnetes Reitervolk, das die „Sattelreiter" verachtet. Für ihren Staat, fährt Cäſar fort, erachten ſie es als höchſten Ruhm, daß das Land ſo viel als möglich rings um ihre Grenzen unbebaut und unbewohnt ſei (vacare): das zeige, daß eine große Zahl von Nachbarſtaaten ihrer Macht (der Sueven) nicht habe Stand halten können und es ſolle wirklich nach der einen (d. h. der den weſtlich von den Sueven am Rhein wohnenden Ubiern entgegengeſetzten) Richtung (d. h. alſo nach Oſten) das Land ungefähr 600,000 Schritte leer und öde liegen.*)

Man ſieht, Cäſar hielt hier alle Trümmer in der Hand — es fehlte ihm leider nur der Rechtsverband, der innere nothwendige Zuſammenhang.

So gut wie kein Ackerbau, faſt ausſchließend Viehzucht und Jagd: große Volkszahl, ſtarke Pferdezucht: daher Bedürfniß ſehr weit geſtreckter Wald- und Weidegründe, kein dauerndes Sondereigenthum der Einzelnen an Grund und Boden, Feldwechſel, nicht langes Verweilen auch der Völkerſchaft auf demſelben Sitze, ſondern häufiges Wechſeln der Jagd- und Weidegründe innerhalb des geſammten von den Sueven einmal occupirten weiten Gebietes: Verdrängung zahlreicher Nachbarſtämme aus ihren Sitzen, Fernhaltung etwaiger Neuanzügler durch die Furcht vor den ſueviſchen Waffen, Benutzung der ſo hergeſtellten unbewohnten und unbebauten Strecken von Wald und Weide zu Jagd und Viehzucht und zugleich zur natürlichen Grenze.

Zum Theil waren dieſe „agri vacantes" gewiß Allmände der ſueviſchen Bezirke: im Eigenthum des „pagus" — wie Cäſar das nennt —: zum Theil aber mag allerdings in Wahrheit herrenloſes Land gemeint ſein, ein „debatable ground" „Grenzwald", aus dem die Sueven die Nachbarn verſcheucht hatten, ohne es in Sondereigenthum oder auch nur förmlich in das Privateigenthum (fiscaliſche) ihrer Bezirke zu erwerben: nur ihre ſtaatliche Gewalt erſtreckten ſie inſofern über dieſe Waldungen — denn auch bewohnt geweſenes Land muß ſich als „ager vacans" bald wieder mit Wald überziehen — als ſie die Anſiedelung Anderer darin verwehrten: ſie behielten ſich ſolche herrenloſe Waldſtrecken bevor, einmal als verſtärkten Schutzwall, dann auch um von der eigentlichen Allmände aus in dieſes Verſteck des Wildes zu ſtreifen, endlich

*) Nr. 1–3.

aber, um nach Bedürfniß, bei zunehmender Bevölkerung, bei abnehmendem Wildstande, bei abnehmendem Allmändewalde diesen bisher nur staatsrechtlich überherrschten Raum selbst allmälig in Allmände zu verwandeln, wenn die alte Allmände immer verzehrender durch den unvermeidlichen Mehrbedarf an Sondereigenthum dem Umfange noch verringert, durch die fortgesetzte schonungslose Ausübung der Holzungs-, Jagd- und Weiderechte dem Holz- und Wilderertrage nach immer eindringlicher erschöpft wurde.

Dann griff man zu dem der Allmände zunächst liegenden Waldgürtel von unbewohntem, bisher fast unbenutzten, nur durch den Namen und Schrecken der Waffen behaupteten „debatable ground", von dem man Nachbarn und Neuanziehende fern gehalten hatte, und machte ihn zur Allmände, wie man allmälig die ursprüngliche Allmände in Sondereigenthum verwandelt hatte: ursprünglich mochte man dann bei der Menge unbeanspruchten Landes einen neuen Gürtel von schützendem „debatable ground" schaffen: später aber — und je mehr man sich einerseits im Westen keltischen und römischen Besitzungen näherte, andererseits von Osten her germanische und nicht germanische Stämme immer dichter aufgerückt nachdrängten — wurde diese ganze Bewegung eine Zeit lang, ca. 50 vor Christus bis ca. 250 nach Christus, zum Stehen gebracht: das Umherschweifen, das Vordrücken gegen Westen, das unbeschränkte Occupiren von Urwald, das Umwandeln desselben in Allmände, von Allmände in Sondereigen — Alles mußte nun ein Ende nehmen: bis endlich dem unabläßigen Drucke der selbst durch Nachschiebende und durch Uebervölkerung vorwärts Gedrängten die morsch gewordenen und nicht mehr genügend vertheidigten Mauern des Römerreiches, der „Limes", der Ister, der Rhein, die Alpen sogar nachgaben, einfielen, sich überbrücken und übersteigen ließen und nun in die römischen Provinzen Dacia, Moesia, Pannonia, Illyricum, Epirus, Achaja, Noricum, Vindelicia, Rhaetia, Germaniae, endlich auch Belgica, Galliae und Italiae die Völker der gothischen Gruppe, dann Bajuvaren, Alamannen, Burgunden, Langobarden, Franken sich ergossen.

Der letzte Grund dieser unwiderstehlichen Bewegung lag in der bei allen Germanenstämmen seit dem Uebergange von überwiegendem Nomadenthume mit Jagd und Viehzucht zu überwiegendem seßhaften Ackerbau eintretenden raschen Zunahme der Bevölkerung.

Ein Naturgesetz, statistisch nachweisbar, waltet hier, oder anders ausgedrückt eine bisher in allen beobachteten Fällen eingetretene Bewegung der Bevölkerungsziffer.

Die Gründe dieser Erscheinung sind vor allem die ganz im Allgemeinen nach allen Richtungen des Volkslebens eintretende Hebung der Cultur überhaupt, welche mit dem Uebergange zu seßhaftem Ackerbau sich einfindet: im Einzelnen mag nur an die sorgfältigere Pflege auch der schwachen und

kränklichen Kinder erinnert werden, welche die Mutter am dauernden Herde zu heilen und am Leben zu erhalten, zu kräftigen und aufzuziehen vermag, während der schweifende Jäger und Hirt die hoffnungsarme Belastung seines Wagens leichter aussetzt.

Ich habe anderwärts bereits gezeigt, daß diese Wirkung natürlich nicht sofort bei dem Siege der Seßhaftigkeit eintreten kann, sondern erst in der vierten oder fünften Generation: das aber ist genau die Zeit, in welcher die sogenannte Völkerwanderung ihre ersten Wellen ausbreitet bei den Germanen.

Die Thatsache dieser unverhältnißmäßigen Vermehrung der Bevölkerung aber erhellt aus den Zahlen, welchen uns die römischen und griechischen Quellen in immer steigenden Dimensionen angeben bezüglich der Stärke der Heere und Flotten, der Erschlagenen und Gefangenen, welche seit Ende des zweiten Jahrhunderts Markomannen, Quaden, Alamannen, Franken, Ostgothen, Westgothen, Wandalen und die kleineren gothischen Völker unerschöpflich immer wieder, unerachtet unerhörter Verluste, wider die Dämme des römischen Reiches werfen — in der That ein brandender Ocean von Menschen.

Diese starke Zunahme der Bevölkerung bei allen Germanen also im Zusammenhange mit dem Drucke der nachdrängenden Hunnen und Slaven hat das bewirkt, was man die Völkerwanderung nennt, aber viel richtiger eine Völkerausbreitung nennen würde: denn auch bei den Völkern, welche am Weitesten gewandert sind, den Wandalen von Ungarn bis Afrika, den Langobarden von der Elbe an den Po und zuletzt an den Garigliano, war dieses „Wandern" ein äußerst langsames allmäliges sich Vorschieben, Hin- und Herschieben nach Richtungen, welche die eigene freie Wahl am Wenigsten bestimmte, am Meisten der Hunger und der übermächtige Druck Anderer auf Rücken oder Flanken.

Wahre Völker mit Weibern, Kindern, Knechten, Mägden, Wagen, Pferden, Heerden und Hausrath sind es gewesen, welche sich in solcher Weise oft ziellos fortwälzten, wandernd, kämpfend, lagernd, säend, ärndtend, wieder aufbrechend, wenn das Land ihrem ungeschickten Ackerbau, der noch immer der Raubbau des Nomaden war, nicht mehr genug Ertrag lieferte oder wenn ein stärkerer Nachdränger scheuchte oder Hoffnung auf reichere römische Lande lockte, oder der Verrath und das Ränkespiel römischer Machthaber sie einlud.

Allerdings war die Stärke dieser wandernden Haufen entfernt nicht so groß, wie man bisher allgemein annahm (auch noch der jüngste Geschichtschreiber der „Völkerwanderung", Eduard von Wietersheim, überschätzt die Zahl der Wanderer ganz bedeutend), ihre Kopfzahl war gering im Vergleiche mit den römischen Einwohnern: die frühe und starke Romanisirung der Gothen, Burgunden u. s. w., und die Schonung, welche die Provincialen fast überall erfuhren, wird dadurch erklärt. Aber immerhin waren es sich ausbreitende Völker — dieser qualitative Unterschied ist wichtig — nicht „Gefolgschaften"

oder „bandes“ wie unsere Nachbarn zu sagen lieben — Völker, welche ihre Götter (oder ihren arianischen Gott), ihr Recht, ihre Sitte, ihre einheitliche Sprache, wie ihre Weiber und Kinder mit sich umher führten: das erklärt, daß sie auch nach harten Niederlagen sich behaupten konnten, daß sie nicht spurlos aufgesogen wurden (mit Ausnahme der Wandalen in Afrika), wie der Tropfen auf dem heißen Steine in dem Südlande weit überlegener Cultur und weit überlegener Bevölkerung, daß sie vielmehr soviel ethnische Widerstandskraft hatten, bei ihrem Aufgehen in der Ueberzahl diese doch so mächtig zu beeinflußen, daß durch die quantitativ geringe germanische Zuthat drei neue Völkerbildungen, Franzosen, Spanier, Italiener, hervorgingen, keineswegs die alten römischen oder provincialen Bevölkerungen unverändert im Lande blieben.

Gefolgschaften ohne nationale Ehefrauen oder „Banden“ hätten weder quantitativ noch qualitativ dies vermocht.

Außer der sogenannten Völkerwanderung also, dieser zunächst nach Außen gerichteten Wirkung, hat aber der Uebergang zu überwiegendem Ackerbau und die daraus rasch erwachsene Uebervölkerung auch im Innern eine höchst bedeutsame Wirkung geübt, eine Umgestaltung der Verfassung in doppeltem Betracht: einmal die Herstellung größerer Staatsverbände, genauer ausgedrückt die Ausdehnung des Umfangs an Land und Leuten für den germanischen Staatsbegriff, und zweitens, Hand in Hand hiemit schreitend, bedingend und bedingt, die Verdrängung der früher sehr stark überwiegenden republikanischen Verfassung durch das nunmehr fast ausschließend werdende Königthum. Der germanische Staatsgedanke fing mit dem denkbar kleinsten Verbande an, er beschränkte sich auf den kleinsten Kreis, aus welchem er hervorgewachsen war: auf die Familie. Sibja heißt zugleich Familie, Geschlecht, gens und Friede, Rechtsschutz, pax. vgl. altnordisch sifjar, femin. plur. die Gesippen, gothisch sibja das verwandte Geschlecht, die Verwandtschaft = „Freundschaft“, Gemeinschaft; altsächsisch sibbja, mittelhochdeutsch sippe = Friede, Bund, Verwandtschaft. Sanskrit sabhâ, communitas, daher sabhya zu einer Gemeinschaft gehörig, dann gesittet, anständig.

Ursprünglich erstreckte sich Gerichtsbarkeit und Rechtsschutz nur auf die „Gesippen“ d. h. die Glieder Eines Geschlechts; unter ihnen sollte unverbrüchlicher Friede walten, kein Streit unter Brüdern, Vettern, Magen sollte durch Fehdegang, jeder Streit durch Urtheil, gefunden von den Rechtsgenossen, entschieden werden: daher erscheint es in der nordischen Auffassung als Vorzeichen der „Götterdämmerung“ d. h. als Auflösung der heiligsten Bande unter den Menschen, wenn Bruder dem Bruder nicht mehr trauen darf, wenn sich Gesippen befehden und morden; Völuspa 45*)

*) Ich citire nach der Ausgabe der Edda von P. A. Munch, Christiania 1847.

broedher munu berjask
ok at boenum verdhask.
munu systrungar
sifjum spilla

d. h. „Brüder schlagen und befehden sich, Geschwisterte brechen die Sippe, den Sippe-Frieden."

Als man später auch auf Ungesippen, Fremde, den Rechts- und Friedens-Schutz ausdehnen wollte, wagte man noch nicht gleich, mit dem alten Princip zu brechen: man half sich, indem man sie in den Schutz eines Gesippen stellte oder vielleicht durch Wahlkindschaftung d. h. durch Adoption mittelst symbolischer Handlungen durch einen Gesippen (Waffenleihe, Bartabscheerung) und etwa durch Fiction, wie bei den römischen „gentiles."

Auch als mehrere Sippen sich zur Horde vereinten — noch kann von „Gemeinde" nicht gesprochen werden, sie setzt Ackernachbarschaft, Seßhaftigkeit voraus und diese Entwicklungen haben sich bei den Germanen offenbar vor dem Uebergange zur Seßhaftigkeit vollzogen — wurde darin principiell nichts geändert; gegen nicht zur Horde gehörige Feinde hielt man zusammen, gemeinsame Opfer feierte man, die Gefahren des Weges, des Waldes, des Wolfes theilte man: auch entwickelte sich für die verschiedenen Sippen der Horde ein einheitliches Privat-, Straf- und Proceßrecht, für den Fall, daß bei einem Streite von Angehörigen verschiedener Sippen der Rechtsweg gewählt wurde: aber eine Nöthigung, den Rechtsweg zu wählen, bestand nicht in diesem Falle, wie sie bei Streit unter Gesippen bestand: es konnte auch unter den Sippen derselben Horde statt des Rechtsweges der Waffenweg gewählt werden; „Fehde" (wie bei Streit unter mehreren Horden statt friedlicher Schlichtung der Krieg gewählt werden mag von jeder Partei), ohne daß die Horde als Gesammtheit ein Recht hätte, sich einzumischen: nur bei Verbrechen gegen die Götter und gegen die Gesammtheit übt die Gesammtheit ein Strafrecht

An diesen Anschauungen wurde auch bei dem Uebergange zur Seßhaftigkeit principiell nichts Wesentliches geändert; auch nachdem an die Seite des rein persönlichen Verbandes der Verwandtschaft unter den Hordegenossen der räumliche Verband zusammenhängenden Grundbesitzes trat, also auch im Gemeindestaate, blieb das Fehderecht erhalten.

Mehrere Horden und Gemeinden schlossen sich später zum Bezirk, Gau, pagus, herad zusammen: Ausbreitung der Bevölkerung und des Landbesitzes, Zusammenfließen mit benachbarten befreundeten Gemeinden mochte dazu geführt haben: dieser Gau- oder Bezirksverband bleibt offenbar Jahrhunderte lang der eigentliche Staat: auf ihn beschränkt sich der Staatsverband, er zerfällt manchmal in Hundertschaften, diese in Dörfer und Höfe; aber die mehreren Bezirke der Völkerschaft bilden noch keinen Einheitsstaat, meist nur einen

lockeren Staatenbund, der juriſtiſch — abgeſehen von den gemeinſamen Stammesheiligthümern — nur völkerrechtlich verbunden iſt —: daher kann es kommen, daß die Bezirke deſſelben Stammes auch wohl unter einander Krieg führen, daß ſie Dritten, z. B. dem Römerreiche gegenüber, verſchiedene Politik verfolgen: das auffallendſte Beiſpiel bietet die Völkerſchaft der Cherusken, bei welcher jedenfalls mehr als drei Bezirke nachweisbar ſind: und von dieſen Bezirken haben bei der allgemeinen Erhebung ſo zahlreicher Germanenſtämme gegen Rom im Jahre 9, welche der Cheruskenfürſt Armin leitete, nicht nur ein Bezirk auf Seite der Römer gegen die andern Cherusken gefochten, es war, was bei der allgemeinen Aufregung in ganz Germanien noch viel erſtaunlicher iſt, ein Bezirk neutral geblieben und dieſe Neutralität von Römern und Germanen reſpektirt worden. Der Verſuch auch des gefeiertſten Helden ſeines Volkes, dieſe Zerſpaltung, welche die Volkskraft auf das Verderblichſte lähmte, zu beſeitigen und an die Stelle der kleinen Bezirkskönige wenigſtens für ſeinen Cheruskenſtamm das Stammkönigthum aufzurichten, kam noch zu früh: er ſcheiterte, und Armin der Befreier ward von ſeinen Verwandten und Stammgenoſſen „im Namen der alten Freiheit“ ermordet.

Es ſcheint gerade dieſer Uebergang vom Bezirk zum Stamme als Grundlage des Staats ſich nur ſchwer, langſam und beutig vollzogen zu haben.

Indeſſen, ſeit dem Anfang und der Mitte des zweiten Jahrhunderts wirkten äußerer Druck und innere Entfaltung zuſammen dahin, die Iſolirung der Bezirke unhaltbar, das Zuſammenfließen der Bezirke Eines Stammes zu einem Stammesſtaat nothwendig zu machen.

Der äußere Druck war die immer dringender im Südweſten von den Römern drohende Gefahr, dann der drängende Nachſchub anderer germaniſcher und ungermaniſcher Nachbarn von Oſten, dem nicht mehr durch Wandern, durch Verſchieben der Sitze auszuweichen war: denn nun fehlte es an Raum. — Daß es aber an Raum zu mangeln begann, daß man nicht mehr neuen Urwald zu „debatable ground“, Allmände und Sondereigen beliebig occupiren konnte, das hatte ſeinen Grund in jener inneren Entfaltung, in der raſchen Zunahme der Bevölkerung.

Vergegenwärtigen wir uns, welche Wirkung das Anwachſen der Bevölkerung in einer Dorfgemeinde zunächſt haben mußte — fürdie größeren Verbände, Bezirke und fernerhin auch für den Stamm konnte ſich nur in größerem Verhältniſſe das Gleiche wiederholen.

Der Maßſtab der Landzutheilung zu Sondereigen bei der urſprünglichen Niederlaſſung hatte der Natur der Sache nach kein anderer ſein können, als das Bedürfniß des einzelnen ſelbſtändigen Gemeindegliedes: ganz undenkbar wäre geweſen, daß z. B. der Gemeinfreie, der mit Weib und einem Sohne, einem Knechte, einer Magd und ſechs Häuptern Vieh einherzog, ebenſoviel Land

erhalten hätte, als der Edle oder Gemeinfreie, der außer dem Weibe vier Söhne und drei Töchter, zwanzig Knechte und zehn Mägde, dazu eine Anzahl von Freigelassenen und vielleicht eine Gefolgschaft von dreißig Freien unterzubringen hatte in dem eignen Gehöfte und Nebengebäuden und sie zu alimentiren.

Was man von einer „Verlosung" bei der Landnahme vernimmt, kann also schlechterdings nicht den gewöhnlich angenommenen Sinn haben, daß das zu Sondereigenthum parcellirte Land in so viel gleiche Theile zerlegt worden wäre, als selbständige Gemeindeglieder zu versorgen waren und daß dann das Los Jedem das ihm Zugewiesene, das gleiche Maß bestimmt hätte.

Zum Theil erklären sich die fraglichen Stellen daraus, daß das germanische Wort das unser modernes „Los" ist (altnordisch hlutr, angelsächsisch hlyt, althochdeutsch hluz), keineswegs nur Los sondern vielmehr ursprünglich nur „Theil", „Antheil" bedeutet und daß ganz ebenso das lateinische sors in der Sprache jener Zeit nicht Los, sondern Theil = pars bedeutet: es wurde also gar nicht „gelost", nur „getheilt". In andern Fällen, in welchen wirklich gelost wird, sind die Lostheile nicht einzelne Grundstücke, sondern römische Provinzen, und die Losenden nicht einzelne Hausväter, sondern germanische Stämme: so entschieden die Wandalen, die selbst in die asdingischen und silingischen Wandalen mit zwei Königen gegliedert waren, die Alanen und Sueven im Jahr 411 durch das Los, welche der römischen Provinzen*) Spaniens jedem einzelnen dieser Völker zufallen solle.

Auch den alttestamentlichen Ausdruck im Latein der Bibelübersetzung, „funiculo hereditatis terram sorte dividere", haben die lateinischen Quellen der Zeit ohne Weiteres auf Fälle angewendet, in welchen, wie wir wissen, an eine Verlosung nicht zu denken war.

Nun insofern wäre hin und wieder eine wirkliche Verlosung anzunehmen, als man, um Streit und Vorwurf der Parteilichkeit abzuschneiden, je nach der Kopfzahl der Sippe einerseits die Losberechtigten, anderseits die Landstrecken in Kategorien theilte und innerhalb der Kategorie z. B. der Güter für zwanzig Köpfe die Sippen, welche zwanzig Köpfe zählten, nur die einzelnen „Zwanzig-Köpfe-Güter" verlosen ließ unter einander.

Hierbei mag dann auch das höchst individuelle Maß des „Hammerwurfs", das schon bei der ursprünglichen Landnahme begegnet, angewendet worden sein, freilich ist dieser offenbar höchst alterthümliche Maßstab, der wohl mehr der Sage als der Geschichte angehört — obwohl er auch geschichtlich nachgewiesen ist — nur unter Voraussetzung fast unbeschränkter Landnahme anwendbar gewesen.

---

*) Orosius VII. 43 habita sorte — diviserunt.

Der „Staat" also d. h. die Gemeinde, d. h. die Gesammtheit theilte dem selbständigen Gemeindegliede — wir wollen ihn „Faramannus" nennen — soviel aus dem von der Gemeinde occupirten Lande zu Sondereigenthum für Haus, Hofraum, Garten und Ackerland, als sein Bedürfniß, zumal nach der Kopfzahl der Sippeglieder und Unfreien und dem entsprechenden Heerdenbesitz, erheischte.

An der Allmände, d. h. dem unvertheilten Urwald, der Waldweide, Heide und Steppe, dem Gebirge und dem See, hatten die Gemeindeglieder dingliche Nutzungsrechte, welche activ an das Sondereigenthum, an einen Hof in der Gemeinde, geknüpft waren.

Allein offenbar fand in dieser Beziehung in der Urzeit nur sehr geringe Beschränkung statt.

Einmal durfte gewiß der „Faramannus" das ihm zustehende Nutzungsrecht, z. B. das Jagdrecht, auch durch alle zu seiner Fara gehörigen Männer ausüben lassen. Denn es war zweitens auch objectiv, dem Quantum nach, nicht beschränkt; es durfte also ursprünglich gewiß der Jagd-, Holzungs- und Weideberechtigte soviele wilde Thiere erlegen, soviele Bäume fällen, soviele Heerdenthiere auf die Weide treiben als er konnte und wollte.

Man muß sich vergegenwärtigen, daß ursprünglich bei dieser Einwanderung der germanische Siedler noch einen harten Kampf ums Dasein kämpfte mit dem Urwald selbst und seinen Bewohnern; noch war ja jeder gefällte oder verbrannte Baum, jeder erlegte Bär, Wolf, Eber und Ur ein Fortschritt der Gesammtheit, ein Sieg der Cultur, der der ganzen Siedelung zu Statten kam; und des Holzes und Wildes war übergenug; die Allmände verlief in den Grenzwald. Freilich, völlig unbeschränkt war wohl dieses Holzungs- und Rodungsrecht nicht; den Allmändewald niederbrennen oder auch den zum Schutz bestimmten Grenzwald durfte der Einzelne nicht.

Als nun die Bevölkerung zunahm und z. B. die herangewachsenen Enkel des ursprünglichen Faramannus mit ihren Zugehörigen nicht mehr Raum und Unterhalt fanden auf dem noch so reichlich für ihn in Erwägung der Zahl seiner Söhne zugemessenen Sondergut, so ward man wohl mehrere Generationen lang dadurch mit nichten in Verlegenheit gesetzt; man griff zur Allmände und später nach deren Erschöpfung zu dem Grenzwald und schnitt aus demselben neue Sondergüter heraus, indem man dem Jungbauer die Rodung etwa mit Unterstützung seiner schon ansässigen Gesippen überließ.

Aber freilich, einmal mußte der Zeitpunkt kommen, da es mit dem „et superest ager" ein Ende nahm; da Allmände und Grenzwald in Wild- und Holzbestand bei Fortsetzung unbeschränkter Nutzung bedroht, da die Gemeindeweiden nicht mehr fähig gewesen wären, Heerden in beliebiger Stärke zu nähren.

Nun begann man in dem Gemeindeding das Maß der Holzungsrechte und der Weidenrechte genau festzustellen; wie viel jeder an Bauholz und Brennholz beziehen, wie viele Thiere er auf die Gemeindeweide treiben durfte; in letzterer Hinsicht wurde der Umfang der Stallräume maßgebend; „soviel der Bauer überwintern kann, soviel darf er übersommern", d. h. den Sommer über auf die Weide treiben. Für die Holzungsrechte wurden häufig die „Feuerstellen" maßgebend, d. h. nicht alle Gebäude des Bauers, sondern nur solche kamen dabei in Betracht, in welchen Herdfeuer gezündet werden konnte.

Auch begann man nun die Nutzungsrechte der Zahl nach zu begrenzen und dieselben mit den Althöfen zu verknüpfen; Jungbauern, Neuanziehende erhielten nicht mehr oder nur noch in geringerem Umfang die Nutzungsrechte an der Allmände.

Es ist bekannt, wie grausam die Strafen sind, welche die germanische Bauerschaft für Flur- und Feldfrevel, für Ueberschreitung des zugebilligten Umfangs der Nutzungsrechte, für Abpflügen von der Allmände, für Markverrückung, aber auch für Baumschändung aufstellte: Eingraben bis an den Gürtel und Entzweipflügen, Aufschlitzen des Leibes und Bedeckung der geschälten Baumstellen mit den Eingeweiden des Baumschänders und ähnliche Strafen, welche, vielleicht nie wirklich angewendet, nur als juristische Vogelscheuchen aufgestellt, jedenfalls aber dem graueſten Alterthum angehörig sind.

Eine sehr wichtige Folge aber mußte die Verwandlung der Allmände in Sondereigenthum und des Grenzwaldes in Allmände oder doch die bedeutende Verdünnung des Gürtels, den Allmände und Grenzwald um die Sondergüter gezogen hatten, zur Befriedigung der stark nachwachsenden Bevölkerung vorgenommen, in der Richtung nach Außen haben; es fielen, es verschwanden die trennenden Schranken, die unwegsamen Urwälder und Sümpfe, welche regelmäßig nur von seltenen Straßen durchschnitten, Bezirk von Bezirk, Stamm von Stamm getrennt hatten; unmittelbare Nachbarn waren nun geworden mit Ackerland und Weideland, in friedlicher oder auch feindlicher Berührung ununterbrochen auf einander hingewiesen, Nachbaren für Pflug und Heerde, für Jagd und Krieg, Bezirke und Gemeinden, die früher durch meilenbreite Wildniß von einander geschieden gewesen.

Die Wirkung mußte eine außerordentliche sein, die Entfernungen verschwanden; in ähnlicher Weise, wie in unseren Tagen Eisenbahnen und Telegraphen, freilich mehr plötzlich, die Entfernungen unter den Stämmen des deutschen Volkes verringert, die Berührungen gesteigert und damit das Zusammenfließen der bisher Geschiedenen beschleunigt haben, so mußte die Zunahme der Bevölkerungen, folgeweise das Zusammenrücken der Siedlungen, die Lichtung der Grenzwälder, das Zusammenrinnen der zahlreichen allzuklein gesplitterten Gruppen der germanischen Verbände erleichtern, sei es in fried-

lichem Zusammenschluß, sei es in dem nunmehr von dem Schwächeren viel schwieriger abzuwehrenden gewaltsamen heranzwingenden Anziehen der mächtigeren größen Gruppen.

So ist es zu erklären, daß seit dem dritten Jahrhundert in den lateinischen und griechischen Quellen die zahllosen Namen der kleinen Völkerschaften nicht mehr gehört werden, indem wenige umfassende Gesammtnamen auftauchen, innerhalb deren wenigstens der Ausländer und Feind die Namen der kleineren Verbände nicht mehr unterschied; so ist die Entstehung der Gruppennamen zu erklären, der Franken, Thüringen, Alamannen, Bajuvaren, Sachsen, Friesen.

Schon früher war bei den gothischen Völkern dieselbe Bewegung eingetreten; ja zum Theil wenigstens hatten einzelne Völker schon zur Zeit des Cäsar sich in solche Staatenbündnisse vereint, ohne die Sondernamen und die Sonderexistenz aufzugeben; so die große Gruppe der Sueven, ein Staatenbündniß mit gemeinsamen Opfern, mit zahlreichen gemeinsamen Einrichtungen, auf gemeinsame Vertheidigung gerichtet; die Namen einzelner zu diesem Suevischen Gesammtnamen gehörigen Völkerschaften drangen noch an des Römers Ohr, von Anderen wußte er nur, daß sie zu den Sueven gehörten.

Hand in Hand mit dieser Zusammenschließung kleinerer Verbände zu größeren Ganzen ging nun auch die Verdrängung der republikanischen durch die monarchische Verfassung. Der Hauptunterschied lag in der freien Wählung der republikanischen Grafen einerseits und dem erblichen Recht des Königshauses auf die Krone anderseits.

Es leuchtet nun ein, daß der centripetale und der monarchische Zug in Wechselwirkung standen. Denn einerseits wurde es immer unthunlicher, die umfangreicher gewordenen Staatsgebiete mit der Gewalt republikanischer, oft wechselnder Grafen zusammenzuhalten im Frieden und erfolgreich zu vertheidigen im Krieg. Und andrerseits war das Königthum an sich darauf angewiesen, durch Eroberung, durch Zusammenfassung der nahe stehenden Volkstheile und erfolgreiche Vertheidigung des so Geschützten kriegerischen Glanz und Ruhm zu gewinnen und anderseits war es durch die Erblichkeit, durch die nie fehlende kriegseifrige Gefolgschaft in den Stand gesetzt, eine bestimmte Politik einheitlich im Auge zu behalten und mit überlegener Kraft des Angriffs zu verfolgen. Gewiß hat diese Entwicklung von Innen heraus mindestens ebensoviel als die äußere Nöthigung — der durch die Römer im Südwesten und durch die von Osten her nachdrängenden größeren Volksverbände geübte Druck, dem man nur durch Zusammenschließung zu stärkeren Gruppen Widerstand leisten konnte — dazu beigetragen, daß wir den von Armin noch vergeblich versuchten Uebergang vom Bezirksstaat zum Stammesstaat jetzt fast überall vollzogen sehen, daß sich auch die Stämme der einzelnen Volksgruppen (oder auch ohne Rücksicht auf ethnographische Zusammengehörigkeit Nachbaren zur Abwehr

gemeinsamer Gefahren) nun mehr unter einander mit einheitlichem Namen in Staatenbündnissen (oder Bundesstaaten) verbanden, ganz ähnlich wie ursprünglich die Bezirke eines Stammes sich zu Staatenbündnissen versammelt hatten. (Nur bei den Sachsen, die nicht wanderten und von der römischen Gefahr nicht mehr berührt wurden, erhielten sich die alten Zustände; das „in pace nullus communis magistratus", bis auf die Tage Karls des Großen.)

Auch sonst hat man sich vor falscher Generalisirung, vor Annahme zu gleichmäßiger Durchführung der im Ganzen gleichartigen Bewegung bei allen Stämmen und in allen Fällen zu hüten.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß bei manchen Völkern ein Gesammtname angenommen, ein Bündniß gegründet wurde, ohne daß die Bezirksstaaten zu Völkerschaftsstaaten zusammengefaßt wurden; so scheint bei der sächsischen Gruppe die Zusammenfassung des Sachsennamens, dann der Ostfalen, Engern und Westfalen — diese nur geographische, nicht staatliche Gliederungen — ohne Vermittlung von Stammesstaaten gleich auf den Bezirken beruht zu haben

Auch bei der aus markomanischen Bezirken hervorgegangenen Gesammtgruppe der Bajuvaren ruhte vielleicht das agilolfingische Volkskönigthum nicht auf Stämmen, sondern unmittelbar auf Bezirken; die fünf Geschlechter bajuvarischen Volksadels haben wenigstens theilweise ihre Namen in „Gauen", „pagi" fortgeführt und waren vielleicht alte bezirkskönigliche Geschlechter.

Abgesehen aber von solchen Abweichungen im Einzelnen ist im Ganzen der Gang der centripetalen Bewegung sehr durchsichtig; bei Westgothen und Wandalen, bei Markomannen und Quaden habe ich nachgewiesen wie allmählich aus dem Bezirkskönigthum das Stammkönigthum erwachsen ist.

Bei den Alamannen und Franken können wir zusehen, wie im Laufe weniger Geschlechter die eine Zeit lang noch bestehenden Stamm- und Bezirkskönige dem alleinigen Volkskönig weichen. Als nämlich jene Völkergruppen sich bildeten, wurde Anfangs eine große Zahl von Stammeskönigen noch nebeneinander anerkannt.

In der großen Alamannenschlacht bei Straßburg im Jahre 357 hat es Julian noch mit ungefähr 17 reges, reguli, regales der Alamannen zu thun, welche bald nur einen pagus, bald mehrere pagi unter sich haben; Bezirkskönigthum und Stammkönigthum scheint hier noch neben einander zu stehen; an Einen Volkskönig aller Alamannen zu denken, fällt offenbar noch niemand ein.

Aber 140 Jahre später steht den Franken nur Ein Alamannenkönig mehr gegenüber in der großen Alamannenschlacht von 496 (nicht bei Tolpiacum), wenige Generationen haben bei der sehr starken centripetalen Strömung einer Zeit, welche kleine Körper wie Sandkörner zerrieb, genügt, hier alle die Kleinkönige verschwinden zu lassen. Ein Volkskönig der Alamannen steht dem Franken entgegen und als er gefallen ist, unterwirft sich sofort das ganze

hier kämpfende Volksheer. Die entfernter wohnenden Alamannen, welche offenbar ohne eigne Stammes- oder Bezirkskönige, nur locker dem Volkskönig untergeordnet waren, vermögen sich doch auch nur durch Auswanderung und Aufnahme in ostgothischen Schutz der durch jene Eine Schlacht und den Fall des Königs entschiedenen Unterwerfung zu entziehen.

Bei den Franken selbst aber können wir, Dank Gregor von Tours, im hellen Licht der Geschichte zusehen, wie die beiden Hauptstämme der salischen und ripuarischen Franken noch von einer Mehrzahl von ursprünglichen Stammeskönigen beherrscht werden — denn die Namen „salische" und „Uferfranken" sind offensichtlich erst spät entstandene geographische Zusammenfassungen von alten Stämmen — bis Einer der salischen Stammeskönige mit allen Mitteln der Gewalt und List seine rivalisirenden Mitkönige in beiden Stämmen beseitigt und es durchsetzt, daß ihn endlich alle Träger des fränkischen Namens beider geographischer Gruppen als alleinigen Volkskönig der Franken anerkennen.

Aber der gewaltige centripetale Zug jener Zeit kommt nicht zu Ruhe, bis der fränkische Volkskönig ein Reichskönigthum aufgerichtet hat; Alamannen und die unter dem Namen Thüringen zusammengefaßten alten hermunduriſchen Stämme und die als Bajuvaren auftauchenden Markomannen im Osten, aber auch die Burgunden im Südwesten werden zunächst hereingezogen und als es Karl dem Großen gelungen, auch die heidnischen Friesen und Sachsen im Norden und das langobardische Reich im Süden in einer Monarchie zu vereinen, wird sogar die nationale fränkische und germanische Grundlage verlassen und ein fast kosmopolitisches Kaiserthum aufgerichtet, eine Fortsetzung des abendländischen römischen Kaiserthums, aber mit wesentlich theokratischer christlicher Basis: mit der Berechtigung und Verpflichtung zur Schirmvogtei der gesammten abendländischen Christenheit.

Dieses Reich, ohne nationale Basis, in welches Völker der verschiedensten Culturstufen und nationalen Mischungen durch die Ueberlegenheit Eines Mannes waren zusammengeschmiedet worden — dieses Reich bezeichnet den Gipfel einer ungeheuren centripetalen Bewegung, welches aus dem germanischen Geschlechter- und Gemeindestaat von etwa zwanzig Gehöften zu dem abendländischen Kaiserthum geführt hatte, das von Saragossa bis Pest, von Benevent bis Hamburg reichte.

Dieses anationale Reich wurde gesprengt durch die Gegenwirkung der Nationalitäten: Romanen und Germanen, stark und wenig romanisirte Germanen, Italiener, Franzosen, Deutsche brachen auseinander und innerhalb dieser drei Nationen hub nun aufs Neue ein mächtiger, allesüberwuchernder centrifugaler Zug an, welcher Italien dauernd zerriß und der Fremdherrschaft unterwarf, Frankreich bis auf die Zeit Ludwig des Neunten noch schwerer

als Deutschland mit der Auflösung in eine Anzahl von selbständigen Vasallenländern bedrohte und das deutsche Reich zuletzt in einen locker verbundenen Bundesstaat abschwächte.*)

Die päpstliche Encyclica und der preußische Staat.

Von Emil Friedberg.

Nachdem sich Pius IX. über die neuere Preußische Kirchengesetzgebung bisher immer in so unbestimmter Weise geäußert hatte, daß die ultramontane Presse Gelegenheit hatte, unbequeme Worte des unvorsichtigen Greises zu drehen und zu deuten, hat er endlich in der jüngsten Encyclica offen und klar seinen Standpunkt gekennzeichnet und die preußischen Gesetze für nichtig erklärt.

Solch' Schauspiel hat die deutsche Geschichte schon öfters erfahren. Als um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts Eicke von Repgow seinen Sachsenspiegel abgefaßt hatte, denuncirte ein übereifriger Augustinermönch das Werk in Rom, und eine päpstliche Bulle reprobirte eine Anzahl von Sätzen, welche den kirchlichen Interessen hinderlich waren. Aber der wackere deutsche Schöffe hatte seinen Landsleuten nicht umsonst das bedeutungsvolle Wort zugerufen, daß der Papst das deutsche Landesrecht nicht kränken könne.

So viel Mühe sich auch der luxemburgische Karl IV. gab, dem päpstlichen Spruche Nachachtung zu verschaffen: nicht ein Wort des Sachsenspiegels hat darum in Deutschland seine Kraft verloren.

Auch die neuere Zeit weist in Deutschland Beispiele gleichen päpstlichen Gebahrens und gleichen Mißerfolges auf.

Als der Westphälische Friede dem erschöpften Lande endlich die heiß ersehnte Ruhe wiedergegeben und die confessionelle Eintracht wieder hergestellt hatte, cassirte Innocenz X. den Friedensschluß. Was ging den fremden Priester die Noth des verhaßten Deutschland an? Was kümmerte es ihn, ob der Krieg neue Menschenschaaren hinschlachte und wieder verwüstend das Land verödе! Das kirchliche Princip der Alleinherrschaft weiß nichts von menschlichen Rücksichten. Aber selbst der bigotte Ferdinand III. kannte hier

---

*) Mit lebhafter Befriedigung habe ich in dem interessanten Buch des Collegen Arnold in Marburg „Wanderungen und Ansiedelungen germanischer Stämme", I., Marburg 1875, das ich nach Absendung des Manuscripts dieses Aufsatzes kennen lernte, vielfaches Zusammentreffen unserer Ansichten von ganz verschiedenen Ausgangspunkten her wahrgenommen.

keine Nachgiebigkeit. Die Publication der Bulle wurde verboten. Ein Wiener Buchhändler, der einen Abdruck veranſtaltet hatte, wurde ins Gefängniß geworfen und mit einer Geldſtrafe von 2000 Thalern belegt, und als der Erzbiſchof von Trier vaterlandsverrätheriſch genug war, die Bulle gegen den Widerſpruch ſeines Capitels bekannt zu machen, wurde er — ein deutſcher Churfürſt — verhaftet, und das Reichsdirectorium ſtellte einmüthig an den Kaiſer das Begehren, ihn ſeiner weltlichen Herrſchaft zu entſetzen.

Was aber das Eigenthümlichſte iſt, die deutſchen Prälaten und unſere Ultramontanen haben ſelbſt die päpſtliche Verurtheilung des weſtphäliſchen Friedens auf das Schmählichſte gemißachtet. Kein deutſcher Biſchof faſt hat es unterlaſſen, ſeine eitlen Proteſte gegen ſtaatliche Maßnahmen auf den weſtphäliſchen Frieden zu ſtützen, und von der Tribüne aller deutſchen Parlamente hallt beſtändig aus ultramontanem Munde die Berufung auf jenen Frieden, den ihr römiſcher Herr und Meiſter doch caſſirt hat. So blüht uns denn auch wohl noch die frohe Hoffnung, daß die Epigonen der Centrumsfraction unſeren Enkeln gegenüber ſich mit dem Schilde der jetzigen preußiſchen Geſetzgebung zu decken verſuchen werden, und daß ſie noch nach Menſchenaltern die Unvorſichtigkeit Pius IX. beklagen werden, der ihnen dieſe dann vielleicht recht nöthige Wehr ſo unpraktikabel gemacht hat.

Uebrigens hat Pius IX. in der Caſſirung der Staatsgeſetze die bei einem ſo ungewöhnlichen Geſchäfte ausreichende Uebung; er hat am 26. Juli 1855 die ſardiniſchen Kirchengeſetze für nichtig erklärt und an dem gleichen Tage die ſpaniſchen, am 27. September 1852 die von Neu Granada und am 22. Juni 1865 das von ihm als ein „fürwahr abſcheuliches" bezeichnete öſterreichiſche Staatsgrundgeſetz. — Auch daran hat ſich wohl der römiſche Jupiter tonans nachgerade gewöhnt, daß ſeine Blitze immer kalte Schläge waren und nie einen beſonderen Schaden angerichtet haben. So beſteht denn auch die ſo hart angefochtene öſterreichiſche Verfaſſung noch heute fort, und die einzig greifbare Folge der päpſtlichen Verurtheilung war eine Note des Herrn von Beuſt, durch deren Ermöglichung Pius IX. dem ſchreibedurſtenden Reichskanzler gewiß eine herzliche Freude gemacht hat.

Uebrigens zeichnet ſich die neueſte päpſtliche That vor ihren Vorgängern durch eine bemerkenswerthe Milde aus, und es wäre undankbar, dieſe nicht anerkennen zu wollen.

Selbſt in Oeſterreich hat der Papſt nicht unterlaſſen, darauf hinzuweiſen, daß jeder, der ſolche Geſetze gerathen, gegeben habe und ausführe, der kirchlichen Excommunication verfallen ſei. Und wenn wir noch im Mittelalter lebten! wo Gregor XI. die Güter der Florentiner Bürger für herrenlos erklärte, ihre Perſonen für die leibeigene Beute jedes der ſie nehmen wollte! Was anderes als die apoſtoliſche Milde hat Pius IX. zurückgehalten, in

Preußen ſo wieder die Sklaverei einzuführen, für die er ja im nordamerikaniſchen Bürgerkriege ebenſo lebhafte wie chriſtliche Sympathien bezeigt hatte!

Wenn aber der Papſt wußte und weiß, daß er mit ſeinen Worten keine Effecte mehr hervorbringt, was hat ihn dann wohl — oder richtiger, diejenigen die ihn leiten — veranlaßt, mit ſolcher Maßregel hervorzutreten.

Iſt er der Biſchöfe nicht mehr ſicher? Glaubt er, daß ſie zum Staate abfallen werden? An und für ſich wäre das ja bei der Charakterfeſtigkeit des deutſchen Episcopats, die Niemand beſſer kennt als Pius IX., möglich. Könnte nicht Herr von Ketteler bei ſeiner Unterredung mit dem heſſiſchen Miniſterpräſidenten Hofmann zur Abwechſelung einmal vor dieſem knieen, ihn bitten, von ſeinen Geſetzen abzuſtehen, dann befriedigt nach Hauſe gehen und erklären: ich habe dieſe Geſetze immer gebilligt, aber nur für inopportun gehalten und lebe und ſterbe jetzt für ſie?

Oder glauben die deutſchen Biſchöfe dem Staate gegenüber eine Entſchuldigung ſich verſchaffen zu müſſen, indem ſie ſagen, wir fügten uns ja gerne den neuen Geſetzen, aber wir dürfen nicht; verſucht's mit dem Papſte, will er, ſo wollen wir auch. —?

Wir geſtehen, daß uns dieſe Erklärungsverſuche nicht ganz ausreichend erſcheinen. Weit näher liegt ein Anderes. Man hat ſchon lange in manchen Kreiſen verwundert gefragt, woher die Sprödigkeit ſtamme, welche der niedere Clerus, dem doch die neue Geſetzgebung nur förderlich ſei, dieſer entgegenbringe. Sie iſt erklärlich genug, und der preußiſche Staat büßt jetzt die Sünden ſeiner früheren Politik. Hat er nicht ſtets den niederen Klerus dem höheren Preis gegeben, und wenn eine freiheitliche Richtung in jenem ſich regte, hat er nicht immer ſchließlich die Bundesgenoſſenſchaft dieſes geſucht und alle antihierarchiſchen Elemente in der Pfarrgeiſtlichkeit mit einem Eifer ausgerottet, als handle es ſich um die höchſten Intereſſen des Staates! So baut der niedere Klerus auch heute noch nicht ganz ſicher darauf, daß die jetzige Richtung der preußiſchen Kirchenpolitik Beſtand haben werde. Aber je länger der Kampf dauert, je feſter die Regierung vorgeht, um ſo mehr wird ſie ihn gewinnen. Scheint es nun nicht faſt, als ob die Biſchöfe die Furcht beſchleicht, daß ihre Mannſchaft ſie im Stich laſſen könnte? daß ſie deswegen ihren Untergebenen durch den Papſt zurufen laſſen: eine Brücke zwiſchen uns und dem Staat kann nie geſchlagen werden, und wer von uns abfällt, hat auf Verſöhnung mit der Kirche keine Ausſicht?

Doch wie dem auch ſein möge: hätten ſie dieſe Rechnung gemacht, ſo wäre die Täuſchung auf ihrer Seite.

Wenigſtens nach den neueſten Maßregeln, mit welchen die preußiſche Regierung die unerträgliche päpſtliche Ueberhebung beantwortet hat. Denn der neueſte Geſetzentwurf der preußiſchen Regierung löſt das rechtliche

Verhältniß, in welchem der Staat zu der katholiſchen Kirche ſeines Landes bisher geſtanden hat.

Im Jahre 1821 war nach langwierigen und ſchwierigen Verhandlungen endlich eine Vereinbarung der preußiſchen Regierung mit dem Papſte zu Stande gekommen, welche die Diözeſanverhältniſſe der Monarchie regelte, über die Beſetzung der biſchöflichen Stifte u. ſ. w. Vorſchriften traf, und in welcher endlich die Regierung beſtimmte Verpflichtungen bezüglich der Dotirung der katholiſchen Kirche übernahm, welche zum Theil Acte freier Liberalität waren und als ſolche auch vom Papſte anerkannt wurden. Müſſen wir nach unſeren heutigen Anſchauungen die gedachte Vereinbarung als einen politiſchen Fehler anſehen, weil ſie zwiſchen Kirche und Staat wie zwiſchen zwei coordinirten völkerrechtlichen Subjecten abgeſchloſſen wurde, ſo wurde dieſer Mangel doch dadurch wieder einigermaßen gut gemacht, daß der König bei der Publication der Bulle in der Geſetzſammlung ſich ausdrücklich ſeine Hoheitsrechte vorbehielt. In derſelben Weiſe verfuhr die hannoverſche Regierung bei Veröffentlichung der Bulle Impensa Romanorum pontificum und die oberrheiniſchen Staaten bezüglich der Bullen Provida solersque und Ad dominici gregis custodiam. Damit war wenigſtens formell gewahrt, was materiell der Verwahrung gar nicht bedurft hätte, daß der Staat die Kirche doch nur als eine innerhalb ſeines Schoßes beſtehende Inſtitution betrachte, welche den unveräußerlichen ſtaatlichen Hoheitsrechten unterworfen ſei.

Auf dieſe ſtützt ſich die preußiſche Regierung bei ihrem neueſten Geſetzentwurfe, und es kann in rechtlicher Beziehung keinem Zweifel unterliegen, daß kein Staat verpflichtet iſt, denjenigen, welche ihn ſelbſt negiren und ſeine weſentlichſten Rechte antaſten, die Mittel zum Unterhalt und ſomit zur Fortſetzung des Kampfes ſelbſt zu gewähren. Die Maßnahme der preußiſchen Regierung iſt demnach rechtlich unanfechtbar; und ſelbſt wenn man ſich auf den völkerrechtlichen Standpunkt ſtellen ſollte, ſo wird bei dem notoriſchen Kriege, welchen Pius IX. dem preußiſchen Staate erklärt hat, eine Aufhebung der früheren völkerrechtlichen Verabredungen gerechtfertigt erſcheinen. Freilich iſt durch den Geſetzentwurf auch der ganze Beſtand jenes Vertrages mit hinfällig geworden; wenigſtens wird der römiſchen Curie die Befugniß nicht abgeſprochen werden können, jetzt auch die Beſtimmungen der Bulle de salute über Biſchofswahlen u. ſ. w. für verfallen zu erklären. An und für ſich würde das freilich an der Geltung dieſer Beſtimmungen nichts ändern, die, durch die preußiſche Geſetzſammlung als Staatsgeſetz publicirt, ſo lange in Kraft bleiben, bis ſie durch ein anderes Staatsgeſetz wieder aufgehoben werden. Aber wir würden ſelbſt die Aufhebung der ganzen Bulle de salute kaum beklagen können.

Es wäre damit nur die Gelegenheit gegeben, den früher begangenen politiſchen Fehler wieder gut zu machen, und auf dem Wege einſeitiger ſtaat-

licher Ordnung zu regeln, was niemals zum Gegenſtand eines Vertrages hätte gemacht werden ſollen. Alſo wie geſagt, die preußiſche Regierung hat keine Veranlaſſung die rechtlichen Folgen ihrer Handlungsweiſe irgendwie zu ſcheuen. Die praktiſchen unmittelbaren Folgen des Geſetzentwurfes ſind dagegen keineswegs ſehr einſchneidender Natur.

Es wird der katholiſchen Kirche des ganzen Staates ein Staatszuſchuß von etwas über 3,000,000 Mark entzogen, und in dieſer Summe ſind noch dazu die jetzt ſchon geſperrten Gehalte mehrerer Biſchöfe begriffen. Aber die Wichtigkeit des Geſetzentwurfes liegt nach einer andern Seite hin. Er iſt als eine nothwendige Ergänzung der Maigeſetze zu betrachten; er führt die Regierung an das Ende des Weges, in deſſen Mitte ſie früher zögernd Halt gemacht hatte.

Wir haben nie gebilligt, daß die Regierung die Demeritenhäuſer beſtehen ließ, wir haben die Stellung, welche die Geſetzgebung zu den Seminaren einnahm, nie für conſequent erachten können, und es erſchien uns unlogiſch, daß kirchliche Abgaben vom Staate im Verwaltungswege beigetrieben werden ſollten. In allen dieſen Beziehungen iſt jetzt reiner Tiſch gemacht, und hoffentlich dauert der Widerſtand des Episcopats ſo lange, daß die durch die Geldentziehungen betroffenen Inſtitutionen niemals wieder in der alten Weiſe wiederhergeſtellt werden können.

Aber auch für die Feſtigkeit der Regierung, auf dem einmal betretenen Wege zu beharren, iſt der Geſetzentwurf ein beachtenswerthes Symptom und die thörichten Gerüchte von einer Annäherung der Regierung an die römiſche Curie werden und müſſen jetzt verſtummen. Der Friede zwiſchen dieſer Regierung und dieſem Papſte iſt unmöglich geworden, und der niedere Klerus muß und wird endlich inne werden, daß er ſich diesmal auf den Staat verlaſſen kann. Darum wollen wir auch die Hoffnung nicht aufgeben, daß er von der in dem Geſetzentwurf ihm gewährten Handhabe, ſich den Wirkungen deſſelben zu entziehen, Gebrauch machen werde, und daß die päpſtliche Bulle ſo gerade das Gegentheil von dem hervorbringt — höchſt wahrſcheinlich noch dazu eine Stärkung des Altkatholicismus — was ſie erſtrebte. Freilich jubeln die Ultramontanen und ſagen, jeder, der zum Staate übergehe, drücke ſich jetzt ſelbſt den Makel auf, daß er es des ſchnöden Geldes wegen thue. Doch wenn die Herren nur offen wären! Wiſſen ſie denn gar nicht, daß man das Infallibilitätsdogma das Magendogma genannt hat, und daß zahlreiche Prieſter abgefallen ſein würden, wenn ſie nicht durch materielle Intereſſen zum Gehorſam gegen die Biſchöfe genöthigt geweſen wären. Dieſer Bann iſt jetzt gebrochen, Dank der Kurzſichtigkeit Pius IX. und ſeiner Helfershelfer, welche ganz überſehen haben, daß der Geiſtliche, wenn er aus der Botmäßigkeit der Biſchöfe tritt, ja nur das thut, was er als Deutſcher und als Staatsbürger

längſt zu thun verpflichtet geweſen wäre, und daß den, welcher reuig auf den Weg der Pflicht zurücktritt, nur die Schmähungen Verworfener treffen können, die er ſich zur Ehre rechnen mag, daß der Staat ihn nicht durch Geld lockt, ſondern lediglich von den äußeren Rückſichten frei macht, die bisher ſeine Entſchließung zur Ungebühr beeinflußten.

Noch eine Frage wollen wir bei dieſer Gelegenheit berühren. Es iſt in der Preſſe mehrfach die Rede davon geweſen, man müſſe die Freiheit des Verkehres der Biſchöfe mit dem Papſte beſchränken und das Placet wieder einführen. Wir würden das für abſolut falſch und ſchädlich erachten. Man kann bei der reichsgeſetzlich ſanctionirten Unverletzlichkeit des Briefgeheimniſſes nicht die ganze Correſpondenz des Klerus überwachen; man ſoll es auch nicht. Und hat man denn ganz vergeſſen, wie wenig das Placet, als es noch beſtand, genützt hat! Wie der Fürſtbiſchof von Breslau, Graf Sedlnitzki, die päpſtlichen Schreiben in von Damenhand couvertirten und adreſſirten Briefen erhielt, wie die Nuntiaturen in Wien und München die Botendienſte verrichteten!

Wir wollen und wünſchen in dieſer Beziehung keine Präventivmaßregeln, geſtehen dagegen offen, daß uns die beſtehenden ſtaatlichen Repreſſivmittel nicht ausreichend erſcheinen. Die deutſchen Regierungen haben ein beſonderes Geſetz für nothwendig erachtet, bezüglich der von der Kanzel geſprochenen Worte. Dies muß auf amtliche, öffentliche, ſchriftliche Aeußerungen ausgedehnt werden. Dieſelben ſind gleichzeitig mit ihrer Publication — bei Strafe — den Regierungen zur Kenntniß vorzulegen, und dann nicht nach dem Maßſtabe des jetzigen Rechtes zu beurtheilen, als ob ein einfacher Journaliſt ſeine individuelle Meinung äußere, ſondern, daß, weil die vom Staate anerkannte kirchliche Obrigkeit zu ihren Untergebenen ſpreche, hier auch der Staat einen eigenen Standpunkt der Beurtheilung einnehmen müſſe.

Und noch Eins. In München ſitzt zur Zeit noch immer ein päpſtlicher Nuntius. Wir würden es nicht als eine Parteinahme der baieriſchen Regierung für die Preußiſche erachten, wenn ſie dem päpſtlichen Vertreter ſofort die Päſſe zuſtellte. Wir würden darin nur eine Wahrnehmung der Würde und Rechte des Staates überhaupt ſehen, welche Pius IX. nie gekannt und jetzt auf das Offenſte in einer für alle Staaten gleich verletzenden Weiſe gemißachtet hat.

Rottmanns Arcadenfresken.*)

Von Anton Springer.

Wir erwarten mit gutem Grunde von der rasch steigenden Verbreitung unserer classischen Dichter, nachdem das Druckprivilegium für dieselben aufgehört hat, einen günstigen Einfluß auf die Volksbildung. Mit gleichem Rechte dürfen wir hoffen, daß die erweiterte Bekanntschaft mit den Meisterwerken unserer Malerei das Kunstinteresse und den guten Geschmack heben werden. Wären wir nur halb so eifrig mit dem Vertriebe schöner Bilder, wie die katholische Klerisei mit der Propaganda heiliger Bilder, so hätte längst alle Klage über die geringe Kunstliebe im Volke aufhören müssen. Freuen wir uns wenigstens, daß seit einiger Zeit der Anfang zum Besseren sich zeigt, daß die Kenntniß solcher Werke, in welchen sich die eigenthümliche deutsche Phantasie am glänzendsten verkörpert hat, nicht mehr auf den Kreis auserlesener Kunstfreunde beschränkt bleibt. Zu diesen Werken rechnet man aber längst einmüthig die Rottmannschen Frescolandschaften unter den Arcaden in München. Wer auf der Reise aus dem Norden nach dem sonnigen Italien die erste Rast in München machte, hat gewiß noch den Gang unter den Arcaden in fröhlicher Erinnerung. Dort empfängt man den ersten Gruß des Südens, und schöpft zuerst aus dem bloßen Sein und Athmen wonniges Behagen. Es ist die Architectur des Ortes — die offenen Hallen den mit stattlichen Bäumen geschmückten Garten einschließend — welche zu diesem Eindrucke beiträgt, es sind aber vorzugsweise die Wandgemälde Rottmanns, deren Anblick den Sinn bereits jenseits der Berge versetzt. Von der Veroneser Clause bis zur Scylla herunter tauchen vor unseren Augen die hervorragendsten und anziehendsten Punkte der Apenninischen Halbinsel und Siciliens empor. Die angewendete Technik brachte es mit sich, daß die bunte Mannigfaltigkeit der Scenerie, die reiche Abstufung des Colorits, einigermaßen zurücktreten. Die Wirkung kann nur mit einfachen Mitteln erzielt werden, doch genügen dieselben vollkommen, um die Mächtigkeit der Naturformen, die vornehme Schönheit, die unwandelbare Herrlichkeit der Landschaft Italiens in ergreifender Weise auszusprechen. Für Rottmanns Auffassung hat sich der Name: heroischer oder historischer Stil eingebürgert. Daß auch die Landschaft fähig sei in dem Beschauer Empfindungen anzuregen, ähnlicher Art, wie wenn der eherne Schritt des Schicksals an das Ohr anklingt, so daß jene unwillkürlich als der Schauplatz großer Ereignisse gedacht wird, hat das Beispiel Nicolas Poussins im siebzehnten Jahrhundert bewiesen. Seitdem ist die Pflege der heroischen Landschaft nicht völlig erstorben, in ihren Erfolgen nur zuweilen gefährdet durch die naheliegende Versuchung, eine

*) Rottmanns Italienische Landschaften. In Aquarellfarbendruck herausgegeben von Fr. Bruckmann in München und Berlin.

gesuchte, gewaltsame Tendenz in die Darstellung zu bringen. An Rottmanns Italienischen Landschaften erfreut besonders die gänzliche Freiheit von allem Gekünstelten und willkürlich Gemachten. Die Staffage spielt in denselben keine nennenswerthe Rolle, unsere Aufmerksamkeit wird nicht von den landschaftlichen Formen abgewendet, auch diese wieder nicht etwa in eine Fülle von Einzelheiten aneinander gezogen, sondern in einfachen großen Massen zusammengehalten. Selbst das architektonische Beiwerk erscheint wie aus dem Boden gewachsen und in die natürlichen Elementarformen gleichsam wieder übergehend. Wenn von Rottmanns Arcadenbildern die mächtig ergreifende Wahrheit behauptet wird, so ist darunter nicht die prosaische Treue zu verstehen, mit welcher die verschiedenen Detailzüge, die grob äußerlichen Merkmale und Kennzeichen wiedergegeben sind. Wie der Bildhauer das Dauernde und Kernhafte aus dem flüchtigen, gefälligen Mienenspiele eines Kopfes herausschält, so weiß Rottmann der momentanen malerischen Erscheinung eine bedeutsame Seite abzugewinnen, in welcher sich ihr Charakter ausspricht, durch welche sie unsere Empfindung anregt. Es ist die poetische Wahrheit der italienischen Landschaft, deren Wiedergabe der Künstler mit köstlichem Erfolge versucht hat. Man sollte meinen ein Werk von so großem Umfange und reicher Schönheit müßte längst Gemeingut aller Gebildeten sein. Wer wüßte aber nicht, daß uns Deutschen oft der Muth mangelt, uns zu den tüchtigsten Leistungen heimischer Künstler (und Dichter) zu bekennen, und daß wir nicht selten täppische Nachaffungen des Fremden, das wir schlecht verstehen, höher schätzen als Werke, in welcher sich unsere Eigenart kundgiebt und die kein anderes Volk annähernd gut schaffen kann. Wie oft wären Rottmanns Fresken in England reproducirt worden, bei uns hat man die längste Zeit nicht einmal die Erhaltung der Originale der Mühe werth gehalten. Um so größer ist unsere Freude, daß dieselben endlich in würdigster Weise weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden. Schon vor mehreren Jahren hat Hermann Allmers den Farbendruck als die beste Reproduction der Rottmannschen Fresken empfohlen. Die Farbe, in breiten Massen Licht spendend, ist für die volle Wirkung derselben unentbehrlich, dieselbe, da eigentliche Coloriteffecte ausgeschlossen sind, die Mittel der Chromolithographie keineswegs überragend. Der bekannte Kunstverlag von Friedrich Bruckmann in München, dem wir bereits so viele Prachtwerke verdanken, hat die Ausgabe begonnen und die Ausführung der berühmten Anstalt von Steinbock in Berlin übertragen. Die uns vorliegenden Blätter übertreffen noch alle Erwartungen und zeigen eine Treue der Wiedergabe, eine Höhe der Technik, welche geradezu als musterhaft gelten dürfen. Wir empfehlen das Werk allen Freunden idealer Landschaftsmalerei, die das Auge wieder einmal von leidiger Vedutenbetrachtung zu erholen wünschen, auf das angelegentlichste.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus der Provinz Preußen. Die Theilung. Theater. — Nachdem die Provinzialordnungscommission des Abgeordnetenhauses mit 11 gegen 10 Stimmen den überraschenden Beschluß gefaßt hat, in das Gesetz einen Paragraphen einzufügen, welcher die Theilung der Provinz Preußen ausspricht, scheint es geboten, hier nochmals auf diesen Gegenstand zurückzukommen. Es ist nur eine Stimme Majorität und es ist nur die Commission, die sich, übrigens entgegen der sehr bestimmt ausgedrückten Anschauung des Regierungscommissarius, in dieser Weise schlüssig gemacht hat: es wird noch das Abgeordnetenhaus selbst, das Herrenhaus, und zuletzt die Regierung selbst entscheidend mitzusprechen haben; gleichwohl ist der Vorgang nicht ohne Bedeutung und mahnt der lebhaften und erfolgreichen Agitation der einen Seite gegenüber dringend alle Betheiligten, ihre Wünsche rechtzeitig kundzugeben. Es ist zunächst zu bemerken, daß jene schwache Majorität nur dadurch zu Stande gebracht ist, daß sich zwei Ultramontane auf die Seite der Separatisten geschlagen haben. Läßt sich danach vermuthen, daß überhaupt die klericale Partei im Abgeordnetenhause für das Project gewonnen ist und für den Zusatzparagraphen stimmen wird, so weiß man auch, wo die Glocken zu diesem Geläut hängen und wird vielleicht gerade dadurch zu größerer Vorsicht veranlaßt werden. Westpreußen hat eine starke polnisch-katholische Bevölkerung, die auch politisch unter dem Einfluß des Klerus steht und ohne Frage ein größeres Gewicht, wenn auch augenblicklich nicht Uebergewicht, in der kleinen Provinz Westpreußen erlangt, deren Hauptort Danzig ganz vorwiegend nur durch Handelsinteressen geleitet wird, als sie je erwarten könnte in der großen Provinz Preußen in die Wagschale zu werfen. Westpreußen ist in dieser Hinsicht freilich der Provinz Posen nicht gleichzustellen, weil in den drei Jahrhunderten polnischer Herrschaft das deutsche Element, mindestens in den großen und größeren Städten, seinen dominirenden Einfluß bewahrt und die Polonisirung aufgehalten hat, auch ein volles Jahrhundert der Zusammengehörigkeit mit Preußen gerade in der Zeit seiner eingreifendsten Reformen längst eine Umwandlung hervorgebracht haben mußte, wie sie sich in Posen erst vor unseren Augen langsam vollzieht; aber eine gewisse Aehnlichkeit haben die Verhältnisse doch insofern, als eine fremde Nationalität mitspricht, die wieder zugleich auch in religiöser Hinsicht gesondert und von Führern beeinflußt ist, deren von Rom aus geleiteter Kampf mit dem Staat eine sehr unheilvolle Entfremdung begünstigen muß. Wenn nun die Staatsregierung Bedenken trägt, Posen an den neuen Ordnungen theilnehmen zu lassen, deren Princip der Selbstverwaltung auf demokratischer Grundlage ein starkes patriotisches Bewußtsein aller zu Wahlen und Aemtern

Berufenen voraussetzt, so wird sie ebenso bedenklich sein müssen, eine neue Provinz zu schaffen, welche in einem Theil nicht die volle Garantie für das Zutreffen dieser unumgänglichen Bedingung gewährt und im anderen Theil nicht stark genug ist, staatsfeindlichen Bestrebungen jederzeit einen Damm zu setzen. Ein Provinziallandtag und Ausschuß, in welchem die polnisch-klericale Partei auch nur in einer starken Minderheit vertreten wäre, kann unter Umständen sehr unbequem werden. Dazu kommt, daß die von Danzig ausgehende Agitation sich in der neuen Provinz mit Wirkungen fortsetzen müßte, die nicht erwünscht sein können. Diese alte und berühmte Handelsstadt kann nicht vergessen, daß sie einmal die Ostsee beherrscht hat und bis vor fünfundzwanzig Jahren noch Königsberg weit voraus gewesen ist. Seitdem hat der Eisenbahnverkehr dem Handel theilweise ganz veränderte Bahnen gewiesen. Wenn früher eine Stadt handelsmächtig wurde durch ihre Lage an der See und am Ausfluß eines großen ein weites Gebiet concentrirenden Stromes in dieselbe, so schafft jetzt der Schienenweg Handelsbeziehungen, die theilweise davon unabhängig sind und sich wichtiger erweisen, als jene natürlichen Vortheile. Hauptsächlich in Folge dieser durch die neuen Communicationsmittel hervorgerufenen Veränderungen der handelspolitischen Situation hat der Handel Königsbergs einen ungeahnten Aufschwung genommen und seine Lage im Knotenpunkte der russischen und preußischen Bahnen und zugleich an der See ist so günstig, daß ein weiteres Aufblühen ohne jeden künstlichen Schutz mit Sicherheit vorausgesagt werden kann. Danzig dagegen liegt jetzt abseits der gewaltigen Verkehrsstraße von Osten nach Westen, und auch das polnische Hinterland nach Süden, so weit es ihm nicht durch die Weichsel tributär bleibt, giebt jetzt mittelst der Bahn einen großen Theil seiner Handelsproducte an Königsberg ab. Danzig bleibt also stehen, oder geht, wenn sein Verhältniß zu den anderen preußischen Handelsstädten ins Auge gefaßt wird, zurück. Wer wollte der dortigen Kaufmannschaft verdenken, wenn diese betrübliche Erfahrung sie mit Besorgniß erfüllt? Aber die Frage ist doch, ob ihr geholfen werden kann, und ob, wenn ihr geholfen wird, nicht der Staat seine allgemeinen Interessen schädigen muß. Es läßt sich nun einmal, wie genug historische Beispiele beweisen, ein Handelsplatz nicht künstlich conserviren, der die Grundbedingungen seiner Prävalenz verloren hat. Danzig will aber durch die Lostrennung Westpreußens und dessen Gestaltung zu einer besonderen Provinz nichts anderes erreichen, als einen unmittelbaren Einfluß auf das Oberpräsidium, mit dessen Hilfe dann wieder der Staat zu besonderen Leistungen im Interesse seines Handels herangezogen werden soll. Da nun im Großen eine solche Förderung nur so versucht werden könnte, daß andererseits Königsberg in seinem natürlichen Wachsthum beschränkt wird, so möchte sich bald eine sehr ungesunde Rivalität der beiden Oberpräsidien an Ost- und

Westpreußen ergeben und in den Ministerien die Ansichten über die eigentlichen Bedürfnisse der preußischen und deutschen Ostmark arg verwirren. Für wie wichtig man es bisher gehalten hat, wesentlich gleichartige Interessen verschiedener Orte unter einer Oberleitung zusammenzufassen, zeigt recht deutlich der Umstand, daß der Kreis Memel mit der See- und Handelsstadt Memel, obgleich er seiner Lage nach durchaus zum Regierungsbezirk Gumbinnen gehört, doch dem Regierungsbezirk Königsberg zugewiesen ist: auch hier bestand seit alter Zeit eine Rivalität der Handelsinteressen, die man bemüht war auszugleichen, statt zu verstärken. Westpreußen einen besonderen Oberpräsidenten geben, heißt Danzig zu einer Concurrenz ermuntern, die ihm selbst wenig nützen, die ganze Provinz aber schädigen kann. Das sind die Gesichtspunkte, von denen aus diese Dinge betrachtet sein wollen; man muß hinter den Coulissen stehen, um sie richtig erfassen zu können. Alle anderen Rücksichten, die in Zeitungsartikeln und Broschüren ihre Aussprache finden, sind nur vorgeschobene. Die Zahl der Quadratmeilen, die Bevölkerungsziffer und was sonst statistisch mitspricht, ist für den einen und für den andern Theil nichts als schätzbares Material zu Deductionen, die ebenso viel für als gegen sich haben. Käme allein die innere Verwaltung des Bezirks in Betracht, so wäre gegen eine Theilung der Provinz, die schon jetzt für den Osten und Westen gesonderte Provinzialinstitute hat, wenig einzuwenden, obgleich auch dann die Nothwendigkeit oder auch nur vorwiegende Nützlichkeit sich nicht erweisen ließe; so wie die eigentlichen Motive sichtbar werden, fordert das Theilungsproject den ernstesten Widerspruch aller derer heraus, die zunächst das Wohl des Ganzen im Auge haben. Die Partei der Nationalliberalen im Abgeordnetenhause sollte sich vorsehen, diese Angelegenheit aus Rücksicht auf ihre westpreußischen Genossen nicht zu einer Parteisache stempeln zu lassen und gar Hand in Hand mit den Klericalen vorzugehen; die große Politik hat damit nichts zu schaffen. — Felix Dahns Tragödie „König Roderich", über welche diese Zeitschrift, wie mir erinnerlich, nach dem Erscheinen des Buches eine kritische Besprechung brachte, hat auf der Königsberger Bühne eine erste Aufführung mit durchschlagendem Erfolge erlebt. Wenn die Tendenz des Dramas — Kampf zwischen Staat und Kirche — dazu sehr entschieden mitgewirkt hat, so ist ja auch dies ein zu beherzigendes Zeichen der Zeit. N—s.

Aus Wien. Nochmals der Eisenbahnproceß. Die ungarische Krise. — Unter dem Jubel des „Pöbels in Seidenhüten" hat Victor Oesenheim von Ponteuxin als schuldlos das Schwurgerichtsgebäude verlassen; der achtwöchentliche erbitterte Kampf ist zu Ende, der Sieg gehört (vorläufig wenigstens) jener Partei, welche nur ein mitleidiges Lächeln für den Begriff geschäftliche Moral hat und laut genug während dieser Zeit verkündete: Wer

wird noch etwas Großes unternehmen wollen, wenn er der Gefahr ausgesetzt ist, Rechenschaft ablegen zu müssen? Die Mehrheit der Geschworenen hat erkannt, daß aus der Verwendung der Hunderttausende einer „scheinbaren Acontozahlung" an den Bauunternehmer der Lemberg-Czernowitzer Bahn und der den Waggonlieferanten abgenöthigten Provision zu „Douceurs" für Verwaltungsräthe, für den Director Herz, welcher sich durch Selbstmord der Untersuchung entzogen hat, und für Ofenheim selbst dem Angeklagten keine Schädigung der Actionäre und des garantirenden Staates zur Last falle; Ofenheim ist frei, und es giebt hier gewiß Niemand, der dem Manne nicht die Freiheit gönnte, welcher eine so lange peinliche Untersuchung und die furchtbaren Aufregungen der öffentlichen Verhandlung überstanden hat. Aber um seine Person handelte es sich kaum noch. So sehr man dies Anfangs auf beiden Seiten zu leugnen beflissen war, so deutlich trat von Tag zu Tag mehr die principielle Frage in den Vordergrund. Immer unumwundener, immer leidenschaftlicher wurde die Sprache beider Parteien. Alle verwegenen Speculanten mit dem Wahlspruch „Geld hat keinen Geruch" hatten sich von Anfang an in ihrer Herzensangst um Ofenheim geschaart, und ihre stille und laute Agitation, ihre wachsende Zuversicht, als so mancher Anklagepunkt im Laufe der Verhandlung erschüttert wurde, mußten die außerhalb jenes Kreises stehende Bevölkerung zu der Erkenntniß bringen, wie viel für sie selbst auf dem Spiele stehe. Daß diese Majorität der Bevölkerung nur von einer Minorität in der Presse vertreten war, versteht sich von selbst, und eben die achtbarsten Blätter ließen sich durch das Treiben der Speculantenorgane nicht aus der Reserve treiben, die ja einem schwebenden Processe gegenüber geboten war; doch wurden einzelne Journale ebenso rückhaltlose Ankläger Ofenheims, wie Andere früh und spät sich angelegen sein ließen, die Regierung, den Staatsanwalt, die Belastungszeugen zu verhöhnen und ihren Lesern ein entstelltes Bild des Processes zu geben. Die Anklage soll allerdings in der Lage gewesen sein, die Motive der keckſten Verherrlicher Ofenheims völlig bloßzulegen und eine Anspielung in dem Plaidoyer des Staatsanwalts macht diese Behauptung glaubwürdig; aber das bedrohte Blatt hat, wie man sagt, den Schlag durch die Gegendrohung parirt, es werde Briefe veröffentlichen, in welchen Männer, welche jetzt im Ministerium sitzen, sich zur Zeit Hohenwarts unehrerbietig über den Kaiser ausgesprochen hätten! Aber dergleichen pikante Momente, wie auch jene an den Staatsanwalt gerichtete Vermahnung, nicht persönlich zu werden, als er von Leuten sprach, welche die idealen Bestrebungen ihrer Jugend verleugnen, um sich Ringstraßenpaläste zu bauen — waren vergessen, als der Präsident während des Resumés ohnmächtig zusammenstürzte. Der Kern der Ofenheimschen Partei, in alttestamentarischen Vorstellungen lebend, war bereit, den Finger Jehovahs zu preisen, der nur nicht

gleich den Rechten, den Staatsanwalt, getroffen habe; doch bald zeigte sich, daß ein anderer Finger dabei im Spiele gewesen, und diese Wendung mußte der Partei noch viel willkommener sein. Der Präsident des Oberlandesgerichts, Freiherr von Hein, hatte an den Schwurgerichtspräsidenten ein Schreiben gerichtet, durch welches dieser in die höchste Aufregung versetzt worden sein sollte. Ob Herr v. Hein sich aus eigenem Antriebe eingemischt hat, ob er dazu aufgefordert worden ist, ob er sich eine Rüge, eine Forderung erlaubt hat — das harrt noch der Aufklärung. Aber eine Einflußnahme auf den Richter scheint doch versucht worden zu sein, die unglückselige Manier, wie der Justizminister die Beantwortung einer Interpellation über diesen Gegenstand im Abgeordnetenhause auswich, gab dem Verdachte neue Nahrung, und von dem Herrn v. Hein durfte, mußte Jedermann mindestens eine Tactlosigkeit begreiflich finden. Dieser Mann hat noch stets Unheil angerichtet. Der Bürgermeister von Troppau, welcher im 1848er Reichstage keine hervorragende Rolle gespielt hatte, wurde 1860 Mitglied der unter dem Namen „Verstärkter Reichsrath" tagenden Notabelnversammlung und gehörte hier zu den wenigen Verfechtern des Centralismus gegen die eine föderalistisch-ständische Verfassung anstrebenden ungarischen und böhmischen Edelleute; schon da stach sein Auftreten oft ab von den überaus höflichen, verbindlichen Formen der Verhandlungen. Als aber die aristokratischen Herren durch das von dem Siebenbürger Sachsen Maager hingeworfene Wort „Repräsentativverfassung" in Harnisch gebracht worden waren, war es Hein, der feierlich erklärte, er und seine Gesinnungsgenossen hätten nie beabsichtigt, „auch nur im entferntesten auf eine Repräsentativverfassungsform im modernen Zuschnitte hinzudeuten." In ihm glaubte Schmerling den rechten Mann gefunden zu haben, das endlich doch unvermeidlich gewordene Parlament im Zaume zu halten, und Hein that redlich das Seinige, den czechischen Abgeordneten den Aufenthalt im Reichsrath zu verleiden. Aber nicht diese allein empörten sich gegen den Corporalston des Präsidenten, und als er Ende 1862 zur Belohnung das Portefeuille der Justiz erhielt, freute sich wohl das Abgeordnetenhaus, konnte sich aber doch banger Ahnungen nicht erwehren, die sich auch als sehr begründet erwiesen. Herr Hein glaubte als Minister noch hochmüthiger und brutaler sein zu müssen, und die ohnehin schon verstimmte Volksvertretung hatte jetzt noch weniger Lust, das zu dulden. Der Justizminister konnte kaum den Mund öffnen, ohne eine spöttische Belehrung aus den Elementen der Jurisprudenz oder eine derbe Abfertigung zu provociren. Diese augenfällige Beliebtheit diente ohne Zweifel dazu, seine Stellung zu befestigen, denn damals galt es als Kennzeichen einer starken Regierung, dem Parlamente zu trotzen, und so verschwand denn Herr Hein erst mit seinem Meister Schmerling von der Ministerbank, um Präsident des

Wiener Oberlandesgerichts, Mitglied des Herrenhauses und auf dem landesüblichen Wege der Ordensverleihungen Ritter, dann Baron zu werden. Von seinem Wirken hatte nicht viel verlautet, bis er sich durch den verhängnißvollen Brief wieder in Erinnerung brachte. Es soll gegen ihn eine Disciplinaruntersuchung eingeleitet sein. Daß unmittelbar nach dem Bekanntwerden dieser Briefgeschichte der Handelsminister Banhans einen längeren Urlaub antrat, hat die Vermuthung wachgerufen, daß dieser den Schritt Heins veranlaßt habe.

Wie dem auch sei, wir können dies Fallenlassen des Handelsministers nicht für politisch halten. Daß auch er einmal Gründergewinn bezogen hat, daß sein Verhalten während des Processes nicht sehr geschickt war, tangirt die Sache nicht; der Anklage gegen Ofenheim liegt ein Ministerrathsbeschluß zu Grunde, und wenn das Ministerium nun selbst Banhans als den unterlegenen Theil behandelt, wie will es sich selbst gegen diese Auffassung sichern? Viel wird jetzt freilich auf die weiteren Maßnahmen ankommen. Die Regierung kann doch nimmermehr wie die mit Ofenheim liirte Presse den Geschwornen supponiren, daß sie in den incriminirten Handlungen nichts Strafbares erblickt hätten; man muß voraussetzen, daß ihnen nur Ofenheim nicht der Schuldige war, weil der Verwaltungsrath ihn deckte. Mithin heißt es jetzt den oder die Schuldigen suchen und zur Verantwortung ziehen, und überall einschreiten, wo Aehnliches vorgefallen. Wenn der Regierung dazu der Muth oder die Kraft versagt, dann freilich ist das Rechtsgefühl in unerhörter Weise erschüttert, das Schwurgericht discreditirt, und der Sturz des Ministeriums wohl von nichts anderem mehr abhängig, als dem Auffinden eines entschlossenen Mannes. Im Abgeordnetenhause scheint man etwas derart zu wittern, da die Gelegenheit vom Zaun gebrochen worden ist zu erklären, daß das Ministerium, auch wenn es dann und wann von der Verfassungspartei im Stiche gelassen werde, dessen ungeachtet noch immer deren volles Vertrauen genieße. Anderseits darf ja an der Bereitwilligkeit des Ministeriums, den Wünschen der — sagen wir: conservativen Partei entgegenzukommen, nicht gezweifelt werden. Ganz kürzlich erst hat der Unterrichtsminister in der zu einer gewissen Berühmtheit gelangten Schrift des Majors von Teuffenbach über unser Unterrichtswesen ein Zeugniß des Wohlverhaltens bekommen, und richtig findet sich in dem Jahresbericht des Unterrichtsministeriums der Teuffenbachsche Satz wieder von der Gefährlichkeit der aus Deutschland berufenen Professoren mit ihrem „deutschen Chauvinismus". Allein die Stimmung, welche in der genannten Broschüre, in der anderen des toskanischen Prinzen und österreichischen Obersten und in den wahrhaft-österreichischen Blättern sich äußert, kann doch, falls sie zur herrschenden wird, die vom Liberalismus angekränkelten Männer nicht brauchen, seien sie auch noch so gefügig.

Man thäte übrigens dem Major Teuffenbach Unrecht, wollte man seine Schrift mit der des jungen Heißsporns in eine Kategorie stellen, welcher das sonnige Florenz verschmerzt zu haben scheint, nicht aber Schlesien. Die Kritik, welche der Generalstabsoffizier an unserem Unterrichtswesen übt, ist vielfach begründet; mit Recht rügt er, daß an österreichischen Anstalten Lehrbücher der Geschichte und Geographie gebraucht werden, welche von preußischen Lehrern für preußische Schulen verfaßt sind; daß die Landwehr für Oesterreich nicht passe, muß jeder Unbefangene ihm zugeben. Aber der Frage, woher die beklagten und beklagenswerthen Verhältnisse kommen, weshalb das Gefühl der Zusammengehörigkeit, der österreichische Patriotismus verloren gegangen, warum es so schwer, ein Vaterlandsgefühl in der österreichischen Jugend zu wecken, — der geht er vorsichtigerweise nicht auf den Grund. Der Mann ist zu verständig, als daß er wirklich glauben sollte, einzelne Lehrer und einzelne Lehrbücher trügen die Schuld, oder daß er hoffen könnte, durch in usum Delphini zugestutzte österreichische Geschichte werde den Bewohnern der deutschen Kronlande die Erinnerung an ihr Deutschthum ausgetrieben werden. Aber die fixe Idee von den Eroberungsgelüsten Deutschlands ist nun einmal in gewissen maßgebenden Kreisen Dogma geworden, und wenn es nach dem Willen eines großen Theiles der Armee ginge, so würde Deutschland je eher je lieber gezwungen — sich wirklich in unsere Angelegenheiten zu mischen. Auch in Ungarn soll man recht kriegslustig sein. Diesmal ist allerdings Sennyey, der alte Freund unserer Tories, noch nicht herangekommen, aber wer weiß, wie bald er so der Mann des Tages ist, wie heute Koloman Tisza.

Die Krisis in Ungarn hat wohl Anspruch, auch in weiteren Kreisen beachtet zu werden. Ghyczy mußte fallen, weil die meisten seiner Steuerprojecte unausführbar wären, da die Zahlenden ohnehin furchtbar überbürdet sind und die Andern ruhig weiter schuldig bleiben würden. Sein Appell an den Opfermuth der edlen Magyaren rief natürlich nur Entrüstung hervor: die ersten Namen des Landes sind auch die ersten in den Listen der Steuerrestanten. Der sonderbare Schwärmer mußte fallen. Aber hat Tisza ein besseres Project? Ei freilich, er sagt's nur nicht und braucht es auch nicht zu sagen, da Jedermann es kennt. Bisher hat er den Ausgleich perhorrescirt, jetzt erkennt er ihn an, um ihn umzustürzen. Ungarn wird zwar erlauben, daß wir auch künftig gemeinsame Rechnung führen, aber sein Beitrag muß herabgesetzt werden, es kann denselben nicht leisten, weil ihm die Honveds zu viel kosten, die Honveds aber sind nothwendig. Und wie beweist man die Nothwendigkeit einer militärischen Einrichtung?

Aus Berlin. Die Stimmung. Theater und Kunst. — Die vergangene Woche gehörte in politischer Hinsicht wieder einmal dem Kirchen-

conflict an. Es kann ſich Keiner mehr den tiefen Ernſt der Lage verhehlen und den feſten Entſchluß unſerer Regierung, den Kampf mit aller Energie zu Ende zu führen. Es wird ſich zeigen, ob man gezwungen ſein wird, alle dieſe bis jetzt noch theoretiſch erörterten Maßnahmen zur Ausführung zu bringen, und die geſammte Rechtsbaſis, auf welche in gutem Glauben und Vertrauen die katholiſche Kirche in Preußen geſtellt worden iſt, umzuſtoßen. Wenn der Ruin und Fall dieſes einſt ehrwürdigen Baues die Folge ſein wird, ſo iſt es wahrhaftig nicht die Schuld der preußiſchen Regierung, welche der katholiſchen Kirche Jahrhunderte lang in traditioneller Politik eine weit über ihre Pflicht gehende Pflege und Fürſorge zu Theil werden ließ.

Der Ernſt der Situation macht ſich denn auch in den hieſigen Abgeordnetenkreiſen ſehr bemerkbar. Alles Andere hat jetzt an Intereſſe verloren, und man beſpricht nur noch die neueſten und die weiteren Schritte auf kirchenpolitiſchem Gebiet. Schon in den nächſten Tagen wird der Geſetzentwurf über die Entziehung der Staatsdotation zur erſten Leſung geſtellt werden und man darf gewaltige Ausbrüche der Leidenſchaft und Erbitterung erwarten.

Außerhalb der immerhin engen eigentlich politiſchen Kreiſe vermögen freilich dieſe Dinge in der Reichshauptſtadt eine Bewegung oder Aufregung der Gemüther nicht zu erzeugen, wie denn der Berliner in politiſchen und anderen öffentlichen Dingen ein hohes Maß von Stumpfſinn ſein eigen nennt. Selbſt die Reichskanzlerkriſis hat ihn nicht aus ſeiner Gelaſſenheit gebracht. Man hat hier im Allgemeinen zu viel zu thun, um ſich mit Dingen zu befaſſen, die nicht zum Geſchäft gehören, und die ihm vergönnte Muße opfert der normale Staatsbürger lieber den obligaten Vergnügungen von Theater und Concert oder Ausflügen in die Umgebung, welche ſoeben ihre landſchaftlichen Reize auszubreiten beginnt.

In unſerer Theaterſaiſon iſt jetzt die Zeit der Gaſtſpiele angebrochen und es wimmelt allenthalben von mehr oder weniger hervorragenden fremden Künſtlern. Vielen Beifalls erfreut ſich der neue Gaſt (oder die „Gaſtin", wie man im Recenſentenjargon ſagt) des „Stadttheaters", Fräulein Kathi Frank aus Wien. Eine geborne Berlinerin, debütirte ſie vor einigen Jahren in einem Feenſtück des „Victoriatheaters" in einer gänzlich untergeordneten Statiſtenrolle, und doch entdeckte in den paar Worten, die ſie zu ſprechen hatte, ein Agent Laubes ein Talent. Der Mann hat ſich in der That nicht geirrt. Durch kurze Ausbildung am Wiener Stadttheater hat ſich die junge Dame zu einer ſehr achtbaren Künſtlerin entwickelt. Sie zeigte ſich dem Berliner Publikum zunächſt in der Grillparzerſchen „Sappho" und brachte das hohe Pathos dieſes genialen Stückes zur ergreifenden, ſelbſt erſchütternden Darſtellung; ihre anmuthige jugendliche Geſtalt that der feierlichen Würde der Rolle keineswegs Abbruch. Das hieſige „Stadttheater" erwirbt ſich über-

haupt das Verdienſt, nicht nur häufig geſchätzte Gäſte heranzuziehen, ſondern auch manches von der großen Heerſtraße abſeits liegende gute Stück vorzuführen. Wenn die äußeren Mittel, die Ausſtattung und das Enſemble in dieſem Kunſttempel nur nicht ſo über alle Begriffe dürftig wären!

In künſtleriſchen Kreiſen hat in den letzten Tagen ein neues Bild von Adolf Menzel ganz ungewöhnliches Aufſehen gemacht. Es iſt für einen reichen hieſigen Induſtriellen gefertigt und ſtellt einen keineswegs poetiſchen Gegenſtand dar, nämlich „das Innere der Dampfwalz- und Hammerwerke von Königshütte“. Gewiß, ein ſeltſamer Vorwurf für die Malerei, aber mit ganz genialer Meiſterſchaft gelöſt. Wir ſehen das Werk in vollem Betrieb, die gewaltigen glühenden Eiſenblöcke, die mächtigen Hammer und Walzen, die raſſelnden Räder, die rußigen Cyclopen, theils in Arbeit, theils beim Mahle, theils bei ihrer primitiven Toilette, die kleinſten Einzelheiten der Figuren und Maſchinen in dieſer rieſigen Werkſtätte mit höchſter Gewiſſenhaftigkeit, Sachkenntniß und Naturtreue ausgeführt, die Arbeit jahrelangen mühſamen Studiums. Das Genialſte ſind die wunderbaren Beleuchtungseffecte. Nur dämmernd und trübe dringt das Tageslicht in die Halle, welche von der Feuersgluth der Hochöfen grell erhellt und von qualmigem Rauch erfüllt iſt, und das Problem der Verbindung dieſes verſchiedenartigen Lichtes dürfte ſeit den Beleuchtungseffecten eines Rembrandt mit ſolcher Meiſterſchaft nicht gelöſt ſein.

O.

Literatur.

Allgemeine deutſche Biographie. (Leipzig, Duncker und Humblot.) — Man darf die Zeit als vergangen betrachten, die in dem hiſtoriſchen Verlauf der Dinge nur die Manifeſtation unwandelbarer Naturgeſetze ſah. Niemandem wird es mehr beikommen in der Geſchichte eine „Lehrmeiſterin des Lebens“ zu ſehen oder eine Beiſpielſammlung von Normen, deren Geſammtinhalt der echte Kenner in ein Compendium mathematiſcher Formeln zu gießen verſtände. Immer mehr greift die Erkenntniß in weiteren Kreiſen Platz, daß man es mit einem in ſich und durch ſich bedingten Organismus zu thun hat, deſſen Bewegung auf dem Princip des Gegenſatzes beruht; deſſen Weſen folglich der Kampf iſt; deſſen Aufgaben ſich fortſchreitend verändern. Wir ſuchen keine erkennbaren Factoren des großen Getriebes mehr als den Menſchen und die verſchiedenartigen und wechſelnden Bedingungen ſeines Daſeins. Wie uns jedes Individuum als das Product innerer Strebungen und äußerer Einwirkungen erſcheinen muß, ſo iſt uns die hiſtoriſche Entwicklung eben das

Resultat aus der Summe jener Producte. Und so ergiebt sich einerseits eine relative Bedeutung auch des geringsten Individuums für das Ganze, während andererseits Werth und Einfluß auch der großartigsten Persönlichkeit durch die beständige Beziehung auf die Gesammtheit auf ihr richtiges Maß zurückgeführt werden. Es ist offenbar, daß durch diese Erweiterung der inductiven Methode die historischen Studien in hohem Grade an Tiefe gewonnen haben. Und es tritt dies um so bemerkbarer hervor, je mehr man früher gewohnt war, die Bedeutung des individuellen Daseins, sofern es nicht unmittelbar in den großen Gang der Dinge eingriff, zu übersehen oder zu unterschätzen.

Die Erkenntniß jener Wechselwirkung zwischen der Gesammtheit und dem Individuum ist im Ganzen ein Gewinn neuerer Zeiten. Die Biographen des Alterthums und Mittelalters verfolgen in ihren Darstellungen nur einseitige Zwecke meist ethischer Natur. Isolirt, von der blendenden Aureole zweifelloser Vorzüglichkeit umgeben, erhebt sich die Gestalt des großen Mannes auf dem Postamente der namenlosen Massen, die nur zählen, die ihr Leben, wie der alte Sallust sagt, dahin bringen, ohne daß jemand von ihnen spricht. Es ist ein Nachklang des Heroencultus der Urzeit, nur daß im Mittelalter natürlich oft an die Stelle des antiken Motivs der That das christliche des Leidens tritt. Immer sind diese Könige und Staatsmänner, Krieger und Heiligen die Bringer des Guten. Sie, die allein das Object biographischer Darstellung bilden, haben die Fühlung mit dem Ganzen völlig verloren. Das wird nun anders in neueren Zeiten. Die Verallgemeinerung der Bildung und des Besitzes läßt immer größere Kreise als erkennbare Factoren der geschichtlichen Entwickelung auftreten. Daß sie sich als solche fühlten, schuf zunächst die öffentliche Meinung. Schon Shakespeare durfte sie die „mistress of effects" nennen und nicht lange nach ihm konnten in Deutschland loyale Flugschriften es schon beklagen, daß sogar die Handwerksburschen auf der Straße an die Politik kaiserlicher Majestät den Maßstab ihres beschränkten Unterthanenverstandes zu legen wagten. Je mehr die Massen in bewußte Action treten und sich Einfluß und Anerkennung zu verschaffen wissen, um so mehr steigert sich die Bedeutung auch jener, die bewußt oder unbewußt ihr bescheidenes Scherflein zum Bau des Ganzen mit beitragen. Daß auch sie einer Betrachtung werth erscheinen, konnte nur ein Gedanke der Gegenwart sein. Und so ist das große Werk, dessen erste Lieferung vor uns liegt, ein im höchsten Sinne zeitgemäßes. Denn es stellt sich die Aufgabe, die lebendigen Kräfte der geschichtlichen Bewegung, soweit sie auf deutschem Boden ihren Ursprung hatten, in ihrer Individualität darzustellen. Dieser klar ausgesprochene Zweck wird die Grundlage jeder Beurtheilung sein müssen.

Es ist merkwürdig, daß gerade Ranke es war, welcher in der Sitzung der historischen Commission in München im Jahre 1868 den Antrag des

Unternehmens stellte. Hat man ihm doch nicht mit Unrecht den Vorwurf gemacht, daß er in seinen großen Werken vornehmlich und fast ausschließlich die aristokratischen Elemente der Geschichte als Träger der historischen Entwicklung, habe hervortreten lassen. Und nun hier — welch bunte Gesellschaft zaubert der Gedanke, den er hinwarf, vor uns auf: neben Königen und Staatsmännern, Dichter und Künstler, Juristen und Aerzte, Philosophen und Schulmeister, Schauspieler, Musiker und Musikanten in ganz besonderer Anzahl. Denn das Werk soll über jeden verstorbenen Deutschen der in irgend einer Richtung des öffentlichen Lebens Nachwirkendes geleistet hat, ausführliche und zuverlässige Kunde gewähren. Zu dieser großen Aufgabe sind seit Jahren die ersten Namen der wissenschaftlichen Literatur gewonnen worden, manche andere freilich dazu, die im Interesse des Zweckes billig ausgemerzt werden könnten; die bewährten Hände von Liliencron und Wegele sind mit der schwierigen Leitung betraut. Es versteht sich von selbst, daß bei der Fülle und Verschiedenartigkeit des Stoffes, sowie bei der vielfach gearteten Begabung und Bildung der Mitarbeiter selbst unter dieser trefflichen Leitung an eine einheitliche Durchführung nicht zu denken ist, gesetzt auch, die Anschauungen über die Ziele des Werkes wären bei allen Mitarbeitern die gleichen. Das sind sie aber, soweit wir bis jetzt sehen, nicht. Gelehrsamkeit und das Streben nach Popularität liegen allenthalben im Streit. Während die einen trockene Notizen im Stile des gemeinen Conversationslexikons geben, streben die anderen den höheren Flug ästhetischer Darstellung an. Nicht immer ist das Material zugleich so gründlich und so fein verarbeitet, wie in dem glänzenden Aufsatze Wilhelm Scherers über „Adelung", unserer bescheidenen Meinung nach dem Meisterstück des ersten Heftes. In ihm treten uns die Forderungen, die wir an das Werk stellen, völlig befriedigt entgegen: gründliche Forschung, echt populäre Darstellung und vor Allem die Hervorhebung jener oben besprochenen Wechselwirkung des Ganzen auf den Einzelnen und umgedreht. Indessen wäre unbillig von einem solchen Werke zu verlangen, daß es nur Bedeutendes enthalte. Vor allem scheint uns wichtig, daß die gelehrte Seite des Unternehmens gewahrt bleibe, denn ein gelehrtes Nachschlagebuch wird das Werk doch immer mehr sein, als ein volksthümliches Lesebuch. Und da wäre doch wünschenswerth, daß hie und da etwas mehr die Quellen angegeben würden, damit jeder, der sich eingehender mit einer Thatsache beschäftigen will, gleich wenigstens einen ersten Anhalt habe. So fehlen sie zu z. B. ganz in den etwas langen Aufsätzen von Strauven, Schaumann, Jansen über verschiedene „Adolf". In dem Artikel Riezlers über „Adlzreiter" ist nicht einmal der Titel des Buches, das ihn hauptsächlich bekannt gemacht hat, die Annales genannt, wenn auch die Sache erwähnt ist. Wenn auch diese kleinen Ausstellungen noch vielfach vermehrt werden könnten, so legt doch schon das erste Heft Kunde davon ab, daß das Unternehmen in den rechten Händen liegt und man kann nur wünschen, daß die Nation ihm mit dem Interesse allenthalben dauernd entgegenkomme, das es in so hohem Grade verdient.

Rd.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.

Ausgegeben: 12. März 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Aus Cornelius' Jugendleben.*)

Von Anton Springer.

Oft werden wir mit dem Vorwurfe belaſtet, daß wir Cornelius' Werke nicht gebührlich zu ſchätzen wiſſen. Wir können nicht ſagen, daß uns der Tadel unverdient trifft. Cornelius' Cartons zum Campo santo zeigen ſchon deutliche Spuren langer Verwahrloſung; der Kupferſtich hat ſich nicht beeilt, ſeine Bilder in weiteren Kreiſen zu verbreiten und ſelbſt die Photographie, vor welcher doch ſonſt nichts unter dem Himmel ſicher iſt, verhielt ſich auffallend ſpröde gegen den Meiſter. Dagegen haben wir Cornelius' Lebensgang ſtets mit regſter Theilnahme beobachtet und der Schilderung ſeines Wirkens große Aufmerkſamkeit geſchenkt. Wir beſitzen bereits eine ſtattliche Corneliusliteratur, als deren vorläufiger Abſchluß wohl das von Ernſt Förſter herausgegebene „Gedenkbuch" anzuſehen iſt. Die Abſicht des Verfaſſers ging offenbar nur auf eine möglichſt vollſtändige Sammlung der Thatſachen, welche das Leben Cornelius' nachweisbar bewegten; aus denſelben ein anſchauliches Bild des Meiſters zu ſchaffen, die Erzählung künſtleriſch zu gruppiren, ihr einen ſelbſtändigen Reiz zu verleihen, lag nicht im Ziele Förſters. Es wäre demnach unbillig, an das Buch den Maßſtab anzulegen, welcher gegenüber einer mehr oder weniger vollendeten Biographie zur Anwendung kommt. Förſter wollte eingeſtändlich nur „Memoiren" ſchreiben und die noch zahlreich vorhandenen Briefe, Beſtellungen, Verträge und ſonſtigen Urkunden nutzbringend verwerthen. Man muß ihm das Zeugniß geben, daß ihm dieſe Aufgabe gelungen iſt. Die (nicht alle zum erſten Male) mitgetheilten Documente beſitzen eine unmittelbare Beredtſamkeit; lernen wir auch nicht gerade neue Ereigniſſe aus ihnen kennen, ſo treten uns dieſelben doch oft in neuem Lichte entgegen.

Den empfindlichſten Schlag erleidet durch die publicirten Urkunden die Reputation König Ludwigs. Der Mediceermantel, mit welchem Schmeichlerhände ihn umhüllten, zeigt bei urkundlicher Beleuchtung zum Theil verſchoſſene Farben, hier und da auch arge Riſſe. Wir werden nicht aufhören, die friſche

*) Ernſt Förſter: Peter von Cornelius. Ein Gedenkbuch aus ſeinem Leben und Wirken. 2 Bde. Berlin, Reimer. 1874.

Begeiſterung des jugendlichen Fürſten für Kunſt und Künſtler zu rühmen und ihm die Berufung Cornelius und deſſen Genoſſen nach München zu danken. König Ludwig aber, das ſteht jetzt feſt, verſtand es weder, von der in ſeiner Hauptſtadt ausgeſtreuten Saat die vollen Früchte zu ernten, noch war er fähig, wenn das Kunſtintereſſe mit ſeinen privaten Neigungen und Liebhabereien in Kampf gerieth, die Rechte der Kunſt zu achten. Der Widerſpruch, welcher dem Manne in ſeinem ganzen politiſchen Verhalten anklebt, offenbart ſich auch in ſeiner Kunſtliebe. König Ludwig ſchwärmte für Deutſchland, aber nur wenn es mit T geſchrieben! wurde. Immer verdarb er durch eine thörichte Marotte, was er an guten Abſichten und vernünftigen Gedanken etwa hegte und die unharmoniſche Bildung zog ihn nur zu oft von der idealen Höhe herab, die er in beſſeren Augenblicken erklommen hatte. Er konnte ſich mit Künſtlern auf einen gleichen Fuß ſtellen, wagte es aber einer, in der Werkſtätte ihm hilfreich z. B. bei dem Herabſteigen von einer Leiter den Arm zu bieten, ſo donnerte er: Die Majeſtät nicht anrühren! Stolz auf ſein Verſtändniß der Antike fühlte er doch gegen die Archäologie einen förmlichen Abſcheu und wies die wiſſenſchaftliche Erkenntniß grob von ſich. Man muß glauben, daß es ihm zeitweiſe heiliger Ernſt war mit der Pflege monumentaler Kunſt, und doch erſchienen ihm die bildenden Künſte oft wie gemeine Decoration, die er wie jeden andern perſönlichen Zeitvertreib behandeln, ſeiner ſouveränen Laune unterthan machen durfte.

Daß das freundliche Verhältniß zu Cornelius ſo frühe ſchon Brüche zeigte — bereits 1827 kann man die erſten Spuren der Entfremdung wahrnehmen — läßt ſich nur aus der Eiferſucht des Königs auf den von Ruhm und Glück getragenen Künſtler erklären. Das gehörte ja mit zu den Eigenheiten König Ludwigs, daß er die ſtolze Ruhe des vornehmen Kunſtfreundes nicht innehalten konnte, ſich gar häufig in einen knickerigen ſelbſtſüchtigen Kunſtunternehmer verwandelte, der ſich in Alles miſcht, Alles raſch und wohlfeil fertig haben, in Allem ſeinen Willen reſpectirt wiſſen will. Kein Wunder, daß er ſich als den einzigen Mittelpunkt der Münchener Kunſt fühlte und ſchel blickte, wenn Cornelius als der Held derſelben geprieſen und alles Große und Tüchtige in derſelben auf die Einwirkung des Meiſters zurückgeführt wurde. „Ich, Ich der König bin die Kunſt von München" rief K. Ludwig zornig, als er des Cornelius Weggang beklagen hörte. Reibungen mit dem Architekten Klenze, welcher das Ohr des Königs beſaß, trübten zuerſt den Frieden. Während Klenze für die Ausſchmückung der von ihm gebauten Pinakothek am liebſten nur die Hilfe des Kunſthandwerkes in Anſpruch nahm und eine prunkvolle Decoration der Einzelräume vorſchlug, wollte Cornelius möglichſt reiche Mittel für die Ausmalung eines Nebenraumes (Loggien) bereit gehalten wiſſen. Würde der Streit ſich heute wiederholen, ſo würde Cornelius

ſchwerlich die öffentliche Meinung auf ſeiner Seite haben. Der Biograph, als Mann der alten Schule, äußert ſich kopfſchüttelnd, daß Klenze wie die Architekten im Allgemeinen die Anordnung und Leitung monumentaler Arbeiten als Recht für die Baukunſt anſpricht; gegenwärtig iſt alle Welt von der Nothwendigkeit ſolcher Forderung überzeugt. Und ſo ſchroff, wie Cornelius die Kunſt und das Kunſthandwerk auseinander hält, dürfte jetzt wohl kein großer Künſtler mehr die beiden Kreiſe trennen. „Den Künſtler, welcher einen Theil des Baues mit Werken ſeiner Hand bekleiden ſoll, muß es mit Bedauern erfüllen, eine im Verhältniß ſehr geringe Summe für eigentlich künſtleriſche Productionen, dagegen aber das Dreifache für vergänglichen und nichtsſagenden, handwerksmäßig angebrachten Schmuck angeſetzt zu ſehen.“ Man begreift aber den Eifer, mit welchem Cornelius damals ſeine und ſeiner Schüler Rechte verfocht. Bei dem Geize des Königs ließ ſich mit Sicherheit annehmen, daß er die höheren Koſten der Decoration dem rein künſtleriſchen Theile des Werkes abrechnen, dieſen um ſo dürftiger bedenken werde. Wer von uns giebt aber nicht unbedingt Gemälden, in welchen Cornelius Geiſt athmet, den Vorzug vor einer Decoration, welche nach Klenzeſcher trockener Schablone gearbeitet iſt.

Cornelius trug ſich bereits damals (1829) mit dem Gedanken, München zu verlaſſen und nach Preußen zurückzukehren. Nur die Ausſicht auf den großen Freskencyclus in der Ludwigskirche, die ſich gerade darbot, ließ ihn noch ein Jahrzehnt in der Nähe König Ludwigs verweilen. Doch löſte ſich die Spannung niemals wieder. Selbſt an Cornelius' Künſtlergröße wurde König Ludwig zweifelhaft und tröſtete ſich über den Weggang des Meiſters 1841 mit der Behauptung: „Cornelius iſt kein großer Maler.“ Daß dieſer Vorwurf bis auf König Ludwig und in eine ſo frühe Zeit zurückgeht, war wohl vielen unbekannt. Seitdem hat er zahlreiche Zungen und Federn bewegt. Die Verehrer des Meiſters geben dem Satze: „Cornelius konnte nicht malen“ die Deutung, daß er über ſeine eigenen maleriſchen Anlagen unklar ſich allzuleicht fremden Einflüſſen überließ und dadurch in die maleriſche Behandlung eine große Ungleichheit brachte. Als ob es ſich um bloße Ungleichheiten handelte und als ob es nicht einen Stein auf den Meiſter werfen hieße, der demnach unfähig geweſen wäre, die Einwirkung der halbfertigen Schüler von ſich abzuwehren und nachdem er ſie in der Frescomalerei unterrichtet hatte, nun ſeinerſeits zu ihnen in die Schule gehen mußte.

Es bedarf da keiner Entſchuldigung, wo der Künſtler ſelbſt ſeine Weiſe rechtfertigend erklärt hat. Cornelius war ſich der Eigenart ſeiner Malerei vollkommen bewußt, empfand ſie aber durchaus nicht als Mangel. Man kann nicht ſagen, er hätte bei intenſiverem Fleiße beſſer gemalt; denn für ihn beſtand die maleriſche Technik ohne alle künſtleriſche Bedeutung nur als

ein äußerliches, nachträgliches Ausdrucksmittel, das am beſten ſich gar nicht geltend macht. Seine eigenthümlich ſpröde Malweiſe entſprang einem Willensacte des Künſtlers, wie bei Cornelius überhaupt die faſt unbändige Energie des Willens den beſtimmenden Charakterzug abgiebt. Daß er aber ſo und nicht anders wollte, ging nicht aus Laune und Eigenſinn hervor, ſondern war das Reſultat ſeiner ganzen Entwickelung. Cornelius iſt weſentlich Autodidakt. Er genoß zwar in ſeiner Jugend regelrechten Unterricht; aber alles, was er gelernt hatte, mußte er ſpäter wieder umlernen und verlernen. Dadurch kam ein gewaltſamer Zug in ſein Weſen, von welchem er ſich erſt als Greis völlig befreite. Seine Hand war geſchult und geübt worden, Formen wiederzugeben, welche er bei reiferem Bewußtſein verdammen mußte. Die erworbene techniſche Fertigkeit nützte ihm nichts, ja ſie erſchien ihm nur als Hemmniß, nachdem er ſich in die entgegengeſetzte Welt von Gedanken und Formen eingelebt hatte. Aus dieſer Welt heraus, ohne auf eine unmittelbare Tradition fußen zu können, ſchuf er ſich die entſprechenden Formen und Geſtalten, welche daher keinen ſelbſtändigen Werth und Reiz beſitzen, in ſtrenger Abhängigkeit von ſeinen Phantaſiegebilden beharren. Nicht ſelten treten ſie uns wie elementare Typen entgegen, in den Linien noch gebunden, in der ganzen Erſcheinung noch nicht auseinandergefaltet; noch häufiger fällt aber die übertriebene Betonung des Charakters auf, welche die Geſtalten bis an die Grenze des Naturgemäßen und Möglichen ſtreifen und ſie nur als Symbole gelten läßt. Nur durch die höchſte Spannung der Phantaſie war es möglich, das Schematiſche und Todte zu überwinden, von der Erfindung zu lebendiger Schöpfung zu ſchreiten. Wir begreifen, daß erſt die alles Herbe mildernde Reife des Greiſenalters den Künſtler zum Gipfel der Vollendung führte, im jugendlichen Sturm und Drang das Maß, das allein die Lebensfülle giebt, nicht inne gehalten werden konnte. Aber freilich, auch das andere begreifen wir, daß Cornelius' Reich das Holdnaive, das einfach Schöne und Anmuthige nicht in ſich ſchließt. Dazu iſt in ſeiner Phantaſie zu viel Kampf und Bewegung, in ſeinem ganzen Vorgehen zu viel bewußtes Weſen. Gilt es, den Reichthum einer cycliſchen Compoſition zu entfalten, bei aller Mannigfaltigkeit der Wendungen des Gedankens die Einheit feſtzuhalten, zu dieſer zurückzukehren, ſo überragt Cornelius nicht allein die Zeitgenoſſen, ſondern ſelbſt die großen Vorfahren. Er iſt ein Meiſter in der architektoniſchen Gliederung der Gemälde und bewunderungsvoll bleibt die Kraft, mit welcher er pathetiſche leidenſchaftliche Charaktere verkörpert, oder aus der leicht auseinanderfallenden maleriſchen Erſcheinung die plaſtiſche Subſtanz herausſchält. Hier ſtehen wir aber auch an der Schranke ſeiner Künſtlerſchaft. Die Natur ſtill und ſinnig zu belauſchen, die lyriſchen Empfindungen fein abzuſtufen, den ſchönen Formen an und für ſich zu huldigen, auch das Kleinleben der

Menſchen in poetiſcher Verklärung, farbenreich zu ſchildern, alles das war nicht ſeine Sache.

Die Thatſache der feſt begrenzten Künſtlerſchaft Cornelius' war längſt anerkannt. Zahlreiche Ausſprüche des Meiſters bezeugen, daß auch hier ein bewußtes Wollen zu Grunde lag. Die Urkunden, welche wir gegenwärtig über ſeine Jugendentwickelung beſitzen, geſtatten einen Einblick, wie früh bereits die Anlage zu ſolcher ſcharfen Selbſtbegrenzung vorhanden war. Als der Briefwechſel zwiſchen Cornelius und Flemming aus den erſten Jahren dieſes Jahrhunderts zuerſt (Kölniſche Zeitung 1867) bekannt wurde, weckte er keine ungetheilte Freude. Der unerwartete Zuwachs an intimer Kenntniß des jugendlichen Künſtlers mußte allerdings dankbar begrüßt werden; wäre nur aber der erſte Eindruck, den die Briefe von der Perſönlichkeit des damals etwa zwanzigjährigen Cornelius machten, ein günſtiger geweſen! Das konnten aber ſelbſt die blinden Verehrer des Meiſters nicht behaupten.

Die beiden Freunde haben ſich umgetauft und treten als Plato und Raphael in die Scene. Dieſen harmloſen Jugendwitz läßt man ſich gefallen; bedenklicher iſt ſchon die künſtlich präparirte Schwermuth, in welche ſich unſer Raphael verſunken zeigt („die eiſerne Hand des Schickſals rüttelte mich ſchon früh aus dem ſanften Schlafe der unbefangenen Jugend u. ſ. w."), die Steigerung der Empfindung bis zu einem nebelhaften Traumleben (man denke an die Beſchreibung Italiens), die Betonung des eigenen künftigen Werthes, in welcher wir vorläufig nur eine ungemeſſene Zuverſicht entdecken. Die Kunſtanſichten, welche in dieſen Briefen niedergelegt ſind, machen den Eindruck, als wären ſie auf literariſchem Wege angeeignet und nicht durch Fachthätigkeit unmittelbar erworben; eine allgemeine Kunſt, mit der Philoſophie eng verwandt, ſchwebt dem Cornelius-Raphael vor Augen und läßt ihn auf die „Mechaniker" ſtolz herabſehen. Dieſe Briefe erhalten erſt ihre wahre Bedeutung, wenn man ſich an das ſpätere Wirken des Meiſters, während man ſie lieſt, erinnert. Dann erſcheinen ſie gleichſam als das Programm ſeines künftigen Lebens, dann erblicken wir in ihnen die Keime des gedankenreichen Idealismus, deſſen Aufbau des Künſtlers Größe begründete. Selbſt das ſtolze Selbſtbewußtſein möchten wir dann nicht miſſen, finden es in dem Manne vollkommen berechtigt, welcher in der That „der Wiederaufhelfer der geſunkenen Kunſt" ward.

Dieſes Selbſtbewußtſein ſpricht ſich nicht allein in den mit Freund Plato gewechſelten Briefen aus. Wie ſehr ihn daſſelbe beherrſchte, zeigt ein Brief, welcher noch nicht publicirt wurde, und der um ſo eher mitgetheilt zu werden verdient, als er uns mit einem bis jetzt ganz vergeſſenen Jugendwerke Cornelius' bekannt macht. Er iſt aus Düſſeldorf, 28. Auguſt 1805 datirt und an den Profeſſor Krummacher in Duisburg, den Parabeldichter, gerichtet.

Mein Herr

Der ohne mein Verſehen in der Größe des Blats begangene Irrthum kann ohne die Zeichnung ſelbſt weſentlich abzuändern durch eine verkleinerte Conture an den Stecher auf die anverlangte Größe geliefert werden.

Was aber den von dem Kunſtkenner angeführten Tadel anbelanget, muß ich Ihnen aufrichtig ſagen, daß ich noch jung bin und bei meiner Jugend ſelbſten zu wenig Eigendünkel habe, um erwarten zu können, daß meine noch nicht zur völligen Reife gediehenen Künſtlers Kräfte, und rückſichtlich deſſen meine Arbeit außer allem Tadel ſeyn könne, den ich ſehr gelaſſen anhöre, und das meinige daraus nehme, woran ich mich auch um ſo mehr gewöhnen muß, als ich ſelbſten der Augen als Ohren Zeuge war, daß die Werken der gröſten Künſtler, deren faſt keine tadellos ſind, getadelt worden. Ich habe mich dahero überzeuget, und überzeuge mich noch täglich mehr und mehr, daß es beſſer tadeln als beſſer arbeiten ſeye. Ich habe die Zeichnung dem H. Director und andere Kenner ſehn laſſen die mir daran kein Mißgefallen bezeiget haben, ich glaube alſo über den Tadel ihres Kunſtkenners ziemlich ruhig ſeyn zu können.

Bey allem deme iſt mir ihr Tadel doch lieb, nur hätte ich gewünſcht, daß ſie bei Ueberreichung der Conture dieſen Kunſtkenner über die Zeichnung hätten urtheilen laſſen, ich würde alsdann wenn auch ſchon gegen meine eigene Ueberzeugung ihnen zu gefallen die Zeichnung nach dieſem Urtheil um ſo mehr eingerichtet haben, als den Künſtler zwar die Liebe zur Kunſt, verbunden mit theoretiſch und practiſchen Bearbeitungskenntniß beſeelen muß, dagegen er aber auch dieſe zu Zeiten auf ſeite ſetzen, und nach der Laune des Beſtellers arbeiten muß, von dem er doch einigermaßen abhängt.

Ich erwarte Ihre gütige Rückantwort, ob ich die verkleinerte Conture auf das gerade Wohl dem Stecher zur Bearbeitung zuſtellen oder ſie ihnen vorab zur Ueberſicht übermachen ſolle.

Ich habe die Ehre mit aller Hochachtung zu beſtehen

Meines Herrn

Ergebenſter Diener

P. Cornelius.

Begreiflicher Weiſe war die Lockung groß, der Zeichnung oder dem Stiche, über welche ſich Cornelius ſo ſelbſtbefriedigt ausſpricht, nachzuforſchen. Nach einiger Mühe gelang es, das Blatt zu entdecken. Cornelius bezieht ſich auf

das Titelkupfer, welches er für Krummachers Gedicht: „Die Kinderwelt" (Duisburg und Essen bei Bädeker und Comp., Universitätsbuchhandlung, 1806) gezeichnet hatte. Der Gegenstand war ihm vom Dichter aufgegeben worden. Er sollte folgende Verse des ersten Gesanges (p. 5) illustriren:

„O seht den Weisen, der den Todeskelch
Mit sanftem stillem Geist im Kerker trank —
Wie er vom Anschaun des Unendlichen
Heimkehrend mit verklärtem Angesicht
Zur kleinen Welt der Kindlein sich gesellt,
Und unter ihnen nun die Armbrust spannt,
Und scherzend dann den Ernst des Lebens lehrt."

Der letzte Vers bot das unmittelbare Bildmotiv, wozu noch, da die Situation nicht anschaulich genug geschildert ist, entweder eine Schriftstelle aus Valerius Maximus*) oder aus Aelian (Var. hist. XII. 15.) hinzukam. In der Mitte der Landschaft, welche rechts von einer Tempelarchitektur gekrönt ist, sitzt Sokrates, den Kopf auf den linken Arm gestützt, während er mit der Rechten ein Kind hält, das sich zwischen seine Kniee gedrängt hat und zu ihm emporstrebt. Ein anderes gleichfalls nacktes Knäblein lehnt sich an des Sokrates rechtes Bein an, im Schatten des linken schläft ein drittes, die Armbrust in der Hand. Alcibiades von einem älteren Manne begleitet ist der Gruppe nahe getreten und weist spottend mit vorgestreckten Armen auf sie hin; hinter Sokrates bildet ein stehendes Paar, die Frau an die Schulter des Mannes sich schmiegend, den Abschluß.

Das Blatt, in Punktirmanier gestochen und mit Sepiatinte gedruckt, 0,15 hoch und 0,065 breit, ist links: P. Cornelius del., rechts: E. Thelott sculp. signirt und trägt die aus Xenophons Memor. I, 3, 7 entlehnte Unterschrift: *Ἔπαιζεν ἅμα σπουδάζων*, welche der letzte Vers mit den Worten: „Scherzend den Ernst des Lebens lehrt" paraphrasirte.

Bei der Beurtheilung des Werkes, das zu den ältesten von Cornelius erhaltenen gehört, muß man natürlich den Antheil des Kupferstechers abrechnen. Es wäre nicht das einzige Mal, daß die ungeschickte Hand des Stechers die Absichten des Künstlers verdarb. Als Cornelius 1823 aus Anlaß der Vermählung des Kronprinzen von Preußen eine allegorische Vorstellung (wahrscheinlich ist das Transparent gemeint, welches Förster I, S. 299 erwähnt) zeichnete, fand sich ein Kupferstecher Namens August Pflugfelder bewogen, seine Kunst daran zu versuchen. Diese „allegorische Vorstellung" mit der Unterschrift: „P. Cornelius königlicher Academie-Director zu Düsseldorf inv." ist ohne Zweifel das roheste Blatt, welches in unserem Jahrhundert

*) „Socrates non erubuit, cum interposita arundine cruribus suis cum parvulis filiolis ludens ab Alcibiade visus est."

durch den Grabſtichel entſtanden iſt, daher es denn auch in die verdiente Vergeſſenheit gerieth. Einen ſo ſchlechten Interpreten fand nun Cornelius in Thelott nicht. Das Handwerk verſtand dieſer recht gut, aber freilich nur das Handwerk. Ihm wird alſo zuzuſchreiben ſein, was als trocken und ſchablonenmäßig an dem Blatte auffällt. Was aber dann noch übrig bleibt, zeigt noch immer keine Originalität, keine ſelbſtändige, individuelle Auffaſſung, iſt vielmehr, um es mit einem Worte zu ſagen, nur ein Beiſpiel des akademiſchen Zopfes, von den Dutzendproducten der damaligen Zeit durchaus nicht zu unterſcheiden. Wenn nicht der Name Cornelius am Rande des Blattes ſtände, nimmermehr würde man auf ihn als Künſtler rathen. Jugendwerke, Leiſtungen eines Anfängers offenbaren ſonſt gewöhnlich einen eigenthümlichen Zug der Herbigkeit oder der Uebertreibung, der noch nicht ausgeglichenen Kraft. Davon zeigt das Sokratesblatt keine Spur. Spätere Werke Cornelius laſſen das Jugendweſen in viel höherem Grade erkennen. Die Größe des Künſtlers erleidet dadurch keine Einbuße; wir wiſſen, daß Cornelius kein Sonnenkind war, das gleich mit den erſten Athemzügen ſeinen vollen Flug entfaltet. Mühſam, nach langen inneren Kämpfen, vorzugsweiſe durch die Energie ſeines Willens getragen, errang er Selbſterkenntniß, mehrte und ſtählte er ſeine Kraft. Dagegen können wir uns leichter die Sprödigkeit der öffentlichen Meinung erklären, welche in den erſten Decennien unſeres Jahrhunderts die Individualität des Mannes kaum anerkannte und nicht allezuhoch ſchätzte.

Es beſteht ein altes Herkommen, wenn man von Cornelius ſpricht, auch Goethe zu nennen. Seitdem Niebuhr ihn den „Goethe unter den Malern" geprieſen, wird in allen Schriften, welche von Cornelius handeln, ſein Verhältniß zu Goethe erörtert, wobei meiſtens eine gewiſſe Verlegenheit ſich bemerkbar macht, da Cornelius ſchließlich doch nur ſtoffliche Anregungen von Goethe empfing, dieſer aber mit ſeiner Anerkennung des Künſtlers lange zögerte, an keine enge Verwandtſchaft glauben mochte. Cornelius' Verehrer haben daher Mühe, den Groll gegen Goethe ganz zu unterdrücken. Lag in Wahrheit bei Goethe deshalb eine große Schuld?

Bekanntlich fallen die Beziehungen zwiſchen den beiden Männern in die Jugendzeit Cornelius. Als die Weimarer Kunſtfreunde Preisaufgaben ausſchrieben und Ausſtellungen eröffneten, befand ſich auch Cornelius (ſeit 1803) unter den Concurrenten. Er hatte aber kein Glück und erhielt niemals den Preis, welcher dagegen Leuten zu Theil wurde, die ſich allerdings nachmals als unwürdig erwieſen, Cornelius auch nur die Schuhriemen zu löſen. Cornelius empfand zeitlebens eine kleine Verſtimmung darüber und warf alle Schuld auf den „Kunſchtmeyer" als Goethes ſchlechten Berather. Auch Förſter in ſeinem Gedenkbuche ſpricht ſich noch ſehr verdrießlich aus. „Keiner war in der Geſellſchaft (der Weimarer Kunſtfreunde), der in den wenn auch noch nicht

fehlerfreien Arbeiten von Cornelius das Aufleuchten des Genius erkannt und mit freudiger Aufmunterung begrüßt hätte. Selbst Goethe spricht sich nur mit halber Liebe und zurückhaltender Aufmunterung aus." Goethe that noch schlimmeres. Als Typus der Bornirtheit und der gemeinen Gesinnung, die sich mit grober Unfähigkeit paart, dient uns die Gestalt Peter Langers, unter dessen Auspicien Cornelius in Düsseldorf seine Laufbahn begann, welcher Cornelius' Vorgänger in der Leitung der Münchener Akademie wurde. Er wird mit Vorliebe angeführt, um so recht deutlich den Gegensatz zu Cornelius zu zeichnen und personificirt mit seinem Sohne Robert für uns die trostlose mechanische Manier, von welcher uns Cornelius befreite. Mit dem jüngeren Langer stand Goethe in freundlichen Beziehungen. Die Weimarer Kunstausstellung wurde von jenem beschickt, seine Leistungen von Goethe in der Jenaer Literaturzeitung mit freundlichem Lobe bedacht. Der Rolle, auf welcher Langers Beiträge zur Ausstellung 1803 (Coriolan, Homers Apotheose, Orpheus mit den Parzen, Cato von Utica) verpackt und nach Düsseldorf gesendet wurden, war ein Brief Goethes (Weimar, 21. November 1803) beigefügt, in welchem Cornelius der Theilnahme der beiden Langer empfohlen und ihr Rath für ihn erbeten wurde. Da der Brief bis jetzt in der Mappe des Sammlers ruhte, wird seine Mittheilung den Gliedern der „stillen Gemeinde" nicht unwillkommen sein.

„Ich wünsche daß die vorlängst übersandte Lucretia wieder glücklich bey Ihnen möge angekommen seyn.

Heute ist, mit der fahrenden Post, Coriolan, mit den beygefügten Zeichnungen abgegangen, für deren Mittheilung ich sehr zu danken Ursache habe, noch mehr aber für den Cato, den Sie mir zum Eigenthum bestimmen. Sie haben in diese Arbeit so viel hineingelegt, daß man immer wieder dazu zurückkehrt, welches denn doch die beste Eigenschaft des Kunstwerks ist, das nun einmal so dasteht und dastehen soll.

Lassen Sie das Wenige, was wir auch über Ihre schätzenswerthen Arbeiten, in dem Programm, das der jenaischen allgemeinen Litteraturzeitung beygefügt seyn wird, vortragen werden, zur Anmunterung gedeihen, ferner mit unserer bescheidenen Anstalt in einigem Verhältniß zu bleiben.

Verzeihen Sie wenn ich auf ihre Rolle zugleich ein Bild von Herrn Peter Cornelius, von der Düsseldorfer Academie, mit aufgewickelt habe, um nicht zwey Kasten dorthin abzuschicken. Wobey ich nicht leugnen will, daß ich noch einen höheren Zweck im Auge hatte. Würde Ihr Herr Vater, würden Sie sich selbst dieses jungen Mannes dergestalt annehmen, daß er über manches was ihm noch im Wege steht, leichter hinüberschritte und in die ächten Regionen der Kunst eindränge, so würden Sie sich ein

großes Verdienst erwerben. Vielleicht sehe ich schon übers Jahr die Früchte Ihrer Einwirkung.

Die dießjährige Ausstellung hatte sich gar mancher Cyclopen, nicht weniger auch einer Restauration nach Polygnot zu erfreuen, welche die Herren Riepenhausen, von Göttingen, nach Anleitung einer Beschreibung des Pausanias, gearbeitet hatten.

Unter vielen Empfehlungen an Ihren würdigen Herrn Vater, wünsche ich Muth und Kräfte zu allem künstlerischen und menschlichen Guten."

Hat Goethe nun durch diese Unterordnung Cornelius' unter Langer in der That eine so grobe Sünde wider den heiligen Geist begangen? Wenn wir an das Sokratesblatt denken, so müssen wir bekennen, daß damals kaum ein anderes Urtheil berechtigt war, als das von Goethe ausgesprochene. Cornelius erscheint damals noch ganz befangen in dem Formenkreise, in welchem sich die Langer und andere Anhänger des classischen Zopfes bewegten; daß er mit seiner Seele nicht bei der Sache war, in seinen Träumen sich bereits für neue Bahnen begeisterte, machte seine Arbeiten nur noch weniger anziehend und mußte verlocken, über dieselben wie über Gattungsarbeiten ohne Individualität flüchtig weg zu schreiten. Erst einige Jahre später in seinen Faust- und Nibelungenbildern beginnt seine Hand sich seiner Phantasie anzuschmiegen und offenbaren die von ihm gewählten Formen und Verhältnisse ein selbständiges, von der Ueberlieferung weit abliegendes Gepräge. Und auch dann noch welcher Kampf und welche gewaltsame Unruhe! Noch fehlt seinem Auge die Sicherheit, noch lassen sich die Linien nur mühsam in die vom Künstler verlangten charakteristischen Formen pressen, die sie mehr andeuten als offen ausdrücken, noch steht oft unvermittelt neben dem ergreifend Erdachten und glücklich Entworfenen das Ungeschickte und Triviale. Wir sehen ab von dem letzteren und halten uns nur an die Anzeichen der späteren Reife des Meisters. Aber selbst wir Späteren können diese Werke der gährenden Jugendkraft nicht vollendet und reinen Genuß spendend nennen, wie wir auch nur uns selbst belügen, wenn wir von der heiligen Familie in der Frankfurter städtischen Sammlung aus der Frankfurter Periode Cornelius' einen harmonischen Farbenreiz behaupten. Wie können wir erwarten, daß die Zeitgenossen in den noch früheren und schwächeren Versuchen des Künstlers die volle Bedeutung desselben erriethen! Es währte lange, ehe Cornelius sich selbst fand und aller Hindernisse Herr wurde, dafür darf er sich rühmen, bis in das höchste Alter die volle Jugendkraft bewahrt zu haben.

Die französische Bezirksverwaltung.

Von Theodor Landgraff.

In den Tagen, wo Preußen an die Neugestaltung seiner höheren Verwaltung die Hand legt, scheint es nicht unangemessen, einen Blick auf die französische Bezirks- (Departements-) Verwaltung zu werfen, wie sie in Folge der durchgreifenden Aenderungen der Gesetzgebung nach dem Kriege sich gestaltete (Gesetz 10. August 1871). Frankreich ist das Geburtsland der Centralisation, vielleicht aber eben weil es das ist, wurde auch der nun die halbe Welt erfüllende Ruf nach Decentralisation zuerst dort laut.

Die französische Centralisation findet wohl nicht immer und überall die rechte Auffassung. Ihr wahres Wesen scheint zu sein, das Land in seltenem Grade den Zwecken der Regiernng dienstbar zu machen, ohne daß dasselbe unmittelbar und ausschließlich von Paris abhängt, sich geleitet sieht. „Die Centralisation ist der Präfect", sagte bei Berathung des neuen Bezirksgesetzes in der Nationalversammlung ein Redner unter vielfacher Zustimmung. Und in der That hat die Decentralisation der obersten Verwaltung, der Ministerien, welche Napoleon III., theils wohl der offenbaren Nothwendigkeit nachgebend, theils wohl durch die während der zweiten Republik vorausgegangenen Bestrebungen bestimmt, unternahm (1852), nur die Centralisation in der Person des Präfecten gesteigert. Es lag daher auch nahe, den Präfecten einfach beseitigen zu wollen, und es fehlte bei Gelegenheit des Bezirksgesetzes nicht an solchen Willensäußerungen. Darüber hinaus kam es jedoch ebenso wenig, wie die Beseitigung der Bezirkseintheilung selbst Zustimmung fand. Obschon ein Redner in der Nationalversammlung unter Beifall erklären konnte, daß die Bevölkerung mit den Bezirken sich nicht verwachsen fühle, erfuhr der von der äußersten Rechten ausgehende Vorschlag, die Bezirke durch Provinzen (24) zu ersetzen, die abfälligste Aufnahme. Der Erbe eines großen Namens, Herr von Haussonville, erblickte in dem Vorschlage sogar mehr den dichterischen Traum eines Alterthümlers, als den gesetzgeberischen Plan eines Staatsmannes. Andere Redner witterten die Gefahr des „Föderalismus", der bei den Verhandlungen der Nationalversammlung über das Bezirksgesetz auch sonst als Schreckgespenst diente. Föderalismus in Frankreich! Das Wort war jetzt blos ein unbestimmbarer Ausdruck für Separatismus, für den Widerstand der Provinz gegen die Uebermacht der Centralisation. Bei aller Abneigung gegen die Provinzen, womit bekanntlich die Erinnerungen an die Zeit von 1789 auf das Engste sich verknüpfen, ließ sich nicht von der Hand weisen, daß die einzelnen Bezirke nicht allen Verwaltungsaufgaben zu genügen vermögen. Die Mehrheit der Nationalversammlung gefiel sich trotz ihres Widerstandes gegen die Provinzen darin, die Bestimmungen besonders zu betonen,

welche das Bezirksgesetz für die mehreren Bezirken gemeinschaftlichen Angelegenheiten — man nannte Straßenzüge, hatte aber wohl alle irgend geeigneten Unternehmungen im Auge — trifft. Ueber solche gemeinschaftlichen Angelegenheiten sollen die Vorsitzenden der Bezirkstage nach vorheriger Benachrichtigung der Präfecten sich ins Benehmen setzen, die wirklichen Berathungen etwa durch das Zusammentreten der Bezirksausschüsse oder eigener Sonderausschüsse erfolgen, deren Beschlüsse an die Genehmigung der Bezirkstage gebunden sind. Diese Bestimmungen erscheinen sehr einfach, sie erinnern an ähnliche deutsche Bestimmungen: werden sie nicht auch mehr oder weniger auf dem Papiere bleiben? Das Bezirksgesetz bekundet hier übrigens, wie vielfach, die in Deutschland herrschende Auffassung, nicht alles von vornherein regeln zu wollen. Für gewöhnlich liebt die französische Verwaltung es gerade, die Sachen scharf zuzuspitzen. Die hohe Entwickelung des französischen Verwaltungsrechts setzt sie dazu in den Stand. Durch seine abweichende Art und Weise liefert das Bezirksgesetz einen bedeutsamen Beleg für das decentralistische Bestreben des Gesetzgebers. Von statutarischen Bestimmungen weiß das Bezirksgesetz allerdings nichts, wenigstens spricht es den Bezirken dieses Recht nicht förmlich zu.

Der Angelpunkt des Bezirksgesetzes ist die Neubildung des Bezirksausschusses (commission départementale).

Das Bezirkstagsgesetz nennt sich Bezirksgesetz (loi relative aux conseils généraux), doch behandelt das Gesetz die gesammte Bezirksverwaltung mit Ausnahme der Stellung des Präfecten. Das Bezirksgesetz wurde in der Nationalversammlung sogar kurzweg als „loi contre les préfets“ bezeichnet, die große Mehrheit der Versammlung sah in ihm eine Art Sühne für die Präfectenregierung des zweiten Kaiserreichs. Wie verschieden dennoch die praktischen Auffassungen waren, zeigte das Verhalten der Regierung, die das napoleonische Regiment auf das Stärkste verurtheilte und doch dem ganzen Bezirksgesetze, namentlich aber den Bezirksausschüssen, unverhohlenes Mißfallen entgegenbrachte. Die Vorlage ging nämlich aus der Initiative der Versammlung hervor, sie entstand aus drei von Mitgliedern der Nationalversammlung eingebrachten Entwürfen, unter Mitbenutzung der Arbeiten, welche das Ministerium Ollivier im Jahre 1870 unter den Auspicien Odilon Barrots begonnen hatte. Der Gedanke der Bezirksausschüsse wurde von Belgien entlehnt, dessen alte Provinzen seit Jahrzehnten in zeitgemäßer Weise neugestaltet sind. Man überzeugte sich indeß leicht, daß die belgischen Zustände nicht sogleich für Frankreich erreichbar wären, daß die belgischen Einrichtungen, so wohl sie für den Kleinstaat passen, nicht auch ohne Weiteres für den Großstaat sich eigneten. Vor allem erkannte man, daß dem Präfecten eine andere Stellung zum Bezirksausschusse einzuräumen sei, wie sie dem belgischen Gouverneur zum Pro-

vinzausschusse eingeräumt ist. Der belgische Gouverneur ist Vorsitzender und stimmführendes Mitglied des Provinzausschusses, wie der preußische Landrath des Kreisausschusses. Diese Stellung des Präfecten entsprach den französischen Verhältnissen nicht, sie bedingte eine durchgreifende Umwandlung, wie sie vom Standpunkte der Zweckmäßigkeit besonders sich nicht empfahl. Die Mehrheit der Nationalversammlung wollte langsam vorgehen, um desto sicherer zu gehen, sie entschied sich dafür, den Bezirksausschuß dem Präfecten beizuordnen. Dadurch erlitt die Autorität des Präfecten noch keine wesentliche Beeinträchtigung, zugleich wurde die Besorgniß ferngehalten, daß der Bezirksausschuß in reine Abhängigkeit vom Präfecten gerathen könnte. Um dem Bezirksausschusse keine zu feste Gestalt zu geben, wurde die Mitgliederwahl auf eine einjährige Dauer festgesetzt, der Vorsitz im Ausschusse dem ältesten Mitgliede zugewiesen. Gerade diese letzte Bestimmung kostete lebhafte Kämpfe, sie war ein Zugeständniß an die „Autorität", sie bedeutete die Minderung der Leistungsfähigkeit des Bezirksausschusses. Die unbedingte Wiederwahl der Ausschußmitglieder wurde aber nicht versagt, so daß die Bezirksausschüsse thatsächlich zu ständiger Beschaffenheit sich entwickeln können. Die Mitgliederzahl des Ausschusses soll mindestens vier, höchstens sieben betragen, ein Mitglied soviel als möglich aus jedem Kreise (Arrondissement). Diese Bestimmung wurde getroffen, um die gleichheitliche Vertretung des ganzen Bezirks zu sichern und die zu starke Vertretung der Bezirkshauptstadt zu verhindern, die, wie man in der Nationalversammlung wohl richtig sagte, schon durch den Präfecten zur Genüge vertreten werden würde. Die Zahl der Kreise ist in den einzelnen Bezirken sehr verschieden, sie schwankt zwischen zwei und sieben, welche Zahl nur ein Bezirk (Nord-) hat. Die Zulassung stellvertretender Ausschußmitglieder wurde ausdrücklich abgelehnt, zur Beschlußfähigkeit die Anwesenheit der Mehrheit der Mitglieder vorgeschrieben. Heftige Auseinandersetzungen führte die Besoldungsfrage herbei. Von der äußersten Linken wurde die Versagung eines Gehalts als mittelbare Einführung des Consuls bezeichnet. Von der Rechten erhob man den Ruf, es gebe in Frankreich genug Aemter, man müsse der Stellenjagd entgegenwirken. Da der Bezirksausschuß nicht wie der belgische Provinzausschuß ständig wirken, sondern in der Regel allmonatlich auf einen oder einige Tage zusammentreten soll, fiel die Veranlassung zur Gewährung eines förmlichen Gehalts (tractement) weg, sie wurde vom Gesetze ausdrücklich untersagt, dagegen die Bewilligung einer Entschädigung, also wohl Gebühren u. s. w. stillschweigend gestattet. Zu außerordentlichen Sitzungen darf nur der Präfect oder der Altersvorsitzende den Bezirksausschuß berufen. An den Ausschußsitzungen nimmt der Präfect oder sein Stellvertreter Theil, sie können jederzeit das Wort ergreifen. Die Ausschußsitzungen werden in der Präfectur gehalten. Die gewisse Abhängigkeit, in welche der Bezirksausschuß dadurch gerathen kann,

blieb nicht unberücksichtigt, doch gab sie den Ausschlag für die Bestimmung, alles zu vermeiden, was die Möglichkeit des Gegensatzes zwischen Ausschuß und Präfect hervortreten lassen könnte. Der Bezirksausschuß wählt einen Schriftführer und ordnet auf Zustimmung des Bezirkstages, sowie unter Mitwirkung des Präfecten seinen Geschäftsgang. Die einzelnen Ausschußmitglieder dürfen beauftragt werden, Erhebungen vorzunehmen. Die Staatsstellen des Bezirks haben dem Bezirksausschusse über Bezirksangelegenheiten die erforderlichen Mittheilungen auf Verlangen zu machen. Meinungsverschiedenheiten zwischen Präfect und Ausschuß können dem Bezirkstage bei seinem nächsten Zusammentritte vorgelegt werden. Bei einem wirklichen Meinungsstreite zwischen den beiden Organen, sowie wenn der Bezirksausschuß seine Befugnisse überschreiten sollte, ist unmittelbar der Bezirkstag zu berufen, der zur Wahl eines neuen Ausschusses schreiten kann.

Der Bezirkstag wird durch allgemeine Wahl gebildet, jedes Amt (Canton) ist ein Wahlbezirk. Da die kleinen Aemter — in nicht weniger als einundachtzig Bezirken — überwiegen, ist dem conservativen Elemente offenbar die Oberhand in den Bezirksvertretungen eingeräumt. Die früher höchstens dreißig betragende Mitgliederzahl bewegt sich gegenwärtig der Zahl der Aemter gemäß von siebzehn bis zweiundsechzig. Drei Viertheile der Mitglieder müssen im Bezirke selbst dauernd wohnen, ein Viertheil darf außerhalb des Bezirks seinen Wohnsitz haben. Niemand kann Mitglied mehrerer Bezirksvertretungen sein. Die Mitgliedschaft der Nationalversammlung verträgt sich mit der Mitgliedschaft der Bezirksvertretung, nicht mit der des Bezirksausschusses, auch die Bekleidung des Bürgermeisteramtes in der Bezirkshauptstadt verträgt sich mit der Ausschußmitgliedschaft nicht. Die Wahl der Bezirksabgeordneten erfolgt auf sechs, nicht, wie ursprünglich vorgeschlagen wurde, auf neun Jahre, aller drei Jahre wird die Hälfte der Abgeordneten neugewählt. Die Wahlprüfungen nimmt der Bezirkstag vor, er entscheidet im ersten und letzten Zuge über die Gültigkeit der Wahl. Die Geschäftsordnung erläßt der Bezirkstag selbst und wählt jedes Mal in der Augustsitzung seinen Vorstand auf ein Jahr. Die Bezirkstagssitzungen sind öffentlich. Der Präfect nimmt an den Sitzungen Theil, er kann jederzeit das Wort ergreifen. Zur Beschlußfähigkeit des Bezirkstages ist die Anwesenheit von einem Mitgliede über die Hälfte erforderlich. Ueber Anstellungen und Wahlprüfungen wird im Bezirkstage geheim abgestimmt, andere Abstimmungen erfolgen, wenn der sechste Theil der Anwesenden es verlangt, mit Namensaufruf. Ueber die Bezirkstagsverhandlungen erscheint ein amtlicher Bericht, der den Zeitungen binnen 48 Stunden nach jeder Sitzung zur Verfügung gestellt wird. Die Blätter dürfen die Bezirkstagsverhandlungen nur besprechen, wenn sie zu gleicher Zeit (en même temps) den betreffenden Theil des Sitzungsberichts veröffentlichen.

Wer die französischen Preßverhältnisse kannte, wird von selbst denken, zu wie erregten Erörterungen die starren Bestimmungen Anlaß gaben. Ordentliche Sitzungen hält der Bezirkstag zweimal im Jahre. Die Hauptsitzung in Dauer von höchstens einem Monate soll in der zweiten Hälfte August beginnen, die andere mit höchstens vierzehntägiger Dauer in der Augustsitzung anberaumt werden. Außerordentliche Sitzungen von höchstens achttägiger Dauer darf der Bezirkstag nur auf Anordnnng des Staatsoberhaupts halten oder wenn es zwei Dritttheile der Mitglieder beim Vorsitzenden beantragen. Der Vorsitzende theilt den Antrag dem Präfecten mit, der den Bezirkstag unmittelbar zu berufen hat. Die Auflösung des Bezirkstages kann das Staatsoberhaupt auf Grund besonderer Umstände beschließen. Die Neuwahl muß aber nach vier Wochen erfolgen, die neue Bezirksvertretung versammelt sich vierzehn Tage später „de plein droit“. Die Auflösung aller Bezirkstage auf einmal, „par voie de mesure générale“, ist nicht gestattet. Während des Zusammenseins der Nationalversammlung hat ihr das Staatsoberhaupt von jeder Bezirkstagsauflösung unmittelbar Mittheilung zu machen. Die Nationalversammlung setzt dann den Wahltag in einem eigenen Gesetze fest und bestimmt zugleich, ob der alte Bezirksausschuß bis zur Eröffnung der neuen Bezirksvertretung fortbestehen oder die Regierung einstweilen einen andern Ausschuß bestellen soll.

In der Augustsitzung ordnet der Bezirkstag den Bezirkshaushalt, dessen Formen das Bezirksgesetz eingehend regelt. Die Bezirkseinnahmen setzen sich im Wesentlichen aus Zuschlägen zu den Staatssteuern zusammen, die zum Theil sogar in festen Sätzen für gewisse Verwaltungsaufgaben vorgeschrieben sind. Den ärmeren Bezirken bewilligt der Staat Hülfsbeiträge. Es ist für diesen Zweck seit den letzten Jahren im Staatshaushalte eine Summe ausgebracht, über deren Verwendung die Nationalversammlung in einem dem Staatshaushaltsgesetze beigegebenen Anhange beschließt. Die Vorbereitung des Bezirkshaushaltsentwurfs ist Sache des Präfecten. Der Präfect soll den fertigen Entwurf nebst Anlagen zehn Tage vor der Augustsitzung dem Bezirksausschusse mittheilen, der dem Bezirkstage seine Bemerkungen darüber „dans un rapport sommaire“ zu machen hat. Der vom Bezirkstage festgestellte Haushaltsplan unterliegt der Genehmigung des Staatsoberhauptes. Die Ausführung des genehmigten Haushaltsplans, sowie des gesammten Kassenwesens sind ebenfalls dem Präfecten übertragen. Der Bezirksausschuß hat aber von ihm, sowie von den mit selbständigen Aufträgen versehenen Bezirksbaubeamten am Anfange jedes Monats einen Kassennachweis zu empfangen, um über die Geldlage des Bezirks auf dem Laufenden zu sein. Die Bezirksrechnungen müssen dem Bezirksausschusse zehn Tage vor der Augustsitzung vom Präfecten zugehen. Der Bezirkstag verhandelt über die Rechnungen in

Abwesenheit des Präfecten. Die gezogenen Erinnerungen reicht der Vorsitzende unmittelbar an den Minister des Innern ein. Die endliche Genehmigung der Rechnungen wird in einem Erlasse des Staatsoberhauptes ertheilt. Rechnungen und Haushaltsplan gelangen durch Druck zur Veröffentlichung.

Lange Verhandlungen führten die Frage herbei, in welcher Weise der Bezirkstag bei Bewilligung der Staatsunterstützungen für Kirchen, Schulen, milde Stiftungen u. s. w. betheiligt werden sollte. Es wurde lebhaft befürwortet, den Bezirken feste Summen zur Selbstvertheilung zu überweisen. Bei eingehenderer Erwägung der Verhältnisse mußte dies jedoch unthunlich erscheinen, der Bezirkstag erhielt nur das Recht, Vorschläge zu machen, an deren Reihenfolge die Minister bei ihren Bewilligungen gebunden sein sollen.

Die Verwaltungsbefugnisse des Bezirkstages scheiden sich in begutachtende (donner avis), berathende (délibérer) und beschließende (statuer). Die berathenden Befugnisse des Bezirkstages betreffen namentlich die im Bezirksbesitze befindlichen, aber Staatszwecken dienenden Grundstücke (Gerichtsgebäude, Präfecturen, Unterpräfecturen u. s. w.). Die darauf zielenden Bezirkstagsbeschlüsse werden vollstreckbar, wenn sie nicht während drei Monaten nach dem Sitzungsschlusse durch förmlich begründeten Erlaß des Staatsoberhauptes beanstandet sind. Die beschließenden Befugnisse des Bezirkstages umfassen die verschiedensten Verwaltungsaufgaben in den verschiedensten Verwaltungszweigen, und hervorzuheben ist vor allem das Straßenwesen. Die betreffenden Bezirkstagsbeschlüsse gelangen zur Ausführung, wenn der Präfect zwanzig Tage nach dem Sitzungsschlusse keine Berufung wegen Unzuständigkeit oder Gesetzwidrigkeit eingelegt hat. Der Präfect muß die Berufung den Vorsitzenden des Bezirkstages und Bezirksausschusses mittheilen, der Bezirkstagsbeschluß wird aber auch dann noch vollstreckbar, wenn ihn nicht innerhalb zwei Monaten nach der Benachrichtigung über Einlegung der Berufung ein Erlaß des Staatsoberhauptes aufhebt. Außerdem darf der Bezirkstag vom Vorsitzenden Vorstellungen über Bezirksfragen und Bedürfnisse an die betheilgten Fachminister richten lassen, auch darf er in wirthschaftlichen Dingen, sowie in allgemeinen Verwaltungsangelegenheiten Wünsche äußern. Politische Kundgebungen sind dem Bezirkstage untersagt. Es braucht kaum erwähnt zu werden, wie lebhaft man diese Bestimmung gerade in der Nationalversammlung erörterte. Was wird bei der politischen Lage Frankreichs eine solche Abwehrbestimmung aber sagen wollen?

Der Bezirksausschuß führt die vom Bezirkstage ihm zugewiesenen Aufträge aus, doch handelt er auch kraft eigenen Rechts, wo das Gesetz ihm Befugnisse ertheilt oder der Präfect seine Mitwirkung in Anspruch nimmt. Von den beschließenden Befugnissen des Bezirksausschusses sind die in Ansehung des Gemeindewegewesens zu nennen. Verträge schließt für den Bezirk nicht

der Ausschuß, sondern der Präfect, aber nach vorgängigem Einvernehmen mit dem Ausschusse. Auch die Parteirolle führt in bezirklichen Klagesachen der Präfect, blos wo Staat und Bezirk einander gegenüberstehen, übernimmt sie das Mitglied des Bezirksausschusses, das dieser dafür bestimmt.

Dies die allgemeinsten Umrisse des französischen Bezirksgesetzes, an die einige wenige Betrachtungen mit Beziehung auf Deutschland und Preußen sich anreihen mögen. Die Zeiten, wo wir Deutschen die staatlichen Vorbilder im Auslande suchten und fanden, sind vorbei, die Tage da, wo die nationalen staatlichen Gedanken zu voller Verwirklichung gelangen können und sollen. Steigert dies nicht nur die Pflicht, fremde Einrichtungen prüfend zu betrachten, sie ihrer Eigenart nach kennen zu lernen? Der Blick auf die französische Bezirksverwaltung darf uns Deutsche vielfach wohl mit Genugthuung erfüllen. Was der französische Gesetzgeber erst anstrebt, erst herbeiführen will, besitzt zum Theil Deutschland bereits, zum Theil wird es gewisser und eher als Frankreich dazu kommen. Preußen hatte seine Kreise, es hat seine Provinzen, es galt und gilt nur das Einzelleben dieser Verbände zu höherer Erscheinung zu führen. Der neue französische Bezirksausschuß stellt sich deshalb für Preußen weder nachahmbar, noch nachahmenswerth dar. Von den Bestimmungen des Bezirksgesetzes ist vielleicht überall nicht eine für die Uebertragung geeignet, der Uebertragung fähig. Die unmittelbare Bedeutung der französischen Neuerungen läßt sich für Deutschland schwerlich hoch anschlagen. Die Vorgänge jenseits der Mosel haben für uns Deutsche dagegen allerdings große mittelbare Bedeutung, sie zeigen, wie selbst das Geburtsland der Centralisation die Wege der Decentralisation wirklich zu betreten beginnt. Das Bezirksgesetz soll die Neugestaltung französischer Verwaltung eben blos einleiten. Es soll nur der erste Schritt auf der neueröffneten Bahn sein. In Folge der durch den Krieg und seine politischen Einwirkungen geschaffenen Lage entstanden, war das Bezirksgesetz nichts weniger als unvorbereitet, es bildet das letzte Glied in der Entwickelung der Bezirksverfassung während ihres nunmehr als achtzigjährigen Bestehens. Die Geschichte der französischen Bezirksverfassung bewegt sich in der Richtung der Decentralisation. Zuerst reine Verwaltungsbezirke mit Einzelbeamten, erhielten die französischen Bezirke bald darauf Bezirkstage beigegeben, deren Mitglieder die Regierung ernannte. Nach dem Verlaufe von Jahrzehnten, in den dreißiger Jahren, erhielten dann die Bezirke das Recht, die Bezirkstagsmitglieder zu wählen, zugleich wurde ihnen, den Bezirken, vermögensrechtliche Persönlichkeit ausdrücklich und förmlich ertheilt. Napoleon III. vermehrte sodann während der letzten Zeit seiner Regierung die Befugnisse der Bezirkstage in nicht unerheblicher Weise (1866). Der Krieg unterbrach die weiteren Arbeiten, die, nach Beendigung desselben wieder aufgenommen, das Bezirksgesetz zum Ergebnisse hatten. Den Entwickelungs-

gang von der Centraliſation zur Decentraliſation ſprechen die wenigen Thatſachen unumwunden aus. Von folgenreicher Wichtigkeit für die künftige Fortentwickelung der Bezirksverfaſſung ſcheint der gegenwärtige Zuſtand der franzöſiſchen Geſellſchaft zu ſein. Herr Gambetta hat den Zuſtand treffend gezeichnet, wenn er ihn den Kampf zweier Geſellſchaften, der Geſellſchaft von vor 1789 mit der Geſellſchaft von nach 1789 nannte. Dieſer Kampf, für welchen die Republik wohl der beſte Boden, muß zur Verquickung der beiden Geſellſchaften in eine neue franzöſiſche Geſellſchaft führen, dieſe Verquickung aber die Heranziehung der Geſellſchaft von vor 1789, welche das Bezirksgeſetz von ſelbſt mit ſich bringt, weſentlich befördern. Der Boden des Staates vermag die größten Gegenſätze zu vermitteln, auszugleichen. Deutſchland hat es gewiß willkommen zu heißen, wenn Frankreich den ernſten Arbeiten des Staates ſich hingiebt. Das Wettbeſtreben um den beſten Staat wird nicht das ſchädlichſte Beſtreben für die Völker und Länder ſein.

Ein Maskenfeſt am Hofe Jakob I. von England.

Von Theodor Vatke.

Unter dem prachtliebenden Könige Heinrich VIII. waren die glänzenden Maskenfeſte aus dem ſonnigen Italien in das neblige Brittenland verpflanzt worden: hundert Jahre waren ſeitdem verfloſſen als Ben Jonſon (1573 bis 1637), Shakeſpeares im Uebrigen ſo unglücklicher Rival, die Maskendichtung nahezu auf den Gipfel der Vollendung erhoben hatte. Von allen Maskenkomödien aber, mit denen der Hofpoet die Feſte des glanzliebenden Königs Jakob I. verherrlichte, iſt keine großartiger, keine mehr dazu angethan, uns in jenes einer maßloſen Schmeichelei gegen gekrönte Häupter fröhnende Zeitalter einzuführen als die Komödie von den „Verwandelten Zigeunern.“ Sie fand ſo großen Beifall bei dem Könige, daß ſie dreimal, zuletzt zu Windſor im Auguſt 1621, aufgeführt ward. Die höchſten Würdenträger des Reichs, die vornehmſten Damen Englands waren die Mitwirkenden; für das Publicum aber, das in beſchränktem Maße Zutritt zu dieſen Feſtlichkeiten hatte, mußte es intereſſant ſein, die maskirten hohen Perſönlichkeiten zu errathen.

Bei unſrem Spiel von den Zigeunern nun ſind der König und ein Theil des Hofes die Angeredeten, an welche die Zigeuner ſich wenden, um nach der bekannten Art dieſer Söhne des Oſtens aus den Linien der Hand das Schickſal des Einzelnen zu wahrſagen. Wer aber dem geiſtreichen Dichter dieſer Poſſe den Vorwurf unwürdiger Schmeichelei gegen den König würde

machen wollen, der möge ſich an die allgemeine Sitte oder Unſitte des Zeitalters erinnern, nach der auch die Königin Eliſabeth von Spenſer und Lilly nicht weniger als von Jonſon ſelbſt als Diana, die Mondgöttin verherrlicht worden war, wie ja die ſtolze Tochter Heinrichs VIII. ſich dem Parlamente von England gegenüber thatſächlich als eine Art Gottheit auf Erden proclamirt hatte, die keinem Menſchen Rechenſchaft über ihre Handlungen ſchuldig ſei.

Und Jakob bildete dieſe Vorſtellungen zu einem förmlichen Dogma aus. Selbſt am Hofe Ludwig XIV., wie man mit Recht bemerkt hat, würde die Sprache der Huldigung unerhört geweſen ſein, die der „ſtolze" Engländer gegen ſeinen Souverän zu führen ſich zur Ehre ſchätzte.

Unſer Spiel beginnt mit dem Auftreten des „Jackmann" der ein mit Zigeunerkindern beladenes Pferd in den Saal führt: „Platz für die fünf Prinzen aus Aegyptenland" ruft er aus und bereitet auf die Wunderdinge vor, die er mit ſeinen Begleitern alsbald vollführen wird. Schließlich greift er zur Guitare, die Muſik ſetzt ein, die ein unerläßlicher Beſtandtheil jedes Maskenſpiels iſt: denn das noch nicht ganz und gar vom Puritanerthum entſtellte luſtige „Altengland" war der Muſik in viel allgemeinerer Art ergeben, wie denn Erasmus von Rotterdam in ſeinem „Lobe der Narrheit" die Pflege der Muſik neben der körperlichen Schönheit als beſonders charakteriſtiſch für den Engländer hervorhebt. Während der Muſik iſt der Zigeunerhauptmann mit ſechs Begleitern eingetreten und es folgt nun der erſte Tanz, der wie immer mit der Muſik eng verbunden iſt. Auf Muſik und Tanz folgt der erſte Geſang, vom Jackmann vorgetragen und vielleicht auch mit der Guitare begleitet. Wir verſuchen, dieſen Geſang und die weſentlichſten poetiſchen Beſtandtheile der „Zigeuner" im Versmaße des Originals nachzubilden:

Jackmann: Hoch von Darby's Felſenſpitze,
Nahe bei des Teufels Sitze,
Wo wir jährlich Muſt'rung halten,
Kommen wir, die Jung' und Alten.

Seid erſchreckt nicht ob der Kleider,
Finden ſie gleich wenig Neider!
Sei der Rock uns auch zerriſſen,
Wenn wir nur gut Schwänke wiſſen.

Gebt uns Speck und Wallnußſchalen,
Muſcheln, Nüßchen allzumalen,
Glocken, Bänder, Safran, Linnen,
Und wir werden ſchon gewinnen.

Künſte kennen wir entzückend,
Eure Herzen ſchnell berückend,
Daß Ihr unſres Antlitz Dunkel
Sollt ertragen ohn Gemunkel.

Können Euer Schickſal ſagen,
Steck's im Kopfe, ſteck's im Kragen,
Im Geblüte, und die Zeiten,
Die grad Euer Glück bereiten.

Zieht den Handſchuh dann, ich bitt Euch,
Hab' nicht Arg's im Sinne mit Euch,
Sind wir gleich in Windſor's Hallen,
Soll nur Art'ges uns gefallen.

Auf ein längeres Gedicht des Patrico, eines Würdenträgers der braunen Geſellſchaft, folgt ſodann die Anrede des dritten Zigeuners an den Hauptmann derſelben.

Dritter Zigeuner:

Hauptmann, wenn je in Eurer Höhlen Herrlichkeit
Die Leute Ihr in Darby's Tränke eingeweiht,
Und wir mit brauner Bowle und mit Ale
Gelabt uns und mit Honigbier die Kehle,
Wenn ſo gemuſtert in des Trinkens Kunſt
Wir unſres Lebens Mühen und Ungunſt
Ertrugen und die unruhvollen Wachen,
Dem guten Rufe keine Schand zu machen,
Wenn ſtets an dem Statut wir hielten feſt,
Entworfen hoch auf Darby's Felſenneſt,
Wenn Kälber, Hammel, wie's da heißt,
Wir ſtahlen und Geflügel allermeiſt,
Denn, wie unſre Magna Charta ſpricht,
Gekauftes Fleiſch bekommt uns nicht: —
Wenn mit Zigeuner-Ringeltanz
Wir je erhöhten Eurer Feſte Glanz,
Und da in Reim und Proſ' erzählten
Von Ahne Cleopatra, der Auserwählten:
Wenn wir dies thaten ſo und ſo,
So leiht Gehör jetzt unſrem Patrico.

Hauptmann: Nun wohl, ſo tanzt, indeß wir ſingen,
Euch unſre Wünſche darzubringen.

(Hier tanzen ſie.)

Zweiter Geſang.

Patrico: Der Feeen Strahl umkränz Euch,
Der Sterne Licht umglänz' Euch
Ein Mond in Pracht,
Zu Mitt' der Nacht,
Bis der feurige Drache die Gränz' Euch.

Fortuna's Rad geleit' Euch,
Den Knaben auch zur Seit' Euch,
Bis das Vöglein ſingt,
Das den Morgen bringt,
Und zu ſchönerem Loſe befreit Euch.

Hauptmann (zur Geſellſchaft):

Behütet Euch, Herren hier alt und junge,
Vor der Galle des Herzens und der Zunge.
Mit Euch, Glücksvogel, beginn' ich, (nähert ſich dem Könige) laßt ſchau'n,
Ich ziel auf den Beſten, der ſeid Ihr traun!
Das iſt ſchon Glück, wenn je ich verſtand
Meine Kunſt, iſt dies 'nes gentlemans Hand;
Die küſſ' ich; nach ihren Linien müßt ihr ſein
Von Pferd und Hund ein Freund, doch nicht vom Schwein.
Ihr liebt es, den mächtigen Hirſch zu jagen,
Mehr um die Geſundheit, als um den Magen.
Euch fehlt's nicht an Gütern und Ehren,
Und könntet zu Land und zu Waſſer ſie mehren,
Doch liebt Ihr Eurer Völker Frieden,
Begnügt mit dem, was Euch beſchieden.
Die Weiblein, das ſeh ich, die laßt Ihr in Ruh,
Doch gab die Natur Euch nicht Urſach dazu.
Lebt einſam und habt Euer Weib begraben*)
Und wollet ein zweites, ſo ſcheint es, nicht haben.
Und weiter die Hand hier mir Kunde giebt,
Daß Ihr von Herzen Eure Kinder liebt,
Und daß Ihr erfahren im Bücherweſen,
Daß Eure Rede gar auserleſen.
Doch halt — dies Jupiter's Mal hier meint?

*) Königin Anna ſtarb im Anfang des Jahres 1619.

Ein König, ein Monarch! Welch Wunder erſcheint!
Erhaben und gütig und ſelbſt in ſeinem Kreiſe
Ein Jupiter, geliebt und herrſchensweiſe.
Ich ſag' es den Andern, ſchnelle
Bin wieder ich zur Stelle."

Nach einem kurzen Liede des Patrico, in welchem Jedem das Seine gewünſcht wird, wendet ſich dann der Hauptmann wiederum an den König, der als der größte und friedlichſte Fürſt der Welt, als der Begründer des europäiſchen Gleichgewichts (to balance business) gefeiert wird, während die Geſchichte dieſe epochenmachende Idee in der europäiſchen Politik bekanntlich dem König Heinrich IV. von Frankreich beilegt.

Hauptmann: Wer kann, der dieſe Hand geſehn,
Ob Eurem Rang in Zweifel ſtehn?
Wie Euch der Dinge Schickſal lauſchet!
Wen dünket nicht, daß himmelab
Euch Gott zu unſrem Herrſcher gab,
Daß Ihr mit keinem König tauſchet?

Zu ſchaun der Wahrheit Pfad und Pflicht,
Willſt Du der Dinge Gleichgewicht,
Den Streit der Chriſtenheit zu ſchlichten!
Und iſt's unmöglich, müſſeſt Du
Geſetze geben, Raſt und Ruh,
Und über Krieg und Frieden richten.

Von aller Welt ſei dies erkannt,
Sei der Gerechte Du genannt!
Gebeut der Hand der Fürſtentöchter!
Auf Erden müſſeſt Du allein
Dein eigner Herr und Meiſter ſein,
Ein Friedensfürſt, kein Menſchenſchlächter!

Doch ich entſchließe mich nur ſchwer,
Das Schickſal Euch zu künden, Herr,
Der Ihr's hier ſelber ſchaffet Allen!
Denn iſt in dieſem Kreis Jemand,
Deß Schickſal nicht von Eurer Hand,
Die Gaben ſicher, die gefallen?

Zigeuner ſchein ich hier zu ſein,
Doch dank' ich Alles Euch allein!
O daß mein Wort ſie nennen könnte

Die hohe Huld, die, unentwegt,
Sich ſtets in gleichen Bahnen trägt,
Die nie bereut was ſie mir gönnte!

So freue denn ſich Eure Hand
Des immer gleichen Glückes Stand,
Ja, mög' es fort und fort ſich mehren!
Und möge ſich der Dank in mir
So groß bezeigen Herr, als Ihr
An Seele ſeid und allen Ehren! (Muſik)

(Hier tanzen ſie).

Darauf wird
Des Prinzen — nachmaligen König Karl I. — Schickſal mitgetheilt vom

zweiten Zigeuner: Mit dem Herrn, da fing man an,
Folgt des Königs Sohn ſodann;
Die Hand, Herr!

Seid um Glück und Lieb nicht bang,
Beid' ſind Euch verfallen lang
Als Pfand, Herr!

Völker flehen Deiner Wahl,
Dir zu bieten ein Gemahl,
Ein treues!

Braver auch als dieſes iſt
Findeſt Du zu keiner Friſt,
Erfreu' es:

Schweſter iſt ſie einem Stern,
Glänzend in des Himmels Fern,
Dem Hesper.

Den der Oſten Phosphor nennt,
Den des Weſtens Sphäre kennt
Als Vesper.

Mit der Sonne ſelbſt vergleicht
Sich ihr Bruder,*) unerreicht
An Prangen.

*) Der König von Spanien.

Und wer kann zur Hochzeitsnacht
Mehr als Sonn' und Sternenpracht
Verlangen?

Ein Verſprechen nur begehrt,
Daß ein Prinz Euch ſei beſcheert;
Habt Acht ihm?

Großpapa auf ſeinen Knie'n
Wiegt nichts Lieberes als ihn,
Und lacht ihm.

Seid mit Sorgen denn bedacht,
Wie Ihr ſeinen Sorgen macht
Ein Ende.

Daß des Reiches Stütze Ihr,
Daß zum Beſten Alles hier
Sich wende.

Bis Ihr — ſei es noch recht fern! —
Selber ſeid dereinſt die Herrn
Im Reiche.

Kommt es früher, kommt es ſpät,
Iſt, da's nie zu Ende geht,
Das Gleiche.

Denn im Frieden und im Krieg
Seid Ihr überall im Sieg
Auf Erden.

Mögt Ihr denn an's Himmelszelt
Als ein neuer Stern geſtellt
Einſt werden.

(Muſik. Tanz.)

Die Zigeuner wenden ſich nunmehr zu den Damen. Aus dem größeren Cyclus derſelben und der an ſie gerichteten Lieder wählen wir zwei der ſchönſten aus.

Zur Gräfin Buckingham, Mutter des Günſtlings, ſpricht der vierte Zig.:

Verzeihung, Dame, leiſtet Stand!
Urtheile ich nach Eurer Hand,
So iſt der größte Schelm im Land
Entdeckt hier.

Weiß nicht durch welcher Künste Hort,
Doch ſtahlt Ihr Herzen hier und dort,
So ſaget manch ein flüſternd Wort
Verſteckt mir.

Zuerſt muß ich Euch anvertraun,
Es iſt, Euer Antlitz anzuſchau'n,
Allzugefährlich, tödtlich traun
Dem Herzen.

Doch Eure Anmuth iſt ſo groß,
Daß es des Mannes ſchönſtes Loos,
Sich Euch zu nahen, ſei's auch bloß
Zu Scherzen.

Nun wißt, in unſrer braunen Schaar
Zwei Eurer Söhne ſind, fürwahr
Ihr ſeid Zigeunerkön'gin gar
Für heute.

Georg und Richard werden ſich
Gehorſam zeigen, ſicherlich;
Erfüllt drum was uns inniglich
Erfreute.

Zur Lady Purbeck, Gemahlin von John Villiers, Viscount Purbeck, der zweite Zig.:

Welch ein Wunder, welch ein Buch,
Darin läſ' ich nie genug!
Weich'rer Linien wonn'ger Spiel
Dem Zigeuner nie gefiel.
Hier ſtimmt Venus ſelber bei,
Dies der Liebe Kön'gin ſei,
Und die Sterne im Verein,
Nicht Cupido ganz allein.
Wenn Ihr's auch nicht gerne glaubet,
Habt der Augen ihn beraubet,
Und von ihm, es muß geſagt ſein,
Sollt des Mordes Ihr verklagt ſein,
Seiner Fackel ſiegreich Licht
Liſcht vor Eurem Angeſicht.
Lilien da und Purpurroſen
Eurer Wangen Paar umkoſen,

Lippen, Küſſe aufzudrücken,
Und die Küſſe ſelbſt zu pflücken,
Selbſt der Weiſe liebestrunken
Liegt vor Euch in Staub geſunken,
Flammend Ihr das Herz entzündet,
Bis in Aſch' und Tod es ſchwindet.

Es folgen nunmehr die Großwürdenträger von England. Wir wählen die folgenden Anſprachen aus.

Zum Lord Schatzmeiſter (Lord Cranfield)

der dritte Zigeuner:

Ich komme zu borgen, Ihr werdet verzeihen,
Nicht Gelder, die Hand nur bitt' ich zu leihen;
Doch wär' es um Geld, das ſeh' ich der Hand an,
Leicht fülltet Ihr Alles zum Rand an.
Verwaltet dem Könige Schatz und Truh,
Doch laſſet Ihr beides gern in Ruh;
So möge das Glück ſich Euch finden,
Den König der Schulden zu entbinden,
Daß Jeder empfang' die verſproch'ne Penſion,
Habt wieder Credit dann als ſich'ren Lohn.

Zum Lord Siegelbewahrer (Earl von Worceſter)

der zweite Zig.: Ehrwürdig und alt,
Ein Wort von goldnem Gehalt!
Geſundheit geb' Euch Gott,
Mit Andrem hat's nicht Noth!
Habt Ehren und Gut,
Womit Ihr des Edlen ſo vieles thut,
Und habet ja, beſſer als Alle,
Des Königs Siegel in jedem Falle.

Zum Lord Kammerherrn (William, Lord Biſchof von Lincoln)

der Jackman: Seid Kammerherr hier,
Doch ein Schlüſſel ward auch mir,
Zu verſchließen Euer Glücksrevier.
Den guten Mann
Leugn' in Euch, wer kann,
Und, daß Ihr getreu,
Wer ſonder Scheu.

Ihr wiſſet die Feder zu führen, das Schwert,
Liebt Künſte nicht blos, auch Manneswerth;
Und Muſen und Grazien Euch immer begleiten,
Als wär't der Apoll Ihr unſrer Zeiten;
Die Hand hier nur leis mir erzählet,
Euch eine Gunſt noch fehlet,
Zu Euren Ranges Recht ſie zählet.
Die Linie des Mars hier ſagt es genau,
Noch halſt Ihr dem König zu keiner Frau.
'Nen Herrn Ihr habt, gar keuſchen und frommen,
Sonſt wäret Ihr längſt vom Amte gekommen.

Doch wir eilen zum Schluß des Maskenſpiels, und übergehn die meiſt in Proſa geſchriebene „Antimaske", in welcher die Zigeuner zum Theil als Clowns auftreten. Komiſche Beſtandtheile, derbe ja plumpe und cyniſche Lieder ſtellen ſich hier neben die Ergüſſe zarteſter Lyrik: die unvermittelten Gegenſätze des Zarten und Derben, die das ganze Zeitalter charakteriſiren, finden eben auch in dieſer Maskendichtung ihr Spiegelbild.

Ein längeres Gedicht, das der Patrico an den König richtet, giebt ſodann weitere mannichfache Charakterzüge Jakobs, auch ſeine Abneigung gegen das Tabakrauchen, das der König in der Schrift „Ein Gegenſtoß gegen den Tabak" (1604) bekämpft und mit allen Mitteln ſeiner abſoluten Gewalt zu unterdrücken verſucht hat, wird darin erwähnt. Das Lied ſchließt:

Schütz' Ihn Gott vor Ungemach,
Seine Freuden jeden Tag,'
Daß nicht Unheil kreuz' den Pfad,
Daß kein Wetter Ihm ſich naht,
Sei Er, o ſei Er noch lang
Der heil'ge Inhalt unſrem Geſang,
Sei Er an Jahren und an Thaten
Beſſer als alle Britenkönige berathen."

Erſter Geſang.

Der Jackman (ſingt): Der Scherz iſt aus, doch nicht ſo ſchnell;
Sei Schweigen was ſo jubelhell
Noch jüngſt erklang, zu Einer Well
Will beides nicht ſich binden.
So trete denn zur Furcht der Muth,
So miſcht ſich Unvereintes gut,
Den Hymnus ſelbſt zu finden.

An Ihn, den Herrſcher uns zur Seiten,
Und meine Laute ſoll's begleiten.

Zweiter Geſang.

Der Jackman: Dies Inſelreich als Königserben,
Durch Tugend nur konnt' Er's erwerben.
Vierter Zig.: Wie prägt Sein Antlitz Ihn ſo würdig aus,
Die Augenbraun und alle Herrſcherzeichen,
Als ſtammte Er aus aller Grazien Haus,
Als müßte Ihm auf Erden Alles weichen.

Dritter Geſang.

Jackman: Schau, ſchau Ihn an! Iſt Er nicht ſchön,
Und friſch und blühend auch,
Wie Sommerluft auf Bergeshöhn
Und wie der Lilienſtrauch,
Der dieſen Morgen aufgeblüht!

Vierter Zig.: O, wie mein Herz für Ihn erglüht!
Dritter Zig.: Sieh, wie der Wind auf Wogen zahm ſich legt,
Wie rauſcht das Land von ſeinen Purpurſchwingen!
Und wie er dann die Waſſer jubelnd trägt,
Sie zu des Himmels heil'gem Quell zu bringen,
So wollen Seinen Namen, Seinen Ruhm
Wir tragen und in tauſend luft'gen Ringen
Soll um den Erdball unſer Eigenthum
In allen Lüften jubelnd wiederklingen.

Vierter Geſang.

Jackman: Der gute Fürſt, er überragt
Des ſchönſten Namens Ruf;
Und was ſein Geiſt erſchuf
Iſt mehr noch als die Fama ſagt.
So biſt Du auf dem Königsthron,
Du aller Ehren Schmuck und Lohn,
Du haſt zu Deiner Höhe Dich emporgeſchwungen,
Und Fama's Flug durch Deinen Flug bezwungen.

Vierter Zig.: Fürwahr, Er iſt kein Herr, der nur gebeut,
Dem Staat, nein, den die Herzen zu beſitzen freut,
Und Künſte, Handel, Schulen
Um Ihn als ihre Seele buhlen.

Zweiter Zig.: Gerechtigkeit ist Seine Dienerin.
Dritter Zig.: Die Weisheit, sie verehret Ihn.
Vierter Zig.: Die Gnade, sie begehret Ihn.
Fünfter Zig.: Sein Leben, es ist Mäßigkeit.
Zweiter Zig.: Und Milde, Güte, allezeit.
Dritter Zig.: Die Milde wählt Er sich zum Wächter.
Vierter Zig.: Kein Mensch ist wahrer, treuer, ächter.
Fünfter Zig.: Fortuna ist ihm dienstbereit.

Fünfter Gesang.

Jackman: O, daß wir verstünden,
Sein Herz zu ergründen!
Zwei Ströme da münden:
So redlich ist kein Blut
Und keins so endlos gut!
So rauschen denn in seiner Ufer Bette
Erlauchter Sinn und edler um die Wette.
Hauptmann: So lieb', o lieb' denn Seine Tugend und Sein Glücke,
Ihn, aller Menschen Spitze,
Denn Sein Geschick ist unsrer All Geschicke.
Wo alle Welt des Fürsten Güte preist,
Hoch und Gering in Glückes Bahnen kreist.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Stuttgart. Drei Ersatzwahlen. — Der Eröffnung unseres Landtages, die am 15. März stattgefunden hat, ist noch die Emotion eines Wahlkampfes vorausgegangen, dessen Schauplatz allerdings nur drei Wahlkreise waren, der aber doch, wenigstens in zweien derselben, alle Freuden und Leiden mit sich führte, welche mit der Ausübung des allgemeinen Stimmrechts verbunden zu sein pflegen, und auch politisch nicht ohne Interesse war. Zwar sind nirgends zwei politische Programme auf einander gestoßen, und insofern sind diese Wahlen ein weiterer Beleg dafür, wie sehr unsere alten Parteien im neuen Reich Werth und Bedeutung verloren haben. Von den Föderativrepublikanern kann im Ernst nicht mehr die Rede sein, auch der Gegensatz des selbstgenügsamen Particularstaates gegen das Reich hat seine Schärfe verloren, seitdem die Regierung selbst auf guten Wegen sich befindet, von der einzigen Parteibildung aber, die zeitgemäß ist, nämlich: Rom oder das

Reich, mag man hierzuland aus bekannten Gründen nichts hören. Es wäre unvorsichtig davon nur zu reden. Hat doch erst jüngst wieder das Geburtsfest des Königs Carl den officiellen Festrednern Gelegenheit gegeben, Gott zu danken, daß wir nicht sind wie andere Leute, und die Oase des kirchlichen Friedens zu preisen, deren Einwohner gegen die außerhalb tosenden lästigen Stürme sich glücklich geschützt wissen.

Alle drei Bezirke, Blaubeuren, Cannstadt und Stadt Tübingen, die am 10. März zu wählen hatten, waren bisher durch Nationalliberale vertreten gewesen, zwei derselben sind nunmehr verloren gegangen, aber dabei ist es ein Trost, daß sie wenigstens nicht Mitgliedern reichsfeindlicher Parteien zugefallen sind. Blaubeuren hat den Minister des Innern, Sick, mit seinem Vertrauen beehrt, der, wie man sagt, seinem Collegen und Rivalen Mittnacht es auch in dem Stück gleich thun wollte, daß er in die Wahlkammer aufgenommen zu sein wünschte und damit seine Stellung neben oder je nach Umständen auch gegen den Premier fester zu machen hofft. Diese Berechnung von Seite des Ministers findet man begreiflich, weniger begreiflich ist, was die Wähler dazu bewegt, den Minister mit einem Amte zu betrauen, das doch wesentlich darin besteht, die Minister zu controliren. Wenn man das unseren alten Landständen, die so eifersüchtig und zäh ihre Rechte gegen des Herzogs Räthe festhielten, prophezeit hätte, daß das württembergische Volk vom allgemeinen Stimmrecht einst den Gebrauch machen würde, eben die Räthe der Krone in die Landesvertretung zu wählen! In den fünfziger Jahren, zu den dunklen Zeiten des Freiherr von Linden, kam es erstmals vor, daß die Minister neben ihrem Platz am Ministertisch auch um einen Platz unter den Abgeordneten sich umthaten, und Herr von Linden trieb damals seinen gnädigen Scherz mit der Kammer so weit, daß er sich, darüber zur Rede gestellt, unverzagt auf das Beispiel des constitutionellen Musterstaats, auf England berief. Jetzt ist die Sitte, Minister und einflußreiche hohe Räthe zu wählen, dermaßen eingerissen, daß man bei Erledigung eines Mandats zunächst zu fragen pflegt, wer aus jenem Kreise uns noch zur Verfügung stehe und nunmehr an die Reihe komme. Hiezu hat insbesondere die Aera des Herrn von Varnbüler beigetragen, die durch ein allgemeines Wettrennen der Landesgegenden und der einzelnen Kirchthürme nach Eisenbahnen und anderen Verkehrsmitteln bezeichnet war. Damals glaubten Bezirke, die einen Wunsch im Herzen trugen, die Gunst der entscheidenden Behörden am sichersten dadurch auf sich zu lenken, daß sie deren einflußreichsten Mitgliedern die Ehre eines Abgeordnetenmandats zuwandten. Es entstand unter den Wahlkörpern eine plötzliche Nachfrage nach Bauräthen, Staatsräthen, Directoren im Eisenbahn- und Postdienste und zuletzt Ministern. Auch scheint es nicht, daß die Wähler bei diesem System in ihrer Rechnung sich betrogen haben,

wenigſtens iſt dasſelbe, trotzdem daß die ſchwunghafte Eiſenbahnperiode längſt vorüber iſt, noch immer im Gebrauch, und welcher Bezirk hat nicht noch immer ſeine geheimen Wünſche, für die ihm an der Gunſt eines hochmögenden Mannes gelegen ſein muß! So läßt ſich denn leicht denken, daß, ſobald der Name des Miniſters Sick in Blaubeuren von dienſtwilliger Seite ausgeſprochen wurde, ein allſeitiges, wenn auch etwas verſchämtes Echo die Antwort war. Nirgends wagte ſich ein Hauch von Oppoſition, denn wer hätte die Verantwortung auf ſich nehmen mögen, den eigenen Bezirk um die Protection des mächtigen Mannes zu bringen. Und ſo iſt denn die Wahl des Miniſters eine glänzende, einſtimmige geweſen.

Nicht ſo harmoniſch ſah es in den beiden anderen Bezirken in den Tagen vor der Wahl aus. Die Wahrnehmung drängte ſich doch lebhaft auf und gab zu lauten Klagen Anlaß, daß im Allgemeinen das Element der Staatsbeamten in unſerer Wahlkammer reichlich, ja mehr als billig vertreten ſei. Es wird nicht viel fehlen, daß ein volles Drittel der gegenwärtigen Abgeordneten Staatsbeamte irgend welcher Art ſind. Schon inſofern mußte ſich die nationalliberale Partei auf eine ſtarke Gegnerſchaft gefaßt machen, wenn ſie zwei richterliche Beamte, in Cannſtadt den Staatsanwalt Guſtav Elben, in Tübingen den Kreisgerichtsrath Geß als ihre Candidaten aufſtellte. Aber die Wahl von Beamten in die Abgeordnetenkammer hat freilich ihre zwei Seiten. Wenn eine Ueberzahl derſelben ohne Zweifel vom Uebel iſt und dem eigentlichen Zwecke der Volksvertretung wenig entſpricht, ſo iſt doch ein gewiſſer Procentſatz derſelben geradezu unentbehrlich, einmal zur Beſorgung der Geſchäfte, zur Beurtheilung der Geſetzesvorlagen, für welche die Herren vom Lande im Durchſchnitt weder die erforderlichen Kenntniſſe noch die nöthige Arbeitsluſt mitzubringen pflegen. Auch darf nicht unbeachtet bleiben, daß die Männer des Volkes, die aus den ländlichen Gegenden zur Kammer geſchickt werden, erfahrungsgemäß vielfach nicht von den hochherzigſten Geſinnungen erfüllt ſind, was ſich zumal bei den Budgetberathungen, denen der gegenwärtige Landtag in erſter Linie gewidmet ſein wird, zuweilen in peinlicher Weiſe geltend macht. Für alle Intereſſen höherer Art, für die Heranziehung der Steuerkräfte des Landes zu Zwecken der Wiſſenſchaft und Kunſt wäre noch viel übler geſorgt, als dermalen der Fall iſt, wenn ſie einzig in den Händen jener ländlichen Autoritäten ruhten, welche der „Beobachter" mit dem Namen Männer des Volkes zu beehren liebt. Allein auch was Unabhängigkeit der politiſchen Geſinnung betrifft, wäre es durchaus unbillig, in Bauſch und Bogen unſere Staatsbeamten zu verdächtigen. In der Zeit von 1870 hat doch auch ein namhafter Theil des Beamtenſtandes politiſche Unabhängigkeit gezeigt. Der Mann aus dem Volke, der unter den Bürgern ſeines Kirchſpiels verdientes Anſehen genießt, iſt darum noch nicht auch ein politiſcher

Charakter. Und so war gerade in den beiden vorliegenden Fällen die Unabhängigkeit und Entschiedenheit der politischen Gesinnung unzweifelhaft auf Seite der Candidaten der deutschen Partei, obwohl sie richterliche Beamte sind. Zum Glück ist wenigstens in Cannstadt, wenn auch nach hartem Wahlkampfe, Staatsanwalt Elben Sieger geblieben, und mit ihm, einem Neffen des verstorbenen Paul Pfizer und Vetter des Reichtagsabgeordneten Elben, tritt eine frische und tüchtige Kraft in das öffentliche Leben ein. Dagegen ist in Tübingen der nationale Bewerber unterlegen gegen den Gemeinderath Dr. Dorn, dem als Docenten für technische Fächer an der Universität und als Mitglied des Bergraths in Stuttgart nur Rühmliches nachgesagt werden kann. Er war von der unter der Bürgerschaft der Universitätsstadt ziemlich stark vertretenen Volkspartei auf den Schild erhoben, und diese kann sich somit eines Erfolges rühmen, wenn er auch für die Kammer ohne Bedeutung ist und das kleine Häuflein der dortigen Volksparteiler nicht vermehrt. Denn Dorn selbst gehört nicht dieser Partei an, er hat vielmehr, in der Politik bisher ein Neuling, seine Uebereinstimmung mit dem politischen Programm seines Gegners ausgedrückt; wohl aber haben sich alle reichsfeindlichen Elemente an ihn gehängt und zu seiner Wahl sich zusammengethan, damit wenigstens nicht der Candidat der deutschen Partei gewählt würde.

Soll man das Facit aus diesen drei Wahlen ziehen, so ist es dieses. Zwei Sitze hat die nationalliberale Partei verloren, aber nirgends ist ein Gegner des Reiches gewählt worden. Der deutschen Partei kommt nicht mehr die durchschlagende Gunst der Verhältnisse zu statten, wie bei den allgemeinen Wahlen, die noch während des Krieges im December 1870 stattfanden. Es war unschwer vorauszusehen, daß sie aus künftigen Wahlen nicht mehr in derselben numerischen Stärke hervorgehen werde. Jetzt zeigt sich die Mehrheit des Volkes der Entwickelung des Reiches geneigt, aber weniger geneigt der politischen Partei, die das Reich auf ihre Fahne geschrieben hat. Entschiedenheit der politischen Gesinnung ist es nicht, was bei den Wählern empfiehlt, vielmehr wird derjenige Candidat bevorzugt werden, der nicht durch Antheil am Parteiwesen oder durch Charakter und Unabhängigkeit der Gesinnung sich compromittirt hat. Ein entschieden conservativer Zug herrscht vor, ja Abneigung gegen die Politik und als der bequemste Ausweg, keine politische Farbe bekennen zu müssen, erscheint es, einen Minister zu wählen.

Aus dem Reichslande. Die Maßnahmen der Regierung. — Als den gefährlichsten Feind aller Demagogie radicaler Parteien hat sich auch in Elsaß-Lothringen die Maßregel gezeigt, daß man dieselben so lange es nur die Autorität der Regierung gestattet, gewähren läßt. Zu diesem Zwecke ist vor Allem erforderlich, daß die Regierung möglichst jede directe

Berührung mit den feindlichen Führern vermeidet, um denselben nicht den Glorienschein des Märtyrerthums zu verschaffen. Wohl noch nie durfte einer gegen ihren Willen einem andern Reiche einverleibten Bevölkerung eine derartige Freiheit gewährt sein, ihre politischen Sympathien und Wünsche auszudrücken, als seit der am 8. Februar 1871 unter deutscher Militärherrschaft erfolgten Wahl von Volksvertretern zu der in Bordeaux über den Friedensschluß berathenden Versammlung bis zum heutigen Tage. Die von der Regierung angewandte Nachsicht ist denn auch stark gemißbraucht worden, vor Allem auf dem Gebiete der Gemeindeverwaltung und gerade auf diesem ist seitens der Regierung in einer Weise vorgegangen, welche jene Nachsicht, die gegenüber blauweißrothen Fahnen und patriotischen Rufen wohl gerechtfertigt ist, als eine Schwäche erscheinen läßt. Ich habe bereits früher hervorgehoben, daß hierdurch die Autorität der Verwaltung erschüttert ist. So lange nicht eine größere Vereinfachung derselben, das Streichen von mindestens drei bis vier der vorhandenen Instanzen erfolgt sein wird, kann auf eine wegen ihrer Consequenz angesehene Regierung auch nicht gerechnet werden. Inzwischen ist aber bereits die Stimmung der Bevölkerung einem praktischeren Vorgehen viel günstiger geworden, denn wie gesagt, die Entnüchterung derselben ist eine allgemeine, leicht erkennbare. Am meisten hat dazu der Unverstand der französischen Radicalen und unserer Ultramontanen beigetragen, welche die höchsten Trümpfe zu bald ausspielten, namentlich die Verjagung der Prussiens in kürzester Zeit verkündeten. Die große Masse ist aber auf politischem Gebiete gegen nichts empfindlicher als gegen getäuschte Hoffnungen: bei der hier herrschenden politischen Unreife sind selbst die durch ihre Stellung und Beruf zum Führer der Bevölkerung bestimmten höchsten Klassen nicht von jener Masse auszunehmen. Man beginnt daher Realpolitik zu treiben und zwar um so conservativer, als im Allgemeinen die materielle Lage eine günstige ist; ja selbst die Fabrication, die durch das Ertragen der Opfer der wahrlich sehr schweren Uebergangsperiode einen glänzenden Beweis ihrer Solidität gegeben hat, ist wenigstens gegenüber den Verhältnissen der Industrie in Oesterreich, Deutschland und Frankreich in einer günstigen Lage.

Straßburg, welches durch die Unvernunft einiger weniger unfähiger Führer bei den wichtigen Reformen einer Gemeindevertretung noch immer entbehrt, erschrak zuerst über die Summe von 17 Millionen Mark, welche es für das Festungsterrain zahlen soll. Obgleich auch noch heute die Details der betreffenden Verträge nicht bekannt sind, fängt man jedoch allmählich an, sich zu beruhigen und die Angemessenheit des Preises zu erörtern. Wir hoffen, daß durch öffentliche Bauten auf jenem Terrain die Verwerthung und Bebauung desselben wesentlich gefördert werden wird. Etwas weniger Dauer hatte die Aufregung in Mülhausen und Colmar. In ersterer Stadt scheint eine

Diebesbande aus den benachbarten Grenzstädten ihr Wesen zu treiben; da nun dieselbe vor Allem die Kassen der reicheren Fabrikanten, daneben freilich auch die des Oberprocurators, in Angriff nahmen, so konnte der Gemeinderath nicht umhin, der Frage näher zu treten, ob nicht in dieser Industriestadt von 70,000 Einwohnern ein Nachtwächterdienst einzurichten sei. Zu wünschen bleibt nur, daß die Regierung bei dieser Gelegenheit endlich einmal dem hier so üblichen Gebrauch entgegentritt, wonach eine große Reihe von Ausgaben, welche nach dem Begriff eines jeden Vernünftigen aus dem Gemeindesäckel zu bestreiten sind, von einzelnen Kategorien von Bürgern außerhalb der städtischen Verwaltung bezahlt werden. Hierher gehören namentlich die Armenkassen, dann aber auch Anschaffungen für Feuerwehr, Schulen u. dgl., denn das Resultat eines solchen Mißbrauches ist, daß sich immer mehr ein kleiner Kreis von Bürgern zu der die gesammte Gemeindeverwaltung beherrschenden Kasse ausbildet, von Unparteilichkeit aber kaum noch die Rede sein kann in einer Administration, welche in Wahrheit in den Händen schlechtbezahlter Schreiber liegt. In Mülhausen scheint jedoch noch ein an die früheren Bestrebungen anknüpfender Sinn für gemeinnützige Unternehmungen nicht ausgestorben zu sein. Den eifrigen und erfolgreichen Bemühungen der Leiter der städtischen Schulen werden die Mittel für die Reform derselben nach deutschem Muster nicht verweigert. Es gilt dieses nicht nur von den mehr technischen Schulen — neben der Gewerbeschule bestehen noch chemische, Zeichen- und Webschulen auf städtische Kosten, sondern vor Allem auf dem Gebiete des Volksschulwesens. Obgleich noch für mehr als zweitausend Kinder, welche gegen frühere Zeit die Elementarschule besuchen, Räume zu beschaffen sind, obgleich die Besoldung der Lehrer die ohnehin ungünstige Lage der Gemeindekasse noch verschlimmert, obgleich bereits vor zwei Jahren — und mit großem Erfolge — dort eine höhere Töchterschule gegründet wurde, ist der Gemeinderath auf einen Bericht seines Mitgliedes August Dollfus hin auf die Pläne des dortigen Schulinspectors eingegangen und hat bereits die Gelder für den Bau und Errichtung einer Mittelschule bewilligt.

Ein bedeutend höheres Interesse knüpfte sich für Colmar an die Gerüchte wegen Aufhebung des Bezirkspräsidiums, mußte doch die Verlegung desselben dieser Stadt, welche wohl noch mehr als Metz so schwer unter der Annexion gelitten hat, fürchten lassen, daß ihr ein neuer Verlust drohe. Das Gerücht knüpfte an den Weggang des Herrn von der Heydt an. Wenige Beamte dürften wie er einen gleichen Fleiß entwickelt haben; selbst auf dem Krankenlager, das er in den letzten achtzehn Monaten beinahe nur verließ, um an die Leichen von Eltern und Angehörigen zu eilen, hat er unermüdlich gearbeitet. Dieser große Arbeitsdrang hat ihn freilich wohl zumeist verhindert, von höheren Gesichtspunkten aus die Verwaltung seines Bezirkes zu leiten, die Beziehungen,

in denen er aufgewachsen in der Heimath, tragen wohl die Schuld, daß er in Beur theilung und Behandlung maßgebender hiesiger Persönlichkeiten oft fehlgriff. Bedeutende Erfolge kann überhaupt selbst der beste Beamte hier nicht erreichen, so lang ein so großer und weitschweifiger Instanzenzug besteht, wie ich ihn schon öfters geschildert habe, dessen erstes und nicht geringstes Resultat die vollständigste Unklarheit über die Competenz der einzelnen Behörde ist, welche stets ein Eingreifen einer ihrer vorgesetzten Instanzen in selbst die unbedeutendsten Angelegenheiten zu fürchten hat. Nur hüte man sich bei der Reform vor neuen übereilten Beschlüssen; vor Allem kämpfe man nicht für hiesige Verhältnisse gegen dies Präfectursystem, welches seit 90 Jahren mit allen Verhältnissen der Verwaltung, ja selbst des Lebens so eng verbunden ist, ehe man sich nicht über die staatsrechtliche Stellung Elsaß-Lothringens überhaupt klar geworden sein wird. Damit soll aber nicht gesagt sein, daß es nunmehr nicht an der Zeit sei, auf Beseitigung einzelner Zwischenbehörden, auf Feststellung des gegenseitigen Verhältnisses der einzelnen Beamten, vor Allem aber auf Verringerung des gewaltigen Verwaltungsapparats zu dringen. Bei Einrichtung der deutschen Verwaltung mochte es geboten sein, jeder Kreisdirection außer dem ersten Secretär und einer sehr großen Anzahl von Schreibern noch einen Kreisassessor und verschiedene Polizeicommissarien beizugeben. Die Verhältnisse waren eben Jedermann fremd und man konnte bei den bevorstehenden Einrichtungen nicht auf die Hilfe der Eingebornen, ja nicht einmal auf den der bestehenden Gemeindebehörden rechnen. Nur unter der Annahme einer völligen Unfähigkeit des deutschen Verwaltungspersonals kann aber nach einer fast fünfjährigen, durch eine gesetzliche Dictatur gestützten Administration angenommen werden, daß noch jetzt jene Gründe vorliegen und die Autorität der deutschen Verwaltung noch nicht begründet sei. Man bedenke nur, daß die allermeisten Kreise in jeder Hinsicht viel kleiner als die preußischen sind, daß — wenigstens im Elsaß — die Zahl der selbständigen Gemeinden eine geringe ist, daß für die hier sehr wichtige Schulfrage schon nach französischer Praxis staatliche Schulinspectoren bestanden, denen man freilich noch heute nicht die nöthige Selbständigkeit gegenüber den Gemeinden und Kreisdirectoren einräumen will. Es gilt auch im Elsaß die Regel, daß je mehr Beamte, desto mehr Schreiberei, desto weniger Thätigkeit des Einzelnen, vor Allem aber desto mehr schablonenmäßiges Arbeiten.

Unter der Gunst des Wetters haben die großen öffentlichen Bauten selbst im Winter bedeutende Fortschritte gemacht; es ist in dieser Hinsicht seitens der deutschen Verwaltung bereits Bedeutendes geleistet und noch ist an ein Aufhören nicht zu denken. Die größten Summen hat bisher die Eisenbahnverwaltung verbraucht, obwohl das Resultat derselben bisher nicht so Jedermann sichtbar wurde, als auf dem Gebiete anderer Behörden, da es sich

zunächst um Beschaffung von Betriebsmaterial, Wiederherstellung des durch den Krieg stark beschädigten Bahnkörpers und Erweiterung der von der französischen Verwaltung mit einer der deutschen völlig fremden Sparsamkeit ausgeführten Bahnhofsanlagen handelte. Seit vorigem Jahr hat denn auch der Bau der Zabern-Schlettstadter und Saarburg-Metzer Linie begonnen und sind die Arbeiten bereits weit vorgeschritten, werden aber wegen der Schwierigkeiten, welche die Anlage in dem wellenförmigen Terrain findet, erst 1876 vollendet werden. Die weiteren vom Reichstag genehmigten Bahnen, namentlich Straßburg-Lauterburg und die dreifache Verbindung des südlichen Elsasses mit der Markgrafschaft und dem Breisgau werden in den nächsten Wochen mit gleicher Energie in Angriff genommen werden. Nachdem die wirklich großartigen Bahnhofsbauten an den Grenzstationen vor Allem bei Altmünsterol (Belforter-) und Avricourt (Nanziger Linie) bei denen es galt neue Ortschaften zu gründen, fast vollendet sind, wird auch mit dem Bau neuer Bahnhöfe in Straßburg und Metz vorgegangen werden. Eine gleich rege Thätigkeit hat die Militärverwaltung entwickelt und werden die Fortsbauten bei Metz und auf dem linken Rheinufer bei Straßburg dieses Jahr im großen Ganzen beendet werden. Der weitere Ausbau der Festungswerke wird noch einige Jahre erfordern. In Straßburg werden hoffentlich noch vor Jahresschluß die Projecte zu den sehr umfassenden Universitätsbauten festgestellt werden, so daß dann 1876 mit dem Durchbruch der Umwandlung an deren Ausführung gegangen werden kann. Der Etat stellt für Garnison, Kanal- und andere öffentliche Bauten nicht geringe Summen zur Verfügung. Die Privatbaulust freilich macht sich bisher fast noch nirgends bemerkbar, obwohl die Bevölkerungsverhältnisse in verschiedenen Orten ein endliches Aufhören des seit dem Krieg eingetretenen Stillstandes erfordern. Die Ursache davon muß man auch heut noch zu einem nicht geringen Theil in der Furcht vor jener Agitation suchen, welche jedes Zeichen einer vorhandenen politischen industriellen oder sonstigen Thätigkeit des Volkslebens unterdrücken möchte, damit der Elsässer ja nicht zu glauben beginne: es lasse sich auch unter deutscher Herrschaft existiren. Der Umschwung, welcher sich offenbar vorbereitet, wird dann um so glänzendere Farben zeigen.

Seitdem unsere beiden Landesbischöfe direct dem Papst unterstellt sind, scheint die bisher von denselben bewiesene Mäßigung gegenüber dem Jesuitismus nicht mehr aufrecht gehalten werden zu können. Eigenthümlich muß dabei erscheinen, daß man als Angriffspunkte Themata nimmt, welche wohl in Preußen, aber nicht hier begreiflich sind. So wird z. B. auf allen Kanzeln gegen die seit achtzig Jahren festeingebürgerte Civilehe gepredigt. Glaubt Rom wirklich, daß es bereits so nahe am Siege sei, daß es bereits die Maske abwerfen und offen die stricte Ausführung des Syllabus durch Beseitigung aller in demselben verdammten Freiheiten verkünden kann. Oder ist es ein

Zeichen, daß auch hier die Heerde sich mehr und mehr von der geistlichen Führung frei zu machen beginnt. Indem die deutsche Verwaltung mit ziemlichem Erfolg sich der Lehrer bemächtigte, ist dem Pfarrer ein gefährlicher Gegner seines Einflusses erwachsen, so lang wenigstens jener Einfluß nun dem Jesuitismus dienstbar gemacht werden soll.

Aus Berlin. Aus dem Abgeordnetenhause. Kunst und Theater. — Das Osterfest naht mit eiligen Schritten, und die Frühlingssonne strahlt so freundlich und hell vom Himmel, wie es ihr in dem Dunstkreise unserer Hauptstadt nur möglich ist. Der glücklicher situirte Staatsbürger macht bereits seine Reisepläne und der minder glückliche sehnt sich wenigstens im Geiste nach schöneren Gefilden. Zu den letzteren, welche die harte Pflicht noch ein gutes Stück in den Sommer hinein in unsern Mauern festhalten wird, gehören diesmal auch die Volksvertreter. Schon ist die Hälfte der ihnen anfangs zugemessenen Zeit verstrichen, und die einzige Frucht ihrer Thätigkeit ist die Fertigstellung des Staatshaushaltes. Nicht als ob die Herren säumig bei der Arbeit gewesen wären: es verging fast kein Tag ohne eine Plenar- und ein halbes Dutzend Commissionssitzungen. Allein das Redebedürfniß ist nun einmal in unsern parlamentarischen Körperschaften ein außerordentlich entwickeltes; an die geringfügigsten Posten des Etats werden stundenlange Erörterungen geknüpft; ganze kostbare Tage vergehen mit Hin- und Widerreden über die Abschaffung eines unbrauchbaren Schulbuchs, die Absperrung eines Eisenbahnperrons, den Bau von irgend einer öffentlichen Anstalt u. dergl. Und die Geschäftsordnung oder doch die allzu rücksichtsvolle Praxis bietet zu wenig Mittel, um die überwuchernde Weitläufigkeit in unbedeutenden Detailfragen zur rechten Zeit abzuschneiden.

Besonders ist es der Cultusetat, welcher bei der großen Zahl von Schulmeistern und Professoren im Abgeordnetenhause und der herrschenden Spannung und Aufregung in allen Fragen dieses Ressorts eine ungebührlich lange Zeit in Anspruch nimmt, im Gegensatze zu den wirthschaftlichen Angelegenheiten, bei welchen sich die schwache Vertretung der industriellen und commerciellen Kreise oft sehr fühlbar macht.

Ein allgemeineres Interesse knüpfte sich höchstens an den Etat der Universitäten, welcher zum erstenmal einige Fürsorge für einen sonst mit wenig Gunst behandelten Stand an den Tag legte: für die Privatdocenten. Würdige und strebsame Talente, welche sich der dornenvollen akademischen Carriere ergeben, können danach mit einer Summe bis zu 500 Thalern jährlich ausgestattet werden, jedoch nicht länger als fünf Jahre, damit nicht im fortdauernden üppigen Genusse dieser Reichthümer die Kraft des Schaffens erlahme. Ob freilich die berechtigten Ansprüche des Privatdocententhums mit dieser

kleinen finanziellen Wohlthat befriedigt sind, möchten wir bezweifeln. Wie recht- und schutzlos der noch nicht vollzünftige Gelehrte in der akademischen Hierarchie dasteht und in seiner ganzen Existenz von dem schwerlich immer nach sachlichen Gründen abgegebenen Urtheile der Facultäten abhängt, das hat sich ja jüngst wieder einmal in einer cause celèbre der hiesigen Universitätskreise gezeigt: in der Wagner-Düring'schen Fehde. Bei einem Streitfalle, wo nach unbefangenem Ermessen das Vergehen der Verletzung der gewöhnlichen Anstandsformen und der collegialen Pflichten auf beiden Seiten in ziemlich gleicher Stärke vorzuliegen scheint, wird der Privatdocent, ebenfalls ein älterer und verdienter Mann der Wissenschaft, mit der ganzen Wucht des alten und befestigten Facultätsordinariats erdrückt. Wenigstens scheint es so kommen zu sollen, denn der Streit ist noch nicht entschieden; aber auch im besten Falle wird jener es büßen müssen, daß er die geheiligte Autorität der Erbpächter der Wissenschaft angetastet hat. Eine Reform in der äußeren Rechtsstellung der Privatdocenten scheint uns nach solchen Vorgängen ein noch dringenderes Bedürfniß als eine pecuniäre Gabe, wenn man den nachgerade stockenden Zufluß neuer akademischer Kräfte wieder beleben will.

Um von der Wissenschaft auf die Kunst zu kommen, so ist das Ereigniß des Tages auf diesem Gebiete die Ausstellung der im vorigen Jahre für das königliche Museum angekauften Suermondt'schen Sammlung von Gemälden und Handzeichnungen, welche zum ersten Male dem großen Publicum zur Beschauung dargeboten ist. Die Sammlung ist eine sehr gediegene und werthvolle Erwerbung und enthält vorzugsweise Bilder aus der deutschen und vlämischen Schule, holländische Genremalerei, Spanier und Franzosen, nicht gerade Sterne ersten Ranges, aber durchgängig interessante und bedeutende Werke, gerade auch aus Gebieten, die bisher in unserer Gallerie sehr schwach vertreten waren.

Etwas problematischer scheint uns allerdings der Werth vieler Handzeichnungen. Da sehen wir z. B. ein in zehn Strichen und offenbar mit einem in Tinte getauchten Streichhölzchen gezeichnetes Pferd oder Haus und lesen in verehrungsvollem Staunen, daß das eine Arbeit von Quintin Messys oder Teniers sei, während es unserem ungeläuterten Geschmack vorkommen will, als ob solche Kunstwerke auch auf unseren Schulbänken mitunter producirt würden. Doch wenn gediegenere Kunstkenner sagen, auch dergleichen sei werthvoll und charakteristisch, so wollen wir es glauben. Erhöht wird das Interesse dieser Ausstellung übrigens dadurch, daß mit ihr der Versuch der Einführung umfassender Reformen verbunden ist. Unter der Leitung des energischen und kunstverständigen neuen Directors, Dr. Julius Meyer, soll endlich der längst als Nothwendigkeit erkannte Umbau der Gemäldegallerie, die anderweitige Aufstellung der Bilder, sowohl nach wissenschaftlicheren Gesichtspunkten

als nach praktischen Zweckmäßigkeitsrücksichten, ins Werk gesetzt werden, und davon ist die erste, und zwar sehr vielversprechende Probe in der mit einem Theil des alten Bilderbestandes verbundenen Suermondtschen Ausstellung abgelegt. Unsere öffentlichen Anstalten, vor vielen Jahrzehnten erbaut, als noch kein Mensch die riesige Entwickelung Berlins voraussehen konnte, sind fast alle für das heutige Bedürfniß zu klein; ganz besonders aber sind die Räume des neuen Museums für die jetzigen Ansprüche ungenügend, und es ist deshalb eine absolute Nothwendigkeit, selbst auf die Gefahr hin, „sich an den Manen Schinkels zu versündigen", wie das Schlagwort des Conservatismus in solchen Dingen lautet, einige zeitgemäße Entweiterungen des Baues vorzunehmen, zumal die beschränkten Räumlichkeiten noch dazu in Hinsicht der Beleuchtung keineswegs übermäßig günstig bestellt sind. Hand in Hand mit dem Umbau wird eine ziemlich umfassende Ausscheidung minder werthvoller Bilder gehen; die königliche Gallerie besitzt in der That eine Anzahl von Kunstschätzen, namentlich aus der Zeit der italienischen Nachblüthe, die ohne Schaden im „Depot" untergebracht werden können. Zu solchen fundamentalen Aenderungen der Aufstellung wird sich ein neuer Catalog gesellen, von dem bereits ein Stück erschienen ist und eine sehr werthvolle wissenschaftliche Leistung darstellt. Kurz, die jetzige Direction thut das ihrige, um, soweit die immerhin schwachen äußeren Mittel reichen, der Kunst eine der deutschen Reichshauptstadt einigermaßen würdige Stätte zu bereiten.

Von Theaterereignissen ist zur Stunde nicht gerade viel zu berichten, wir müßten uns denn gedrungen fühlen, das neueste Gartenlaubendrama, „das Kapital", nach einem Romane von Levin Schücking in der genannten Zeitschrift, mitanzusehen. Die dramatische Bearbeitung derartiger Erzählungen ist nachgerade zu einer eigenen Kunstgattung, oder sagen wir lieber zu einem Industriezweige geworden. Seit die selige Birch-Pfeiffer den Nachweis geliefert, welche dramatischen Schätze in der neueren Romanliteratur verborgen liegen, haben sich wahre Fabriken zur industriellen Ausbeutung dieses Gedankens gebildet, und es bleibt nur wunderbar, daß sich nicht in der Zeit der Speculation Actiengesellschaften dieses Objectes bemächtigten. Eine Gesellschaft „zur Versorgung kleinerer Bühnen mit dramatischen Verarbeitungen beliebter Romane" würde vielleicht bessere Geschäfte machen, als manche Bergwerke oder Brauereien, ein Gedanke, den wir zur Hebung der gesunkenen vaterländischen Industrie selbstlos auf dem Altare der Speculation niederlegen wollen. Ganz besonders eignen sich nun die Romane der „Gartenlaube" zu dem angegebenen Zwecke. Sie bieten den nicht hoch genug zu schätzenden Vortheil, daß der „Dichter" getrosten Muthes eine oder die andere Begebenheit als bekannt voraussetzen, dies oder jenes Zwischenglied in der Entwickelung weglassen, sprödere Theile des Stoffes überspringen kann, ohne daß der Hörer den Faden des Zusammenhanges verliert, Annehmlichkeiten, die sonst dem dramatischen Dichter nicht gewährt sind. Denn daß es Menschen von so schamloser Unbildung giebt, daß sie das Neueste von Schücking oder der Marlitt in der Wochendosis jenes beliebten Blattes nicht gelesen haben, ist doch kaum anzunehmen. Wenigstens braucht der Bearbeiter auf solche Bötier keine Rücksicht zu nehmen. Im Ernste gesprochen, ist es wahrhaft empörend, mit welchen Mißgeburten auf diese Weise der dramatische Markt überschwemmt wird. Wir pflegen die zu Grunde liegenden Originalromane nicht zu lesen, sie mögen als Erzählungen ganz gut sein; wenn wir aber Gelegenheit haben, sie fürs Theater verarbeitet zu genießen, so sind wir jedesmal erstaunt über die Unsumme von Geschmack-

losigkeit, Unnatur, baarem Unsinn und, was das Schlimmste ist, tödtlicher Langweile, die sich hier auf zwei bis drei Stunden zusammendrängen.

Ein neues Lustspiel von A. Mels, „das letzte Manuscript", welches im „Residenztheater" das Licht der Lampen erblickt hat, dürfte ebenfalls wohl als ein werthvoller Gewinn zu betrachten sein. Mels, der in jüngster Zeit eine wahrhaft beängstigende Fruchtbarkeit entwickelt, hat ein einzigesmal, in seinem Lebensbilde „Heinrich Heine," einen glücklichen Griff gethan; seitdem aber arbeitet er so sehr nach der gewöhnlichsten Schablone, mit einem Grade der Flüchtigkeit und Seichtigkeit, daß kaum mehr eine Spur von dramatischem Geschick oder selbst Geschmack zu entdecken ist. Diese Zusammenreihung einer Anzahl stereotyper Phrasen und Personen, abgedroschener Situationen und Verwickelungen vermag kein Interesse zu erregen. Es ist schmerzlich, daß fast alles Neue, was uns geboten wird, so geringen Gehalt besitzt. Die Ueberzahl unserer Theater, die das Bedürfniß haben, das Publicum durch Neuigkeiten anzulocken, da ihre Leistungen in anderer Beziehung auf die Dauer nicht vorhalten, trägt einen großen Theil der Schuld an der seichten Massenproduction, die auf dramatischem Gebiete herrscht. C.

Literatur.

Hydrographische Mittheilungen, herausgegeben von dem hydrographischen Büreau der kaiserlichen Admiralität. II. Jahrg. 1874. (Berlin, in Comm. bei E. S. Mittler u. Sohn.) — Seit dem Jahre 1870 giebt die kaiserlich deutsche Admiralität „Nachrichten für den Seefahrer" heraus. Dieselben boten ein so reiches Material für die Schifffahrt, Meeres- und Küstenkunde, daß die Erweiterung dieser Wochenschrift schon im Jahre 1872 unabweisbar nothwendig wurde, und zwar dergestalt, daß die „Nachrichten" seit dem 1. Januar 1873 nur die unmittelbar für die Schifffahrt wichtigen Neuigkeiten in Bezug auf Leuchtfeuer, Signale, Untiefen, Betonnungen u. dergl. verzeichnen, und ein gesondertes Beiblatt der neuen, umfassenderen Zeitschrift wurden, die unter dem Titel „Hydrographische Mittheilungen" alle vierzehn Tage in kl. Folio mit kartographischen Beilagen ausgegeben wird. Der vorliegende zweite Jahrgang bietet reiche Veranlassung, auf diese wesentlich zwar nur nautische Interessen behandelnde Zeitschrift auch das große Publikum der — sit venia verbo — geographischen „Landratten" aufmerksam zu machen. Denn sie bietet in der That auch diesem sehr lehrreiche Mittheilungen von dauerndem Werthe, Nachrichten, Beschreibungen, die schwer zugänglich sind, zumal es nur wenig bekannt ist, wo sie zu suchen. So findet man in dem Jahrgange 1874, um nur Einiges anzuführen, eine ausführliche Beschreibung der Kergueleninseln, der entferntesten Station der deutschen Beobachter des Venusdurchganges, — eine für Mediciner sehr lehrreiche klimatologische Beschreibung der Azoren und Madeiras, — von Börgen Längenbestimmungen auf See und die wissenschaftliche Behandlung der Chronometerbeobachtungen, — von Neumayer die geographischen Probleme innerhalb der Polarzonen, — die deutsche wissenschaftliche Forschungsreise der Gazelle und ihre Aufgaben, — und vieles von gleichem allgemeinerem Interesse.

Julius Löwenberg.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 19. März 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Freytags „Ingraban“ und die Kirchengeſchichte.

Von Friedrich Nitzſch.

Phantaſie und Verſtandesthätigkeit, Kunſt und Wiſſenſchaft, ſagt man, ſollen unverworren miteinander bleiben. Sonſt wird die Kunſt abſtract und trocken, die Wiſſenſchaft romantiſch und phantaſtiſch. So richtig dieſer Grundſatz im Allgemeinen iſt, unbedingte Geltung kann derſelbe nur beanſpruchen, ſoweit er der Verwirrung vorbeugt. Hingegen würde er zu weit greifen, wollte er zugleich alle lebendigen Beziehungen zwiſchen beiden Gebieten wegdecretiren. Denn einmal giebt es ſowohl im Gebiete der Kunſt, als in dem der Wiſſenſchaft Grenzbezirke, die von der einen Sphäre zur anderen unmerklich hinüberleiten. Ferner giebt es Gebilde künſtleriſcher Thätigkeit, deren Hervorbringung nicht nur, ſondern auch voller Genuß den Beſitz wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe vorausſetzt. Endlich drittens giebt es umgekehrt Gebiete der Wiſſenſchaft, welche ohne die Vermittlung künſtleriſcher Auffaſſung und Darſtellung ſich unſerem Geiſte nicht völlig zu erſchließen vermögen. Zu jenen Grenzgebieten rechne ich — gewiß nicht in jeder Beziehung, wohl aber in mancher Beziehung einerſeits die Geſchichte, andererſeits den hiſtoriſchen Roman; und zur letztgenannten Gattung gehörige Werke können, ohne deshalb ihren poetiſchen Zauber einzubüßen, ſo beſchaffen ſein, daß zwar nicht ihr Genuß ſchlechthin, wohl aber ihr voller Genuß Kenntniſſe vorausſetzt. Ferner kann es hiſtoriſche Romane geben, welche, indem ſie zwiſchen rein ideeller Wahrheit und geſchichtlicher Wirklichkeit die Mitte haltend, geſchichtliche Wahrheit enthüllen, für hiſtoriſche Kunde etwas leiſten, was durch die Betriebsmittel der Geſchichte, durch die nun einmal üblichen einzigen und im Weſentlichen thatſächlich unüberſchreitbaren Betriebsmittel der eigentlichen hiſtoriſchen Wiſſenſchaft gar nicht geleiſtet werden kann. Dieſelben werden beſonders da eine Lücke auszufüllen haben, wo es ſich mehr um Schilderung, als um Erzählung, mehr um Detailmalerei, als um allgemeine Grundſtriche handelt.

Als Bahnbrecher in der Gattung des hiſtoriſchen Romans gilt nun mit Recht Walter Scott, der auf die verſchiedenſten Jahrhunderte in ſeinen Erzählungen Schlaglichter wirft. Aber längſt ſind den Briten die Franzoſen und die Deutſchen in die von ihnen eröffnete Arena gefolgt. Hinſichtlich des

siebzehnten Jahrhunderts sehen wir mit W. Scott z. B. den Franzosen Alfred de Vigny, den Verfasser des Cinqmars, und den Deutschen Heinr. Laube, den Verfasser des Deutschen Krieges, wetteifern. Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert aber trifft neuerdings Gust. Freytag mit dem Schotten zusammen. Doch es handelt sich diesmal nicht um „die Brüder vom deutschen Hause", sondern um einen Theil des soeben in neuer Auflage erschienenen ersten Bandes der „Ahnen", eine Leistung, deren Werth denen anzudemonstriren, welche denselben in Abrede stellen, ich freilich nicht unternehme. Man tadelt, daß hier anstatt Poesie Culturgeschichte geboten werde. Allein dieses „anstatt" ist grundlos. Nicht nur die Natur, sondern auch die Geschichte producirt oder birgt selbst Poesie, und an dieser Realpoesie noch mehr Geschmack zu finden, als an reinen, selbst geistreichen Phantasiegebilden, kann uns Niemand verwehren. Der größere Dichter ist nicht der, welcher das Poetische macht, sondern der, welcher es entdeckt und heraushebt.

Will man in einem umfassenden Maßstabe entworfene Werke der historischen Malerei oder Sculptur, z. B. die culturgeschichtlichen Fresken Kaulbachs oder die Husitenbilder Karl Friedr. Lessings oder Rauchs Friedrich den Großen mit seinen Reliefs nicht nur irgendwie künstlerisch auf sich wirken lassen, sondern im ästhetischen Genuß erschöpfen, so muß man sich die historischen Verhältnisse der Zeit, die sie vor Augen stellen, vergegenwärtigen. Ist man aber dazu im Stande, so wird man auf dem Wege unmittelbarer Intuition auch für die historische Erfassung des dargestellten Moments oder der entsprechenden ganzen Epoche Etwas mit nach Hause nehmen. Dasselbe gilt für den historischen Roman, und demgemäß versuche ich:

1) diejenigen Zeitumstände zu vergegenwärtigen, welche Freytags Ingraban erläutern, und

2) den Ertrag festzustellen, den dieser Roman seinerseits der Geschichte eingebracht hat.

Wenn aber der Dichter selbst in der Vorrede sagt, Culturgeschichte wolle er gar nicht darbieten, so halten wir uns nicht an das, was er gewollt, sondern an das, was er geleistet hat.

I.

An der Spitze erblicken wir die Jahrzahl 724; am Schlusse der Erzählung wird der Märtyrertod des Bonifacius beschrieben, welcher ins Jahr 755 oder 54 fiel. Wir werden also in dieselbe Epoche versetzt, die uns Freytag auch in seinen Bildern aus dem Mittelalter, nämlich in dem vierten dieser Bilder, vorgeführt hat: es ist die Zeit der ersten tieferen Berührung zwischen dem deutschen Staat und Volk und der römischen Kirche, es ist die Zeit der Vorläufer Karls des Großen: eines Karl Martell und Pippins des

Kleinen, des Gründers jenes Kirchenstaates, dessen Ende wir im Jahre 1870 erlebt haben. Vergegenwärtigen wir uns die Scene im fünften Capitel, die Versammlung im Walde, wo in Gegenwart des Frankengrafen Gerold und des Angelsachsen Winfried oder Bonifacius den christlichen Häuptlingen der Thüringer ein Sendschreiben des Papstes, Gregors II., vorgelesen wird, und zwar unweit der Grenzen des Sachsenlandes und des wendischen Sorbenlandes: so haben wir Repräsentanten fast aller der Mächte beisammen, welche in den Wirren der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts in dem mittleren Deutschland eine Rolle spielten.

Frankreich, das heute wieder einmal mit Rom liebäugelnde Frankreich, heißt nicht ohne Grund noch jetzt die älteste Tochter der Kirche. Zwar bildete Frankreich nur einen (den westlichen) Theil des damaligen Reiches der Franken, den östlichen bildete ein großer Theil des heutigen Deutschlands. Aber der Frankenkönig war in der That der älteste Sohn wenigstens der römischen Kirche. Denn unter allen ursprünglich germanischen Stämmen, welche zum Christenthum bekehrt wurden, waren die Franken der erste gewesen, welcher bei seiner Christianisirung sofort das römisch-orthodoxe Christenthum angenommen hatte, nicht, wie z. B. die Langobarden und die Westgothen, vorerst das ketzerische, arianische Christenthum. Diese Thatsache war für die Politik des römischen Stuhles von großer Bedeutung; denn die Franken waren zugleich diejenige Nation, die zu einer Zeit, wo die meisten jungen germanischen Staaten wiederum ihrem Verfall entgegengingen, die Grundlage zu einem festeren Bau legen sollte, in welchen im Bunde mit der Reichsgewalt auch die römische Kirche ihren Einzug halten wollte. Vorerst war es den Päpsten freilich nicht vergönnt, den engen Verband mit Rom, in welchem Chlodwig I. die Kirche des eroberten Landes vorfand, auf die Dauer aufrecht zu erhalten. Im Frankenreich wohnten Romanen, Kelten und Germanen nebeneinander, und je mehr unter den Nachfolgern Chlodwigs anstatt der bekehrten Romanen und Kelten Nationalfranken in die bischöflichen Würden einrückten, desto weniger bekümmerten sich seit der Mitte des 6. Jahrhunderts die merovingischen Könige um Rom. Die Lehre blieb zwar (wenigstens im Allgemeinen) römisch; auch versagte man dem römischen Bischof als dem Nachfolger des h. Petrus nicht einen gewissen religiösen Respect. Aber in die Verfassung der Kirche und die Stellenbesetzung ließ man ihn nicht mehr eingreifen. Selbst Gregor I. stellte um 600 nur den moralischen Einfluß des römischen Stuhles auf das Frankenreich einigermaßen wieder her. Aber, daß dem Papstthum schließlich dennoch der Vortheil zu Gute kommen sollte, der sich dadurch angekündigt hatte, daß die Franken von vornherein römische Christen geworden waren, das ergiebt sich aus der Physiognomie desjenigen Zeitalters, welches den Hintergrund des Freytagschen Ingraban bildet. Die

Hoffnungen Roms verwirklichten sich nun doch, und zwar mit Hülfe zweier Factoren, welche, wie schon angedeutet wurde, gleichfalls in das vorliegende Gemälde hineinspielen, nämlich 1) der angelsächsischen Mission und 2) der Politik der fränkischen Hausmeier, der Pippiniden.

Diejenigen Angeln und diejenigen Sachsen, welche in ihrer Vereinigung die Angelsachsen heißen, saßen zu Anfang des fünften Jahrhunderts in unserem heutigen Schleswig-Holstein oder doch in dessen Nachbarschaft. Seit der Mitte des fünften Jahrhunderts waren sie von dort nach dem Lande hinübergewandert, welches bekanntlich den Angeln seinen heutigen Namen verdankt: nach England. Sie waren damals noch Heiden, ja sie bekämpften mit der damaligen altbritischen Bevölkerung, welcher sie freilich ursprünglich gegen Picten und Scoten zu Hilfe gekommen waren, zugleich das dortige Christenthum, welches übrigens kein römisches Gepräge trug. Als sie nun aber seit dem Ende des sechsten Jahrhunderts selbst anfingen, sich dem Evangelium hinzugeben, da war es wiederum das specifisch römische Christenthum, dem sie huldigten.

Die Angelsachsen waren die zweite bedeutendere ursprünglich germanische Nation, deren Christenthum gleichsam in der Wolle römisch gefärbt war, und das ist ein Umstand, der beachtet werden muß, wenn man die Kirchengeschichte des siebenten und achten Jahrhunderts verstehen will. Man darf nicht glauben, daß es im Abendland vor dem Protestantismus immer nur Ein rechtgläubiges Christenthum und nur Einen Katholicismus gegeben habe. Wie man heute in Folge des vaticanischen Concils von einem christlichen Altkatholicismus und einem römischen Neukatholicismus spricht, so kann man auch (wenngleich in einem etwas anderen Sinne) in Beziehung auf das siebente und achte Jahrhundert einen entsprechenden Gegensatz statuiren. Christenthum und zwar rechtgläubiges Christenthum gab es einerseits auf den britischen Inseln, andererseits in Mitteldeutschland längst, ehe die Angelsachsen in England vom Heidenthum zum römischen Christenthum übergingen, und ehe sich Thüringen und überhaupt Ostfranken kirchlich dem Papste unterwarf. Zu allen Zeiten hat die römische Kirche mindestens ebensoviel Werth auf ihre Form, als auf ihren Inhalt gelegt, und ebenso wie heute wieder rücksichtlich Deutschlands von Seiten der Curie der Versuch gemacht wird, nur da christliches Kirchenthum anzuerkennen, wo man sich der römischen Unfehlbarkeit unterwirft, so vermißte Rom im achten Jahrhundert auch da in Deutschland das Vorhandensein der Kirche, wo das Christenthum längst angepflanzt oder doch gesäet war. Die Umwandlung dieser Keime eines deutschen Christenthums in Keime eines römisch-deutschen Kirchenthums wurde nun bewerkstelligt durch den von England auf den Continent herübergekommenen Angelsachsen Winfried, der allerdings seine angelsächsischen Vorläufer hatte; aber vor diesen hatten eben romfreie, altbritische Missionare in Deutschland gewirkt. Wir

erinnern uns, im Ingraban im zweiten Kapitel eine Stelle geleſen zu haben, wo Winfried ſich von Memmo über die Chriſten in dem Striche zwiſchen Saale und Werra Bericht erſtatten läßt. Hier erklärt Memmo, von Prieſtern ſei er das einzige Lamm unter bellenden Wölfen; es gebe zwar noch Andere, die ſich Chriſtenprieſter nännten, aber dieſe ſeien reine Teufelsbraten. Winfried ſelbſt erkennt in dieſen angeblich falſchen Prieſtern, wie ihn Freytag ſagen läßt, „ſchottiſche Wildkatzen". Das iſt eine Hindeutung auf die Miſſion jener romfreien altbritiſchen chriſtlichen Miſſionare, welche lange vor Bonifacius das Evangelium in Deutſchland verkündigt hatten, deren Einfluß von ihm aber kaum minder wieder ausgerottet werden ſollte, als das germaniſche Heidenthum. Allein das Unternehmen einer Romaniſirung der deutſchen Heiden und Chriſten hätte den angelſächſiſchen Sendlingen mit Ausſicht auf Erfolg von den römiſchen Biſchöfen gar nicht aufgetragen werden können, wenn dieſe nicht einen Rückhalt beſeſſen hätten an der neuen Politik der fränkiſchen Machthaber. Und in der That hatte ſich am fränkiſchen Hofe eine Umwandlung vollzogen. Die Pippiniden, die fränkiſchen Hausmeier, hatten allmählich die Königsgewalt im Frankenreich erlangt, nachdem das merovingiſche Königshaus immer tiefer geſunken war. Pippin der Kleine entſchloß ſich jedoch, auch den Königsnamen ſich zu erwerben und den ſchwachen Merovinger Childerich III. zu verdrängen. Um aber ſeinen Thron zu befeſtigen, begehrte er die kirchliche Weihe, er ließ ſich daher von fränkiſchen Biſchöfen zum König ſalben, und Papſt Stephan wiederholte 754 dieſe Salbung. Er war ſehr bereit, der Dynaſtie des Pippin dieſen Dienſt zu erweiſen, ihr den immerhin werthvollen Segen der römiſchen Kirche zu ertheilen, weil er ſeiner Hilfe gegenüber dem Langobardenkönig Aiſtulf dringend bedurfte. Aber ſchon ehe dieſer Bund zwiſchen Pippin dem Kleinen und dem Papſt geſchloſſen wurde, hatten jener und ſeine Vorgänger in Vorahnung des Zukünftigen im Allgemeinen bereitwillig dem römiſchen Stuhl die Bitten gewährt, welche auf den Schutz der angelſächſiſch-römiſchen Miſſion gerichtet waren. Im großen Maßſtabe konnte damals nur die römiſche Kirchengewalt dem jungen deutſchen Chriſtenthum Feſtigkeit verleihen durch Einfügung der kirchlichen Sprengel in den wohlgeordneten, durch Centraliſation ſtarken, durch die Praxis von Jahrhunderten erprobten Organismus und Mechanismus der Papſtkirche. Mit dieſer ging damals auch die wiſſenſchaftliche Cultur Hand in Hand, deren Elemente die Germanen mit faſt gleicher Ehrfurcht ergriffen, wie das Chriſtenthum, gleichſam wie ein geiſtiges Zaubermittel. Auch Freytag deutet an, welchen Eindruck die lateiniſchen Buchrollen auf die Deutſchen machten. Nur durch das Zuſammenwirken römiſchen Kirchenthums und römiſcher Cultur mit fränkiſcher Waffengewalt und Staatsordnung konnten damals die noch uncivilisirten deutſchen Sachſen und die benachbarten Slaven überwunden werden.

Daher reichten die Vorläufer Karls des Großen und dieser selbst, ohne ihrer Herrscherwürde etwas vergeben zu wollen, dem Papstthum die Hand. In den hiermit skizzirten Rahmen der Zeitgeschichte hat nun Freytag seinen Zeitroman hineingezeichnet.

Der schon erwähnte Papstbrief ist nicht erfunden, sondern historisch ächt, ebenso der Schutzbrief Karl Martells für Bonifacius. Historische Personen aber sind in dem Roman zwar nicht Ingraban oder Walburg, auch nicht Ratiz, der Sorbe, wohl aber außer Bonifacius selbst und den vier Päpsten Gregor dem II., Gregor dem III., Zacharias und Stephan: Lullus, der Nachfolger des Bonifacius auf dem erzbischöflichen Stuhl in Mainz, Sturmi, der Abt von Fulda, und die thüringischen zum Christenthum bekehrten Häuptlinge: Asulf, Godolav, Wilari, Gundhari und Albold; gewissermaßen auch Memmo; wenigstens spricht Winfried in einem uns erhaltenen Briefe (Ep. 30) von einem Priester, der satzungswidrig mit einem Weibe lebte, jedoch wegen Mangels an anderweitigem Personal in seinem kirchlichen Amte zu belassen sei. Aber auch die übrigen Personen des Romans, die keine geschichtlichen Figuren im strengen Sinne des Wortes sind, sind es doch im weiteren Sinne; d. h. obgleich ihre Namen erdichtet oder nach Willkür gewählt sind, so sind sie doch typische Vertreter von Classen und Charakteren, wie sie der betreffenden Epoche, den betreffenden Ständen und dem betreffenden Schauplatz eigen und zum Theil auch eigenthümlich waren. Dieser Schauplatz ist Thüringen. Die Thüringer waren vor dem Emporkommen der Franken eine selbständige deutsche Nation, deren Gebiet überdies weit ausgedehnter war, als das heute sogenannte Thüringen. Aber während der Frankenherrschaft wurden die südlichen Theile des alten Thüringens (in der Maingegend) geradezu fränkisches Land; der Norden, der Gau an der Saale und Elbe bis südlich zur Helme und Unstrut, gerieth vorerst unter die Herrschaft der Sachsen, und nur der mittlere Strich (vom Waldgebirge bis zur Unstrut) bewahrte den thüringischen Namen und erhielt einen Herzog, der unter fränkischer Hoheit stand, selbst aber eine Anzahl von Grafschaften unter sich hatte, unter denen die Grenzgrafschaften die wichtigsten waren. Theilweise christianisirt war Thüringen durch den altbritischen Sendling Kilian, vollendet wurde die Bekehrung des Landes im Wesentlichen von Bonifacius. Im Ingraban finden sich aber auch einige Anhaltspunkte zur näheren Bestimmung des Schauplatzes der Erzählung. Das Idisthal, in welchem sich einst Ingo, der Ahne Ingrabans, angesiedelt haben soll, das jedoch auch im Ingraban mehrfach erwähnt wird, heißt heute der Itzgrund. Durch denselben führt jetzt die Werrabahn von Lichtenfels nach Coburg. Den Rabenhof aber, sowie die Gehöfte Asulfs und der anderen thüringischen Häuptlinge beschreibt Freytag so, daß man an die Gegend bei Ohrdruff und Altenberge denken muß. Später läßt der Dichter den Ingram

in die Nähe des großen Marktes der Thüringer ziehen, d. h. in die Nähe von Erfesfurt, also Erfurt. Das Dorf des Ebers, wo das Lager des Ratiz sich befunden haben soll, ist offenbar Ebersdorf an der Saale. Endlich der Rennweg, auf welchem die Sorben bei ihren Raubzügen vordringen, ist der heute gewöhnlich sogenannte Rennsteig, der über den Kamm des Thüringerwaldes von der Werra bis zur Saale läuft. Die besondere historische Situation ist aber bei Freytag die, daß dieser thüringische Gau, welcher im Norden vom Sachsenlande, im Osten (jenseit der Saale) vom Gebiete der slavischen Sorben begrenzt wurde, den Raubzügen dieser Nachbarn, namentlich der Sorben, ausgesetzt ist und daß er momentan infolge der Ermordung des Frankengrafen diesen Nachbarn schutzlos oder gar, wie im Anfang der Erzählung angenommen wird, tributpflichtig gegenübersteht. Daß nun gerade im Jahre 724 die Situation wirklich genau diese war, ist höchstens möglich, nicht erweislich. Doch leidet es keinen Zweifel, daß ein fortwährender Grenzkrieg zwischen Sorben und Franken schon vor Carl dem Großen stattgefunden hat und daß es andererseits schon bei Lebzeiten des Bonifacius Anfänge des Christenthums unter den Sorben gab.

Diese Notiz möge uns hinüberführen von der bisher erörterten Frage: Inwiefern illustrirt die wirkliche Geschichte diesen Roman? zu der anderen: Inwiefern illustrirt dieser Roman die wirkliche Geschichte?

II.

Der Verlauf der Bekehrung der Deutschen zum Christenthum ist im Allgemeinen hinreichend bekannt. Was in dieser Beziehung geschehen ist, das lernen wir aus den quellenmäßigen und kritischen Darstellungen neuerer Profan- und Kirchenhistoriker, namentlich aus Rettbergs Kirchengeschichte Deutschlands und aus den Jahrbüchern des fränkischen Reichs. Aber wie es geschehen ist, darüber geben uns im Einzelnen nicht einmal die Quellen ohne Weiteres ausreichenden Aufschluß. Hin und wieder findet sich einmal ein anschaulicher Bericht, der Blicke thun läßt in die einzelnen Motive und Stadien der Bekehrung eines deutschen oder angelsächsischen Häuptlings, z. B. in der englischen Kirchengeschichte Beda des Ehrwürdigen; und aus der Combination der zahllos vorhandenen Biographien von Heiligen, aus dem Briefwechsel christlicher Sendlinge mit Rom und aus anderen Urkunden lassen sich wohl begründete Schlüsse ziehen. Aber wer gestaltet aus diesen Vorlagen ein psychologisch ausgeführtes Bild? Wer schildert uns die Empfindungen und die Kämpfe, die unsere Vorfahren durchmachen mußten, ehe sie von den ihnen theuren Göttern ließen und auf den Gekreuzigten ihren Glauben übertrugen? Das können wir von unsern Historikern als solchen nicht verlangen, obgleich Geschichtschreiber, wie Macaulay, analogen Anforderungen theilweise ent-

sprochen haben. Das kann nur der Historiker, der zugleich Dichter ist, indem er durch unmittelbare Intuition, durch divinatorische und die Lücken ausfüllende Phantasie, durch geniale Ahnung aus abgerissenen, jedoch charakteristischen Notizen der Quellen ein künstlerisches Ganzes hervorzaubert und in der Weise zur Darstellung bringt, daß er nicht erzählend lehrt, sondern malt und vor Augen stellt. Wie weit zur Noth die Geschichtschreibung selbst in der Schilderung vordringen kann, das zeigen uns die Bilder aus der deutschen Vergangenheit, die wir Freytag verdanken. Diese enthalten reine Geschichte und zwar Geschichte, die auf dem solidesten, unmittelbarsten und speciellsten Quellenstudium beruht. Aber die volle Anschauung giebt uns erst sein Roman, der, obgleich er mit Wahrheit Dichtung mischt, die historische Wahrheit vollständiger enthüllt, als jene. Daß ihm dabei alles Einzelne gelungen sei, wer will es behaupten? Die Dialoge, in denen der Dichter Gottfried, Winfried, Memmo und Walburg die Rolle der Christen spielen läßt, leiden namentlich in der ersten Hälfte unseres Romans an einer gewissen Steifheit; und vielleicht wird diese nicht völlig entschuldigt durch das thatsächliche Gepräge römisch-katholischen Christenthums des achten Jahrhunderts, welches einem feinfühligen, von protestantischer Glaubensinnigkeit durchdrungenen Gemüth heute immerhin leicht etwas zu äußerlich und hölzern erscheinen kann. Im Ganzen aber zeigen die einzelnen Figuren, die alle charakteristisch sind, ächt historische Farben, und wo unsere landläufigen Vorstellungen durchkreuzt werden, rührt dies zum Theil daher, weil uns die Empfindungsweise des achten Jahrhunderts nicht geläufig ist. Eine treffliche Folie bildet bei der Schilderung nicht nur der Christenart, sondern auch der altdeutschen Art mit ihren knorrigen Auswüchsen, hinter denen aber Manneskraft, Offenheit, Treue und Ehrlichkeit steckt, die Verschlagenheit des wendischen Häuptlings, des Sorben Ratiz mit breitem Gesicht, schrägen Augen, dünnem und grannigem Bart. Im schroffsten Contrast zu ihm steht vor allen Ingram selbst. Dieser „prächtige, wilde Heide", der doch zuletzt mit Winfried unter den Friesen den christlichen Märtyrertod erleidet, veranschaulicht, gerade weil er sich am längsten und hartnäckigsten gegen das Christenthum sträubt, mit der größten psychologischen Feinheit und Wahrheit den fraglichen Umwandlungsproceß. Aber mit ihm mögen noch erwähnt werden einige andere hervorstechende Gestalten, die der Dichter alle irgendwie zu der brennenden Frage, der neuen Religion, Stellung nehmen läßt, jede in ihrer Weise.

Als ein ächter Germane alten Schlages sucht auch Ingram zweierlei vor allem bei seinen Göttern: sie sollen ihm beistehen auf Erden gegen schädliche Gewalten der Natur und gegen seine Feinde unter den Menschen; zum Andern sollen sie ihm das Herz erheben und sein Leben weihen. Die Natur ist ihm erfüllt mit Spuren und Winken der Gottheit, er lauscht gespannt

auf die Stimmen im rauschenden Laub der Bäume und im Donnerschlag, und er späht nach dem Raben, der in der Haide vor ihm herfliegt, nach dem Brunnen, über dem die Schicksalsfrauen walten. Aber mit dieser halb poetischen, halb religiösen Demuth gegenüber den in der Natur waltenden Ueberirdischen verbindet er trotzigen Muth gegen seine Feinde: das Verzichten auf die Rache, die Feindesliebe gilt ihm bei Winfried und Gottfried als Merkmal unmännlichster Feigheit. Einem unkriegerischen Mann oder Gott will er nicht dienen, wie jener Friesenkönig lieber mit seinen Ahnen in der Hölle Reich gesellt sein wollte, als mit zusammengelaufenem Volk in dem Himmel des Christengottes. Der Stärke seines Feindeshasses entspricht endlich die Innigkeit seiner Frauenliebe, und er kann es nicht begreifen, wenn ein Theil seiner Volksgenossen sich von christlichen Sendlingen einreden läßt, irdische Frauenliebe sei werthlos oder gar verboten.

Ingram ist aber nicht nur ein Repräsentant des deutschen Heidenthums überhaupt, sondern er ist zugleich ein Sohn seines Jahrhunderts, und obschon der germanische Glaube sich Jahrhunderte lang im Wesentlichen gleich geblieben ist, so haben die Schicksale der einzelnen Stämme doch deutliche Spuren in demselben zurückgelassen. Schon von jeher hatte der Germane laut jener Weissagung von der Götterdämmerung den einstigen Untergang seiner Götter geahnt. Um so mehr mußte sich im achten Jahrhundert des heidnischen Thüringers eine elegische Stimmung bemächtigen, wenn er sah, daß seine Nachbarn, die Franken, die einst demselben Glauben gehuldigt, wie er, jetzt unter der Fahne des Christengottes und unter dem Zeichen des Kreuzes Sieg über Sieg erfochten, während ihm seine alten Götter oft ihren Beistand versagten. Und zu dieser elegischen Stimmung gesellten sich förmliche Zweifel an der Zuverlässigkeit der alten Götter. Von solchen Zweifeln, von einer Art rationalistischer Aufklärung gegenüber dem alten Glauben sehen wir manche Personen angefressen, die der Roman vorführt. Wolfram, der Knappe Ingrams, erklärt: „Ich merke, daß die gar nicht im Glücke leben, welche am eifrigsten den Unsichtbaren zurufen, darum vertraue ich am liebsten auf mich selbst.“ Und Kunibert sagt im Gespräch mit Ingram: „Hat sich ein Kampf erhoben zwischen unsern Göttern und dem Christengott, so harren wir ehrfurchtsvoll, welcher der stärkere sei.“ Ingram selbst sagt: „Selten nur sinnen die Götter gutes Glück meinem Volke, und ein fremder Gott zieht in die Thäler.“ Aber keiner widersteht länger, als er. „Folge du gefügig“, spricht er schließlich zu Kunibert, „dem Sieger; ich denke treu zu bleiben den Gewaltigen, denen meine Väter gelobt haben, und die mir, seit ich ein Kind war, bei Tag und Nacht ehrwürdig gewesen sind.“

Auch seine Liebe zu Walburg, die bereits eine gläubige Christin ist, macht ihn Anfangs an seinem alten Glauben nicht eigentlich irre. Er ver-

achtet den waffenlosen Winfried. Haß fühlt er gegen die gewundene Rede und das siegesfrohe Lächeln der christlichen Priester. Und von Gottfried, seinem bewährten Begleiter auf verhängnißvoller Fahrt, nimmt er Anfangs ungern irgend einen Liebesdienst an.

Aber die Münze hat auch ihre Kehrseite. Der Dichter hebt nicht einseitig hervor, was es dem Deutschen schwer machte, sich dem christlichen Glauben zu ergeben, sondern auch, was es ihm leicht machte. Die Deutschen waren von Anbeginn ein sehr frommes und gottbedürftiges Volk. Ernst war ihre Auffassung des Lebens, und nicht gleichgültig war ihnen die Frage, was aus dem Menschen nach diesem Leben werden sollte. Tiefer, als bei Griechen und Römern, war bei ihnen das Leid über die Endlichkeit dieses Lebens, und gewaltiger die Sehnsucht nach einer seligen Fortdauer. Die christlichen Prediger konnten also auf Empfänglichkeit hoffen, wenn sie als Lohn für den Gehorsam gegen den himmlischen Herrn der Heerschaaren einen ehrenvollen Platz unter seinen Bankgenossen in der Himmelsburg in Aussicht stellten. Wenn sie aber hinzufügten, daß solcher Ehrensitz nicht dem Kampfscheuen und Thatlosen zufallen werde, sondern daß auch der Christengott hier unten auf der Männererde todverachtende Tapferkeit und unverbrüchliche Treue von seinem Gefolge erwarte, so entsprach solche Bedingung gerade der innersten Empfindungsweise des deutschen Kriegsmanns. Von dieser Tapferkeit mußten aber die Missionäre auch selbst Proben geben, wenn sie Eindruck machen wollten. Ingram erkennt sie darin, daß der waffenlose Winfried sich nicht scheut, in seiner Gegenwart die ihm heilige Esche, ein Gegenstück zu der historischen Wodanseiche bei Geismar, durch wuchtigen Axthieb zu fällen und den Göttern offen Hohn zu sprechen, wie einst der alleinstehende Prophet Elias dem Gott der Baalspropheten, im Vertrauen auf seinen höheren Gott. Und auch abgesehen davon muß er widerwillig bekennen: ich habe ihn in der Gefahr allezeit furchtlos gefunden. Auch der Ton begeisterter, freimüthiger und zuversichtlicher Rede vor allem Volk war dem bei allem Sinn für Offenheit an das geheimnißvolle Raunen seiner Götter, Schicksalsfrauen und Opferer gewöhnten Deutschen ein wirkungsvolles, ja aufregendes Zeichen freien Männersinnes der christlichen Priester. Außer dem Mannesmuth aber war dem Germanen nichts heiliger, als das Verhältniß der Treue zwischen dem Gefolge und seinem Herrn. Nicht nur Muth, sondern auch Treue wurde gefordert, wenn gefordert ward, daß der Krieger aus dem Gefolge für seinen Herrn das Leben einsetze. Von ähnlichem Gesichtspunkt wurde auch der Tod Christi aufgefaßt. Als Held war Christus für die Andern gestorben. Was Pflicht des Gesindes gewesen wäre, das hatte hier der Herr zuerst für sein Gesinde gethan. Die eindringliche Schilderung solcher That Christi mußte gerade auf einen deutschen Mann rührend und erhebend wirken, und Chlodwig hatte, als er

getauft werden sollte und von der Kreuzigung Christi hörte, begeistert ausgerufen: „Wäre ich mit meinen Franken dabei gewesen, ich hätte das Unrecht, das man an ihm verübt, gerochen." Da aber auch bei unsern Vorfahren der Gegensatz zwischen reich und arm, vornehm und gering vorhanden war so konnten und mußten die Missionäre ferner die gewinnende Seite des Evangeliums herauskehren, welche darin liegt, daß allen Leidenden, dem Kranken, dem Dürftigen und dem Verachteten das Erbarmen des liebreichen Gottes offenbart wird. Diese Seite läßt Freytag unter Anderen von einer Figur preisen, die in ihrem Realismus im Uebrigen fast komisch wirkt, aber nicht schlecht und nicht geschichtswidrig erfunden ist. Es ist Bubbo, der Landfahrer, Waldmann, Bärenfänger und Zauberer. Derselbe repräsentirt zunächst diejenige Klasse von Aspiranten des Christenthums, die, wie in der Apostelgeschichte der samaritanische Zauberer Simon, von dem Evangelium eine Steigerung ihrer eingebildeten magischen und Wunderkraft erwartete. Diese grobe Auffassung der neuen Religion mag etwas Abstoßendes für uns haben; aber, daß sie vorkam, läßt sich nachweisen, und die römische Kirche war nicht in Verlegenheit, wenn die Neubekehrten von ihr einen Ersatz forderten für ihren alten Zauberglauben, der nun ein Teufelswerk sein sollte. Zugleich jedoch läßt der Dichter den verwilderten Bubbo eine missionsgeschichtlich bedeutsame Seite des Christenthums ahnen, wenn er ihn sagen läßt: „Ist die Christenlehre so mild gegen die Armen und Unfreien, dann mögen alle, die den Nacken hoch tragen, sich fortan wahren; denn alles arme Volk muß dem Bischof zufallen, und der Armen sind mehr als der Reichen."

In seiner Weise gehört nun aber auch Ingram zu den Armen und Verachteten. Alles hat er verloren; denn er ist friedlos. Weil er sein Schwert gegen den Bischof geschwungen hatte, der unter dem Schutze des fränkischen Grafen stand, war er von den um den Grafenstuhl versammelten Landgenossen für friedlos, d. h. für schutzlos und rechtlos erklärt. Jeder durfte ihn todtschlagen wie einen tollen Hund. Vordem ein Krieger, war er nun ein ruchloser Schatten.

Doch dieses Leid kann seinen Trotz zwar beugen, aber nicht brechen. Ein zweites Gewicht tritt hinzu in der Wagschale. In seiner Noth erprobt er die opferfreudige Liebe und Treue Walburgs, der ihr neuer (christlicher) Glaube ein hehres Heiligthum ist, die aber dennoch dem ungläubigen Verstoßenen in die Einöde folgt, und zwar trotz der Abmahnung des von ihr verehrten Bischofs, dessen ascetischer Unnatur die Tiefe ihrer natürlichen Liebe sich überlegen zeigt. Das rührt den wilden Ingram, aber er folgt ihr noch nicht in die Gemeinschaft des neuen Glaubens. Erst die Selbstopferung des jungen Priesters Gottfried giebt den Ausschlag. Ratiz hatte die tödtliche Waffe gegen den schon zu Boden liegenden Ingram geschwungen, aber Gottfried

hatte sich zwischen die Kämpfenden geworfen und, selbst sterbend, den Verächter seines Glaubens gerettet. Uebrigens ist Gottfrieds enthusiastisches Christenthum verschieden nicht nur von dem Meginhards, der mehr der Geißel seines Bischofs gehorcht, als einer inneren Stimme, sondern auch von dem der Walburg. Auch Gottfried fühlt die Regungen der irdischen Liebe, die ihm Walburg selbst, freilich ohne es zu wissen, einflößt. Aber er unterdrückt sie, ja er stirbt, um Ingram, seinem Nebenbuhler, das Leben zu retten. Einst hatte dieser über Winfried gespottet: „Unmännlich weigert er sich, Rache zu nehmen an einem Feinde." Nun aber hatte der gleichfalls unkriegerische Jüngling Gottfried als ein Held des Christengottes sein Leben hingegeben für einen, der nicht sein Freund war; und ebenso hatte sich der große Häuptling der Christenheit dem Tode geopfert, um dem friedlosen Volk der Erde ein seliges Leben in der Himmelsburg zu bereiten. Das wirkte überwältigend.

Man wird die psychologische Feinheit in der Zeichnung wenigstens dieser Hauptfigur des Romans, in der Geschichte der Verwandlung dieses wilden germanischen Kriegers in einen enthusiastischen Bekenner des Gekreuzigten nicht in Abrede stellen können. Aber dem Ingram steht ein Bonifacius gegenüber, und, wenn ein Dichter es unternimmt, eine geschichtlich bekannte Persönlichkeit, wie Bonifacius, in einen Roman hineinzuziehen, so muß er sich auch im engeren Sinne des Wortes als einen Historiker erweisen. Von erdichteten Personen eines historischen Romans verlangt man nur psychologische Wahrheit, und in den Tönen der Farbengebung einen lebendigen Widerhall des besonderen geschichtlichen Gepräges der betreffenden Epoche. Hingegen gilt es mit Recht für eine Geschmacklosigkeit, wenn ein Romandichter ganz frei mit einer Figur schaltet, die durch die beglaubigte Geschichte bereits gestempelt ist. Bis zu einem gewissen Grade ist dies Bonifacius, und Freytag hat, wie man von ihm erwarten durfte, die gesicherten Ergebnisse der Geschichtsforschung hier durchweg respectirt. Aber er hat noch mehr gethan: er hat gegenüber einer Frage, deren Lösung geschichtlich immer noch einigermaßen problematisch ist, als Historiker Stellung genommen und eine Lösung geboten, die auch die geschichtliche Wahrscheinlichkeit für sich hat. Hinsichtlich des Bonifacius stehen sich zunächst zwei Auffassungen schroff gegenüber: die eine ist die ultramontane, die andere ist die ultraprotestantische. Nach der ersten ist er einer jener römischen Heiligen, die sich alle sehr ähnlich sehen: fleckenlos rein und fromm, ohne eine Spur nicht nur von Unglauben, sondern auch von Aberglauben, in jeder Beziehung ein apostolischer Kirchenfürst, weitblickend, streng gegen sich selbst, gütig und mild gegen Andere, der Begründer jener herrlichen Harmonie Deutschlands mit Rom, die erst Luther wieder störte. Nach der entgegengesetzten Ansicht besaß Bonifacius zwar eine gewisse pfäffische Schlauheit, war aber durch und durch abergläubisch, engherzig und tyrannisch, nur Rom

gegenüber voll ſklaviſchen Sinnes, kurz eine Plage für Deutſchland, derjenige, welcher die Ketten ſchmiedete, die die deutſche Kirche an die römiſche feſſeln ſollten, derjenige, der die allein Segen verſprechende nationale Entwickelung der deutſchen Kirche unterbrochen hat. Nun ſind zwar längſt zwiſchen dieſen Extremen vermittelnde Anſichten hervorgetreten, welche Licht und Schatten gerechter vertheilen. Aber auch heute haben noch beide Extreme ihre Repräſentanten; jene ultraproteſtantiſche Beurtheilung iſt namentlich noch vor Kurzem erneuert worden von dem Erlanger Theologen Ebrard, in ſeiner Schrift über die Iroſchotten oder Kuldeer, zu denen auch jene altbritiſchen Miſſionare gehörten, deren Pflanzungen Winfried in Deutſchland, wie wir ſahen, im Namen Roms wieder ausrottete. Dieſem letztgenannten Kirchenhiſtoriker iſt Winfried — der jeſuitiſche Kirchenſpion und der Meiſter in der Verſtellung, von dem man ſich mit ſittlichem Abſcheu abwenden müſſe; der Diplomat und der Verſchmitzte, der wohl eine gute Feuerſpritze bei ſeinen Maſſenbekehrungen mit ſich führte, der es aber auch verſtand, Verdienſte, die ihm ſelber abgingen, auf eigene Rechnung zu ſetzen, der den Ruhm eines Apoſtels der Deutſchen ganz dahin hat, der nur Eine Moral kannte: Rom über Alles! und darum „keine Moral", deſſen Gemüth von Natur ſichtlich zu Gift, Haß und Heimtücke disponirt geweſen, ein blindes Werkzeug der Finſterniß, an dem nichts weiter zu loben ſei, als ſeine zähe Conſequenz und ſeine freilich an abgefeimte Pfiffigkeit grenzende praktiſche Lebensklugheit.

Dieſer Uebertreibung des Kirchenhiſtorikers tritt nun aus Freytags Roman die allein richtige Auffaſſung gegenüber. Hier erſcheint der breitſchulterige Mann mit großem Haupt, mächtiger Stirn und wuchtiger Stärke perſönlich einerſeits als kraft- und muthvoll, andrerſeits als liebevoll und barmherzig. Dieſe Eigenſchaften empfangen aber ein beſonderes Gepräge und eine beſtimmte Richtung durch die Macht, in deren Dienſt ſie geſtellt ſind. Das iſt zwar nicht das Chriſtenthum ſchlechthin; denn gegen die Miſſion der Altbriten oder Iroſchotten, die recht gute Chriſten waren, nur eben nicht römiſche, eifert ja Bonifacius. Noch viel weniger aber iſt jene beſtimmende Macht für ihn ein egoiſtiſches Intereſſe der eigenen Perſon. Vielmehr iſt es die altteſtamentlich, geſetzlich, theokratiſch gefaßte Idee der römiſchen Kirche; die Idee derſelben, welche im Papſte ſich darſtellt und zuſammenfaßt, jedoch nicht ſo, daß der jeweilige Träger derſelben auch perſönlich über aller Kritik ſtünde. Auch Freytag läßt — in voller Uebereinſtimmung mit den noch vorliegenden Documenten — den Winfried den Eigennutz der römiſchen Curie tadeln, läßt ihn von der Schlauheit der römiſchen Prieſter reden, läßt ihn mißtrauiſch gefaßt ſein auf die unbillige Weigerung Papſt Stephans, ihm anſtatt dem Stuhle von Köln die frieſiſche Kirche zu unterſtellen. Aber die römiſche Kirche und deren Alleinherrſchaft geht ihm über Alles; dieſe vertritt er

nöthigenfalls auch gegen den Papst. Um der römischen Kirche willen hat er die Seelen der Menschen den Päpsten, wie Freytag ihn sagen läßt, unterzwungen. Um der römischen Kirche willen ist er als Hierarch nicht nur ernst, sondern auch herrisch, und erbarmungslos gegen Untergebene wie Meginhard. Um ihretwillen entfaltet er mit Stolz den Pomp und die Autorität seiner bischöflichen Würde. Um der Kirche willen ist aber der vornehme Mann zugleich ein milder Herr, gütig und schonend gegen Darbende, Kranke, Unwissende. Im Dienste der Kirche entfaltet er sein großartiges organisatorisches Talent in der Berufung der jedesmal geeignetsten Personen auf die für sie passenden Posten, im Bau der Klöster mit Schulhaus und Arbeitshaus, mit landwirthschaftlichen und industriellen Instituten. Für die römische Kirche lebt und stirbt er. Mit der römischen Kirche ist er freilich auch abergläubisch, ascetisch und diplomatisch. Mit Weihwasser besprengt er das unschuldige Erbstück, das Drachenbild auf Seidenstoff, welches dem Ingram von seinen Ahnen her heilig war, er verbrennt es mit kindischer Feierlichkeit. In beschränkter Ascetik mißkennt er das Opfer, das Walburg nicht für die Kirche, sondern für ihren verstoßenen Ingram bringen will. Mit der Schlauheit eines Proselytenmachers nimmt er die Weigerung Gundharis, mit seinen Volksgenossen an den heidnischen Opferstein zu treten, eine Weigerung, deren wahrer Grund Betrunkenheit ist, für einen Act der Lossagung vom Heidenthum und empfiehlt dem Papst, ihn in seinem Briefe zu loben, damit er ihn durch diese Ehre in seinem unfreiwilligen Christenthum bestärke; und nicht ohne Sarcasmus läßt Freytag den Frankengrafen Gerold zu dem weltflüchtigen Bischof sprechen: „ich habe dich weise gefunden auch in weltlichen Dingen." Aber der kirchliche Diplomat erweist sich gelegentlich als einen schlechten Politiker. Denn, während der Graf — offenbar mit Recht — die Wenden zuerst der Frankenherrschaft unterworfen und dann bekehrt haben will, dringt Bonifacius auf den umgekehrten Weg, träumt vorzeitig von friedlicher Bekehrung der Sorben und bahnt wider den Willen des Grafen dem Ratiz Schleichwege an das Ohr Carl Martells, der Politiker genug ist, um die Freundschaft des schlauen Wenden zurückzuweisen.

Am Grabe des heiligen Bonifacius in Fulda sehen wir heuer von Zeit zu Zeit diejenigen versammelt, die des Glaubens leben, auch heute könne dem deutschen Vaterland nur von Rom das Heil kommen. Das Grab, um das sie sich schaaren, birgt die Reliquien eines Mannes, der ohne alle Selbstsucht mit Heldenmuth sich für eine Idee geopfert hat, deren Verwirklichung vor 1100 Jahren zum Heile Deutschlands gereichte. Denn es ist ein Wahn, daß Christenthum und Cultur sich damals ohne das Zusammenwirken mit Rom in Deutschland hätten befestigen können. Auch war damals noch kein Bonifacius VIII., kein Innocenz III., nicht einmal ein Gregor VII. erschienen; die Pornokratie

des zehnten Jahrhunderts hatte den päpstlichen Stuhl noch nicht verunreinigt; der große Betrug des neunten Jahrhunderts war noch nicht verübt. Es waren die verhältnißmäßig unschuldigen Zeiten des zweiten und dritten Gregor. Heute aber würde die römische Verkleidung, welche vor elf Jahrhunderten dem deutschen Christenthum wie ein guter Panzer wohl anstand, einen etwa auferstehenden Winfried als Mumie erscheinen lassen. Was Thüringen und Deutschland dem römischen Angelsachsen verdankt, dem hat vor 350 Jahren eines Thüringers Sohn, Martin Luther, die römische Kruste abgestreift. Aber auch der nicht ultramontane deutsche Katholicismus, mag man gegen dessen Consequenz sagen, was man will, ist nicht nur an Bildung, sondern auch an christlicher Frömmigkeit dem ultramontanen Katholicismus überlegen. Rom kann ihm nichts mehr bieten, sondern nur seinen Patriotismus stören. In Bonifacius lebte etwas von der sich ewig gleichbleibenden Kraft des Evangeliums. Daß jedoch diese ewige Kraft heute in der Gestalt, die sie in Bonifacius hatte, in Deutschland sich wieder beleben werde, dürfen wir um der Deutschgesinnten unter unsern katholischen Volksgenossen willen nicht hoffen. Eine reale Auferstehung seines Geistes auf deutschem Boden können wir heute nicht mehr wünschen.

Aber danken dürfen wir es Gustav Freytag, dem deutschen Patrioten, Historiker und Dichter, daß er zu der historiographischen und poetischen Auferstehung, die er dem Märtyrer bereiten half, uns zu Gaste geladen hat.

Aus der Jugendzeit.

Von Adolf Pichler.

In tenui labor.

I.

Den Werth des Hauses, wo der Mensch so recht in einem warmen Neste zu körperlicher und sittlicher Kraft gedeiht, die Bedeutung einer Reihe von Ahnen, welche den altererbten Sitz mit wachsender Ehre schmückten, habe ich stets hochgeschätzt umsomehr, als mir beides fast ganz versagt blieb und mich nur der Ursprung aus dem Marke eines deutschen Stammes, dessen Tüchtigkeit auch in seiner gegenwärtigen theilweisen Verkümmerung niemand bestreiten wird, hob und trug.

Die Wurzeln meiner Familie verlieren sich in Südtirol bei Neumarkt und Salurn, Gegenden, die wohl bald die Sprache und Sitte der Väter nur aus der Erinnerung kennen werden, wenn nicht neuerwachende deutsche Volkskraft

dem Romanismus einen Riegel vorſchiebt. Wer aber von meinen Vorfahren und wann er den Schritt aus der Bauernſtube in die Kanzlei machte, konnte mir niemand ſagen. Das Porträt meines Urgroßvaters zeigt einen Mann in behäbiger Tracht, den Dreiſpitz mit Silbertreſſen unter dem Arm; auf der Stirne, die klar und hoch aus den ſteifen gepuderten Locken ragt, würde ein Lavater Verſtand bei vorwaltender Phantaſie leſen, die großen dunkeln Augen unter buſchigen Brauen leuchten von ſüdlicher Glut; Stumpfnaſe, volle Lippen, breite Wangen deuten auf ſinnliche Behaglichkeit. In einer Ecke ſteht: Joſeph Antoni Bichler aetatis 34 anno 1742.

Gegenüber die Urgroßmutter: Marianne Bichlerin, geborne Reiniſchin, aetatis 29. Die Kleidung mit Borte und Stickerei, die ſilberne Halskette, das Kreuz von blitzenden Granaten an der ſchwarzen Sammtſchnur läßt auf das Hausweſen eines wohlhabenden Mannes ſchließen. Mit wahrer Verehrung blickte ich ſtets zu den reinen edlen Zügen dieſer Frau empor, die von ſeltener Schönheit geweſen ſein muß. Sie tragen den Zauber einer ernſten, ächten Weiblichkeit, welche oft genug die leidenſchaftliche Seele meines Urgroßvaters beruhigt haben mag, ſo wie ſie noch auf den ſpäten Enkel wirkt, der gerne zu ihr emporſchaut. Ich habe mich oft und viel um das Schickſal, um das Grab dieſer Lieben erkundigt, denn der Menſch iſt nichts werth, der ſeine Vorfahren vergißt und verdient auch von der Zukunft keine Beachtung, konnte aber nirgends eine Spur entdecken; war es doch nur ein Zufall, welcher mir die übrigens vollſtändig beglaubigten Porträte verſchaffte! Das iſt ja der Fluch des Beamtenthums und darin gleicht es dem Proletariate nur zu ſehr, daß es von Ort zu Ort fahrend ſeiner Heimath vergißt, und weil überall zu Hauſe nirgends zu Hauſe iſt! Wie oft habe ich den Bauern beneidet, der als ächter Edling ſeine Scholle vom Urahn überkam und ſie dem Urenkel überläßt, der in Tauf- und Sterbbüchern der Dorfkirche ſeine Väter verzeichnet weiß, und am Allerſeelentage die lange Reihe ihrer Gräber mit Kerzen und Blumen ſchmückt.

Mein Großvater ſtarb zu Reutte als Zollbeamter am 3. April 1795. Die Wittwe zog nach Innsbruck, wo ſie von einer kleinen Penſion kümmerlich lebte und ihre vier Kinder mit redlichem Gottvertrauen erzog.

Da meine Eltern weder auf meine geiſtige Entwicklung noch auf mein Fortkommen unmittelbar einen weſentlichen Einfluß nahmen, wie der Verlauf dieſer Geſchichte klar darthun wird, ſo kann ich mich über ſie kurz faſſen. Der Vater Joſeph, geboren zu Reutte, verließ das Gymnaſialſtudium, obwohl es ihm an Talent nicht fehlte, bald, um ſich auf irgend Art Unterhalt zu verſchaffen. Er ſuchte dieſen in dem Kreiſe des Beamtenthums und wurde Schreiber bei der Zollſtätte zu Kufſtein. Hier lernte er die Nichte des Auf-

sehers Krismayr kennen, welche ihm am 19. April 1819 zu Kleinholz, einem Kirchlein unweit des Städtchens, angetraut wurde. Er las gerne, besonders die Romane von Walter Scott; überdieß hatte er Neigung für die Kunst; Landschaften und Thierstücke schätzte er sehr, ohne jedoch die Mittel zu besitzen, irgend etwas zu kaufen außer einigen trefflichen Kupferstichen von Ridinger, welche er unter der Hand erwarb. Da er selbst nicht zeichnen konnte, auch nie Gelegenheit hatte, ächte Kunstwerke zu sehen, war sein Geschmack nur wenig geläutert, sonst wäre es nicht sein höchster Wunsch gewesen, mit jenen schlechten französischen Kupferstichen der Tellsage die Wände des Zimmers zu schmücken. Fast immer auf dem Lande, hatte er viel Sinn für die Natur; seine liebste Erholung war es, hie und da ein Häschen oder Eichkätzchen zu schießen, jede freie Stunde verwendete er zum Aufrichten von Dohnen, mit denen er Schnepfen, Drosseln, Haselhühner und anderes Federwild fing. Bot das Wasser Gelegenheit, so legte er den Fischen Nachtschnüre. Eine Stellung als Forstmann hätte ihm vielleicht mehr entsprochen; doch muß ich beifügen, daß er in seinem Amte reine Hände behielt und jeden Versuch einer Bestechung, wie es beim Mauthwesen nicht selten geschieht, entrüstet zurückwies. Oesterreich liebte er aufrichtig, wenn er auch Gelegenheit genug hatte, die Mißgriffe der Regierung zu beobachten und es nicht unterließ, sich darüber mit Spott oder Unwillen zu äußern. Was die Kirche anlangt, so erfüllte er, insoweit es geboten war, die Pflichten des äußern Gottesdienstes, achtete jedoch den Klerus wenig, was er auch bei Gelegenheit unverhohlen aussprach. Der positive Gehalt des Christenthums hatte sich ihm jedoch nie verflüchtigt, er suchte im Hinblick auf eine bessere Welt seinen Trost. Besonders richtete sich seine Andacht auf „Christus im Elend"; in den letzten Jahren seines Lebens trug er stets einen schlechten Holzschnitt, das blutige Haupt des Erlösers vorstellend, bei sich. Uebrigens war er ein gutmüthiger Mann, der, so viel es ihm möglich, auf äußern Anstand in Sitte und Kleidung hielt; eine oder die andere Leibspeise und dazu ein Glas alter Tirolerwein ging ihm über Alles. Hätte er in seinen Anlagen mehr Eisen — oder weniger Ehrlichkeit besessen, er wäre gewiß viel höher gestiegen, und anstatt als armer Pensionist mit 200 fl. Jahresgehalt, als wohlhabender Mann von höherem Range gestorben.

Meine Mutter Josefa war die Tochter eines Taglöhners von Kundl. Sie wuchs völlig verwahrlost auf, bis sie endlich ein Oheim zu sich nahm und ihr den nothdürftigsten Unterricht in Schulfächern und weiblichen Arbeiten ertheilen ließ. Bei solchen Verhältnissen ist an irgend eine Bildung, an ein Interesse für etwas Höheres nicht zu denken.

So lang mein Vater noch im Amte war, ging alles leidlich. Als er ihr jedoch später, abgestumpft von Sorgen und Kummer, das Hauswesen

ganz überließ, galt der traurige Spruch: „Kommt der Tag, bringt der Tag!“ und die heilloſe Wirthſchaft gerieth bald in tiefſten Verfall.

Es genügt, dieſe Dinge anzudeuten, ich mag ſie nicht mehr berühren. Begleitet viele die traute Erinnerung an den heimiſchen Heerd, ſo möchte ich mir letheiſche Waſſer wünſchen, um manche Scenen aus der Seele wegzuwaſchen, um ſo manche Narbe zu tilgen.

Weil ich aus Urſachen, die ich ſpäter mittheilen will, nur wenige Jahre zu Hauſe verbrachte, knüpfte mich auch an meine Schweſter kein inniges Band. Um zwei Jahre jünger als ich heirathete ſie einen Mechaniker zu Zürich und ſtarb dort 1868. Als ein jüngerer Bruder geboren wurde, ſtand ich ſchon längſt auf eigenen Füſſen und mein Verhältniß zu ihm beſchränkte ſich darauf, daß ich ihm durch einen Lehrer Unterricht ertheilen ließ, damit er ſich, wie ich, auf der Welt das Brod verdiene.

Mein Vater wurde bald nach ſeiner Verheirathung als controllirender Amtsſchreiber nach Zollhaus bei Erl verſetzt. Hier erblickte ich am 4. September 1819 Nachmittags zwei Uhr das Licht. Ein Freund, der ſich mehr im Scherz als Ernſt mit Aſtrologie beſchäftigte, rechnete die Conſtellation dieſer Stunde aus und prophezeite mir allerlei Glück, das ich herzlich meinem Sohne gönne, weil es bis jetzt bei mir nicht eingetroffen. Die Leſer mag ich weder mit Jupiter, noch Venus und Luna, die bei meiner Geburt aſſiſtirten, weiter behelligen. Zollhaus liegt bereits zwiſchen den Ausläufern der Alpen; bewaldete Kalkberge mit ſteilen Felſenkronen erheben ſich durchſchnittlich zur Höhe von 4000 Fuß; dahinter der prächtige Kaiſer, das Eingangsthor des Hochgebirges bewachend. Gerade unter dem Amte fließt der Inn hinaus in die Ebene, das rechte Ufer öſterreichiſch, das linke bereits bayriſch, beide durch das Seil einer Fähre verbunden. In dieſer lieblichen Gegend erwachte ich zum Bewußtſein; ich erinnere mich gar wohl noch an manche Stelle; insbeſonders eine kleine Kapelle im Wald unweit der Straße, welche ich gerne beſuchte, weil mir die Mutter Gottes mit dem Flitterkleid und den künſtlichen Blumenſtöcken zu beiden Seiten ſo wohl gefiel. Auch in anderer Weiſe trat mir der Katholicismus freundlich entgegen: jenſeits des Fluſſes lag ein Karmeliterkloſter, Sonntags durfte ich nicht ſelten mit zur Kirche fahren und was gab es da zu ſehen und zu hören! Noch tönen die mächtigen Klänge der Orgel in mein Ohr, mächtiger als das Rauſchen des Stromes und Windes; noch ſehe ich den Weihrauch ſich emporkräuſeln und droben an der Decke den heiligen Elias, wie er auf dem Flammenwagen zum Himmel ſchwebt! Beſonders gefielen mir die Prieſter in den ſchimmernden bunten Seidengewändern; voll kindlicher Einfalt glaubte ich lange, die mir ſo lieben Goldkäfer hätten unter den Thierlein das gleiche Amt und that manche Frage, bei der die Erwachſenen lachten. Am Oſtertage pflegten die Mönche den Honoratioren der Gegend

Confect zu ſchicken: wie ſchmeckte das gut und ſüß! Von nun an wünſchte ich Geiſtlicher zu werden, und wollte mir jemand eine beſondere Freude machen, ſo durfte er mir nur einen bunten Papierbogen ſchenken. Dieſer wurde in der Mitte eingeſchnitten und als Meßgewand beiläufig wie der Kotzen eines Fuhrmannes getragen. Der Katholicismus beherrſcht das Leben von der Wiege an, weil er jedem Alter, jedem Bedürfniß etwas bietet, er verſteht es ebenſoſehr durch ſeine Pracht die Sinne zu reizen, als er durch ſeinen Myſticismus das Denken erſt herausfordert und dann bindet, während der nüchterne Proteſtantismus den Mann ſich ſelbſt und der Freiheit gibt. Einen wenig günſtigen Eindruck brachten die bluttriefenden Legenden und ſchauerlichen Geiſtergeſchichten hervor, die man mir erzählte, theils um mich zu unterhalten, theils von manchem kleinen Muthwillen abzuſchrecken. Meine lebhafte Phantaſie beſchäftigte ſich mit dieſen Dingen mehr als zuträglich; ich träumte von Hexen und Geſpenſtern und fürchtete mich Abends gar ſehr nach dem Gebetläuten allein zu ſein. Erſt nach langen Jahren wurde ich dieſe alberne Angſt, welche mir manche Verlegenheit bereitete, allmälich los. Im nämlichen Hauſe wohnte der Einnehmer J. Schlumpf. Sein älteſter Sohn Sigmund, ungefähr gleichviel Jahre mit mir zählend, war mein Spielgefährte, ein kränklicher, ſchwermüthiger Knabe, von dem ſpäter noch die Rede ſein ſoll.

Als ich das fünfte Jahr erreicht hatte, wurde mein Vater nach Leutaſch, einen Poſten an der Grenze unweit Mittenwald in einer wilden düſtern Gegend verſetzt. Hier waren ehemals Feldſchanzen errichtet, hinter denen die befeſtigte Kaſerne ſtand, welche nur Beamten und Zollwächtern zur Wohnung diente. Die gewölbten feuchten Räume mit den dicken Mauern und Schießſcharten, die zerbröckelten Trümmer, aus denen hin und wieder eine verroſtete Waffe gezogen wurde, waren eine Mahnung an die Geſchichte meiner Heimath; denn hier hatten einſt blutige Kämpfe ſtattgefunden. Die Kapelle war in Schutt geſunken, die darin angebrachten Stationsgemälde lagen unter dem Dach der kleinen Feſte zerſtreut, ſie beſchäftigten mich an den kurzen Wintertagen und weckten die erſten Aeußerungen meines Talentes zu zeichnen, welches weiter zu bilden mir meine Mittelloſigkeit ſpäter nicht erlaubte. Die Bauern in der Nachbarſchaft, welche ich mit meinem Vater hie und da beſuchte, prießen den frommen Knaben, der ſolche Freude an geiſtlichen Dingen habe. Unter andern zeichnete ich den heiligen Joſeph mit der Säge in der Hand und einem Barte bis zur Zehenſpitze. Auf die Frage, warum ich ihn ſo darſtelle, gab ich den Beſcheid: Der Nährvater Chriſti, der als Gott uralt ſei, müſſe jedenfalls noch älter ſein und daher einen längeren Bart tragen als gewöhnliche Zimmerleute.

Schon im nächſten Frühjahre mußte mein Vater wieder wandern, jedoch

nur in die Nähe nach Scharnitz, jenseits des Berges an der Commerzialſtraße, wo Fremde und Fuhrleute häufiger verkehrten, wenn auch die Gegend keinen andern Charakter trug und nur Schanzen und Befeſtigungen in einem größeren Maßſtabe angelegt waren. Der Aufenthalt in dieſem öden Thale iſt für mich dadurch von Belang, daß ich hier zum erſtenmale die Schule beſuchte, wobei ich es freilich nur zum Buchſtabiren brachte. Wichtiger war mir ein Naturereigniß. Der Paß erſtreckt ſich von Süd nach Nord, iſt alſo im eigentlichen Sinne des Wortes eine Leite für den Scirocco, welcher zwar den Schnee etwas früher ſchmilzt, jedoch auch durch ſeinen mächtigen Anprall Lawinen losläßt und ſonſt allerlei üblen Spuck treibt. Einen ſolchen Sturm erlebte ich im Spätherbſt. Ich ſah mit Entſetzen, wie ſich die Bäume bogen, trotz der ſchweren Belaſtung mit Steinen die Schindeln von den Dächern flogen, Felsblöcke am Gehäng niederſtürzten und Menſchen und Thiere ängſtlich von der Straße fliehend eine ſichere Zuflucht ſuchten. Wie gewöhnlich deuteten die Aelpler dieſes als Vorzeichen eines künftigen Unglückes, als ob ſie am gegenwärtigen Schrecken nicht genug gehabt hätten! Die Prophezeihung wurde noch durch ein angebliches Mirakel an der Statue des Heilandes in einer kleinen Kapelle unweit Seefeld verſtärkt. Sie ſtellt ihn nackt dar, wie er die Dornenkrone auf dem blutigen Haupt, das Schilfrohr in der Hand, den Purpurmantel zum Hohn über die Schultern daſitzt, und die Stirne geſenkt die Bosheit der Menſchen betrauert. Wie man dies öfter ſieht, war das Haar nicht aus Holz geſchnitzt, ſondern ächt. Nun verbreitete ſich zufällig das Gerücht, es ſei faſt um Handbreite gewachſen und hänge in langen Strähnen auf die Bruſt. Alte Leute ſchüttelten bedenklich den Kopf, in den Häuſern wurde Nachts ein Roſenkranz mehr gebetet, um den Zorn der Gottheit zu verſöhnen. Auch ich hörte mit bangem Vorgefühl von dieſen Dingen reden und erkundigte mich angelegentlich bei einem Bauer, was das alles bedeute. „Ja Bub, Buße thun heißt es jetzt: faſten und beten; der Himmelvater iſt böſe und Du biſt noch jung genug um zu erleben, was alles geſchehen ſoll". In der Schule hörte ich den Katecheten von der unendlichen Liebe Gottes reden, der für uns das Kreuz getragen und für den auch wir das Kreuz tragen ſollten. Das rührte mich auf das Tiefſte und ich beſchloß, dem Erlöſer auf ſeinem Dornenpfade nachzufolgen. In einer alten Caſematte fand ich Stücke von Paliſaden; ich band ſie in Form eines Kreuzes und ſchleppte dieſes alle Abende unter verſchiedenen Stoßgebeten mit eingemiſchten Seufzern auf der Schanze herum. Nachdem ich es mehrere Tage gethan, hatte ich mir die Schultern ſo zerſchunden, daß ich es aufgeben mußte. Wie jedoch das Volk allmählich die Prophezeihung vergaß, weil das gefürchtete Unheil nicht eintraf, ſo dachte ich auch nicht mehr der Asceſe und mein Kreuz wird wohl längſt vermodert ſein. Ich beſaß einige Anlage zu einem Heiligen des Mittel-

alters, da ſich aber glücklicherweiſe Niemand um das ſchöne Talent kümmerte, ſo überwand meine urſprüngliche kerngeſunde Natur dieſen Hang, ſowie manche andere Thorheit, die unter Jünglingen meines Alters Mode ging. Freilich kehrte ich unter Umſtänden von Zeit zu Zeit darauf zurück; denn es braucht meiſt länger, einen geiſtigen Krankheitsſtoff auszuſcheiden als einen körperlichen; ich will jedoch hier nicht vorgreifen.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Mecklenburg-Schwerin. Der neueſte Verſuch einer Verfaſſungs-Reform. — Die Aufgabe, deren Löſung ſeit der Vernichtung unſeres vereinbarten und verkündigten Staatsgrundgeſetzes durch den Spruch von Freienwalde unſer ganzes inneres politiſches Leben beherrſcht und beſtimmt, iſt zwar auf dem am 18. März beendigten Landtage wiederum ungelöſt geblieben. Doch iſt durch die Landtagsverhandlungen der bereits hinlänglich conſtatirten Unmöglichkeit, mittelſt der patrimonialſtändiſchen Geſetzgeber, um deren Beſeitigung es ſich gerade handelt, Mecklenburg auf die Höhe eines modernen Staates zu erheben, jetzt ein neues Siegel aufgedrückt worden, welches die Großherzoglichen Regierungen ſelbſt als genügende Beglaubigung jener Thatſache gelten laſſen werden.

Unter dem Drucke äußerer Einwirkung hatte die ſchweriniſche Regierung und ihr folgend auch die ſtrelitziſche im Jahre 1871 ſich endlich entſchloſſen, Verhandlungen mit den Ständen über eine Verfaſſungsänderung zu eröffnen. Anfangs gedachte man dabei die Grundlage des Patrimonialſtaates feſtzuhalten. Es wurden in dieſem Sinne „Grundzüge für eine Modification der beſtehenden Landesverfaſſung" ausgearbeitet, in denen der Ritter- und Landſchaft, welche als Stände aus eigenem Recht fortbeſtehen ſollten, noch ein dritter, aus den Obrigkeiten des großherzoglichen Domaniums hervorgehender Stand hinzugefügt wurde. Dieſes Reformproject ſcheiterte an dem Widerſtande der Landſchaft (der Bürgermeiſter der Städte), welche den Uebergang zu einer Repräſentativ-Verfaſſung erſtrebte. Nach zweijährigen erfolgloſen Verhandlungen erkannte der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin die Nothwendigkeit, dem Reformproject eine andere Grundlage zu geben. Als ſolche wurde von ihm die Herſtellung einer einheitlichen Vertretung unter Beſeitigung des patrimonialen Charakters der Landesverfaſſung vorgezeichnet. Einem im vorigen Jahre berufenen außerordentlichen Landtage wurden von beiden mecklenburgiſchen Großherzogen neue „Grundzüge" vorgelegt, in welchen der Verſuch gemacht

wurde, mit dem modernen Princip einer einheitlichen Vertretung möglichst viel von den alten Staatseinrichtungen und von dem Einflusse der bisherigen Ständemitglieder aufrecht zu erhalten. Diesen neuen „Grundzügen" gegenüber wechselten die beiden Stände ihre Rollen. Die Ritterschaft verlangte Erhaltung der landständischen Rechte der bestehenden Landesvertretung, die Landschaft stimmte dem Princip der neuen Vorlage zu, freilich ohne sich damit für die dem Princip zu Theil gewordene Ausführung erklären zu wollen. Man gelangte über diesen Principienstreit nicht hinaus. Nach fünfwöchentlichen erfolglosen Verhandlungen wurde am 7. März vorigen Jahres der außerordentliche Landtag mit der Ankündigung entlassen, daß demnächst auf Grund der bisherigen oder — wie der strelitzische Landtagsabschied hinzufügte — eventuell auf veränderten Vorlagen weiter verhandelt werden solle.

Der außerordentliche Landtag hatte über die Unvereinbarkeit der auf demselben hervorgetretenen Gegensätze jeden Zweifel beseitigt, und es war schwer zu sagen, worin die Regierungen die Anhaltspunkte für die von ihnen festgehaltene Hoffnung auf ein späteres Gelingen der Verständigung fanden. Die Regierungen wollten den constitutionellen Staat wenigstens im Princip und hatten dabei die Landschaft auf ihrer Seite; die Ritterschaft wollte den constitutionellen Staat nicht, sondern bestand auf Erhaltung der patrimonialständischen Vertretung. Eine Vermittelung zwischen diesen beiden Gegensätzen war nicht denkbar.

Indessen hatte der außerordentliche Landtag, außer diesem negativen Ergebniß, durch welches die Erkenntniß befestigt wurde, daß der Uebergang Mecklenburgs in die moderne Staatsform auf dem bisher betretenen Wege nicht zu erreichen sei, doch auch ein positives Moment aufzuweisen, durch welches die Sache der constitutionellen Partei gefördert wurde. Bisher hatten die Regierungen es sorgsam vermieden, die Nothwendigkeit einer Reform der Landesverfassung in irgend einer Weise zu begründen, und namentlich hatten der Ansicht gegenüber, daß das Verhältniß Mecklenburgs zum deutschen Reiche eine Aenderung seiner Staatseinrichtungen und die Herstellung einer den Verfassungen der übrigen Bundesstaaten gleichartigen Verfassung fordere, die Vertreter der mecklenburgischen Regierungen im Bundesrathe wiederholt die Behauptung aufgestellt, daß hierauf die Forderung einer Verfassungsreform sich nicht begründen lasse, so lange nur Mecklenburg durch Leistung seiner Matricularbeiträge und Erfüllung seiner sonstigen Verpflichtungen gegen das Reich zu Klagen keinen Anlaß gebe. Eine Begründung des inneren Reformbedürfnisses auch durch Hinweisung auf das Verhältniß Mecklenburgs zum deutschen Reiche erfolgte zuerst in der Thronrede, mit welcher der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin am 1. Februar 1874 den außerordentlichen Landtag eröffnete. „Die in den letzten großen Jahren im deutschen Vaterlande voll-

zogenen Umgestaltungen und die daraus für das engere Vaterland sich ergebenden Consequenzen so wie die eigene staatliche Entwickelung desselben fordern eine solche Aenderung unabweislich" — mit diesen Worten des Großherzogs wurde das unternommene Werk der Zufälligkeit wechselnder Stimmungen entrückt und den Reformbestrebungen eine feste Grundlage gegeben, welche einen Rücktritt von derselben oder eine Vertagung auf unbestimmte Zeit nicht mehr zuläßt.

In dem Zwischenraum seit dem Schlusse des außerordentlichen Landtages am 7. März vorigen Jahres bis zum Zusammentritt des am 10. Februar dieses Jahres eröffneten ordentlichen Landtages scheinen freilich die leitenden Personen der Regierung für die Förderung des Reformwerkes nicht eben viel gethan zu haben. Vermuthlich haben sie die Zeit benutzt, um mit den Führern einer neuständischen Partei in der Ritterschaft, welche zwischen dem Alten und dem Neuen eine Vermittelung aufsucht, wegen einer den Wünschen für Erhaltung der Ritter- und Landschaft als politischer Corporationen entgegenkommenden Umgestaltuug des Reformplanes Verhandlungen anzuknüpfen. Sie mochten der Hoffnung leben, daß, wenn es gelungen wäre, für diese, auf dem außerordentlichen Landtage eine sehr starke Minorität bildende Partei jetzt die Majorität in der Ritterschaft zu gewinnen, es dann möglich sein würde, auch die Landschaft um diese Fahne zu sammeln und so ein positives Ergebniß zu erzielen, welches freilich nur die Wenigen befriedigt hätte, welche um jeden Preis eine Einigung wollten, um sich nur dem vom Reiche ausgehenden Drucke zu entziehen. Indessen wenn auch die Regierungen einen solchen kleinen Rückfall in das durch die neuen „Grundzüge" im Princip aufgegebene alte Staatssystem nicht gescheut haben mögen, so hätte man auf die Zustimmung der Landschaft doch schwerlich rechnen dürfen. Jedenfalls aber muß die schwerinische Regierung noch bis an das Ende des vorigen Jahres sich mit der Hoffnung getragen haben, ohne Hilfe des Reiches ihren vielleicht etwas abgeänderten Reformplan bei den Ständen durchzusetzen. Denn als am 3. December vorigen Jahres der bekannte Antrag der mecklenburgischen Abgeordneten wegen der Volksvertretung in den Bundesstaaten im Reichstage von Neuem zur Verhandlung kam, war der mecklenburgische Bevollmächtigte noch angewiesen, denselben zu bekämpfen, und die „Mecklenburgischen Anzeigen", das officiöse Organ der schwerinischen Regierung, hatten noch Auftrag, die Bedeutung des Reichstagsbeschlusses herabzusetzen und die Anrufung des Reichs als eine unziemliche Herbeirufung fremder Hilfe darzustellen. Bald darauf änderte sich diese Taktik. Unmittelbar vor dem Beginn des Landtages trat das genannte Blatt für die bisher bestrittene Competenz des Reiches zur Aufstellung von Normen für die Landesverfassungen auf; es drohte mit der Reichsgesetzgebung und deren „verderblichen Folgen" und bezeichnete den

bevorstehenden Versuch einer Einigung mit den Ständen in der Verfassungsfrage als den „letzten". Doch sollten ohne Zweifel diese Hinweisungen vorläufig nur als Einschüchterungsmittel dienen, um die Einigung herbeizuführen, auf welche die Regierungen noch immer rechneten.

Der sonstige geistige Aufwand, um dem Reformplan bei den Ständen Eingang zu verschaffen, blieb in den bescheidensten Grenzen. Statt das Reformbedürfniß näher zu begründen, wurde in der Landtagsproposition nur die Behauptung der Nothwendigkeit einer Reform und die Hoffnung auf eine Einigung kurz wiederholt, während bei dem Modus der Landtagsverhandlung, welcher den großherzoglichen Commissarien den Zutritt zur Ständeversammlung verschließt und dadurch eine unmittelbare persönliche Einwirkung der Regierungsvertreter auf die Berathung unmöglich macht, eine umfassende Denkschrift um so mehr an ihrer Stelle gewesen wäre. Die Vorlage war im Uebrigen so sehr die alte, daß es nicht einmal für nöthig galt, dem Landtage ein neues Exemplar derselben zuzustellen. Nur in Bezug auf die strelitzische Vorlage fand die kleine Neuerung statt, daß der Großherzog seinen Rücktritt von demjenigen Theile derselben erklärte, welcher die Ueberweisung der Einkünfte aus einer bestimmten Anzahl von Domanialgütern an die zu begründende Staatscasse verhieß. Es sollte statt dessen nur ein zu vereinbarender jährlicher fester Zuschuß aus dem großherzoglichen Domanium geleistet werden, für welche Aenderung theils die Rücksicht auf das Ansehen des fürstlichen Hauses geltend gemacht wurde, welche eine Ausscheidung von Gütern aus dem Domanium verbiete, theils die sonst entstehende zu große Künstlichkeit der Verwaltung. Nach der schwerinschen Vorlage sollten dagegen die Einkünfte gewisser Domanialgüter zu Staatszwecken dienen. Eine Uebertragung des Eigenthums an diesen Gütern auf den Staat wurde auch hier nicht beabsichtigt.

Mit der Verfassungssache war man auf dem Landtage bald wieder aufs Reine gekommen. In der zur Vorberathung eingesetzten Commission standen sofort wieder die ritterschaftlichen und die landschaftlichen Mitglieder bei ihrem früheren zwiespältigen Votum, und im Plenum des Landtags stimmte die Ritterschaft dann (mit 88 gegen 19 Stimmen) für Erhaltung, die Landschaft (mit 21 gegen 9 Stimmen) für Beseitigung der bisherigen ständischen Corporationen. Im weiteren Verlauf formulirten die ritterschaftlichen Commissionsmitglieder noch einen besonderen Gegenentwurf gegen die Bestimmungen der Vorlage über die Vertretung. Nach demselben bleiben Ritter- und Landschaft als politische Corporationen in ihrer ganzen inneren und äußeren Organisation bei Bestand, jeder Rittergutsbesitzer behält seine Virilstimme, es verbleibt auch die itio in partes. Die Zustimmung dieser alten Stände ist für jede Verfassungsänderung und für jede Veränderung des Modus der directen und indirecten Steuern erforderlich. Daneben besteht ein gleichfalls für beide

Großherzogthümer gemeinsamer Landtag von Abgeordneten, welche von der Ritterschaft, der Landschaft, den Stadtvertretungen und den Landgemeinden gewählt werden. So wurde den bisherigen Ständen nicht blos ein überwiegender Einfluß in dem neuen Landtage zugedacht, sondern außerdem noch ein Veto in den Fragen der Verfassungsänderung und Besteuerung. Zwei hierzu von den Herren von Oertzen auf Kotelow und von Bülow auf Rodenwalde gestellte Abänderungsanträge unterscheiden sich von dem Hauptantrage besonders dadurch, daß sie die Wirksamkeit der Ritter- und Landschaft auf die Wahl von Abgeordneten zum Landtag beschränkten.

Um sich die Zähigkeit zu erklären, mit welcher die Ritterschaft in allen ihren Mitgliedern, mit alleiniger Ausnahme einer verschwindend kleinen, fast nun durch die Gebrüder Pogge repräsentirten constitutionellen Partei, an den landständischen Rechten der bisherigen Vertretung und an dem Fortbestande der Ritter- und Landschaft als politischer Corporationen festhält, muß man zu der Anhänglichkeit an dem Althergebrachten auch noch das Interesse der Mitglieder und Familien des „eingeborenen und recipirten Adels" an dem Besitzstande hinsichtlich der drei Landesklöster hinzunehmen. Die in den Händen der Ritterschaft und der Landschaft liegende Verwaltung der Klöster hängt auf das Engste mit ihrer politischen Existenz zusammen; mit dem Erlöschen der letzteren würde jenes Verwaltungsrecht an die Staatsgewalt zurückfallen, von welcher es den Ständen verliehen worden ist. Zwar wollte die Vorlage den bisherigen Besitzstand seinem Wesen nach durch die Bestimmung aufrecht erhalten, daß Ritter- und Landschaft als Privatcorporationen für ihre corporativen Angelegenheiten, z. B. Klostersachen, bei Bestand bleiben und daß „die Verwaltung dieser Angelegenheiten den Verbänden der Ritter- und Landschaft, beziehungsweise den interessirenden Mitgliedern derselben nach Maßgabe des bestehenden Rechts" auch fernerhin zuständig sein solle. Doch mußte die hiermit beabsichtigte Säcularisation der Klöster zu Gunsten bloßer Privatcorporationen und ihrer Mitglieder als eine zu unsichere und anfechtbare Grundlage erscheinen, um nicht schon aus dieser Rücksicht mit aller Kraft für die Fortdauer der politischen Corporationen der Ritter- und Landschaft und damit für die Erhaltung der bisherigen Basis des Besitzstandes einzutreten.

Es zeigte sich bald, daß die Regierungen sich getäuscht hatten, wenn sie auf eine Majorität der vermittelnden Partei, welche durch die Herren von Oertzen-Kotelow und von Bülow-Rodenwalde repräsentirt wurde, gerechnet hatten. Die altständische Partei war an Zahl die bei Weitem überlegene. Die beiden Hauptparagraphen der Vorlage der ritterschaftlichen Commissionsmitglieder wurden mit 121 gegen 68, bezw. mit 119 gegen 63 Stimmen und darauf das Ganze mit 110 gegen 82 Stimmen von der Ritterschaft angenommen.

Die ſchweriniſche Regierung verſuchte eine nochmalige Preſſion auszuüben, indem ſie in einem Reſcript vom 6. März auf die Nothwendigkeit einer Einigung „in dieſem ernſten Augenblick" hinwies, wiederum jedoch ohne auf eine nähere Erklärung darüber einzugehen, worin dieſer Ernſt beſtehe. Um ſo mehr blieb auch die Aufforderung wirkungslos. Um aber den Vorwurf von ſich abzuwenden, als ob ſie die Schuld an der Erfolgloſigkeit der Verhandlungen trage, beſchloß jetzt, auf Antrag des Freiherrn von Maltzan auf Kl. Luckow, die Ritterſchaft (mit 108 gegen 25 Stimmen), an beide Großherzoge die Bitte um neue „commiſſariſch-deputatiſche" Verhandlungen (ſo bezeichnet die Landtagsſprache die Verhandlungen zwiſchen Großherzoglichen Commiſſarien und ſtändiſchen Deputirten), eventuell auf veränderten oder neuen Grundlagen zu richten. Da es bei der Lage der Angelegenheit hierbei nur auf ein neues Hinhalten abgeſehen ſein und überdies die eventuelle Forderung veränderter oder neuer Grundlagen nur als Einladung an die Regierungen zur Rückkehr auf die patrimonialſtändiſche Baſis gedeutet werden konnte, ſo lehnte die Landſchaft (mit 24 gegen 9 Stimmen) auch dieſen Antrag ab.

Endlich ſuchte die Ritterſchaft jeden ſtörenden Eingriff des Reiches in die Mecklenburgiſche Verfaſſungsangelegenheit dadurch im Voraus abzuwehren, daß ſie, auf Antrag des römiſch-katholiſchen Convertiten Kammerherrn von der Kettenburg auf Matgendorf, des einzigen ultramontanen Mitgliedes der Landtagsverſammlung, an beide Landesfürſten die Bitte richtete, daß ſie der beabſichtigten Einmiſchung der Reichsgeſetzgebung in die Verhandlung über die Verfaſſungsänderung mit Beſtimmtheit entgegentreten möchten. Dieſer Beſchluß der Ritterſchaft wurde mit 90 gegen 25 Stimmen gefaßt. Die Landſchaft dagegen lehnte den Antrag durch folgende Erklärung ab: „Die Landſchaft, welche ſich in reichstreuer Geſinnung mit den Landesherren und mit der großen Mehrzahl der mecklenburgiſchen Bevölkerung in Uebereinſtimmung weiß, befindet ſich nicht in der Lage, den Antrag des Herrn Kammerherrn von der Kettenburg auch nur in Erwägung zu ziehen, ſondern läßt denſelben auf ſich beruhen. Die Landſchaft vertraut, daß die Landesherren aus eigenem Antriebe die Intereſſen des Landes nach allen Seiten hin wahren und die geeigneten Wege finden und einſchlagen werden, auf denen die Verfaſſungsreform auf der von Ihnen auf dem außerordentlichen Landtage von 1874 proponirten Baſis durchgeführt werden wird."

Ein Großherzogliches Reſcript vom 12. März lehnte das Eingehen auf den Antrag wegen erneuerter „commiſſariſch-deputatiſcher" Verhandlungen über die Modification der Verfaſſung ab, weil derſelbe nur von einem der beiden Stände vorgetragen worden ſei; und der ſchwerinſche Landtagsabſchied vom 18. März beendigte dann die ganze Unterhandlung mit der Erklärung, daß der Großherzog nur ſein „ſchmerzliches Bedauern" darüber ausſprechen könne,

„daß die Verhandlungen über dieſe wichtige Angelegenheit auch auf dem gegenwärtigen Landtage erfolglos verlaufen ſind.“ Seine weiteren Entſchließungen behielt der Großherzog ſich vor. Der ſtrelitziſche Landtagabſchied begnügte ſich mit dem Vorbehalt weiterer Entſchließung, ohne eine Aeußerung des Bedauerns über das Scheitern der Verhandlungen hinzuzuthun, glaubte jedoch nochmals der Hoffnung Ausdruck geben zu dürfen, „durch weitere gemeinſame Berathungen den Weg zu den dem Heile des Vaterlandes förderlichen Reformen zu finden.“ Es ſpricht ſich hierin der Wunſch aus, den Weg der Berathung mit der Ritter- und Landſchaft, ungeachtet ſeiner augenfälligen Erfolgloſigkeit, doch noch eine Weile fortzuſetzen. Da dies jedoch nur unter Mitwirkung der ſchweriniſchen Regierung geſchehen könnte, dieſe aber es kaum mit ihrer Würde verträglich halten wird, nach den wiederholt gemachten Erfahrungen noch einmal auf jene Berathung mit Ritter- und Landſchaft zurückzukommen, ſo wird man wohl erwarten dürfen, daß Maßnahmen in Ausſicht ſtehen, welche die Bedingungen eines beſſeren Erfolges ſicher ſtellen, bevor die Berathung mit den Patrimonialſtänden wieder aufgenommen wird. Der Weg, um zum Ziele zu gelangen, iſt durch den Beſchluß des Reichstages über die Volksvertretung in den Bundesſtaaten angebahnt. Nur aus Rückſicht auf den Wunſch der mecklenburgiſchen Regierungen — dies wird man für zuverläſſig halten dürfen — hat der Bundesrath bisher Anſtand genommen, dem Beſchluſſe des Reichstages zuzuſtimmen. Nachdem die großherzoglichen Regierungen einerſeits die Nothwendigkeit und Dringlichkeit der Verfaſſungsreform wiederholt anerkannt haben, andererſeits aber ſich haben überzeugen müſſen, daß ſie den Widerſtand der Stände ohne anderweitigen Beiſtand nicht werden brechen können, bleibt ihnen, ſoviel man ſieht, kein anderer Ausweg übrig: ſie müſſen die wiederholt zurückgewieſene, aber ſich immer wieder ihnen entgegenſtreckende Hand des Reichstags annehmen und nach beſten Kräften dahin zu wirken ſuchen, daß ſie dem Beſchluſſe deſſelben im Bundesrathe die verfaſſungsmäßig erforderliche Mehrheit der Stimmen verſchaffen.

Auch in anderen Fragen als der Verfaſſungsfrage haben die Vorgänge auf dem letzten Landtage noch manches Material zum Erweis der Hemmungen und Stockungen geliefert, welche die patrimonialſtändiſche Verfaſſung unſerem Staatsleben auferlegt. Beſonders zeigte ſich dies bei den Verhandlungen über die franzöſiſchen Kriegsentſchädigungsgelder. Die Großherzoge hatten den Ständen ein Mitverfügungsrecht über den jedem von ihnen zukommenden Antheil an jenen Geldern eingeräumt. Die ſtrelitziſche Regierung machte nun folgende Vorſchläge: Von der Capitaleinnahme von 393,208 Thlrn. ſollte nach Abzug eines Sechstheiles für das verfaſſungsloſe Fürſtenthum Ratzeburg, bei welchem die mecklenburgiſchen Stände nicht concurriren, ein Drittheil in die landesherrliche Caſſe fließen, ein Drittheil in die gemeinſame (landes-

herrlich-ständiſche) Centralſteuerkaſſe, und ein Drittheil ſollte für gemeinnützige Zwecke, zum Beiſpiel für die bevorſtehenden neuen Juſtizeinrichtungen, deren Koſten verfaſſungsmäßig ſonſt der Großherzog für ſich allein zu tragen haben würde, zurückgelegt werden. Für den Anſpruch auf das Drittheil für die eigene Caſſe wurde geltend gemacht, daß der Großherzog durch den Eintritt des Militärcontingents in das Bundesheer im Jahre 1867 zur Herſtellung der Kriegsbereitſchaft deſſelben und ſeiner neuen Formation ſehr erhebliche, nahezu 200,000 Thlr. betragende Koſten gehabt habe. Wegen der aufgelaufenen Zinſen wurde weitere Mittheilung vorbehalten. Die Stände waren mit dieſen Vorſchlägen nicht zufrieden, ſondern verlangten die Ueberweiſung des Ganzen an die Centralſteuercaſſe zum Zwecke der Schuldentilgung. Zu einer Einigung gelangte man nicht. In Mecklenburg-Schwerin wurden vorläufig nur über die Verwendung eines Theiles Vorſchläge gemacht. Man war im Allgemeinen mit dieſen Vorſchlägen, unter welchen ſich auch die Ausſetzung eines namhaften Capitals zur Verwendung der Zinſen auf die Hebung der ſtädtiſchen Volksſchulen befand, einverſtanden. Nachträglich aber kam noch die Forderung von 1,894,000 M. zur Ablöſung der Trauungs- und Copulationsgebühren der Geiſtlichen und Kirchendiener der lutheriſchen Landeskirche in Anlaß des Reichscivilſtandsgeſetzes. Der Beſchluß über dieſen Antrag wurde auf Betrieb der Landſchaft bis zum nächſten Landtag aufgeſchoben. Zur Strafe dafür beſchloß nun die Ritterſchaft, daß die definitive Beſchlußfaſſung über die den ſtädtiſchen Schulen zugedachte Zuwendung ſowie über die ſonſtigen Vorſchläge der Regierung gleichfalls bis nach Erledigung der Frage wegen Ablöſung der kirchlichen Gebühren ausgeſetzt bleiben ſolle. So kam es auch im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin über die Verwendung der Kriegsentſchädigungsgelder nicht zur Einigung.

Aus Stuttgart. Vom württembergiſchen Landtag. — Als unſere Abgeordneten am 15. März den Halbmondſaal wieder betraten, waren ſie angenehm überraſcht durch das Werk der verſchönernden Künſte, welche in dieſem Raum inzwiſchen freundlich gewaltet hatten. Es waren nämlich die Farben der Wände, welche die Medaillonbildniſſe der württembergiſchen Fürſten umſchließen, aufgefriſcht, die Vorhänge und Draperien, die das Allerheiligſte des königlichen Throns umgeben, waren erneuert, der Bodenteppich und die rothledernen Sitzpolſter der Abgeordneten waren gleichfalls nicht mehr die alten Bekannten, und ſo hatte auch der Heiz- und Ventilationsapparat einem neuen Platz gemacht, der zwar, wie es ſcheint, noch nicht alle Wünſche der Volksvertretung befriedigt, der aber doch nicht ſchlechter ſein kann als der alte. Denn dieſes ganze anmuthende Reſtaurationswerk war nichts weniger als ein Luxus. Und ſicher wäre ſchon früher hilfreiche Hand angelegt worden,

die zerſchliſſenen Franſen und anderes Bedenkliche dieſer Art zu entfernen, wenn nicht bis vor Kurzem eine gewiſſe peſſimiſtiſche Melancholie ſich behauptet hätte in Bezug auf Alles, was die Zukunft des württembergiſchen Verfaſſungsapparats anging. Es waren ſchlimme Zeiten für verbriefte Rechte, ja für die Exiſtenz ganzer Länder, und es hätte den Grundſätzen einer vorſichtigen Sparſamkeit wenig entſprochen, in ſo ungewiſſen Zeitläuften zum Beiſpiel die Koſten für eine Umrahmung des königlichen Thronſeſſels aufzuwenden. Jetzt ſind ſolche trübſelig drohende Wolken längſt verſcheucht, und das heiterſtrahlende Antlitz, welches heute unſer Halbmondſaal zur Schau trägt, darf ſelbſt als ein Anzeichen betrachtet werden, wie ſehr das beglückende Gefühl der Sicherheit und Dauer in die Organe unſeres Staatsweſens eingekehrt iſt. Und faſt noch bezeichnender in dieſer Beziehung iſt der Schmuck, den gleichzeitig auch die Räumlichkeiten unſerer erſten Kammer, der Kammer der Standesherren, erfahren haben. Hier hatte die Wirkung des Zahns der Zeit den Corridoren und Sälen, den Polſtern und Teppichen einen altersgrauen, ſchier geſpenſtigen Charakter aufgedrückt, der allerdings nicht übel zu ſtimmen ſchien mit den, wie man ſich ſchmeichelte, mehr und mehr verblaſſenden Gerechtſamen dieſes Adelshauſes, das in unſerem aufgeklärten Zeitalter eher eine Curioſität zu ſein ſchien als ein ernſthaftes Organ der Geſetzgebung. Allein die Hoffnung, der ſich ſchwärmeriſche Gemüther vor Zeiten hingaben, als ob dieſe Einrichtung, wie ſie ſich unzweifelhaft überlebt habe, nun auch ihrem Lebensende nicht mehr fern ſein könne, ſieht ſich grauſam getäuſcht. Die Räume, in welchen unſere hohe Ariſtokratie für das Wohl des Landes tagt, ſind mit jener modernen Pracht und Eleganz ausgeſtattet worden, das ſich für einen Aufenthaltsort der Blüthe unſeres hohen Adels ſchickt; es trifft ſich zufällig, daß derſelbe gerade jetzt keineswegs durch ehrwürdige Reliquien der Vorzeit, ſondern vorherrſchend durch rüſtige, ehrgeizige Männer in den beſten Jahren vertreten iſt, die von ihren Rechten eine möglichſt hohe Meinung beſitzen und in den jüngſten Jahren wiederholt in demonſtrativer Weiſe das Land davon in Kenntniß ſetzten, daß ſie entſchloſſen ſind, ihre Befugniſſe weder ſich nehmen noch einſchlafen zu laſſen. Selbſt an der Außenwand ihres Gebäudes, die der Kronprinzſtraße zugekehrt iſt, hat man die verblichenen Fresken des vorigen Jahrhunderts wieder aufgeheitert und den allegoriſchen Erfindungen des Künſtlers eine faſt herausfordernde Friſche verliehen, welche dem Volke eindringlich zu predigen ſcheint, daß die Inſaſſen nichts von Abdankung wiſſen wollen. Unter dieſen Umſtänden läßt ſich leicht denken, daß in unſerem Lande der Trieb der Erhaltung zur Zeit überhaupt ſtärker iſt, als der Drang nach Neuerungen. Zwar wird ſchon durch die Reichsgeſetzgebung dafür geſorgt, daß auch die Geſetzgebung des Staates immer in einiger Bewegung erhalten wird. Auch der gegenwärtige

Landtag wird ſich mit mehreren Vorlagen zu beſchäftigen haben, welche die Rückwirkung der Reichsgeſetzgebung ſind, ſo mit dem Uebergange zur Markrechnung, mit der Einführung der Civilehe. Dagegen ſchreitet man auf dem Wege der inneren Reformen mit großer Bedachtſamkeit vor, jeder Uebereilung ſcheint der Miniſter Sick durchaus abgeneigt. Von weiteren Verfaſſungsänderungen iſt nach dem beſcheidenen Anfange, der in der letzten Seſſion gemacht wurde, nicht die Rede, und auch die Verwaltungsreform bleibt noch immer am fernen Horizonte. Doch iſt wenigſtens ein Geſetz in Ausſicht geſtellt, das die gegenwärtige Einrichtung des Geheimen Raths beſeitigen und die ſeitherigen Functionen deſſelben theils auf einen Miniſterrath, theils auf einen Verwaltungsgerichtshof übertragen ſoll. Dies iſt allerdings ein alter Wunſch, deſſen Erfüllung bereits ſeit Jahren zugeſagt iſt, und gewiſſermaßen hängt die beabſichtigte Aenderung auch mit der Verwaltungsreform zuſammen, ſofern die oberſte Inſtanz nunmehr nach dem Princip der Mündlichkeit und Oeffentlichkeit eingerichtet werden ſoll. Dazu will es nun freilich nicht paſſen, daß in den anderen Inſtanzen vorläufig alles beim Alten bleiben ſoll, wie man es überhaupt lieber geſehen hätte, wenn Herr Sick, wofern er doch das geſammte Reformwerk nicht auf einmal vorlegen wollte, bei den unteren Organen, bei der Gemeindeverfaſſung und bei der Einrichtung von Bezirksräthen den Anfang gemacht hätte; Reformen, wie ſie neuerdings in einer Anzahl von deutſchen Staaten, zuletzt in Preußen, durchgeführt worden ſind, ſo daß es alſo nicht an ermunternden auswärtigen Exempeln fehlen würde, davon abgeſehen, daß auch unſer Miniſterium längſt mit Vorarbeiten in dieſer Materie ſich beſchäftigt hat. Vielleicht wird man es ſpäter zu bereuen haben, daß die gegenwärtige Zuſammenſetzung des Landtags, deſſen Mandat Ende 1876 erliſcht, nicht zu einer größeren Reihe organiſcher Arbeiten benutzt worden iſt. Denn dieſe Zuſammenſetzung iſt ſo erwünſcht, wie ſie nicht ſo leicht ſich wiederholen dürfte. Bei den Wahlen, die im December 1870 ſtattfanden, riß ſich die Bevölkerung, gehoben durch die kriegeriſche Zeit, kräftig aus der Bevormundung der Volkspartei los. Als die ſtärkſte Partei ging die nationalliberale aus dem allgemeinen Stimmrecht hervor, und neben ihr als die zweitſtärkſte eine rein gouvernementale Partei. Seitdem hat das Miniſterium eine Stellung eingenommen, die ihm faſt durchaus auch die Unterſtützung der Nationalliberalen ſichert, und ſo iſt eine ſtarke Mehrheit vorhanden, mit der die Regierung auch über ſchwierige Probleme der Geſetzgebung ſich zu verſtändigen hoffen könnte. Das gute Einvernehmen zwiſchen der deutſchen und der Regierungspartei zeigte ſich am ſichtbarſten in der glänzenden Wahl von Julius Hölder, dem Vorſtande der deutſchen Partei, zum Präſidenten der Abgeordnetenkammer, wogegen dann die Vicepräſidentenſtelle einem Mitgliede der Regierungspartei überlaſſen wurde. Hölders Wahl vergegenwärtigt über-

haupt aufs treffendste den politischen Umschwung, der sich in Württemberg vollzogen hat; denn es ist noch unvergessen, wie in der Zeit von 1866 bis 1870 Hölder mit einem gar kleinen Häuflein von Gesinnungsgenossen den Kampf gegen eine erdrückende Mehrheit zu bestehen hatte, welche aus den Demokraten, den Ultramontanen und der damals mit diesen verbundenen Regierungspartei zusammengesetzt war. Jetzt bilden die Trümmer dieser vormaligen Mehrheit eine kleine Fraction von nicht 20 Mitgliedern; alle mißvergnügten Elemente sind darin vereinigt: die Ultramontanen, wie Probst und sein Schwager Streich, die Reste der Volkspartei, wie Oesterlen und der Reichstagsabgeordnete Schwarz, der in Berlin merkwürdigerweise zur Fortschrittspartei sich hingezogen fühlte und dort Unterkunft gefunden hat, endlich die reinen Particularisten, wie Moriz Mohl. Dieser demokratisch-klericale Club ergiebt sich allerdings nur mit Widerstreben in das Schicksal, die Minderheit zu sein. Er hat sogar die Naivetät gehabt, einen förmlichen Protest dagegen einzulegen, daß bei den Commissionswahlen, die in der vergangenen Woche vorgenommen wurden, die beiden ausschlaggebenden Fractionen es für überflüssig hielten, auch mit ihm zu pactiren. Uebrigens hat die Mehrheit bei Besetzung der Commissionen in loyaler Weise regelmäßig auch Vertreter der Minderheit zugelassen, sie hat also die fanatische Ausschließlichkeit, welche die Mehrheit vor 1870 bekanntlich übte, keineswegs mit Gleichem vergolten, aber Compromißverhandlungen hat sie allerdings mit den Demokraten so lange abgelehnt, als diese sich in ihrem Bündnisse mit den Klericalen gefallen. Es ist nicht zu befürchten, daß diese Minderheit, wie unwirsch sie sich geberdet, den Gang der Geschäfte sehr aufhalten wird. Die Versuche, die sie früher unvorsichtigerweise auf dem Feld der großen Politik unternommen hat, sind so unglücklich ausgefallen, daß sie selbst allmählich davon zurückgekommen ist. Die Hauptaufgabe des gegenwärtigen Landtags wird die Berathung des Budgets für das Etatsjahr 1875/76 sein. Man hofft, damit diesesmal bis zum gesetzlichen Termin, nämlich bis zum 1. Juli d. J. fertig zu werden. An guten Vorsätzen, mit der sprichwörtlichen Schwerfälligkeit unserer Landtagsarbeiten zu brechen, fehlt es nicht. Es ist sogar der Gedanke angeregt worden, das Budget ohne Commissionsvorberathung sofort in das Plenum zu bringen, und blos unter Umständen einzelne Capitel in die Commission zu verweisen. Freilich ist es vorläufig bei der bloßen Anregung dieser überaus kühnen Neuerung geblieben, und daß die Kammer eine ganze Woche dazu gebraucht hat, ihren Vorstand und ihre Commissionen zu wählen, ist eben nicht ein günstiges Vorzeichen.

Aus Madrid. Die Lage der neuen Regierung. — Der Marschall Serrano hatte zu guter Letzt versucht, seiner sinkenden Macht durch Siege

im Norden neuen Glanz zu verleihen; aber das Glück war ihm nicht günstig. Zu eben jenem Mittel griff man sofort nach Herstellung der neuen Monarchie, um dieser in der öffentlichen Meinung eine festere Grundlage zu geben. Wirklich war der Anfang ein glücklicher; durch einen strategischen Zug wurde das hartbedrängte, von Vielen schon verloren gegebene Pampelona befreit und damit eine der wichtigsten Festungen und bedeutende Kriegsvorräthe gerettet. Aber gleich darauf hat man eine Niederlage erlitten, welche recht sehr die Unfähigkeit der meisten Generale, die Zähigkeit und gute Organisation der Gegner aufdeckte; alle Hoffnungen auf baldige Beendigung des Krieges mußten damit schnell verschwinden; die ganze Action kam sofort wieder ins Stocken. Es ist genau dieselbe Lage wie nach der Befreiung von Bilbao und der von Irun; ein glänzender, aber ganz vereinzelter Erfolg, der höchstens im Stande ist, die Fortschritte der Carlisten für den Augenblick zu hemmen; dann eine lange Periode vollständiger Unthätigkeit, welche auch die gewonnenen Vortheile schnell wieder zerrinnen läßt. Es war aber nicht das, was man gehofft hatte. Wenn die Ereignisse des 30. Decembers irgendwo im Volke und besonders im Heere aufrichtige Zustimmung gefunden, so war es, weil man durch sie sich die Beendigung des Krieges und all des unerträglichen Elendes versprach. Im Vergleich damit wird höchst unscheinbar das, was man erzielt hat. Jetzt decretirt man die neue Aushebung von 70,000 Mann, und soeben finden die Auslosungen statt. Aber, während man so dem erschöpften Lande erneute Anstrengungen zumuthet, entfernt man zugleich von der Armee auch den letzten General, der noch einiges Vertrauen einflößen konnte, gerade denjenigen, dem auch die jüngsten Erfolge zu danken sind. Moriones ist der einzige Führer, der seit langer Zeit sein Commando in der Nordarmee behauptet, der einzige daher, welcher das Terrain und die Gegner einigermaßen kennt, mit denen er es zu thun hat. Er siegte, zur Zeit der ersten Insurrection, bei Oroquieta, wo bekanntlich der Prätendent beinahe in seine Hände fiel. Er errang später bedeutendere Vortheile bei Puente la Reina, Barbarin und Velabieta und konnte damals seine Siege nur aus Mangel an Streitkräften nicht verfolgen; er befreite endlich jetzt durch seine geschickte Strategie Pampelona, ohne einen Mann zu verlieren. Im Auslande muß die Absetzung eines so verdienstvollen Generals Aufsehen und Befremden erregen, hier durchaus nicht; denn man weiß ja längst, daß die Commandos, wie alle andern Aemter und Würden, nach einem ganz andern Maßstabe als dem von Talent und Verdienst vergeben werden. Die Gründe seiner Entsetzung waren offenbar politische. Welches der Hergang dabei gewesen, weiß ich nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Hier hörte ich mehrfach folgende Version: Moriones habe sich durch seine Erfolge, wie ganz natürlich, die Gunst des jungen Königs erworben, und man habe ihn an Stelle Lasernas zum Chef der Nordarmee machen

wollen. Dem hätten ſich aber aufs Entſchiedenſte die Moderados widerſetzt, und verſchiedene Generale dieſer Partei hätten für den Fall der Ernennung ihre Demiſſion angekündigt. Moriones gehört nämlich, ſeiner Vergangenheit nach, der radicalen Partei an und ſchloß ſich in verſchiedenen Inſurrectionen, beſonders aber während der Septemberrevolution an Prim an.

Beruht dieſe Darſtellung auf Wahrheit, ſo zeigt ſich darin nur wie überall die unglückliche Lage der Regierung im Allgemeinen. Es giebt offenbar eine Tendenz zum Beſſeren im Miniſterium; aber der liberalere Theil deſſelben, dem ſich, wie es ſcheint, ſogar der König ſelbſt zuneigt, ſoweit man bei ſeiner Jugend eigenen Willen vorausſetzen kann, vermag nur unter harten Kämpfen dem Andrängen der fanatiſchen Reactionäre zu widerſtehen. Dieſe Partei der Moderados hiſtoricos iſt die natürliche Stütze der Monarchie; ſie ſind bei allem Wechſel der Dynaſtie treu geblieben; ſie zählen heute ihre langjährigen Verdienſte und Opfer auf; man kann ſich von ihnen unmöglich emancipiren. Wie unbequem aber dieſe eifrigen Freunde der Regierung zu werden anfangen, zeigt recht deutlich das Beiſpiel des Biſchofs Monescillo von Jaën. Ihm, einem jener drei ultramontanen Prälaten die ſchon 1869 in den Cortes conſtituyentes ihre Stimmen ſo heftig für die Religionseinheit erhoben, ſchienen die bisherigen Maßregeln gegen die gottloſe Revolution gar zu lau, und er verlangte in der „España Católica" ganz offen die Abſchaffung der Glaubensfreiheit. In Folge deſſen wurde das Blatt durch Verordnung vom 26. Februar auf 14 Tage ſuspendirt, wie es in der Motivation hieß, weil jener Artikel, mit Uebertretung des kürzlich erlaſſenen Decrets über die Preſſe, eine Verfaſſungsfrage (cuestion constituyente) behandelt habe.

Von demſelben 26. Februar datirt ein Circularſchreiben des Unterrichtsminiſters Orovio. „Wenn die Majorität und faſt die Geſammtheit der Spanier katholiſch iſt", ſo heißt es dort „und wenn der Staat katholiſch iſt, ſo muß der officielle Unterricht dieſem Princip gehorchen und ſich allen ſeinen Conſequenzen unterwerfen. Die Regierung kann daher nicht dulden, daß man auf den vom Staate unterhaltenen Lehrſtühlen ein Dogma ergreife, welches die ſociale Wahrheit unſeres Vaterlandes iſt. Sie müſſen daher mit dem größten Eifer darüber wachen, daß man in den Anſtalten, die von ihrer Autorität abhängen, nichts lehre, was dem katholiſchen Dogma und der geſunden Moral entgegen iſt u. ſ. w. Ferner ſei nicht zu geſtatten, daß man irgend etwas lehre, was direct oder indirect die conſtitutionelle Monarchie und das faſt einzig und allein vom Lande proclamirte politiſche Regiment angreife." Die meiſten Profeſſoren hegten dieſe Ueberzeugung ſelbſt; „aber wenn Sie unglücklicher Weiſe Kunde erhielten, daß jemand nicht die beſtehende Regierung anerkenne oder ſie angreife, proceda sin ningue género de consideracion á la formacion del espediente oportuno". Wie biegſam und dem Miß-

brauche ausgesetzt diese Verordnung ist und wie sehr sie der Freiheit des Unterrichts gefährlich werden könne, das sieht man auf den ersten Blick. Schon älter ist die Modification der Civilehe, welche diese Institution von einer obligatorischen auf eine facultative reducirt, die Ehe als Sacrament anerkennt und für die blos kirchlich geschlossenen Bündnisse nur die nachträgliche Einregistrirung verlangt. Noch weiter geht eine andere Maßregel, welche die seit der Septemberrevolution geschlossenen Ehen katholischer Geistlichen annullirt.

Immerhin sind dies Schritte auf der Bahn der Reaction; aber man wünscht dieselbe mit Mäßigung und in gewissen Schranken durchzuführen. Die alfonsistischen Organe bezeichnen heut die Politik der Regierung als eine solche der Attraction gegenüber den übrigen Parteien. Man könne doch nicht die Carlisten bekämpfen wollen und selbst carlistischen Principien huldigen. „Deswegen" sagt das „Diario Español", ist die Situation durchaus liberal und könnte nicht anders sein, und wenn jemand der Regierung rathen wollte, dies zu vergessen, und wenn jemand sie von dieser heilsamen Politik entfernen wollte, die ihr den Triumph sichern muß, so wäre der nicht ein ehrlicher Freund der Regierung". Aber daß diese dergleichen Rathschläge immer mit Verachtung wird zurückweisen können, das ist nicht so sicher, wie dasselbe Blatt behauptet. Eine neue Stütze, einen neuen Mittelpunkt für Complicationen und Intriguen im Palaste finden nunmehr die Moderados in der kürzlich hier eingetroffenen Infantin Donna Isabel, Wittwe des Grafen von Girgenti, deren Einfluß auf den jüngeren Bruder nicht unbedeutend sein kann. Man darf nur hoffen, daß, wenn jene verderbliche Partei das Uebergewicht erlangt, eine solche Politik im neunzehnten Jahrhundert sich durch ihre eigene Absurdität vernichten muß; aber sehr leicht könnte dann mit ihr auch die junge Monarchie zu Grunde gehen. Die übrigen Parteien halten sich immer noch in der Entfernung; die gehoffte allgemeine Versöhnung will nicht zu Stande kommen und ist überhaupt eine Unmöglichkeit in Spanien, wo alle Politiker Intransigenten sind und am liebsten jedes Individuum Partei für sich nehmen würde. Nur der Theil der Radicalen, welcher jetzt die constitionelle Partei bildet, und an dessen Spitze Sagasta und Serrano stehen, hat einen Schritt der Annäherung gethan. Im Hause Sagastas fand eine Zusammenkunft der hauptsächlichsten Mitglieder der Partei statt, und schon vorher hatte Serrano eine Audienz beim Könige. Was der Sohn mit dem Verführer und Verräther seiner Mutter verhandelt hat, weiß man nicht; aber aus den Organen der Partei, „Patria" und „Iberia", ersieht man, daß dieselbe endlich den Aufforderungen der ministeriellen Blätter folgt, die bestehende constitutionelle Monarchie anzuerkennen, die doch genau ihren Principien entspreche. Freilich sowie diese Aufforderungen hämisch und zudringlich waren,

ſo geſchieht die Zuſtimmung mürriſch und widerwillig; denn in der gegenwärtigen Situation bleibt den Conſtitutionellen wenig Hoffnung gegenüber der Macht der Moderados.

Ganz friedlich verharren die Republikaner, und, wie es ſcheint, ſind ſie nicht müſſig. Zorrilla, der alte rührige Verſchwörer, begann ſeine Thätigkeit ganz offen, indem er eine Anzahl radicaler Generale in ſeinem Hauſe zur Berathung zuſammenberief. Damit ſah ſich die Regierung, wahrſcheinlich ſehr wider ihren Willen, zur erſten offenen Maßregel gegen dieſe Partei gezwungen; man ließ Zorrilla die Aufforderung zukommen, Spanien zu verlaſſen. Zugleich wurden die radicalen Generale Izquierdo und Lagunero, die föderalen Brigadier Carmona und Oberſt Moreno del Chriſto, theils nach den canariſchen, theils nach den baleariſchen Inſeln geſchickt; dort fanden ſie den General Nouvilas, deſſen ſich Serrano auf dieſelbe Weiſe entledigt hatte. Zorrilla befindet ſich nun in Paris; Caſtelar, der eben dorthin überſiedeln wollte, weilt immer noch in Madrid. Man ſpricht davon, daß ſämmtliche republikaniſche Parteien ſich zu gemeinſamer Conſpiration vereinen und Zorrilla als ihr Haupt anerkennen wollen, natürlich, wie immer, in der Abſicht, ſich gleich nach dem Siege wieder zu trennen und zu bekämpfen. Daß augenblicklich das Vaterland ernſtlich in Gefahr iſt, daß der Bürgerkrieg eine immer bedrohlichere Geſtalt annimmt, das hält hier Niemanden von Verfolgung ſeiner eigenen oder Parteiintereſſen zurück; dazu glaubt ja in dieſem Lande, wo man, trotz aller üblen Erfahrungen, immer noch Wunder von der Regierungsform erwartet, jede Partei allein das Heilmittel für den kranken Staatskörper zu beſitzen. Beſonders aber die Föderaliſten haben von jeher die Carliſten den Alfonſiſten vorgezogen; ſie rechnen eben darauf, daß eine ſo wahnſinnige Reaction leichter zu bekämpfen und zu beſiegen ſei, als eine gemäßigte. Und ſpricht man ihnen davon, welch unendliches Elend ein ſolcher auch nur zeitweiſer Sieg des Abſolutismus über ihr Vaterland bringen müſſe, ſo erwidern ſie kaltblütig, wie Pi bei Gelegenheit der Inſurrection in Alcoy, daß man eine Revolution nicht ohne Anarchie und Blut bewerkſtelligen könne. Das Muſterbild iſt ihnen immer die große franzöſiſche Revolution.

Bei den Alfonſiſten guten Glaubens iſt eine große Ernüchterung eingetreten. Man hatte ſich im erſten Moment leichtfertig über alle Schwierigkeiten hinweggeſetzt und ſich Ungeheures verſprochen. Mit der bitteren Enttäuſchung verliert die Regierung ihren Credit. Man hört von ihr ſchon mit derſelben Indifferenz, ja Verächtlichkeit ſprechen wie von den vorhergehenden; auch wie damals kommt wieder die Meinung zum Vorſchein, daß man abſichtlich den Krieg nicht beende, und in dieſer Beziehung werden die ſchmählichſten Dinge erzählt und geglaubt. Das iſt die ſchlimme Folge eines ſo verdorbenen Staatslebens, daß man Immoralität überall vorausſetzt, ſelbſt wo ſie aus-

nahmsweise nicht statt hat. Schon ist man auf neue Veränderungen gefaßt, und würde sie mit Gleichmuth ertragen; wessen persönliche Interessen nicht in dieselbe verwickelt sind, der würde sich schwerlich rühren, die gegenwärtige Situation zu vertheidigen. Das Ganze erscheint nunmehr wie ein anderes der vielen Experimente zur Beseitigung der unendlichen Uebel, und halb und halb ist es schon wieder mißglückt. Spanien ist heut, nach Dantes Ausspruch

simigliante a quella inferma,
Che non può trovar posa in su le piume,
Ma con dar volta suo dolore scherma. A. G.

Aus Berlin. Kaisers Geburtstag. Parlamentarisches. — Des Kaisers Geburtstag ist in der geräuschlosen Weise vorübergegangen, in welcher sich dieses Fest hier zu vollziehen pflegt. Ein paar auswärtige Fürstlichkeiten zum Besuch am Hofe, die herkömmliche Gratulation der Großbeamten und höhern Militärs, in den Zeitungen mehr oder weniger schwungvolle Gedichte und Leitartikel, da und dort auf dem Theater ein Prolog, ein Dutzend officieller Diners, auf den Straßen sehr vereinzelte Fahnen, worunter noch immer die schwarzrothgoldene mit ihrer nachgerade doch sehr zweifelhaften Existenzberechtigung figurirt, am Abend spärliche Illuminationsversuche, das ist ungefähr Alles, was man in der Reichshauptstadt von diesem Festtage merkt. Von einer eigentlichen Volksfeier, wie in kleineren Städten, ist hier keine Spur. Nicht als ob man nicht auch hier mit inniger Verehrung und Liebe dem kaiserlichen Herrn ergeben wäre, allein der Berliner ist zu bequem, zu sparsam und zu prosaisch, um des Lebens alltägliche Nüchternheit gelegentlich mit etwas begeistertem Schwung zu verzieren, und von einer ganz besonderen, traditionellen Scheu, in Aeußerungen der Loyalität zu viel zu thun. Die große Zurückhaltung, um nicht zu sagen Mißachtung, bei patriotischen oder nationalen Festen ist nun einmal ein charakteristischer Zug unserer Bevölkerung, der bei allen derartigen Gelegenheiten auffällt. Uebrigens hat der greise Monarch, der in den letzten Wochen recht leidend gewesen, seinen Geburtstag in erfreulichem Wohlbefinden begangen, und es wird sogar wieder ernstlich versichert, der lange beabsichtigte Besuch bei dem König Victor Emanuel werde in einem der nächsten Monate in der That zur Ausführung kommen.

In politischer Hinsicht war die verflossene Woche reich an interessanten Ereignissen. In unserem Abgeordnetenhause ist es wieder einmal stürmisch zugegangen: Das „Sperrgesetz" hatte alle Geister der Leidenschaft und Aufregung entfesselt und Scenen erzeugt, die an dramatischem Leben in unsern parlamentarischen Annalen einzig dastehen. Ein effectvollerer Auftritt hätte auf keinem Theater arrangirt werden können, als ihn der Zufall im Land-

tagssaale ins Werk setzte, da er bei dem Geschichtchen des Herrn von Sybel vom bösen „Mark", der für seine Missethaten im Sumpfe versinkt, die wohlbekannte Gestalt des Reichskanzlers in voller Kraft und Rüstigkeit die Schwelle übertreten ließ. Ein solch brausender Jubel, solch stürmische Zurufe im ganzen Hause und auf den Tribünen sind niemals erhört worden. Der Fürst sah wahrhaftig nicht einem gebrochenen kampfmüden Mann gleich, wie die Gerüchte der letzten Wochen uns hatten glauben machen wollen. Und wie er dem grenzenlosen Unfuge, der mit der Phrase „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen" in ultramontanem Munde getrieben wird, mit dem einfachen Ausspruch entgegentrat, auch er glaube Gott zu dienen, wenn er seinem Könige gehorche, und des Papstes Wille sei nicht Gottes Wille, da gab er wieder eines jener geflügelten Worte von sich, welche der begeistertsten Zustimmung in allen loyalen Herzen sicher sind. Es ist auffallend, wie oft gerade der alte Herr von Gerlach, der Mann nach dem Sinne der „Kreuzzeitung", den Widerspruch Bismarcks hervorruft, als wollte der Reichskanzler bei jeder Gelegenheit Zeugniß ablegen, wie voll und ganz er mit dem Geiste der feudalen Reaction gebrochen, welche dem Staate und dem Könige nur so lange dient, als beide ihnen selbst zu Willen sind.

Der folgende Tag brachte uns dann die unerquickliche Scene der Verlesung der Encyclica. Es gehörte die eiserne Stirn eines so fanatischen Centrumsmannes, wie des Freiherrn von Wendt, dazu, um gegen den Protest des Präsidenten und fast des ganzen Hauses dies frevelhafte Schriftstück seiner ganzen Länge nach vorzutragen und den Landtagssaal zu einer Agitation zu benutzen, die nur durch das Privilegium der Volksvertretung sich dem Strafrichter entzieht. Die massenhafte Verbreitung dieses aufreizenden Erlasses, welche die Bischöfe und Geistlichen nicht gewagt, kann nun unter der Firma eines Berichtes aus dem Abgeordnetenhause erfolgen, und die hinterlistige Kampfweise der Ultramontanen ist wieder um einen charakteristischen Zug bereichert. Es erhob sich darüber ein Tumult und tobender Sturm, der von Thätlichkeiten nicht mehr allzufern schien, und der Präsident mochte ernstlich überlegen, ob es nicht an der Zeit sei, den Hut aufzusetzen und durch diese ultima ratio der Geschäftsordnung die Sitzung zu schließen. Der Wiederkehr solcher Vorkommnisse wird durch eine schleunige Aenderung der Geschäftsordnung abgeholfen werden müssen. Noch die ganze Sitzung hindurch zitterte die Bewegung nach und wiederholt wurde die Aeußerung gehört, ein solcher Hohn sei der Volksvertretung nie geboten worden. Eine glänzende Leistung staatsmännischen Geistes und juristischer Schärfe war die darauf folgende Rede Gneists. Eine so schonungslose Vernichtung der ultramontanen Schlagwörter von den Grenzen des staatlichen Gesetzgebungsrechtes, vom gebrochenen Religionsfrieden, vom bedingten Gehorsam gegen die Gesetze, haben wir kaum je

im Laufe des „Culturkampfes" vernommen. Mit einem Worte, die Situation, soweit sie im parlamentarischen Leben zum Ausdrucke kommt, ist auf das Höchste gespannt, und die Stimmung eine weit verbittertere, als bei einer andern der zahlreichen kirchlichen Debatten. Allgemein herrscht das Gefühl, daß wir vor der entscheidenden Krisis stehen.

Literatur.

Vom Büchertisch. Deutsch-Lothringen. Von Dr. E. Huhn. (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung). — Die fleißige Arbeit über unseren neuen Besitz an der Mosel verdient um so mehr unseren Dank, als sie völlig vereinzelt steht. Ungleich eingehender hat man sich bisher mit dem Elsaß beschäftigt. Die Gründe sind leicht zu begreifen. Einmal liegt uns der historische Zusammenhang mit den Rheingegenden zeitlich näher, sodann haben aber auch die landschaftlichen Vorzüge in Verbindung mit der Bequemlichkeit der Sprache und des Verkehrs den Strom neugieriger Touristen angezogen. Es steht zu erwarten, daß diese Thatsache sich hauptsächlich auch durch Vermittelung unseres Buches ändern wird. Denn in gedrängter Kürze deckt es eine Fülle des interessantesten Stoffes auf: die geologischen, klimatischen, topischen Verhältnisse des Landes werden klargelegt, nicht nur die wirthschaftlichen und socialen Zustände der Bevölkerung erfahren, wie billig, die genügende Beachtung, auch die Trachten, Sitten und Gebräuche werden kurz geschildert. An diesen allgemeineren Theil schließt sich eine Topographie der einzelnen Kreise an, sowie eine Anzahl von Beilagen, unter denen die bibliographische, welche die gesammte Literatur über Deutsch-Lothringen verzeichnet, ganz besonders werthvoll erscheint. Zu bedauern ist nur zweierlei: einmal daß der Verfasser einem historischen Abriß aus dem Wege gegangen, sodann daß nicht wenigstens eine Uebersichtskarte des Landes beigegeben ist. Die dagegen in der Vorrede angeführten Gründe sind keineswegs stichhaltig — Zwischen den Schneeglöckchen unseres noch so rauhen Frühlings tauchen auch schon wieder die rothen Blüthenknospen Bädekers auf. Von „Unteritalien" liegt die vierte, von „London" bereits die fünfte „neubearbeitete" Auflage vor. uns. Bädeker zu loben, hieße Eulen nach Athen tragen. Wie es der letzte Zweck jeder Erziehung ist, sich selbst entbehrlich zu machen, so arbeitet auch er, der praeceptor Germaniae unter den Touristen, mit aller Kraft dahin dem Reisenden die geistige Unabhängigkeit zu wahren, ihn selbständig reisen zu lehren. Wenn er es geradezu ausspricht, daß er den Reisenden von

der Begleitung des Lohnbedienten befreien will, so geschieht es nicht dadurch, daß er sich mit dem Lohnbedienten identificirt, wie es die ganze Schaar seiner roth-, braun- oder grünbefrackten Nachtreter thut, die den armen Wanderer eben zwingen mit ihren Augen zu sehen, dies schön, erhaben, gottvoll; jenes häßlich, niedrig, gemein zu finden; vor dem Berge die, vor jener Statue jene Empfindung zu fühlen. Nein, er identificirt sich mit dem gebildeten Reisenden selbst; er traut seinem Leser Bildung und Empfindungsfähigkeit genug zu, um des Gängelbandes nicht zu bedürfen. So ist er gänzlich frei von jenem halb entzückten, halb schulmeisterlichen Ton, der am Schlusse der Reise in ängstlichen Seelen das Gefühl wachruft, „garnichts gesehen zu haben" wenn eine der Merkwürdigkeiten etwa versäumt ward. Darin liegt eben, wie in diesen Blättern früher von anderer Seite schon öfters nachgewiesen wurde, das Geheimniß seiner Wirkung. Ja wie er sich räuspert u. s. w., das haben sie ihm glücklich abgeguckt. Sein eigentliches Wesen aber haben sie nicht erkannt. Wohl aber andere. Und die Welt hat nicht gekargt mit ihrer Anerkennung. Haben doch manche dieser Kinder der „rothen Erde" schon die sechszehnte Auflage, eines die einundzwanzigste erlebt. Und so sind wir so boshaft dem Unermüdlichen das Schicksal des „ewigen Juden" zu wünschen, des rastlosen Wanderers, bis in die Fülle zukünftiger Zeiten hinein. Um nur einen Blick auf das neue „London" werfen, welch eine Menge lehrreicher und zweckmäßiger Verbesserungen! Außer der eingehenden Berücksichtigung der materiellen Verpflegung, ist der Verkehr besonders in Betracht gezogen worden. Vor allem wird man die Eintheilung des großen Planes von London in drei Abtheilungen loben müssen, die den momentanen Gebrauch der Karte auf der Straße wesentlich erleichtert. Eine werthvolle Zugabe ist ferner das Kärtchen, auf dem die Eisenbahnen Londons übersichtlich verzeichnet sind. Auch die Beschreibung der Hauptrouten durch England, Schottland und Wales entspricht dem touristischen Bedürfniß; vielleicht zieht die nächste Auflage das so interessante Dublin mit in ihren Bereich. — Nur zu erwähnen ist, daß Kolb's Statistik (Leipzig, A. Felix) in neuer Auflage wieder erschienen ist. Auch dies bekannte Buch bedarf unseres Lobes nicht. Es versteht sich von selbst, daß den neuen statistischen Erhebungen allenthalben Rechnung getragen ist. Den Glanzpunkt des Buches bildet natürlich wieder Bayern, während Sachsen z. B. dürftiger behandelt ist. Jedenfalls ist Kolbs Buch dem aufmerksamen Zeitungsleser, dem Juristen, dem Nationalökonomen ebenso willkommen, wie dem berufsmäßigen Statistiker unentbehrlich. Es wird immer ein wesentlicher Bestandtheil unserer wissenschaftlichen Literatur sein, so anspruchslos es auch auftritt. — Geschichte des deutschen Reiches vom Ende des vierzehnten Jahrhunderts bis zur Reformation. Von Theodor Lindner 1. Band. (Braunschweig, Schwetschke und Sohn). — Daß das Bessere der Feind des Guten ist, hat besonders auch die deutsche Geschichtsschreibung der Jahrhunderte des Uebergangs aus dem Mittelalter in die neuere Zeit gezeigt. Mit mißtrauischem Blick auf den Wirrwarr eines reichen, aber theils noch nicht gehobenen, theils noch nicht gesicherten Materials hatte man sich bisher von einer zusammenfassenden Darstellung ferngehalten. Und doch ist eine solche auf Grund des Vorhandenen ebenso nöthig, wie sie möglich ist. Man wird deshalb die Arbeit Professor Lindners, von der die Geschichte König Wenzels bis zum Jahre 1387 vorliegt, auch dann freudig begrüßen müssen, wenn man ihre vom Verfasser selbst eingestandenen stofflichen Mängel nicht übersehen will. Auch darin wird man mit ihm übereinstimmen, daß es angemessener

gewesen wäre, mit der Regierung Karls IV. zu beginnen. Denn auf ihn muß doch die Geschichte dieser ganzen Zeit immer wieder zurückgreifen. Daß die Regesten des Kaisers seit längerer Zeit in Aussicht stehen, hätten den Verfasser nicht abhalten sollen oder er hätte überhaupt noch warten müssen: jetzt fehlt seinem groß angelegten Unternehmen doch der allein richtige Ausgangspunkt. Ebenso fühlbar macht sich der eingestandene Mangel archivalischer Studien, deren Nothwendigkeit in dieser Epoche doch schon zwingend hervortritt: daß sie für die künftigen Bände in Aussicht gestellt sind, kann dem vorliegenden nicht zu Gute kommen. Aus diesem Grunde hat die Darstellung etwas Aphoristisches. Immerhin aber füllt das reichhaltige Buch eine bis jetzt sehr fühlbare Lücke aus, immerhin wird es auch jetzt schon viel dazu beitragen, die allgemeineren Darstellungen in den „Weltgeschichten" zu ergänzen und zu verbessern. Einmal mußte mit einer solchen Darstellung begonnen werden; die Publication aller Quellen kann zunächst nicht abgewartet werden. Zu Gute werden den nächsten Bänden des Buches auch Die Recesse und andere Akten der Hansetage von 1256 — 1430 (Leipzig, Duncker und Humblot) kommen, deren dritter Band vor kurzem unter Koppmanns umsichtiger Leitung erschienen ist. Der starke, glänzend ausgestattete Band umfaßt außer den umfangreichen, 360 Nummern bildenden Nachträgen für die Zeit der beiden ersten Bände, die Hansetage von 1387 bis 1390. Der wichtigste historische Gewinn, den uns der Band bringt, besteht in der Klarlegung des großen Zwistes der Hanseaten mit den englischen Königen Eduard III. und Richard II., der schon im Jahre 1373 begann und 1388 in Marienburg beigelegt ward. Eine reiche Zahl trefflicher Verzeichnisse macht das Buch natürlich erst benutzbar. — Die neueste Publication des „Allgemeinen Vereins für deutsche Literatur" deckt unter einem mennigefarbenen Einband Geistesströmungen von H. M. Richter (Berlin, A. Hofmann u. Comp.), abermals eine Sammlung von meist früher erschienenen Feuilletons. Ein Werth dürfte ihnen indeß nicht abzusprechen sein. Das ganze Buch giebt sich mit dem deutschen Geistesleben in Oesterreich ab, das von den Tagen der Babenberger bis zum Tode Karl VI. in flüchtigen Bildern vorgeführt wird. Ein zweiter Theil „aus dem Zeitalter der Aufklärung" enthält nun aus noch nicht benutzten Quellen Beiträge zur Literargeschichte des achtzehnten Jahrhunderts, die ein weiteres Interesse in Anspruch nehmen. Besonders über das Verhältniß Lessings zu Wien ist manches Neue beigebracht worden. Nur in der Farbengebung hat sich der Verfasser wohl vergriffen. Das „Capua der Geister" erscheint in der josephinischen Zeit hier auf einer ästhetischen, literarischen und philosophischen Höhe, die allzusehr die Absicht merken läßt, um sie nicht zu verfehlen zu müssen. — Die Braut in Haaren von Münnich (Jena, Costenoble) ist eine frischgeschriebene Novelle, die sich hauptsächlich durch einen glücklichen Mangel des sentimentalen Elements vortheilhaft auszeichnet. Die Ausstattung darf man als höchst gelungen bezeichnen.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 25. März 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Italieniſche Kirchenpolitik.

Von Wilhelm Lang.

Es iſt nicht zu ändern: wir Deutſche kommen aus der Verwunderung über die italieniſche Kirchenpolitik nicht heraus, die Italiener ſind erſtaunte Zuſchauer der unſerigen. Auf der Hand liegt die Gleichartigkeit der Intereſſen, der Feind iſt derſelbe, das Ziel, welches beiden Staaten die Selbſterhaltung vorſteckt, iſt das gleiche, und doch macht ſich bei jedem Schritte, der dieſſeits und jenſeits der Alpen nach demſelben Ziele geſchieht, die gründliche Verſchiedenheit der Anſchauungen wieder aufs ſchlagendſte geltend.

Wenn im Mantuaniſchen die Bauern unbekümmert um den Biſchof ſich Pfarrer nach ihrem Herzen wählen und auf das Urrecht der chriſtlichen Gemeinden ſich berufen, ſo müßte, denken wir, die italieniſche Regierung mit beiden Händen einen Anlaß ergreifen, bei dem ſie, geſtützt auf eine freiwillige Bewegung des Volkes, Breſche in das hierarchiſche Syſtem legen könnte. Wenn in Sicilien Prieſter, die das Unfehlbarkeitsdogma nicht annehmen, gegen ihren Biſchof aufſtehen und mit ihrer Gemeinde verbunden einen von Rom gelöſten altkatholiſchen Gottesdienſt einrichten, ſo ſcheint nichts ſelbſtverſtändlicher, als daß die Regierung ſich des niederen Klerus gegen den ultramontanen Biſchof annimmt und zu den Traditionen der ſiciliſchen Kirche zurückkehrend in jenen ſich eine Stütze ſucht. Statt deſſen ſehen wir, daß jede ſolche Regung von Unabhängigkeitsgeiſt für die italieniſchen Staatsmänner eine Verlegenheit iſt. Ein ſympathiſches Wort iſt das Aeußerſte, was ſie zur Rede geſtellt etwa leiſten, von einer Unterſtützung keine Rede, noch weniger von dem Entſchluſſe, ſolche Symptome zum Ausgangspunkt einer kühnen Politik zu machen.

Umgekehrt: jeder Act der deutſchen Kirchenpolitik erregt in Italien Kopfſchütteln, ſkeptiſche Zurückhaltung, ja Beſorgniß, die Folgen könnten über die Alpen hinübergreifen. Auch wer die Verwegenheit bewundert, zweifelt doch an deren Erfolg. Als auf die päpſtliche Encyclica die preußiſche Regierung mit Entziehung der Staatsdotationen antwortete, erſtaunten die Italiener über den Ernſt, mit dem in Deutſchland das Manifeſt des Papſtes aufgenommen wurde. Aehnliche Manifeſte hatte er wiederholt dem italieniſchen

Staate gewidmet, die unhöflichsten Proben aus seinem Wortvorrath hatte er immer für seine Landsleute aufgespart, die Kirchengesetze sind der Reihe nach für ungiltig erklärt und deren Urheber verflucht worden. Aber Niemand hatte sich darum gekümmert. Weder die Staatsmänner noch das Volk, nicht einmal die Priester nahmen derlei im Ernst. Man gewöhnte sich an die Wiederholung der stereotypen greisenhaften Proteste und ging seines Weges weiter.

Warum geschieht in Deutschland nicht ein Gleiches? Ist der Staat Wilhelms I. weniger stark als derjenige Victor Emanuels, der die Bullen des Papstes gleichmüthig bei Seite legt? Sind die deutschen Staatsmänner allzu hitzig oder allzu ängstlich? Nur ein oberflächlicher Sinn könnte die Verschiedenheit der römischen Politik in beiden Ländern auf Rechnung der leitenden Persönlichkeiten hier und dort setzen. Als ob die Kirchenpolitik eines großen Landes sich nach dem Gutdünken und der Erfindung eines Staatsmannes machen oder nach einer beliebigen Doctrin sich zuschneiden ließe. Als ob man fremde Muster entlehnen oder den eingeschlagenen Weg im Handumdrehen mit einem anderen beliebig vertauschen könnte. Darum war auch immer der Rath zwar gut gemeint, aber herzlich verkehrt, der nach hüben und drüben ausgewechselt wurde, daß nämlich die Italiener wohl daran thäten, sich an das Beispiel Bismarcks zu halten, oder, wie der Rath erwiedert wurde, daß wir nichts Vernünftigeres thun könnten, als die gelassenen Italiener uns zum Muster zu nehmen. Nicht die Willkür, sondern die geschichtliche Entwickelung der Völker, ihr Charakter und ihre Schicksale sind bestimmend für Lebensfragen, wie es die Richtung eines solchen Gesetzgebungswerkes ist. In seinem Geiste spiegelt sich der Geist des Volkes wieder. Mit welchen Mitteln man hier und dort sich der Anmaßung päpstlicher Gewalt erwehren werde, war schon damals entschieden, als vor mehr denn drei Jahrhunderten die Cultur beider Länder sich trennte.

„Der Luther Italiens ist Niccolò Machiavelli gewesen." Dieses kühne Wort von de Sanctis wirft ein helles Licht auch auf den Streit, der gegenwärtig zwischen der deutschen und der italienischen Publicistik geführt wird. Der deutsche Staat kann seine Aufgabe nur auf dem Wege suchen, der ihm durch die Reformation vorgezeichnet ist, das heutige Italien führt seine Tradition mit Recht auf den Verfasser der Discorsi und des Principe zurück. Durch eine That des Gewissens hat sich der Deutsche von Rom freigemacht, durch Spott hat es der Italiener versucht. Stolz rühmt es Francesco de Sanctis, einer der tiefsten Schriftsteller des heutigen Italiens, daß sein Vaterland zu den Zeiten Luthers die Theologie bereits hinter sich gehabt, daß es das Heil nicht mehr von einer neuen Scholastik erwarten konnte, sondern einzig von der Wissenschaft, daß seiner verfeinerten Bildung ein Luther ebenso als

Barbar erſcheinen mußte wie ein Savonarola. Und in dieſem Sinne ſieht er in Machiavelli den Bruch mit dem Mittelalter, den Anfang der neuen Zeit perſonificirt.

Doch die geprieſene nuova civiltà italiana hinderte nicht, daß das Volk in den Banden der Kirche blieb. Sie war ein Firniß der geiſtreichen Geſellſchaft, während die Maſſen nichts von der Befreiung verſpürten. Statt von oben zur Tiefe zu dringen, ging die Bildung der Nation vielmehr in die Brüche. Hier Aufklärung und Spott, dort Aberglaubè und Knechtſchaft; Gleichgiltigkeit auf beiden Seiten. Nur ein einziges Intereſſe iſt in unſerem Jahrhundert der Wiedergeburt im Stande geweſen, alle Kräfte zuſammenzufaſſen und ihnen einen gemeinſamen Impuls zu geben: das politiſche. Die nationale Unabhängigkeit und Einheit war der einzige Idealismus, die einzige Religion, deren das italieniſche Volk fähig war. Auch in dieſem Stück iſt Machiavelli der Prophet und geiſtige Vater des modernen Italiens.

Nichts wäre ungerechter, als die italieniſche Kirchenpolitik der letzten zwanzig Jahre in Bauſch und Bogen als mattherzig oder erfolglos zu verurtheilen. Allzu laut reden die Thatſachen. Zugleich mit dem Kampfe um die Unabhängigkeit begann auch der Kampf mit Rom. Er begann zu einer Zeit, da das kleine Piemont völlig iſolirt ſtand, da im übrigen Europa die Concordate geſchloſſen wurden und die römiſche Kirche ſich die Freiheitsparagraphen des Jahres 1848 zu Nutzen machte. Vom Jahre 1852 nahm jene muthige und großartige kirchliche Politik der ſubalpiniſchen Staatsmänner ihren Anfang, die um ſo mehr Bewunderung verdient, als ſie in einem durchaus katholiſchen Lande durchgeführt wurde. Die Aufhebung der geiſtlichen Gerichtsbarkeit, die Unterdrückung der Klöſter, die Einziehung der Kirchengüter, die Civilehe, endlich die Säculariſation des Kirchenſtaates und die Verdrängung des Papſtes hinter die Mauern des Vaticans, das ſind eben ſo viele Triumphe, die der moderne Staat über die mittelalterliche Kirche davongetragen hat. Aber das Pathos, das dieſen Kampf beſeelte, war ein ausſchließlich politiſches. Erſt galt es die Kräftigung des kleinen Staates, der die nationale Aufgabe zu übernehmen entſchloſſen war und die eigene Exiſtenz an dieſelbe ſetzte, dann galt es Schritt für Schritt mittelſt der Geſetzgebung das Werk zu organiſiren, das vollendet war, als Rom, die Stadt der Päpſte, als Hauptſtadt des Nationalſtaates, ſeine Auferſtehung feierte.

Die Kirchenpolitik hatte den Zweck und den Erfolg, das Capitol für Italien zu erobern. Aber der Vatican? Hier war der ſchwache Punkt der italieniſchen Politik. Sie bekämpfte den weltlichen Herrn und unterſchied dieſen ſorgfältig vom heiligen Vater. Seinen irdiſchen Thron legte ſie nieder, aber niemals ſtellte ſie ſein apoſtoliſches Amt in Frage. Ja ſie war ſich

bewußt, oder redete ſich wenigſtens ſelber ein, daß ſie dazu helfe, dieſes Amt in ſeiner urſprünglichen Reinheit wieder herzuſtellen. Sie verſprach dem Papſte nicht blos Schutz, ſondern eine neue glorreiche Aera. Sie ſchmeichelte der geiſtlichen Gewalt, indem ſie ihr den weltlichen Mantel abriß.

Sieht man zurück, ſo war es einfache Nothwendigkeit, für die italieniſche Politik ſo zu handeln. Das Papſtthum war eine Thatſache, mit der man rechnen mußte. Nur der politiſchen Einheit durfte es nicht im Wege ſtehen, im Uebrigen ſollte es unbehelligt ſein. Es ließ ſich nicht beſeitigen, alſo mußte man ſehen, ſich mit ihm zu verſtändigen. So gleichgiltig waren einem blos von politiſchem Intereſſe erfüllten Geſchlechte die geiſtlichen Functionen des Papſtes, daß man dieſe unbedenklich zum Gegenſtande des Handels mit der Curie machte. Jederzeit war man bereit, gegen ein politiſches Zugeſtändniß Roms den Preis mit dem Verzicht auf irgend ein ſtaatliches Recht leopoldiniſcher Tradition zu zahlen. Manche wünſchten die Verſtändigung aufrichtig, es waren die Reſte der neuwelfiſchen Schule; doch die Meiſten waren es zufrieden, daß die Verſöhnung, hundertmal angeboten, ebenſo oft zurückgewieſen wurde. Trieb doch die Hartnäckigkeit des Papſtes viele ſeiner überzeugten Anhänger immer entſchiedener auf die Seite des Staates. Mit jedem Angebote hatte der Staat gleichſam ſein Gewiſſen ſalvirt und konnte nun ſeine Forderungen höher ſpannen, die eine Nachgiebigkeit des Papſtes aufgehalten hätte. Daher denn auch der diplomatiſche Charakter des ganzen Streites, daher die Zögerungen und Schwankungen, die Widerſprüche und Compromiſſe, die Zugeſtändniſſe, die zuletzt im Garantiengeſetze gipfelten. Doch alles in allem war in dieſem Gange der Geſetzesarbeit nichts, was nicht aus den Verhältniſſen natürlich gefloſſen wäre. Man drückte dies damit aus, daß man ſie auf Cavour ſelbſt zurückführte und mit dieſer höchſten Autorität deckte. Allein Cavour hatte ſeine Politik ausdrücklich auf die Gewinnung Roms berechnet; ſobald dieſes Ziel erreicht war, verlor ſie ihre Berechtigung, und die Frage iſt: was nun?

Eine Kritik des heutigen italieniſchen Kirchenrechts und der Art, wie die beſtehenden Geſetze gehandhabt werden, kann man ſich füglich erſparen, ſeitdem Ruggiero Bonghi die bekannte Abhandlung zur Unterrichtung der Deutſchen geſchrieben hat. Schonungslos iſt ſeine Analyſe und ſein Urtheil. Nach der Darſtellung dieſes zuſtändigen Kritikers befindet ſich das heutige Kirchenrecht des Königreichs Italien in einem Zuſtande unbeſchreiblicher Verwirrung. Genug, daß er ſelbſt erklärt, „daß auch wir in Italien nicht bei der gegenwärtigen Unſicherheit und Lauheit der Geſetzgebung ſtehen bleiben können“. Dennoch iſt er wieder der Meinung, daß die gegenwärtige Politik der italieniſchen Regierung die angemeſſenſte, die vollkommen zweckentſprechende ſei. Sie erleichtert nämlich die politiſche Befeſtigung des Staates, ſofern ſie die Schwierig-

keiten der inneren Organiſation nicht noch vermehrt durch kirchliche Wirren. Jeder religiöſe Zwieſpalt, ſagt Bonghi, würde die Conflicte nur vermehren und die Frage von der weltlichen Macht wieder auffriſchen. Würde man die preußiſche Politik nachahmen, ſo wäre die unvermeidliche Folge eine Stärkung der fanatiſchen Partei, ein katholiſcher Aufſchwung, der das mühſam Gewonnene wieder in Frage ſtellte. Mit anderen Worten, das Königreich Italien iſt noch nicht ſtark genug, einen Kirchenſtreit in größerem Stile zu ertragen. Jene Geringſchätzung der Macht der katholiſchen Kirche, jene erhabene Gleichgiltigkeit gegen das Unfehlbarkeitsdogma, die zur Schau getragen wird, entſpringt alſo, beim Lichte betrachtet, einem Gefühle der Schwäche. Der Staat würde zu viel aufs Spiel ſetzen, wenn er ſeine Geſetzgebung einheitlicher, conſequenter regelte und rückſichtslos durchführte. Die italieniſche Politik iſt keineswegs muſterhaft, ſie iſt nicht eben die würdigſte, aber ſie iſt unter den Umſtänden die klügſte.

Das iſt nun ein Argument, gegen welches ausländiſche Kritik nur ſchwer aufzukommen vermag. Zuletzt müſſen die Italiener ſelbſt am beſten wiſſen, was die Wohlfahrt ihres Staates erfordert. Und es iſt keine Frage, ihre politiſche Einheit iſt nicht blos ihnen begreiflicherweiſe das höchſte Gut, ſie iſt zugleich ein allgemeines Intereſſe. Ja man darf ſagen, die Behauptung des Nationalſtaates mit der Hauptſtadt Rom iſt derjenige Beitrag, den die Italiener zum Culturkampf unſeres Jahrhunderts leiſten. Wir können nicht verlangen, daß ſie auf ihre Koſten Politik für uns treiben, billigerweiſe können wir auf keine andere Unterſtützung Anſpruch machen, als ſie ihnen durch ihre eigenen Intereſſen vorgeſchrieben wird. Sie leiſten das ihrige, wenn ſie alle Zukunft dem Prieſterſtaate abſchneiden, der den katholiſchen Mächten ein beſtändiges Feld der politiſchen Intrigue war, wenn ſie das Papſtthum auf ſeine eigenen Mittel reduciren, deren Stärke und Nachhaltigkeit eben jetzt die Probe zu beſtehen hat. Man darf von dem katholiſchen Aufſchwunge, der die unmittelbare Folge der Säculariſation geweſen iſt, noch nicht auf die Zukunft ſchließen. Das Papſtthum ſelbſt zeigt doch nichts weniger als Vertrauen in die Stärke ſeiner eigenen Hilfsquellen. Sonſt würde es nicht noch immer fortfahren, unter Wehklagen gegen ſeine Depoſſedirung zu proteſtiren; ſonſt hätte es nicht die verlockenden Angebote der Italiener, die ihm von Cavour an eine glänzende Zukunft als rein geiſtliche Macht in Ausſicht ſtellten, ſammt und ſonders mit ſolcher Conſequenz und Entrüſtung zurückgewieſen. Noch heute betrachtet das Papſtthum den Verluſt ſeiner weltlichen Herrſchaft als die empfindlichſte Einbuße, die es erlitten hat. Eine Einbuße, die ſich nur verſchmerzen läßt, wenn der Papſt ſeiner geiſtlichen Herrſchaft um ſo ſicherer iſt. Doch die tumultuariſchen Mittel, zu denen wir ihn und ſeine Agenten heute greifen ſehen, machen eher den Eindruck, daß ſie in der Geſchwindigkeit, durch Ueber-

rumpelung der Maſſen, ſoviel als möglich noch zuſammenraffen wollen, als daß ſie auf die Zukunft ungemeſſene Hoffnungen ſetzten.

Merkwürdigerweiſe iſt gerade in Italien das Auftreten der Curie zurückhaltender. Nicht dort hat ſie alle ihre Geſchütze aufgefahren. In Italien hat die Thatſache der Annexion Roms eher einen vorübergehenden Stillſtand in dem Kriege zwiſchen Staat und Kirche zur Folge gehabt. Man ſteht gegenſeitig beobachtend auf der Lauer, nirgends wird das letzte Wort ausgeſprochen. Wenn die italieniſche Politik mit Recht der „Lauheit" bezichtigt wird, ſo iſt nicht mehr als billig, auch der römiſchen Politik, gegenüber dem Königreich Italien, dieſes Prädicat nicht vorzuenthalten. Mehr als Plänklergefechte ſind nirgends ſichtbar. Wie der Staat weit entfernt iſt, ſeine Kraft zuſammenzufaſſen, und manche Angelegenheiten, die geſetzlich geregelt ſein ſollten, wie z. B. das Verhältniß von Kirche und Schule, ſorglos dem Belieben der Gemeinde anheimgiebt, ſo läßt auf der anderen Seite auch die Kirchengewalt den Biſchöfen freien Spielraum. Nirgends die Concentrirung der Maſſen, wie in Deutſchland, keine geſchloſſene Agitation, die von einem einheitlichen Willen gelenkt wird. Verfaſſung und Geſetze ſind auch dort verflucht, und mehr als eine Bulle hat den König ſelbſt mindeſtens geſtreift, das hindert aber nicht, daß dieſer und jener Biſchof nach Belieben zum Geburtsfeſte des Königs oder gar zum Verfaſſungsfeſte ein Te Deum ſingt. Der eine Biſchof erfüllt die ſtaatsgeſetzlichen Formalitäten, mit denen er ſich das Exequatur erwirbt, die anderen thun es nicht, ganz nach Gutdünken. Als kürzlich der Senat die Artikel des neuen Strafgeſetzbuchs, betreffend den Amtsmißbrauch der Geiſtlichen, berieth, lag ein von fünf Biſchöfen unterzeichneter Proteſt vor, wo blieben die anderen? In Deutſchland wäre ein Geſammtproteſt des Episcopats erfolgt, in Italien ſchien das nicht der Mühe werth. Und dann die Nichteinmiſchung des Klerus bei den politiſchen Wahlen. Trotzdem, daß das italieniſche Wahlgeſetz die unteren Volksklaſſen ausſchließt, wäre doch die Geiſtlichkeit ſicher im Stande, wirkſam einzugreifen und mindeſtens eine ſtarke klericale Partei in das Parlament zu bringen. Sie hat es bis jetzt unterlaſſen, ſie kümmert ſich nicht um die Politik, wie die Politik nicht um die geiſtlichen Dinge. Es herrſcht in den Beziehungen der römiſchen Kirche zu Italien eine gewiſſe Gutmüthigkeit, ungefähr wie unter Landsleuten, die in heftiger Fehde ſich befinden, aber doch immer Landsleute ſind.

Ob wirklich politiſche Sympathien des Klerus, der wenigſtens in früheren Zeiten ſein Nationalitätsbewußtſein nicht verläugnete, einigermaßen mitwirken, läßt ſich ſchwer beurtheilen. Gewiß iſt, daß die Acten der päpſtlichen Ueberhebung weder im Volke noch auch in der Prieſterſchaft entfernt den Eindruck machen, wie in Deutſchland. Durch die Unfehlbarkeit iſt dort nicht die mindeſte Veränderung eingetreten. Sie ſchneidet nicht in die Gewiſſen ein,

und hier erkennt man die Früchte der Bildung der Renaiſſance. Nirgends ein aufregender Zwieſpalt, der durch die widerſtreitenden Anſprüche des Staates und der Kirche hervorgerufen würde. Leidlich findet man ſich mit dem einen zurecht und mit dem anderen. So recht ernſtlich meinen es ja beide Mächte nicht. Und darum die Gelaſſenheit der italieniſchen Staatsmänner, die, wie Bonghi ſagt, „inſtinctmäßig und in Folge ihrer ganzen Erziehung nicht an den Einfluß der katholiſchen Kirche, nicht an ihre wirkliche Widerſtandsfähigkeit glauben".

Zwiſchen den Zeilen lieſt man indeſſen immer wieder, daß die Italiener blos für den gegenwärtigen Uebergangszuſtand ihre Politik als zweckmäßig vertheidigen. Sie iſt für das noch dauernde Pontificat Pius IX. berechnet. Es bedeutet keine Aenderung des Syſtems, wenn neuerdings die Symptome ſich mehren, daß der Staat wenigſtens auf die Behauptung größerer Würde bedacht iſt. Er erinnert die Biſchöfe an die Strenge des Geſetzes. Der Juſtizminiſter hat den Generalprocuratoren die Pflicht eingeſchärft, gegen klericale Uebergriffe in der Preſſe und auf der Kanzel einzuſchreiten. Dem Erzbiſchof von Ravenna iſt, während man es früher nicht ſo ſtrenge nahm, das Exequatur verweigert worden, weil er ſeine Ernennungsbulle nicht ordnungsmäßig vorlegte. Auch durch die Verhandlungen des Senats über das neue Strafgeſetzbuch ging ein ungewöhnlich antiklericaler Zug. Allein man wird ſich nicht zu einer Frontveränderung entſchließen, während man über kurz oder lang vor dem Unbekannten ſteht. Gegen den letzten Papſtkönig nimmt man noch perſönliche Rückſichten, die man ſeinem Nachfolger nicht mehr ſchuldet. Erſt mit dem nächſten Conclave wird ſich zeigen, ob Italien ſich mit den bisherigen Nothbehelfen begnügt oder ob es zu einer Auseinanderſetzung mit der Kirche entſchloſſen iſt.

Aus der Jugendzeit.

Von Adolf Pichler.

II.

Auch Romantik anderer Art rückte mir unangenehm nahe. Scharnitz lag vor der Grenze, das Gebirg hatte viele Uebergänge und Schlupfwinkel und ſo war es durch den Schmuggel, der hier mit großer Verwegenheit getrieben wurde, berüchtigt. Der Winter unterbrach das Geſchäft kaum; ſobald der Schnee feſt gefroren war, wagten ſich die Leute mit den Reifen hinauf und ſchleppten ſchwere Ballen Tabak und Geſpinnſte

nach Tirol. Das Geschäft selbst war schon traurig genug; aber noch trauriger, daß man diese arme Teufel, denen der Boden nicht ausreichend Korn zum Unterhalte trug, mit Spießen und Stangen von Amtswegen verfolgen mußte. Mancher darunter war auch als kühner Wildschütz berühmt und setzte einen Stolz darein, es zu sein, denn das Volk bewunderte ihn als einen Helden; es brachte daher oft Gefahr, seiner Fährte zu folgen. Vor allen wurden die Rab genannt, Burschen keck genug, dem Teufel selbst die Ohren abzureißen. Sie sind mir nach vielen Jahren als unverwüstliche Greise oft genug mit dem Stutzen in der Hand auf meinen Bergfahrten begegnet und ich hatte dann ebensoviele Freude sie zu sehen, als damals Angst, wenn ich ihren Namen hörte. Mein Vater war als treuer Beamter von selbst ein Feind des Schmuggels. Da gab es Verräther, welche für Geld die Wege ihrer Kameraden und den Tag, wo sie aus Bayern zurückkehrten anzugeben versprachen. War die Nacht angebrochen, so zogen die Grenzwächter und oft die Beamten, welchen ein Theil der Beute als Gewinn zufiel, bewaffnet aus, um zu lauern. Mit welcher Angst lauschte ich in die sternenklare Nacht hinaus und horchte auf das Knittern des Schnees, bis hoch oben im Gebirge ein Schuß, dann ein zweiter und dritter, begleitet von gellendem Jauchzen den Widerhall weckte und mir fast das Blut gerinnen machte! Es hatte aber nichts zu bedeuten, die Schwärzer waren gescheidter als die Zeisige, so nannten sie die Finanzler wegen des gelbgrünen Anzuges: die Aussage der Spione, welche mit jenen im Bunde waren, hatte sich als irrig erwiesen und von der Spur abgelockt. Unterdeß zog Rab mit seinem Brüdern hoch oben über das Joch und machte, als er in Sicherheit war, dem Gefühle höhnischen Uebermuthes durch Losbrennen des Stutzens und lautes Jauchzen Luft. Dieser Schmuggel wirkte jedoch auf die Gränzer verwildernd und entsittlichend, nicht selten hörte man von Ausbrüchen schrecklicher Rache; einmal wurde ein Finanzler nackt bei den Füßen aufgehängt, so daß sein Kopf einen Ameisenhaufen berührte, todt gefunden. Die Schmuggler zeigten bisweilen heimlich selbst die Käufer verbotener Waaren an, um sich dadurch noch einen schändlichern Gewinn zu sichern. Im Jahre 1809 sollen manche Wilderer fahnenflüchtige Tiroler, welche die bayerische Armee verließen, um sich den Ihrigen anzuschließen, auf den Bergpfaden niedergeschossen und ausgeraubt haben, weil nach Deserteuren nicht gefragt wurde: die Bayern glaubten sie nämlich in die Alpen entwischt, die Tiroler wähnten, sie seien in der feindlichen Armee. So mag mancher durch schmählichen Verrath an der Grenze verblutet sein, über dessen Grab sich kein Kreuz erhebt.

Der Frühling brachte ein Decret, welches meinen Vater nach Leitenhofen unweit des Bodensees gehen hieß: eine liebliche Gegend ganz außerhalb des Kreises der Hochalpen, gesegnet mit einer Fülle von Obst- und Feldfrüchten.

Auch der Charakter des Volkes war verschieden, so daß es selbst dem Knaben auffallen mußte, wenn er an die schroffen schweigsamen Schmuggler der Scharnitz zurückdachte und dabei den schwäbischen Dialect der Vorarlberger hörte, die voll Behaglichkeit schwätzten und ihm gern da und dort eine Kirsche oder Zwetsche vergönnten.

Ich war mehr auf Obstbäumen und Wiesen der Nachbaren zu treffen, als im väterlichen Hause, am unliebsten ging ich in die Schule nach Hohenweiler, wo man mir eben nicht viel Zufriedenheit bezeugte. Um mir das Schlendern zu verleiden, erzählte man die Geschichte vom schwarzen Hunde, der groß wie ein Pferd mit funkelnden Augen herumlaufe und bösen Buben nachsetze. Das fruchtete wenig, denn wenn ich auch anfangs besorgt hinter jeden Busch guckte, so verschwand doch allmälig die Furcht, weil ich nie erfuhr, daß jemand gefressen worden. Derlei Züge thun am besten dar, wie sehr mir jede Leitung fehlte, doch schlug die Sache nicht schlecht an; ich wurde körperlich gekräftigt und behende und die Eindrücke, welche mir Feld und Wald von allen Seiten boten, waren gewiß so viel werth, als die unverstandenen Phrasen, mit denen die armen Stadtkinder in der Stube genudelt werden.

Da hieß es plötzlich, der Bischof kommt nach Bregenz, um dort zu firmen! Das brachte unter der Jugend eine große Aufregung hervor und obwohl ich von dem geheimnißvollen Sacramente nicht die leiseste Vorstellung hatte, so wünschte ich doch daran theilzunehmen. Oft hatte ich von einem Hügel in der Ferne den Bodensee erblickt, wie er sich weithin dehnte, so daß das Himmelsgewölbe auf ihm zu ruhen schien, ich hatte gestaunt, wenn die Sonne feurig golden in seine Wellen tauchte und eine Brücke aus funkelnden Lichtern fast bis an das Ufer reichte: bei der Firmung mußte ich nach Bregenz kommen, das lag am Wasser und da konnte ich manches Räthsel in nächster Nähe lösen.

Meinem Verlangen ward entsprochen, ein Wirth übernahm Pathenstelle und versprach mich in die Kirche zu geleiten. Wir fuhren Nachmittags fort; zuerst nach Lindau, denn dort hatte er Geschäfte. Es war eines der zahlreichen Halbfeste, wo die meisten Katholiken Gott dem Herrn dadurch dienen, daß sie ihm den Tag abstehlen; verwundert sah ich hier Leute mit Feldbau beschäftigt. Ich erhielt den Bescheid, das seien Lutheraner, die unsere heilige Religion nicht achten. Also Lutheraner! Wie oft hatte ich über diese Verruchten schimpfen gehört, so daß sich mir nach und nach die Vorstellung befestigte, sie konnten gar nicht ausschauen, wie andere Menschen und müßten irgend ein Brandmal tragen. Davon war jedoch nichts zu bemerken und da die Gegend so überaus schön und reich, die Häuschen so nett und sauber waren, meinte ich, auch diese Leute könnten nicht schlecht sein. Nur eines bekümmerte mich: ob die Kinder an solchen Tagen, die wir frei hatten, auch in die Schule müßten? — Der Pathe bejahte es. „O da werde ich

nie lutherisch!" rief ich aus. Lindau erreichten wir bei Nacht. Früh morgens eilten wir zum Hafen, uns einzuschiffen. Da war für mich so viel zu schauen, zu fragen, zu bewundern, daß ich zu Bregenz vor der Kirchthüre stand ohne zu wissen, wie mir geschah und die heilige Handlung fast spurlos an mir vorüberging. Als sie vollzogen war, drängte ich rasch aus Reihe und Glied und zupfte meinen Pathen, er möge mich wieder an den See bringen. Er meinte aber es sei Mittagszeit und so gingen wir ins Wirthshaus. Da war schon ein langer Tisch besetzt von Buben jeder Art und ihren Pathen, welche ihnen, wie es einmal der Brauch, reichlich süßes Gebäck und Wein spendeten. Das brachte bald Wirkung hervor und es ging zu wie in einer Menagerie. Auch ich nahm dankbar in Empfang, was mir vorgelegt wurde, mehr als mir zuträglich und so endete der herrliche Tag, anstatt rein vor meiner Erinnerung zu stehen, mit dem ersten Katzenjammer.

Im Jahre 1828 erhielt mein Vater die Stelle des Einnehmers zu Weißenhaus, etwa eine halbe Stunde von Füßen. Hier war die Scenerie wieder eine andere. Das Amtsgebäude lag in einem Engpaß zwischen dem Lech und dem Schwarzenberge, dessen Marmorfelsen ganz von Föhren und Tannen bewachsen waren. Am Gehänge stieg die rothe Almrose und der weiße Steinbrech bis an die Straße herab. Jenseits des Flußes, der nach Art der Wildwässer in einem breiten kiesigen Bette häufig das Rinnsal änderte, lief ein langer Hügelzug einsam und dicht bewaldet. In der Richtung gegen Füßen war die Aussicht von dem kahlen Schrofen geschlossen, wo sich dem Fluß eine schauerliche Schlucht gebrochen hat, in die er brausend stürzt. An der schmalsten Stelle hatte sich nach einer Sage St. Magnus, von Feinden verfolgt, hinübergeschwungen; noch zeigte man die Spuren des Fußes tief dem Stein eingeprägt; nach anderen sei Julius Cäsar zu Roß hinübergesprengt. Westlich lag das Städtchen Vils mit seinen Schloßruinen und einigen höheren Bergen. Die Gegend war sehr eng begränzt; zwischen Vils und Füßen nur Viehweiden und Wiesen, auf welche bayerische Hirten ihre Rinder trieben. Ursprünglich gehörte diese schmale Fläche tirolischen Gemeinden, bei einer großen Hungernoth sollen sie selbe für einige Laibe Brot an Bayern abgetreten haben. Auf der Straße verkehrte viel Fuhrwerk, oft sah man die Getraidewagen in langer Zeile die mauthliche Behandlung erwarten. Um den Schmuggel zu hindern, sperrte eine Reihe hoher Palisaden von der Felswand bis zum Flusse das Thal. Das Haus war beiderseits von Gärten eingefaßt, welche den Beamten zum Gemüsebau überlassen blieben. Bald lernte ich mit Schaufeln, Rechen und Hacken umgehen; ich arbeitete gern und hatte die größte Freude, als auf dem von mir umgegrabenen Beete Samen aus der schwarzen Erde keimte, allmälig im Sonnenschein und Regen üppig emporwuchs und schöne farbige Blüthen entfaltete. Meine Gesellschaft war

ſehr klein. Der Aufſeher hatte zwei Söhne, böſe Rangen, mit denen ich mich oft balgte, bisweilen auch Frieden ſchloß und dann gemeinſam mit ihnen im nahen Walde Hütten baute, in welche wir Bilder, Blumen, buntes Glas, kurz alles mögliche ſchleppten, was wir zum Schmuck dienlich erachteten. Ein innigeres Verhältniß knüpfte ich mit dem Sohne des Controlleurs. Die Eltern dieſes Knaben waren von Adel, er unterließ nicht, mich auf dieſen angeblichen Vorzug in jeder Weiſe aufmerkſam zu machen. Er hatte eine Rüſtung aus Pappendeckel, überzogen mit Gold- und Silberpapier, ein hölzernes Schwert mit Kreuzgriff, dazu Lanze und Sporn. Voll ſtolzen Selbſtgefühls trug er dieſe Waffen als junger Ritter und erzählte mir von Turnieren, Fehden, Fräulein und Kreuzfahrern, was er aus alten Scharteken zuſammengeklaubt hatte. Ich meinte nun ebenſo gut einen Ritter vorſtellen zu können und lag den Eltern an mir Schild und Panzer zu kaufen. Er that jedoch Einſprache, da ich nicht von Adel ſei; ſollte ich auf meinem unziemlichen Vorſatz beharren, ſo würde er mich zum Kampfe fordern. Das war mir eben recht. Ich lief nach Füßen, kaufte Pappendeckel, ſtrich ihn ſchwarz an und verknüpfte die Stücke ſo gut es ging mit Bindfaden zu einer Rüſtung. Das Schwert lieferte der nächſte Zaun und ſo ging es mit lautem Geſchrei zum Kampf. Wir geriethen hart aneinander, nach einer Weile meinte der Gegner: es ſei genug, wenn ich den Adel auch jetzt nicht hätte, könne ich ihn ja kaufen, denn er habe gehört, für Geld ſei Alles feil; übrigens ſei er bereit, mir ein Stückchen von dem ſeinigen abzulaſſen. So war der Frieden hergeſtellt. Neue Nahrung, neuen Schwung erhielt unſere Vorliebe für das phantaſtiſche Ritterweſen durch einen Trupp Schauſpieler, welche im Rathshauſe zu Füßen das Gerüſt aufgeſchlagen hatten. Wir beſuchten einige Vorſtellungen, unter andern „die Teufelsmühle am Wienerberg“; ſo erbärmlich auch die Aufführung war, daß ſie ſelbſt dem beſcheidenen Publikum des Kleinſtädtchens mißfiel, uns entzückte und begeiſterte ſie dennoch. Kinder ahmen alles nach, was nur einigermaßen ihre Phantaſie reizt und erregen dadurch bekanntlich oft falſche Vorſtellungen von ſchlummernden Talenten; auch wir bereiteten uns ſogleich zur Wiedergabe dieſer Schauſpiele. Ein Leintuch wurde im Hausgange als Vorhang aufgeſpannt, wir warfen uns in Coſtüm, malten uns mit Kohle tüchtige Schnauzbärte und traten vor die verſammelten Bewohner des Mauthamtes. Der Dialog wurde ausgelaſſen, dafür jedoch die Zweikämpfe mit ſolchem Ernſte aufgeführt, daß ſich die Zuſchauer einmiſchten und dem Stück vor dem fünften Akt ein Ende machen mußten. Unſere Luſt an der Ritterſchaft war jedoch keineswegs erloſchen, ſie ſuchte nur andere Auswege. Es ſollte ein Verließ angelegt und mit einem unterirdiſchen Gang verbunden werden. Wir wählten dazu den ſandigen Rain, der vom Garten zum Fluße zog und hatten bald ohne Mühe ein tiefes Loch ausgehöhlt. Die

Sache verleidete uns jedoch, weil die Buben des Aufsehers stets Dinge hineinlegten, die nicht gerade apetitlich waren. Die Gegend selbst bot uns manche Anregung: dort ragten die Ruinen von Vils, das zierliche Städtchen Füßen beschirmten die hohen Thürme eines Schlosses mit ihren Storchnestern, weiter hinten lugte Hohenschwangau über den Hügel. Sagen woben sich um diese Stätten und wie gern horchte ich, wenn man mir von der alten Zeiten erzählte und ihre Mannen zu Riesen erwachsen ließ. Ich nahm wieder Bleistift oder Kohle zur Hand und bekritzelte alle Wände mit solchen Gegenständen. Da kaufte mir der Vater eine Zeichenmappe und rieth mir, anstatt die Wände zu beschmieren, die Gegend aufzunehmen, nachdem ich einige Kupferstiche copirt. Ich wählte einen Platz, der nach meiner Meinung der beste war, und zeichnete, so gut es ging, nach der Natur. Freilich fehlte jede Belehrung und so hatten diese Versuche nur den Werth mein Auge zu üben und zu schärfen. In der Schule zu Füßen sollte ich nach altem Schlendrian architektonische Schnörkel nachschreiben, welche ich nicht verstand, und so verging mir bald alle Lust am Lernen und am Lehrer. Die Schule umfaßte Knaben und Mädchen, jene vermuthlich aus Aehnlichkeit mit den Böcken des jüngsten Gerichts links, diese als Lämmchen rechts, durch einen Gang geschieden, in welchem der Lehrer auf- und abmarschirte um auszufragen oder wenn einer wie die Verdammten in Dantes Hölle zu keck auftauchte, ihn mit dem Stabe zu tupfen. Er war ein braver, allgemein geachteter Mann; ich muß ihm das Zeugniß geben, daß es nicht seine Schuld war, wenn ich nichts lernte, sondern vielleicht mehr das Gegenüber in der Ecke der Bank: ein wunderliebliches Mädchen mit einem blonden Engelskopfe so frisch und munter, wie ein Eichhörnchen, daß es eine wahre Freude war, ihr nachzuschauen, wenn sie aus der Schule hüpfte. Ich sah sie an und immer an und hatte nie genug, so reizend war sie, doch fiel mir eben nichts anderes ein; es geschah aus lauter Freude an ihrer Schönheit und ich hatte kein Arg zu erzählen, wobei die ältern Leute freilich lächelnd den Kopf schüttelten. Ein anderes Mal bewunderte ich auf einer Hochzeit eine prächtige, fast übergroße Frau und trat ihr, an die Ideale der Ritterwelt denkend, so unvorsichtig entgegen, daß ich durch eine rasche Bewegung an die Wand gewirbelt wurde. Diese Verehrung der Schönheit, oder wie man die Seligkeit ihres Anschauens nennen mag, begleitete mich lange völlig ungetrübt, bis man es mir endlich als den Anfang der Sünde und des Verderbens bezeichnete und mich dadurch verdüsterte.

So nahten die Schulferien und mit diesen der Beginn des Herbstes. Ich erlernte die Kunst des Vogelfanges und überlistete die armen Thierchen zu Dutzenden mit Schlageisen, Fallen und Leimruthen. Sie wurden ohne Bedenken auf einem Steine todtgeworfen, gerupft und Abends gebraten. Ich wußte damals noch nichts von zarten Empfindungen, sondern verfuhr nach

einem Naturrecht, wie es Adler und Geier oder auch die poetiſche Nachtigall, welche trotz der rührenden Töne Würmchen verſpeiſt, täglich üben. Ich that eben, was niemand verbot und jeder für Recht hielt. Uebrigens hat ſich die maſſenhafte Vertilgung der kleinen Sänger in Tirol durch alle Arten von Ungeziefer bereits ſchwer gerächt, ſo daß man ſich ſogar langſam bewußt wurde, man müſſe auf dem Wege der Geſetzgebung helfen. Geblieben iſt es deswegen freilich beim Alten, gerade ſo als ob man bei einer offenen Geldtruhe einen Zettel gegen das Stehlen angebracht hätte, ohne ſie zu bewachen. Auch die Fiſche im Waſſer hatten nicht Ruhe, viele prächtige rothgetupfte Forellen mußten der Angel auf den Tiſch folgen. Pfrillen und Weißfiſche fing ich maſſenhaft im Handnetze. Mein ritterlicher Freund kränkelte indeß und konnte mich daher auf meinen Raubfahrten nicht begleiten, als ſich die Blätter rötheten, welkte er in das Grab. Es war der erſte Schmerz, der durch meine Seele zuckte; ich habe ihn tief und wahr empfunden, als ich ihn mit den trauernden Eltern nach Binswang zum Grabe geleitete, welches jetzt ein ſchöner Marbelſtein deckt. Man wollte mir ein Andenken an ihn geben, ich erbat mir die Bettſtatt, in welcher er verſchieden war, und habe lange darin geſchlafen, ſtets bedacht, eh' ich das Auge ſchloß, für ihn zu beten.

Mit ſeinem Tode waren auch für mich die Tage unbändiger Freiheit dahin. Der Oheim meiner Muttter war von Kufſtein nach Reutte als Controlleur überſiedelt, bei ihm wurde ich zum Beginne des neuen Schuljahres in Koſt und Wohnung gegeben, um endlich einmal in eine tüchtige Lehre zu kommen. Und es that wahrlich Noth. Als wilder Range konnte ich keinen höheren Grad mehr erklimmen, die unnützen Schößlinge und Triebe mußten beſchnitten werden, ſollte je eine Frucht anſetzen und reifen. Mein Oheim war ein langer hagerer Mann, einſilbig und von trockenem Humor, der jedoch ſelten bemerkbar wurde. Er hatte ſeine Hauptfreude an einer Sammlung von Pfeifenköpfen jeder Art, welche zierlich gruppirt an der Wand hingen. Dabei war er jedem Aberglauben ergeben, und meinte, mit zwei ſchwarzen Wachskerzlein, welche auf dem Altare zu Loretto geweiht waren, die Zukunft erforſchen zu können. Er hielt in jeder Hand eines an der Spitze und brachte die freien Enden in leiſe Berührung. Darauf murmelte er im Namen der heiligen Dreifaltigkeit ſeltſame Beſchwörungen und ſtellte die Frage auf Ja und Nein. Stiegen die Enden der Kerzlein dort, wo er ſie aneinander gelegt, ſo bedeutete es Ja, im entgegengeſetzten Falle Nein. Wer denkt nicht dabei an unſere moderne Geiſterklopferei und die ſchreibenden Tiſche? Beſonders gern hätte er eine Abſchrift vom letzten Blatte des kirchlichen Meßbuches erlangt, in der Meinung, daß es allerlei Zauberformeln enthalte, mittelſt deren man den Teufel zwingen könne, Geld zu liefern. Das Kartenlegen und die ſymboliſche Bedeutung deſſelben hatte ich längſt ſchon von meiner Mutter gelernt; über-

haupt war ich in alle Geheimnisse des Volksglaubens eingeweiht und wußte in der Hierarchie der Geister, Hexen und Teufel so gut Bescheid als irgend ein Beschwörer, der Kräuter unter die Thürschwelle band oder Kuhhaare in der Kupferpfanne röstete.

Die Frau meines Oheims hatte kaum die dürftigsten Schulkenntnisse, sie war eine Bauerntochter, die er nach langer Liebschaft zu Kundl aufgeheirathet. Als ich einst in der deutschen Sprachlehre blätterte, sah ich hinter der Form eines Zeitwortes die Silbe Conj. als Abkürzung für Conjunctiv. Da ich den Sinn nicht verstand, fragte ich sie darum, sie erläuterte mir nun, es heiße: „Kon is"? in gutes Deutsch übertragen: „Kann ich es?"

Bei diesem Stande der Dinge genoß ich auch hier außer der Schule alle Freiheiten. Ich konnte herumlaufen, im Weidle baden, zu Johannis auf den Steinberg steigen und dort ein ungeheures Sonnenwendfeuer anzünden, ohne daß mich jemand gehindert hätte. Zu meinem Heil fand ich jedoch im Oberlehrer Josef Kögl meinen Meister. Als ich nach Reutte kam, sollte ich zuerst die unterste Klasse besuchen; ohne daß ich mich aber bisher vielleicht bemüht hatte, waren mir doch manche Kenntnisse angeflogen, zudem malte meine Hand die Buchstaben mit vielem Geschick, so daß ich nach einer Woche in den oberen Kurs versetzt wurde. Der Lehrer, mit dem ich unten zu thun gehabt, war noch ganz nach dem alten Schlage, auf den der unberufene Witz so gern seine Pfeile schoß: der Rücken gebeugt, ein grüner, vorn von Tabaktropfen braunbetupfter Frack mit langen Schößen, die Weste gelb gestreift, zwischen Brust und Bauch eine klaffende Lücke lassend, Hosen von Zimmtfarbe, welche bald unter den Knieen aufhörten, und blaue Strümpfe, so steht er noch vor mir, hebt den Haselstock und wackelt mit dem kahlen Kopfe, dessen Farbe ihm den Namen Steinröthel eingetragen. Anders sah Kögl aus: ein junger Mann mit energischem, geistvollem Gesicht und strammer Haltung des schönen Körpers. Er hatte sich durch eigenen Fleiß und ohne Anleitung Kenntnisse weit über seinen Beruf erworben und besaß viel Sinn für Natur und Kunst. Bei seinem Talente, seinem regen Eifer hätte er gewiß überall eine glänzende Laufbahn durchmessen, nur nicht damals in Oesterreich, wo man Leute, welche sich hervorthaten, nicht achtete, ja mit Mißtrauen behandelte, wenn man jedoch deren brauchte, sie nicht hatte und für schweres Geld irgend einen elenden Ueberläufer kaufte. So mußte er als armer Schullehrer, dem man, wo es eine bessere Stelle zu besetzen gab, stets einen hochwürdigen Herrn vorschob, wie er sich noch als Greis bitter gegen mich beklagte, sein Leben in Noth und Kummer schließen. Zwei schätzbare Büchlein, die Geschichte seiner Heimath Vils und des Marktes Reutte bestätigen dieses, ebenso die kleine Naturaliensammlung, die er aus eigenem Antrieb erwarb und bei der Schule aufstellte. Mit raschem Blick erkannte

er die Grundzüge meines Wesens und gebrauchte bei unserem ersten Zusammentreffen, wo der Wildling zu zähmen war, tüchtig den Stock, gegen den sich eine verzärtelte Pädagogik nicht so auflehnen sollte; er ist bei einem Knaben, dessen Ehrgefühl noch nicht erwachte, oft das einzige Mittel, Eindruck hervorzubringen. Ich liebte ihn deßungeachtet sehr, denn ich merkte bald, daß er nicht schlug, umzurächen, sondern um zu strafen, und daß ich nicht nach Willkür Tatzen erhielt, sondern, wenn ich gegen ein klar ausgesprochenes Gesetz, dessen Bedeutung ich eingesehen, durch die That oder Unterlassung gefehlt. Bald war dieses nicht mehr nöthig, denn er hatte meine Einsicht entwickelt und mich zum Bewußtsein der Pflicht gebracht, ein Wort von ihm genügte, mich auf der rechten Bahn zu erhalten. Im übrigen ließ er mir Freiheit, denn er war nicht von jenen Lehrern, welche Großes geleistet zu haben meinen, wenn sie den Zögling auf dem Stuhle festnageln und ihn zu einem künftigen Staatshämorrhoidarius drillen. Bald nahm er mich auf Spaziergängen selbst tagelang mit, erzählte mir an Ort und Stelle das aus der Geschichte darauf Bezügliche, machte mich auf die Schönheit der Landschaft nach Luft, Licht, Farbe und Linien aufmerksam, zeigte mir die Kirchen, die Bilder von künstlerischem Werthe und begann an die Wurzeln des Aberglaubens, der mir eingesäet war, eine leise, vorsichtige Hand zu legen. Daß ich unter seiner Leitung große Fortschritte machte, versteht sich von selbst. Als das Ende des Schuljahres heranrückte, war ich der erste Preisträger: zur Prüfung wurden der Landrichter, der Decan und die angesehensten Personen des Bezirkes geladen. Ich sollte zum Schluß eine vom Lehrer aufgesetzte Rede vortragen, welche ich einige Tage vorher zum Einlernen erhielt. Bald wußte ich Wort für Wort vor- und rückwärts auswendig, es handelte sich nur noch um die Mimik. Als sich die Jugend Abends vor der Dogana, in welche wir sehr gern heimlich schlichen, weil hier und da aus einem schlecht gepackten Ballen ein Stückchen Süßholz, Lakritzensaft, Johannisbrot oder eine Mandel fiel, versammelt, stellte ich mich auf einen Scheiterhaufen und trug mit all dem Pathos und jenen tollen Gesten, mit welchen mich die Schauspieler zu Füßen entzückt hatten, mein Thema vor. Väter und Mütter gesellten sich dazu und priesen das „Einnehmerbüble", weil es die Sache gar so rührend mache. Mit stolzem Selbstbewußtsein trat ich vor meinen Lehrer und freute mich schon zum vornherein auf seinen Beifall. Wie fühlte ich mich aber gekränkt, als er lachend meine Arme in der Luft fing und mich erst aus der gespreizten in die natürliche Stellung brachte. Er leitete mich zu einem einfachen Vortrage an, es bedurfte aber seiner vollen, in meinen Augen unantastbaren Autorität, mich zu überzeugen, daß ich Unrecht habe.

Nach Eltern und Lehrern sind für einen Knaben die Mitschüler am wichtigsten; ich hatte deren zu Reutte gar viele, doch erinnere ich mich an

keinen des Namens würdigen, vielleicht Wolf ausgenommen, der später als Priester zu Donaueschingen an dem Kampfe, welcher den confessionellen Frieden störte, leidenschaftlichen Antheil nahm, bis ihn die Regierung verwies. Man stellte ihn zu Brixen als Professor des Kirchenrechtes an; obwol seine Gesinnung nicht umgeschlagen hatte, erregte er hier doch Verdacht und mußte die Lehrkanzel räumen. Damals war er ein stiller, braver, fleißiger Knabe, der mir einmal den Preis streitig machte.

Die Ferien brachte ich zu Hause zu. Heinrichs Vater war pensionirt worden, seine Stelle als Controlleur nahm ein altes Männchen ein, welches in der Jugend Pharmazeut gewesen war. Aus seinem Munde hörte ich die ersten lateinischen Worte, welche ich sorgfältig merkte, ebenso zeigte er mir manche Heilpflanze, die ich dann trocknete und aufbewahrte. Als mein Vater dieses beobachtete, legte er für mich bei der Verzollung bisweilen ein Stückchen ausländischer Droguen bei Seite, so daß ich mir eine kleine Sammlung anlegen konnte, die durch Brachiopoden von Vils, durch Marmorarten aus der Gegend und bunte Rollsteine, welche der Fluß gebracht, vermehrt wurde. Wie schnell verflossen diese Wochen; blickte ich darauf zurück, so schien es eine unendlich lange Zeit! Das Leben bemißt sich überhaupt nach dem Inhalte, den es zu bieten hat; deswegen dehnt sich der Tag, wo uns viel begegnet, so sehr, obgleich der Augenblick fliegt; deswegen erscheint dem Alter das Jahr so kurz, die Stunde so lang, weil es unserer vielfältigen Erfahrung wenig neuen Stoff mehr reicht.

Als ich aus den Ferien wieder auf die Schulbänke zurückgekehrt war, sollte ich mit den Elementen des Latein beginnen, um mich auf das Gymnasium vorzubereiten. Ein Franziskaner hatte die Gefälligkeit, mir und einigen anderen Knaben den ersten Unterricht zu ertheilen: es ist Pater Vital Franzelin, später Director des Gymnasiums zu Botzen, dem ich dafür verpflichtet bin. Bei diesem Anlasse konnte ich in den Gängen des Klosters herumwandeln; die einsame Stille desselben, welche nur vom Pendelschlage einer großen Uhr unterbrochen wurde, an den Wänden die Heiligenbilder und Gemälde aus der Legende des Antonius von Padua, wie er den Fischen predigt und manches sonderbare Wunder thut, der Ausblick durch die Fensterstäbe in den ummauerten Garten, wo zahlreiche schöne Blumen zum Schmucke des Altares an hohen Festen erblühten, erfüllten meine Seele mit mannigfachen Eindrücken. Auch in die Kirche kam ich öfters; zu Zeiten half ich dem Portier beim Auszieren derselben, und rechnete mir keinen kleinen Theil des Verdienstes zu, wenn es gut gelungen. Zugleich lernte ich die ganze Mythologie des Katholicismus mit ihren zahllosen Heiligen, von denen der eine dies, der andere jenes Amt zu Nutz und Frommen der Christen versah; mit ihren Engeln, die sich um den Thron Gottes und zum Kampfe gegen

den Teufel in Chöre schaarten und hoch über allen die Himmelskönigin, welche den Schlüssel zum ganzen Schatze der Gnadenmittel in reinen Händen verwaltete, genau kennen, fast wie der Apotheker die Medicamente, die er gegen allerlei Uebel in Büchsen und Flaschen der Reihe nach aufbewahrt. Der kalte Verstand hat sich oft genug über diese Verleiblichung des umfaßbaren Göttlichen aufgehalten und sie verurtheilt, denn sie entspringe aus derselben Wurzel wie der Polytheismus der Heiden, welchen das Christenthum beseitigen sollte. Allein sehen wir näher zu, so entspricht sie völlig einer Richtung der menschlichen Natur, sowol auf einer bestimmten Entwickelungsstufe des Einzelnen, als auch der Völker, ja es giebt ganze Stämme, deren innerstes Wesen geradezu dafür angelegt erscheint. Deswegen wird es schwerlich sobald gelingen, den Katholicismus aus der Welt hinauszuklären, ebenso wenig als den Protestantismus, seine Ergänzung in der Geschichte, zu vernichten. Der Katholicismus ist ehrwürdig durch einen uralten Gehalt an echtem Christenthume, sei dieser auch noch so sehr durch menschliche Zuthat überwuchert; fest durch die wohlerwogene Hierarchie seiner Glieder und durch beides den Bedürfnissen einer schlichtgläubigen Menge, welche ein für allemal der Autorität nicht entbehren kann, angemessen.

Nur eine tüchtige Schule kann den Einfluß des Klerus auf das richtige Maß beschränken, Polizeimaßregeln gegen seine Uebergriffe wird er stets als religiöse Verfolgung bezeichnen.

So muß der Staat den Schild über jeden halten, der in geistiger Freiheit eigene Wege wandelt, er muß die Gebiete durch eherne Gesetze abzäunen und nie gestatten, daß jene, die als ihre Wächter hingestellt sind, sie heimlich wie die Mäuse unterwühlen. Wenn man den Ultramontanismus als eine Macht gelten läßt, mit der man unterhandeln muß, so räumt man ihm Macht ein; ihn als eine Stütze der Dynastie betrachten, ist ein so verhängnißvoller Irrthum, daß man ihn nur frommen Frauen verzeihen kann. Nie hat er geleistet, was er versprach, und er wird es nie können: die Zeit läßt sich von ihm nicht mehr die Flügel binden und vor den Pflug des Absolutismus spannen. Wenn er es vermöchte, würde er die Welt für sich beherrschen und jedes Fürstenscepter vor den Thoren seines Canossa zerbrechen, das sich nicht zu seinem Polizeistocke herabwürdigt. Hat man denn einen Gregor VII., einen Innozenz III., einen Bonifaz VIII. vergessen, trotzdem daß ihre Sprache täglich von den Lippen eines Pius in unsere moderne Gesellschaft schallt?

Was übrigens diesen Gewaltigen; was einem Philipp II., einem Alba und Granvella mißlungen, davon sollte denn doch ein schwächeres Geschlecht die Hände lassen, will es nicht vom Schwunge jenes großen Rades, welches der Hauch des Weltenschicksales treibt, bei den kirchenpolitischen Unterröcken gefaßt und unter Hohngelächter zerschmettert werden.

Zu fürchten braucht man den Ultramontanismus nicht, wenn man ihn nicht fürchten will; furchtbar ist er eigentlich nur dem, der ihn fürchtet. Diese Ueberzeugung habe ich in Tirol gewonnen, und gerade Tirol ist das Zion des Ultramontanismus.

Hat mich der Besuch des Klosters in mancher Weise gefördert, so will ich auch eine schreckliche Gefahr nicht verschweigen, in welche mich kindliche Unwissenheit stürzte. Ich will sie zur Warnung für Eltern und Erzieher um so weniger verschweigen, weil leider auch in unseren Tagen die Sodomie mehrere Personen geistlichen Standes aus verschiedenen Gegenden Tirols in das Zuchthaus brachte und weil dadurch bestätigt wird, daß es sich hier um einen Krebsschaden des Cölibates und nicht blos um einen einzelnen Fall handelt, den man im Staub der Vergangenheit lassen sollte.

Ein Mönch, dessen Namen mit seinem Gebein verfaulen möge, hatte sich als Beichtvater unter den Knaben großen Zulauf erworben, weil er nur sehr kleine Bußen auferlegte und ihnen süß zu schmeicheln wußte. Auch mich hatte er an sich gezogen; meine erwachende Eitelkeit freute sich über den Namen Engelskind, den er mir beilegte; in seiner Zelle gab er mir öfters Confect und Obst. Er schmeichelte mir auf jede Weise. Endlich wollte er mich küssen. Mit Ekel wendete ich mich von seiner Tabaknase; da störte ihn ein Geräusch vor der Thüre und ich wurde von einer Befleckung gerettet, an die ich auch jetzt nur mit Entsetzen zurückdenken würde.

Zwar lud er mich auch später öfters ein, ihn zu besuchen, ein dunkles Gefühl hielt mich jedoch trotz seiner Vorwürfe über meine Ausreden für immer von ihm fern.

Ein reineres Bild behielt ich von einem alten Mönche, der nun mein Vertrauen gewann. Er gab mir zwar keine Näschereien, ließ mich jedoch in großen Folianten mit prächtigen Kupfern blättern und nähere Bekanntschaft mit einem zahmen Rothkehlchen, das er in der Zelle hielt, machen. Bald pickte es auch mir Würmchen und Ameiseneier aus der Hand, während es mich lange mit den schwarzen Augen anguckte, ob ich es nicht fangen wolle. Ich habe diesen ehrwürdigen Greis stets heiter gesehen, der Friede Gottes athmete in dem ärmlichen Raum, den er bewohnte.

In diesem Jahre empfing ich auch zum ersten Male die Communion. Die Erinnerung an den Eindruck dieser heiligen Handlung, an das Gefühl unmittelbarer Gottesnähe, die sich dort warm und innig in meine Brust ergoß, wird nichts mehr austilgen. Glücklich jener, der an dieser Feier in ähnlicher Weise theilnahm; dann und nur dann ist sie ein Sacrament und drückt ein Merkmal ein, das nie erlischt, wenn der Mensch auch tief versinkt

und erhebt ihn oft noch aus dem Schlamm über ſich ſelbſt: ein Adel, den er verſuchen mag, in frecher Tollheit wegzuſpotten, welcher ihm jedoch in einſamen Stunden mit allen Schmerzen der Wehmuth das Andenken beſſerer Tage wachruft. Ja der Glaube macht ſelig und verdammt; weicht er aber auch dem Lichte der Wiſſenſchaft, ſo ſollen wir die reinen Genüſſe, die Erhebung, die Zucht der Sitten, welche wir ihm ſchulden, nie verläugnen.

Mit andern Büchern fiel mir damals auch die Bibel in die Hand; ich las den geſchichtlichen Theil ſehr eifrig, wobei ich nur wünſchte, es möge mir auch einmal ein Goliath begegnen, denn im Werfen hatte ich große Uebung und Steine fehlten ebenfalls nirgends. Freilich traf ich auch Capitel, die meine Neugier in bedenklicher Weiſe weckten und mich zu Fragen veranlaßten, welche die Erwachſenen nicht beantworten mochten und mir von einem Franziskaner, an den ich ſie auch richtete, eine ſehr derbe Abfertigung zuzogen. Daß hier ein Geheimniß ſei, ſpürte ich bald, um ſo mehr grübelte ich, bis mir endlich das Hausbuch des Colerus, welches aus dem ſechzehnten Jahrhundert ſtammend, dieſe Dinge mit der jener Zeit eigenthümlichen Naivetät behandelte, die erwünſchten Aufſchlüſſe bot. Das iſt eine gefährliche Sache; nicht das Wiſſen, ſondern der Weg dazu! Es wäre wohl am beſten, Kindern, die der Zufall auf dieſe Fährte führt, einiges Thatſächliche mitzutheilen, weil ſie es faſt inſtinctiv merken, wenn man ihnen etwas aufbinden will.

Ich erhielt auch in dieſem Jahre ein Prämium. Nach der Preisvertheilung ging ich mit meinen Eltern auf die Poſt, wo uns ein gutes Mittagseſſen erwartete. Leider wurde die Freude durch ein unangenehmes Nachſpiel geſtört. Es erſchien nämlich der Decan von Breitenwang. Das Geſpräch wurde lebhaft, der Wein floß reichlich; er ſchalt den Unglauben der Zeit und erzählte verſchiedene Dinge, welche wahr ſeien und wenn ſie auch Jedermann beſtreite. Manches davon ſtand mit meinen geringen Kenntniſſen der Naturgeſchichte, die ich mir zumeiſt aus Raff angeeignet, in Widerſpruch und ich konnte ein ſelbſtgefälliges Lächeln: daß ich es beſſer wiſſe, nicht verbergen. Der Decan bemerkte es und fragte zornig: „Warum lacht der Bube?“ Erſt betroffen, platzte ich endlich heraus: „Weil's halt nit wahr ſein kann!“ Da legte er mir die Hand auf den Kopf, blickte mir unwillig in die Augen und rief: „Der wird auch noch ein Feind der Kirche und Religion, wie der verruchte Voltaire, ich ſeh es ihm an!“ Zornig riß ich mich los, lief auf die Gaſſe und erwartete hinter einem Zaune meine Eltern. Nun, ich habe mir den berühmten Franzoſen wahrlich nie zum Vorbild erkoren, der Hochwürdige hat aber inſofern richtig prophezeit, daß ich mich ſtets bemühte, jedes Vorurtheil zu durchſchauen und mir nicht leicht ein X für ein U machen ließ. Dieſe Ferien waren für mich die letzten in dem mir liebgewordenen Weißen-

haus. Ich ſollte nach Innsbruck, um dort am Gymnaſium einzutreten. In den letzten Tagen des Septembers fuhr ich in einer Kaleſche mit meiner Mutter dahin ab, um mich bei einem Onkel einzuquartieren. Da war jedoch gerade die ſchreckliche Cholerazeit; auch zu Innsbruck beſorgte man den Ausbruch der Epidemie; weil er nun bei der drohenden Gefahr nicht ein neues Glied in ſeine Familie aufnehmen wollte, wies er mich trotz früherer Zuſage ab und zwang uns unverrichteter Sache zu großem Verdruß meines Vaters heimzukehren. Ich ſchied mit ſtiller Freude; denn die enge Wohnung, wo mich gleich in der erſten Nacht die Wanzen abſcheulich zerſtachen, wollte mir nicht gefallen, ebenſo wenig die Stadt, in welcher zierlich gekleidete Büblein von ihren Lehrern durch die Straßen geführt wurden und weder rechts noch inks abſpringen durften.

Auf dem Rückwege wurden wir durch die Nachricht überraſcht, daß der Vater in das nahe Vils als Einnehmer verſetzt ſei. Die Ueberſiedelung von Weißenhaus wurde leicht vollzogen. Damit ich das Latein nicht vergeſſe, ward der greiſe Frühmeſſer erſucht, meinen Unterricht zu übernehmen. Der gute Mann wußte aber faſt weniger als ich und ſo gab er mir ein vergilbtes Schulheft mit lateiniſchen Aufgaben aus ſeiner Studienzeit. Hatt ich es fertig, fing ich es wieder von vorn an, bis ſich in den nächſten Ferien ein heimkehrender Student der Aufgabe unterzog, mich neu einzupauken. Ich traf ihn vor etlichen Jahren als behäbigen Curator, wie er im Wirthshauſe einem mißtrauiſchen Bäuerlein eine Kuh für theures Geld aufſchwatzte; da ich ihn bei ſeinem Handel nicht ſtören wollte, gab ich mich nicht zu erkennen.

Ich war damals der einzige junge Lateiner zu Vils; der Frühmeſſer meinte, ich ſolle als Miniſtrant in der Kirche Dienſt thun. Schnell bereit lernte ich die Formeln auswendig und übte die Geberden, wie ich mich vor dem Altar zu benehmen habe. Schon hatte ich bei einigen Meſſen miniſtrirt und an Selbſtvertrauen gewonnen. Da ſchritt ich im Winter mit dem dicken Buch aus der Sakriſtei dem Prieſter voran, wie es das Ritual vorſchreibt. Am Rande der glatten Marmorſtufe glitſchte ich jedoch aus und rutſchte in das Schiff der Kirche hinab ohne mich jedoch zu beſchädigen. Die Gemeinde war von dieſem Intermezzo wenig erbaut und der Geiſtliche, welcher ſeinen frommen Fridolin kannte und ihm daher wohl eine Schelmerei zutraute, verbot mir die Sakriſtei für immer. Sonſt glich das Leben zu Vils dem in Weißenhaus; nun las ich mancherlei Bücher durcheinander, auch Bürger, deſſen Leonore mich ſo bezauberte, daß ich ſie auswendig lernte. Unmittelbarer hallte mir die Poeſie aus dem Munde des Volkes entgegen. Wenn ſich in der Gemeinde etwas zutrug, was den Spott herausforderte, ſo ertönten gar bald Knittelverſe vor dem Fenſter desjenigen, der den Anlaß gab und liefen zu ſeinem Verdruſſe von Mund zu Mund. Solche Reimereien hörte ich viele, oft über Dinge

die ſich in guter Geſellſchaft eigentlich nicht ſingen und ſagen laſſen, wenn auch ihre derbe Charakteriſtik ſehr ergötzlich war. Eigenthümlich überraſchte mich ein Lied der Schulmädchen an einem Feierabend: von einem ſtolzen Grafen, der zu einem Bauernmädchen niederſtieg, das Haupt auf ihrem Schooß entſchlief und ſie erwachend in das Elend ſtieß. Den Hintergrund dazu bildeten die nahen Trümmer von Falkenſtein und Vilseck. Düſtere Sagen erzählten von dem Blutbau, ein Bürger beſaß noch Hebel und Wellbaum, die zum Foltern dienten.

Im Spätherbſt ſollte ich mich neuerdings zur Fahrt nach Innsbruck rüſten, da brachte das Schickſal plötzlich eine verhängnißvolle Wendung. Mein Vater erhielt Befehl, beim Hauptzollamte Feldkirch als Official einzutreten. An ſeinen erſten Aufenthalt in Vorarlberg knüpften ſich für ihn keine angenehmen Erinnerungen, zudem fühlte er ſich, obgleich vielleicht mit Unrecht, gekränkt, daß er, bisher Vorſtand eines kleinen Amtes, jetzt in einer untergeordneten Stelle dienen ſollte. Bei ſeiner übergroßen Reizbarkeit brach eine Art Geiſtesſtörung aus, deren heftige Anfälle wir zu ertragen hatten, ſo daß wir auf der Reiſe anſtatt des Genuſſes nur Sorge und Angſt litten. Zu Feldkirch beruhigte er ſich zwar, erklärte jedoch, er könne hier nicht aushalten, ließ zuſammenpacken, aufladen und nach Tirol zurückfahren. Der noch rüſtige Mann wurde mit der Hälfte ſeiner Beſoldung penſionirt und ließ ſich vorläufig zu Innsbruck nieder. Obwol um vierzehn Tage zu ſpät gekommen, wurde ich dennoch am Gymnaſium aufgenommen und hier beginnt ein neuer Abſchnitt meines Lebens, zwar äußerlich einförmig, doch reich an innerer Entwickelung.

Das öſterreichiſche Gymnaſialweſen vor 1848 iſt bereits ſo vielfältig geſchildert worden, daß ich nur einige Worte dafür zu verwenden brauche. Innsbruck erfreute ſich des beſten Rufes, die Profeſſoren, theils Laien, theils Chorherren des Stiftes Wiltau, leiſteten, was mit den gegebenen Vorſchriften und Lehrbüchern, welche allerdings mittelmäßig waren, aber doch nicht das Urtheil der Schüler verwirrten wie manche neueren, geleiſtet werden konnte. Wir lernten Latein und ein bischen griechiſch, vielleicht nicht viel weniger als jetzt gelernt wird, den Sinn für die unſterbliche Schönheit der Antike öffnete man uns freilich nicht, geſchieht das aber heut zu Tage trotz aller Reclame? Weil jeder Profeſſor alle Fächer vorzutragen hatte, darf man ſich nicht wundern, wenn Geographie, Geſchichte und Mathematik, in welcher nur die erſten Rudimente der Algebra und Geometrie vorgeſchrieben waren, ziemlich zu kurz kamen. Man konnte auch nicht fordern, daß der Lehrer für alle Sättel gerecht ſei und ſo ging es durch ſechs Jahre fort, in denen wir die verordnete Doſis von Kenntniß erhielten und bei leiblichem Gedeihen durch Mißgriffe in die natürliche geiſtige Entwickelung nicht verkrüppelten. Naturgeſchichte be-

nöthigten unsere künftigen Priester und Beamten, für welche der ganze Schulplan berechnet war, kaum, sie blieb daher Freigegenstand; die Kenntniß deutscher Sprache und Literatur war ohnehin vom Staate Metternichs ausgeschlossen, so daß angehende Akademiker keinen Satz nach den Regeln der Syntax zu gliedern oder auch nur orthographisch zu schreiben vermochten, was man übrigens, wie viele Klagen bestätigen, auch jetzt noch nicht an allen Orten nachgeholt zu haben scheint.

Meine Professoren waren brave Männer, schlecht und recht thaten sie ihre Pflicht; nur Oberhausen las uns bisweilen ein Gedicht vor, das ihm eben gefiel und so wurde ich schon in der vierten Klasse mit Grillparzers Sappho bekannt.

Der Katechet David Moritz war ein langweiliger Pedant, den man jedoch zu Innsbruck für einen großen Gelehrten hielt, weil er in sein ungeheures Gedächtniß alle Werke stampfte, welche bei den Buchhandlungen einliefen und ihm als Censor vorgelegt werden mußten. Einmal besann er sich, ob er einem Trinkliede das „admittitur“ ertheilen solle, denn er befürchtete, es möchte dadurch jemand zu Fraß und Völlerei verleitet werden! Senn, dessen Schriften er viel zu Leide that, hat ihm einige Sonette gewidmet, die wie alles, was er in dieser Richtung dichtete, von vernichtender Schärfe sind, und durch boshafte Leute weit verbreitet wurden. Ich denke mit Entsetzen an die langen Predigten, die er uns jeden Sonntag, ohne die Stimme nur einmal zu heben oder zu senken, vorsandelte, auch sie fanden ihre Bewunderer und wurden, weil er sie sorgfältig ausbosselte, als Muster der Beredtsamkeit gepriesen.

Der Vorstand der Anstalt, Alois Schnitzer, ein wolmeinender Hypochonder, war nicht unbeliebt, obgleich er mit uns nur dann in Berührung kam, wenn er irgend einen kranken Professor vertreten sollte. Trotz aller Furcht vor der langen, hageren Gestalt und dem finstern Gesicht nannten wir ihn doch stets nur den „Bäckerlouis“, weil er der Sohn eines Bäckers war; am Schlusse des Schuljahres hingen ihm einige kecke Burschen Brezeln mit seidenen Schnüren an die Thüre, ein Scherz, der in der Stadt viel Gelächter verursachte. Die Gymnasiasten redete er durchgehends mit „Er“ an. Besondere Sorge machte ihm die Ueberwachung ihrer Lectüre; nicht selten überfiel er sie in der Wohnung, durchstöberte dort alles und trug dann brummend Bücher, Schriften und Tabakpfeifen unter dem Arme fort. Desungeachtet lasen wir oft vor seinen Augen unter den Schulbänken kreuz und quer Ritterromane von Spieß, Kramer und Dellarosa, Volksbücher vom Schinderhannes und Eulenspiegel, darunter auch manches, das uns besser nie zugekommen wäre. Streng untersagt war uns der Besuch von Kneipe und

Theater; man ließ dafür bei einem Collegen, der im Wirthshaus wohnte, Bier auf die Stube bringen, rauchte, trank, kartete und erging sich in Rohheiten, die unterblieben wären, hätte man vor den Augen der Bürger und so gewissermaßen unter ihrer Aufsicht ein anständiges Gasthaus besuchen dürfen. Das Theater war lockend genug; man schlich heimlich zur dunkeln schmutzigen Gallerie empor, wo Soldaten und Dienstmädchen Beispiele einer keineswegs platonischen Liebe lieferten. Da war ein junger Mensch aus Ampaß, der sich jeden Kreuzer vom Munde absparte, um ins Theater zu schlüpfen; besonders bewunderte er die Oper mit ihren Dulcineen und wollte selbst Sänger werden, weil er sich einbildete, eine herrliche Stimme zu besitzen. Er sang und declamirte häufig, einmal bestieg er vor der Schule die Kanzel und begann mit schrecklichen Gesticulationen die Arie des Sever aus Norma. Da öffnete sich plötzlich die Thüre, Schüler und Präfect stehen sich einen Augenblick starr vor Entsetzen gegenüber: jener aus Furcht vor der Strafe, dieser aus Zorn über die Entweihung des Katheders. Der Unglückliche wurde verurtheilt eine ganze Stunde auf dem Boden zu knien und erhielt eine minder günstige Sittennote, wozu freilich auch einiges andere beitrug. Jetzt ist er wolbeleibter Benedictiner und kräht als Expositus einer Kirche des Unterinnthales das Hochamt mit einer Stimme, von der man am liebsten das „Ite missa“ hört. Weil er jedoch viel erfahren hat, wirkt er als braver, vernünftiger Geistlicher und genießt allgemeine Achtung.

Sich ein festes Ziel zu stecken und alle Kräfte des Geistes darauf hinzulenken, bedarf reifen Sinnes. Das kann man bei einem jungen Menschen, der über die Welt und sich selbst im unklaren lebt, nicht erwarten. Er braucht einen weisen Führer, der ihn Schritt für Schritt auf einen Punkt leitet, wo sich seinem Auge eine Uebersicht bietet und er sich über Vergangenheit und Zukunft besinnen kann. Dieses ist die Krone der Wirksamkeit eines tüchtigen Lehrers, weit weniger kommt es auf die Masse des eingepfropften Materials an. Das halte ich für einen großen Fehler unserer Erziehung, daß sie nicht selten das Stoffliche über das Ethische vorwalten läßt, nicht zu reden von der Art der meisten katholischen Schulen, wo man den Menschen für das ganze Leben versorgt glaubt, wenn er die unverstandenen Lehrsätze des Katechismus, Resultate der feinzugespitzten Syllogistik byzantinischer und mittelalterlicher Scholastiker und Concilien Wort für Wort auswendig weiß. Man erziehe den Menschen zur Vernunft und man hat ihn auch zur ächten Religiösität erzogen. Ich tappte unsicher nach allen Seiten, las planlos, was mir in die Hände fiel, und lernte weder eine rechte Verwendung der Kraft, noch ein sicheres Maß halten. So fand ich zwar, wie jeder, dem es Ernst ist, stets aus der Verwirrung den rechten Weg, aber oft nach viel verlorener Mühe, nach viel verlorener Zeit. Es ist schon mancherlei über Autodidaxis

geſagt worden: durch ſie werde jeder Beſitz zum ächten, wahren Beſitze und in der Mühe ſelbſt liege der reichſte Lohn; es fehlt ihr aber oft das Urtheil über den Werth des Erworbenen, das ſie wegen des Aufwandes vor Anſtrengung überſchätzt und ſie vermag eben deshalb die Bezüge der Dinge nicht immer richtig zu beſtimmen. Da braucht es denn wieder Zeit um zu berichtigen, und man dreht ſich lange im Kreiſe herum, während uns der Ruck einer geſchickten Hand ſchnell in die Mitte des Gegenſtandes verſetzt hätte. Dieſe Uebel mußte ich alle ſelbſt erproben, doch förderte mich bei ihrer Ueberwindung das leidige Inſtruiren, welches ſchon manchen talentvollen Studenten aufrieb und zu Grunde richtete. Weil manche Knaben zur Prüfung nicht lernten, was ſie hätten lernen ſollen und doch ein beſtimmtes Maaß des Wiſſens, wenn auch nur mechaniſch, erreichen mußten, war es nöthig, daß ſie zu Hauſe von ſogenannten Inſtructoren Nachhilfe erhielten: ein undankbarer Dienſt, bei dem mittelloſe Jünglinge der höheren Curſe ihre Zeit für eine Bezahlung elender, ſchlechter als ſie ein Holzhacker erhielt, verkauften, um ſich den dürftigen Unterhalt zu ſichern. Auch ich war gezwungen, dieſes Mittel zu ergreifen. Da ich nun Knaben in den Gymnaſialgegenſtänden, Mädchen in Geſchichte und deutſcher Sprache unterrichten ſollte, mußte ich dieſe Fächer ernſtlicher, als für eine gute Note in der Schule genügt hätte, anfaſſen, und weil ich einen Ehrgeiz darein ſetzte, daß mich meine Zöglinge verſtänden, auch nachdenken nicht blos über die Sache und ihre Grundbegriffe, ſondern auch, wie man ſie am beſten überliefere. Auf dieſem Wege erhielt ich wenigſtens in dem engen Kreiſe, wo ich mich bewegte, einige Sicherheit. Darüber hinaus fehlten mir die Mittel faſt gänzlich. Aber die Univerſitätsbibliothek? Die wird in jedem Zweige menſchlichen Wiſſens mehr Stoff geboten haben, als Einem zu bewältigen möglich! Allerdings! Doch herrſchte hier an und für ſich eine ſehr ſtrenge Cenſur, und dann mußten wir Gymnaſiaſten ſtets einen vom Profeſſor unterfertigten Zettel vorlegen, worauf das Werk, das uns der Scriptor anzuweiſen hatte, genannt war. Da beſchränkte man ſich, um fleißig zu erſcheinen, faſt nur auf Erläuterungen des in der Schule Vorgetragenen. Bat man um irgend etwas anderes, hieß es gleich: „Wo will er hinaus? Er hat an den Büchern für die Schule genug!“ Ja, es war dafür geſorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wuchſen! Die Claſſiker hatten für mich zunächſt nur ſtoffliches Intereſſe, ich las die Lateiner mit Interlinearverſionen, bis ich allmählich erſtarkte und mit einem guten Lexikon ſelbſt weiter kam, die Griechen in den beſten Ueberſetzungen, doch ließ ich die Dramatiker vorläufig liegen. Erſt bei Homer ging mir ein Licht auf. Ich kaufte mir die Grammatik von Thierſch, und eine Ausgabe der Ilias mit Scholien, auf dieſen Krücken krabbelte ich von Rhapſodie zu Rhapſodie; hatte ich eine ſprachlich und ſachlich durchgenommen, ſo las ich ſie von vorn und ſchaute freilich

Dinge, von denen es mich zuerſt wunderte, daß man in der Schule nichts davon höre. Bald aber gewöhnte ich mich von dieſer ganz abzuſehen; ich machte meine Aufgaben, lernte die Themata, und ſuchte meinen eigenen Pfad. Doch wehte mich aus der Poeſie der Griechen immer etwas fremd an, ich wußte nicht was und wie. Da betrat ich nach der ſechsten Klaſſe des Gymnaſiums die Säle der Glyptothek zu München und es fiel wie Schuppen von meinem Auge. Der Marmor leuchtete vom Geiſte griechiſcher Poeſie; das war Leib und Seele. So öffnet uns ein Blick die reichſte Fülle einer ungeahnten Zauberwelt, an deren Thüre wir in Macht ſtanden, doch muß das Auge dafür gereift ſein. Dem Studium von Muſtern der Plaſtik und Malerei verdanke ich überhaupt ſehr viel für meine poetiſchen Arbeiten, namentlich weil dort das Maß ein Hauptgeſetz aller Kunſt, ſo zu ſagen greifbar waltet und ein Verſtoß gegen das richtige Verhältniß das Ganze und die Theile unrettbar zerſtört. Aus dieſem und einigem andern, was ich bei verſchiedenen Anläſſen früher ſagte, möchte man den Schluß ziehen, daß ich eigentlich zum Maler beſtimmt war. Ich glaubte es ſelbſt lange. Doch abgeſehen davon, daß ich, wäre dieſes der Fall, mit einer Art Naturnothwendigkeit mir hätte Bahn brechen müſſen, oder auch am Verſuche zu Grund gegangen wäre, belehrte mich über die Irrigkeit jener Vorausſetzung auch noch Folgendes. Sieht ein Maler oder Plaſtiker ein Werk, welches ihn durch Gehalt und Form tief ergreift, ſo fühlt er ſich angeregt in ſeiner Sphäre zu ſchaffen; mir geſchah und geſchieht es jedoch, daß ich vor einer Statue, einem Gemälde, welches meiner geiſtigen Individualität entſpricht, poetiſch geſtimmt werde. Vielleicht iſt ein großer Theil jener ſchönen Epigramme der Anthologie aus einer ähnlichen Quelle entſprungen. Von den Griechen lernte ich vorzüglich, wie man die Natur für die Zwecke der Kunſt anzuſchauen habe. In dieſem Sinne waren ſie ohne Zweifel große Realiſten, doch ſchufen ſie nicht nach der äußern, ſondern aus der geiſtigen Anſchauung der Natur und eben deswegen ſind ihre Geſtalten plaſtiſche Typen, während jetzt mancher Wunder was geleiſtet zu haben wähnt, wenn er das Individuum als ſolches mit allen Warzen, Falten und Härchen hinſtellt. Wer natürlich malen kann, hat noch nicht die Natur gemalt und eine Vorausſetzung der Kunſt iſt noch nicht die Kunſt ſelbſt. Dieſe Art Realismus iſt allerdings ſehr realiſtiſch, nur nicht oder bloß zufällig ſchön, ſie iſt der Gegenſatz von jenem ebenſo unkünſtleriſchen falſchen Idealismus, welcher vor der derben Wirklichkeit die Augen ſchließt, oder ſie durch myſtiſche Zauberformeln in Rauch aufzulöſen ſtrebt. Da bleiben Subject und Object völlig unvermittelt. Die Idee, welche beide verbindet, aber nur zu oft mit dem Ideal verwechſelt wird, ſteht auch über beiden, wer daher im einen oder andern befangen bleibt, ohne daß ſich ihm jene offenbart, iſt ſtets

nur ein halber Künſtler. Ebenſo im Leben, in der Geſchichte! Das Ideal iſt Traum, Willkür, Fantaſie; — die Idee Geiſt, Wirklichkeit, Freiheit und ein Idealiſt zu heißen für einen Mann wahrlich kein Lob.

Sybels Geſchichte und der Raſtadter Geſandtenmord.*)

Von Guſtav Freytag.

Als die erſten Bände des großen Werkes erſchienen, war der Geſchichtſchreiber ſeinem Volke vorausgeeilt und ſeine Auffaſſung der franzöſiſchen Revolution klang den meiſten Deutſchen fremdartig. Aber die Gründlichkeit der Beweisführung und die ſichere Größe des Urtheils, wo es galt, Charaktere der Revolution zu würdigen, gewannen dem Verfaſſer die Seelen der Leſer, ſchon auf den erſten Seiten hatte ſeine Kunſt, gut zu erzählen, angezogen und der gehaltene und vornehme Ton, in welchem er berichtete. Seitdem zählt Heinrich v. Sybel unter die großen lebenden Geſchichtsforſcher, er iſt für den Zeitraum, in welchen ſein Hauptwerk fällt, unſere beſte Autorität; nicht nur weil er einen großen Theil ſeines Lebens an Durchforſchung unbenutzter Quellen geſetzt, auch darum, weil er als politiſcher Charakter in den Kämpfen der Gegenwart ſeine Tüchtigkeit bewährt hat. Jetzt lebt er in beſonders guter Stellung zu ſeiner Nation, er iſt ſicher, daß ſein Urtheil in weiten Kreiſen mit Hochachtung und beſter Meinung angehört wird, wir Andern aber ſind froh, da, wo es ſich um geſchichtliches Wiſſen aus dem letzten Jahrhundert handelt, in ihm einen Kenner zu beſitzen, auf den wir uns vor Andern gern verlaſſen.

Der vorliegende Band ſeiner Geſchichte iſt ihm beſonders gut gelungen, die ſchöpferiſche Kraft des gereiften Mannes arbeitet voll und ſicher; neben der ſouveränen Herrſchaft über das weite Gebiet des Stoffes iſt auch die Wärme und ruhige Anmuth in der Erzählung bewundernswerth; unter der Würde des Hiſtorikers empfindet man den Herzſchlag des deutſchen Patrioten. Der Band umfaßt die Zeit des Raſtadter Congreſſes vom October 1797 bis Mai 1799, die Herrſchaft Bonapartes über das Directorium, ſeine Schläge gegen den Kirchenſtaat, die Schweiz, das linke Rheinufer, den abenteuerlichen Zug nach Aegypten. Der Charakter dieſes Haupthelden, die rückſichtsloſe und ſchamloſe Selbſtſucht der franzöſiſchen Politik ſind von einem deutſchen Hiſtoriker ſo ſcharfſinnig und ſicher wohl noch nicht beurtheilt worden. Nicht weniger vortrefflich ſind die Schilderungen ſeiner neuen Gegenſpieler auf den

*) Geſchichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1800. Fünfter Band. I. Düſſeldorf, J. Buddeus. 1874.

europäischen Thronen, Friedrich Wilhelm III. von Preußen, des Kaisers Paul von Rußland, der österreichischen Diplomaten. Es war für Deutschland eine klägliche Zeit, in welcher die Franzosen mit den großen und kleinen Staaten spielen durften wie die Kater mit den Mäusen. Daß wir jetzt in der Lage sind, in einer gewissen Gemüthsruhe an jene Jahre der Halbheit und Schwäche zu denken, das hat auch dem Geschichtschreiber seinen Bericht weniger peinlich gemacht, man merkt es zuweilen an der ruhigen Ironie seiner Sprache, daß er einen weit anderen Werthmesser für die Tüchtigkeit eines deutschen Staatsmannes in der Seele trägt, als jene Periode nahe legt.

Zu den allerbesten Capiteln des Bandes gehört die Darstellung des Rastadter Gesandtenmordes. Die Weise, in welcher der Verfasser hier die Schilderung der vielbesprochenen Unthat mit kritischer Erörterung zu vereinigen weiß, ist in Wahrheit ein Meisterstück historischer Arbeit. Es lag ihm nahe, gründlich auf das Detail einzugehen, denn die Untersuchung über das Ereigniß des 28. April 1799 war in neuester Zeit wieder aufgenommen worden, an die Schrift von Mendelssohn hatte sich eine eifrige Polemik über die Mitschuld der österreichischen Regierung geknüpft. Sybel selbst wurde nach dem Erscheinen des Bandes, welcher hier angezeigt wird, veranlaßt, in dem vierten Heft 1874 seiner historischen Zeitschrift gegen das Buch des Oesterreichers v. Helfert noch einmal auf genaue Erörterung der Thatsachen und Zeugnisse einzugehen. Durch ihn ist das vorhandene Material so vollständig und unbefangen gewürdigt, daß man sich seiner Beweisführung gegenüber den Schriftstellern, welche die Schuld der That von den österreichischen Agenten abwälzen wollen, vollständig anschließen kann.

Nur in einem Punkt wird der Leser nicht unbedingt der Ansicht unsers Historikers beipflichten. Und es sei erlaubt, diesen Einwand hier zur Sprache zu bringen. Sybel führt aus, daß der Mord, welcher von Szekler Husaren des Obersten Barbaczy in der Nacht des 28. April auf der Landstraße nahe an den Thoren von Rastadt verübt wurde, durch Mißverstand eines Befehls veranlaßt sei. Der österreichische Diplomat Graf Lehrbach habe dem Szekler Obersten nur empfohlen, die Franzosen etwas zu „zausen" oder zu „hauen", während auf Befehl der österreichischen Regierung ihre Papiere in Beschlag genommen werden sollten. Aber wenn auch Graf Lehrbach nach vollbrachter That sich gegen einen Vertrauten dahin aussprach, daß die rohen Szekler seinen Rath falsch verstanden hätten, so kann dieses Geständniß, dessen Aechtheit nicht mehr anzuzweifeln ist, den Grafen von dem Verdacht nicht freisprechen, daß er Aergeres geboten hat. Auch daß der Rittmeister Burkhard von den Szeklern, welchen Oberst Barbaczy nach Rastadt geschickt hatte, um die französischen Gesandten hinauszuscheuchen, sogleich nach dem Morde die That als ein Mißverständniß beklagte, und daß der Oberst

ſelbſt in einem amtlichen Briefe ſeinen Schmerz über den ſchrecklichen Vorfall ausſprach, beweiſt nicht, daß der Mord ein unglücklicher Zufall war, ſondern nur, daß man ihn dazu machen wollte. Die öſterreichiſche Regierung ſelbſt hat die Sache in einer Weiſe entſchieden, welche die Annahme eines Verſehens ausſchließt. Sogleich nach der That ließ der Höchſtcommandirende Erzherzog Karl den Oberſten Barbaczy, den Rittmeiſter Burkhard und die an der That betheiligten Mannſchaften arretiren und vor eine militäriſche Unterſuchungscommiſſion ſtellen, die betreffenden Ausſagen wurden nach Wien geſandt, aber die Unterſuchung wurde auf Veranlaſſung des Miniſters Thugut der rein militäriſchen Commiſſion entzogen und lau geführt, die Acten des Militärgerichts wurden ſecretirt oder vernichtet; endlich im Mai 1801, einige Wochen nach dem Abſchluß des Friedens mit Frankreich, wurde Oberſt Barbaczy zum General, Rittmeiſter Burkhard zum Major befördert und beide in Penſionsſtand verſetzt. Dieſe Thatſache muß nicht nur dem Militär, ſie kann auch dem Hiſtoriker ein zureichender Beweis ſein, daß beide Officiere bei dem Vorfall keinerlei militäriſches Verſchulden trifft, ſondern daß ſie nur genau und völlig einen ertheilten Befehl erfüllt haben. Denn wie lax auch damals die Moral war, und wie willkürlich auch die Hofräthe in das öſterreichiſche Heer eingriffen, Eines war zu der Zeit des Erzherzogs Karl doch unmöglich, daß ein Officier, der einen Befehl falſch verſtanden hat, oder deſſen Leute den Befehl verkehrt ausgeführt haben, und der deshalb ſeinem Staate politiſche Schwierigkeiten und die übelſte Nachrede zugezogen hat, nach einer kriegsgerichtlichen Unterſuchung zum General ernannt werden kann. Dies wäre ſo ganz gegen militäriſche Zucht, gegen Herkommen und Soldatenehre, daß wir nicht berechtigt ſind, in der öſterreichiſchen Armee des Jahres 1801 es für möglich zu halten. Hatte der Oberſt ſelbſt einen Auftrag ſo gröblich mißverſtanden, ſo war ſeine Caſſation unvermeidlich, und hatten Untergebene ſeinen Befehl ſo gröblich mißverſtanden, ſo traf ihn immer noch die Schuld einer ſaumſeligen Ueberwachung. Wir dürfen alſo in dieſem Avancement und der darauf folgenden Penſionirung nur eine wahrſcheinlich widerwillige Anerkennung der Thatſache finden, daß die betreffenden Officiere ihre militäriſche Pflicht gethan haben. Dazu ſtimmen auch die überlieferten klagenden Aeußerungen des Oberſten, als er den verhängnißvollen Befehl erhielt: „es ſei der ſchwerſte Auftrag ſeines Lebens u. ſ. w.“ Wäre einem Oberſten von den Szekler Huſaren ſchwer angekommen, franzöſiſche Jacobiner ein wenig durchzuhauen und ihnen ihre Papiere zu nehmen?

Deshalb ſind wir zu der Annahme genöthigt, daß jene falſche Auffaſſung eines höheren Willens nicht bei den Subalternofficieren der Szekler zu ſuchen iſt, welche ihren Oberſten mißverſtanden, auch nicht bei dem Oberſten, welcher den Grafen Lehrbach mißverſtand, ſondern daß die Schuld zwiſchen

den österreichischen Diplomaten liegt, wahrscheinlich bei dem Grafen Lehrbach. Die 11. (Szekler)! Husaren waren wild und räuberisch, sie plünderten die Gemordeten und rühmten sich der Beute, ja sie sollen einen Karren voll Raub unter der Anführung des Obersten in ihre Quartiere zurückgebracht haben. Aber wir müssen nach dem Ausgang des Processes voraussetzen, daß bei ihren Officieren die Grundbegriffe von militärischer Dienstpflicht und Soldatenehre vorhanden waren. Durch die Beförderung des Obersten Barbaczy zum General wird vorläufig für uns erwiesen, daß die Unthat nicht dem österreichischen Heere zur Last fällt. Und uns bleibt nur übrig anzunehmen, daß der Oberst zugleich mit der Vollmacht des Erzherzogs Karl d. d. 25. April, welche ihm befahl, sofort die französischen Gesandten aus Rastadt auszuweisen, noch einen anderen geheimen Auftrag erhielt: 1) die Gesandten zu beseitigen und ihre Papiere mit Beschlag zu belegen, 2) die That so auszuführen, daß sie als Zufall oder Mißverständniß erscheine. Und dieser Befehl muß ihm von einer Autorität zugegangen sein, welcher er nach damaligen österreichischen Dienstverhältnissen zu gehorchen zweifellos berechtigt war.

Wer dies nicht zugeben will, der ist verpflichtet, den Gegenbeweis auf Grund neuer Zeugnisse zu führen. Wie die Sache jetzt liegt, muß die letzte militärische Entscheidung über das Verhalten des Obersten maßgebend werden auch für unser Urtheil über diesen Mann und über den verborgenen Urheber der That.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Oberschlesien. Von der Volksschule. — Zu unserer lebhaften Freude können wir mittheilen, daß nunmehr auch von der Regierung zu Oppeln mit Ernst an der Gründung von confessionslosen Schulen an Stelle der confessionellen gearbeitet wird, und daß in den Städten ein Oberregierungsrath persönlich die Sache betreibt. Wir dürfen erwarten, daß es diesem directen Eintreten der Regierung gelingen wird, den Widerstand zu brechen, der nicht minder von der evangelischen als von der katholischen Geistlichkeit gegen diese Institution bereitet wird. Hier und da hat man auch die Lehrer gegen diese Schule einzunehmen versucht, indem man ihnen von Erschwerung ihres Berufes und Gefährdung der bisherigen Leistungen ihrer Classen vorredete. Eine weitere erfreuliche Maßregel, die unser Regierungspräsident getroffen hat, betrifft die anderweitige Abgrenzung des Geschäftskreises der Regierungsschulräthe. Die Bearbeitung der Interna und die örtlichen Revisionen der zum Ressort der königlichen Regierungen gehörigen Schulen Seitens der Departementsschulräthe soll fortan ohne Rück-

ſicht auf den Bekenntnißſtand und lediglich nach geographiſchen Bezirken ſtattfinden. (Den Provinzialſchulcollegien zur Nachachtung zu empfehlen!) Was hierbei den Religionsunterricht anlangt, ſo ſoll der revidirende Schulrath, falls es ſich um eine Schule anderer Confeſſion handelt, ſein Augenmerk nur darauf richten, ob den Staatsgeſetzen, ſowie den allgemeinen ſtaatlichen Anordnungen über das Unterrichtsweſen und über den Religionsunterricht im Beſonderen, desgleichen den für jede Schule ergangenen beſonderen Beſtimmungen Folge geleiſtet wird; nicht minder ſoll die Methodik des Lehrers und die Handhabung der Disciplin Gegenſtand der Reviſionen ſein, nicht aber der Inhalt der confeſſionellen Glaubenslehre.

Aus Paris. Das neue Miniſterium. — Am 11. März hat das „Journal officiel" die Liſte des neuen franzöſiſchen Miniſteriums unter der Präſidentſchaft des Herrn Buffet veröffentlicht. Es iſt damit der außergewöhnliche Zuſtand beendet worden, in welchem ſich Frankreich während neun Wochen unter der Regierung eines Miniſteriums, deſſen Entlaſſung gegeben und angenommen war, befunden hatte. Zu bemerken iſt noch dabei, daß dieſe Epoche eigentlich zwei Perioden umſchloß, deren eine man vom 6. Januar, an welchem Datum das Cabinet Ciſſey geſtürzt wurde, bis zum 25. Februar, dem Tage der Annahme der neuen franzöſiſchen Verfaſſung durch die Nationalverſammlung, rechnen muß, und deren zweite Periode von dieſem Zeitpunkt bis zur Ernennung des neuen Miniſteriums Buffet reicht. Die Gründe für dieſe lange Dauer eines ſo anormalen Zuſtandes ergeben ſich aus dem Verlaufe der Kriſis ſelbſt.

Am 6. Januar fiel das damalige Cabinet de Ciſſey bei einer Tagesordnungsfrage. Es hatte verlangt, daß die Nationalverſammlung ſofort und zunächſt zur Berathung eines von ihm ihr vorgelegten Geſetzentwurfes über die Bildung des Senates ſchreite, und hatte dieſe Forderung durch eine Botſchaft des Marſchalls Mac Mahon unterſtützt, in welcher der Chef der Executivgewalt mit Entſchiedenheit verlangte, die Nationalverſammlung möchte dem ſo oft wiederholten aber bisher nie erfüllten Verſprechen nachkommen und ſeine — des Marſchalls — Gewalten durch eine Conſtitution conſolidiren. Die Majorität, welche bei dieſer Frage gegen die Regierung ſtimmte, ſetzte ſich zuſammen aus den geſammten Fractionen der Linken, welche ſelbſtverſtändlich principiell gegen die conſervative Regierung ſtimmten, und aus den Legitimiſten und Bonapartiſten, welche überhaupt keine Verfaſſung wollten, welche dem augenblicklichen Proviſorium auf eine ihren Wünſchen nicht entſprechende Weiſe ein Ende machen würde.

Aus einer ſo heterogenen Majorität nun ein regierungsfähiges Miniſterium zu bilden, war ein Ding der Unmöglichkeit. Wollte daher der Marſchall nicht

durch die Bildung eines Minoritätsministeriums einen parlamentarischen Staatsstreich begehen, so blieb ihm nichts übrig, als abzuwarten, bis die souveräne Nationalversammlung in Versailles durch irgend eine Majorität die Constituirung irgend einer Verfassung beschlossen hatte. Es war diese abwartende Haltung um so mehr geboten, als sich die Nationalversammlung an jenem 6. Januar durch den Beschluß, erst den Gesetzentwurf über die Organisation der öffentlichen Gewalten zu berathen, die Hände selbst gebunden hatte und wohl oder übel nun an eine Frage hinantreten mußte, vor der sie sich jahrelang gesträubt hatte.

Die Debatten über die constitutionellen Gesetze begannen. Nach den mannichfachsten Zwischenfällen, nach den hitzigsten und erregtesten Parteikämpfen, wurde am 25. Februar die neue republikanische Verfassung Frankreichs von der Nationalversammlung in Versailles mit einer Majorität von etwa 180 Stimmen angenommen.

Die Bahn war frei, das Terrain war klar. Es hatte sich in der Kammer bei einer Principienfrage erster Ordnung — bei der Entscheidung über die definitive Staatsform Frankreichs — eine große compacte Majorität zusammengefunden. Nichts stand der Bildung eines Ministeriums aus den Reihen dieser parlamentarischen Majorität entgegen — und volle vierzehn Tage war es unmöglich, ja es schienen sich von Tag zu Tag die Schwierigkeiten zu häufen, ein solches Ministerium zu finden. Tag für Tag brachten die Blätter des Morgens die fertige Ministerliste, um am Abend sie für falsch zu erklären. Bald war eine Principien-, bald eine Personenfrage das Hinderniß der Verständigung; bald schrieb man dem Marschall Mac Mahon, jetzt de jure et de facto Präsident der französischen Republik, sogar die Absicht zu, ein extraparlamentarisches Cabinet, ein ministère d'affaires zu formiren, ja bis zu den abenteuerlichsten Gereden eines bonapartistischen oder orleanistischen Staatsstreiches verstiegen sich „wohleingeweihte" Berichterstatter.

An Allem mag ein Fünkchen Wahrheit gewesen sein. Sicherlich war die Lage des Marschalls Mac Mahon, so klar und einfach sie parlamentarisch erschien, doch bei näherer Betrachtung eine höchst eigenthümliche. Der Herzog von Magenta war am 24. Mai 1873 von den vereinigten Fractionen der Rechten, von den monarchisch-conservativen Parteien an Stelle des Herrn Thiers zum Chef der Executivgewalt ernannt worden. Die Rechte hatte unter Führung des Herzogs von Broglie den alten Präsidenten der Republik — es war dies damals nur einfach ein Titel — gestürzt, weil Herr Thiers, wie man ihm vorwarf, die conservativen Interessen verrathen und sich der republikanischen Linken zugewendet habe, um mit deren Hilfe die Republik in Frankreich herzustellen. Mac Mahon war also auf seinen hohen Posten durch die conservativen Fractionen zur Aufrechterhaltung des Banners der conser-

vativen Intereſſen berufen worden, worunter allerdings die Rechte mehr oder weniger eine monarchiſche Reſtauration verſtand. Es würde hier etwas zu weit führen auf die verſchiedenen verſuchten und geſcheiterten Reſtaurationsverſuche näher einzugehen, — ſchließlich mochte der Marſchall ſelbſt Gefallen an ſeiner Stellung als Chef eines großen Staates gefunden haben; andererſeits forderte die einfache Nothwendigkeit der Verhältniſſe, daß Frankreich endlich wieder in die Reihe verfaſſungsmäßig regierter Staaten eintrete. So war denn auch der Marſchall Mac Mahon bald dahin gekommen, wieder und wieder auf eine Conſtitution zu dringen. Die Nationalverſammlung ging endlich an die Berathung derſelben und — am 30. Januar nahm ſie mit der Majorität von einer Stimme das Amendement Wallon an, welches durch die Worte: „der Präſident der Republik wird durch Stimmenmehrheit von der aus den Mitgliedern des Senats und der Deputirtenkammer zuſammengeſetzten Nationalverſammlung gewählt" implicite die Republik als die Staatsform Frankreichs proclamirte. Die Ueberraſchung war auf beiden Seiten, im republikaniſchen, wie im monarchiſch-conſervativen Lager gleich groß. Doch das Factum ſtand feſt, die Republikaner hatten geſiegt und bald ſollte die der Republik günſtige Strömung weitere Folgen haben. Es kam hinzu, daß auch in jenen Tagen der Polizeipräfect Léon Renault der parlamentariſchen Enquêtecommiſſion zur Prüfung der Wahl des Herrn von Bourgoing im Nièvre-Departement ſo wunderſame Enthüllungen über die ausgedehnte und kühne Propaganda des Bonapartismus gemacht hatte — und ſchon drei Tage ſpäter ſehen wir bei einem neuen Votum das rechte Centrum, die orleaniſtiſche Partei unter Führung des Herzogs von Broglie vereint mit den Republikanern für die neue republikaniſche Verfaſſung ſtimmen; ob allerdings als loyale Anhänger der neuen Staatsform, ob mit dem Hintergedanken, die Republik im Orleanismus zu erdrücken, die Frage laſſe ich offen.

Jetzt ging es ſchnell weiter. Selbſt ein geſchickter parlamentariſcher Schachzug der Bonapartiſten, der das Senatsgeſetz zu Fall brachte und dadurch einen Augenblick Alles wieder in Frage zu ſtellen drohte, wurde in ſeinen Folgen wieder gutgemacht; die Orleaniſten und Republikaner hielten feſt zuſammen und am 25. Februar war das Werk vollendet, die republikaniſche Verfaſſung war gegeben.

Der Marſchall Mac Mahon war nun Präſident der Republik. Er mußte anerkennen, daß er in ſeiner Stellung nicht mehr durch die Fractionen der Rechten, ſondern durch die der Linken, der Republikaner d. h. derjenigen gehalten wurde, die er bis dahin ſtets als ſeine ärgſten Feinde und Widerſacher betrachtet hatte. Er, der ſtreng conſervative, monarchiſch geſinnte Mann, der Erwählte und Delegirte der conſervativen Parteien, ſollte nun plötzlich die Stütze ſeiner Regierung auf der Linken ſuchen, ſollte ſein Miniſterium

aus den Reihen der republikaniſchen Majorität nehmen, ſollte die von einem Gambetta geführte radicale Partei gewiſſermaßen als Regierungspartei anerkennen. Das mußte dem loyal soldat unmöglich erſcheinen. Hierin liegt nun der Grund, weshalb es ſo ſchwierig war, ſelbſt nach dem 25. Februar ein Miniſterium zu bilden. Die Verhältniſſe zwangen dem Präſidenten der Republik als das unter den gegebenen Umſtänden einzig mögliche parlamentariſche Miniſterium, das der Herren Buffet und Dufaure, auf, — der Marſchall acceptirte es, doch er beſtand darauf und ſetzte es ſchließlich durch, daß auch die conſervative Minorität, die gegen die neuen Verfaſſungsgeſetze geſtimmt hatte, ein Portefeuille in dem zu bildenden Cabinet erhielt, ſelbſt daß das Miniſterium des Innern einem Manne anvertraut werde, der gegen die Bonapartiſten einen unverſöhnlichen und vernichtenden Krieg geführt hätte, gab der alte maréchal de l'empire nicht zu.

So kam denn endlich nach Ueberwindung der mannichfachſten Schwierigkeiten das neue Miniſterium Buffet zu Stande. Herr Buffet übernahm die Präſidentſchaft und das Innere, vier der alten Miniſter, der Herzog Decazes, General de Ciſſey, Admiral de Montaignac und Herr Caillaux behielten ihre reſpectiven Portefeuilles des Aeußern, des Kriegs, der Marine und der öffentlichen Arbeiten; zwei Mitglieder des linken Centrums, die Herren Dufaure (Juſtiz) und Léon Say (Finanzen), ſowie als Vertreter der Rechten der Vicomte de Meaux (Ackerbau) und ſchließlich Herr Wallon (Unterricht) traten neu in das Cabinet ein.

Das neue Miniſterium ließ mit der Verkündigung ſeines politiſchen Programms nicht lange auf ſich warten. Schon am 12. März beſtieg Herr Buffet die Tribüne und theilte der lautlos horchenden Nationalverſammlung in Form einer Declaration mit, daß das Miniſterium très nettement conservateur ſein werde. Mit einer unverkennbaren Abſichtlichkeit vermied der Miniſterpräſident es ſogar, nur ein einziges Mal das Wort Republik zu gebrauchen. Man hörte dieſe Erklärung mit einigem Erſtaunen an. Etwas Angenehmes und Entgegenkommendes ſagte die Regierung damit dem republikaniſchen Theil der Majorität gerade nicht. Aber die ſo bemerkenswerthe Mäßigung und Ruhe, welche die republikaniſche Partei während der ganzen Verhandlungen über die Cabinetsbildung gezeigt hatte, ſcheint dieſelbe auch nach dieſer miniſteriellen Declaration nicht verlaſſen zu haben. Die Republikaner haben das große und langerſehnte Ziel, die Proclamation der Republik als Staatsform Frankreichs, erreicht; auch Herr Buffet hat erklärt, daß die Regierung dieſe neue Verfaſſung als die geſetzliche gegen jeglichen Angriff jeglicher Partei ſchützen werde, — nun die Republikaner ſind zufrieden mit dem Errungenen, und wollen erſt die Thaten des Miniſteriums abwarten, ohne ſeinen Worten eine zu große Tragweite beizulegen. Herr Buffet ſeiner-

ſeits mag den Plan und die Abſicht haben, eine neue Regierungsmajorität aus den vereinigten Centrumsparteien und den gemäßigten Mitgliedern der Rechten auf Grund ſeines conſervativen Programms zu bilden. Ob es ihm gelingen wird, läßt ſich heute noch nicht abſehen. Immerhin aber erſcheint die nächſte Zukunft Frankreichs eine ruhige und dem neuen Miniſterium drohen vorläufig noch keine ernſten Gefahren.

Aus Berlin. Geburtstag des Reichskanzlers. Allerlei von Theater und Muſik. — Die volle Ruhe der Feſttage mit ihrer wohlthuenden Langeweile war in der vergangenen Woche an die Stelle unſeres bewegten öffentlichen Lebens getreten. Die Politik, die innere wie die äußere, ſchwieg und man konnte faſt meinen, die alte fromme Kindermähr von der friedenſtiftenden Kraft des Oſterfeſtes habe auch in unſeren gottloſen Zeiten noch Geltung.

Das einzige Ereigniß von allgemeinſtem Intereſſe iſt der ſechzigjährige Geburtstag des Fürſten Reichskanzler, der ſich diesmal zu einer von allen Seiten des deutſchen Vaterlandes begeiſtert dargebrachten Kundgebung geſtaltet. Vierundzwanzig Jahre iſt Fürſt Bismarck jetzt im Staatsdienſte und mehr als die Hälfte dieſer Zeit an der Spitze der preußiſchen Regierung. Der bei Beginn dieſer Wirkſamkeit, in den Tagen des Conflictes, gegen den Miniſterpräſidenten herrſchende Mißmuth hat ſich in dem letzten Jahrzehnt in eine nie früher erlebte Bewunderung und Verehrung verwandelt, von der die gänzlich freiwilligen und ungeſuchten Ovationen der jüngſten Tage wieder einmal ein glänzendes Zeugniß ablegten. Man kann es dem Fürſten Bismarck wahrlich nicht verdenken, wenn er, wie die Blätter vor Kurzem berichteten, ſeinen ſtolzen Familiennamen nicht mit dem ſchimmernden Titel eines „Herzogs von Lauenburg" vertauſchen will. Möge der 1. April den volksthümlichſten Staatsmann deutſcher Nation noch lange in Kraft und Geſundheit finden!

Wenn von politiſchen Dingen der Wochenchroniſt diesmal nicht viel zu berichten hat, ſo iſt die Ausbeute an Stoff aus den Tagesvorgängen des geſelligen Lebens der Reſidenz um ſo reicher. Unſere größeren Theater ſind faſt ſämmtlich mit neuen Zugſtücken aufgetreten, um den Kampf mit den ins Freie lockenden Frühlingsgefühlen des Berliners beſtehen zu können. Der Kampf war allerdings in dieſem Jahre kein ſonderlich ſchwerer. Das volksthümlich primitive Feſt der Eröffnung des „Bocks" auf dem Kreuzberg, welches ſonſt die mittleren und unteren Volksſchichten in ſeltener Vollzähligkeit zu verſammeln pflegt, vollzog ſich in dieſen Tagen unter größter Mißgunſt des Publicums und wehmüthig bliſen ein Dutzend blaugefrorner Trompeter ſchauerliche Frühlingsweiſen über leere Tiſche in die ſchneedurchſtöberte Luft. Mehr und mehr

entwöhnt ſich der Himmel der im Kalender verzeichneten Sitten und Gebräuche und führt ein regelloſes und willkürliches Regiment ein, und ein gutes Beiſpiel von Oben wäre doch in unſerem der Achtung vor Geſetz und Ordnung ohnehin entfremdeten Zeitalter ſo wünſchenswerth!

Das hervorragendſte Bühnenereigniß iſt unſtreitig zur Zeit „die Reiſe um die Welt in achtzig Tagen", das neueſte Zugſtück des „Victoriatheaters". Dieſe glanz- und ſpectakelliebende Bühne beſchäftigt ſich ausſchließlich mit der Vorführung derjenigen Kunſtgattung, die man als „Ausſtattungsſtücke" zu bezeichnen pflegt und deren Zweck lediglich die Entfaltung größtmöglicher äußerer Pracht, ſceniſcher und decorativer Wunderdinge iſt. An augenblendendem Glanze leiſtet denn auch dieſe Bühne Staunenswerthes. Die Technik der Theatermaſchinerie iſt auf wahrhaft unbegreifliche Weiſe ausgebildet. Wenn wir auf offener Scene ein Dampfſchiff explodiren und in den Wellen verſinken, einen Eiſenbahnzug von Indianern überfallen ſehen oder in eine Schlangenhöhle voll ſchauderhafter kriechender Reptilien verſetzt werden, ſo ſind dies in der That anerkennenswerthe Leiſtungen, und auch die feineren Anſprüche der Schauluſt werden in vollem Maße befriedigt durch eine Reihe äußerſt geſchmackvoller und glänzender Scenen und Decorationen. Das „Feſt der Königin Nakahira" iſt ein Tableau von ſinnbeſtrickender Pracht. Von dem dramatiſchen Inhalte oder Gedanken kann man bei dieſen für große Kinder berechneten „Spectakelſtücken" vor ernſthaften Leſern eigentlich nicht ſprechen. Um die fantaſtiſchen Gemälde aus beiden Hemiſphären mit einem nothdürftigen Faden aneinander zu reihen, muß ein excentriſcher junger Engländer in Folge einer Wette die Reiſe um die Welt antreten, deren Gang ſich dem in der Geographie minder bewanderten Zuſchauer lehrreich auf zwei Erdhalbkugeln präſentirt, womit ſinniger Weiſe der Theaterzettel ausgeſtattet iſt. Dem Stücke liegt übrigens ein bekannter und intereſſanter franzöſiſcher Roman von Verne zu Grunde, und auch die Idee, dieſen dankbaren Stoff auf die Bühne zu bringen, iſt nicht auf Berliner Boden erwachſen, ſondern aus der Pariſer Porte St. Martin importirt, wo ſich ſchon den ganzen Winter hindurch die ſinnliche Schauluſt daran ergötzt.

Wenn die neueſte Production des „Victoriatheaters" ſelbſt den für magnetiſche Licht- und für Knalleffecte in des Wortes urſprünglicher Bedeutung minder Empfänglichen durch die Raffinirtheit der Ausſtattung in Erſtaunen ſetzt, ſo iſt die jüngſte Gabe des „Friedrich-Wilhelmſtädtiſchen Theaters", „die ſchöne Bourbonnaiſe" ohne jeglichen Reiz. Der Stoff iſt dem Mythencyclus der Dubarry entnommen und dreht ſich um den Verſuch, die allmächtige Mätreſſe durch eine ihr ſprechend ähnliche ſchöne Provinzialin zu verdrängen. Beide Damen werden natürlich von Einer Perſon geſpielt, was ein ſchon abgenutzter Kunſtgriff iſt, und es wird Zuſchauern von geringerem Scharfſinn

in der That oft schwer, zu entdecken, which is which, zumal ihn die Intrigue in seltenem Grade kalt und gleichgültig läßt. Denn selbst der pikante Reiz, welchen der anrüchige Stoff in geschickterer Behandlung haben könnte, geht in wahrhaft trostloser Mattheit und Langeweile unter. Eine monotone, nichtssagende, da und dort zusammengebettelte Musik, ohne auch nur einen Anlauf zu höherem Schwunge — der Name des gänzlich obscuren Tondichters ist mir entfallen — begleitet würdig die ärmliche Handlung. Nach den riesigen Erfolgen, welche diese Bühne im Winter mit „Mamsell Angot", der „Fledermaus", „Girofle" u. a. davon getragen, wird ihr Ruf an jenem traurigen Lückenbüßer nicht gerade zu Grunde gehen, zumal sie sich rüstet, uns in allernächster Zeit den Genuß der Gastspiele des Meininger Gesammtpersonals, welche im vorigen Sommer so enthusiastischen Beifall fanden, zu erneuern. In ihrer Mitte werden wir diesmal unsere Mitbürgerin, Fräulein Hedwig Dohm, die Tochter des „Kladderadatsch", zum erstenmal auf den Brettern begrüßen.

Auch das „Wallnertheater" ist wieder einmal mit einer Novität vor die Oeffentlichkeit getreten, welche sich „Ehrliche Arbeit" betitelt und von Herrn Wilken nach vorhandenen Ideen, Motiven, Scherzen verfaßt worden ist. Eine adelsstolze Clique hat einen reichgewordenen Handwerksmann als Schwiegersohn aufgenommen, der sich dann in der Atmosphäre seiner vornehmen Verwandten recht unbehaglich fühlt und ungeschickt benimmt, bis es ihm gelingt, sich diesem Banne zu entziehen, und in seine bürgerlichen Kreise, zur „ehrlichen Arbeit" zurückzukehren. Das ist der dürre und ausgetretene Boden, auf dem selbst die bewährten komischen Kräfte des „Wallnertheaters" sich vergeblich abmühen, durch Witzereißen und Coupletsingen das Publicum aus dem ersten Nachtschlummer zu wecken. Es ist jammerschade, daß die einst weltberühmte Berliner Localposse in jüngster Zeit einem, wie es scheint, unheilbaren Siechthume verfallen ist; die Schöpfungskraft dieser Kunstgattung ist abgestorben und der Witz vertrocknet.

Schon jetzt wirft übrigens ein künstlerisches Ereigniß ersten Ranges seinen Schatten voraus: unter Richard Wagners höchsteigenhändiger Leitung werden in diesem Monat einige Bruchstücke der „Götterdämmerung" zum Besten des Bayreuther Theaterbaues vor unserm Ohre vorübergeführt werden. Die kleine Colonie von hiesigen Wagnerenthusiasten, an deren Spitze die kunstsinnige Gemahlin des Ministers von Schleinitz steht, hat es fertig gebracht, den Maestro in unsere nordische Residenz zu locken. Das Interessanteste dabei wird der erbitterte Kampf zwischen Anhängern und Gegnern sein, der sich anläßlich dieses Ereignisses in der Presse und der geselligen Conversation erheben wird; doch dürften, wie musikverständige Propheten weissagen, die Stimmen für von denjenigen wider übertönt werden. D.

Literatur.

Ueber einige Grundfragen des Rechts und der Volkswirthschaft. Ein offenes Sendschreiben an Herrn Professor Dr. Heinrich von Treitschke. Von Gustav Schmoller. Jena. Friedrich Mauke. 1875. VIII. 167. — Zur Zeit, als Heinrich von Treitschke den Aufruf zu einer Besprechung der socialen Frage im October 1872 in Eisenach unterzeichnete, hatte ihm Gustav Schmoller versprochen, für die preußischen Jahrbücher unter dem Titel „Die Grundfragen und Grundlagen der Nationalökonomie" eine Reihe von Artikeln zu liefern, welche das Ergebniß eines mehr als zehnjährigen Studiums, nämlich seine Gedanken über die Grundlagen der Volkswirthschaft und ihr Verhältniß zu den Principien des Rechts und der Gerechtigkeit darlegen sollten. Treitschke hatte das Anerbieten freudig angenommen. Da hielt Schmoller seine Rede über die sociale Frage und den preußischen Staat, und Treitschke glaubte sich genöthigt, Schmoller und dessen Freunden in zwei hinreißend geschriebenen und der Großartigkeit des Gedankens in manchem Einzelnen nicht entbehrenden Ergüssen entgegenzutreten. Zur eigenen Rechtfertigung mußte nun Schmoller auf die Grundfragen des Rechts und der Volkswirthschaft zurückgehen, und die Gedanken, die er früher mit dem Freunde zu theilen gehofft, in der obengenannten Streitschrift gegen ihn in die Oeffentlichkeit tragen.

Es ist lebhaft zu bedauern, daß dies der Anlaß ist, der uns Schmollers Studien bringt; nicht nur wegen des Zwistes selbst und weil dieser vielleicht vermieden worden, wäre die Veröffentlichung früher erfolgt, sondern wegen der Art und Weise, in der diese Studien uns nun geboten werden.

Schmollers Schrift ist von der größten Bedeutung. Wenn auch die Grundauffassung ihm nicht eigenthümlich, sondern bereits Gemeingut aller derjenigen ist, welche sich in den letzten Jahrzehnten wirklich wissenschaftlich mit Nationalökonomie beschäftigten, so ist doch die Durchführung dieser Grundauffassung und die Art und Weise ihrer Anwendung auf die Einzelfragen originell, und in Zeiten, in denen Unbefangenheit in wirthschaftswissenschaftlichen Fragen herrschte, hätte ihre Veröffentlichung epochemachend wirken müssen. Selbst heute wird allen Unbefangenen, welche über die Anschauungen der „Socialpolitiker" lediglich aus Unkenntniß spotteten oder zweifelnd sich des Urtheils enthielten, nach der einfach klaren Darlegung Schmollers die so verketzerte Lehre als etwas Selbstverständliches erscheinen; während noch mancher der schon bisher sein Gesinnungsgenosse, ebenso wie Schreiber dieser Zeilen, trotz mannigfachen Dissenses im Einzelnen, dankbar die Förderung anerkennen wird, die ihm aus Schmollers systematischer Begründung der gemeinsamen Anschauungen erwächst. Der bisherige Mangel einer kurzen Formulirung

der wissenschaftlichen Grundanschauungen des „Socialpolitikers" ist nun beseitigt. Niemand war hierzu so geeignet wie der Verfasser. An gründlicher philosophischer Vorbildung, Vielseitigkeit des ökonomischen und historischen Wissens und realistischer Auffassung der wirthschaftlichen Verhältnisse wird er von keinem unserer jetzigen Volkswirthschaftsgelehrten übertroffen, jedenfalls nur von sehr Wenigen erreicht. Wäre er nicht längst die Seele der jüngsten ökonomischen Schule, so hätte ihm diese Schrift den Anspruch auf ihre Führerschaft erworben.

Aber eben wegen dieser großen Bedeutung der Schmollerschen Schrift wäre es am erwünschtesten gewesen, wenn wir in der ruhig fließenden Darstellung, die wir in anderen Schriften des Verfassers kennen gelernt haben, die Darlegung der neuen Lehre gefunden hätten, ohne irgend welche Berücksichtigung vorübergehender Tageserscheinungen. Denn daß trotz der glänzenden Form Treitschkes Essays über den Socialismus und seine Gönner nicht langlebig sein werden, wird die Folgezeit lehren. Allerdings dürfte dazu nicht wenig die vernichtende Kritik beitragen, die ihnen Schmoller zu Theil werden läßt, und zwar in einer Form, aus der trotz aller sachlichen Differenz stets das Gefühl aufrichtiger Hochachtung für den befreundeten Gegner hervorleuchtet. Aber nicht in dieser Polemik, sondern in ihren principiellen Ausführungen liegt der Schwerpunkt der Schmollerschen Schrift; ja dies ist so sehr der Fall, daß nach diesen Ausführungen jede Polemik überflüssig gewesen und es jedem Einzelnen überlassen bleiben konnte, die Consequenzen, welche sich für Treitschkes Essays daraus ergeben, selber zu ziehen. Nichtsdestoweniger wird die Wirkung der Schmollerschen Studien auch in dieser Form langdauernd und segenbringend sein. Lujo Brentano.

Richardson, Rousseau und Goethe. Ein Beitrag zur Geschichte des Romans im achtzehnten Jahrhundert. Von Erich Schmidt. Jena, Ed. Frommann. 1875. — Die bedeutenden Einwirkungen, welche die deutsche Dichtung des vorigen Jahrhunderts von England und Frankreich her erfahren hat, sind mit Recht in neuerer Zeit der Gegenstand erhöhter Aufmerksamkeit von Seite der Literarhistoriker geworden. Insbesondere dürfte es für die letzteren kaum ein interessanteres und dankbareres Thema geben, als die Darstellung des Einflusses, welchen J. J. Rousseau auf die deutsche Dichtung des achtzehnten Jahrhunderts, ja auf die deutsche Literatur überhaupt ausgeübt hat. Schon im Jahre 1751 beim Lesen von Rousseaus berühmter Erstlingsschrift über den Einfluß der Wissenschaften und Künste auf die Sitten schrieb Lessing: „Ich weiß nicht, was man für eine heimliche Ehrfurcht für einen Mann empfindet, welcher der Tugend, gegen alle gebilligte Vorurtheile das Wort redet, auch sogar alsdann, wenn er zu weit gehet." Und: „Herr Rousseau hat Unrecht, aber ich weiß keinen, der es mit mehrerer Vernunft

gehabt hätte." Von dieser Zeit an bis zum Ende des Jahrhunderts, ja darüber hinaus, ist die deutsche Literatur voll von Zeugnissen für die Einwirkung Rousseaus und die Bedeutung dieser Einwirkung. Besonders zahlreich liegen diese Zeugnisse aus den siebenziger Jahren vor: Rousseau war der Hauptapostel der Stürmer und Dränger. Es ist Hettners Verdienst, hierauf neuerdings mit besonderem Nachdruck aufmerksam gemacht zu haben. Da aber auch diese Hinweisungen sich mehr im Allgemeinen halten mußten, so blieb die Aufgabe bisher noch zu lösen, die einzelnen deutschen Schriftsteller und die einzelnen Werke derselben auf die Einwirkungen Rousseaus hin des Genaueren zu untersuchen.

Der Verfasser des vorliegenden Buches hat sich zum Ziele gesetzt, die Verwandtschaft von Goethes Werther mit Rousseaus Neuer Heloise einläßlicher zu erörtern. Dabei ergab sich von selbst eine Erweiterung des Themas nach zwei Seiten hin: die Herbeiziehung des englischen Romanes Richardsons und die Besprechung der Wirkung des Goetheschen Romanes und einiger Nachklänge desselben (diese letztere zum Theil in die Beilagen verwiesen, von denen Nummer 1, die bemerkenswertheste, den Nachweis liefert, daß Frl. von Roussillon zu der verstorbenen Freundin und Lila von Ziegler zur Frl. von B. im Werther die Originale gewesen sind). Ueberblickt man den Inhalt des Buches im Ganzen und Großen, besonders aber den Haupttheil desselben, den Abschnitt, in welchem die Romane Rousseaus und Goethes neben einander gehalten werden, so muß man bekennen, daß der Verfasser, einige Weitläufigkeiten abgerechnet, mit Geschick und mit Glück gearbeitet hat und daß sein Buch, ein rühmliches Zeugniß seiner Studien im Straßburger Seminar, eine Lücke in der wissenschaftlichen Literatur wohl auszufüllen im Stande ist. Auf Einzelheiten einzugehen gebricht uns der Raum. Wir erwähnen daher nur kurz, daß der Verfasser ausführlich die Neue Heloise und den Werther in Bezug auf Inhalt, Composition, Tendenz, Excurse, Motive der Handlung, Ideengehalt, Empfindungsleben und Stil vergleicht und, indem er die Uebereinstimmungen und Abweichungen der beiden Romane feststellt, dem Verständniß des einen wie des andern entschieden förderlich geworden ist. Rousseaus Einfluß auf Goethe überhaupt ist freilich in dem vorliegenden Buche noch nicht erschöpfend dargestellt, aber hoffentlich ist es gerade der Verfasser selbst, von welchem wir eine Wiederaufnahme und Erweiterung seines Themas zu erwarten haben, wobei dann vielleicht auch Rousseaus Einwirkungen auf andere Schriftsteller einläßlich zur Sprache kommen. — i —

Notiz. Dürers „Holzschuher". — Unter der kleinen Zahl der Arbeiten von A. Dürers eigener Hand, welche in den Mauern Nürnbergs verblieben sind, nimmt das lebensgroße, in Oelfarben gemalte Brustbild des

Hieronymus Holzschuher den ersten Rang ein und gehört zugleich zu den vorzüglichsten Arbeiten, welche dieser große Meister überhaupt geschaffen hat.

Hieronymus Holzschuher war im dritten Jahrzehnt des sechszehnten Jahrhunderts einer der angesehensten Männer Nürnbergs, bekleidete die höchsten Aemter der Stadt; er war Dürers Freund und Gönner. Dürer malte ihn im Jahre 1526, als Holzschuher 57 Jahre alt war, also nur zwei Jahre vor Dürers Tod (1528), während Holzschuher dann auch ein Jahr später, im Jahre 1529, starb. Daß Dürer dieses Portrait mit besonderer Liebe gefertigt, geht aus dem Bilde selbst hervor, denn es ist nicht nur glücklich aufgefaßt und im höchsten Grade lebensvoll, ohne Zweifel auch sehr ähnlich, sondern auch mit einer den modernen Malern kaum begreiflichen Sorgfalt bis in alle Einzelnheiten hinein durchgebildet, ohne deshalb der nöthigen Haltung zu entbehren. Dabei ist die Farbe desselben überaus leuchtend. Von Laien werden besonders das graue Haupthaar, der Bart, davon jedes Haar einzeln gezeichnet ist, und der Pelz bewundert. In Holzschuhers Augen spiegelt sich, wie bei vielen Portraits von Dürer, das Fensterkreuz von des Künstlers Atelier.

Dieses Portrait, trefflich erhalten, — nur der Hintergrund wurde vor einigen Jahrzehnten durch Rotermundt übermalt, — und sogar noch mit seinem alten Rahmen aus braunem Holze, mit Schiebedeckel, darauf das Holzschuhersche Wappen gemalt ist, zum Schutz des Bildes versehen, ist noch immer Eigenthum der Familie Holzschuher, wurde von derselben jedoch vor einigen Jahren dem Germanischen Museum zu Nürnberg zur Aufbewahrung und öffentlichen Ausstellung übergeben.

Nach diesem Bilde hat Friedrich Wagner im Jahre 1843 einen schätzenswerthen Kupferstich gefertigt.

Kürzlich hat nun auch der treffliche Photograph Johann Hahn in Nürnberg, im Auftrage der Schragschen Hofbuchhandlung zu Nürnberg und für deren Verlag, eine große — nur wenig kleiner als das Original — Photographie des Bildes (auch in verschiedenen kleineren Formaten erschienen) nach dem Originale angefertigt, welche das schöne Bild in überraschend vollendeter Weise wiedergiebt. Sie ist in ihrer Gesammtwirkung im Allgemeinen richtig und in allen Einzelnheiten vollkommen klar, so daß man darin jeden Strich des Meisters wieder erkennt. Dieselbe entspricht nicht nur allen billigen Ansprüchen, welche man heute an Arbeiten der Art zu stellen berechtigt ist, sondern übertrifft dieselben noch, ist daher als vortreffliche, vollkommen zuverlässige Copie eines ausgezeichneten berühmten Kunstwerkes, um ihres eigenen Kunstwerthes willen, wie als werthvolles Hilfsmittel für kunstwissenschaftliche Untersuchungen in hohem Grade willkommen. Rudolf Bergau.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 2. April 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Der letzte Préfet du Bas-Rhin.

Von O. v. Richthofen.

Die kürzlich im Departement der Seine und Oise stattgehabte Deputirtenwahl, bei der der Republikaner Edmond Valentin über den Bonapartisten Herzog von Padua und über den ehemaligen Befehlshaber des Lagers von Conlie Kératry den Sieg davontrug, hat die Erinnerung an einen Mann wieder wachgerufen, dem es beschieden war, der letzte französische Präfect des niederrheinischen Departements zu sein, und der als solcher während des letzten Krieges im Elsaß eine zwar nur kurze, aber nicht unbedeutende oder einflußlose Rolle gespielt hat.

Die Familie Valentins ist seit Langem in Straßburg beheimathet und angesehen. Der Großvater des jetzigen Deputirten war zuerst Friedensgerichtsschreiber, dann Friedensrichter dort und galt als einer der eifrigsten Bourbonisten; er denuncirte z. B. einst einen ehrsamen Handwerker, an dessen Hause die Windfahne, wahrscheinlich in den ersten Jahren der einen und untheilbaren französischen Republik aufgerichtet, eine phrygische Mütze trug, den Gerichten zur Bestrafung. Der Vater erlangte unter Carl X. neben seiner Stelle als Anwalt trotz des Protestes aller seiner Collegen das einträgliche Generalsecretariat der Straßburger mit den Stiftungen; jedoch ward ihm der Genuß dieses Doppelamtes nicht lange zu Theil, da die Regierung des Bürgerkönigs ihn dasselbe mit einer Steuerkasse im Oberelsaß vertauschen ließ.

Edmond Valentin wandte sich der militairischen Laufbahn zu; die Februarrevolution fand ihn als Lieutenant der chasseurs à pied in der Garnison Straßburg. Den Traditionen seiner Familie entgegen stürzte er sich mit Eifer in die republikanische Bewegung und nahm an den Sitzungen der Clubs regen Antheil. Von den im Mai 1849 zur assemblée nationale législative gewählten Vertretern des Niederrheins wurden im November desselben Jahres fünf wegen Theilnahme an dem Ledru Rollinschen Angriff gegen die provisorische Regierung, dem sogenannten Attentat des 15. Mai 1848, durch den Gerichtshof zu Bourges verurtheilt und hierauf durch Beschluß der assemblée ihrer Mandate verlustig erklärt. An ihrer Stelle wählte das Departement am 10. März 1850 von Neuem fünf entschiedene Republikaner,

von bis dahin fast unbekannten Namen, unter diesen fast einstimmig Valentin. Da außerdem ein Mitglied der assemblée seine Demission einreichte, hatte noch eine Nachwahl für diese Körperschaft im Niederrhein statt, welche seltsamer Weise Emile de Girardin, den späteren kaiserlichen Hofliteraten und Verfechter der Septennalisirung der jetzigen Volksvertretung, aus der — wohl zumeist mit deutsch beschriebenen Stimmzetteln gefüllten Urne — hervorgehen ließ.

Die parlamentarische Wirksamkeit aller dieser Représentants du Peuple war nicht von langer Dauer; Mr. L. N. Bonaparte löste durch Decret vom 2. December 1851 die Nationalversammlung auf und sorgte ohne Zaudern dafür, daß die Republikaner ihm auf dem Geschwindmarsch zum Kaiserthrone nicht mehr hindernd in den Weg treten konnten. Um der Deportation zu entgehen, floh mit manchen seiner Gesinnungsgenossen auch Valentin ins Ausland und blieb, seinen republikanischen Grundsätzen getreu, während der beinahe neunzehnjährigen Regierung Napoleons III. seinem Heimathslande fern. Zuerst abwechselnd sich in Belgien, Italien, England und Deutschland, wo er in Kehl seine elsässischen Landsleute leicht begrüßen konnte, aufhaltend, erlangte er schließlich eine Anstellung als Lehrer der französischen Sprache in Woolwich.

Kaum war die Schlacht bei Sedan geschlagen, als Valentin sich wieder in Paris befand; die Regierung der nationalen Vertheidigung hatte noch nicht 48 Stunden existirt, als sie sich des alten Parteigenossen erinnerte, der überdies mit General Trochu befreundet war. Schon am 5. September 1870 veröffentlichte das „Journal officiel de la République" ein Decret, durch dessen ersten Artikel Valentin zum Präfecten des Departements du Bas-Rhin und zwar mit dem Zusatz ernannt wurde, daß die Regierung „s'en rapporte à son énergie et à son patriotisme pour aller occuper son poste." Um diesem Apell der Republik an seinen Patriotismus, wenn irgend möglich zu entsprechen, gab Valentin die ihm kurz zuvor von dem elsässischen Comité übertragene Organisirung eines Freicorps auf und reiste bereits am Abend des 5. September von Paris nach dem Elsaß ab.

Ueber die Kreuz- und Querzüge des neuen Präfecten, bis er den chef-lieu du département erreichte, geben uns ein Brief Valentins an Signouret, den früheren Redacteur des „Impartial du Rhin", welcher in dessen „à l'Alsace qui veut rester et qui, nécessairement, irrésistiblement, redeviendra française" gewidmeten „Souvenirs du bombardement de Strasbourg" (Bayonne 1872) abgedruckt ist, und hauptsächlich das Tagebuch Valentins einigen Aufschluß. Letzteres ist nebst anderen Papieren dem Expräfecten am Tage nach der Capitulation Straßburgs in Hagenau abgenommen worden und befindet sich in den Acten des unterelsässischen Bezirkspräsidiums. Dasselbe,

in kurz angedeuteten Worten geführt, ist, wie aus der Schrift zu erfahren, am 22. September 1870 für die Tage vom 5. ab nachträglich aufgestellt und reicht mit täglichen Einträgen bis zum 27. September, dem Tage vor der Capitulation, so daß es nebst den dem Präfecten außerdem confiscirten Correspondenzen auch einen Einblick in die kurze amtliche Wirksamkeit desselben gestattet. Die Notizen des Tagebuchs sind in französischer, theilweise in englischer Sprache gemacht.

Am 6. September 1870 erreichte Valentin von Lyon aus Belfort. Hier conferirte er mit dem dort commandirenden General und dem gleichfalls soeben ernannten, aus Gebweiler stammenden Präfecten des Oberrheins Grosjean und machte seinem Tagebuch zufolge die Beobachtung, daß die Besatzung dieser damals vom Feinde noch nicht bedrohten Festung zu zahlreich und daher „trop oisive" sei. Außer in Belfort verweilte Valentin noch an demselben Tage in Mülhausen, Thann und Bitschweiler, wo er den Nationalarden Instructionen für den Fall feindlicher Occupirung des Landes zukommen ließ. Den zweiten Tag auf elsässischem Boden verwandte er in Mülhausen zu Besprechungen mit dem Unterpräfecten, dem Platzcommandanten, ferner mit alten Bekannten, wie mit Alfred Koechlin, Louis Chauffour, der später, sich von seinem rechtsgelehrten Bruder Ignaz trennend, für Frankreich optirte und seine Heimath verließ; auch Maurice Engelhard traf er dort an. Dieser war durch dasselbe Decret, das Valentin die Präfectur übertrug, zum Maire von Straßburg ernannt worden, in Anbetracht der entgegenstehenden Hindernisse machte er jedoch nicht erst den Versuch den ihm durch dieses Decret gewordenen Auftrag, „den tapferen Straßburgern und der heroischen Garnison den bewegten Dank Frankreichs, der Bevölkerung von Paris und der Regierung der Republik zu überbringen" zu erfüllen und sein Amt anzutreten; vielleicht zu seinem Glück, da man in Straßburg den Mann, der der Stadt gerade noch rechtzeitig vor Thoresschluß am 9. August Lebewohl gesagt hatte, nicht gern an der Spitze der Municipalität gesehen, und ein Streit um die Mairie zwischen ihm und dem durch die Mandatare der Straßburger Bevölkerung erwählten Küß kaum zu seinen Gunsten Entscheidung gefunden haben würde; hatte doch, um Engelhard unter allen Umständen unmöglich zu machen, sofort nach dem Bekanntwerden seiner Ernennung die Municipalcommission Alle, die „sans raison majeure" Straßburg seit dem Beginn des Krieges verlassen hatten, für unwürdig erklärt, irgend eine öffentliche Stellung zu bekleiden. Valentin betraute in Mülhausen für den Fall, daß er selbst Straßburg erreichte, Engelhard mit der Uebernahme der Präfecturgeschäfte im südlichen Theile des Niederrheins; doch hielt Letzterer, der am 5. October sogar zum „commissaire à la defense" der drei Departements der Vogesen, des Ober- und Niederrheins ernannt war, es für gerathener, Schlett-

ſtadt, wo er ſeinen Sitz kurz nach der Zuſammenkunft mit Valentin aufſchlug, noch vor dem Beginn des Bombardements mit der ruhigen Präfectur von Angers zu vertauſchen. Nachdem Valentin dieſem alſo einen Theil ſeiner Functionen delegirt, Gelder bei der recette particulière erhoben und die Nationalgarde, ſowie die oberrheiniſchen Francstireurs geſehen hatte, reiſte er am 8. September von Mülhauſen nach Colmar. Der offene Verkehr mit vielen Perſonen während der letzten drei Tage ſtimmt ſchlecht zu ſeiner eigenen ſpäteren Angabe, daß er ſich nur deshalb in mehreren Orten des Oberrheins aufgehalten habe, um die „Preußiſchen, an ſeine Ferſen geſetzten Spione" zu täuſchen.

Sein Departement betrat Valentin am 9. September, zunächſt Schlettſtatt, das noch nicht belagert war, wo er alſo noch franzöſiſche Truppen antraf, die letzten, die er uneingeſchloſſen oder ungefangen während des Krieges ſehen ſollte. Ohne irgend welchen Aufenthalt dort zu nehmen, ging der Präfect dem geſteckten Ziele zu in ſeinem Verwaltungsbezirk weiter und traf auf der Departementalſtraße von Rheinau nach Barr an der Schleuſe No. 75 des Rhein-Rhonecanals bei Muttersholz auf den erſten Feind, ein badiſches Piquet. Dieſes ließ ihn ungehindert paſſiren und erreichte er bald das Dorf Boofzheim. Hier jedoch wurde er Abends 10 Uhr als verdächtig arretirt und mußte die Nacht auf der Wache, angekleidet auf Stroh liegend, verbringen. Zwei Rittmeiſter vernahmen ihn hier und am anderen Morgen wurde er unter Escorte nach Benfeld gebracht. Vor einen Major geführt, gelang es ihm, ſich durch Vorzeigung eines amerikaniſchen Paſſes zu legitimiren und in Folge ſeiner gewandten Kenntniß der engliſchen Sprache die Freiheit zu erlangen. Fünfzehn Stunden hindurch hatten die badiſchen Truppen den Präfecten in Händen gehabt, zu derſelben Zeit, als bei der deutſchen Civilverwaltung des Elſaſſes in Hagenau auf diplomatiſchem Wege die Meldung einlief, daß ein ſtarker, robuſter, kaum mittelgroßer Mann mit ſchwarzem Schnurr- und Knebelbart Namens Valentin, ein Ultrafranzoſe, London und Paris verlaſſen habe, um als Commiſſair der Republik nach dem Elſaß zu gehen, ein Mann von großer Energie und wie dazu gemacht, ein Guerillaführer zu ſein. Dieſer Mann war ſo dem Geſchicke, bei ſeinem erſten Zuſammentreffen mit den gehaßten Gegnern ſeiner Miſſion ein Ende geſetzt zu ſehen, entronnen; unerkannt hatte er ſich in das von den deutſchen Truppen beſetzte Gebiet hineingeſchlichen und, aus ſeinem Rencontre den Schluß ziehend, daß von der Südſeite aus ein Eindringen in das belagerte Straßburg nicht möglich ſei, eilte Valentin dem Rheine zu und wanderte über Rheinau nach Lahr. Von hier aus ließ er den beiden Depeſchen, welche er bereits von Belfort aus expedirt hatte, einen ferneren Bericht an ſeine Regierung und zwar durch die franzöſiſche Botſchaft in Bern folgen.

Am Tage nach seiner Freilassung, einem Sonntage, erreichte Valentin Achern, von wo aus er die Heimathsstadt, das Ziel seiner Wanderung, in vielfach loderndem Feuer vor sich liegen sah. Sein Plan war jetzt, den Rhein in seiner ganzen Breite zu durchschwimmen und so in die Citadelle der Festung zu gelangen. Montag Morgens verließ er Achern und eilte über Offenburg, wo ihm ein Metzgerbursche die Tagesneuigkeiten mittheilte, und Marlen an den Rhein. Noch hatte er diesen nicht erreicht, als man in letzterem Orte, wo er den Adlerwirth gesprochen hatte, auf ihn aufmerksam geworden war, und ihm sofort eine badische Patrouille nachsandte. Ehe er sich in den Fluß stürzen konnte, wurde er aufs Neue festgenommen und nach Kehl transportirt. Höhere Offiziere unterzogen ihn dort im Hôtel zur Post einem Verhör; zu seinem Heil zeigte sich Niemand von den Leuten des Hôtels, in dem er früher oft gewohnt hatte und die ihn genau kannten, und Dank seinem Passe und der angenommenen Maske eines durch seine ungerechtfertigte Arretirung sich aufs Höchste verletzt fühlenden Bürgers der Vereinigten Staaten glückte es ihm auch hier wieder, den Feind zu täuschen, und losgelassen zu werden, allerdings nicht ohne daß seinem — hierdurch von nun für ihn werthlosen — Passe der Vermerk zugefügt worden wäre, daß der Inhaber desselben binnen 12 Stunden das Operationsgebiet der deutschen Truppen zu verlassen habe.

Der Weg von Süden und von Osten war dem Präfecten nunmehr versperrt; allein der energische Mann gab darum seinen Glauben an den glücklichen Ausgang seiner Expedition noch nicht auf und beschloß jetzt den Versuch, von Norden her den Eingang in die cernirte Veste zu gewinnen.

Am 13. September finden wir Valentin, nachdem er die Nacht in Freistetten zugebracht, in Hub, nicht weit von Baden-Baden, von wo er wiederum und zwar diesmal durch die Londoner Botschaft nach Paris über seine Schicksale berichtete, am 14. in Carlsruhe, wo er mit dem amerikanischen Consul Oberst Young in Verbindung trat, am 15. in Maximiliansau in der Pfalz, wo er Typhus und Rinderpest in sein Tagebuch notirt, und noch an demselben Tage in Weißenburg, also wieder auf elsässischem Boden. In dieser Stadt scheint Valentin, trotzdem dieselbe von deutschen Soldaten besetzt war — wohl dadurch dreister gemacht, daß er ihnen schon zweimal entronnen, — vollständig officiell aufgetreten zu sein, gerade so als sei Mr. le Préfet en tournée. Im Gasthof zum Engel abgestiegen, verkehrte er mit den Spitzen der dortigen französischen Behörden, dem Maire Gauckler und dem Procurator Lemaistre, den der strenge Republikaner, der Macht der Gewohnheit seinen Tribut zahlend, trotz der déchéance de l'empire ruhig als „procureur impérial“ bezeichnet. Den Abend des Tages verbrachte Valentin in einem Privatzirkel.

Damit der an und für sich gewiß schon interessanten Odyssee des Präfecten auch das romanhafte Element nicht fehle, berichtet uns das Tagebuch von einer „visite nocturne", welche Valentin zu dem Entschluß brachte, bei Schiltigheim gerade auf dem Concentrationspunkt des Belagerungsheeres das Eindringen in die Münsterstadt zu versuchen. Bringen wir diese visite nocturne mit der Thatsache in Verbindung, daß Valentin am folgenden Tage in Begleitung einer Dame, der verheiratheten Tochter eines alten Straßburger Republikaners, Weißenburg verließ, so gehen wir wohl in dem Schlusse nicht fehl, daß diese, der die localen Verhältnisse von Schiltigheim genau bekannt waren, jenen Entschluß Valentins herbeiführte. Außer ihr schloß sich dem Präfecten ein „patriote dévoué" Prof. Lange an und alle drei nahmen gemeinschaftlich den Weg nach Schiltigheim. Unterwegs in Bischweiler verstand es Valentin, sowohl sich ein „laisser-passer du Préfet prussien" zu verschaffen, als auch durch einen gewissen G. Roman und die französische Botschaft in der Schweiz, Briefe an Gambetta und Engelhard zu expediren. Am 17. September befand sich Valentin bereits mitten unter den belagernden Truppen und zwar in Hoenheim zwischen pommerschen Soldaten; am 18. und 19. trieb er die Waghalsigkeit soweit, sich in demselben Hause zu Schiltigheim aufzuhalten, in dem General von Werder seine Mahlzeiten einnahm und seiner Angabe nach hörte er den General mehrfach danach fragen, ob nicht Fremde im Orte gesehen worden seien.

Von Valentins Begleitern kehrte der eine nach Weißenburg zurück, während die Dame in Schiltigheim verblieb. Der Präfect suchte, sobald er in Schiltigheim angelangt war, überall nach einer Gelegenheit, sich der Festung zu nähern, aber stets vergebens; der dieselbe umgebende Ring war fester geschlossen, als man ihm wohl glauben gemacht hatte. Fast schien es ihm, als sei die Ausführung seines Vorhabens geradezu unmöglich, die Cernirungslinie nirgends zu durchbrechen. Beide in Schiltingheim verbrachten Tage bezeichnet Valentin selbst als die heißesten für ihn; als „longue nuit et journée" und „journée longue", sind sie im Tagebuch vermerkt. Eine starke Entmuthigung ergriff ihn, der in steter Gefahr war; jedoch das Gefühl, nach vierzehntägigem Umherwandern kurz vor dem Ziele unverrichteter Sache umkehren zu sollen, ließ ihn das Aeußerste wagen. Im Laufe des 19. September fand er einen Heizer bereit, ihm gegen 100 Franken Belohnung als Führer durch die Linien der Belagerer zu dienen.

Der Abend desselben Tages wurde zur Ausführung des Unternehmens festgesetzt und — dem Muthigen gehört die Welt — dasselbe gelang. Wir werden wohl am besten thun, die Schilderung desselben dem Vollführer des Wagnisses selbst zu überlassen. Das Tagebuch beschreibt dasselbe wie folgt:

„7 h. 15 m. départ.
Alerte au debut — schnaps — pipes des sentinelles badoises se replient. — Parallèle franchise — fausse direction — feu ouvert — marche haletante — à 4 pattes — trop rapproché du chemin — bords du canal — reschnaps — nage — herbes, roseaux — rebrousse chemin. —

Guide f. 100. — bénédict — renage — arrivée — glacis labouré, crête — ébauche de palissade — chûte dans tranchée pour palissade — course au hasard — arrivée au bord du fossé — appels à sentinelle — remonte crête — nouveaux tatonnements — rebrousse chemin — appels inutils — à l'eau — escalade du saillant — couché en feu — France — 6e. chass. — chef de poste — soldats compatissants — bon Dieu — commandant du 78. — arrivée chez Lips — agent hospitalier — pas dormir.“

Der oben erwähnte Brief Valentins an Signouret ergänzt diese Schilderung in einzelnen Stücken. Der Präfect benutzte danach einen Augenblick, in dem die in der Parallele befindlichen Mannschaften zu den Seitenbatterien zum Verpflegungsempfang gegangen waren, um über die erste Parallele hinwegzukommen und sich in ein Mais- und Kartoffelfeld zu werfen, über das die ihm nachgesandten Kugeln hinweggingen. Zunächst durchschwamm er den Kanal, alsdann die Aar*) und schließlich, nachdem er längere Zeit hindurch sich dem deutschen und französischen Feuer ausgesetzt hatte, auch den Graben der Lünette 57. Sein Ruf: France wurde durch einzelne Schüsse beantwortet und ein Corporal des 78. franz. Linien-Regiments mußte sogar einen Soldaten, der auf Valentin bei dessen Erscheinen angelegt hatte, das Gewehr bei Seite schlagen.

So war der gefahrvolle Plan durchgeführt. Dem damals 48jährigen Manne war es gelungen, den Posten, auf den ihn die Republik berufen, trotz aller ihm entgegenstehenden Hindernisse zu erreichen. Die Entwickelung großen persönlichen Muthes, großer Ausdauer und Beharrlichkeit wird ihm Niemand absprechen können.

Valentin erklärte den Soldaten, er habe dem Generale Uhrich eine Botschaft zu überbringen. Da es zu spät war um Einlaß in die Stadt zu erlangen, wurde er unter Bedeckung in den Lipsschen Garten auf dem Contades geleitet, wo er, wie es scheint, Anfangs von den Offizieren nicht allzu

*) So Valentins Angabe. Doch ist es wahrscheinlicher, daß er nicht den Kanal und die Aar, sondern letztere zweimal durchschwommen und dazwischen sich auf der sogenannten Insel Wacken befunden hat.

gut aufgenommen, in einem Pavillon eingeschlossen wurde und die Nacht verbrachte.

Am 20. September Morgens 6 Uhr wurde Valentin auf die Commandantur transportirt. Vor General Uhrich geführt, zog er mit den Worten: „Je suis le Préfet du Bas-Rhin" aus seinem Aermel das dort eingenähte „Journal officiel" hervor, welches sein Ernennungsdecret enthielt. Da am 12. September gleichzeitig mit der Nachricht von der Einsetzung der Regierung der nationalen Vertheidigung die Ernennung Valentins zum Präfecten bekannt geworden war, so traf sein Erscheinen den General nicht ganz unvorbereitet. Valentin fand bei diesem, der ja die Republik sofort anerkannt und proclamirt hatte „un très-bon accueil."

Eine Stunde später erschien Valentin bereits auf der Präfectur und nahm von seinem Amte Besitz; bald darauf wurden ihm die Beamten derselben, durch den Generalsecretair, Grafen Malartie*) vorgestellt, welcher seitdem der napoleonische Präfect Baron Pron seine Demission gegeben, die Geschäfte der Präfectur geleitet hatte. Der am 15. September durch den General Uhrich mit der Verwaltung des Departements beauftragte Redacteur des „Niederrheinischen Couriers" Boersch wurde nach Valentins Ankunft von dieser Stellung wieder enthoben; obgleich keine Verwaltungshandlung von ihm der Nachwelt zu melden ist, votirte ihm General Uhrich dennoch in einem besonderen Erlaß große Anerkennung für seinen Eifer und die bewiesene Pflichttreue.

Nach Besuchen bei seiner Familie, bei dem Maire Küß, bei Baron Pron, nach Vertauschung seiner durch die verschiedenen Bäder wohl etwas beschädigten Kleidung mit einer neuen begab sich Valentin in die Municipalcommission.

Die Situation Straßburgs war von Stunde zu Stunde kritischer geworden; jeder Tag brachte neue Brände, neues Elend, ohne daß irgend eine Hoffnung auf Ersatz aufkommen konnte. 24 Tage dauerte bereits das Bombardement und immer aufs Neue sandte die deutsche Artillerie unzählige Geschosse in die schwer heimgesuchte Stadt. Nur zu natürlich war es daher, daß der Gedanke immer mehr Platz griff, ob ein weiterer Widerstand durch seinen Nutzen für Frankreich die Opfer der Stadt an Menschenleben und Vermögen aufzuwiegen im Stande sei. Bereits am 30. August hatte eine öffentliche von etwa 300 zumeist angesehenen Personen besuchte Versammlung Resolutionen gefaßt, welche die Entscheidung dieser Frage bezweckten, und bei der stets steigenden Bedrängniß der belagerten Stadt konnte auch die Municipalcommission sich schließlich jener Strömung nicht entziehen. Am 18. Sep-

*) Vergl. dessen Siége de Strassburg, Paris 1871.

tember faßte sie in geheimer Sitzung mit 43 gegen 2 Stimmen den Beschluß, den General Uhrich, „da keine Hoffnung auf Befreiung durch eine französische Armee, auch keine Regierung vorhanden sei, welche auf auswärtige Intervention rechnen könne und man nur noch schlimmere als die bisherigen Katastrophen zu gewärtigen habe, zu bitten, mit dem Befehlshaber der Belagerungsarmee über eine Capitulation zu verhandeln, welche die Personen und die Interessen der Einwohner Straßburgs, sowie der Vertheidiger des Platzes sicher stelle." Gleichzeitig wurden in der Stadt zahlreiche, jenem Beschlusse ähnlich lautende Petitionen verbreitet, welche vielfache Unterschriften fanden. General Uhrich, dem in derselben Sitzung die Municipalcommission das Straßburger Bürgerrecht verliehen hatte, forderte dieselbe in seiner Antwort auf, noch einige Tage mit ihm die Gefahren zu theilen und auszuhalten.

So war die Lage, in die Valentin eintrat. Seine Ankunft in der belagerten Stadt zeigte, daß er seine Gegenwart in derselben noch für erforderlich, ihre Uebergabe noch nicht für bevorstehend hielt; die Thatsache seines Erscheinens documentirte daher an sich schon, daß er sich nicht in Uebereinstimmung mit der im Schooße der Municipalcommission herrschenden Stimmung befand. Abgesehen hiervon, hatte Valentins Berufung überhaupt der Commission nicht zugesagt. Die erste Kunde derselben war mit dem Vorschlage der Ernennung Börsch zum Präfecten beantwortet und dieser Vorschlag von Küß mit folgenden, für Valentin nicht allzu wohlwollenden Worten eingeleitet worden: „Je ne connais pas M. Valentin; je n'ai aucune objection personelle à faire contre sa nomination; mais je suis forcé de constater que depuis bien longtemps il est absent de Strasbourg et quil ne s'y trouve pas maintenant; ce n'est pas un préfet extra-muros qui peut nous convenir." Die Commission ließ den Präfecten ihre ihm und seinen Plänen abgeneigte Gesinnung auch gleich empfinden. Der ihm bereitete Empfang war äußerst frostig und stand im schroffen Gegensatze zu den Beifallsbezeugungen, mit denen der Erlaß Uhrichs, welcher Börsch interimistisch mit der Präfectur betraute, drei Tage zuvor aufgenommen worden war. Kaum fünf Minuten verweilte Valentin in der Versammlung, an die er eine kurze Ansprache hielt, und einzelne Mitglieder tadelten sogar den Maire Küß, daß er dem Präfecten den Zutritt zur Commission verstattet und so die Freiheit der Berathung gestört habe. Trotzdem übte die Gegenwart des Präfecten ihren Einfluß aus: von dem Moment seines Eintreffens ab verschwand jeder äußerlich bemerkbare Druck der städtischen Vertretung auf den commandirenden General.

Es ist daher in der Annahme, daß General Uhrich in seiner Gutherzigkeit und Humanität einem stärkeren Andringen der Bürgerschaft nicht lange widerstanden haben würde, die Anschauung vielfach verbreitet, daß ohne Valentins

Erſcheinen Straßburg einige Tage früher, als geſchehen, capitulirt haben würde. Dieſelbe erſcheint jedoch wohl nicht ganz zutreffend, da General Uhrich ſich ſchon früher mehrfach dahin geäußert hatte, daß er die Stadt zwar nicht der „Plünderung" anheimfallen laſſen, aber erſt dann capituliren werde, wenn die feindliche Artillerie einen praktikablen Zugang zur Feſtung geſchaffen haben würde.

In der Bevölkerung war die Ankunft des Präfecten gleichfalls nicht ohne Wirkung. Seit am 14. Auguſt der Artillerie-General Barral, als Fuhrmann verkleidet, in die Feſtung gelangt war, hatte außer den Delegirten der Schweiz keine Perſönlichkeit von Bedeutung mehr die feindliche Linie paſſirt, und auch nur wenigen Emiſſaren war es gelungen, kärgliche Neuigkeiten von auswärts in die Stadt zu bringen. Deſto größer war der Eindruck der ſofort erlaſſenen und publicirten Proclamation Valentins, in welcher er den Bürgern ſeiner Vaterſtadt ſeinen Amtsantritt verkündete und hervorheben konnte, daß er der Fahne, unter der er einſt von Straßburgs Bewohnern zu ihrem Vertreter erwählt worden war, unwandelbar treu geblieben ſei. Seine Aufforderung, zu kämpfen „jusqu'á la dernière extrémité", verhallte nicht ganz ungehört: von den Petitionen um baldige Uebergabe der Stadt ward nichts mehr gehört, ſie gelangten nicht an ihre Adreſſe.

Valentins Wagniſſe und ſeine Thätigkeit vor den Thoren Straßburgs wurden in verſchiedenartigſter Weiſe in der Stadt erzählt und vielfach übertrieben; ſo ward die Anſicht verbreitet, er habe Lebensmittel- und Pulvertransporte nach Straßburg hineindirigirt, dieſelben ſeien jedoch von den Preußen abgefangen worden.*) Sein Name, der durch die Zuſammenſtellung mit Engelhard in dem gemeinſamen Ernennungsdecret an Klang verloren hatte, wurde ſchnell wieder populär.

Den ſtolzen Präfecturpalaſt zu bewohnen, ſollte Valentin nicht vergönnt ſein. Einige Stunden nachdem er die Sitzung der Municipalcommiſſion verlaſſen hatte, um 5 Uhr Nachmittag, hatten einſchlagende Bomben in demſelben gezündet; dicht neben dem Kabinet, in dem Valentin eine Conferenz abhielt, brach das Feuer aus, das bald das prachtvolle Gebäude bis auf die Außenmauern in Aſche legte. Erſt lange nach Mitternacht war die Gefahr für die umliegenden Baulichkeiten geſchwunden und konnte Valentin in einem der Bureaus des unverſehrt gebliebenen Nebenhauſes ſich eine Ruheſtätte bereiten. Aber auch das neue Aſyl ſollte ihm nicht lange Schutz und Obdach gewähren; in der folgenden Nacht ſchlug eine Granate $1^1/_2$ Meter von dem Präfecten ein und zwang ihn, in dem Keller des Hauſes ſeine Reſidenz auf-

*) Als wahr angeführt z. B. bei Marchand, Le siège de Strasbourg, Paris 1870.

zuſchlagen. An demſelben Tage wurde in dem Hofe der Präfectur ein Pompier getödtet und brannten die Stallungen und Remiſen derſelben nieder.

Trotz aller erſchwerenden Verhältniſſe ſuchte der Präfect in ſeinem Amte nicht unthätig zu bleiben. Naturgemäß bot ſich, da vom Bas-Rhin ihm nur Straßburg erreichbar war, in adminiſtrativer Beziehung für ihn kein allzu großes Arbeitsfeld. Die inneren Verwaltungszweige, denen er ſich bei den gegebenen Verhältniſſen wohl allein nur widmen konnte, waren die Sorge für die Opfer des Bombardements, die Ermöglichung einer Verbindung mit der Außenwelt und die Leitung der Polizei.

Für die der Stadt angehörigen Beſchädigten oder Armen ſorgte die Municipalverwaltung ſelbſt; dagegen war es ihr unmöglich, auch denjenigen zu helfen, die ſich nur vorübergehend ohne Mittel befanden oder deren Unterſtützungswohnſitz nicht Straßburg war. Unter den erſteren befanden ſich viele Beamte; Valentin ordnete für ſie die Zahlung der Gehälter im voraus für längere Zeiträume an. Zu letzteren gehörten insbeſondere die zahlreichen Familien von Officieren der Armee Mac-Mahons, welche Anfangs Auguſt für kurzen Aufenthalt in die Feſtung gekommen waren und nachher dieſelbe nicht mehr hatten verlaſſen können. Auf eine dieſe betreffende Anfrage des Maires ſchlug der Präfect vor, einen feſten Unterſtützungstarif, nach dem Grade des betreffenden Officiers oder der Civilſtellung der betreffenden Perſon und der Anzahl der Familienmitglieder berechnet, aufzuſtellen und die ſo feſtgeſetzten Beihülfen aus Staatsmitteln regelmäßig „allwöchentlich“ auszutheilen. Dieſer Vorſchlag datirt vom 24. September, wohl ein Zeichen dafür, daß Valentin nicht glaubte, drei Tage vor dem Schluſſe der Belagerung zu ſtehen. Dieſer Tarif trat nicht mehr in Kraft. Da das Bedürfniß ſich jedoch täglich ſteigerte, wies Valentin am 26. September eine Summe von 12000 Francs, welche ihm aus den Sammlungen der in Paris lebenden Elſäſſer vor ſeiner Abreiſe nach Straßburg zur Vertheilung übergeben worden war, für die Nothleidenden an, und zwar mit der Vorſchrift, daß dieſe Summe durch ein beſonderes Comité zur Vertheilung zu gelangen habe, in welches je ein Vertreter der drei in Straßburg erſcheinenden Zeitungen aufzunehmen ſei. An demſelben Tage beſuchte Valentin das Militärhospital und die Officierambulancen im Kloſter der Dames réparatrices. In dem erſteren traf er den am Tage zuvor zum zweiten Male verwundeten Oberſten des 87. Regiments Blot, in dem letzteren den bereits am 25. Auguſt verwundeten Brigadegeneral Morens.*)

Zu dem gefahrvollen Dienſte, Depeſchen aus Straßburg hinaus zu be-

*) In dem oben angeführten Buche von Signouret wird dieſer General als gänzlich unfähig und als „le plus gênant des gêneurs“ bezeichnet.

ſorgen oder Zeitungen und ſonſtige Nachrichten von Außen hereinzuſchmuggeln, erboten ſich naturgemäß nur wenige Perſonen. Dieſe wurden einem vorgefundenen Zahlungsverſprechen zufolge nach der Wichtigkeit der Mittheilungen und der Zahl der Journale remunerirt, doch anſcheinend nicht allzu hoch, wenigſtens lautet eine Quittung auf nur zwanzig Francs. Nach Valentins Ankunft in Straßburg traf nur eine Depeſche von Belang bei ihm ein und nur eine konnte von ihm expedirt werden; dieſe ging am 22. September an den franzöſiſchen Conſul in Baſel ab; jene war am Tage zuvor von Engelhard aus Schlettſtatt eingetroffen und meldete, „daß am 17. September General Trochu 300,000 Mann habe Revue paſſiren laſſen, daß die Forts von Paris mit 6000 Kanonen verſehen ſeien, daß Paris aufs Aeußerſte widerſtehen und der Feind dort ſein Moskau finden werde.“ Valentin ließ dieſe wunderbare Depeſche ſofort und — was ſpäter ihm vielfach zum Vorwurf gemacht worden iſt — ohne allen Vorbehalt veröffentlichen.

Täglich erhielt der Präfect von dem Centralcommiſſariat den Polizeibericht über die Tagesvorgänge, wie denn überhaupt der amtliche Geſchäftsgang trotz der innerhalb der Stadt — gelinde ausgedrückt — ſehr erſchwerten Communication ein erſtaunlich geregelter blieb, und zwar derart, daß z. B. noch am 28. September, alſo an dem Tage, an dem die ſiegreichen Truppen die Feſtung beſetzten, der Director der Tabaksmanufacturen betreffs eines ſeiner Beamten, deſſen Führung während des Bombardements zu wünſchen übrig gelaſſen hatte, dem Präfecten ſchriftlich Mittheilungen machte.

Bei den Meldungen der Polizei fällt es auf, wie mangelhaft dieſelbe über das, was in den höheren Regionen vorging, unterrichtet war. Sie weiß faſt nur über die durch die Bomben verurſachten Schäden, über die Reſultate der kleinen Ausfälle und Scharmützel, ſowie über in der Stadt curſirende Gerüchte zu berichten. Von letzteren erwähnt ein Bericht das des Todes des Königs Wilhelm mit dem Zuſatze, daß die Preußen „qui se font passer pour les exécuteurs des volontés de Dieu“, wenn dieſes Ereigniß ſich bewahrheite, nicht verfehlen könnten, in demſelben ein Avertiſſement der Vorſehung zu ſehen, ferner ein anderer Bericht, das der bevorſtehenden Einberufung einer Conſtituante, jedoch mit der Befürchtung, daß der Feind wohl ohne die Uebergabe von Straßburg und Metz die Feindſeligkeiten nicht einſtellen werde. Der Bericht vom 27. September zeichnet ſich durch beſondere Unkenntniß der Verhältniſſe aus. Einem on-dit zufolge — ſagt derſelbe — habe der Großherzog von Baden einen Brief an General Uhrich geſchrieben, während dieſer bekannte Brief bereits vor fünf Tagen von dem General beantwortet worden war, und einem anderen Gerüchte nach habe der Feind am Abend zuvor, alſo am 26. September, ſo bedeutende Verluſte erlitten, daß um die Erlaubniß nachgeſucht worden ſei, 2000 Verwundete in die Feſtung

hineinzubringen, eine Bitte, die General Uhrich zwar abgeschlagen, aber auf die hin er doch einen Dr. Levy und Medicamente in das deutsche Lager abgesandt habe.

Alles dieses wird getreulich gemeldet, dagegen davon, daß an diesem selben Tage die Capitulation erwartet werden könnte, verlautet in dem Rapport kein Wort!

Der administrative Geschäftskreis des Präfecten war sonach nicht allzu ausgedehnt und wurde außerdem noch durch den Belagerungszustand beschränkt, der alle bürgerliche Autorität der militärischen unterordnete. Maßgebend war allein das militärische Element. Nicht mit allen Vertretern desselben konnte Valentin sich befreunden; sein Tagebuch erwähnt z. B. gleich nach seiner Ankunft eines commandant paresseux und eines officier ridicule, und weiterhin äußert er sich auch über „mollesse de discipline". Mit vielen der Officiere hatte er dagegen regen Verkehr und namentlich blieb er in steten Beziehungen zu dem General Uhrich. Anfangs scheinen der General und der Präfect sich schnell mit einander verständigt zu haben. Am 22. September kamen Beide über die Anerkennung des Doctor Küß in seinem Amt als Maire trotz der entgegenstehenden Ernennung Engelhards überein („mayorship settled with general" sagt das Tagebuch). Gewissermaßen als Gegenleistung erlangte Valentin am folgenden Tage von dem General die bisher verweigerte Genehmigung zur Aufnahme aller derer in die sogenannten compagnies franches, welche sich nach deren Bildung freiwillig zum Eintritt gemeldet hatten.

Aber nicht immer konnten so verschiedene Charaktere wie Uhrich und Valentin übereinstimmender Anschauung sein. Der im allgemeinen conservative General konnte die Ansichten des weit nach links vorgeschrittenen Republikaners, je genauer er diese kennen lernte, desto weniger theilen. Ein kurzer, diese principielle Differenz deutlich kundgebender, Briefwechsel zwischen Beiden erregt umsomehr Interesse, als er gleichzeitig den einzigen Fall darlegt, in welchem der General Uhrich während der ganzen Belagerung der Presse einen Zügel anlegte.

Gleich nach Valentins Ankunft tauchte plötzlich neben dem „Courrier du Bas-Rhin" und dem „Impartial du Rhin" eine neue Zeitung auf, die den Titel „Le Républicain de l'Est" führte. Die Richtung derselben kennzeichnete sich genügend durch die Benennung. „Organe de la démocratie radicale" und dadurch, daß die beiden erschienenen Nummern des Blattes neben dem 22. und 26. September 1870 die Daten des 1. und 5. Vendémiaire LXXIX verzeichneten. Der Präfect stand dieser Zeitungsgründung jedenfalls nicht fern; es weisen darauf außer der allgemeinen Tendenz Artikel hin, welche fast wörtlich mit den ihm zugekommenen Berichten des Polizeicommissärs gleichlauten.

Die Nummer 2 dieser Zeitung brachte nun einen Aufsatz „Le peuple et l'armée", welcher eine engere Verschmelzung Beider, vor allem aber für die Soldaten das Recht forderte, „ihre Officiere zu wählen und den Seitens dieser von der Autorität gemachten Gebrauch zu controliren." Eine solche Auffassung der militärischen Dinge war nicht nach General Uhrichs Sinn. In einem Schreiben vom 26. September ersuchte er den Präfecten, das Journal aufzufordern, „provisorisch" keine auf bestehende militärische Gesetze Bezug habende Artikel mehr erscheinen zu erlassen, indem er hervorhob, daß der betreffende Artikel „dans les circonstances actuelles n'a pas de raison d'être et pourrait même porter atteinte à la discipline qui a tant besoin d'être maintenue, en ce moment, dans toute sa force". Falls der Präfect seine Beihülfe verweigere, behielt sich der General vor, direct zu interveniren.

Valentin antwortete hierauf noch an demselben Tage, er habe der Redaction die Wünsche des Generals mit dem Hinweise darauf zukommen lassen, daß das Erscheinen jeder Zeitung augenblicklich der souveränen Entscheidung des Generals unterliege, welche Beifügung seiner, der stricten Legalität entbehrenden, Aufforderung gewiß Wirkung verleihen werde. Trotzdem sei er jedoch der Ansicht, daß der Artikel des „Republicain" einer Zeitung, deren Mitarbeiter jeder „passion mauvaise" fremd seien und nur den einzigen Ehrgeiz hätten, die patriotische Fiber ihrer Mitbürger auf der Höhe zu erhalten, auf die der General die seiner tapferen Garnison zu bringen gewußt habe, nicht schädlich wirken könne, da er ja ausschließlich auf eine mehr oder weniger entfernte Zukunft berechnet sei und außerdem in keiner Weise von den „sentiments" der Regierung der nationalen Vertheidigung abweiche.

Der bereits am Tage nach dieser Correspondenz erfolgende Abschluß der Capitulation ließ den politischen Gegensatz zwischen Uhrich und Valentin nicht zu größerer Schärfe gelangen.

Die Capitulationsfrage selbst war jedoch ein fernerer Differenzpunkt zwischen Beiden. Der General, im Bewußtsein seiner vollen Verantwortlichkeit für so viele Menschenleben und in genauer Kenntniß der militärischen Situation, sah die Nothwendigkeit, die Waffen zu strecken, von Tag zu Tag näher kommen, unerbittlicher werden, Valentin dagegen im hochgespanntesten, fast exaltirten Patriotismus hatte nur das eine Ziel vor Augen, Frankreich das Bollwerk des Elsasses so lange zu erhalten, als noch Männer zum Kämpfen da seien.

Am 27. September Nachmittags 4 Uhr wehte die weiße Fahne vom Münster. Eine Folge der vom Präfecten genommenen Haltung war es wohl, daß der General ihn weder zu der Sitzung des Vertheidigungsrathes, von welchem die einstimmige Erklärung abgegeben wurde, der Augenblick zur

Capitulation sei gekommen, zuzog, noch ihm nach getroffener Entscheidung von derselben officiell Kenntniß gab. So kam es, daß Valentin wie jeder andere Einwohner Straßburgs die große Nachricht zuerst durch das von der Kathedrale herab gegebene Zeichen empfing. War Valentins Theilnahme an den Entschließungen des Vertheidigungsrathes auch gesetzlich nicht vorgeschrieben, so würde General Uhrich dennoch gewiß einen Präfecten, der seine Anschauungen theilte, zur Abstimmung herbeigerufen haben, durch dessen Votum das Gewicht seines Entschlusses verstärkt, und die Nothwendigkeit, den Widerstand aufzugeben, als von der militärischen Gewalt und der Bevölkerung gleich anerkannt erwiesen worden wäre.

Ein größerer Auflauf entstand noch am Nachmittage des 27. September auf dem Hofe der Präfectur; die Versammelten wollten gegen die Uebergabe der Stadt protestiren. Der Präfect hielt eine Ansprache und es gelang ihm bald unter Hinweis auf die vollendete Thatsache, gegen die nicht mehr anzukämpfen sei, die erregten Leute zu beruhigen.

Am folgenden Mittage um 1 Uhr, als die deutschen Truppen mit klingendem Spiel in die an Ruinen reiche Stadt eingezogen, verließ Valentin die Präfectur und begab sich zu Verwandten. Es ist nicht ersichtlich, weshalb er nicht sofort einen Versuch machte, die Stadt zu verlassen; möglicher Weise war er der Ueberzeugung, als Civilperson voraussichtlich unbehelligt zu bleiben. Er wurde jedoch am 29. September gemeinsam mit einem jungen Studenten L. Moreau, der ihm in den letzten Tagen als Privatsecretär gedient hatte, arretirt und durch Gensdarmen nach Hagenau transportirt. Beide wurden dort zunächst dem Präfecturbeamten Baron Bibra überliefert, bis Graf Luxburg erschien. Es soll ein Augenblick nicht ohne Heiterkeit gewesen sein, als der Graf und Valentin sich Jeder dem Anderen als Präfecten des Niederrheins vorstellten. Die von Valentin erbetene Entlassung auf Ehrenwort wurde ihm nicht gewährt; vielmehr verbrachte man ihn unter vielleicht etwas zu starker Escorte in ein Beamtenzimmer des Hagenauer Gefängnisses. Nachdem der Generalgouverneur Graf Bismarck-Bohlen die Internirung Valentins angeordnet hatte, verließ am folgenden Morgen der letzte Préfet du Bas-Rhin sein Departement auf dem Wege nach Ehrenbreitstein. Der unglückliche Moreau mußte das Geschick Valentins theilen; nach den ihm abgenommenen Papieren zu schließen — zumeist schönen Aufsätzen, von denen nur einer, eine harmlose Kriegsnovelle, den etwas politisch anklingenden Titel „Landwehr und Soldat" führt, die anderen Ueberschriften, wie z. B. „der Troubadour", „eine Episode aus den Kreuzzügen" tragen — muß seine politische Gefährlichkeit nicht allzu groß gewesen sein.

Die Rolle Valentins war hiermit für den Krieg von 1870 ausgespielt, denn erst mit dem Friedensschlusse wurde er aus Ehrenbreitstein entlassen.

Die kurze Epiſode ſeiner Thätigkeit zeigt uns jedoch — mag man ſeiner politiſchen Richtung auch abgeneigt ſein —, einen Mann von Ueberzeugungstreue, Muth und Energie, wie uns Frankreich deren im letzten Feldzug nicht allzu Viele gegenüber zu ſtellen vermocht hat.

Um ſeine weiteren Schickſale kurz anzudeuten, ſo ſei noch erwähnt, daß Valentin bereits im Februar 1871 von Thiers zum Präfecten des Rhone-Departements ernannt wurde. Im März deſſelben Jahres von den Communards vier Tage lang gefangen gehalten, verließ ihn ſein Muth auch hier nicht; er machte ihnen nicht die geringſte Conceſſion. Später, am 30. April, führte er ſogar in eigener Perſon die etwas zögernden Truppen gegen die Barrikaden der Aufſtändiſchen vor. Hierbei ſelbſt ſchwer verwundet, rettete er durch ſeine entſchloſſene Haltung Lyon und damit den Süden Frankreichs von der Gefahr der Commune für lange in die Hände zu fallen. Mac-Mahons Berufung auf den Präſidentenſtuhl hatte Valentins Ausſcheiden aus dem Dienſte zur Folge. Die neueſten Wahlen haben den Expräfecten wieder ans Tageslicht gebracht. Wird ſein Mandat für Seine und Oiſe die Republik für länger befeſtigen helfen, als einſt dasjenige für den Niederrhein oder wird daſſelbe ein gleiches jähes Ende finden?

Zu Burkhardts klaſſiſchen Findlingen.

Von Michael Bernays.

Seit geraumer Zeit beſchenkt uns C. A. H. Burkhardt mit gehalt- und umfangreichen Mittheilungen, die, zumeiſt aus dem ſchriftlichen Nachlaſſe des Kanzlers von Müller ſtammend, über Perſonen und Verhältniſſe des Weimariſchen Literaturkreiſes vielfach ein erwünſchtes Licht verbreiten und uns über manches Einzelne jener Zuſtände erfreuliche Aufklärung bieten. Mit Recht bezeichnet der hochgeſchätzte Archivar die Schriftſtücke, die er uns hier vorlegt, als „klaſſiſche Findlinge.“ Im neueſten Hefte der Grenzboten (No. 13.) werden uns abermals einige ſolcher willkommenen Gaben gereicht. Wir erhalten zwei Briefe Goethes von beträchtlicher Ausdehnung, beide dem Jahre 1812 angehörig; wir erhalten ferner einige Documente, die uns des genaueren belehren, wie Schillers Erhebung in des heiligen römiſchen Reichs Adelſtand vorbereitet und vollzogen ward.

Bei ſorgfältigem Beſchauen dieſer Findlinge mindert ſich jedoch die Freude, die der erſte Anblick hervorrief. Von dem, was Burkhardt gefunden, iſt ein Theil ſchon längſt ans Licht gebracht; über das Neue aber, das er uns ſpendet, regen ſich bedenkliche Zweifel.

Der erſte der beiden Goetheſchen Briefe (vom 31. März 1812) iſt an

Caroline Pichler gerichtet; der zweite (vom 30. August 1812) beschäftigt sich mit dieser, in breiter Fülle sich ergießenden Schriftstellerin und einer ihrer ansehnlichsten Productionen, dem Agathokles*). Durch eine mütterliche Freundin, Frau von Vließ, war Caroline — so berichtet sie selbst in den Denkwürdigkeiten aus ihrem Leben 2,209 — angeregt worden, die Autographensammlung Goethes durch einige schätzbare Stücke zu bereichern; im ersten jener Briefe entrichtet Goethe seinen Dank. Burkhardt läßt sich durch eine ungenaue Erinnerung täuschen, wenn er meint, die Baronin von Eskeles, Schwägerin der Frau Pichler, habe diese bestimmt, sich der Liebhaberei Goethes gefällig zu erweisen. Die Baronin Eskeles war ferner nicht, wie Burkhardt schreibt, Schwägerin der Frau Pichler; sie stand vielmehr zu der Frau von Vließ in einem solchen verwandtschaftlichem Verhältnisse. Und aus diesen unsicheren Angaben entspringt nun ein weiterer Irrthum, der in dem folgenden, etwas undeutlich gefaßten Satze versteckt liegt: „Freundlicher war der zweite Brief Goethes an die Baronin Eskeles, die unterdeß verstorben, sich eingehender mit dem Agathokles der Caroline Pichler beschäftigte." — Mit nichten! Der zweite, in Karlsbad geschriebene Brief ist keineswegs an die Baronin Eskeles, sondern an Frau v. Vließ gerichtet; und nicht die Baronin Eskeles war „unterdeß verstorben", sondern Frau v. Vließ war schon abgeschieden, als Goethe's Brief in Wien anlangte; er ward deßhalb der Schwägerin der Verblichenen, der Baronin Eskeles, zugestellt, aus deren Händen Frau Pichler ihn empfing.

So wären denn die Beziehungen zwischen diesen drei Damen in's Klare gebracht. Der erfahrene Archivar wird gewiß nicht ohne Lächeln auf diese nun glücklich geschlichteten Wirrnisse hinschauen. Wie leicht können sich bei rascher Arbeit solche harmlose Irrthümer einschleichen! Ernster und dringender ist die Frage: Kann der Brief vom 31. März, den Burkhardt uns vorlegt, derselbe sein, den Caroline Pichler empfing und den sie in ihren Denkwürdigkeiten durch die Beiwörter „sehr höflich, aber diplomatisch steif und umsichtig" charakterisirt? Auf den mitgetheilten Brief, in dem sich eine gutmüthige Ironie unbewunden ausspricht, scheint diese Bezeichnung kaum zu passen. Immerhin mochte jedoch Caroline in jenen ironischen Wendungen eine abwehrende Steifheit wahrnehmen. Aus inneren Gründen — das ist sicher — ließe sich jene Frage nicht entscheidend beantworten. Auch mir wäre es unmöglich, eine solche Antwort zu ertheilen, wenn nicht Hirzel, da ich eben

*) „So weit die deutsche Zunge reicht, wird wohl keine Frau, kein Mädchen Ansprüche auf die Ehre höherer Bildung wagen, wenn ihnen „Agathokles" und die „Frauenwürde" fremd geblieben sind." Diesen Ausspruch eines „geachteten Kritikers" konnte die Verlagshandlung citiren, als sie im Jahre 1844 die dreiundfünfzigbändige Sammlung der Pichlerschen Werke anpries. Die rüstige Verfasserin war am 9. Juli 1843 aus dem Leben geschieden.

in Leipzig weile, mir aus ſeinen handſchriftlichen Schätzen den echten Brief Goethe's wohlwollend darreichte. Daß er denſelben beſitzt, hat er ſchon ſeit längerer Zeit den frommen Gliedern der ſtillen Gemeinde verrathen, die er durch Mittheilung des Neueſten Verzeichniſſes einer Goethe-Bibliothek begünſtigte. So ſagt denn auch Burkhardt, der Brief befinde ſich in etwas anderer Faſſung in dem Beſitz von S. Hirzel. Aber wie! Goethe wird doch nicht ſeinen Brief in zwei verſchiedenen Faſſungen der Wiener Schriftſtellerin überſandt haben? Von dieſen beiden Formen kann doch nur eine für echt und beglaubigt gelten.

Um alle Zweifel zu löſen — hier iſt der Brief, den Goethe mit eigenhändiger Unterſchrift geziert und mit eigenhändiger Adreſſe verſehen hat:

Ich darf meinen lebhaften Dank nicht aufſchieben für Ihre freundliche Zuſchrift und für die gefällige Art, womit Sie meinen Wünſchen in Abſicht auf eine Lieblingsſammlung, dem unmittelbaren Andenken würdiger Menſchen gewidmet, ſo thätig entgegenkommen. Auch Ihr lieber Brief ſoll als ſolches Document, zwar wie die übrigen alphabetiſch, aber doch mit beſonderer Neigung eingeſchaltet werden.

Wenn von der eignen Hand des vortrefflichen Mozart ſich Ihren emſigen Bemühungen keine Zeile darboth, ſo wird mir das Uebrige deſto lieber, und ich werde um deſto eifriger ſammeln, weil uns dieſes Beyſpiel zeigt, wie gerade das Nächſte und Eigenthümlichſte des Menſchen ſobald nach ſeinem Scheiden verſchwindet und von ſeinem Zuſtande, wie von ſeinen Verdienſten nur ein Allgemeines, gleichſam Körperloſes übrig bleibt.

Dieſe Betrachtungen führen uns dahin, daß wir uns deſto mehr an diejenigen verdienten Perſonen halten, mit denen uns das gute Glück in irgend ein lebendiges Verhältniß hat bringen wollen. Seyn Sie verſichert, daß ich zu wiederholten malen an Ihren Productionen Theil genommen, ja ich will nur geſtehen, daß ich einigemal in Verſuchung gerathen bin, Ihnen über Sich ſelbſt und Ihre lieben Deutſchen Schweſtern in Apoll ein heiteres Wort zu ſagen, doch gehen ſolche gute Vorſätze bey mir gar oft in Rauch auf.

Deſto dauerhafter iſt die hohe Achtung und zarte Neigung für Charakter und Verdienſt mit der ich mich auch diesmal Ihnen zum ſchönſten empfehle.

Mit wiederholten Wünſchen für
Ihr Wohlergehen Goethe.

Weimar, den 31ſten März 1812.

Der Frau Caroline von Pichler
Gnaden
nach Wien.

Dieſer Brief, deſſen Anfang in Hirzels Neueſtem Verzeichniß S. 216 abgedruckt worden, iſt unzweifelhaft derſelbe, der durch Frau v. Bliß in Carolinens Hand gelangte. Und das von Burkhardt mitgetheilte Schriftſtück? — Leider hat es dem geehrten Finder nicht beliebt, uns die äußere Beſchaffenheit ſeines Fundes genauer anzuzeigen; ich muß mich daher mit der Vermuthung begnügen, daß wir hier den ausführlichern Entwurf des Briefes vor uns haben, den Goethe hernach ins Enge zog, und ihm dadurch, vielleicht unabſichtlich, jene ſteifere Haltung gab, durch welche der weibliche Autor, gewöhnt an die reichlichen Lobesergüſſe der Freunde und Freundinnen, ſich einigermaßen verletzt fühlte.

Aber nicht einmal eine Vermuthung iſt uns über die Beſchaffenheit des zweiten Briefes geſtattet, über den ſich Caroline in ihren Denkwürdigkeiten, wie Burkhardt ſagt, „kurz verbreitet". Zwar wird ein philologiſcher Blick im Texte manches Schadhafte wahrnehmen, und kein aufmerkſamer Leſer kann an dem Satze, der oben auf S. 483 ſchließt, ohne Anſtoß vorübergehen. Dennoch muß uns dieſer Brief, ſo wie er hier vorliegt, willkommen ſein. In heiterer Stunde niedergeſchrieben, ſpricht er behaglich den Eindruck aus, den Goethe von einer der hervorragendſten Leiſtungen ſeiner öſterreichiſchen Schweſter in Apoll empfangen. Kann uns auch der Pichlerſche Agathokles eine ernſtliche Theilnahme nicht mehr abgewinnen, ſo mögen doch Goethe's kritiſche Aeußerungen eine gewiſſe Neugier nach dem faſt verſchollenen Buche wachrufen. Wenigſtens muß man den Roman zur Hand haben, um Anmuth und Gehalt dieſer Aeußerungen ganz zu ſchätzen. Goethe's Lob iſt aufrichtig gemeint, wenn ihm auch die Beimiſchung ironiſcher Würze nicht gänzlich fehlt.

Auch hier behauptet Goethe das Recht ſeiner Individualität, die wohlbegründete Freiheit ſeiner Anſchauungen. Warum er ſein Verhältniß zu ſeiner „heidniſchen Sippſchaft" hier ſo nachdrücklich betont, das wird erſt deutlich, wenn man erfährt, daß der Agathokles ſeinen Urſprung ganz eigentlich der Lectüre des großen Gibbonſchen Werkes verdankt. Der ergreifenden Darſtellung vom Verfall und Untergang des römiſchen Reiches entnahm Caroline die geſammte hiſtoriſche Unterlage ihres in Briefen abgefaßten Romans. Aber den Meinungen, die der engliſche, franzöſiſch geſchulte Hiſtoriker über Entſtehung und Weſen des Chriſtenthums vorträgt, widerſetzte ſie ſich aus voller Ueberzeugung. Ihr Roman ſollte darthun, — ſo belehrt ſie uns ſelbſt über ihre Abſichten in der Vorrede zur zweiten Auflage — „daß die Dazwiſchenkunft des Chriſtenthums eine Anſtalt der Vorſicht, zum Troſte und zur Beglückung der leidenden Menſchheit, von ſegenreichen Folgen für Cultur und Menſchenwerth, und endlich ſeine Verbreitung in der Natur, den Verhältniſſen, und dem Stande der damaligen Bildung oder Verbildung des Menſchengeſchlechts tief gegründet, und nothwendig war." Goethe nimmt nun hier, in

Scherz und Ernſt, Partei für das untergehende Heidenthum, das er glimpflicher behandelt wünſchte. Auf ähnliche Weiſe hatte er in kecken Jugendjahren, wenn er der edelfrommen Klettenberg erbauliche Miſſionsberichte vorlas, ſich auf Seite der wilden Völkerſchaften geſtellt, denen man die Heilsbotſchaft des Chriſtenthums gewaltſam beibringen wollte.

Als ich beim erſten flüchtigen Ueberblick des Briefes an die Stelle kam, wo Goethe ſeinen „Großoheim Hadrian und ſeine Seelchen" erwähnt, witterte ich alsbald einen Fehler. Was ſollen hier die Seelchen im Plural? Goethe's Ausdruck erhält nur dann einen Sinn, wenn man annimmt, er wolle auf die Verſe hindeuten, mit denen der ſterbende Hadrian ſeine Seele anſprach, und die in neuerer Poeſie ſo vielfache Nachahmuungen gefunden und die Widerlegung chriſtlicher Dichter herausgefordert haben. Aelius Spartianus in ſeinem Leben Hadrians (25, 9) berichtet: Et moriens hos versus fecisse dicitur:

Animula, vagula, blandula,
Hospes, comesque corporis,
Quae nunc abibis in loca
Pallidula, rigida, nudula,
Nec ut soles dabis iocos.

Ein Blick in den Roman überzeugte mich, daß Goethe in der That nur dieſe Anſpielung im Sinne haben konnte. Im neunten Briefe des erſten Bandes ſchreibt Agathokles an Phocion (S. 74 der Ausgabe von 1820): „Es iſt gar zu traurig, welche düſtere entnervende Vorſtellungen von unſerm Fortwähren im Hades ſich die meiſten, ſelbſt vernünftigen Menſchen machen. Wenn Hadrian ſein Seelchen bleich und nackt in unbekannte Orte hinwandelnd denkt, wo kein Scherz, keine Freude mehr iſt," u. ſ. w. Und um keinen Zweifel übrig zu laſſen, giebt die Verfaſſerin, die ſich, wie man ſieht, mit Erfolg in das Studium des römiſchen Alterthums verſenkt hat, in einer gelehrten Anmerkung die eben citirten Verſe nach ihrem vollen Wortlaut.

Da ich einmal das läſtige Geſchäft der Berichtigung über mich genommen, ſo mag hier auch noch einer der älteren Findlinge von einem häßlichen Flecken gereinigt werden. Ein werthvoller Brief Goethe's an Voß vom 6. Dec. 1796, den Burkhardt im Jahre 1873 den Grenzboten (No. 42) zum Druck übergab, enthält einige Andeutungen über Hermann und Dorothea und die Elegie, welche dies Epos ankündigen ſollte. Da leſen wir den Satz: „Ich werde nicht verſchweigen, wie viel ich bey dieſer Arbeit unſerm Volk und Ihnen ſchuldig bin." Unſerm Volk und Ihnen? — Gewiß war Goethe ſeinem Volke viel ſchuldig geworden. Aus der Tiefe des deutſchen Volksgemüthes waren die köſtlichſten ſeiner Lieder entſprungen; auf dem Boden des deutſchen Volkslebens waren manche ſeiner größten Dichtungen, war vor allen Hermann und Dorothea erwachſen:

Deutſchen ſelber führ' ich euch zu, in die ſtillere Wohnung,
Wo ſich, nah der Natur, menſchlich der Menſch noch erzieht.

Aber ſicherlich wollte Goethe hier nicht auf unſer Volk, ſondern auf einen großen Mann unſeres Volkes hindeuten, der mit Voß die Ehre theilt, den Dichter auf die Bahn des reinen Epos hingelenkt zu haben. Und wem ſonſt gebührt dieſe Anerkennung, als dem großen Ahnherrn unſerer Philologie, dem Schöpfer der homeriſchen Kritik, Friedrich Auguſt Wolf? Was der Dichter des Hermann dem mächtigen Philologen ſchuldete, ſprach er dankbar aus in dem Diſtichon:

Erſt die Geſundheit des Mannes, der, endlich vom Namen Homeros
Kühn uns befreiend, uns auch ruft in die vollere Bahn.

In der Einleitung zu den Briefen Goethe's an Wolf habe ich den geſchichtlichen Commentar dieſes Dichterwortes zu geben verſucht.

Vermögen wir nun auch in dem Briefpaar vom Jahre 1812 keine völlig zuverläſſigen Documente zu erblicken, ſo wird uns doch in ihm etwas Unbekanntes geboten, das zu eingehender Betrachtung auffordert.

An dem zweiten der diesmaligen Findlinge jedoch gewahren wir gar zu wohl bekannte Züge. Von den hier abgedruckten, auf Schillers Standeserhöhung bezüglichen Schriftſtücken ſind die werthvollſten längſt, und zwar in reinerer Geſtalt, als ſie hier erſcheinen, den Freunden Goethe's und Schiller's zugänglich geworden. Durchblättern wir Otto Jahn's vorzügliche, vielleicht nie nach ihrem ganzen Werth geſchätzte Ausgabe der Briefe Goethe's an Voigt, ſo finden wir im Anhange S. 467—470 nicht weniger als fünf, Schiller's Adelung betreffende Documente zuſammengeſtellt; wir finden dort die von Voigt entworfene, vom Dichter ſelbſt durchgeſehene Lebensſkizze Schiller's, in welcher deſſen Verdienſt um Kaiſer und Reich angegeben und nach Gebühr geprieſen wird; wir finden Carl Auguſt's Schreiben von 16. Nov. 1802, ferner Schiller's Dankesworte vom 18. Juli und 17. November, und endlich, in authentiſcher Form, das Gedicht, mit welchem Voigt den Neugeadelten begrüßte.

Kein Vorwurf treffe hier den vielthätigen und vielverdienten Archivar, der, ſeinen eigentlichen ernſten Aufgaben treu ſich widmend, vielleicht nur wenige Nebenſtunden dieſen anlockenden Studien gönnen darf. Auf Anlaß eines ſolchen Vorkommniſſes mag jedoch hier der natürliche Wunſch kräftig ausgeſprochen werden, daß man bei Bekanntmachung handſchriftlicher Documente etwas zögernder zu Werke gehe. Wir müſſen doch wohl erſt mit einiger Umſicht unterſuchen, ob das vermeintlich unedirte Schriftſtück, das dem Liebhaber angenehm überraſchend ins Auge leuchtet, dem weiterblickenden Kenner nicht ſchon längſt bekannt und vertraut ſei.

Man durchmuſtere Zeitſchriften, literarhiſtoriſche Archive, neue Ausgaben unſerer nationalen Klaſſiker! Wie oft ſtößt man hier auf angeblich unbekannte

Briefe, oder sonstige Actenstücke zur Geschichte unserer Literatur, die schon längst, und nicht selten in vollkommenerer Gestalt, den Studiengenossen öffentlich mitgetheilt worden! Wie oft wird man hier Zeuge des vergeblichen Bemühens, mit dem eine längst durchgeführte und zu sicheren Ergebnissen gediehene Untersuchung von neuem angestellt wird! So erhielten die Leser des Archivs für Literaturgeschichte vor einiger Zeit das Concept eines Lessingschen Briefes an Ernestine Reiske: dieser Brief sollte als unbekannt gelten; das Original war aber schon vor einigen Jahren vollständig, mit meinen ausführlichen Erläuterungen versehen, in diesen Blättern an die Oeffentlichkeit gelangt. Und ebenso hat ein Mitarbeiter an der Hempelschen Ausgabe der Werke Goethes sich die unnöthige Mühe aufgeladen, noch einmal den umständlichen Nachweis zu liefern, daß die Rede des jungen Dichters zum Shakespearetag nicht während des Straßburger Aufenthaltes verfaßt sei. Dem emsig arbeitenden Manne war unbekannt geblieben, daß ich durch eine Bemerkung, die Otto Jahn 1866 in seine biographischen Aufsätze hinübernahm, auf das überzeugendste dargethan hatte, die Rede könne nur für *den* Shakespearetag bestimmt gewesen sein, den Goethe kurz nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt feierte, nämlich den 14. October 1771. Wie mannichfache Beispiele ähnlicher Versehen und Versäumnisse ließen sich hier anhäufen!

Das Studium unserer großen vaterländischen Literatur ist in einem schönen Aufblühen, in einem vielleicht allzu schleunigen Wachsthume begriffen. Möge es vor der vordringlichen Geschäftigkeit der Unberufenen verschont, von der Vielthuerei der Kleinkrämer ungefährdet bleiben! Dies Studium muß der gerechten Mißachtung ernster Forscher unrettbar verfallen, wenn nicht jeder, der zu fernerer Ausbildung desselben mitwirken will, sich die strengsten Forderungen philologisch-historischer Wissenschaft gegenwärtig erhält.

Leipzig, 3. April 1875.

Aus der Jugendzeit.

Von Adolf Pichler.

III.

Was die Naturwissenschaften anlangt, so war ich sehr zufrieden, wenn ich gelegentlich den Namen einer Pflanze oder eines Steines erfragen konnte, und aus Reisebeschreibungen einiges über fremde Länder erfuhr. Die wichtigsten Sternbilder lernte ich mühsam mit Hilfe eines alten Globus, den ein Freund in der Rumpelkammer seines Hauses entdeckt und mir geschenkt hatte, kennen. Wußte ich auch nicht der Natur mit dem krausen Schlüssel des Experimentes

Geſtändniſſe abzuzwingen, ſo war ich mit ihr doch in einem um ſo innigerem Verkehre der Empfindung, welcher aus ganz geſunden Wurzeln hervorging. Schon als Knabe liebte ich Einſamkeit und Waldesdunkel, mit reger Theilnahme folgte ich den Erſcheinungen des Himmels, dem irren Flug der Wolken, Nachts ſah ich mit Staunen das geheimnißvolle Wandeln der Sterne, doch auch das Kleinleben der Käfer und Vögel entging meinem Blicke nicht. Allmählich erſchloſſen ſich die Sinne für die Schönheit der Alpenwelt, für die Erhabenheit der Berge, für den Wechſel des Lieblichen und Großartigen der Thäler, beſonders in den Ausläufern des Hochgebirges gegen die Ebene. Jede freie Stunde trieb ich mich im Felde und Gebirge herum, eine Fülle ungeahnter Herrlichkeit that ſich auf und, mit offenem Auge dem Laufe der Jahreszeiten folgend, erkannte ich nicht blos das Neben- ſondern auch das Nacheinander der Dinge: wie eines dem anderen entſpringt und die Umgeſtaltung des einen das andere vorausſetzt. So hatte ich die Einheit des Vielen, die Einheit des Mannichfaltigen längſt erſchaut, eh' mir das Werk eines Philoſophen dies in logiſcher Schlußfolge bewies. Hatte ich irgend eine Anlage zur Poeſie, mußte ſie hier erwachen und ſich zunächſt, weil ich mich nur von Anſchauung nährte und mir das Leben der That entrückt blieb, in jener Zwittergattung lyriſcher Beſchreibung entfalten, von welcher die deutſche und engliſche Literatur ſo prächtige Edelſteine zeigt, die aber leider oft durch Vermiſchen der Gattungen das äſthetiſche Urtheil verrückten und die Anerkennung reiner Kunſtwerke hemmten.

Ein neues Element wurde nur künſtlich durch die Lectüre eingeimpft. In Tirol läßt man ſich Zeit und iſt daher ſo ziemlich zwanzig Jahre hinter dem jedesmaligen Stande der Literatur zurück, deßwegen erhielt ich vom Neueſten, was freilich nicht Schade war, ſehr wenig, vorzüglich aber Dichter wie Hölty, Salis, Mathiſſon, Geßner, oder auch die Satiren Rabeners, welche ich, obwol ſie mir wegen ihrer Spießbürgerlichkeit innerlich widerſtanden, pflichtgemäß hinunterwürgte, da der Verfaſſer im Reigen der ſogenannten deutſchen Claſſiker prangte. Ich lernte die Dinge bald anſehen, wie ſie dieſe Dichter befangen, d. h. wie ſie eigentlich nicht waren und meine Auffaſſung blieb lange Zeit befangen. Ein Auge, daß den Sachen ihr Recht läßt und in dieſelben nichts hineinſchaut, was nicht heraus ſchaut, iſt überhaupt unter den Gebildeten viel ſeltener als man glaubt, und wenn hier ein Umſchwung eintritt, ſo darf man dies, ohne zu fehlen, als ein Verdienſt der erwachenden Liebe zur Naturwiſſenſchaft betrachten. Ich verdanke die Befreiung von ſentimentalen Angefühlen ebenſoſehr dieſer als den Griechen.

Die Jugend macht gern Propaganda, ſo zog auch ich meine Gefährten, bei denen jedoch die Quelle der Dichtung bald mit der Jugend vertrocknete, in den poetiſchen Zauberbann. Der liebſte darunter war mir Adolf Wild-

gruber, der eine Leichtigkeit der äußeren Form beſaß, welche ich oft beneidete, indem ich mit Vers und Reim ſehr zu ringen hatte. Er blieb aber bald auf einer gewiſſen Stufe ſtehen: nach ſeinem Tode erſchien von ihm ein Bändchen „heiliger Gedichte", welche Leſer, die vom Verfaſſer nichts genaueres wiſſen, nach Stil und Inhalt in die Zeit Klopſtocks und des Hainbundes zurückſetzen würden. Wir bildeten einen Verein, der unter dem Titel „Eiche und Buche" eine geſchriebene Wochenſchrift herausgab, wo unſere poetiſchen Verſuche niedergelegt wurden. Die Aufſchrift „Eiche" ſollte auf einen Zuſammenhang mit den Barden, „Buche" auf unſern beliebteſten Waldbaum deuten. Uebrigens waren wir nicht die erſten, welche von den Alpen Tirols zum Parnaß emporklommen. Die Literaturgeſchichte kennt Alois Weißenbach; ſie hat den Kreis der „Alpenblumen" verzeichnet und auch Johann Senn nicht vergeſſen, deſſen Gedichte 1838, zur Zeit als wir im Gymnaſium auf ſolche Erſcheinungen aufmerkſam wurden, herauskamen. Wir wußten damals ſeine Poeſie nicht zu würdigen. Ein Urtheil über ihn, mit welchem wir alle übereinſtimmten, enthält ein Brief Wildgrubers an mich: „Von Senn habe ich vieles gehört, er ſoll ein tiefer Denker und in der Geſchichte ſehr bewandert ſein. Aber ſeinen Gedichten fehlt das jugendliche Feuer, deſto paſſender ſind ſie vielleicht für unſere denkende Zeit. So hat denn Tirol auch einen Dichter, ſonſt iſt es in Bezug auf Literatur wohl das Böotien in Deutſchland."

An der Hand der Poeten wurden wir, wie es öfters geſchieht, zur Erotik geführt und uns damit ein neuer Stoff eingeimpft. Erotik! Liebe will ich nicht ſagen, wenn es der eine oder der andere zu einem bischen Verliebtheit brachte, war das alles. Unſere poetiſchen Vorbilder hatten von Chloe, Daphnis und Laura geſungen, da wir ihnen ganz gleichen wollten, ſo mußten wir nicht bloß ihre Naturgefühle anempfinden, ſondern auch jeder irgend einen Gegenſtand haben, ihm weiche Seufzer und Verſe voll Todesahnung, wo die Geliebte ſich auf das Grab ſetzt und um den zu ſpät erkannten Schäfer Thränen vergießt, nebſt allem Zubehör dieſer Poeſie zu widmen. Es war lächerlich genug, wenn wir Bengel, die ebenſo gut zu Sennern und Bauernknechten getaugt hätten, wie die Kater im März von Empfindungen miauten, die wir eigentlich gar nicht kannten, aber aus Selbſttäuſchung zu haben wähnten, und dabei Herz und Schmerz, Sehnen und Thränen, Liebe und Triebe, Sonne und Wonne zum hunderttauſendſten Mal verreimten. Indem einer den andern erhitzte, blieb die Thorheit nicht aus. Einer liebte die Tochter des Bräuers im Löwenhaus, welche täglich in die Stadt zur Nähterin ging. Da ſie um 7 Uhr früh durch die einſame Allee heraufwandelte, war die Zeit recht gelegen erröthend ihren Spuren zu folgen, ebenſo Abends um fünf, wo ſie heimkehrte. Weil er nicht ſchön war, wollten wir ihm ſein Glück nicht glauben; er beſtellte uns daher auf den nächſten Tag. So ſtanden wir an

einem kahlen Wintermorgen mit erfrorenen Naſen hinter einer Gruppe dickſtämmiger Pappeln, harrend der Sonne, die da aufgehen ſollte. Plötzlich ſahen wir jedoch ihn im geſtreckten Galopp athemlos daherrennen, daß der rothgefütterte, ſchwarze Mantel in die Lüfte flog, hintennach fluchend und pruſtend zwei Braukknechte, derbe Knittel ſchwingend. Da ſie den Leichtfüßigen nicht einholten, drohten ſie von weitem ihm die „Haxen" abzuſchlagen, wenn er ſich noch einmal ſehen laſſe. Das Mädchen fühlte ſich nämlich durch die beſtändige Verfolgung beläſtigt und die Eltern machten auf dieſe nicht ſehr idylliſche Art der Sache ein Ende. Der Herzensſchatz eines andern wohnte in der Sommerfriſche auf dem Mittelgebirge bei Innsbruck. Ihr Anbeter ſtieg um Mitternacht, um wenigſtens die Luft, welche der Engel athmete, zu ſchlürfen, hinauf. Die Villa war von einem Garten umgeben, in welchem ein Brunnen ſtand. Er kletterte über den Zaun, pflückte von Roſen, was er erreichte und verzehrte ſie wie ein Goldkäfer, denn vielleicht hatte ſie der Saum ihres Kleides geſtreift. Darauf trank er vom Brunnen, deſſen Röhre ihre rothen Lippen wahrſcheinlich berührt hatten, wenn ſie es nicht vorzog aus einem Glaſe den Durſt zu ſtillen. Nachdem er dies mit dem ſeligſten Wonnegefühl vollbracht, klomm er wieder über den Zaun, purzelte jedoch ſo heftig auf den Boden, daß er den Hund weckte. Dieſer fuhr auf ihn zu, zwickte ihn ſcharf in die Waden und jagte ihn durch Dick und Dünn ſchneller über den Berg hinunter, als er heraufgeſtiegen war. Was mich betrifft, ſo war meine Narrheit immer mit ſo viel Vorſicht gepaart, daß ich mich nicht öffentlich bloßſtellte. Ich mag über dieſe kleinen Erlebniſſe lächeln, ſpotten möchte ich nie und nimmer. Es wehte ein Hauch jugendlicher Poeſie durch dieſelben, der manche vor Ausſchweifungen ſchirmte und auch dieſe Erfahrungen trugen dazu bei uns mehr und mehr zu reifen.

Ein Gewinn anderer Art war für mich einige Kenntniß der Muſik, ſoviel ich mir nämlich davon bei meinem für Auffaſſung der Tonunterſchiede und ihrer Zeitverhältniſſe ſchwachen Gehör aneignen konnte. Als Knabe durfte ich deswegen in Kirche und Schule nicht mitſingen, und gegen meine Verſuche, geigen zu lernen, legte die ganze Nachbarſchaft Proteſt ein. Ein Troubadour muß ſich jedoch auf die Kunſt der Töne verſtehen und was für ein Inſtrument hätte ſich da beſſer geeignet, als die unter den Studenten ſo beliebte Laute? Ich übte meine ungelenken Finger mit größtem Eifer auf den Saiten; in einem halben Jahre brachte ich es ſo weit, daß ich ſie rein ſtimmen konnte, und dann gelang es mir, irgend ein leichtes Stückchen leidlich zu klimpern oder die Flöte zu begleiten. Im Faſching ſaß ich mit dem Sohne der Quartierfrau auf dem Tiſche und ſpielte zum Tanz. Auch Wildgruber, der ſehr tüchtig Violoncell ſpielte und ſich ſeinen Unterhalt zum Theil dadurch erwarb, ſuchte mich fortwährend für Muſik anzueifern

In einem Briefe — obwohl wir uns täglich sahen, schrieben wir einander fortwährend — äußerte er sich darüber sehr kräftig. Ich theile diese Stelle mit, weil sie die Art unseres Verkehrs im Allgemeinen und ihn insbesondere charakterisirt: „Unter uns gesagt, kann ich Schöpfs Freude an der Musik unmöglich tadeln, im Gegentheil würde ich sie auch bei Dir gerne sehen. Allein diese Freude soll sich nicht blos durch die Neigung sondern auch durch die That äußern: wenn ich mich vielleicht zu unbestimmt ausdrücke, so wisse, daß ich meine, Du hättest gleichfalls zum Gesang Dich verwenden sollen, oder sonst zu was immer für einem Instrumente. Warum solltest Du, der Du doch nach allseitiger Bildung strebst, dies Fach vernachlässigen? Dies schöne Fach! Musik und Poesie sind die Genien, die uns durchs Leben leiten. Wo weht die Liebe sanfter als in der Musik? Wo sind die Gefühle zarter, erhabener, majestätischer? Man sage auch nicht, daß Musik kein wahres Vergnügen geben könne, weil es ein vorübergehendes ist. Vorübergehend ist ja alles auf diesem Erdenrund, nichts ist ewig dauernd als die Wahrheit und diese ist ja keine Erden- sondern eine Himmelsbürgerin. Die Musik veredelt unser Herz, zähmt unsere Leidenschaft, leitet uns empor zum schönen Himmel. In ihr würdest Du Deine Lieblingswissenschaft, die Mathematik angewendet finden. Aber wirst Du mir entgegnen, ich lernte ja Guitarre spielen. Das heiße ich so viel als nichts. Dir fehlt schon der Grund und was ist das für eine Selbstunterhaltung, wenn so vieles mangelt. Gesetzt auch, daß Du taktfest seiest und wirklich viel treffest, wirst Du doch sehr irren, wenn Du glaubst, ein guter Lautenspieler zu sein. Dann fehlt der Vortrag, der schöne Vortrag, den man sich ohne Leitung nie angewöhnen kann, weil man auch all die Feinheiten, die ein anderer, der zuhört, so leicht bemerkt, und die leise, biegsame Wendung in mancher Stelle vermißt. Ich habe mich da weiter verbreitet als ich wollte. Nichts für ungut!“ Sein Zureden half aber nicht viel.

Nachdem ich allmählich zur Einsicht gelangt, daß ich es als Musiker nie zu etwas bringen werde, hing ich die Laute für immer an den Nagel. Ich habe es übrigens oft beklagt, daß ich für diese Kunst so wenig Anlage besitze, und war auf jeden Sennen neidisch, der so recht aus voller Brust seine Lust von einer Bergspitze über alle Thäler hinausjodelte. Uebrigens war die aufgewendete Zeit nicht verloren; mein Geschmack, die Freude an der Musik entwickelte sich und ich suchte gern den seltenen Genuß trefflicher Tonwerke. Dieser Mangel an musikalischem Talent ist um so auffallender, da die Natur mein Ohr für den Rythmus der Sprache und ihren Klang sehr gut entwickelt hat.

Den Versuch tanzen zu lernen, gab ich wegen Unbeholfenheit bald auf, selbst dem elastischen Walzer, wo der Leib ganz vom Rhythmus getragen wird, mußte ich entsagen, denn ich stampfte meiner Dame entweder auf den Fuß

oder ruderte ſie in eine Ecke. Dennoch war ich ſtark und kräftig; durch das Bergſteigen ſo gewandt, daß es mir im Sprung oder Lauf kaum jemand zuvorthat.

In ein neues Geleiſe brachte mich die Religiöſität. Zwar war ich bisher ſtets gläubig geblieben; ich zweifelte an keinem Dogma des Katholicismus und erfüllte alle Forderungen deſſelben in Bezug auf Kirchenbeſuch und Beichte. Allein ich that es nur, weil es ſo hergebracht war und wurde blos äußerlich berührt, wie gar manche, die ohne Nachdenken Katholiken bleiben, da ſie einmal in dieſer Religion geboren ſind. Dieſe Gewohnheitsmenſchen ſind eigentlich vielen Prieſtern am liebſten; ſie rauben dem Klerus nie den Schlaf, verurſachen ihm durch kein Scandal Sorge, und verfehlen den breitgetretenen Pfad zum Himmel nicht. Nun ſtiegen mir wegen meiner Verliebtheit Bedenken auf. Ich weiß nicht mehr was dazu den nächſten Anlaß gab, vielleicht das Leſen der Bekenntniſſe des hl. Auguſtin, welches in dieſe Zeit fällt, genug, ſie waren aufgeſtiegen. Ich beſchloß, mir in der Beichte Rathes zu erholen. Wäre ich auf einen Geiſtlichen alten Schlages geſtoßen, dieſer hätte die Sache als das aufgefaßt, was ſie war, und mich mit klugem Finger aus der Thorheit weggeleitet. Es traten aber bereits damals jene Fanatiker auf, denen Chriſtus nicht chriſtlich und der Papſt nicht päpſtlich genug war. Jetzt beherrſchen ſie die Kirche und jene guten Greiſe, welche den Menſchen nicht ob der Pflicht des Prieſters vergaßen, wanken allmählig dem Grabe zu. Mein Beichtiger war aus jener Schule, welche man die Neuromantiker des Katholicismus nennen möchte, da ſie überall die entſchwundene Herrlichkeit des Mittelalters heraufbeſchwören wollen, und die Gegenwart durch die galvaniſchen Zuckungen, die ſie an einer Leiche hervorbringen, erſchrecken. Er war ſogleich von der ungeheuren Sündhaftigkeit meines Thuns überzeugt, verſagte mir die Abſolution, wenn ich nicht ſchleunigſt dieſes Treiben aufgebe und beſtellte mich nach acht Tagen zur Generalbeichte, wo ich über mein ganzes vergangenes Leben Rechenſchaft ablegen ſollte. Um mich vorzubereiten, lieh er mir verſchiedene Bücher. Ich erſchien ganz zerknirſcht. Von nun an wurde ich ein Mucker, lief in jeden Roſenkranz, betete Nachts mit ausgeſtreckten Armen und auf Scheitern knieend, und kehrte alle acht Tage im Beichtſtuhl ein. Wohl begreifend, daß mich der Schrecken in die Kirche gejagt, aber ſchwerlich dort lange feſthalten werde, machte er mich auf die Schönheit des Gottesdienſtes, die tiefen, myſtiſchen Beziehungen deſſelben, die naive Frömmigkeit der Legenden aufmerkſam und richtete all mein Denken und Dichten auf Maria, als das reine Urbild der Weiblichkeit. Ich lernte ſie lieben, wie ein Ritter des Mittelalters jene Prinzeſſin von Byzanz, von der er nicht einmal den Schleier geſehen. Ich ſchwelgte vor Entzückung und jeden Reiz, alle Wunder des Lebens übertrug ich auf ſie, welche eine Krone von Sternen um die jungfräuliche Stirn, den Mond zu Füßen hat. Das iſt begreiflich.

Ich war im Alter erwachender Geſchlechtlichkeit. Dieſe nimmt bei poetiſchen Jünglingen zuerſt einen idealen Flug, bis ſpäter eine wahre Liebe Seele und Leib auf dem Wege der Natur und dadurch rein und lauter erhält. Der Heiligenſchein verklärter Himmelsbräute kann nicht den Teufel der Verſuchung vom Kopfkiſſen der armen Mönche fortſcheuchen; dieſe Himmelsbräute ſind ſelbſt oft nur der Verſucher in anderer Geſtalt. Die Legenden wiſſen davon zu erzählen.

Uruntur Cypriis castissima pectora flammis!

ſteht in der Abtei zu Ficht unter dem Bilde Benedicts von Nurſia und ſeiner Genoſſen, welche ſich in Dornen und Neſſeln wälzen, um die Brunſt des Innern zu kühlen. Faſten, Beten und Caſteien ſind heilige Sünden; auf den Altar gehört nur, wer im Bewußtſein der Pflicht ſeine Triebe bezwingt.

Im Mittelalter, wo dieſe Strömung allgemein herrſchte, wäre aus mir vielleicht ein pater exstaticus geworden; hätte man mich in ein Seminar geſteckt, wo alles Fremdartige hermetiſch ausgeſchloſſen bleibt, ich würde die Weihen empfangen haben, wie viele andere, um dann, wenn es zu ſpät, deſto ſchrecklicher zu erwachen. Vor dem Aeußerſten ſchützte mich jedoch einerſeits die Liebe zum claſſiſchen Alterthum, dieſem Urborn männlicher Geſundheit, andererſeits wehten mich die Ideen an, welche in der modernen Luft ſchweben. Gewohnt, einen Gegenſtand, den ich ergriffen, lebhaft nach allen Seiten zu wenden, that ich es auch hier. Mehrere Zweifel tauchten mir von ſelbſt, einige aus Büchern auf. Ich trug ſie dem Beichtvater offen vor, dieſer ſuchte ſie zu widerlegen, erklärte jedoch, daß ſchon der Zweifel Sünde ſei und mich unabwendbar ins Verderben ſtürze. Die Kirche wolle den Glauben und nur den Glauben. Da hörte ich einmal: der h. Paulus habe geſagt, aller Glaube ſei aus Gott. Nun brütete ich in finſterer Angſt, gequält von der Sorge, außer der Gnade Gottes zu ſein. Ich konnte nicht ſo mir nichts dir nichts glauben, was war zu thun? Wie ſehr mich damals mein Inneres in Anſpruch nahm, ergiebt ſich daraus, daß ich in dieſer einzigen Zeit ein Tagbuch führte, denn ich war ſonſt zu unmittelbar auf das Leben gerichtet, um mich ſolcher Selbſtbeſpiegelung hinzugeben. Ein Gedicht, das ich darin aufgezeichnet finde, drückt mein Schwanken aus und erinnert mich lebhaft an die Seelenkämpfe jener Tage. Ich weiß mich an die Entſtehung deſſelben noch wohl zu erinnern, an einem herrlichen Fronleichnamsmorgen ging ich im Wald ſpazieren und und hörte von fern das Gebet der Feſtproceſſion.

Ach ich habe ſchweren Kampf gerungen,
Da kein Freund mein ſtummes Weh verſtand,
Und von ſchwarzer Traurigkeit bezwungen
Mir die Kraft, des Lebens Mark, entſchwand.

Einſam war ich, trug die grimmen Qualen
In die Oede, in den dunkeln Wald,
Wie in Ruinen, wie in Grabeshallen
War's in meinem Buſen leer und kalt.

Doch geſprungen iſt die Eiſesrinde
Und gewendet kalten Zweifels Pein,
Nach dem Fluch, der ſchwer wie eine Sünde
Auf dem Herzen lag, glänzt Himmelsſchein.

Endlich kehrt der fromme Glaube wieder,
Bringt die Hoffnung und die Liebe mit,
Nichts mehr drückt den freien Geiſt darnieder,
Der in Schwermuth Todesqualen litt.

Gott ach Gott! nun kann ich wieder flehen,
Da von mir der düſtre Wahn entſchwand
Und die Seele nun mit ſchweren Wehen
Sich der frechen Höllenfauſt entwand.

Nicht mehr drängen mich die wüſten Sorgen,
Schnell entfloh der Traum wie Wahnſinnstrug
Und es weckt Natur, ein Schöpfungsmorgen
In des Beters Bruſt den Seraphflug.

Und vertrocknet ſind die heißen Thränen
Wie der Thau der Morgenſonne weicht,
Nur von Ahnung, nur von ſtillem Sehnen
Iſt die bleiche Jünglingswange feucht.

Und im Buſen keimen heilig Triebe
Wie im Herz der reinen Gottesbraut,
Weil ſie milde ſtrahlt die Himmelsliebe,
Wird nicht mehr des Fluches Stimme laut.

Da führte mir der Zufall oder ſoll ich es Schickung nennen? — eine Geſchichte der Reformation in die Hand. Wie ſtaunte ich bei den Männern jener Zeit ähnliche Zuſtände zu treffen, wie die, welche mir jetzt ſo viel Pein verurſachten. Ich erwarb mir einige Schriften Luthers und ſeine Bibelüberſetzung. Sie beſchäftigte mich Tag und Nacht. Zu meiner Ueberraſchung entdeckte ich, daß gerade jene Dinge, die mir an der katholiſchen Religion zweifelhaft ſchienen, von den Reformatoren verworfen wurden, während der Glaube an Chriſtus und das Heil in und aus ihm den Angelpunkt ihrer Lehre bildeten. Voll Freude theilte ich meinen Fund Wildgruber und einigen Freunden mit. Zu Innsbruck war kein proteſtantiſches Gotteshaus um allſogleich nach unſerem Wunſche überzutreten, ſo beſchloſſen wir für uns eine kleine Gemeinde zu bilden. Im Jahre 1838 am 10. Dezember um zwei Uhr Nachmittags nahmen wir mit tiefer Bewegung nach Luthers Weiſe das

Abendmahl. Von nun an verſammelten wir uns immer in meiner Stube, wo ich das Bild des großen Reformators aufgehängt hatte. Das war kein Spiel von Knaben mehr, wir empfanden und erkannten es voll Ernſt. Das Unheil folgte aber bald. Einer meinte ſeinem Haß gegen die vor kurzem zu Innsbruck angeſiedelten Jeſuiten thatſächlichen Ausdruck geben zu müſſen, und beſudelte Nachts ihr Kloſter auf ſehr unanſtändige Weiſe. Man lauerte ihm auf, ertappte ihn, und er erkaufte Strafloſigkeit durch Verrath. Da die Ferien bereits eingetreten waren, hielten es die Jeſuiten für klüger, kein Aufſehen zu machen, und unterließen die weitere Anzeige. Als ich nach Innsbruck zurückkehrte, fand ich daſelbſt meinen Koffer, den ich vorausgeſchickt, erbrochen und alle auf Religion bezüglichen Briefſchaften weggenommen. Meine Quartierfrau behauptete ſtets feſt, nichts davon zu wiſſen, und ſo liegen dieſen Schriften vermuthlich noch in den Acten der santa casa. Ich ſelbſt wurde mit keinem Worte behelligt, dafür nahm man Wildgruber ganz beſonders ins Gebet, ſo daß er ſich richtig zum katholiſchen Theologen bekehrte; 1853 ſtarb er zu Feldkirch als Prieſter. Von Spionen überwacht, wagten die Wenigen, welche mit mir dem Bunde treu blieben, nicht mehr die Zuſammenkünfte fortzuſetzen, ſondern jeder hielt zu einer genau verabredeten Stunde das Abendmahl für ſich in der Erinnerung an die Genoſſen, welche jetzt die gleiche Feier begingen und im Gebete für alle. Endlich löſte die Zeit auch dieſen unſichtbaren Verein, und jeder ging für ſich den Weg, zu dem er berufen war.

Warum ich nicht offen übertrat? Ich hatte bereits Verbindungen im Ausland angeknüpft, ließ ſie jedoch wieder fallen, da ich zur Einſicht kam, alles Kirchliche ſei eigentlich nur Nebenſache, das man ruhig bei Seite laſſen könne, um zu der großen und erhabenen Kirche der Vernunft zu gehören, welche nach Raum und Zeit die ewig katholiſche iſt und bleibt. Die Muſe hat alle meine Verwirrungen und Kämpfe treu begleitet, den Kern dieſer Zeit verſuchte ich in einem dramatiſchen Gedicht „Ulrich von Hutten" zu kryſtalliſiren, das aber nicht vollendet wurde, weil ich über den Stoff hinauswuchs, eh' ihn die Form völlig umſchloſſen.

Im Sommer 1838 hatte ich das Gymnaſium vollendet und trat im Herbſte zur Univerſität über. Dieſer Schritt hatte in Oeſterreich nicht die gleiche Bedeutung, wie im übrigen Deutſchland; das philoſophiſche Studium ſtand nur wenig höher als das Gymnaſium und ſtellte uns bloß an die Schwelle einiger neuen Gegenſtände: der Geometrie, Logik und Pſychologie, welche jedoch in ſehr oberflächlicher Weiſe vorgetragen wurden. Die Profeſſoren, wenn ſie auch das Beſſere erkannten, durften weder rechts noch links vom geſetzlich vorgeſchriebenen Buche abweichen, nur Flir erregte hie und da durch ein geiſtvolles Wort unſere Aufmerkſamkeit. Noch war die Univerſität voll vom

Ruhme Schwalts, der kurz vor meinem Eintritt das Zeitliche gesegnet hatte. Wie wenig brauchte es damals, den Ruf eines Gelehrten zu erlangen: der Mann war ein geschickter Rechner, trug den Appeldauer ohne anzustoßen vor und wurde als großer Mathematiker angestaunt. Mit welcher Ehrfurcht betrachteten ihn die Studenten, wenn er, den Schwalbenschwanz über den dicken Bauch lässig zugeknöpft, die gelbe Nankinghose in den Stiefeln zum Bierwastl watschelte um dort ein Gabelfrühstück von einem halben Dutzend Würstlein und etlichen Maß Bier zu vertilgen. Zwei Oekonomen hatten gewettet, wer am Thomastag die größere Sau zu Markt bringe. Der eine führte am Arm unsern Professor daher und der andere gab sich überwunden. Schwalt war grob wie ein Salzsack, ohne Ansehen von Geburt und Rang warf er einem unwissenden Prüfling Schwamm und Kreide zum Kopf, daß der Staub aufflog. „Sie Kuhloch Sie!" brüllte er einem Grafen zu, der auf der pythagoräischen Eselsbrücke stolperte. Dieser rief, sich beleidigt in die Brust werfend, „Ich bin Graf!" Schwalt sah ihn verächtlich von oben bis unten an und kehrte ihm mit den Worten den Rücken: „Ja, ein gräfliches Kuhloch!" Ein andermal meldete sich der Sohn eines Ochsenwirthes und bestand schlecht. „Schreiben Sie Ihrem Vater, brummte der Professor unwillig, er solle den Schild nicht mehr erneuen lassen, sondern Sie dafür hinauf stellen, denn solch ein Prachtstück von einem Ochsen bringt doch kein Maler zuwege." Uebrigens war er sehr gutmüthig, liebte die Studenten väterlich und behandelte, weil er ein trefflicher Arzt war, die Kranken gern. Ein junger Mensch, den er von einer schweren Krankheit hergestellt, kam zu ihm und dankte für seine Güte. Schüchtern fragte er, was er schuldig sei? Da nahm Schwalt ergrimmt sein Rohr, maß ihm ein paar tüchtige auf den Rücken, daß er heulend zur Thür hinauslief und schrie: „Jetzt will mich der Schweinkerl gar bezahlen!" Solche Anekdoten erzählte man von ihm häufig; die Studenten hielten ihn sehr hoch und wir bedauerten, daß er uns wegstarb, eh wir seinen Unterricht genießen konnten.

Die Vorlesungen über Naturgeschichte waren so mittelmäßig, daß ich sie nur mit Unlust besuchte. Am Schluße des Semesters genügte mir stets ein Tag, um mich völlig für die Prüfung vorzubereiten: daß ich stets eine gute Note erhielt, beweist, wie wenig gefordert wurde. Für die Metaphysik wurde ein Professor aus Wien angekündigt, über den als ein Protectionskind allerlei Gerüchte umliefen. Ich las schnell einige Handbücher, um mir den Spaß zu machen, ihn zu hänseln und durch Kreuzfragen vor der Schule in Verlegenheit zu setzen, was mir denn auch mehrmals gelang. Der Mann trat endlich ab. Bald jedoch gewann ich lebhaftes Interesse an der Philosophie selbst, ich schämte mich vor der Erhabenheit des Gegenstandes jener thörichten Nebenabsichten und beschäftigte mich eifrig mit Plato, Fichte, Schelling, vorzüglich aber mit

Hegel, dessen Geschichte der Philosophie ich fleißig und vollständig excerpirte. Früher rühmte ich Senecas Briefe, denn wo hätte die Jugend dem Eindruck der Rhetorik widerstanden? und übersetzte Epiktet einem Freund zu lieb ins Deutsche. In diesen zwei Jahren lernte ich auch Schiller und dann Goethe kennen. Der Einfluß Schillers war allerdings sehr groß und begeisternd, namentlich entflammte mich das Pathos seiner Lyrik, er verschwand aber nahezu, sobald ich Goethe in die Hand bekam. Hier traf mich auf den ersten Blick die nahe Verwandtschaft mit den Alten, welche ich durch ihn, so wie ihn durch sie noch besser verstehen lernte.

Mit dem Schluß des zweiten philosophischen Curses hatte ich meine Standeswahl zu treffen. Längst für die Medizin entschieden, mußte ich, weil ich keine Mittel zur Reise nach Wien besaß, in das Jus wandern, wollte ich nicht nach Brixen in die Theologie, was so viel geheißen hätte, als mich auf den Kopf stellen. Also in das Jus! Ich denke mit Trauer an diese zwei verlorenen Jahre, wo ich eben nur so viel studirte als genügte um nicht zweite Classe zu erhalten und der Trommel nachlaufen zu müssen. Nicht, daß ich die Gesetzkunde verachtet hätte, ich blätterte gern im Corpus juris und wußte die Logik und Schärfe der Begriffsunterschiede des römischen Rechtes wohl zu würdigen; die Herrn Professoren waren jedoch nur dazu bestellt, uns zu künftigen k. k. Beamten zu dressiren und erfüllten diese hohe Mission getreulich. Ich hatte aber keinen Beruf dazu und mochte, besonders wenn ich an meinen Vater dachte, lieber Vogelscheuche auf einem Kirschbaum werden. Um so belangreicher war diese Zeit für mich als Mensch. Auf den juridischen Schulbänken in einem Pack Kräutern wühlend, welche ich zur Zerlegung während des geisttödtenden Vortrags mitgeschleppt, wurde ich mit Adolf Purtscher bekannt. Er, ebenfalls der Sohn eines Beamten, war wenig älter als ich und hatte so ziemlich dieselben geistigen Schicksale erfahren, wie ich. Erst religiöser Schwärmer erwarb er sich große Kenntniße in der griechischen Literatur, zog Homer und Plato, von denen er lange Stellen auswendig wußte, allem vor, und beschäftigte sich jetzt mit Hegel, dessen meiste Werke er — besonders gründlich die Phänomenologie — durchdacht hatte.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Wien. Nachwehen des Ofenheimschen Processes. Theaterkrisen. — Der Proceß der czernowitzer Eisenbahn äußert doch eine nachhaltigere Wirkung. Das Hauptverdienst hieran ist dem Uebermuthe der ofenheimischen Presse beizumessen. Nicht zufrieden damit, ihren Mann „schuldlos" zu sehen, wollte sie ihre Partei gegen die Wiederholung ähnlicher

Unannehmlichkeiten ein für allemal gesichert wissen und Rache nehmen an Allen, die gewagt hatten, die Immunität der Eisenbahnkönige und ihres Hofstaates anzutasten. Der Cynismus brachte zunächst diejenigen Kreise in Aufregung, welche sich noch gut bürgerliche Ansichten bewahrt haben, es begann durch das ganze deutsche Oesterreich eine Agitation gegen diejenigen Blätter, welche ehrliche Verwaltung proscribiren wollten. Gegenüber dem herrischen Verlangen, durch Stürzen des Ministeriums, sei es unter diesem oder jenem Vorwande, dem schwergekränkten Herrn von Ofenheim Genugthuung zu verschaffen, wurde sich auch die Volksvertretung ihrer entwürdigenden Abhängigkeit von der Journalistik bewußt und entschloß sich, wenigstens nicht in diesem Falle die Regierung im Stiche zu lassen. Noch einmal glaubten die „maßgebenden" Zeitungen durch unerhörte Keckheit das Parlament einschüchtern zu können, insbesondere der Präsident des Abgeordnetenhauses, Rechbauer, den man als eigentlichen Retter des Ministeriums betrachtete, sollte empfinden, was es heißt, sich gegen die Willensmeinung der Journaleigenthümer aufzulehnen. Doch auch dies mißlang, Rechbauers Popularität ist dadurch nur erhöht und der Bewegung ein fester Kern gegeben worden. Und endlich erfolgte von seiten des Kaisers durch die Verweisung Giskras vom Hofe eine Aeußerung welche sich nicht mißdeuten ließ. Daß dem Kronjuristen des Eisenbahnkönigthums das widerfuhr, war ein schwerer Schlag. Zuvörderst suchte man denselben durch Ausstreuen der Mähr abzuschwächen, dieselbe Strafe sei über alle Verwaltungsräthe der czernowitzer Bahn, so über die Fürsten Leo Sapieha und Jablonowski, verhängt worden. Daß gerade in dem Momente Fürst Sapieha „über sein Ansuchen" der Stellung als Landmarschall des Königreiches Galizien — d. i. Präsident des Landtags und des Landesausschusses — enthoben wurde, machte die Sache einigermaßen glaubwürdig, wenn auch auffallen mußte, daß sein Nachfolger wieder ein Entlastungszeuge im Processe Ofenheim, Graf Alfred Potocki, wurde. Indessen wurde das Ganze bald als Erfindung enthüllt. Es ist begreiflich, daß der Kaiser den Verfechter der Trinkgeldertheorie nicht als Gast bei sich zu sehen wünscht. Auch wurde von augenscheinlich eingeweihter Seite berichtet, der Monarch fühle sich verletzt durch die Behauptung Giskras, ausdrücklich zur Annahme des Hunderttausendguldentrinkgeldes autorisirt worden zu sein. Bekanntlich brachte er dieselbe Geschichte schon in seiner berühmten Rechtfertigungsrede vor seinen Wählern zur Sprache und es hieß damals, die angebliche Autorisation habe gelautet: „Thun Sie, was Sie glauben verantworten zu können." Nun soll aber der Kaiser entschieden in Abrede stellen, über diese Angelegenheit je befragt worden zu sein, und damit stimmt auch die wohl von Giskra inspirirte Darstellung, welche Herrn von Beust die Verantwortung des Mißverständnisses aufbürdet. Bezeichnend genug will der Geheimerath Giskra noch immer nicht einsehen,

was alles das zu bedeuten habe und nachdem seine juristische Einwendung gegen das Zeichen allerhöchster Ungnade von dem Hofmarschall kategorisch abgefertigt worden ist, soll er sich mit einer förmlichen Berufung an den Kaiser gewendet haben! Inzwischen ist er zum erstenmale nicht in die Delegationen entsandt worden und bei der nächsten Gelegenheit dürften auch jene Wiener Wähler, welche sich in der Börse zu versammeln pflegen, ihm, wiewohl mit schwerem Herzen, ihre Stimmen versagen. Eine merkwürdige Laufbahn hat dieser Mann hinter sich. 1848 ein Hauptredner der Aula, der Regisseur der grausamen Schaustellung des „letzten Spitzels" auf dem Balcon der Universität, dann Mitglied der Versammlung in Frankfurt langsam von der äußersten Linken sich gegen die Mitte zu bewegend, dann zehn Jahre lang in aller Stille Advocaturconcipient, dann seine Jugendideale feierlich abschwörend Großösterreicher, Bürgermeister, Bürgerminister ohne deshalb gegen Titel und Orden sich spröde zu zeigen, Ehrenbürger verschiedener Städte, vielfacher Verwaltungsrath und was das beste: ein reicher Mann, der sich über die Wandelbarkeit der Gunst der Großen und des Volkes wird philosophisch zu trösten wissen. Der Schritt gegen Giskra findet seine Ergänzung in der Ordensverleihung an den Präsidenten des Schwurgerichts und den Staatsanwalt im Processe gegen Ofenheim. Ob man mit Absicht dasselbe Ehrenzeichen wählte, welchem der Angeklagte seine Ritterschaft verdankt? Die Untersuchung gegen den Präsidenten Hein mußte resultatlos bleiben, da der Landesgerichtspräsident sich weigerte, den berufenen Brief zu den Acten zu liefern.

Uebrigens ist diese Affaire und der Besuch des Kaisers in Venedig fast in den Hintergrund gedrängt von der großen Theaternoth. Die Oper ist wieder einmal ohne Haupt und es scheint, daß Niemand mehr Lust hat, die Sisyphusarbeit zu übernehmen. Das Haus ist zu groß und zu theuer für Wien, die großen theuren Häuser sind ja überhaupt eine Grundursache der unerfreulichen Theaterverhältnisse, die großen Häuser und die hohen Gagen. Man klagt über die abnehmende Theaterlust, macht es aber immer weiteren Kreisen unmöglich, ein gutes Schauspiel zu besuchen. So viel gegen die Impresarienwirthschaft zu sagen ist, die Thatsache steht doch fest, daß Wien nie eine bessere Oper hatte und weniger für dieselbe auszugeben brauchte, als da dieselbe in Pacht gegeben wurde. Jetzt ist die ewige Noth, daß die ersten Sänger und Sängerinnen in ihren Anstellungen an Hofbühnen denselben Sold beanspruchen, welchen die großen Unternehmer ihren Sclaven zahlen, welche heute in London, morgen in Moskau und übermorgen in Rio de Janeiro singen müssen, und die weitere, daß das ganze Jahr hindurch Oper sein soll. Dieser Uebelstände wird kein Director Herr werden, hole man ihn wo auch immer her. Einen Korb hat sich die Intendanz bereits geholt. Der Director des Carltheaters, Jauner, früher Schauspieler in Dresden, hatte bei Theater-

vorſtellungen im Auerspergſchen Palais als Regiſſeur fungirt. Unter der Aegide der Fürſtin Pauline Metternich, der freiwilligen Diplomatin in bonapartiſchem Dienſte, waren dort zu Wohlthätigkeitszwecken Komödien, natürlich franzöſiſche, aufgeführt und lebende Bilder geſtellt worden, und Herr Jauner ſcheint ſich dabei ſo nützlich gemacht zu haben, daß man in ihm den geeigneten Mann gefunden zu haben meinte. Ueberdies hat er das Verdienſt, hier zuerſt einen Elephanten auf die Bühne gebracht zu haben. Natürlich erfuhren ſofort die Zeitungen von den ſchwebenden Verhandlungen, und nachdem die Sache den genügenden Lärm gemacht hatte, erklärte Herr Jauner, er könne nicht auf den Antrag eingehen, ſo gern er auch der Intendanz gefällig ſein würde: im Ernſt hatte er wohl nie daran gedacht, ſeine unabhängige, einträgliche Poſition gegen eine ſo prekäre zu vertauſchen.

Auch im Stadttheater kriſelt es fort und fort, man ſucht Geld, um das Inſtitut überhaupt am Leben erhalten zu können, und einen Director. Laube wäre bereit, die Leitung wieder zu übernehmen, aber ſeine Berufung iſt durch ſein Buch über dieſes Theater vorderhand unmöglich gemacht. Er läßt da eine Galle an der Theaterkritik in einer Weiſe aus, die ihm von der letzteren ſo bald nicht wird verziehen werden. Es kann hier ununterſucht bleiben, wie viel Wahres an dem ſei, was Laube zur Charakteriſirung des Berichterſtatterweſens vorbringt: grade dem Stadttheater iſt die geſammte Kritik mit großem Wohlwollen begegnet, und wenn er fordert, ſie ſolle ſich völlig auf den Standpunct des Theaterunternehmers ſtellen, bei Beurtheilung neuer Stücke ſich aller äſthetiſchen Principien entſchlagen u. ſ. f., ſo iſt das nur ein Beweis mehr, wie ſehr bei ihm ſelbſt der Schriftſteller, ja der gebildete Mann im Director aufgegangen iſt. Das Buch macht einen geradezu traurigen Eindruck. Offenbar hatte er nicht erwartet, daß ſein Demiſſionsanerbieten werde genehmigt werden. Jetzt muß er nachweiſen, daß nur der „Krach" und böswillige Menſchen es verſchulden, daß er nicht mehr der gewohnten Beſchäftigung nachgehen kann; ſeine und ſeines Vortragsmeiſters Unfehlbarkeit ſteht über allem Zweifel, und da ſie nicht durchdringen, fängt ſogar Heinrich Laube an, vom Verfall des Theaters zu ſprechen. Im Aerger wird er von einer Offenherzigkeit, die ſeine Freunde erſchrecken muß. Alles Große, Erhabene, Tragiſche ſcheint ihm in Grund der Seele zuwider zu ſein; der Familienjammer, ſowohl wie ihn die Franzoſen als wie ihn die Deutſchen auf die Bretter bringen, iſt ihm die würdige Aufgabe der dramatiſchen Dichtung und Darſtellung. Mit Benedix theilt er auch die herzliche Abneigung gegen Shakeſpeare, dagegen iſt ihm unendlich wohl unter den kleinen Menſchen, mit welchen er die unſterblichen Werke der heutigen Bühnendichter zur Aufführung brachte. Jetzt plaidirt er ſchon ganz offen dafür, die Trauerſpiele Shakeſpeares wieder durch einen „verſöhnlichen Schluß" gemüthlicher zu machen! Und die Wichtig-

keit mit welcher all die Lappalien abgehandelt werden, als ob die deutsche Nation keine andere Sorgen hätte, als die Erhaltung von Anstalten für den Zeitvertreib der mittleren Bildungsstufe! Das eine Gute hat das Buch, es wird dazu beitragen, dem „letzten Regisseur" in seiner Eigenschaft als Geschichtsschreiber des Theaters den richtigen Platz anzuweisen.

Aus Berlin. Parlamentarisches. Zur Wohnungsfrage. Theater. — Die schönen Tage der politischen Windstille sind vorüber und die parlamentarische Mühle läßt wieder lustig ihre Räder klappern. Wie lange die Opferfähigkeit und Pflichttreue eines deutschen Volksvertreters den Kampf mit dem Berliner Frühling und Sommer besteht, sind wir begierig zu erfahren. Wir glauben jedoch mit einiger Sicherheit voraussagen zu können, daß spätestens um Pfingsten jenes Gefühl mehr und mehr um sich greifen wird, welches sich in dem ebenso tiefsinnigen als unanfechtbaren Ausspruch Luft zu machen pflegt: „Was zu viel ist, ist zu viel." Man denke sich nur im wunderschönen Monat Mai, wo Alles liebt und jubelt, wo die Natur ihre jungen Reize entfaltet und was sonst noch die Poeten von dieser Jahreszeit zu erzählen wissen, man denke sich nur in diesem Wonnemonat in den Wüstensand des Dönhoffplatzes versetzt und zur Anhörung unendlicher Reden über die Provinzialordnung und die Verwaltungsgerichte verurtheilt, und dann wird man begreifen, was es heißt, ein Gesetzgeber zu sein.

Einstweilen läßt es sich noch aushalten in Berlin und die Stimmung in jenen Kreisen ist noch eine leidlich frische. In der ersten Sitzung nach Ostern erfreute Herr Camphausen die Versammlung wieder einmal mit einer äußerst günstigen Bilanz des Staatshaushalts des vergangenen Jahres. Es hat sich wieder einmal die Kleinigkeit von etwa 20 Millionen Mark Ueberschuß ergeben, worum uns sicherlich viele verehrte Nachbarstaaten, in denen das Deficit eine verfassungsmäßige Institution ist, nicht wenig beneiden werden. Wir sind derartige alle Jahre wiederkehrende Rechenschaftsberichte schon gewohnt und Niemand macht mehr sonderliches Aufsehen davon. Es darf auch nicht geleugnet werden, daß ein gutes Stück Illusion bei diesen glänzenden Finanzabschlüssen mit unterläuft und der zeitige Finanzminister ganz besondern Werth auf die Herstellung solcher blendenden Ergebnisse legt. Denn wenn man die Ausgaben von vornherein viel zu hoch und die Einnahmen zu niedrig veranschlagt, so ergiebt sich mit mathematischer Sicherheit ein Ueberschuß, der denn auch von finanzkundigen Männern sofort bei Abschluß des Budgets zum Voraus ziemlich genau berechnet zu werden pflegt. Es wäre vielleicht wirthschaftlich rationeller, wenn der Voranschlag nicht mit einem durch die Erfahrung nicht gerechtfertigten Pessimismus veranstaltet würde. Allein Vorsicht, Sparsamkeit und Aengstlichkeit ist nun einmal der Grundzug der offiziellen preußischen

Finanzwirthschaft, und sie hat sich im Grunde doch so bewährt, daß wir daran nicht mäkeln sondern uns jedesmal aufs Neue an dem belustigenden Kunststückchen der Ueberschüsse aus dem vergangenen Jahre erfreuen wollen.

Von sonstigen politischen Ereignissen der verflossenen Woche wäre höchstens noch die Bischofsconferenz in Fulda zu erwähnen. Das mythische Grab des heiligen Bonifacius ist der Ort, wo die preußischen Oberhirten mit Vorliebe ihre Thränen über die Noth der Zeit und die Schlechtigkeit der Menschen fließen lassen. Was sie diesmal berathen und beschlossen, wer kann es wissen! Viel Hoffnung auf Umkehr und Reue haben wir bei diesen unverbesserlichen Trotzköpfen gerade nicht mehr. Mit einem oder dem andern ließe sich vielleicht noch reden; aber wenn die Herrn alle beisammen sind, bestärken sie sich immer aufs Neue gegenseitig im Widerstand. Inzwischen schreitet die Regierung unaufhaltsam auf ihrem Wege fort. Wieder ist einem der Bischöfe, dem Dr. Förster von Breslau, von dessen innigen Beziehungen zu unserm Königshause man früher viel zu erzählen wußte, das freundliche Ansuchen gestellt worden, gefälligst sein Amt niederlegen zu wollen, widrigenfalls man ihn durch gerichtlichen Spruch daraus entfernen werde. Wenn es so fortgeht, wird in ziemlich absehbarer Zeit der preußische Bischof eine ausgestorbene Species sein. Ob nicht diese fatale Aussicht den geistlichen Herren in Fulda manchmal beängstigend durch den Kopf geschossen ist?

Doch steigen wir aus der moderigen Gruft des heiligen Bonifacius in das sonnige Licht des Tages empor, und schauen wir uns um, was für Genüsse und Ergötzlichkeiten unsere Residenz augenblicklich bietet. Die beliebteste Belustigung der jüngsten Woche war das „Ziehen", mit welchem Ausdruck man kurz und prägnant den Prozeß des Tauschens einer menschlichen Ansiedelung mit einer andern bezeichnet. „Gezogen" wird nun zwar auch anderwärts in geeigneten Zwischenräumen, aber hier nimmt diese Erscheinung zweimal im Jahre ganz den Charakter einer Völkerwanderung an. Durchschnittlich die Hälfte der Berliner Einwohnerschaft vertauscht in diesen Tagen das Quartier und der grüne Möbelwagen ist unbestritten Herr der Situation. Die Trottoirs sind gesperrt mit allem möglichen und unmöglichen Hausrath und der Beobachter hat oft Gelegenheit mit Rührung zu constatiren, wie unglaublich anspruchslos die Subsellien sind, auf denen ein ganzes Familienglück sich niederläßt.

Der Grund des unserer Stadt eigenen riesigen Umfangs des halbjährlichen Quartierwechsels liegt in der Ungemüthlichkeit der hiesigen Wohnungsverhältnisse überhaupt, die Jeden antreibt, sich fortwährend, wenn auch erfolglos, nach etwas Besserem umzusehen. Es ließe sich über die Berliner Wohnungsfrage ein langes Kapitel schreiben, und die Sache hat ihre sehr ernste Bedeutung, denn die erste Vorbedingung für ein gesundes und glückliches

Familienleben ist eine behagliche Wohnung, und eine ganze Reihe schwerer socialer Mißstände entspringen aus dem Mangel einer solchen. Die Zustände haben sich allerdings seit einem oder zwei Jahren etwas gebessert; der unnatürliche Zustrom von fremden Einwanderern nach der Hauptstadt, der zur Zeit der Geschäftsblüthe ernste Bedenken hervorrief, hat nachgelassen, die Miethen sind in absteigender Linie begriffen, der „Ochsenkopf", wie der Volksmund das für die Aufnahme obdachloser Familien bestimmte städtische Etablissement nennt, ist nicht mehr wie früher ein überfülltes Hôtel, die Bänke im Thiergarten sind nicht mehr so beliebt zur nächtlichen Ruhe wie sonst, und die Angehörigen, des preußischen Kulturstaats haben nicht mehr nöthig, wie vor zwei Jahren, am Cottbuser Ufer vor der Stadt sich eine bretterne Nomadenstadt zu zimmern, gleich wandernden Zigeunern. Aber doch sind die Ansprüche, welche der Berliner Bürger an häuslichen Comfort stellt, noch immer in einem Grade bescheiden, wie kaum anderswo. Das Adreßbuch weist mehr als ein Haus auf, wo zweihundert und mehr Personen ihr Domicil aufgeschlagen haben, und daß darunter Sittlichkeit, Gesundheit und andere schätzenswerthe Dinge leiden braucht dem einsichtigen Leser nicht näher erörtert zu werden. Doch schneiden wir diese social-wirthschaftlichen Gedanken ab, zu denen uns der Anblick der unaufhörlichen Möbelwagen verleitete! Wir hatten uns vorgenommen, noch einiges Neue vom Theater zu berichten.

Im „Schauspielhause" hat das Spielhagensche Stück „Liebe für Liebe" einen durchschlagenden Erfolg erzielt. Die Eigenschaften, wodurch der Romanschriftsteller so viel Beifall gefunden, die feine Charakterzeichnung und Psychologie, die Kunst, ergreifende und anziehende Gemüthsconflicte, spannende lebensvolle Situationen vorzuführen, dazu die Kraft, Anmuth und Reinheit der Sprache, diese Eigenschaften sind auch dem Dramendichter treu geblieben. Die Verbindung des großen historischen Hintergrundes der Freiheitskriege mit dem innerlichen Seelenleben eines kleinen Kreises anziehender Personen ist glücklich und geschickt. Freilich ist das Stück im Grunde tragisch angelegt und der versöhnende Abschluß befriedigt uns nicht ganz; denn er ist gewöhnlich und scheint uns der streng und leidenschaftlich gezeichneten Charaktere nicht würdig. Eine Heirath mit der jüngeren Schwester, wenn die ältere durch irgend welche Mißverständnisse abhanden gekommen ist, mag ja im gewöhnlichen Leben das beste Auskunftsmittel aus einem peinlichen Dilemma sein, aber als psychologisch und poetisch befriedigendes Ende eines so gewaltigen Seelenkampfes, so bitterer Verzweiflung, wie sie der Dichter dem an Liebe, Treue und Freundschaft irre gewordenen Helden unterlegt, können wir diese banale Lösung nicht gelten lassen. Ich wage auf den Inhalt und die Einzelheiten des Dramas nicht einzugehen; ich vermuthe, daß die meisten Ihrer Leser längst damit bekannt sind; denn die Novitäten des „Schauspielhauses" pflegen vorher schon die Runde über ein Dutzend anderer deutscher Bühnen gemacht zu haben.

Unter den übrigen neuen Stücken, die auf allen unseren zahlreichen Theatern wie Pilze aus dem Boden wachsen, glaube ich Ihnen höchstens von dem, freilich auch anderwärts schon vorgeführten „Recept gegen Hausfreunde" sprechen zu dürfen; einem kleinen Lustspiel, welches auf der Bühne des „Residenztheaters" gegeben wird. In dem anonymen Verfasser, mit welchem schon seit Monaten in der Presse Reclame gemacht wurde, hat ein gänzlich unbegründeter Mythus niemand Geringeren als den regierenden König von Bayern erblicken wollen, ein Verdacht, der wohl nur in Erinnerung an das bekannte Lustspiel „Recept gegen Schwiegermutter" entstanden ist, welches in der That den alten König Ludwig von Bayern zum Verfasser hat und nicht das schlechteste Product des königlichen Dichters ist. Das anscheinend nach einem ausländischen Muster gefertigte „Recept gegen Hausfreunde" zeigt komische Situationen und lustige Einfälle in Menge, eine sehr geschickte Bühnentechnik und eine gute Portion Zweideutigkeit und Frivolität, wie wir sie sonst nur im französischen Lustspiele zu genießen pflegen. Glücklicherweise ist bei uns der „Hausfreund" im verfänglichen Sinne des Wortes nicht eine so allbekannte, aus dem täglichen Leben gegriffene Persönlichkeit, daß wir diese Figur in den verschiedensten Situationen und Nüancen ohne Befremden auf der Bühne sich bewegen sehen könnten. Wenn wir jedoch zu der bedenklichen Basis des Stückes ein Auge zudrücken, mögen wir uns wohl an der feinen Komik und dem geistreichen Dialog ergötzen. O.

Literatur.

Schillers Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine und seinem Schwager Reinwald. Herausgegeben von W. v. Maltzahn. Leipzig. Veit. 1875. — Daß dieser schon vor einigen Monaten angekündigte und nun vorliegende Briefwechsel besonders viel Neues und für die Geschichte des Dichters Wichtiges bringen werde, war von vornherein nicht zu erwarten. In der Correspondenz mit Körner, Goethe und Humboldt lag uns die geistige Entwickelung Schillers, an welcher Reinwald keinen Antheil gehabt hat, schon lange vor Augen und aus den biographischen Werken, besonders denen, welche verschiedenen Mitgliedern der Familie des Dichters zu verdanken sind, war der verwandtschaftliche Verkehr Schillers mit Schwester und Schwager Reinwald zum Theil schon sehr wohl ersichtlich. Bereits in Schillers Leben von Caroline v. Wolzogen waren sechs Briefe Schillers an Reinwald, drei an Christophine gedruckt und das Buch Alfreds von Wolzogen „Schillers Beziehungen zu Eltern, Geschwistern" ꝛc. brachte neben den Briefen Christophinens an ihre Schwägerin u. a. siebenundzwanzig an ihren Bruder, also viel mehr als die vorliegende Sammlung, anderes von Schiller an Reinwald war da

und dort, wenn auch nicht fehlerfrei, gedruckt z. B. bei Streicher, im Ganzen einundzwanzig Briefe Schillers von achtundsiebzig der vorliegenden Sammlung. Noch immer aber befand sich im Besitze der Tochter Schillers, der Frau von Gleichen, eine große Anzahl ungedruckter Briefe sowohl Schillers an Reinwald als dieses an jenen. Hätte nun der Herausgeber des vorliegenden Briefwechsels das bisher aus der Schiller-Reinwaldschen Correspondenz Gedruckte mit dem noch nicht bekannt Gemachten vereinigt, sodaß uns die Beziehungen des Dichters zu Schwester und Schwager von Anfang bis zu Ende vor Augen lägen, so würde das Buch, welches er uns gebracht, auch dem Titel entsprechen, den er ihm gegeben hat. Indessen nur die bereits gedruckten Briefe Schillers, nicht aber die Christophinens, sind hier wiederholt worden und so kann das vorliegende Buch nur als eine Nachlese zu den schon obengenannten betrachtet werden. Dies ist entschieden zu bedauern, weil jeder, der das Buch in die Hand nimmt, um aus demselben Schillers Verkehr mit seiner Schwester kennen zu lernen, von demselben nur eine höchst unvollkommne, ja durchaus unrichtige Vorstellung erhalten muß. Den Briefen Schillers, unter welchen die aus Bauerbach an Reinwald gesendeten zu den interessantesten gehören, ja manches entschieden Wichtige enthalten, sowie denen Reinwalds und Christophinens, von denen die ersteren der Zahl nach überwiegen, indessen nur einen sehr äußerlichen Verkehr mit Schiller documentiren, die letztern aber die treffliche Frau, welche unter den grämlichen Launen ihres Mannes sehr zu leiden hatte, immerhin recht liebenswerth erscheinen lassen, hat der Herausgeber in einer Einleitung ein Lebensbild Reinwalds von der Hand seiner Gattin, eine Uebersicht über Reinwalds schriftstellerische Thätigkeit und Auszüge aus zwei Nekrologen Christophinens vorausgeschickt, in einem Anhange aber folgen Reinwalds Reisebriefe an den Hofprediger Pfranger, ein Gebet Christophinens, Gedichte Reinwalds, seine Verschwörung der Pazzi, und die Berichtigungen betreffend Schillers Jugendgeschichte, endlich Christophinens Notizen über ihre Familie. Daß der Herausgeber in diesen Anhang die „Pulververschwörung" nicht mit aufgenommen hat, die höchst störend mitten im Text der Briefe steht, ist sehr verwunderlich, wie uns auch der ebenfalls mitten im Texte sich findende Abdruck des Hochzeitgedichtes auf die Pflegetochter der Frau v. Wolzogen entschieden unnöthig erschienen ist. Ueberhaupt ließe sich mit dem Herausgeber noch über Verschiedenes rechten, was uns der Raum hier nicht gestattet, entschieden mangelhaft ist stellenweise die Ausarbeitung der Anmerkungen. Schließlich noch die Bemerkung, daß der Sammlung ein eigenthümlich anmuthiges Porträt der jungen Christophine von Ludovika Simanowiz beigegeben ist. — i —

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 9. April 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Deutschland in Athen.*)

Von Otto Lüders.

Es hieße im wahren Sinne des Wortes Eulen nach Athen tragen, wollte ich von dieser Stelle aus mich in dem Lobe und über die Bedeutung der griechischen Alterthumswissenschaft ergehen, wollte ich es versuchen in schönen Worten auch nur die Bedeutung Athens und der hier erhaltenen Reste des Alterthums für die Wissenschaft gebührend hervorzuheben.

Alle idealen Bestrebungen der modernen Welt knüpfen an der kleinen Scholle Erde an, auf der wir leben; Größeres hat die menschliche Natur nie und nirgends geleistet als hier auf dem engumgrenzten Bezirk attischen Landes, auf dem harten meerbespülten Felsboden, der nur gegen gewaltige Anstrengung der bearbeitenden Hand des Menschen sich folgsam erweist. Aber unabhängig von den Bedürfnissen leiblichen Daseins schwang sich der Geist bald auf und schwebte in dem lichten Aether seiner Erkenntniß, angefüllt mit jugendlichen Idealen und beseelt von nie alterndem, ewig neu erzeugender Phantasie.

Den Spuren dieser Ideale nachzugehen, den auch labyrinthisch irren Lauf der Phantasie in ihren wunderbaren Schöpfungen zu verfolgen, auch in den kleinsten und scheinbar unbedeutendsten Dingen die Beziehungen zum großen Ganzen ausfindig zu machen, das ist die Aufgabe, die wir uns stellen müssen, die die Wissenschaft von uns verlangt.

Und wir Deutschen haben wohl ein Anrecht darauf, mit unter den ersten zu gelten, die griechische Cultur und griechische Wissenschaft zu Hause gepflegt haben. Als kurz nach Wiedererweckung des antiken Lebens in der großen Epoche der Renaissance das hell auflodernde Licht der Schwärmerei für das Alterthum in Italien allmählich verglommen, sind es deutsche Buchdrucker gewesen, die durch ihre Kunst die Verbreitung der alten Schriftsteller über ganz Europa und namentlich nach Deutschland vermittelten. Hier fanden sie nicht den feinen Geist und den vornehm poetischen Luxus eines mediceischen Hofes, aber in dem stillen Stübchen des deutschen Gelehrten wurde das kraftvolle Saatkorn behütet und gepflegt, das von treuen Händen bewacht auch in

*) Vortrag gehalten am Winckelmannsfest 1875 zur Eröffnung des kaiserlichen archäologischen Instituts zu Athen.

der rauhen nordiſchen Erde und unter dem kalten nordiſchen Himmel herrliche Blüthen und Früchte treiben ſollte.

Denn wohl hatte ſchon auch in Deutſchland das Abſchreiben und Leſen alter Handſchriften das beſchauliche Leben in den Klöſtern des Mittelalters zu mechaniſcher Thätigkeit angeregt; wohl hatte auch in den Kloſterſchulen die Lectüre der alten, namentlich lateiniſcher, Schriftſteller die Grundlage der Jugenderziehung bilden ſollen; aber der friſche belebende Hauch, der mit einem Male über die Alpen herwehte, konnte ſich nicht mit der deutſchen Kloſterluft dauernd verbinden. Die Häupter der Reformation, die mit dem ſeinſelbſtgenügſamen Hinbrüten und mit dem Aberglauben brachen, brachten auch neues Licht und Leben in die Beſchäftigung mit dem Alterthum. Die Namen von Johannes Reuchlin, Ulrich von Hutten, Philipp Melanchthon, deſſen griechiſcher aus dem deutſchen Schwarzert überſetzter Name ſeine Vorliebe für das griechiſche bekundet, ſind, wie ſie an der Spitze der antipäpſtlichen Bewegung ſtehen, ſo auch hohe Markzeichen einer neuen für die Größe des griechiſchen Alterthums aufrichtig begeiſterten Epoche.

Die Kenntniß der claſſiſchen Literatur diente wohl lange Zeit dazu mit Gewandtheit in fließendem Latein theologiſch zu diſputiren; das Studium des Alterthums als eine an ſich das Höchſte in ſich ſchließende Aufgabe des menſchlichen Geiſtes mußte vor dieſem praktiſchen Bedürfniß zurücktreten. Als dann die theologiſchen Kämpfe nach den alles geiſtige Leben ertödtenden Schrecken des dreißigjährigen Krieges allmählich einem friedlicheren Nebeneinanderleben Platz gemacht hatten, war es ein Glück, daß die Bekanntſchaft mit der alten Literatur ſich in den Schulen erhalten und von dieſen aus das Intereſſe an derſelben wieder angefacht werden konnte.

Eine gute Zeit lang ging dann die ausſchließlich gelehrte Beſchäftigung Einzelner mit den alten Schriftſtellern ſo fort. Um das Werden und Wachſen der antiken Cultur aus ſich ſelbſt heraus zu erforſchen, war die Zeit noch nicht gekommen. Niemandem fiel es ein, zu fragen, was wohl aus den Stätten geworden, auf denen dieſe Schriften entſtanden, ob noch auf jenem Boden die alles ausgleichende Zeit und die Wandelungen in Kriegen, Eroberungszügen u. ſ. w. etwas erhalten haben, das Zeugniß gebe von der ehemaligen Größe, in dem man die lebendigen Spuren jenes wunderſamen Griechenvolkes zu erkennen vermöge. In jener Zeit war es, als Martin Cruſius, der Tübinger Profeſſor, jene neugierige Frage an einen griechiſchen Geiſtlichen in Konſtantinopel that, ob denn von jenem Athen und ſeiner Akropolis, vom dem in den alten Schriften ſo viel zu leſen ſei, noch etwas exiſtire. Und die Frage war in der That wohl berechtigt. Niemals hat ein Land ähnliche Schickſale durchgemacht als Hellas.

Wohl entſpricht es der natürlichen Ordnung der Dinge, daß Alles wenn

es den höchsten Gipfel erklommen hat, allmählich zurücksinkt in die düstere Nacht, aus der es geboren. Aber das menschliche Gemüth versöhnt sich nur schwer mit dieser pessimistischen Anschauung, die allem Werden Vernichtung in Aussicht stellt. Wir glauben erwarten zu dürfen, daß die Blüthen, welche der menschliche Geist in leidenschaftlichem Ringen mit den entgegenstehenden Mächten der Verfinsterung getrieben als vom Göttlichen herkommend unvergänglich fortblühen und durch ihren Duft alle nachkommenden Geschlechter erquicken. Und daß hellenischer Bildung in der That dieses Loos beschieden war, das zeugt am unzweideutigsten dafür, daß sie wahrhaft göttlichen Ursprungs war. Das Vergängliche mußte dem wilden Andrängen uncivilisirter Völker weichen, das wahrhaft Classische dauerte und erstand nach Jahrhunderten zu neuem Leben.

Denn die fern von ihrer Heimath sorgfältig bewahrten Schätze wiesen mit Gewalt nunmehr darauf hin, daß man zum besseren Verständniß den Blick dahin wenden müsse, wo sie entstanden. Einzelne Strahlen, die am fernen Horizont aufblitzten, verkündeten auch bereits den kommenden Morgen.

An jenem ersten Wetterleuchten aber gebührt uns Deutschen kein Verdienst. Die diplomatische Vertretung Frankreichs im Orient, sowohl die consularische in Athen, als die Botschaft in Konstantinopel, hat zuerst mit im höchsten Grade anerkennenswerthem Eifer sich um Zeichnungen, Aufnahmen und Beschreibung der antiken Welt an Ort und Stelle verdient gemacht. Die Verdienste des hiesigen französischen, 1658 gegründeten, Kapuzinerklosters, die Bemühungen des französischen Botschafters in Konstantinopel Marquis de Nointel und seines Zeichners Carrey brauche ich nur zu erwähnen. Und dennoch wollen wir wenigstens die interessante Thatsache nicht übersehen, daß ein Deutscher Johann Georg Transfeldt, bei Danzig gegen 1650 geboren, eine Zeit lang holländischer Consul in Aleppo, in seinen als Manuscript erhaltenen Discursen eine Beschreibung verschiedener wohl erhaltener Monumente Athens gegeben hat, reichlich mit zierlichen Citaten aus den griechischen Schriftstellern geschmückt. Ja er hatte sogar, um die Bedeutung des damals als Laterne des Diogenes bekannten choragischen Monuments des Lysikrates bestimmen zu können, den Kalk von der Stelle abgekratzt, wo sich die Inschrift befindet, eine Arbeit in der ihm seit jener Zeit gar viele seiner Landsleute gefolgt sind.

Der berühmte aus Smyrna vom 8. October 1672 datirte Brief des Père Paul Babin über den damaligen Zustand von Athen gab dem philologisch gebildeten Arzt Spon in Lyon die Anregung, mit dem Engländer Wheler eine Reise nach Griechenland zu unternehmen. Die Schriften von Jakob Spon und Georg Wheler bilden die erste Grundlage wissenschaftlicher Arbeiten über diese Stätten antiken Lebens, schon deshalb weil die venetianische Expedition

gegen Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts von ſo traurigen Folgen für Athen begleitet war. Aber das Wort, das die hier noch vorhandene Hinterlaſſenſchaft des Alterthums der Welt erſt wahrhaft zugänglich machen ſollte, erklang dennoch erſt ein halbes Jahrhundert ſpäter.

Es bleibt ein unvergänglicher Ruhm Altenglands, zuerſt in wahrhaft großartigem Maßſtabe Geldmittel in Bewegung geſetzt zu haben, um die bisher verborgenen Quellen helleniſcher Cultur zu erſchließen. Der Plan des Malers Stuart und des Architekten Revett, eine Reiſe nach Griechenland zu machen und alle dort vorhandenen Monumente zu zeichnen und zu veröffentlichen, hat den Anſtoß gegeben zu einer neuen Epoche der Wiſſenſchaft überhaupt. Der im Jahre 1742 erſchienene erſte Band der Alterthümer von Athen erweckte einen ſolchen Enthuſiasmus, daß mit einem Male Aller Augen nach den griechiſchen Ländern ſich wandten und in aller Herzen der Wunſch aufſtieg dieſe Herrlichkeiten mit eigenen Augen bewundern zu können. Schon zwei Jahre ſpäter beſchloß die Society of Dilettants in London, eine aus reichen Privatleuten gebildete Geſellſchaft von Kunſtfreunden, eine neue Expedition auszurüſten, an der ſich Revett wiederum betheiligte.

Es iſt ein merkwürdiges Zuſammentreffen, wie es deren in der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes ſo viele giebt, daß in denſelben Jahren, in welchen mit emſigem Fleiß und mit Begeiſterung für das Alterthum hier an der Geburtsſtätte deſſelben jene Pioniere der Wiſſenſchaft thätig waren, in Deutſchland ein Buch gedruckt ward, von deſſen Erſcheinen eine erſte methodiſche, auf beſtimmten Principien beruhende, nach den ewigen Geſetzen der Schönheit conſtruirte Bearbeitung der Geſchichte der griechiſchen Kunſt zu datiren iſt. Die Bauſteine zu dieſem Gebäude waren nicht da genommen worden, wo ſie die Natur hatte entſtehen laſſen, dem Baumeiſter war es nicht vergönnt geweſen, die Kunſtſchöpfungen umſtrahlt von dem klaren Lichte des attiſchen Himmels, das über uns leuchtet, anzuſchauen, er hatte in dem abgeblaßten Reflex der Nachahmungen die Schönheit und Geſetzmäßigkeit der Originale ahnen wollen. In der Fülle der in den Trümmern römiſcher Kaiſerpaläſte und Villen, unter vulkaniſchem Schutt ausgebrannter Städte verborgen gehaltenen und ans Licht gebrachten antiken Statuen und Basreliefs ſchwelgend, ſuchte er die Geſetze der Entſtehung, Entwickelung, Vollendung der griechiſchen Kunſtthätigkeit nachzuweiſen. Jenes Gebäude iſt der im Jahre 1764 zu Dresden erſchienene erſte Band einer griechiſchen Kunſtgeſchichte und der Verfaſſer, deſſen Name in alle Zeiten leuchten wird als der des Begründers der Archäologie und eines der erſten Bahnbrecher und Pfadfinder der Wiſſenſchaft überhaupt, iſt Johann Joachim Winckelmann, deſſen Geburtstag wir heute in gläubiger Verehrung feiern.

Ich ſage nicht zu viel, wenn ich ſage, in gläubiger Verehrung. Denn

die Geſetze, die Winckelmann aufgeſtellt hat, ſind gewiſſermaßen Dogmen geworden, die in ihren Grundzügen feſt und unabänderlich daſtehen und dem Anprall der wechſelnden Zeitſtrömungen nicht mehr weichen können. Wohl ſind unſere Anſchauungen ſeit jener Zeit durch eine faſt erdrückende Maſſe von Einzelentdeckungen erweitert worden, wohl giebt es viel zuzutragen, um das Gebäude mit feſteren Stützen zu verſehen, wohl wird hier und da ein nicht zu dem harmoniſchen Ganzen paſſender Stein entfernt und erſetzt werden müſſen, aber die Fundamente und Pfeiler und Balken bleiben ewig und trotzen der Ungunſt der Zeiten und den Angriffen des Unverſtandes.

Wenn es das Zeichen und das Vorrecht des Genius iſt, das raſch und blitzartig wie eine Offenbarung zu erfaſſen, was anderen minder begabten Naturen, wenn überhaupt, nur durch gewaltige nie raſtende Arbeit zu erreichen gelingt, ſo iſt Johann Joachim Winckelmann in der That ein Genius zu nennen, deren gleichen die geiſtige Geſchichte der Menſchheit nur wenige kennt.

Leider war es ihm nicht vergönnt, ſeine Bemerkungen auf griechiſchem Boden zu controliren und zu vervollſtändigen. Er plante lange Zeit an einer griechiſchen Reiſe, er ſpricht es wiederholt aus, wie ſehr er ſich nach dem griechiſchen Boden ſehne und was er dort alles zu finden und zu entdecken hoffe. Die Hand, die ihn in Trieſt meuchlings ermordete, hat die Ausführung auch dieſes Planes verhindert.

Aber der Anſtoß, den Winkelmann gegeben hatte, wirkte fort und fort, und die Sehnſucht nach den claſſiſchen Ländern übte ihren magiſchen Zauber auf alle ſeinen Spuren nachgehenden Forſcher aus.

Wohl war bis dahin Rom die hohe Schule für die geiſtlichen Herren in Deutſchland geweſen, wo ſie nicht blos in die Tiefen ſcholaſtiſcher Weisheit, ſondern auch in das Rüſt- und Takelwerk des auf hohen Wogen treibenden Schiffleins der römiſchen Kirche einen Blick thaten, der für ihre Zukunft und die Geſchichte der Kirche in Deutſchland von der größten Bedeutung geweſen war. Mit Winckelmann beginnt eine andere Epoche der Wanderungen nach Rom. Er hatte den Blick geöffnet für eine ganz neue Welt von Ideen und Anſchauungen über Kunſt und künſtleriſches Schaffen, deren Richtigkeit jedem von vorn herein einleuchtete, die an den Werken ſelbſt zu erproben und zu erlernen aber jeder Strebſame eifrig bemüht war.

Es war eine gewaltige Zeit der Begeiſterung für die alte Kunſt und und des künſtleriſchen Nachſchaffens. Auf Winkelmann folgte in Rom der Däne Georg Zoëga, der durch ſein großes Werk über die Obelisken und ſein zweites über die Basreliefs Roms wiederum einen Abſchnitt in der Erkenntniß und Auffaſſung der alten Kunſt charakteriſirt. Mit dem feinſten poetiſchen Gefühl ausgeſtattet, das in ſeinen Briefen namentlich wie eine

ſanft angeſchlagene Saite oft wehmüthig ausklingt, verband Zoëga eine für die damalige Zeit wahrhaft erſtaunlich Kenntniß der Literatur und Geſchichte, und ſeine Methode der Kunſterklärung und Beſchreibung wird ſtets für uns muſtergültig bleiben. Friederike Brun, ebenfalls aus Dänemark, Dichterin und ein äußerſt fein fühlendes Gemüth, verſammelte einen Kreis um ſich, wie in Goethes Tagen Angelika Kaufmann.

Wilhelm von Humboldt wurde von Friedrich Wilhelm III. von Preußen an den päpſtlichen Hof als bevollmächtigter Miniſter geſandt und er bildet von nun an den Mittelpunkt, um den ſich das geiſtige außerpäpſtliche Leben concentrirte. In Humboldts Hauſe, in welchem dem Herrn ſeine Gattin Caroline von Dacheröden gleichgeſinnt zur Seite ſtand, verſammelten ſich Künſtler und Gelehrte und beſprachen neue Nachrichten von Funden in Griechenland und Italien, regten unter ſich zu neuen antiquariſchen Arbeiten an.

In dieſen Kreis kam damals ein junger deutſcher Mann von eben zwanzig Jahren, Sohn eines evangeliſchen Landpfarrers in Heſſen, der mit geringen Mitteln ausgerüſtet, nach Vollendung ſeiner Studien auf der kleinen deutſchen Univerſität Gießen, wo er in Ermangelung philologiſcher Vorleſungen nur theologiſche gehört, einen Spaziergang nach Rom unternommen hatte, das er von der erſten Beſchäftigung mit der alten Literatur an heiß wie eine Braut liebte. „Rom iſt jetzo meine Braut", ſchrieb er kurz vor der Abreiſe 1802 an ſeine Mutter, „und ich bewundere ſelbſt Fehler an ihr, die anderen nicht gefallen würden." Und ſo griff er denn zum Wanderſtabe, marſchirte zu Fuß durch Süddeutſchland, die Schweiz, Ober- und Mittelitalien, das Herz voll Sehnen und den Kopf voll Plänen, bis er, Thränen im Aug über den Ponte Molle fuhr und aus dem Wagen herausblickend, die Kuppel von St. Peter gewahrte und den Engel auf dem Grabmal Hadrians.

Er war in Rom, war wirklich in Rom. Eine Empfehlung an den preußiſchen Geſandten, wo er auch Briefe aus der Heimath finden ſollte, führte ihn in den Kreis, deſſen er bedurfte. Wilhelm von Humboldt nahm ihn auf das Freundlichſte auf und da gerade der Hauslehrer ſeiner Söhne ſich entfernt hatte, ſo übernahm der neue Ankömmling, der auch auf Frau von Humboldt den angenehmſten Eindruck gemacht hatte, den Unterricht der Tochter Caroline und des einen Sohnes von Humboldt in der Literatur. Der Name des Jünglings war Friedrich Gottlieb Welcker, der ſtets neben Winckelmanns Namen als erſter ſtrahlen wird, ſo lange noch die Geſchichte der Archäologie in Deutſchland mit Ehren genannt werden kann.

Eines Abends erſchienen im Humboldtſchen Hauſe die Engländer Dodwell und Gell und zeigten aus ihrer reich gefüllten Mappe Zeichnungen vor, die

ſie in Griechenland angefertigt von zum Theil erſt von ihnen ſelbſt entdeckten Bauten und Monumenten. Bewundernd ging die feingebildete Geſellſchaft dieſe Blätter mit Bildern von cyklopiſchen Mauerreſten und ſchlanken doriſchen und joniſchen Tempelbauten, marmornen Sculpturen durch, und in Allen ſtand der Entſchluß feſt, ſobald das Geſchick es geſtatte, müßten ſie nach Griechenland hinüber mit eigenen Augen zu ſehen und aufzunehmen.

Unterdeſſen waren hier in Athen bereits größere Dinge geſchehen. Lord Elgin, der zum engliſchen Geſandter in Konſtantinopel beſtimmte ſchottiſche Edelmann, nahm einen Gedanken wieder auf, den der franzöſiſche Geſandte, Graf Choiſeul Gouffier, nicht hatte zur Ausführung bringen können. Er verſchaffte ſich jenen Ferman von der Pforte, der ihm freie Verfügung über die attiſchen Kunſtſchätze gewährte. Es iſt nicht meine Aufgabe hier, eine Geſchichte jener engliſchen Ueberführungen griechiſcher Antiken nach London zu geben, noch weniger über Recht und Unrecht ein Urtheil zu fällen; ſo viel ſteht feſt, daß die Thatſache allein der Wiſſenſchaft die gewaltigſte Anregung gegeben hat, und daß mit dieſen Schätzen in der That ein Stück Griechenland in die Fremde getragen wurde, von deſſen Bekanntwerden an die Sehnſucht nach den claſſiſchen Gefilden die Forſcher nicht mehr ruhen läßt. Was man früher nur aus den blaſſen Beſchreibungen eines Wheler, Spon und den Zeichnungen von Stuart und Revett gekannt, jetzt trat es greifbar und anſchaulich vor die trunkenen Augen; was man fremd mit Ehrfurcht angeſtaunt, in der Wirklichkeit bemächtigte es ſich des Gemüthes und des Herzens der Beſchauer.

Die Gerüchte von dieſen großartigen Eroberungen des engliſchen Lords drangen natürlich auch in jenen römiſchen Kreis, den wir vorher kennen lernten. Es bildete ſich im Jahre 1807 daſelbſt eine Geſellſchaft zu dem Zwecke, eine Bereiſung Griechenlands zu unternehmen und den Boden nach verſchütteten und vergrabenen Kunſtwerken zu durchwühlen. Freiherr von Haller aus Bayern, Link aus Würtemberg, der Engländer Cocquerell, der Liefländer Otto von Stackelberg und zwei Dänen von Brönſtedt und Koes begannen die Pilgerfahrt und wurden durch die Entdeckung der Sculpturen des Apollotempels zu Phigalia im Peloponnes, ſowie des Athenetempels auf Aegina für ihre Bemühungen reichlich belohnt. Der Apollotempel ward von dem Baumeiſter des Parthenon Iktinos erbaut, dem Freunde und Genoſſen des Phidias; ſo hatte man alſo in ſeinen Reſten ein Werk vor ſich, auf das der Bildhauer des Parthenon von Athen offenbar großen Einfluß ausgeübt hatte, wenn nicht die Sculpturen ſelbſt aus ſeinem Atelier hervorgegangen waren.

In den äginetiſchen Bildwerken, deren Ankauf für München der ſich damals in Athen aufhaltende Profeſſor Wagner im Auftrage des Kronprinzen

Ludwig von Bayern vermittelte, wurde das, was man aus Pauſanias u. a. von einer äginetiſchen Bildhauerſchule wußte, zum erſten Male lebendig und faßbar, wenn auch nach dem damaligen Stande der Forſchung und bei der Menge von mit einem Male vorliegenden Originalwerken der Blick, noch trübe, ein ſicheres Urtheil noch nicht erlaubte.

An dieſen Schätzen lernte Friedrich Thierſch, deſſen Name mit dem Aufblühen des jungen Griechenlandes ſo vielfach verknüpft iſt, die Epochen der bildenden Kunſt unterſcheiden, wenn wir uns auch heute geſtehen müſſen, daß ſein damals ausgearbeites Syſtem jetzt längſt als im Einzelnen verfehlt anerkannt worden iſt.

Die dann für Griechenland anbrechende Zeit nationaler Erhebung erwirkte in ganz Europa, das eben erſt durch die neubekannt gewordenen Kunſtſchätze aufs Höchſte erregt war, die lebendigſte Theilnahme. Von allen Seiten ſtrömten die Gaben und begeiſternden Worte, um die Wiege europäiſcher Civiliſation von der Fremdherrſchaft zu befreien und ihr die Selbſtändigkeit wiederzugeben, mit der unter dieſem Himmel ſo Herrliches gezeitigt war. Von allen Seiten klangen ſie wieder, die Worte Wilhelm Müllers:

Ohne die Freiheit was wäreſt du Hellas,
Ohne dich Hellas, was wäre die Welt!

Es konnte nicht fehlen, daß die ungeheure Begeiſterung den nachhaltigſten Einfluß auf die Alterthumsſtudien ausübte, und ſomit treten wir in die Periode der wiſſenſchaftlichen Erforſchung des griechiſchen Alterthums ein, in der wir ſelbſt mitten inne ſtehen, in den Kreis der Aufgaben, an deren Löſung, ſo viel an uns iſt, mitzuhelfen, wir berufen ſind.

Zwei Zweige der Altersthumswiſſenſchaft traten in jener Zeit eigentlich neu in den Kreis unſerer Studien ein. Es iſt dies die Epigraphik, deren methodiſche Behandlung bisher Niemandem hatte gelingen können, und die Geographie und Topographie der alten Welt. Seitdem Karl Ritter den Zuſammenhang des Menſchen mit dem Boden, auf dem er geboren, mit der Luft, die er athmet, mit dem Himmel, der ſich über ihm wölbt, nachgewieſen, ſeitdem er der Geographie den Stempel einer eigentlichen Wiſſenſchaft aufgedrückt, konnte es nicht fehlen, daß ſich die Aufmerkſamkeit auch deshalb auf die claſſiſchen Länder wandte, um in der äußeren Beſchaffenheit derſelben die Bedingungen ihres Daſeins zu erkennen.

Als den eigentlichen Begründer einer methodiſchen Inſchriftenkunde müſſen wir Auguſt Boeckh anſehen, der von der K. Akademie der Wiſſenſchaften mit der Sammlung des Corpus Inscriptionum Graecarum betraut wurde. Die ihm vorgeſetzte Commiſſion beſtand aus Philipp Buttmann, Schleiermacher und Immanuel Bekker. Freilich hatte Boeckh es damals vornehmlich nur mit

bereits publicirtem Material zu thun; in dem Sammeln und Sichten wurde er von vielen hervorragenden Schülern unterstützt, die das auf den verschiedensten wissenschaftlichen Bibliotheken zerstreute, abschriftlich vorliegende Material für ihn verglichen. Vor diesen nenne ich nur Eduard Gerhard, Karl Ottfried Müller, Julius Pflugk. Außerdem unterstützte F. G. Welcker das Unternehmen durch briefliche Mittheilungen und Bemerkungen. Doch begegnet auch schon in dem ersten im Jahre 1828 erschienenen Bande des Corpus hier und da der Name des um die Veröffentlichung und Conservirung attischer Denkmäler später hochverdienten Kyriakos Pittakis.

Wie viele neue Gesichtspunkte der Alterthumswissenschaft durch diese erste für die damalige Zeit vollständige Sammlung griechischer Inschriften erschlossen wurden, die Wichtigkeit derselben für die Kenntniß der Verfassung und Institutionen speciell des attischen Staates ist hier nicht der Ort auseinanderzulegen. August Boeckh selbst hat in seinem Staatshaushalt der Athener gezeigt, was sich aus den inschriftlichen Zeugnissen Alles gewinnen läßt, indem er mit diesem Buche zugleich gleichsam das erste Gebäude einer Nationalökonomie aufgeführt hat. Das Bild, das der staunenden Welt von dem Werden und der Entwickelung einer nationalen Staatsverfassung entrollt wurde, ist im höchsten Grade lehrreich geworden für den Geschichtsforscher alter und neuer Zeit und war dem praktischen modernen Staatsmanne zugleich ein Handbuch nationalökonomischer in der Praxis erprobter Theorien. Die Vorzüge und Mängel der attischen Verfassung, das Verhältniß der Bundesstaaten untereinander, des Handels und Verkehrs: zum allergrößten Theil wird die klare übersichtliche Darstellung derselben durch den Meister unserer Wissenschaft in unserem Jahrhundert dem aus den griechischen Inschriften geschöpften urkundlichen Material verdankt.

Doch wuchs naturgemäß die Fülle des Stoffes auch dem arbeitsamsten und unermüdlichsten Forscher über den Kopf. Die französische Expedition in Morea hatte den Peloponnes erschlossen und in jeder Beziehung der Wissenschaft neues Material zugebracht. Die Befreiung Griechenlands und die Berufung eines bayerischen Prinzen auf den neuen Königsthron eröffnete die Thore von Hellas der Wissenschaft und damit zugleich namentlich deutschen Einwanderern verschiedenster Berufsart. Die Organisation des Schulunterrichts lenkte den Blick der damit beauftragten Staatsmänner des neuen Griechenlands von selbst auf Deutschland und die straffe bewährte Pädagogik der preußischen Lehranstalten. Junge hoffnungsvolle Männer, von denen wir einige heute in unserer Mitte zu sehen die Ehre haben, wurden auf deutsche Universitäten geschickt, um von dort Methode und Praxis nach dem Vaterland zu verpflanzen. Deutsche Lehrer wurden nach Athen berufen, unter denen die Namen von Herzog, Anselm, Ullrich und Ludwig Roß, den besten Klang

auch heute noch in Griechenland beſitzen. Auch in anderen Disciplinen, wie in der Chemie Landerer, in der Medicin Treiber, wirkten an der hieſigen Univerſität deutſche Männer.

Seit jener Zeit haben die Beziehungen zwiſchen deutſcher und griechiſche Wiſſenſchaft nicht aufgehört. Alljährlich wandern junge Griechen auf deutſche Univerſitäten und kommen ältere gereiftere deutſche Gelehrte nach Griechenland um hier aus dem unverſieglichen Quell immer wieder zu ſchöpfen.

Ueberblicken wir die Arbeiten, die ſeit jener Zeit über griechiſches Alterthum auf Grund eigener Kenntniß des griechiſchen Landes erſchienen ſind, ſo haben wir wahrhaft alle Urſache uns zu freuen über die Fortſchritte, die unſere archäologiſche Wiſſenſchaft in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit gemacht. Die höchſt verdienſtlichen Arbeiten der Engländer, vor allen des Colonel Leake, der Franzoſen, unter denen in Verbindung mit der hieſigen école française eine Reihe klangvoller Namen genannt werden müßte, darf ich als meinem Thema fern bei Seite laſſen. Mir liegt es ob zu zeigen, wie die allmähligen Fortſchritte deutſcher Forſchung in Griechenland naturgemäß zur Gründung der Anſtalt geführt haben, der vorzuſtehen ich die Ehre habe.

Die Arbeiten an dem Corpus griechiſcher Inſchriften wurden durch die in Griechenland ſich aufhaltenden Deutſchen unter zuvorkommendſter Unterſtützung der griechiſchen Gelehrten von Jahr zu Jahr gefördert. Doch erkannte man bald die Unmöglichkeit, alles bei der Neugründung Athens zu Tage kommende Material bald und gut zu veröffentlichen und begrüßte es deshalb mit Freuden als in Athen die ἐφημερὶς ἀρχαιολογικὴ gegründet wurde, in deren ſtattlicher Bändereihe namentlich durch Pittakis alle neuen Funde auf dem Gebiete der Epigraphik und Monumentenkunde der wiſſenſchaftlichen Welt zugänglich gemacht werden ſollten. Freilich ließ die Art der Publication damals noch Manches zu wünſchen übrig, was in den letzten von der kundigen Hand von Euſtratiades beſorgten Bänden glänzend nachgeholt worden iſt; aber es war doch einmal dem Dunkel und der Vergeſſenheit entriſſen und ans Licht gebracht, es wurde offenbar, welche Maſſe von unpublicirten oder ungenügend publicirten Material noch in Athen bereit liege.

Um dieſelbe Zeit war Peter Forchhammer in Athen, deſſen mythologiſche und topographiſche Forſchungen freilich längſt überholt, deſſen Verdienſte um die Topographie Athens aber nichts deſto weniger zu ſchätzen ſind. Er beſtimmte zuerſt den Lykabettos. Die Wiederauffindung und Wiedererrichtung des Niketempels durch Roß, Schaubert und Hanſen nach Whelerſchen Zeichnungen fällt in das Jahr 1836. Ullrichs verdienſtvolle und grundlegende Arbeiten über die Häfen von Athen, Thiers über das Erechtheion, Roß Theſeion, die unter dem Titel „archäologiſche Aufſätze" ſpäter geſammelten Arbeiten von Roß, gehören zum größten Theil derſelben Zeit an.

Im April 1840 kam Karl Ottfried Müller nach Athen, einer der genialsten Jünger der Alterthumsforschung, dessen Verweilen leider ein gar zu kurzes war. Kaum hatte er sich eben in Athen umgesehen, den Peloponnes angeschaut, als ihn im August desselben Jahres ein in Delphi entstandenes Wechselfieber in Athen tödtete. Die Leichenrede hielt ihm in warmen tiefgefühlten Worten Philippos Joannu. Die aus seinen Papieren von seinem Gefährten Adolph Schöll herausgegebenen Mittheilungen aus Griechenland enthalten höchst werthvolle Publicationen.

Der Begleiter O. Müllers auf seinen griechischen Wanderungen war sein Schüler Ernst Curtius, der mit Christian August Brandis im Jahre 1837 nach Athen gekommen war und Griechenland bereits als seine zweite Heimath betrachtete. Zehn Jahre, nachdem er Griechenland verlassen, im Jahre 1851 erschien Curtius Peloponnes, eine musterhafte und erschöpfende Schilderung der griechischen Halbinsel in geographischer, historischer und künstlerischer Beziehung. Weitere Früchte seines damaligen griechischen Aufenthalts sind neben einer großen Anzahl kleinerer Abhandlungen, namentlich seine Doctordissertation „De portubus Athenarum", über den Wegebau bei den Griechen, und vor allem seine griechische Geschichte, die wie kein anderes Buch die Kenntniß Altgriechenlands in Deutschland populär gemacht hat. Auch Fallmerayers geistvolle Arbeiten über die Geschichte von Morea u. s. w. dürfen wir nicht unerwähnt lassen. In den Jahren 1842 und 43 reiste F. G. Welcker in Griechenland und seine zahlreiche Beobachtungen sind in dem kurz vor seinem Tode erschienenen Tagebuch einer griechischen Reise niedergelegt. Außerdem ist die Abhandlung über die Pnyx, an deren Stelle er einen Altar des höchsten Gottes setzte, schon wegen der an sie anknüpfenden Arbeiten von Bursian und Ernst Curtius bedeutungsvoll. Wie geistvoll aber Welcker die Natur des griechischen Landes als das Fundament und die treibende Kraft der religiösen Bildung des alten Hellas hier auffassen lernte, das zeigen seine drei Bände griechischer Götterlehre, eine wahre Fundgrube für die Erkenntniß der religiösen Mythologie überhaupt.

Die Namen der jüngeren deutschen Gelehrten, die Zeugniß abgelegt haben in der Heimath von dem Ertrag ihrer griechischen Reisen brauche ich hier nur zu nennen. Konrad Bursian schrieb zwei Bände über die Geographie Griechenlands. Auch der Arbeiten A. von Velsens sei hier dankbar gedacht. Adolf Michaelis und Alexander Conze waren die ersten Stipendiaten unseres archäologischen Instituts in Rom, denen es vergönnt war, auch den griechischen Boden zu betreten und ihre Arbeiten seit jener Zeit, Michaelis vortreffliches Buch über den Parthenon und Conzes Inselreisen und Abhandlungen zur Geschichte der griechischen Kunst haben die Erwartungen, die man von dieser Reise hegte, allermindestens gerechtfertigt. Ihnen folgten in neuester Zeit

Reinhard Kekulé mit seinem Catalog der im Theseion aufgestellten Monumente und seiner Abhandlung über die Balustrade des Niketempels, Richard Schöne mit seinem Bande griechischer Basreliefs aus attischen Sammlungen, Benndorf und Heydemann mit ihren griechischen Vasenbildern, letzterer neuerdings mit seinem Verzeichniß der Marmorwerke, die an verschiedenen Orten in Athen aufgestellt sind.

Eine zweite Reise von E. Curtius führte im Jahre 1862 zur Auffindung des dionysischen Theaters, das nun von der archäologischen Gesellschaft gänzlich aufgedeckt wurde. Außerdem veröffentlichte Curtius in seinen attischen Studien eine Reihe von Bemerkungen zur Topographie von Athen, die eine Menge neuer Probleme aufstellten, die ihrer Lösung harren.

Die Inschriftenkunde wurde außer durch die fortlaufenden Publicationen der ἐφημερὶς ἀρχαιολογική, vor allem durch die beiden Antiquités Helléniques von Alexander Rizo Rangabé bereichert. Daneben gingen Einzelpublicationen in deutschen archäologischen Zeitschriften und in den Bulletini des römischen archäologischen Instituts, sowie in verschiedenen athenischen griechischen Zeitschriften und Tagesblättern stets neben her. Die Fülle des Stoffes und die Schwierigkeit denselben zu bemeistern, führte bald zu der Ueberzeugung, daß eine vollständige chronologische Sammlung griechischer Inschriften, zunächst von Attika, Bedürfniß sei, und die königlich preußische Akademie zu Berlin beschloß ans Werk zu gehen. Adolf Kirchhof übernahm die Redaction des ersten Theils, der die voreuklidischen Inschriften enthält und bereits erschienen ist; Ulrich Köhler, der mit eisernem Fleiß eine neue Vergleichung sämmtlicher in Athen zerstreuten Inschriftensteine in der musterhaftesten Weise durchgeführt hat, den zweiten bis auf Augustus führenden Band, und endlich Wilhelm Dittenberger den dritten, der die römische Kaiserzeit umfassen wird. Beide Bände befinden sich bereits im Druck. Die attischen Grabinschriften hatten außerdem bereits in Stephanos Kumanudes den gewissenhaftesten und bewährtesten Bearbeiter gefunden.

Ueber die Grenzen Attikas hinaus ist also auch noch für die Inschriftenkunde freies Feld für unsere Arbeit, wenn auch das Werk von Philippe Le Bas in vortrefflicher Weise von Paul Foucard fortgesetzt, schon Vieles geleistet hat. Ich darf hinzufügen, daß die Vorbereitungen zur Fortsetzung des Berliner akademischen Corpus zunächst für Megara, den Peloponnes und Boeotien bereits getroffen sind. Aber auch die täglich in Athen zu Tage kommenden neuen Inschriften werden alle unsere Emsigkeit und Beharrlichkeit in Anspruch nehmen.

Eine unserer wichtigsten Aufgaben ist ferner eine genaue topographische Aufnahme des ganzen Gebietes von Attika. Die Arbeit wird unter der Oberleitung von E. Curtius bereits in diesem Winter in Angriff genommen

und später allmählich auf ganz Griechenland ausgedehnt werden. Die archäologische Gesellschaft von Athen hat durch ihre an neuen Funden reichen Ausgrabungen am Dipylon eine Menge neuer Fragen angeregt, an deren Lösung gar viele zu arbeiten haben werden. Es steht zu hoffen, daß hier der Anfang gemacht werden kann, um den dunkelsten Punkt attischen Alterthums, die Topographie des alten Athen, etwas mehr zu erhellen.

Blicken wir schließlich auf den monumentalen Theil unserer Wissenschaft, so zeigen die glänzenden Funde der letzten Jahre, was für neue Aufgaben in Griechenland unserer warten. Die merkwürdigen uralten Vasen und Vasenscherben, die die griechische Kunstgeschichte nunmehr bis in ihre Anfänge verfolgen lassen, in Verbindung mit den Entdeckungen des Herren Schliemann in Hissarlik, die Terracottenfunde in Tanagra, die den wunderbarsten Einblick gestatten in das Privatleben der alexandrinischen Zeit, und ganz neue Ansichten über die kleinere Kunst der Alten bereits hervorgerufen haben, die täglichen neuen Funde von Marmorsculpturen u. s. f., das Alles bürgt uns dafür, daß auf lange Zeit hinaus alle großen und kleinen Arbeiter im Gebiete der Alterthumswissenschaft über und über zu thun haben werden.

Noch zwei größere Unternehmungen bedürfen der fortdauernden Unterstützung. Es ist das von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien veranstaltete und Alex. Conze übertragene Corpus sämmtlicher griechischer Grabreliefs, für das die Vorbereitungen durch die gewissenhaften und umsichtigen Arbeiten von Achilleus Postolakka für Athen bereits vollendet sind und ein von der königlich preußischen Akademie unternommenes und Reinhard Kekulé übertragenes Corpus der griechischen Terracotten. An allen Ecken und Enden, möchte ich sagen, breitet sich unsere Wissenschaft aus und die Verzweigungen verdecken fast mit ihren Blättern und Blüthen den kräftigen gesunden Stamm ihres Gewächses.

Alle diese an verschiedenen Puncten angreifenden Arbeiten bedurften deshalb eines Mittelpunktes in Athen selbst, von dem aus ihnen der Stoff in möglichst rascher und correcter Weise zugeführt werden konnte. Diesen Centralpunkt deutscher archäologischer Arbeit in Griechenland zu bilden, ist das archäologische Institut des deutschen Reiches von S. M. dem Kaiser, meinem allergnädigsten Herrn, berufen worden. So wie die Wanderungen nach Rom die Gründung des bewährten Instituts daselbst hervorgerufen haben, so sind die der Welt vorgelegten Zeugnisse von dem Fortleben des alten Griechenland im neuen, die Ursache unserer Stiftung gewesen.

Es wird vor allem unsere Aufgabe sein, alles neu gefundene Material möglichst schnell und vollständig der wissenschaftlichen Welt zugänglich zu machen. Zu diesem Zwecke wird eine periodische Zeitschrift zunächst in zwanglosen Heften zu erscheinen haben nach Art der bewährten Publicationen des

archäologiſchen Inſtituts in Rom. Es wird außerdem darauf ankommen, die bisher zerſtreuten größeren Arbeiten methodiſch zu ordnen und ſo von Athen ausgehend Griechenland in topographiſcher, epigraphiſcher und kunſthiſtoriſcher Beziehung allmählig vollſtändig zu erforſchen. Zu dieſem Zwecke werden von nun an alljährlich vorläufig vier junge Männer dem Inſtitut zunächſt als Stipendiaten attachirt werden. Um aber in lebendiger Discuſſion das Intereſſe für die kleineren hier zu Tage kommenden Entdeckungen wach zu halten und daraus den entſprechenden Nutzen ziehen zu können, iſt auch eine regelmäßig wiederkehrende Beſprechung des Neueſten wünſchenswerth. Meine Abſicht iſt es deshalb, zunächſt einmal monatlich, kleinere Verſammlungen in dieſen Räumen zu veranſtalten, in denen vorgelegte neue Funde oder auch neue litterariſche Erſcheinungen auf archäologiſchem Gebiet discutirt werden könnten.

Wie ſehr die Ausdehnung und Bedeutung unſeres Unternehmens der Anſpannung aller unſerer Kräfte bedarf, das auseinanderzuſetzen ſuche ich nicht lange Worte.

Τῆς ἀρετῆς ἱδρῶτα θεοὶ προπάροιθεν ἔθηκαν
ἀθάνατοι.

Aber wir können nicht allein unſere Aufgabe erfüllen, wir bedürfen des freundlichen Entgegenkommens der königlichen Behörden, vor allem der mit uns dieſelben Ziele anſtrebenden archäologiſchen Geſellſchaft und jedes einzelnen ihrer im Intereſſe unſerer Wiſſenſchaft thätigen Mitglieder. Daß uns die bewährte und langerprobte liebenswürdige Art der Unterſtützung und Hülfe auch in Zukunft nicht fehlen wird, davon bin ich freilich überzeugt und mußten wir bei der Gründung unſerer Anſtalt darauf vor allem rechnen.

Und in dieſer Hoffnung und Erwartung reichen wir Ihnen die Hand, meine Herren, zur gemeinſamen Thätigkeit, ergreifen Sie ſie in der Ueberzeugung, daß wir Alle nur das Wohl und den Fortſchritt der Wiſſenſchaft wollen, daß wir frei ſind von ſelbſtiſchen Intereſſen und mit Ihnen zuſammen wirken wollen einzig und allein zum Ruhm und zur Ehre ihres herrlichen, geliebten Vaterlandes.

Aus der Jugendzeit.

Von Adolf Pichler.

IV.

An freien Tagen ſtieg Purtſcher gern im Hochgebirg herum, übernachtete manchmal auf Almen und las den Sennern am Herd, wo die Molke brodelte, aus der Odyſſee vor, hocherfreut, wenn ſie in jenen

uralten Zuſtänden die eigenen, im wackern Eumäus ihr Bild erkannten. Nicht ſelten machten wir gemeinſame Ausflüge. Welcher Anſtrengung wir fähig waren beweiſt ein Uebungsmarſch über die Frau Hütt, einen Grat von 7000′ Höhe, durch das wilde Gleirſchthal in die Scharnitz und von der Scharnitz, wo wir nur einen Schöpsbraten verzehrten, nach Innsbruck zurück. Aufgebrochen waren wir um 6 Uhr früh und erreichten die Stadt um 4 Uhr Morgens wieder. Wir waren alſo die Eſſenszeit abgerechnet 21 Stunden theils im rauheſten Gebirg geklettert, theils auf der Landſtraße gegangen. Als ich Vormittags in die Schwimmſchule kam, ſaß Purtſcher bereits nackt auf einem Balken rittlings hoch droben, unter ihm ein Haufen nackter Jünglinge, die aus dem Waſſer geſtiegen waren, um die Erzählung unſerer Fahrt anzuhören. Purtſcher ging ſpäter mit mir nach Wien, ſtudirte dort Medizin und wurde in den Stürmen des Jahres 1848 durch ſeine Beredtſamkeit auf den Sitz eines Abgeordneten der Stadt Wien in den Reichstag emporgetragen, wo er links Platz nahm. Nach der Sprengung deſſelben fühlte er ſich nicht mehr ſicher und floh nach Schleſien. Von dort kehrte er, als die Zeiten ruhiger geworden, nach Tirol zurück und widmete ſich zu Windiſchmatrei der praktiſchen Medicin. Vom Landvolk wegen ſeines edlen Sinnes geliebt, wie wenige, ſtarb er am 4. April 1850.

Auf ſein Grab floßen aufrichtige Thränen und das Andenken an ſeine Herzensgüte iſt auch jetzt noch im Thale nicht erloſchen.

Purtſcher war groß, von rieſiger Kraft und vollendeter Schönheit, die Muskeln jedes Gliedes durch beſtändige Gymnaſtik zu plaſtiſcher Rundung ausgewirkt, Geſicht und Leib glichen auffallend jener prächtigen Statue des Herkules Farneſe, der auf die Keule gelehnt ruhig vor ſich hin blickt. Konnte er auch wochenlang faſten wie ein Ascet, ſo war er auch wie ein römiſcher Gladiator im Stand ungeheure Maſſen von Nahrung unter Dach zu bringen. Wein trank er nie. Die Wäſche trug er ſtets reinlich, doch war ſeine Kleidung im Ganzen ſehr vernachläßigt.

Die Nachricht von ſeinem Tode erſchütterte mich tief, wehmüthig gedachte ich jenes Verſes der Iphigenie: „So ſeid ihr Götterbilder auch zu Staub!“

In jenen Jahren entwickelte ſich überhaupt, — gleichſam ein Vorſpiel von 1848, — reges Streben unter der Jugend, keine äußere Gunſt förderte es, wohl aber lauerten argwöhniſch die Spitzel, welche die ganze Welt zur Regungsloſigkeit verurtheilen wollten.

Es gelang mir, viele brave Jünglinge zu einer Geſellſchaft zu vereinigen, deren Zweck theils eine edlere Unterhaltung im Gegenſatze zu burſchikoſer Roheit, theils wechſelſeitige Anregung in Kunſt und Wiſſenſchaft ſein ſollte. Beſonders hob ich in der am 14. April 1841 im Löwenhauſe gehaltenen Eröffnungsrede den Werth des Studiums der altdeutſchen Literatur für das

Erwachen des Vaterlandsgefühles hervor und auf meinen Vorschlag wählte die Gesellschaft den Namen der Nibelungen. Wir versammelten uns wöchentlich einmal, der damalige Besitzer des Schlosses Büchsenhausen räumte uns bereitwillig den Rittersaal ein; es wurden Vorträge der verschiedensten Art gehalten, Musik und Declamation erheiterten die Abende und immer mehr Theilnehmer schlossen sich an, so daß schon die Polizei zutappen wollte. Dies verhinderte der vielgelästerte Graf Brandis, damals Statthalter von Tirol. Mag man über die Richtung dieses Mannes, eines entschiedenen Hochtorys und Jesuitenfreundes denken wie es beliebt, so muß man doch zugeben, daß er Sinn für geistiges Leben, den er vorzüglich durch Unterstützung talentvoller Jünglinge bewies, und für das Land, zu dessen ältestem Adel ihn sein Stammbaum gesellte, ein warmes Herz hatte. Lieber ein Aristokrat von Charakter, als ein Büreaukrat, der in allen Farben spielt, nach oben kriecht und nach unten tritt, oder gar ein Plutokrat, dessen einzige Bildung im Handhaben der Scheere beim Abschneiden der Coupons besteht! Man vergesse nie, daß jeder, der eine bestimmte Richtung vertritt, wenn wir auch diese Richtung von unserem Standpunkte aus bekämpfen, vor Gott und Menschen Achtung fordern darf.

Großen Beifall erntete mein Vortrag über das Nibelungenlied; der Aufsatz liegt mir noch vor, eignet sich jedoch nicht zum Drucke, nur den Schluß will ich, um die Beschaffenheit des ganzen ersichtlich zu machen, hier anfügen:

„Ich könnte, nachdem ich Entstehung, Inhalt, Männer und Frauen, die alle ein Schicksal verschlingt, geschildert, nach Sitte der Aesthetiker und Kritiker noch allerlei Gemeinplätze anbringen; sei mir dafür am Ende ein Gleichniß gestattet. Raphael malte Fresken in einer Villa. Sein großer Nebenbuhler Michelangelo trat, als er abwesend war, hinein. „Er soll nicht mehr weitermalen!“ rief er und nahm eine Kohle, welche ihm zufällig vor den Füßen lag, auf. Er sann; da flammte sein Blick und plötzlich riß er mit kühnen Zügen die Skizze eines Jupiterkopfes an die Wand. Rafael kam und schaute bewundernd und schaute, — er legte den Pinsel weg und ließ die Wand unbemalt. Sie kennen Ilias und Odyssee, Sie kennen die klaren, farbenhellen, vollendeten Bilder der Griechen, ähnlich den herrlichen Schöpfungen Raphaels; — gegenüber steht der Jupiterkopf in rauhen Strichen: erhaben, groß, fast ungeheuer — das sind die Nibelungen.“

Von den Mitgliedern der Gesellschaft erwähne ich insbesondere den am 12. Februar 1872 in bester Manneskraft verstorbenen Josef Damm, der als Gymnasiallehrer bei ausgesprochener liberaler Gesinnung keinen Boden zur Entwickelung seiner Gaben fand, und Alois Meßmer, welcher manches schöne Gedicht, wenn auch in ungefeilter Form, mittheilte. Im Jahre 1846 wurde als Preis für das beste Tirolerschützenlied ein silberner Becher ausgeschrieben, er bewarb sich darum und erhielt ihn für eine sehr mittelmäßige Arbeit, die

beſte unter den vielen eingeſandten ſchlechten. Freilich war die Aufgabe ſehr ſchwierig. Als Profeſſor der Theologie zu Brixen machte er in Geſellſchaft der Frau von Buttlar, einer Nichte der Schlegel, Reiſen in Deutſchland, Belgien und Italien, die er nachträglich in drei Bänden ſchilderte. Anziehend iſt die ſaftige Friſche der Naturbilder, wo er ſich auf das Gebiet der Kunſt wagt, bringt er außer den oft unnöthigen und meiſt unerquicklichen ultramontanen Streiflichtern nichts Neues, was nicht ſchon Schnaaſe und Kugler beſſer geſagt hätten. Indeſſen hatte er auch hier, nachdem Flir bereits vorgearbeitet, das Verdienſt unſern Klerus für die Erhaltung der wenigen noch unverpfuſchten alten Baudenkmale und die Annahme eines beſſeren Stiles bei neuen Werken zu begeiſtern. Ueber ſeine theologiſchen Werke ſteht mir kein Urtheil zu; Männer vom Fach behaupten, der Schwung der Phantaſie ſei größer als die wiſſenſchaftliche Tiefe. Er ſtarb 1855 zu Rom. Ueberſpannte Freunde erwieſen ihm den ſchlechten Dienſt ſein ziemlich gehaltloſes Tagebuch und die vorhandenen, nach Form und Inhalt großentheils unfertigen Gedichte nebſt einer Biographie in zwei Bänden abdrucken zu laſſen.

Nach meiner Abreiſe von Innsbruck löſte ſich die Geſellſchaft ganz auf, da niemand war, der die ſchroffen Gegenſätze in ihrem Schooße vermittelt hätte.

Flir las außer den Vorträgen über Philologie, die zu beſuchen alle Hörer der beiden philoſophiſchen Curſe verpflichtet waren, jährlich wechſelnd auch noch andere Collegien, welche um ihn, weil er ſich darin ohne amtlichen Zügel ergehen durfte, ſtets einen zahlreichen Kreis aus allen Ständen verſammelten. Durch das Feuer ſeines Ausdruckes, vielfache, wenn auch nicht gründliche Kenntniſſe, Ideengehalt und Originalität der Darſtellung wußte er anzuziehen, anzuregen wie wenige, ja er war faſt der einzige, welcher den Namen Profeſſor verdiente. Ihm lauſchten daher die Jünglinge voll Enthuſiasmus, beſonders bei der Aeſthetik, wo er das Wort durch zahlreiche Beiſpiele, Kupferſtiche und Zeichnungen unterſtützte. Auch als Prediger war er ſehr beliebt. Bald lernte ich ihn nicht bloß auf dem Katheder ſchätzen, ich durfte ihn auch beſuchen. Da die Poeſie für mich eine Hauptangelegenheit war, und er hierin als einer der größten Kenner galt, ſo legte ich ihm verſchiedene Arbeiten vor. So ſehr er mich ſonſt durch ſein Wort gehoben, hier förderte er mich nicht. Im Gegentheil! Er hatte den Grundſatz, man dürfe junge Leute von Talent durch Strenge nicht abſchrecken, ſondern müſſe das Lob als Sporn benützen, ſie auf der Bahn zu erhalten und vorwärts zu treiben; ſo daß jeder, der einige Verſe gebracht, ihn mit dem Bewußtſein eines großen Dichters verließ. Das war ein falſches Verfahren, es weckte nur Eitelkeit und Selbſtüberſchätzung. Gerade dichteriſche Verſuche fordern ein ernſtes Urtheil, welches jedoch, wenn es von Nutzen ſein ſoll, im Einzelnen durch Nachweis der Fehler begründet ſein muß, ſonſt wiſſen ihm die jungen Leute leicht zu entſchlüpfen und es für

ungerecht zu erklären. Lassen sich Schwächlinge dadurch abschrecken, so ist es für sie und die Welt von Nutzen; das ächte Talent wir nicht gehemmt, sondern eben weil es ächt ist, bewogen, aufwärts zu steigen. Die Richtigkeit dieser Ansicht hat mir der Erfolg bestätigt, und ich bereue es nicht, ihr im Verkehr mit Jünglingen als Regel gefolgt zu sein. Insbesonders legte Flir auf die Technik zu wenig Werth und zwar nicht bloß bei Durchsicht der jugendlichen Versuche seiner Schüler, sondern auch in eigenen Arbeiten. Seine „Kriegslieder aus Tirol" zeichnen sich allerdings durch Plastik der Darstellung und schlichte Einfachheit aus, die Verse sind aber holperig und rauh, als hätte sie eine Bärentatze scandirt. Auch durch die Art, wie er für das Priesterthum, freilich in der besten Meinung, Candidaten warb, hat er mehrere talentvolle Jünglinge in einen Abgrund von Elend gestürzt. Er riß ihren unreifen Verstand durch seine überschwängliche Begeisterung für die Schönheit des Katholicismus hin, geblendet gingen sie in die Theologie und dort wußte man schon dafür zu sorgen, daß sie dem Garn nicht mehr entrannen. So jener Obertümpfler; ein Mensch von unbändiger Kraft und wilder Originalität; als der Taumel verraucht war, fand er sich in der Oede eines verfehlten Lebens, floh mit einem Mädchen, und endete irrsinnig in der Schweiz. Von anderen will ich schweigen. Flir betheiligte sich auch an Politik, bei der Lebhaftigkeit seiner Phantasie schwankte er jedoch haltlos zwischen rechts und links, hielt einige schöne Reden zu Frankfurt und verschwand, endlich als uditore della rota auf einem hohen kirchlichen Posten in den Weihrauchwolken des Ultramontanismus. Er starb 1856 zu Rom, wie man sagt in der Hoffnung den Cardinalshut zu empfangen. Seine „Briefe aus Rom," in welchen er die Beulen der Priesterherrschaft bloß legte, und auch in anderer Beziehung aus der Schule schwätzte, erschienen 1864 und mußten, da sie großes Aufsehen machten, zweimal aufgelegt werden. Es wäre sehr zu wünschen, wenn einer der nähern Freunde ausführlich den Entwicklungsgang und die Schicksale dieses trotz mancher Schwäche bedeutenden Mannes zeichnete.

Durch Flir wurde ich mit Sebastian Ruf bekannt. Dieser humane Priester war zu Absam eine Zeit lang Geselle in der Schmiede seines Vaters, ging dann in die Theologie und wurde nach Empfang der Weihen erst in der Seelsorge auf dem Land verwendet, endlich als Irrencaplan zu Hall angestellt, wo ihm sein verständiges Wirken den Dank und die Liebe der Unglücklichen und ihrer Angehörigen erwarb. Leute von umfassender und tiefer Kenntniß der Philosophie und ihrer Häupter sind jetzt überall selten in Deutschland, schwerlich dürfte aber jemand vermuthen, daß dieser bescheidene Geistliche unbedingt zu ihnen zählt. Alle Fachmänner äußerten sich über seine „psychischen Zustände" sehr günstig. Später ergab er sich archivalischen

Studien; Anerkennung verdient seine Geschichte des deutschen Geigenmachers Jacob Steiner. Ruf wurde 1871 pensionirt und genießt nun die wohlverdiente behagliche Ruhe eines ehrenvollen Alters.

Der vielgenannte ständische Archivar Dr. Johannes Schuler gestattete mir Zutritt in seine Bibliothek, was für mich, abgesehen von dem anregenden Umgang mit dem feinen Manne, von unschätzbaren Werth war, denn hier fand ich die neueste Literatur Deutschlands aus allen Zweigen der Poesie, Geschichte und Philosophie vereinigt. Ich schöpfte mit vollem Durst und auch Purtscher bemächtigte sich manches Buches auf meiner Stube. Die Bekanntschaft mit Schuler wurde der Anknüpfungspunkt für die Freundschaft mit seinen zwei Schwestern Cornelie und Mathilde. Dieses Verhältniß sank nie unter die Linie des reinsten geistigen Verkehrs, ein Fall, der gewiß nicht oft begegnet, wenn so junge Herzen einen Bund schließen. Cornelie, die ältere, war kaum hübsch zu nennen, schweigsam, ja fast blöde, erschloß sie erst in Briefen ihre Seele. Mathildens Kopf verglich Flir oft mit dem einer Muse, wozu mehr der durchgeistigte Ausdruck desselben als die Regelmäßigkeit der Züge berechtigte. Sie heirathete später Herrn Josef Ganahl, den Director der Spinnfabrik zu Innsbruck, einen tüchtigen und gebildeten Geschäftsmann, der im Januar 1872 sein thätiges Leben schloß.

Von Gedichten, die aus dieser Zeit in die Oeffentlichkeit gelangten, erwähne ich die Legenden, den letzten Priester der Isis, den ein fanatischer Einsiedler mit dem Kreuz am Altare niederschlägt, und Luzifers Werbung, wo der Dämon des Abgrundes als Vertreter der starren Individualität, welche sich mit titanischem Trotz niemand unterordnen will, Gott Vater, dem allmächtigen König Himmels und der Erde im Stile des patriarchalischen Orientes gegenüber auftritt. Der himmlische Hofstaat ist humoristisch skizzirt, das ganze überhaupt in der Manier des Holzschnittes behandelt, wenn man diese in die Poesie übertragen möchte. Daß der Mann, auch bei seiner schroffsten Selbstüberhebung gerade durch den kühnen Muth er selbst sein zu wollen, das Weib anziehe und wenigstens zu tiefem Mitleid bewege, deutet Maria auch hier als milde und gnadenvolle Vermittlerin an. Eine Art poetischen Tagebuches im dramatischen Stile Fausts ist der unvollendet gebliebene „Student".

Es erübrigt mir nur noch über meine äußeren Verhältnisse im Laufe dieser Jahre zu sprechen. Meine Eltern hatten nach den Ferien der zweiten Gymnasialclasse Kufstein zum Aufenthaltsort gewählt, weil dort Quartier und Lebensmittel billiger waren, und der Vater an diesem Städtchen mit Vorliebe hing. Ich war nun zu Innsbruck ganz auf mich gestellt, die Eltern konnten mir nicht einen Pfennig zum Unterhalt beitragen, sie waren im Gegentheil stets bereit, die armseligen Kreuzer, welche ich mir mit Instruiren

im Schweiße meines Angesichts erwarb, zu beanspruchen, ja sogar der Bogen, auf welchen ich die Zahlung eines kleinen Stipendiums von 27 Gulden jährlich zu ziehen hatte, war lang voraus verpfändet, so daß ich nichts davon erhielt. So mußte ich nach jeder Richtung die Bitterkeit jener Verse Dantes erproben:

Tu proverai si come ha di salo
So pane altrui e com' è duro colle
So scendere e'l salir per l'altrui scale.

Gar manchen Tag von den sieben Tagen der Woche hatte ich nichts als ein Stücklein Brod und war zufrieden, wenn ich mir dazu eine Wurst kaufen konnte. Noch im vorigen Jahrhundert wanderten die armen Studentlein, ein schwarzes Mäntelchen um die Schultern mit einem Topfe in den Küchen herum, sich die dürftigste Nahrung zusammenbettelnd und auch jetzt nennt sie die Gassenjugend spottweise „Suppeler" und singt das Liedlein:

„Student, Student,
Hat's Manteln verbrennt,
Geht über die Brugg
Und bettelt a Supp!"

Allmählich wurde die Sache besser, vermögliche Bürger luden arme Jünglinge wöchentlich einmal an den Tisch und das hatte für diese auch noch einen andern Vortheil als die Befriedigung des Hungers. Sie blieben in einer Art Familienleben und wurden selbst zu besserer Sitte erzogen, als im elterlichen Bauernhause — denn daher stammen die meisten Studenten. Manchmal entspannen sich auch innigere Bezüge, es war nicht selten, daß sich ein solcher Jüngling, nachdem er später zu Amt und Ehre gelangt, aus dem Hause des Wohlthäters die Braut holte. So z. B. der Vater unseres Johannes Schuler. Jetzt hat sich die Sache neuerdings geändert. Die Lebensmittel sind so im Preise gestiegen, daß der Bürger und Beamte kaum einen Tag in der Woche an seinem Tische einen Gast sehen kann; es mischte sich der religiöse Verein des heiligen Vincenz in die Angelegenheit, er nimmt kleine Geldbeiträge und läßt dafür armen Jünglingen in einem eigenen Hause die Kost reichen. Ich will diesem Verein nichts übles nachreden, wünsche jedoch, daß er nie darauf verfallen möge, Studenten, welche sich unter dem Titel der Frömmigkeit bewerben, vorzugsweise zu bedenken und dadurch dem Muckerthum Vorschub zu leisten.

Meine beste Wohlthäterin war eine alte Tante; sie gab mir nicht nur Speise, sondern flickte auch meine Kleider und besorgte meine wenige Wäsche. In der Woche einmal das Hemd zu wechseln, galt damals schon für große Reinlichkeit. Sie ist jetzt todt, wie so manche andere, denen ich mich in dankbarer Erinnerung als Schuldner bekenne. Die stille Dulderin, treu, fleißig,

arbeitsſam, jedem zum guten redend, niemanden auffäſſig, ein Muſter chriſtlicher Tugend und Frömmigkeit ruht jetzt von den Leiden, welche das Leben bis zum letzten Athemzug auf ſie häufte, denen ſie nichts entgegen zu ſetzen hatte, als eine wahrhaft engelgleiche Ergebung in den Willen Gottes.

In den Ferien wanderte ich nach Kufſtein, bald zog ich es jedoch vor, nicht mehr bei meinen Eltern zu wohnen und ſiedelte mich auf der Nappelburg an, einer Kneipe, welche faſt nur von Soldaten und ihren Dirnen beſucht wurde. Ein ſolches Mädchen, leichtſinnig und reizend hatte mein inniges Mitgefühl dadurch erregt, daß ich vom Fenſter beobachtete, wie ſie einem armen Weibe bei kaltem Wetter das Tuch vom Halſe weg ſchenkte. Ich ſah ſie danach öfter, ſie wurde von Leidenſchaft für mich ergriffen und ſuchte jede Gelegenheit auf ſich mir zu nähern. Ich bemühte mich, ſie auf beſſere Wege zu bringen und ſtellte ihr zugleich den traurigen Ausgang, der ſie erwarte, in dunkeln Bildern vor Augen. Da brach ſie einmal plötzlich in Thränen aus, ſie geſtand mir, daß ſie meinen Worten unbedingt glaube, denn ich ſei nicht wie andere Männer, die gleich im erſten Augenblicke des Alleinſeins Erfüllung ihrer Begierden forderten; ich hätte nie mit einem Wort, ja nicht mit einem Blick ſo etwas merken laſſen, deßwegen wolle ſie mir gehorchen und gut thun. Sie hielt vorläufig Wort, freilich weiß ich nicht, ob ſie nach meiner Abreiſe den beſtändigen Verſuchungen gegenüber Stand hielt.

Zu Kufſtein hatte ich Einſamkeit genug. Vormittags ſtreifte ich durch Gebüſch und Wald, Vögel zu fangen oder einiges Wild zu erlegen, nach dem Eſſen gab ich den Söhnen des Apothekers Unterricht. Beides reichte eben aus, meinen Unterhalt zu ſichern. Sehr gern weilte ich an den kleinen Seen bei Thierberg; auf dem Pendling und der Zellerburg, in abgelegenen Wäldern und Bergen, wo mich niemand mit ungebetener Geſellſchaft behelligte. Auf dem Gipfel des Pendling, wo ſich eine großartige Fernſicht in die Centralalpen mit ihren Gletſcherkronen öffnet und der Blick zugleich weithin die bayriſche Ebene überfliegt, feierte ich einmal Goethes Geburtsfeſt mit einem Freunde. Wir hatten uns zuſammenbeſtellt und waren in der nämlichen Stunde — er von Weſten, ich von Oſten auf der Höhe eingetroffen. Ein Fläſchchen Wein wurde im friſch gefallenen Schnee gekühlt und dann dem Genius des deutſchen Volkes ein Hoch gebracht. Schüſſe aus meinem Gewehr ſollten die Feier dem Thal verkünden, dem Thale, wo vielleicht kaum zehn Menſchen je ein Wort von Goethe ernſthaft geleſen. Eine größere Ferienreiſe unternahm ich nur einmal nach Abſchluß des Gymnaſium. Ich beſuchte München und lernte dort wie früher erzählt worden, die Antike kennen. Leider brachte ich jedoch mit einer Maſſe neuer Anſchauungen auch den Typhus mit, der nach meiner Rückkehr zu Kufſtein heftig ausbrach, mich einige Wochen an das Bett feſſelte und endlich der Jugendkraft meines Körpers wich. Während

der Geneſung, wo meine Seele weich und empfindſam beſaitet war, machte Jean Paul, deſſen Cascaden ſprühenden Witzes und origineller Gedanken ich gelegentlich ſchon früher bewundert hatte, tiefen Eindruck auf mich. Ich dachte und fühlte während dieſer kurzen Zeit ganz in ſeiner überſpannten Weiſe und eine proſaiſche Dichtung „der Traum" iſt in jeder Zeile eine Nachahmung ſeiner Manier. Als ich jedoch die volle Geſundheit wieder erlangt hatte, kam mir dieſes Werklein ſo bedenklich vor, daß ich es vernichtete, zu Jean Paul habe ich mich nie mehr gewendet, obwol ich ſeine Bedeutung für die Literatur durchaus nicht läugne, ſo ſehr widerſprach er meinem innerſten Weſen.

Gegen Ende des zweiten juridiſchen Curſes glänzte ein Hoffnungsſtrahl für Purtſcher und mich: daß wir von dem Studium der Geſetze, welches uns durchaus nicht zuſagte, befreit würden und ſich das erſehnte Thor der Medicin aufthue. Die Hoffnung wurde bald Gewißheit. Einige Freunde ſchoſſen Reiſegeld zuſammen, in Wien ſollten wir uns ſelbſt weiter bringen. Getroſten Muthes, freudigen Herzens eilten wir der ungewiſſen Zukunft entgegen. Um wohlfeiler zu reiſen, wählten wir ein Hallerſchiff, welches mit Gütern befrachtet war. An einem Nachmittag des September 1842 ſtiegen wir bei ſehr laumiſchem Wetter an Bord. Nach kurzem Gebet kappten die Fergen laut rufend das Tau, ſchoben mit Stangen vom Ufer los und raſch glitt das Schiff in der wilden Strömung des Inn fort. Hinter uns blauer Himmel, vor uns düſtere Wolken, auf deren dunklem Grund ſich quer über den Strom ein Regenbogen ſpannte. Meine Seele erfüllte Wehmuth, da ſchaute ich um und mußte unwillkürlich hell auflachen. Wie Childe Harold, als er ſein:

Adieu, adieu my native land

über die Wogen hinausſang, ſtand Purtſcher im großen blauen Aug' eine Thräne auf dem Deck des Schiffes, bereits an einem mächtigen Stück des Gugelhupfes kauend, den mir die gute Tante als letzte Gabe eingepackt. Die Tage waren ſchon kurz, der Morgen kühl und neblig, ſo griffen wir zum Ruder und arbeiteten wacker als Matroſen mit, dafür zahlten wir zu Wien beim Ausſteigen auch nur zwei Gulden Fahrgeld. Weil untertags nicht gelandet wurde, verſahen wir uns in der Frühe mit Lebensmitteln und Holz, welches wir meiſtens aus einer Au ohne lang zu fragen, mitſchleppten, und bereiteten unſer Mahl auf dem Verdeck. Ich war Koch, Purtſcher lag, wenn die Sonne ſchien, auf dem Bretterdache und las mir am Herd, während anmuthige und ſchöne Landſchaften vorüberſchwebten, Homer vor, bisweilen langte er auch mit einem zugeſpitzten Scheit in den brodelnden Topf, um ſich ein Stück Fleiſch anzuſpießen. So erreichten wir in zehn Tagen die alte Kaiſerſtadt an der Donau. Als wir um den Kahlenberg biegend zuerſt den mächtigen Stefansthurm erſchauten, faßte uns ein banges Vorgefühl, das jedoch bald muthiger Hoffnung der Jugend wich. Wir landeten.

Der Theologenmangel und die Zukunft der theologischen Facultäten.

Von Pacificus Sincerus.

Der Theologenmangel ist nachgerade zu einem vielbesprochenen Thema der kirchlichen und politischen Organe geworden. Wenn wir wieder auf ihn zurückkommen, so geschieht es nicht in der Absicht, oft Gesagtes zu wiederholen, sondern um die Frage von einem ganz anderen Gesichtspunkte aus, als bisher immer geschehen war, zu beleuchten. Bisher war sie stets in der Absicht besprochen worden, um Rathschläge zur Aufhebung des Uebelstandes zu geben. Das setzte voraus, einmal, daß jene Erscheinung unbedingt eine solche öffentliche Calamität sei, daß die Gesellschaft um jeden Preis ihre Beseitigung anstreben müsse; und sodann, daß sie auf zufälligen äußeren Gründen beruhe, die sich leicht durch äußerliche und beliebig zu veranstaltende Maßregeln aufheben ließen. Aber was berechtigt uns zu dieser doppelten Voraussetzung? Hat es nicht zum voraus alle Wahrscheinlichkeit für sich, daß eine Erscheinung, die gerade seit den letzten paar Jahren so reißende Fortschritte, wie nie vorher, gemacht hat, auch eben in dem tiefen Principienkampf begründet sei, den man als die große, centrale Aufgabe unserer Gegenwart erkennen muß? Dürftige Pfarrbesoldungen hat es ja immer gegeben und doch haben sie in früheren Zeiten den Zudrang zum geistlichen Amt nicht gehindert; auch die Verschiedenheit der orthodoxen und liberalen Richtung innerhalb der Kirche ist fast so alt, wie diese selbst, und hat doch früher nicht nur vom Studium der Theologie nicht abgeschreckt, sondern vielmehr gerade die tüchtigsten Köpfe gelockt, sich an diesem ehrenvollen Kampfe der Geister zu betheiligen. Neu aber ist in unseren Tagen die principielle Auseinandersetzung zwischen einer Gesellschaft, die mit der Autonomie ihrer sittlichen und wissenschaftlichen Interessen und Bestrebungen endlich vollen, unbedingten und rückhaltslosen Ernst machen will, und einer Kirche, die sich in Folge dessen von derjenigen Position in der Gesellschaft verdrängt sieht, die ihr als Operationsbasis ihrer Wirksamkeit zeither gedient hatte und für immer unentbehrlich schien. Es liegt auf der Hand, daß in diesem Conflicte die Stellung der Theologen eine überaus schwierige wird und für die Besten unter ihnen gerade am peinlichsten werden muß; je mehr sie ein Herz haben für ihr bürgerliches Vaterland, je tiefer sie eingedrungen sind in die Bildungsschätze der Wissenschaft, desto weniger können sie sich von der Gesellschaft isoliren, desto weniger das Recht dessen, was man den heutigen „Culturkampf" nennt, leugnen. Und doch ist es andererseits eben dieser Kampf, der ihren speciellen Beruf in der Gesellschaft von Tag zu Tag mehr erschwert, ihrem sittlich-religiösen Wirken auf das Volk eine Thüre um die

andere verschließt und ihre ganze Stellung so zu isoliren droht, daß sie mehr als Menschen sein müßten, um nicht doch zuletzt einem Gefühle der Verbitterung gegen die Gesellschaft, die sie als Geächtete behandelt, Raum zu geben. Es liegt uns beides gänzlich ferne, sowohl in die Jeremiaden über die Gottlosigkeit der heutigen Welt einzustimmen, als in das wüste Kriegsgeschrei gegen Kirche und Geistlichkeit; soll von Schuld und Unrecht die Rede sein, so dürfte sich dieses vielleicht auf beide Theile ziemlich gleichmäßig vertheilen; in Wahrheit ist diese moralisirende Betrachtungsweise überhaupt nicht zulässig in einem Falle, wie dem vorliegenden, wo es sich um Entwickelungen von weltgeschichtlicher Nothwendigkeit handelt, deren Größe nicht zum wenigsten in der erhabenen Tragik liegt, mit welcher der Weltgeist auch über berechtigte Interessen hinwegschreitet und auch die Guten und Wohlmeinenden als Opfer fallen läßt, um seine nothwendigen höheren Zwecke durchzusetzen. Aber daß die heutige Jugend sich nicht zu einem Berufe drängt, der solches Martyrium ihr in Aussicht stellt, wer wollte ihr das verdenken?

Liegt aber hierin, wie wir überzeugt sind, der eigentliche und tiefste Grund des immer bedenklicher wachsenden Theologenmangels, so ist klar, daß alle Rathschläge zu seiner Abstellung eitel verlorene Liebesmühe sind. Nur um so mehr aber gilt es, mit einer Thatsache, die zunächst jedenfalls unabänderlich ist, zu rechnen und ihre unvermeidlichen Folgen ins Auge zu fassen; vielleicht, daß sich dann doch zuletzt auch an dem, was zunächst als Uebel erscheint, eine erträgliche Seite entdecken läßt.

Die Nächstinteressirten in dieser Frage sind unzweifelhaft die theologischen Facultäten; für sie ist die steigende Abnahme der Theologie Studirenden geradezu eine Existenzfrage, daher auch aus diesen Kreisen die Nothrufe bisher meistens ergangen sind. Allein so natürlich dies Jedermann finden wird, so sehr wird es doch erlaubt sein, die Voraussetzung, als müßten nothwendig in alle Ewigkeit theologische Facultäten existiren, einmal ganz unbefangen — sine ira et studio — vom Standpunkte des Gemeinwohls aus zu untersuchen. Wir sind — um dies gleich vorauszuschicken — weit entfernt davon, die Verdienste der bisherigen theologischen Wissenschaft um den Fortschritt wahrer Humanität, und harmonische Ausbildung des menschlichen Geistes nach der Verstandes- und Herzensseite hin irgend in Abrede zu stellen oder auch nur zu unterschätzen. Aber es dürfte sich doch fragen, ob eben diese verdienstlichen Leistungen in Zukunft nicht auch — und sogar noch wirksamer — ohne die geschlossene Form einer Facultätswissenschaft zu erreichen wären? Es dürfte sich fragen, ob nicht eben dieselben Verhältnisse der Zeitlage, welche die Jugend vom theologischen Studium zurückschrecken, auch die theologischen Lehrer in ihrer Wirksamkeit aufs empfindlichste hemmen müssen? Ja es dürfte sich fragen, ob nicht, so wie nun einmal die Dinge jetzt liegen, der Fortbestand

der theologiſchen Facultäten zur unerſchöpflichen Quelle immer neuen Zankes zwiſchen Staat und Kirche unvermeidlich werden müßte?

Denn kaum dürfte ein anderer Punkt zu finden ſein, auf welchem ſo unmittelbar die Intereſſen und Rechte der vom Staate repräſentirten nichtkirchlichen Geſellſchaft und der Kirche in Colliſion kommen müſſen, als eben die theologiſchen Facultäten. Sofern ſie Glieder der ſtaatlichen Hochſchulen ſind, können die an ihnen angeſtellten Lehrer keine andere Aufgabe haben, als ihre philoſophiſchen Collegen: die freie, durch keinerlei Autorität und Tradition befangene Erforſchung und Mittheilung der reinen Wahrheit. Sofern hingegen die theologiſchen Facultäten Bildungsanſtalten für die künftigen Diener einer beſonderen Kirche ſind (was ſich ja ſchon durch ihre confeſſionelle Geſchiedenheit in evangeliſch und katholiſch-theologiſche Facultäten verräth), ſind ſie in ihrem Forſchen und Lehren oder mindeſtens doch in letzterem gebunden durch die poſitiven Satzungen ihrer betreffenden Kirche.

Der innere Widerſpruch dieſer Zwitterſtellung von akademiſchen und zugleich kirchlichen Lehrern, Lehrern der freien autoritätsloſen Wiſſenſchaft und Ueberlieferern der poſitiven kirchlichen Satzung (Dogmatik) liegt ſo klar auf der Hand, daß man nur fragen muß, wie er überhaupt und ſo lange her möglich war? Dies erklärt ſich aber ſehr einfach daraus, daß man bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts den Gegenſatz zwiſchen kirchlicher Weltanſchauung und Wiſſenſchaft theils gar nicht ahnte, theils doch nicht in ſeiner ganzen Tragweite erkannte; und auch dann, als man ſich die Disharmonie zwiſchen kirchlichem Buchſtaben und fortgeſchrittener Welterkenntniß nicht mehr verhehlen konnte, half man ſich noch einige Menſchenalter hindurch mit dem Kunſtgriff der allegoriſchen Umdeutung des erſteren, um dadurch den Kirchenglauben dem Vernunftglauben wenigſtens möglichſt nahe zu bringen. Indeß ging dies nur eben ſo lange, bis einerſeits die Wiſſenſchaft mit ihren Conſequenzen auf allen Gebieten ſtrengeren Ernſt machte und andererſeits der kirchliche Gemeingeiſt ſich unter den Nachwirkungen geſchichtlich großer Erlebniſſe wieder zu ſtärkerem Selbſtbewußtſein ermannte. Nun ſetzte alsbald die Kirche ihren Poſitivismus der emancipirten Vernunft entgegen und forderte nichts Geringeres als: „Umkehr der Wiſſenſchaft“; nur um dieſen Preis wollte ſie ihren bisherigen Bund mit der Wiſſenſchaft auch ferner feſthalten. Als natürlich die Wiſſenſchaft auf dieſes wunderliche Anſinnen nicht eingehen konnte, die Kirche aber ebenſowenig ihrerſeits geneigt war, an dem Fortſchritt der wiſſenſchaftlichen Weltanſchauung Theil zu nehmen: da war eigentlich der Bruch zwiſchen den bisherigen Verbündeten ſchon definitiv entſchieden und alle ſeitherigen Friedensunterhandlungen haben ihn höchſtens vertuſchen können. Das gilt zuletzt auch von den übrigens ganz ehrenwerthen und ſcharfſinnigen Lehrweiſen der heutigen freiſinnigen Theologen; zwar können wir uns ganz

wohl denken, wie dieſe Männer durch die Unterſcheidung von Form und Inhalt, Schaale und Kern, oder wie ſie es ſonſt formuliren mögen, ihre weitgehende Abweichung vom Kirchenglauben vor ſich ſelbſt zu rechtfertigen vermögen; und wir weiſen daher jeden Schein einer Verdächtigung ihrer perſönlichen Ehrenhaftigkeit und Redlichkeit unbedingt von uns. Allein es iſt nicht zu verkennen, daß die eigentlich entſcheidende Frage, um die es ſich hier handelt, gar nicht die iſt, auf welche Art freiſinnige Theologen ihre Neologie vor ſich ſelbſt rechtfertigen, ſondern darum handelt es ſich allein: wie die Kirche ſich zu einer autoritätsfreien philoſophiſch ungebildeten Religionslehre ſtelle? Und darüber laſſen uns ja ihre ſämmtlichen Organe gar nicht im Zweifel. Sie erklären bei jeder Gelegenheit officiell und privatim die neologiſche wiſſenſchaftliche Theologie für Unglauben und Irrlehre, für Verfälſchung des Glaubens der Väter, für „Falſchmünzerei und Betrug" ſogar. Und verſetzen wir uns einmal auf ihren Standpunkt, ſo können wir ihnen (abgeſehen freilich von der perſönlich verletzenden Härte ſolcher Urtheile) nicht einmal ganz Unrecht geben. Wenn z. B. die philoſophiſche Theologie die Kirchenlehre von der göttlichen Allmacht umdeutet in die Unveränderlichkeit der gottgeordneten Naturgeſetze, das ſtellvertretende Sühnopfer Chriſti in einen ſittlichen Gemüthsact des Chriſten, die Gottesſohnſchaft Chriſti in das religiöſe Menſchheitsideal, den Teufel in das allgemein menſchliche Princip der Selbſtſucht oder ähnliches: ſo mag ja wohl dies alles ganz wahr und tief ſein, aber daß es daſſelbe ſei wie der bibliſche und kirchliche Glaube, das will unſerem Laienverſtande ſchwer einleuchten.

Nun ſagt man vielleicht, daß doch nicht alle wiſſenſchaftlichen Theologen auf ſolcherlei Ergebniſſe kommen, ſondern viele, die es mit der Wiſſenſchaft ganz ſtreng nehmen, ſich gleichwohl im erfreulichſten Einklang mit der Kirchenlehre befinden. Erfreulich mag dieſe Selbſttäuſchung für die Theologen, welche ſie haben, immerhin ſein — eine Selbſttäuſchung aber iſt es gewiß und darum für unſere Frage von keinem Belang. Wo ſolche Uebereinſtimmung vorgegeben wird, da muß es entweder mit der wiſſenſchaftlichen Methode nicht Ernſt ſein, oder iſt das Ergebniß nur ſcheinbar, dem Wortlaut nach, bei gänzlich verſchiedenem Sinn, mit der Kirchenlehre im Einklang, oder endlich — und dies wird ohne Zweifel der gewöhnliche Fall ſein — es findet beides zugleich ſtatt und kommt dann weder die Wiſſenſchaft noch der Kirchenglaube zu ihrem wirklichen und vollen Recht. Und ſelbſt wo im Einzelnen einmal ein zufälliges Zuſammentreffen im Reſultat ſtattfände, bleibt ja doch immer das beiderſeitige Princip total entgegengeſetzt; auf der einen Seite autonome Vernunft, vorausſetzungsloſes Forſchen nach den allgemeinen Geſetzen der Logik, nach den Normen der ſonſtigen philologiſchen Hermeneutik, hiſtoriſchen Kritik und dergleichen; auf der andern Gebundenheit durch eine feſtſtehende

Autorität, die das Leitband wohl dann und wann etwas loser und weniger empfindlich anziehen, niemals aber es ganz fahren lassen kann, so lange sie Autorität einer positiven Kirchengesellschaft ist.

Was wird nun wohl aus all dem folgen? Etwa dies, daß der Staat seine theologischen Professoren nöthigen solle, gegen ihre bessere Ueberzeugung veraltete kirchliche Formeln der kirchlichen Autorität zulieb für ewige Wahrheiten auszugeben? Nein wahrlich, so selbstmörderisch wird kein vernünftiger Staat, der es redlich meint mit Vernunft und Gewissen seiner Bürger, verfahren wollen! Auch müßte er ja dann, um consequent zu verfahren, keine philosophischen Professoren anstellen, die das kirchliche Dogma einer freien Kritik unterwerfen. Thut er dies doch, läßt er die Philosophen ungestört mit der Kirchenlehre schalten und walten und macht er endlich gar (wie in den meisten deutschen Staaten geschieht) das Hören der philosophischen Vorlesungen für junge Theologen obligatorisch, so wäre es der unsinnigste und unverzeihlichste Selbstwiderspruch des Staates, wenn er zugleich die theologischen Docenten an irgend eine kirchliche Lehrnorm binden wollte. Oder soll er etwa umgekehrt, um die Einheitlichkeit des Unterrichtes und die Selbständigkeit der Wissenschaft zu wahren, nur noch durchaus freisinnige Theologen als Universitätslehrer anstellen? Wie aber, wenn nun die Kirche erklärt, in solchen theologischen Facultäten keine geeigneten Bildungsstätten für ihre künftigen Diener zu sehen? Will er ihr dann etwa seine staatlich approbirte Theologie einfach octroyiren? Wir zweifeln ebenso sehr an der Zulässigkeit als an der Durchführbarkeit eines solchen Versuches. Was bleibt aber sonst übrig?

Wir meinen dies: macht man sich einmal den principiellen Widerspruch zwischen dem akademischen Wissenschaftslehrer und dem theologischen Kirchenlehrer klar, so ist keine andere Lösung des Conflicts abzusehen, als die durch friedliche Scheidung des Nichtmehrzusammengehörigen, d. h. durch Aufhebung der theologischen Facultäten. Aber man verstehe uns recht! Nicht das ist gemeint, daß künftig über die Fragen des religiösen Lebens und der Religionsgesellschaften an den staatlichen Hochschulen überhaupt nicht mehr geforscht oder gelehrt werden sollte; gerade in unserer Zeit, wo diese Fragen wieder schwerer als seit lange ins Gewicht fallen, wäre ein Ignoriren derselben seitens der Hochschulen das Verhalten des Vogel Strauß, der vor Unliebsamem den Kopf im Sand versteckt. Vielmehr wird alles, was an der Theologie wirklich Wissenschaft und nicht etwa blos technische Ueberlieferung ist, nach wie vor auch in den Hörsälen der Universitäten behandelt werden müssen, aber — und dieser Unterschied ist gewichtiger als man glaubt — nicht als Zunftweisheit einer positiven Gesellschaft (Kirche und Confession), sondern als ein Theil der historisch-philologisch-philosophischen Disciplinen der philosophischen

Facultät. Als einfaches Mitglied der philosophischen Facultät wird dann z. B. der Kirchenhistoriker all den kirchlichen Legenden ebenso unbefangen gegenüberstehen wie sein College, der politische Historiker; es wird dann der biblische Exeget ebenso ungenirt auf seine Texte die Grundsätze der Hermeneutik und Kritik anwenden, wie der College für classische Philologie. Und an die Stelle der symbolischen Dogmatik wird einfach die Geschichte der christlichen Philosophie treten als das entsprechende Mittelstück zur Geschichte der alten und der neuen Philosophie. Ohne Zweifel werden die Vertreter dieser Fächer auch da und dort in die verwandten Gebiete der profanen Wissenschaft übergreifen, wie umgekehrt die Pfleger der letztern Streifzüge auf das religionswissenschaftliche Gebiet öfter als bisher machen werden; gerade dieser Commers zwischen beiden Gebieten wird mehr als viele andere Maßregeln dazu dienen, die so unnatürliche und unheilvolle Isolirung des religiösen Elementes im Bewußtsein des Zeitalters mehr und mehr zu überwinden.

Aber — wendet man ein — wenn es keine theologischen Facultäten als solche mehr gäbe, was sollte es dann werden mit der kirchlichen Vorbildung der künftigen Geistlichen? Darauf wäre zunächst zu antworten, daß diese Sorge den Staat eigentlich nichts angeht, und künftig immer weniger etwas angehen wird, je weiter der Proceß der Trennung von Staat und Kirche seinen unaufhaltsamen Verlauf nimmt. Der Staat hat offenbar nur dazu Recht und Pflicht, zu sorgen, daß jeder, der eine öffentliche Wirksamkeit bekommt, einen gewissen Grad von humaner Bildung besitze als Garantie für gemeinschädliche Extravaganzen. Von diesem Gesichtspunkt aus kann er von jedem Kirchendiener jeder Confession ein näher zu bestimmendes Maß weltlicher Kenntnisse allerdings verlangen. Ob dies Maß für jeden Geistlichen das gleiche sein muß, wie jetzt bei uns der Fall ist, oder ob es sich nicht empfehlen dürfte, zwischen niederer und höherer Geistlichkeit einen entschiedenen Unterschied auch in den Anforderungen weltlicher Bildung zu machen, diese Frage dürfte sich über kurz oder lang zu ernstlicher Erwägung den Staatsregierungen nahelegen. Was dagegen der Geistliche außer dieser allgemeinen humanen Bildung an specifisch kirchlicher Ausrüstung bedürfe, darüber hat offenbar nicht der Staat zu bestimmen, sondern ausschließlich die Kirche oder genauer die einzelne Kirchengemeinde, welche die geistlichen Dienste eines Mannes für sich in Anspruch nimmt. Ist diese vielleicht da und dort mit einem bescheidenen Maß kirchlicher Leistungsfähigkeit zufrieden, etwa gar mit der bloßen Fähigkeit zur Vollziehung der liturgischen Acte und des Vorlesens einer fremden Predigt: — wohl und gut, der Staat wird kein Recht haben, ihr dies zu verwehren, will er sich nicht in ganz ungehöriger Weise zum Gewissensvormund seiner Bürger aufwerfen; überdies wird ohne Zweifel binnen Kurzem schon der Mangel an verfügbaren theologischen Kräften es dem Staat

unmöglich machen, den Gemeinden ein bestimmtes Maß theologischer Bildung ihrer Geistlichen vorzeichnen zu wollen. Ebenso wenig wird der Staat in Zukunft die theologische Richtung der kirchlichen Gemeindediener zu bestimmen sich anmaßen dürfen. Ob eine Gemeinde einen orthodoxen oder liberalen Pfarrer vorziehe, ob sie sich mehr an der kräftigen Sprache der früheren Kirchenagenden und Predigtweisen erfreue oder an der feineren und gebildeten Sprache der heutigen Bildungswelt sich zu erbauen beliebe, ob sie von ihrem Seelsorger den Glauben an Engel und Teufel, an Wunder und Gebetserhörungen verlange oder ihm die Allegorisirung und Vergeistigung dieser und anderer Glaubensartikel zugestehe — dies Alles wird ganz einfach jeder einzelnen Gemeinde anheimzustellen sein, oder es ist alles Gerede von Religionsfreiheit eitel Dunst und Phrase! Begiebt sich aber einmal der Staat (wie er von Rechtswegen längst hätte thun sollen) jedes Anspruchs auf Beeinflussung dieser Interna des religiösen Gemeindelebens, so wird er folgerichtiger Weise die kirchlichen Gemeindediener nicht mehr nöthigen können, sich einer theologischen Prüfung durch staatliche (beziehungsweise staatskirchliche) Behörden, was die Consistorien sind, zu unterziehen; es werden also die theologischen Staatsexamina wegfallen müssen. Ebendamit fällt aber auch die Nothwendigkeit specifisch theologischer Bildungsanstalten und Lehrcurse für den künftigen Geistlichen hinweg. Es wird mindestens vom Gesichtspunkt und Interesse des Staats aus vollständig genügen, wenn die jungen Predigtamtscandidaten einen Universitätscurs bei der philosophischen Facultät absolvirt und von einer aus dieser Facultät gewählten Prüfungscommission das vom Staate zu fixirende Maß allgemeinen humanen Wissens documentirt haben.

Auf diese Art wird die akademische Vorbildung der künftigen Geistlichen gar keine specifisch kirchliche, sondern eine allgemein humane sein und unterliegt dann eben als solche nur noch dem Staat, dem Schutzherrn aller humanen Bildung, nicht mehr den besonderen Kirchengesellschaften. Was nun aber diese als technische Ausrüstung ihrer Diener noch zu jener akademischen Grundlage hinzuzufügen für gut finden mögen, wird ausschließlich ihre Sache sein. Auch die etwa hierfür nöthigen Anstalten werden sie um so eher selbst beschaffen können, als es sich ja für diesen beschränkten Zweck nur um kleinere Bildungsmittel (zum Beispiel Prediger- und Priesterseminare) handeln würde; ja es läßt sich sogar die Möglichkeit sehr wohl denken, daß ohne alle besondere Anstalten die einfache Unterweisung durch ältere praktische Geistliche hinreichen würde, um die kirchlich-technische Ausrüstung zur allgemeinen akademischen Vorbildung hinzuzufügen.

Es mag wohl sein, daß ein so gebildeter Predigtamtscandidat weniger als bisher mit allem Detail der specifisch theologischen Fachgelehrsamkeit vertraut wäre. Aber dieser Mangel (wenn es überhaupt ein solcher ist) würde

ohne Zweifel weit aufgewogen dadurch, daß der Religionsdiener eine univerſellere und der allgemeinen Bildungsſphäre ſeiner Zeit gleichartigere Bildung empfangen hätte. Damit wäre er ganz anders als wie bisher geſchützt gegen die ſchlimmſte Gefahr des geiſtlichen Standes, gegen die Iſolirung und Ausſchließung aus der lebendigen Strömung ſeines Volks und ſeiner Zeit. Was helfen zuletzt alle nachträglichen Remeduren, wenn von vornherein die Erziehung und Ausbildung der Religionsdiener des Volks eine einſeitige, verengende, ab- und ausſchließende geweſen iſt? Hier, wenn irgendwo, ſollten weiſe Regierungen den Haupthebel anſetzen, um das religiöſe Volksleben in ein geſundes Bett zu leiten. Statt fort und fort an den ſtaatlichen Schulen einen dem Volk und ſeiner Gegenwart fremden, ja nur zu oft feindſeligen Dogmatismus und engen, dürren Traditionalismus zu hegen und zu pflegen, ja denſelben den Gemeinden immer neu ſelbſt gegen ihren Willen durch ſtaatliche Behörden aufzuzwängen, ſollte einmal der Staat Ernſt, wirklichen Ernſt machen mit dem Princip der freien Wiſſenſchaft und zugleich der freien Gemeinde. In dieſem ſo einfachen und leicht realiſirbaren Princip (dem deutſchen Gegenſtück zu der romaniſchen Formel der „freien Kirche im freien Staat") liegt ſicher die Löſung — und vielleicht die einzige friedliche Löſung unſerer ſchweren und immer ſchwereren kirchlichen Wirren. Möge man, ehe es zu ſpät wird, den Muth finden nicht ſowohl zu einer großen That — denn deren bedarf es gar nicht — als vielmehr blos zum Bruch mit den verrotteten Maximen und Bräuchen eines unheilvollen Staatskirchenthums und ſeiner byzantiniſchen Staatstheologie!

Oeſterreichiſche Univerſitätsverhältniſſe.

Der Verfall der öſterreichiſchen Univerſitäten, die noch vor wenigen Jahrzehnten zu den erſten Pflegeſtätten deutſchen Wiſſens zählten, zeigte ſich in den letzten Jahren als ein ſo raſcher, daß er ſelbſt der oberſten Studienbehörde, dem k. k. Miniſterium für Cultus und Unterricht, dem man doch im allgemeinen kein offenes Auge zutrauen darf, nicht entgehen konnte. Der Unterrichtsminiſter Dr. Karl v. Stremayr gab deshalb Auftrag, über die Urſachen dieſes raſchen Verfalles Nachforſchungen anzuſtellen, und die ganze Schaar der Beamten, die ſeit Jahren an dem Ruine des höheren Unterrichts nach Kräften mitarbeitet, beeilte ſich dem Gebote ihres Chefs zu entſprechen. Die Herren ſtoppelten ohne ſonderliche Schwierigkeiten ein Elaborat zuſammen, das die Erklärung dieſer Urſachen geben ſoll, allein unſerer Anſicht nach bringt dieſes Elaborat nicht die geringſte Klarheit in die Sache, ſondern iſt ein von Wohl-

dienerei und Unverstand dictirtes Machwerk, welches blos die einzige Wahrheit enthält: daß die österreichischen Universitäten insgesammt ihrem Verfalle entgegengehen. Als Hauptursache für den Verfall der österreichischen Universitäten wird die häufige Ernennung tüchtiger Lehrkräfte zu Ministern genannt. „Sechs hervorragende Professoren wurden in den letzten Jahren hierdurch ihrem Lehrberufe entzogen," heißt es in dem Elaborat — allein das ist eben nichts Anderes, wie übel angebrachte Rücksicht gegen die zu Excellenzen beförderten Lehrer. Von allen Professoren, die ein Ministerportefeuille ihrem akademischen Wirken entzog, bedauert die Wissenschaft blos zwei: die Herren Glaser und Unger. Der Abgang der Uebrigen von der Universität — wir meinen die Herren Herbst, Hasner, Habietinek und Schäffle, der trotz seiner wissenschaftlichen Capacität den Studenten ungenießbar war — war sicherlich kein Nachtheil für die österreichischen Hochschulen. Wem „draußen im Reich" ist wohl etwas von der wissenschaftlichen Capacität eines Herbst bekannt, oder wer hat auch blos von der wissenschaftlichen Existenz des Herrn Habietinek eine Ahnung? Es ist eben devote Speichelleckerei österreichischer Bureaukraten, die solche Auslassungen dictirt. Wie kann auch ein gut gesinnter k. k. Beamter anders denken, wie daß der, den die geheiligte Person des Monarchen würdig hielt, das höchste Staatsamt zu verwalten, auch in der Wissenschaft ein Koryphäe sei!

Und „gut gesinnt", „wahrhaft österreichisch" sind die Verfasser des erwähnten Elaborats. Das beweisen sie bei Erörterung der Umstände, die den geringen Nachwuchs akademischer Lehrkräfte hervorrufen. Es sei unmöglich, heißt es in dem Elaborate ungefähr, junge Lehrkräfte aus dem Auslande nach Oesterreich zu berufen, da der k. k. habsburgische Patriotismus den in deutscher Jugend wurzelnden Tendenzen, die namentlich in den Candidaten für das akademische Lehrfach zum Ausdruck kommen, stricte entgegengesetzt ist. Man könne die österreichische Jugend, die für den deutschen Gedanken weit empfänglicher ist, wie für das, was man die österreichischen Staatsideen nennt, nicht der Gefahr aussetzen, solche subversive Ansichten zu hören, und um diese Gefahr radical zu bekämpfen, müsse man von jeder Berufung ausländischer Lehrkräfte absehen. Dieser monströse Gedanke wurde den Autoren des Elaborates durch mehrere Erlässe des Unterrichtsministers eingegeben. Dr. v. Stremayr hielt es für seine Pflicht, die Professorencollegien aufzufordern, blos österreichische Staatsbürger für erledigte Lehrkanzeln in Vorschlag zu bringen, und ertheilte sogar einzelnen dieser gelehrten Körperschaften herbe Rügen, weil sie es mit dem internationalen Geist der Wissenschaft nicht vereinbar hielten, einen österreichischen Ignoranten einer auswärtigen Capacität vorzuziehen. Sicherlich wird kein billig Denkender von der österreichischen Regierung verlangen, daß sie Feinde des österreichischen Staates mit der Heranbildung der

Jugend betraue, allein daß man Jeden, der nicht auf öſterreichiſchem Boden das Licht der Welt erblickte, vorweg einen Staatsfeind nennt, iſt eine jener ungeheuerlichen Sonderbarkeiten, wie ſie blos in dieſer alternden Monarchie möglich ſind.

Als eine weitere Haupturſache des Verfalles der öſterreichiſchen Univerſitäten führt die erwähnte Denkſchrift die unbezwingliche Concurrenz Deutſchlands in Bezug auf tüchtige und erprobte Lehrkräfte an. Die Durchſchnittsgehalte der Profeſſoren an deutſchen Hochſchulen ſeien derartig, daß Oeſterreich noch gar nicht daran denken könne, einen ernſtlichen Kampf zu wagen. Das iſt allerdings richtig: die Profeſſoren an den öſterreichiſchen Univerſitäten ſind ſo ſchlecht bezahlt, wie kaum irgendwo; nur in Italien, wo aber das Leben weit billiger iſt und das Geld deshalb einen viel größeren Werth beſitzt, trifft man ähnliche Gehalte. Allein die behauptete Unmöglichkeit, das zu ändern, kann ernſtlich beſtritten werden. Wenn es auch wahr iſt, daß Oeſterreich nicht über ſo große finanzielle Mittel verfügt wie Deutſchland, ſo wird doch Niemand behaupten, daß die Erhöhung des Univerſitätsbudgets um 200,000 Gulden pro Jahr die Finanzen des Kaiſerſtaates in nennenswerther Weiſe zu ſchädigen vermöchte. In Bezug auf militäriſche Rüſtungen verſucht Oeſterreich wenigſtens die Concurrenz mit Deutſchland, für Tänzerinnen und Sängerinnen hat es Geld genug, um mit der deutſchen Capitale wetteifern zu können — allein die Lehrer ſeiner Jugend anſtändig zu bezahlen iſt es nicht im Stande. Deshalb füllt auch eine erſchreckende Mittelmäßigkeit die Lehrkanzeln der öſterreichiſchen Univerſitäten recht und ſchlecht — ſo gut es eben gehen will — aus, und kaum Wien, das doch einſt eine der hervorragendſten deutſchen Hochſchulen beherbergte, macht eine Ausnahme. Die berühmte mediciniſche Facultät der Wiener Univerſität hat ihren beſtechenden Glanz verloren, ſeit Oppolzer das Zeitliche geſegnet, Skoda und Hyrtl ſich vom Lehrfache zurückgezogen und Rokitansky alt geworden. Die juriſtiſche Facultät beſitzt mit Ausnahme von Wahlberg und Exner keine in weiteren Kreiſen bekannte Perſönlichkeit und die philoſophiſche vegetirt mehr als ſie lebt. Und doch lehren tüchtige Kräfte, ja Kräfte erſten Ranges, die früher in Oeſterreich lebten, an auswärtigen Univerſitäten. Man hat dieſen eben durch miniſterielle Nergeleien den Aufenthalt in Oeſterreich verleidet, und da ſind wir bei dem Punkte angelangt, der unſerer Anſicht nach die öſterreichiſche Univerſitätsmiſere in erſter Linie veranlaßt.

Die miniſterielle Denkſchrift, welche wir zum Ausgangspunkt unſerer Betrachtungen gemacht haben, weiß begreiflicherweiſe hiervon Nichts zu erzählen, allein die Thatſachen ſprechen deshalb um ſo lauter. So Manchem werden noch die ſtürmiſchen Scenen, die das laufende Schuljahr einleiteten, im Gedächtniß ſein; wenn auch nicht ſo ſtürmiſch, kommen ähnliche Reibungen

zwischen Universität und Ministerium fast täglich vor. Das Unterrichtsministerium übt eine Art Bevormundung über die angeblich autonome Universität aus, die geradezu unglaublich ist. Die unbedeutendsten Kleinigkeiten müssen der Entscheidung des Ministeriums anheimgegeben werden, und wenn auch dieses in der Regel das Gutachten der Facultät verlangt, kehrt es sich doch nicht im mindesten daran. Gesuche um Dispens von einem Collegium — in Oesterreich herrscht noch immer der längst verurtheilte Collegienzwang — müssen beispielsweise an das Unterrichtsministerium geleitet werden, wo sie dann in der Regel abgewiesen werden, trotz der eingehendsten Befürwortung des Decanats. Das Ministerium glaubt seiner Autorität etwas zu vergeben, wenn es Vorstellungen der akademischen Behörde über seine eigenen Entscheidungen stellte; es ist ihm nicht darum zu thun, wissenschaftlich gebildete Leute von der Universität zu entlassen — sondern es glaubt, wie der Rector Magnificus der Wiener Universität, Herr Wahlberg zutreffend ausführte, es sei zweckmäßiger für das Staatswohl „castrirte Geschäftsseelen zu dressiren". Die Professoren werden von dem ersten besten Hofsecretär im Unterrichtsministerium wie Schuljungen behandelt, und begreiflicherweise läßt sich das ein Mann, der anderwärts ein gutes Fortkommen findet, nicht gefallen. Jeder Bureauchef im Unterrichtsministerium gerirt sich als Vorgesetzter des Rectors wie des Senats und glaubt ein Recht zu haben, nach souveräner Willkür zu schalten und zu walten. Am buntesten treiben es die sogenannten Universitätsreferenten, die mit den akademischen Behörden direct zu verkehren haben. Diesen obliegt die Prüfung der Eingaben des Professorencollegiums und man sollte deshalb meinen, daß die Regierung bei Auswahl derselben vorsichtig zu Werke gehen würde. Allein die Ungeschicklichkeit in der Auswahl der Beamten scheint im Unterrichtsministerium zu culminiren. Man hat entweder ganz unbedeutende Männer mit dem Referate über die Universitätsangelegenheiten betraut, oder Männer, die trotz ihres glänzenden Namens für dieses Amt durchaus ungeeignet erscheinen, wie beispielsweise die bekannte medicinische Autorität Rokitansky. Herr Professor Rokitansky wußte es als Hofrath im Unterrichtsministerium zu hintertreiben, daß eine nennenswerthe Kraft als sein Concurrenzlehrer nach Wien berufen werde und in der That ist auch derjenige Professor, der das gleiche Fach mit Rokitansky docirt, eine solche Unbedeutendheit, daß er Mühe hat, ein Collegium von drei Hörern zu Stande zu bringen. Die anderen Referenten sind nicht besser, und wenn sie auch nicht gegen die Berufung von hervorragenden Kräften agitiren, machen sie doch nicht wenigen tüchtigen Lehrern das Verbleiben in Oesterreich unmöglich. So wurden Jhering, Schulte und Oscar Schmidt in der jüngsten Zeit aus Oesterreich förmlich hinausgedrängt, wenn man sich auch, als es zu spät war, Mühe gab, Vieles ungeschehen zu machen. Der Minister selbst ist in der Regel bei all

dieſen Angelegenheiten nicht betheiligt, allein ſie ſind ihm wohl bekannt, ohne daß er es für nöthig hielte, einzuſchreiten. Was den gegenwärtigen Miniſter Herrn v. Stremayr anbelangt, ſo beſitzt er wohl den beſten Willen, allein es fehlt ihm an Muth und Energie; aus Furcht nach irgend einer Seite hinanzuſtoßen, läßt er Alles beim Alten. Die moraliſche Kraft den Krieg im eigenen Hauſe mit ſeiner verknöcherten Bureaukratie anzufangen, fehlt ihm, und das iſt vor allem nöthig, ſollen die öſterreichiſchen Univerſitäten reformirt werden. Beſchränkte Reformen, wie ſie an der juriſtiſchen Facultät namentlich durch Einführung der Seminarien ꝛc. in Scene geſetzt werden, können Nichts nützen, ſo löblich ſie auch ſein mögen, denn nur durch Lockerung der Abhängigkeit der Univerſität vom Miniſterium kann es gelingen tüchtige Kräfte nach Oeſterreich zu bringen — und das thut den k. k. Univerſitäten vor allem Noth.

Dann erſt, wenn die Zuſtände im Unterrichtsminiſterium eine radicale Aenderung erfahren, wenn die läſtige Abhängigkeit der Profeſſoren von den höheren Schreibern des Miniſteriums aufgehoben, oder doch gemildert iſt — darf man an die Gewinnung tüchtiger Lehrkräfte denken. Freilich darf man auch dann nicht auf ſofortige Beſſerung hoffen; es gilt noch ſo manche Uebelſtände und Vorurtheile zu beſeitigen, die nicht blos die Lehrer, ſondern auch die Schüler drücken, denn das Gedeihen und Blühen einer Univerſität iſt geradezu undenkbar, wenn nicht die Schüler in derſelben die geliebte alma mater erblicken. Davon ſind aber die Hörer der öſterreichiſchen Univerſitäten gegenwärtig weit entfernt; ſie erblicken vielmehr in der Hochſchule eine Art Zwangsanſtalt, in der ſie nach einem fünfzig Jahre alten Recepte gedrillt werden. Die Studienordnung, welche die Lernfreiheit, dieſen oberſten Grundſatz der deutſchen Univerſitäten vollſtändig ignorirt, hat das zum größten Theile zu verantworten. Die Studienordnung macht den Erfolg des ganzen Studiums von dem Beſuche einer großen Zahl übel gewählter Collegien abhängig, zwingt den Studirenden eine beſtimmte Stundenzahl pro Semeſter anzumelden und ſieht überhaupt dem Reglement einer Kaſerne weit ähnlicher, wie dem Geſetze einer Hochſchule. Allein deshalb ſcheint man auch maßgebenden Ortes gewillt, ſie nicht fallen zu laſſen. Wenigſtens werden alle Agitationen gegen den Studienzwang mit eiſerner Strenge unterdrückt, bevor ſie ſich noch entwickeln konnten. Die Studienordnung paßt eben in das ganze Syſtem, wodurch die Univerſität ihrem wahren Zwecke, eine Stätte der Wiſſenſchaft zu ſein, entrückt wird, und trägt das Ihre zur Uniformirung des Geiſtes, die an den k. k. Hochſchulen zum Ideale erhoben ſcheint, bei.

Es iſt freilich wenig Ausſicht vorhanden, daß man den angedeuteten Weg, der allein Beſſerung bringen kann, betreten werde, ſelbſt wenn Herr v. Stremayr gezwungen wäre, das Unterrichtsporteſeuille niederzulegen. Von den für das Unterrichtsminiſterium möglichen Candidaten denkt Niemand an

eine Reform der Univerſitätsverhältniſſe; — alle bleiben bei der Mittelſchule, die gegenwärtig bei weitem nicht ſo reformbedürftig iſt, ſtehen, und wenn ſie überhaupt an die Univerſität denken, glauben ſie durch Erhöhung des Budgets um einige Tauſend Gulden Wunder zu leiſten. So gehen die öſterreichiſchen Univerſitäten hoffnungslos ihrem Verfalle entgegen; einzelne nehmen wohl, dank den Säulen, die aus verfloſſenen Tagen in die Gegenwart hereinragen, noch immerhin einen achtungswerthen Rang in der Familie der deutſchen Hochſchulen ein — allein wir fürchten ſehr, daß die wiſſenſchaftliche Bedeutung der Univerſitäten Prag und Wien in Zukunft blos der Geſchichte angehören werde.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Neues vom Kirchenconflict. Kriegsgerüchte. Literariſche Sammlung. — Seit einigen Tagen gehen die Wogen des „Culturkampfes" ſo hoch, wie noch nie. Was die Regierung von weiteren Maßregeln gegen die hochwürdigſte Unbotmäßigkeit geplant und beſchloſſen worüber ſich die ſcharfſinnigſten Politiker und Journaliſten mit mehr oder weniger Erfolg den Kopf zerbrochen, das iſt jetzt plötzlich ans Tageslicht getreten. Die Eingabe der Biſchöfe an den Kaiſer, die Frucht der Fuldaer Conferenz, ein Schriftſtück voll der offenbarſten Unwahrheiten, Heucheleien und Anmaßungen, hat, wie man zu ſagen pflegt, dem Faſſe den Boden ausgeſchlagen. Die Biſchöfe haben von Seiten des Staatsminiſteriums eine Abfertigung erhalten, die an Deutlichkeit und Entſchiedenheit nichts zu wünſchen übrig läßt und in der großen Reihe glänzender Actenſtücke, die aus der Amtsverwaltung des Fürſten Bismarck entſprungen ſind, einen hervorragenden Platz einnimmt.

Doch „der Worte ſind genug gewechſelt", meinte neulich der Cultusminiſter im Abgeordnetenhauſe, und dieſem zeitgemäßen Citat entſprechend ſind denn auch ſofort weitere Thaten in Geſtalt zweier neuer Geſetzvorlagen erfolgt. Die erſte enthält nichts Geringeres als die Aufhebung der ſämmtlichen Artikel der Verfaſſung, auf welchen das Verhältniß der Kirchen zum Staat beruhte. Es ſind dieſelben Paragraphen, auf welche vor zwei Jahren ein neuer Flicken geſetzt wurde, um ihre Fadenſcheinigkeit zu verdecken. Allein das genügte nicht, um dem Mißbrauch zu wehren, der fortdauernd mit den vagen und vieldeutigen Sätzen von der Selbſtändigkeit der Kirchen, der eigenen Verwaltung ihrer Angelegenheiten u. dgl. getrieben wurde. Da iſt es nun ein kühner und, wie uns ſcheint, recht zeitgemäßer Entſchluß, dieſe unbeſtimmten Phraſen, unter denen ſich in der Praxis Jeder etwas anderes denkt, mit einem

Schlage aus der Welt zu schaffen und dann auf der tabula rasa concrete und unzweideutige gesetzliche Bestimmungen aufzubauen, damit nicht immer bei jedem legislatorischen Act auf dem Gebiete, das der Papst und die Bischöfe als kirchlich zu betrachten belieben, das Geschrei ertöne, die Verfassung sei verletzt. Wie die schöne freie Fläche, welche auf diese Weise entsteht, durch Specialgesetze ausgebaut werden wird, ist der Zukunft anheimgestellt; einstweilen sollen nur die Hindernisse weggeräumt werden, welche der freien gesetzgeberischen Thätigkeit im Wege standen.

Die zweite Vorlage, welche die Regierung in Bereitschaft hat, ist ein Gesetz über Orden und Congregationen, welches diese krankhafte Verirrung des menschlichen Geselligkeitstriebes sehr einfach und zweckmäßig in der Weise regelt, daß das ganze Unwesen radical unterdrückt wird. Binnen sechs Monaten werden sämmtliche geistliche Gesellschaften aufgelöst, höchstens ein paar harmlose Krankenpflegervereine ausgenommen; aus den Gütern der aufgehobenen Klöster und Orden werden die bisherigen Mitglieder zum Lohn für ihre vergangenen Verdienste lebenslänglich pensionirt, der Rest wird anderweitig nutzbringend verwendet. Ueber die Wohlthat eines solchen Gesetzes braucht man kein Wort zu verlieren. Die Statistik mehrerer deutscher Staaten hat neuerdings ihre unerbittliche Zählkunst in wohlwollender Fürsorge für die öffentliche Moral und Sanität auch auf das Klosterwesen erstreckt und wahrhaft haarsträubende Resultate zu Tage gefördert. Eine sehr mäßige Berechnung ergiebt, daß zur Zeit 2,588 Mönche und 16,846 Nonnen, zusammen also 19,434 Ordensmitglieder oder fast ein Armeecorps und zwar der streitbarsten Miliz des Papstes in Deutschland sich befindet, und daß seit fünfzig Jahren diese Gesellschaften in anhaltender rapider Zunahme, um wenigstens drei Viertel des früheren Bestandes, begriffen sind. Und da rede noch Einer von Zeitgeist, Fortschritt, Aufklärung und anderen beliebten Schlagwörtern! Es ist in der That dringend Zeit, daß man gegen dieses Unwesen einschreite, wie gegen Rebläuse, Coloradokäfer und andere Reichsfeinde.

Auch sonst war die verflossene Woche reich an politischer Aufregung. Der Horizont wurde plötzlich wieder einmal von verschiedenen Seiten als schwarzbewölkt und gewitterschwanger dargestellt; officiöse Alarmsignale schrillten durch die Blätter, und es war kein Zweifel, daß man an maßgebenden Stellen die Situation für äußerst ernst, den Frieden für höchst bedroht ansah. Daß man in Frankreich mit fieberhafter Hast an der Herstellung der Armee arbeitet, ist ja kein Geheimniß; nun aber sollten plötzlich auch in der Gondel, welche die beiden fürstlichen Erbfeinde von Oesterreich und Italien einträchtig auf dem Canal grande von Venedig spazieren fuhr, gefährliche deutschfeindliche Ränke gesponnen worden sein, und wirklich gab die Thatsache, daß erst der deutsche Kaiser, dann auch der Kronprinz, der letztere wenigstens

in officieller Eigenschaft, den Besuch bei dem König Victor Emanuel plötzlich aufgaben, allerlei zu denken, und eine augenblickliche Verstimmung in den höchsten Regionen schien kaum zu bestreiten. In dem trüben Wasser plätscherten dann die gewerbsmäßigen Schwarzseher und Conjecturalpolitiker und die privaten Kannegießer mit Wollust umher; die Börse machte wieder ein paar verzweifelte Sätze, als wollte sie den letzten Seufzer aushauchen, und es war auf einmal in Aller Munde daß eine große südeuropäische Coalition, bestehend aus Frankreich, Italien und Oesterreich, gegen Deutschland sich bilde und demnächst unter der segnenden Hand des heiligen Vaters der Weltkrieg losgehen werde. Ich bin nun einmal gewohnheitsmäßig dem Laster des Optimismus in politischen Dingen ergeben, und harmlos genug, in die Ehrlichkeit der österreichischen und die Festigkeit der italienischen Staatskunst unter Umständen Vertrauen zu setzen, und darum lebe ich der Hoffnung, daß das besorgnißerregende Geschrei für diesmal noch stark übertrieben gewesen. Die große Nation an der Seine ist noch nicht mit ihren Rüstungen fertig, in der Hofburg zu Wien und dem Quirinal zu Rom aber wird man sich, was immer für böse Neigungen im tiefsten Herzensgrunde schlummern mögen, zur entscheidenden Stunde doch besinnen, das mühsam zusammen gehaltene Reich und die schwer errungene Einheit ohne genügenden Preis des Wagnisses aufs Spiel zu setzen. Freilich, unberechenbar und zufällig ist Alles auf dieser Welt, am meisten aber die hohe Politik, und Gott allein weiß es, unter welcher Constellation der kränkelnde Weltfrieden endlich einmal zusammenbricht. Glücklicherweise sind wir ja auch in Vertrauensseligkeit keineswegs mehr so befangen, daß uns ein Ungewitter überraschen und verwirren könnte. Die Hand am Gewehr, wie es nun einmal die natürliche Position des waffenstarrenden Europa ist, können wir den Ereignissen ruhig ins Auge blicken.

Da wir gerade vom Krieg sprachen, so sei hier eine außerordentlich interessante Erinnerung an den letzten Feldzug erwähnt: es ist die Sammlung von literarischen und bildlichen Darstellungen aus dem deutsch-französischen Krieg. Gleich im Beginne der großen Zeit auf specielle Veranlassung des Kaisers angefangen, ist die Sammlung mit größter Mühe und Sorgfalt zu einem seltenen Grade der Vollständigkeit geführt und jetzt als werthvolles und anziehendes zeitgeschichtliches Material zur allgemeinen Besichtigung und Benutzung der königlichen Bibliothek einverleibt worden. Was nur immer in irgend einer Form über den Krieg geschrieben oder bildlich dargestellt wurde, von Deutschen und Fremden, ist hier als ein lebensfrisches Denkmal, ein naturgetreues Abbild der großen Tage und ihrer Stimmungen und Bewegungen vereinigt. Da finden wir zuerst das reiche Fach der eigentlichen wissenschaftlichen Kriegsgeschichte, allgemeine Werke und zahllose Monographien über einzelne Ereignisse oder Truppentheile; als Curiosa begegnen uns darunter Schriften

in türkiſcher, arabiſcher, ſelbſt eine in japaneſiſcher Sprache, mit wunderlichen Bildern geziert. An die Kriegsgeſchichte ſchließen ſich die techniſchen Werke, über die Tactik der verſchiedenen Waffengattungen, über Feldeiſenbahn- und Telegraphenweſen, über Krankenpflege, Genfer Convention, Lazarethe, Verpflegungsweſen, Feldſeelſorge u. drgl. Dann folgen die officiellen Actenſtücke, Proclamationen, Depeſchen, Verordnungen, von franzöſiſcher und deutſcher Seite. Eine eigene Abtheilung iſt der Sieges- und Friedensfeier gewidmet, eine andere trägt die Ueberſchrift „Elſaß-Lothringen" und enthält das vollſtändige auf die Reichslande bezügliche Material hiſtoriſchen, geographiſchen, ethnographiſchen Inhalts. Ein weiterer Theil handelt von „Kaiſer und Reich" und umfaßt die Literatur über unſere Herrſcherfamilie und die Gründung des deutſchen Staates. Es folgen Biographien, Memoiren, Tagebücher, politiſche Broſchüren, Romane, Gedichte, Dramen, Satiren, Zeitungen, die leichteren und doch überaus charakteriſtiſchen Documente der Kriegsliteratur. Unter den Zeitungen nehmen vorzugsweiſe die im großen Hauptquartier, oft mit viel Mühe und auf weiten Umwegen, zuſammengebrachten und dort zur politiſchen, theilweiſe auch militäriſchen Information benutzten unſer Intereſſe in Anſpruch. Rothe Striche bezeichnen die Stellen, die allmorgenlich dem Kaiſer vorgeleſen wurden. Weiter begegnet uns eine unendliche Reihe ſatiriſcher Flugſchriften, humoriſtiſcher oder ſarkaſtiſcher Illuſtrationen, vom einfachen Bilderbogen bis zur Photographie und zum kunſtvollen Stich. Die deutſche Satire zeigt ſich dabei durchweg gutmüthig und harmlos, nach der Weiſe des typiſchen Helden des damaligen Kriegshumors, des Füſiliers Kutſchke, während die komiſche Muſe der Franzoſen nicht ſelten ein verzerrtes Antlitz von ſchneidender Bitterkeit und wilder Leidenſchaft darbietet, ſowohl in ihren feindſeligen Ergüſſen gegen Deutſchland, als in ihren Angriffen auf die inneren Gegner, die wechſelnden Machthaber, Napoleon, Gambetta, die Commune; manches aus dieſer Straßenilluſtration athmet einen geradezu fanatiſchen Haß. Die Sammlung dieſer raſchverwehten Producte des Moments iſt außerordentlich verdienſtlich und anziehend und die ſpätere Geſchichtsſchreibung wird aus dem gut durchgeführten Gedanken reiche Belehrung und Anregung ſchöpfen. D.

Literatur.

Alſatia 1873—1874. Von Auguſt Stöber. — Es ſieht ſo hausbacken aus, wenn man einem verdienſtvollen Forſcher und Literaten vor allem andern den Fleiß nachrühmt, und noch hausbackener klingt es wenn dieſer Forſcher überdies ein Dichter, und zwar von den beſſern, iſt. Glauben doch

viele Leute auf Platens bekannte Worte schwören zu müssen, und geben nicht zu, daß der nämliche Mann „Morgens zur Canzlei mit Acten, Abends auf den Helikon" gehen könne.

Und dennoch ist es so bei unserm ehrwürdigen Freund, August Stöber, und dennoch wüßte ich nicht, mit welchem schöneren Lob ich diesen neuen Band seiner „Alsatia" begrüßen sollte, als mit demjenigen, das ich dem unermüdlichen Fleiß dieses unseres elsäßischen Dichters und Alterthumsforschers zollte. Ob man sich aber wohl einen richtigen Begriff macht von der Thätigkeit dieses Mannes? Und ob es viele giebt, im Elsaß selbst, welche diese in doppelter Strömung sich bewegende Thätigkeit zu würdigen verstehen? Als Archivar der Stadt Mülhausen steht ihm das Feld der Vergangenheit offen, und keiner versteht es wohl besser als dieser Dichter sich auf diesem Feld als aller Wege Kundiger zu bewegen, neue oder verlorne Spuren aufzufinden, Altes oder Vergessenes der Neuzeit wieder vor Augen zu führen und aus dem Staube der Archive wundervolle, frischgrünende und helleuchtende Blüthen und Früchte hervorzuzaubern. Man durchblättere nur die sieben dicken Bände dieser „Alsatia," und frage sich dann, wo ein innigeres Zusammenleben mit all unserer Vergangenheit und ein helleres Verständniß unserer Geschichte zu finden sei. Was aus allen diesen historischen und literarischen Werken hervorsieht, was ihnen übrigens auch jenen eigenen Reiz verleiht, das ist die tiefe, reine und so überaus kräftige und gesunde Liebe des Dichters und Forschers für sein engeres Mutterland, das Elsaß — ein Gefühl das vielen unter uns, zwischen Rhein und Vogesen, abhanden gekommen, bei vielen andern verworren schlummert, dessen Bedeutung aber diejenigen besonders zu würdigen verstehen, welche es versuchten nach den 1870er Ereignißen sich davon loszusagen, und in dem schweren innern Scheidungskampfe dem ehemaligen großen Vaterlande — nicht dem kleineren Mutterlande, zuvörderst die Treue bewahren zu müssen glaubten, welche aber zurückkehrten in dieses Mutterland, zum Herd und zu den Gräbern der Väter, und vor dessen innerem Auge die Liebe zum Elsaß, gerade inmitten jenes Fremdlebens, sich wiederum entfaltete und, mit überwuchernder Kraft, Gemüth, Geist und Verstand des Entflohenen erfüllend, diesen zurückführte in das Heimathland. Für diesen letzteren mag auch wohl zu den Werken unserer alsatischen Dichter und Denker eine gar besondere Anziehungskraft bestehen, und ihm auch mögen diese Schätze der alten heimischen Sage und Geschichte in besonders traulichem und anheimelndem Lichte vorschimmern.

Was alles in diesem neueren Bande der „Alsatia" steht, kann hier in diesem enggemessenen Raume nicht gesagt werden. Ueber Verbot des Tabakrauchens im 17. und 18. Jahrhundert, über verlorne Heilquellen, über strenge und warme Winter, über Schöpflins Familiengeschichte, über den Straßburger Münster, elsäßische Sprichwörter, Bundschuh im Elsaß, alte Reichssteuer, dann

bisher ungekannte von verschiedenen elsäßischen Forschern wiedergebrachte Chroniken, unter andern die Imlinsche Straßburger Familienchronik von 1500—1591, Wiedererbauung der Mauern und Thore Zaberns im 17. Jahrhundert, Hexengericht, Bauernkrieg, älteste Feuerordnung von Mülhausen vom Jahre 1449, Briefe von Pfeffel, alte Gedichte u. s. w. Das Verzeichniß wäre lang, sollte es ohne Lücken hier mitgetheilt werden. Unter diesen verschiedenen Capiteln dieses Buches stehen Namen die einen guten Klang haben im Elsaß und auch anderswo, Ignaz Chauffour, Rechtsgelehrter in Colmar, Dr. Rudolph Reuß, Stadtbibliothekar von Straßburg, Karl Schmidt, Professor an der Universität in Straßburg, X. Moßmann, Archivar in Colmar, Julian See, Julius Rathgeber, N. Ehrsam, Ingold, Dagobert Fischer, — auch benachbarte Schweizer haben mitgeholfen dieses elsäßische Werk aufzurichten, und wahrlich hatten sie ein Recht dazu, denn der Name des Dr. G. Bischoff von Basel, des eidgenössischen Mitarbeiters der „Alsatia," ist ja der eines der drei wohlbekannten Schweizer Delegirten, welche im Jahre 1870 in das belagerte Straßburg einzogen, um Frauen und Kinder abzuholen. s—.

Allerhand Ungezogenheiten von Oskar Blumenthal. Leipzig, F. J. Günther. — Wir wissen nicht ob unsere Vermuthung richtig ist, daß die gebotenen „Ungezogenheiten" schon einmal im Feuilleton Verwendung gefunden haben und nun zu höherer Fructificirung des darin angelegten geistigen Capitals zu einem Buche zusammengethan worden sind. Jedenfalls finden wir, daß das Feuilleton allein der geeignete Platz für diese Art von Kritik, Satire und Lebensweisheit ist. Das gilt vom Inhalt, der keinen bleibenden Werth hat, — die Sentenzen haben zum Theil gar keinen —, das gilt auch von der Form. Es unterhält uns fast durchweg der am Ende des Buches vom Verfasser verherrlichte „anmuthige Feuilletonist, der eines fidelen Tones, einer unbefangenen Laune sich befleißigt", dabei aber doch (glaubt's dem Verfasser!) sehr tief, sehr gedankenreich, sehr witzig und kunstreich ist. Nun, jeder Krämer lobt seine Waare! Er verkauft sie wohl auch unter einem Namen, den sie nicht verdient. Witz, Spott, Grobheit, Hohn sind Waffen, die Kritik und Satire gebrauchen dürfen oder auch müssen, wo sie es zu thun haben mit Eitelkeit, Anmaßung, Verblendung, Unverschämtheit — ungezogen ist nur der, der diese Waffen am unrechten Platze braucht. Das kann man vom Verfasser nicht sagen. Das Buch bietet also nicht, was der Titel verspricht. Soll er die vielen, die an Ungezogenheiten Freude finden, locken, daß sie kaufen sollen? — a —

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 16. April 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Die katholiſche Preſſe.

Von Lothar Seuffert.

Es iſt intereſſant, von Zeit zu Zeit einen forſchenden Blick in die Arſenale der Gegner zu werfen, zumal wenn dieſelben in raſch fortſchreitendem Wachsthume begriffen ſind. Unter dem Rüſtzeuge der ultramontanen Partei ragt als eines der gefährlichſten eine Preßorganiſation hervor, wie ſie einheitlicher und zuſammenwirkender kaum zu denken iſt. Mögen auch hier und da zwiſchen gewiſſen für die auf niedrigſter Bildungsſtufe ſtehenden oberländiſchen Bauern ſchreibenden bayeriſchen Organen und ihren im vornehmeren Gewande einherſchreitenden norddeutſchen Genoſſen kleine Mißhelligkeiten über formale Geſchäftsbehandlung beſtehen, im Großen und Ganzen herrſcht ein Geiſt und ein Grundgedanke, der der bitteren giftſpeienden Feindſchaft gegen das deutſche Reich unter preußiſcher Führung. Nicht mit Anregungen zur Religiöſität, zur Sittlichkeit, zur Pflichterfüllung gegen Geſetz und Obrigkeit, zur gegenſeitigen Unterordnung unter die allgemeinen Intereſſen füllen dieſe Organe der Prieſter der Friedensreligion ihre Spalten, ſondern bald mit grellen Wuthausbrüchen, bald mit kleinlich biſſigen Nergeleien rufen ſie zum Streite und abermals zum Streite. An der Hand des Prieſters, der immer noch mächtigſten, wenn nicht einzigen, Autorität in der kleinen Gemeinde, bringen ſie in Kreiſe ein, denen, wenn nicht die Fähigkeit zum Denken, ſo doch deſſen Uebung fehlt, und bewirken dort mit um ſo leichterer Mühe, als ihnen keinerlei Gegenwirkung im Wege ſteht, eine in der Regel gutgläubige Exultation gegen alles, was vom Reiche ausgeht und mit dem Reiche zuſammenhängt — mag es neue Münze oder Civilehe heißen.

Seitens der Centrumspartei iſt im Reichstage ſchon mehrmals behauptet worden, daß eine Preßorganiſation mit gemeinſamer Leitung nicht beſtehe, und daß die Partei, da ſie nicht im Stande ſei, auf die Haltung der Preſſe einen dämpfenden Einfluß zu üben, für deren zeitweilige Exceſſe auch nicht verantwortlich gemacht werden könne. Das ſcheint formale Wahrheit in dem Sinne zu ſein, daß eine centrale, die Geſammtheit der Preßorgane beaufſichtigende und beherrſchende, in wenigen Perſönlichkeiten verkörperte Direction nicht exiſtirt. Daß aber eine in der Regel von der nächſtliegenden Kirchenbehörde ausgeübte Beaufſichtigung und Inſpiration der ultramontanen Preſſe und

hierdurch eine mit der einheitlichen Leitung der Kirchenbehörden zusammenfallende Centralisation bestehe, kann derjenige nicht bestreiten, der sich die Mühe nimmt, wenn auch nur kurze Zeit lang, den Gedankengang der in räumlich weitgetrennten Provinzen erscheinenden ultramontanen Blätter zu verfolgen.

Blicken wir zuerst auf das Verhalten der ultramontanen Presse gegenüber unseren inneren Angelegenheiten, so ist es vor Allem bemerkenswerth, wie das Zustandekommen der deutschen Einheit von dieser Seite geschildert und behandelt wird. Der „brudermörderische" Krieg vom Jahre 1866, durch welchen der Hort der deutschen Kraft das reiche und herrliche Oesterreich aus dem Bunde hinausgeworfen wurde, ist die verderbliche Kraft gewesen, welche Deutschland durch Vernichtung des machtvollen deutschen Bundes zerstückelt und zerrissen hat. Im deutschen Bunde geeint stand Deutschland „das Siebzig-Millionenreich" kraftvoll da als die Europa den Frieden dictirende Vormacht, ohne daß es so maßlosen Aufwandes an Gut und Blut für Herstellung einer entsprechenden Militärmacht bedurft hätte. Preußen ist es gewesen, das als der ewige Störefried sich dem Bunde nie fügen wollte, und das sich endlich demselben gewaltsam entzog, indem es Oesterreich unter Verrath an Deutschlands wahren Interessen den Krieg ankündete. In Süddeutschland wird etwa noch hinzu gesetzt, daß die Preußen dies thaten, weil sie im eigenen Lande nichts mehr zu essen fanden und darum fremdes, reicheres Gebiet annectiren wollten. Der Krieg selbst ist für Preußen nicht gewonnen worden durch Tapferkeit der Truppen und Geschicklichkeit in der Kriegsführung, sondern durch schmählichen Verrath an allen Ecken und Enden. Das Bündniß mit den italienischen Banditen, die es übernahmen, nach Bravoart Oesterreich den Stoß ins Herz zu geben; die Vereinigung mit den revolutionären Elementen in Ungarn und Galizien, die, im Rücken Oesterreichs thätig, dessen Action gegen Preußen vollständig lahm legten, endlich die Verrätherei gewisser süddeutscher Heerführer, die, von Preußen bestochen und nachträglich durch hohe militärische Ehren gelohnt, nur einen Scheinkrieg gegen Preußen führten, das waren die Mittel, durch welche der Sieg der preußischen Sache, theuer genug für den preußischen Steuerzahler, erkauft wurde. Durch den Krieg ist es Preußen, da Frankreich leider nicht gerüstet war, gelungen, seinen Heißhunger nach deutschem Gebiete durch Entthronung und Verjagung gerade der edelsten und besten Fürsten Deutschlands, wenn auch nur für eine kurze Zeit, zu befriedigen. Die Bevölkerung der annectirten Provinzen, welche in alter Liebe und Treue an ihren angestammten, jetzt im Exil darbenden Fürsten festhielt, wurde militärisch und bureaukratisch gemaßregelt und alle freien Willensäußerungen gewaltsam zum Schweigen gebracht. Durch Hilfe von bestochenen Ministern, Volksvertretern und mit preußischem Gelde bezahlten Blättern gelang es, den süddeutschen Staaten zwei Ketten um den gebeugten Hals zu

werfen, den Zollverein und das Schutz- und Trutzbündniß, durch welche Ketten diese Staaten der preußischen Oberherrlichkeit und Willkür, wie Sclaven, unterthänig wurden. Noch wäre es möglich gewesen, mit Hülfe Frankreichs sich dem preußischen Joche zu entwinden, wenn es nicht Bismarck gelungen wäre, durch Anbieten von deutschen Landestheilen den Kaiser Napoleon hinzuhalten. Dieses Anerbieten beweist zugleich, daß es dem herrschsüchtigen Fürsten nur um Ausdehnung der preußischen Macht, nicht um Deutschlands Wohl oder Wehe zu thun ist, und daß er eine Mehrung Preußens auch um den Preis deutschen Gebietes nicht zu theuer zu erkaufen glaubte. Oesterreich selbst wurde lahm gelegt, indem man dem Lande der Glaubenstreue einen Protestanten, den Grafen Beust, als Kanzler aufdrängte, der, vielleicht gegen seine Absicht, aber getrieben von dem Teufel des Liberalismus, die alten Stützen des österreichischen Staates, die staatliche und religiöse Einheit untergraben, indem er dem Lande unter freventlichem Bruche beschworner Verträge die Staatsreligion genommen, zugleich auch die Theilung Oesterreichs in zwei Hälften bewirkt und damit beide Hälften einem fluctuirenden Constitutionalismus preisgegeben hat. Im Jahre 1870 hat dann Preußen, nach weiterer Vergrößerung seiner Gebiete dürstend, das geduldige, durch Bismarcks Schwänke schon über Gebühr gereizte Frankreich durch die hohenzollerische Candidatur für den spanischen Königsthron zum Losschlagen gezwungen, hat dann auf Grund schon längst gegen den friedlichen Nachbarn listig bereitgehaltener Kriegspläne die Franzosen besiegt, aber statt sich an dem Siege genügen zu lassen, das Land brutal verwüstet und endlich durch Losreißen von Elsaß-Lothringen ein Schmerzenskind geschaffen, dem seine katholische Religion entrissen und das mit Gewalt germanisirt werden soll. Das deutsche Reich ist dann aufgerichtet worden auf Grund eines Bündnisses der preußischen Regierung mit den Freimaurern, denen man als Preis für ihre mächtige Unterstützung die Unterdrückung der katholischen Religion versprochen hat und entrichtet.

Anlangend die innere Politik des Reiches, so ist dieselbe seit den paar Jahren seines auf die Dauer unhaltbaren Bestandes der Inbegriff aller Schlechtigkeit. Glaubenstreue Priester werden verfolgt, in das Gefängniß gesetzt und aus ihrer Heimath verbannt. Alle Katholiken werden aus den einflußreichsten Aemtern entfernt. Die Ausübung der katholischen Religion soll nach und nach unterdrückt werden, indem man durch Schließung und Einschränkung der katholischen Bildungsanstalten den Nachwuchs katholischer Geistlicher abschneidet. Eine ketzerische von der Kirche unter den nichtigsten Vorwänden abgefallene Secte, deren Entstehung auf den verblendeten Hochmuth einiger von Gelehrtendünkel aufgeblähten Professoren zurückzuführen ist, wird vom Reiche möglichst begünstigt; ihr werden Kirchen und Kirchenver-

mögen eingeräumt, die der katholischen Gemeinde geraubt sind. Die Einführung der Civilehe vollends bedeutet die Lockerung aller sittlichen Bande und die gesetzliche Sanction des Concubinats.

Ein Alles aufzehrender, Wohlstand und Bürgerthum vernichtender Militarismus ist die schwache Stütze, an der sich das Reich festzuhalten sucht. Maßlos sind dessen Ansprüche an den Geldbeutel der Steuerzahler und die Körperkraft der Bürger. Das Militär hat die ungeheure, Frankreich abgepreßte, Kriegsentschädigung verschlungen, und immer wieder sind neue Ausgaben nöthig, um die von allen Seiten gehaßte preußische Macht zu sichern. Das Landsturmgesetz greift hochbejahrte Männer aus dem Kreise der Familie auf, um auch sie dem blutdürstigen Moloch zu opfern.

Dabei wird die Presse, soweit sie nicht im Solde des Reichskanzlers steht, von der Regierung auf das Kleinlichste verfolgt und vermittels eines illiberalen Preßgesetzes niedergehalten, das Vereinsleben aber soweit als möglich zurückgedrängt.

Gegen die socialistischen Umtriebe hat diese katholische Presse kein tadelndes Wort; im Gegentheil mit Vorliebe druckt sie socialistisch gefärbte Artikel ab, so lang diese keine Angriffe gegen das Christenthum enthalten; verweist häufig auf die traurige Lage der unteren Classen, die natürlich das Reich verschuldet hat, und malt mit grellen Farben die Gefahren aus, die dem modernen Staate von jener Seite drohen. Mit den demokratischen Blättern steht sie auf gutem Fuße, soweit diese mit ihr auf dem Boden der Reichsfeindlichkeit oder auch in dem Streite für die Freiheit der Kirche zusammentreffen, und benutzt sie gern zu Citaten, um ihren Lesern die Autorität eines unabhängigen, wenn auch nicht gerade zur Partei gehörigen Blattes vorzuführen.

Daneben wird soweit als möglich particularistische Politik getrieben. Es ist nicht zu leugnen, daß an mehreren mittel- und kleinstaatlichen Höfen noch manche Herzenswunde zurückgeblieben ist aus der Zeit, wo im Drange patriotischer Wallung und unter dem Drucke der öffentlichen Meinung das Opfer kleinstaatlicher Selbstherrlichkeit auf dem Altare der deutschen Einheit gebracht werden mußte. Die „katholische" Presse sorgt dafür, daß diese Wunden nicht vernarben, indem sie bald bedauernd, bald spottend an den Verlust der Selbständigkeit erinnert und ein weiteres Aufgehen im Reiche als Frucht jenes verhängnißvollen Schrittes prophezeit. Jeder Fortschritt auf dem Gebiete der Reichsgesetzgebung wird als ein Attentat Preußens auf die Reste der Souveränetät der Einzelstaaten bezeichnet, das sich diese nicht gefallen lassen sollten.

Wenn es nicht zu verkennen ist, daß dieser Stil in der Behandlung innerdeutscher Angelegenheiten die größten Gefahren mit sich bringt, so wird die Sache noch bedenklicher, wenn wir uns die Mühe geben zu studiren, wie

diese Art von Blättern die Beziehungen Deutschlands zu anderen Mächten oder die Verhältnisse anderer Mächte zu dem Reiche darzustellen pflegt.

Das preußische Deutschland bedroht alle europäischen Staaten, die Nachbarn natürlich zu meist, durch seine Expansivgelüste und ist daher die alleinige Ursache für die militärische Ueberlastung aller europäischen Staaten, kein Wunder, wenn es von Feinden ringsumgeben ist. Für Frankreich, das hart gedemüthigte und beraubte Frankreich hat man stets eine Thräne, für das sich kräftigende und zum Rachekrieg rüstende Frankreich aber stets eine liebevolle Bewunderung in Bereitschaft. Begeisterung für den edeln und frommen Grafen von Chambord, dessen Thronbesteigung allein Frankreich wieder zur früheren Machtstellung verhelfen kann, ist selbstverständlich. Wenn einzelne süddeutsche Blätter so weit gehen, daß sie offen den Wunsch aussprechen, es möge die Zeit bald kommen, wo Frankreich sich aufraffe und das deutsche Reich in Trümmer schlage, so wird zwar eine derartige Offenheit von ihren norddeutschen Colleginnen nicht gebilligt; aber im Grunde genommen sind sie doch nur die enfants terribles, welche die von den Andern getheilten Gedanken auszusprechen wagen; denn einer Feindschaft gegen Frankreich können sich auch die vornehmsten ultramontanen Zeitungen nicht rühmen.

Verhältnißmäßig unschuldiger Natur ist die Schwärmerei der Ultramontanen für Don Carlos, die sie kürzlich mit dem Papste selbst in Widerspruch brachte; nicht so unschuldig jedoch die zu wiederholten Malen gegen Deutschland erhobene Beschuldigung, daß es ihm um eine Intervention in Spanien zu thun sei.

Oesterreich ist neben Frankreich der andere Staat, an den sich die Hoffnungen einer besseren Zukunft anknüpfen lassen. Trotz aller liberaler Experimente ist nach Ausspruch dieser Presse in Oesterreich noch ein tüchtiger Fonds von guten Elementen vorhanden; in dem erlauchten Kaiserhaus, der legitimen Nachfolge der deutschen Kaiser, lebt noch der tiefe, echte und rechte religiöse Sinn, der dem Staate jeder Zeit wieder aufhelfen kann. Oesterreich muß nur zur Erkenntniß gelangen, daß es nur einen Erbfeind hat, d. i. jenes Preußen, welches seit Jahrhunderten auf eine Schmälerung und allmählige Vernichtung der katholischen habsburger Macht hinarbeitet. Bei dem großen Kriege mit Frankreich wird Oesterreich diese Erkenntniß nicht fehlen und es wird Gelegenheit haben, sie praktisch zu verwerthen. Meinungsäußerungen, wie die in der jüngsten Alarmschrift des Johann Nepomuk Salvator werden als willkommene Zeugnisse angeführt dafür, daß diese Erkenntniß in Oesterreich noch nicht ganz abhanden gekommen, und daß die scheinbar freundschaftlichen Verhältnisse zwischen Oesterreich und Preußen, wie sie officiell bestehen, nichts sind als diplomatische Maskerade. Italien gegenüber verhält sich die katholische Presse in eigenthümlicher Inconsequenz. Man sollte glauben, daß für die Kerkermeister

des gefangenen Märtyrers im Vatican keinerlei Sympathie bestände, und daß Italien, so gut wie Deutschland, dem Untergange geweiht sei. Wenn sich nun auch zeitweilig in einzelnen Blättern derartige Aeußerungen finden, so wird dann doch wieder Italien als der Bundesgenosse Frankreichs in dem künftigen Kriege gegen Deutschland genannt, und Deutschland höhnend an die Unzuverlässigkeit eines Bündnisses mit Italien, sowie an die französirenden Velleitäten gewisser Kreise des neuen Italiens gemahnt. Es scheint daher, daß um diesen Preis Italien Verzeihung selbst für die Kerkerhaft des Papstes erlangen könnte.

Nicht minder inconsequent und schwankend ist die ultramontane Presse, wenn sie auf Rußland zu sprechen kommt. Rußland ist, wenn es gelegentlich einer Erwähnung des unglücklichen, übrigens durch preußische Treulosigkeit zerstückelten Polens in den Mund genommen wird, der grausame Barbar, der ein blühendes mit der edelsten und tüchtigsten Nation bevölkertes Land dem Untergange weiht und mit der Knute die katholische Religion ausrotten möchte. Blickt man in die letzte Vergangenheit, so ist Rußland der Rückhalt gewesen, auf den gestützt Preußen den Krieg gegen Frankreich geplant hat, und Preußen ist dadurch in schmachvolle Abhängigkeit von der asiatischen Großmacht gerathen, die es zu ihren Zwecken auszubeuten versteht. Als Preis hat Preußen Rußland die Knechtung der deutschen Ostseeprovinzen gestattet und solcher Weise deutsches Blut verkauft. Blickt man aber in die Zukunft, dann ist Rußland ein Gegenstand freudiger Erwartungen, die Freundschaft zwischen den beiden Nordreichen besteht nur noch äußerlich, solange die gegenwärtigen Monarchen am Leben bleiben. Beim nächsten Thronwechsel werden die deutschfreundlichen Elemente in Petersburg verschwinden, und Rußland, dessen Interessen sich ohnedies mit jenen Preußens kreuzen, wird mit seiner colossalen Macht über Preußen-Deutschland herfallen und dies morsche Reich zertrümmern. Bis in die letzte Zeit lautete die Lesart, daß dies sicher bei dem von Frankreich unternommenen Revanchekriege eintreten werde. Da es aber den Franzosen mit dem Kriege immer noch nicht zu eilen scheint, so wird ungeduldigen Blättern die Zeit etwas lang und Rußland muß nun in Compagnie mit Oesterreich das Zertrümmerungsgeschäft übernehmen.

Kann man sich bei gelegentlicher Lectüre derartiger Dinge manchmal eines Lächelns über das Gedeihen blühenden Unsinns nicht erwehren, so drängen sich doch bei längerer Verfolgung solcher Schriftstellerei andere Gefühle in den Vordergrund, die sich ohne Verletzung parlamentarischen Anstandes nicht wohl aussprechen lassen.

Wie aber diese Presse trotz solchen Gebahrens in den letzten Jahren gewachsen, darüber giebt eine von ultramontanster Seite jüngst veröffentlichte

Broschüre*) lehrreiche und zu dem ernstesten Nachdenken auffordernde Aufschlüsse.

Unter Voranschickung eines päpstlichen, an den Herausgeber gerichteten, für diesen höchst schmeichelhaften und seine Verdienste um die Kirche lobenden Handschreibens wird der Stand der katholischen Presse vor 1860 mit jenem der Gegenwart verglichen. — Wir entnehmen dieser Darstellung Folgendes.

Im katholischen Rheinland gab es bis zum Jahre 1860 nur wenige Blätter mit exclusiv kirchlicher Tendenz. Der Maler Baudri gründete 1848 die „Rheinische Volkshalle", die, schon 1849 in die „Deutsche Volkshalle" umgewandelt, sich nur bis zum Jahre 1855 halten konnte. Das „Mainzer Journal" läßt seine Stimme seit 1860 erschallen. Außerdem existirte in Aachen eine sehr gemäßigt katholische Zeitschrift „Echo der Gegenwart", dann am Niederrhein die „Crefelder Blätter" und die „Blätter von Geldern, Cleve und Rees". Mit dem „Westphälischen Merkur", einem zu Münster erscheinenden Blatte von verschämt katholischer Tendenz, schließt sich schon die Reihe der kirchlichen Tagesliteratur in den katholischen Provinzen Preußens.

In Bayern bestand eine sich nicht über die Bedeutung einer Provinzial- und Localpresse erhebende Serie kirchlicher Blätter: „der Volksbote" von Zander, „der bayerische Courrier", „die Isarzeitung", „die Landshuter Zeitung" und „das Regensburger Morgenblatt". In Baden „der Karlsruher Anzeiger", in Württemberg das „Deutsche Volksblatt".

Ferner sind als österreichische Blätter dieser Richtung der „Volksfreund", das „Vaterland" und die „Gegenwart", die in Innsbruck erscheinende „Volks- und Schützenzeitung" und der „Pozor" in Prag zu verzeichnen.

Erwähnen wir noch die von Görres gegründeten, von Jörg fortgeführten „Historisch-politischen Blätter", so ist die bis zum Jahre 1860 erscheinende politische Tagesliteratur, welche sich die Vertretung katholischer Interessen zur Aufgabe machte, so ziemlich erschöpft.

Welch anderes Bild im Jahre 1875!

In Berlin, der Reichshauptstadt, erscheint das Hauptblatt der katholischen Agitation „die Germania" unter Majunkes Redaction mit einer erklecklichen Abonnentenzahl. Ihr folgt die im Jahre 1860 gegründete „Kölnische Volkszeitung" — früher „Kölnische Blätter" — als zweitbedeutendstes Blatt, welches nach Ausscheiden Fridolin Hofmanns mit vollen Segeln im ultramontanen Fahrwasser dahin treibt. Die „Deutsche Reichszeitung" in Bonn beginnt den vierten Jahrgang mit 500 Abonnenten. Sie begann ihre besonders gegen den Altkatholicismus gerichtete Thätigkeit Anfangs 1872,

*) Die katholische Presse. Ein Neujahrsgruß für die Katholiken Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz. Von Leo Wörl. Würzburg 1875.

zuerst unter Leitung Dr. Matzners und Dr. Virnichs. Dr. Matzner trat später die Redactionsverantwortlichkeit an Conrad von Ayx ab, seine schriftstellerische Thätigkeit blieb jedoch dem Blatte erhalten. Im nämlichen Verlage erscheint das „Deutsche Vaterland" wöchentlich einmal in großem Format. Von mehr als localer oder provinzieller Bedeutung ist ferner die zu Breslau publicirte „Schlesische Volkszeitung" — früher „Breslauer Hausblätter", zur Zeit unter dem vierten Redacteur, Dr. Hager, nachdem sie von Virnich, Blum, B. von Florencourt, von letzterem nicht zur Zufriedenheit der kampflustigen Partei, geleitet worden war. Dem dermaligen Redacteur steht Dr. Holle, zugleich Redacteur des „Breslauer Sonntagsblattes" zur Seite.

In Westphalen und der Rheinprovinz ist die ultramontane Presse außerordentlich entwickelt. Das „Echo der Gegenwart" von Aachen wurde oben erwähnt. Der ehemalige Bonner Privatdocent Dr. Engels schreibt die Leitartikel. In Beckum erscheint die „Beckumer Zeitung" und in Bochum die „Westphälische Volkszeitung" von Blum redigirt; zu Dortmund die „Dortmunder Volkszeitung", in Bernkastel die „Mosella", in Bocholt das „Bocholter Volksblatt", zu Cleve der „Clever Volksfreund", zu Koblenz die „Koblenzer Volkszeitung", die den vierten Jahrgang beginnt und gegen 4000 Abonnenten zählt, in Crefeld die „Niederrheinische Volkszeitung", in Düsseldorf das „Düsseldorfer Volksblatt", in Münster unter Leitung von Dr. Suings und Dr. Winkler der nunmehr entschieden ultramontane „Westphälische Merkur", das zahme „Münstersche Tagblatt", der „Münsterische Anzeiger" und das Wochenblatt „der westphälische Bauer"; zu Duisburg die „Duisburger Volkszeitung", welche dreimal wöchentlich in großem Formate erscheint; zu Düren die „Dürener Zeitung", seit Neujahr 1875 aus dem „Dürener Sonntagsblatt" hervorgegangen, in Elberfeld die „Wupperthaler Volksblätter" dreimal wöchentlich, seit Neujahr in vergrößertem Format; in Emmerich das „Bürgerblatt für die Kreise Rees, Borken, Cleve. Die „Essener Volkszeitung" beginnt ihren siebenten Jahrgang mit 8000 Abonnenten; neben ihr stehen die „Essener Blätter". In Gladbach erscheint die „Gladbacher Volkszeitung" dreimal wöchentlich; dazu kommen die „Wochenblätter von Dorsten, Euskirchen, Geldern, Golden; das „neue Wochenblatt" für den Kreis Kempen. Hamm liefert die „Hamm-Soester-Volkszeitung", Höxter den „Weserboten", Linz am Rhein die „Linzer Zeitung", Lippstadt den „Patriot". Als weitere kleine Blätter reihen sich an der „Nassauer Bote" in Limburg, die „Mayener Volkszeitung", die „Neuß-Grevenbroicher Zeitung", in Opladen der „Bote am Rhein und an der Niederwupper", in Rees der „Niederrheinische Volksbote", in Euskirchen das „Wochenblatt", in Königswinter das „Echo aus dem Siebengebirge", in Rheinbach „der Anzeiger", in Wesel die „Weseler Volkszeitung" (4000 Abonnenten). Die Reihe der politischen Blätter des Rheinlandes schließen

die „Saarzeitung" in Saarlouis, der „Bote für Stadt und Land" in Xanten, die „Allgemeine Volkszeitung" in Siegburg, die „Neue Moselzeitung" das „Wipperfürther Volksblatt".

In der Provinz Hannover erscheinen die „Hildesheimer Zeitung" in der gleichnamigen Stadt, ferner das „Hildesheimer Sonntagsblatt" redigirt von Pastor Koch in Achtum, der „katholische Volksbote" in Meppen, „die Ems- und Haseblätter" ebendaselbst; in Osnabrück die „Osnabrücker Volkszeitung", in Papenburg die „Emszeitung". In Hannover selbst erscheint seit Neujahr 1875 um einem dringenden Bedürfnisse abzuhelfen die „Hannoversche Zeitung".

Luxemburg vertritt die katholische Interessen im „Luxemburger Wort".

In Schlesien erscheinen außer dem schon erwähnten Hauptorgan, der „Schlesischen Volkszeitung", in Breslau der „Deutsche Volksfreund", in Habelschwerdt der „Gebirgsbote", in Neisse die „Neisser Zeitung", in Ratibor die „Ratibor-Leobschützer Zeitung". In der Provinz Preußen: in Danzig das „Westpreußische Volksblatt" und in Braunsberg die „Ermländische Zeitung", in Pelplin der „Pielgrzym".

In Sachsen wird die katholische Agitation unterhalten von dem „Katholischen Volksblatt" und den „Eichsfelder Volksblätter" von Heiligenstadt. In Bautzen erscheint in wendischer Sprache der aufreizende „Katholski Posol".

In Fulda huldigt die „Fuldaer Zeitung" nicht gerade der extremsten Richtung, immerhin aber zählt sie zu den katholischen Streitern.

Aus dem Großherzogthum Hessen sind zu nennen als Ableger des unter den großen Blättern genannten „Mainzer Journals" das wöchentlich einmal erscheinende „Mainzer Volksblatt" in 25,000 Exemplaren, der in Gau-Algesheim erscheinende „Rheinische Volksbote" und der „Startenburger Bote" aus Bensberg.

Nach Erwähnung des unbedeutenden in Frankfurt erscheinenden Wochenblattes „Frankfurter Volksblatt" blicken wir nach Bayern, dessen katholische Tagesliteratur ganz besonders üppig emporsproßt. Der „Münchener Volksfreund" redigirt von Ratzinger und Eigenthum von Bucher in Passau ist in die Fußtapfen des Zanderschen „Volksboten" getreten, dessen viel genannter Redacteur bekanntlich wegen längerer Freiheitsstrafe flüchtig gegangen ist. Die Blüthe der katholischen Presse das „Vaterland" mit Dr. Sigl als Redacteur erfreut sich einer wenig ehrenvollen Berühmtheit in ganz Deutschland und alljährlich zahlreicher Preßprocesse. Der „Bayerische Courrier" von etwas zahmerer Natur gleichfalls in München ausgegeben, erscheint in 10,000 Exemplaren. Die „Augsburger Postzeitung" ist bekannt als das vornehmste und in der Sprache anständigste katholische Blatt Süddeutschlands. Auch sie hat einen billigen für die unteren Volksklassen bestimmten stark verbreiteten Ableger in der „Neuen Augsburger Zeitung". Außerdem erscheint in Augsburg das „Wochenblatt fürs christliche Volk" in der wahrscheinlich größten Auflage eines

ultramontanen Blattes von über 30,000 Exemplaren. In Würzburg vegetiren das im Bucherschen Eigenthum stehende „Fränkische Volksblatt" und seit Neujahr 1875 ein neues im Wörlschen Verlage erscheinendes Blatt „Bavaria"; ferner eine Mehrzahl kirchenpolitischer Zeitschriften, meist jüngeren Alters und von geringer Verbreitung. Aus den bayerischen Provinzen sind dann noch zu erwähnen: „Der Beobachter am Main" (Aschaffenburg), das „Rießer Volksblatt" (Nördlingen), das „Bamberger Volksblatt", die „Landshuter Zeitung", der „Katholische Volksfreund" (Regensburg), das „Morgenblatt" (Regensburg), das „Neue bayerische Volksblatt" (Stadtamhof), die „Straubinger Zeitung", die „Donauzeitung" (Passau), die „Kemptener Neuesten Nachrichten", das „Ichenhauser Volksblatt" und das edle Geschwisterpaar „Bauernzeitung" und „Donaubote" aus Deggendorf. Auch die bayerische Rheinpfalz ist mit nicht weniger als sechs Blättern dieser Richtung: „Pfälzer Zeitung", „Rheinpfalz", „Christlicher Pilger", „Nachrichten für Stadt und Land" aus Zweibrücken und „Südpfälzer Wochenblatt" von Bergzabern zu verzeichnen.

Baden stand im verflossenen Jahre in Gefahr durch Apostasie des Redacteurs des „Badischen Beobachters", Dr. Bissing, sein katholisches Centralorgan zu verlieren. In jüngster Zeit ist jedoch dieses Blatt in andere Hände übergegangen und wieder zur ultramontanen Fahne zurückgekehrt. Der „Pfälzer Bote" (Heidelberg), der „Anzeiger für Stadt und Land" (Offenburg), der „Freiburger Bote", das „Freiburger katholische Kirchenblatt", das „Säckinger Volksblatt" und die „Freie Stimme" in Radolfzell, das „Konstanzer Tagblatt" und der „Odenwälder Anzeiger" (Walldürn) sind die anderen meist sehr hitzigen Kämpen des badischen Landes.

In dem Hohenzollerschen Lande erscheinen „der Donaubote", „Stimme aus Hohenzollern und Sigmaringen" und der „Zoller" in Hechingen.

Württemberg ist das von der ultramontanen Presse am mindesten inficirte Land unter den Staaten des deutschen Reiches. Das „Deutsche Volksblatt" in Stuttgart fristet eine klägliche Existenz. Im Jahre 1874 war es ganz eingegangen. Seit Januar 1875 ist es wieder zu schwächlichem Leben erwacht. In Bopfingen erscheint der „Anzeiger vom Nipf" wöchentlich dreimal, in Ellwangen ein „Katholisches Wochenblatt", in Leutkirch der „Allgäuer Bote", sämmtliche Blätter nur in geringer Verbreitung.

Erwähnen wir noch den in Straßburg erscheinenden „Volksfreund", ein kleines Blättchen, das eine sehr bissige Sprache führt, so wären wir mit Darstellung der im Gebiete des Reiches erscheinenden katholischen Tagespresse zu Ende.

Von den angrenzenden Ländern haben Oesterreich und die Schweiz eine ultramontane Presse, die wir bei den nahen Beziehungen zwischen Deutschland

und dessen Nachbarstaaten, sowie bei dem inneren Zusammenhang derselben mit der gleichfarbigen deutschen Literatur nicht unbeachtet lassen dürfen.

In Wien erscheint das „Vaterland", eine Zeitung in Format und Anordnung des Stoffes den großen Wiener Zeitungen nachstrebend, der „Oesterreichische Volksfreund", das „Volksblatt für Stadt und Land", der „Pilger" und der „Kapistran", zu St. Pölten der „Pöltner Bote", zu Klagenfurt das „Kärntner Blatt", zu Graz das „Grazer Volksblatt"; in Prag der „Frischvoran" und drei Blätter in czechischer Sprache; in Preßburg „das Recht", in Pest nicht weniger als sechs Zeitungen und Zeitschriften in ungarischer Sprache, in Kolomea „Stouska" (ruthenisch), in Dalmatien „La Dalmatia cattolica", in Lemberg „Wia domosci koscielne", „Zywoty swietych" und „Ksiegi zywotów s wietych illustrowane"; dann seit 1874 eine nach Art der „Historisch-politischen Blätter" angelegte Halbmonatsschrift „Przeglad lwowski"; in Laibach „Novice" (slavonisch), in Krems das „Kremser Volksblatt", in Agram „Glasnik S. Josipa" (kroatisch). In Oberösterreich: zu Braunau die „Warte am Inn", zu Salzburg die „Chronik" und das „Kirchenblatt", zu Linz das „Linzer Volksblatt", in Görz das „Eco del littorale". In Bregenz arbeitet das „Volksblatt" seit Jahren mit großem Erfolge. Zu Innsbruck erscheinen die „Neuen Tiroler Stimmen", ferner die „Tiroler katholischen Stimmen", in Bozen das „Tiroler Volksblatt", in Trient „La voce cattolica".

In der Schweiz ist das „Luzerner Vaterland" zum Centralorgan der schweizerischen Ultramontanen geworden. An seiner Seite kämpfen der „Solothurner Anzeiger", die „Ostschweiz" (St. Gallen), die „Liberté" in Freiburg, die „Libertà" in Lugano als täglich erscheinende Blätter; dann die dreimal pro Woche ausgegebenen: „Der Luzerner Landbote" (Sursee), das „Echo vom Jura" (Solothurn), „die Botschaft" in Klingnau, der „Ami du peuple", „Chroniques de Fribourg", der „Badener Anzeiger", der „Sarganserländer" (Sargans), das „Thurgauer Wochenblatt" (Frauenfeld), das „Pays" (Pruntrut), der „Courrier de Genève", die „Gazette du Valais" (Sitten). Ein oder zweimal in der Woche erscheinen die „Centralschweiz" zu Schwyz, die „Freiburger Zeitung", die „Neue Zuger Zeitung", der „Rorschacher Bote", der „Credente Cattolico" in Lugano, das „Nidwaldner Volksblatt", der „Walliser Bote", der „Oberwaldner Volksfreund" (Sarnen), das „St. Galler Volksblatt", der „Freischütz" in Uri und das „Basler Volksblatt".

Wir glauben den Leser zu ermüden, wenn wir hiernach die nicht direct politischen Blätter der ultramontanen Farbe, die wissenschaftlichen und Unterhaltungsschriften einzeln aufzählen wollten, und begnügen uns daher mit der Constatirung, daß rein wissenschaftlich-theologische Zeitschriften nur wenige, dagegen kirchenpolitische eine erkleckliche Anzahl existiren; ferner, daß es der

katholischen Unterhaltungsliteratur trotz großer Anstrengungen und quantitativer Stärke noch nicht gelang, mit ihren Gegnern zu rivalisiren.

Ein uns vorliegendes Verzeichniß nennt 303 Namen periodisch erscheinender Druckschriften ultramontaner Richtung, die in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz im Jahre 1875 erscheinen; darunter 49 täglich erscheinende, 63 zwei- bisvi ermal wöchentlich und 55 einmal wöchentlich erscheinende politische Zeitungsblätter.

Wenn diese Zahlen das Quantum der katholischen Tagesliteratur vielleicht etwas größer erscheinen lassen, als es thatsächlich ist, weil viele dieser Blätter und Blättchen in lächerlich kleiner Auflage erscheinen, so wird doch Niemand verkennen, daß wir es hier mit einer Waffe zu thun haben, deren Kraft nicht zu unterschätzen ist, und die jedenfalls seit zehn Jahren ein ganz außerordentliches Wachsthum erlangt hat.

Durch welche Mittel aber dies geschah, ist für einen in der Nähe stehenden Beobachter unschwer zu erforschen. Ohne die Geschicklichkeit in der Redaction mancher größerer und kleinerer Blätter und die den meisten kleinen Blättern eigene Fähigkeit im Treffen des richtigen Volkstons zu verkennen, muß man doch der weit überwiegenden Mehrzahl dieser Blätter das Lob journalistischer Tüchtigkeit, auch bei mäßigen Ansprüchen und gutem Willen, absprechen. Nicht die eigene Kraft ist es, die sie emportrug und empor hält, aber auch nicht etwa eine Abneigung des Volkes gegen die frühere liberale oder neutrale Lectüre, sondern die mächtige Hand der hohen und besonders der niedrigen Geistlichkeit, welche ihr weniger durch directe financielle Unterstützung, als durch die Hilfe einer fast gewaltthätigen Verbreitung unter die Arme greift. Nicht nur, daß die Lectüre liberaler Blätter, deren Namen natürlich direct genannt werden, von der Kanzel als Sünde und Feindschaft gegen die Kirche verkündet, und daß derartige Verkündigungen hie und da mit nicht mißzuverstehenden persönlichen Anspielungen auf die Abonnenten solcher verruchter Blätter gewürzt werden; man muß es gesehen und gehört haben, wie der katholische Geistliche in den Familien zu denen er Zutritt hat — und auf dem Lande stehen ihm alle Thüren offen — für die Verbannung des bisher gelesenen liberalen und Einführung des neuen katholischen Blattes eifert, um derartige Erfolge zu begreifen. Selbst eigenmächtige Confiscationen liberaler Blätter, mit Hilfe irgend eines ergebenen Hausgenossen durchgeführt, gehören nicht zu den Seltenheiten. Mit Hilfe der Geistlichkeit dringen diese kleinen Blätter auch in Kreise vor, in denen sonst überhaupt keine Lectüre einzudringen vermochte, und wo sie keine anderen Blätter zu verdrängen brauchen — denn auch diese Kreise sind für die Wahlen ein bedeutsames Element. Daher hat jedes katholische Blatt, sobald es von oben zur Anschaffung empfohlen ist, eine wenn auch kleine so doch unwandelbare Abonnentenzahl sicher. Da aber die Mehrzahl

dieser Blätter Auslagen für Correspondenzen oder Honorare der meist „um der guten Sache willen" schreibenden Mitarbeiter nicht kennt, so hat es keine besondere Schwierigkeit, die Gründung eines derartigen Blattes zu unternehmen. Auch das ist eine ganz geschickte Operation, daß man in der katholischen Presse das Princip der Decentralisation bis auf die Spitze getrieben hat. Würde man versucht haben, für einzelne Organe eine größere Verbreitung in der Provinz zu gewinnen, was im Interesse des geschäftlichen Theiles gewiß empfehlenswerth gewesen wäre, so würden die Erfolge nicht so bedeutend sein, als sie durch die Gründung aller möglichen kleinen localen Blätter mit oft ganz localer Färbung geworden sind. Die Erfahrung lehrt, daß die kleine Presse ohne Vertretung der Kirchthumsinteressen nicht gedeihen kann. Je kleiner aber der Kreis, den sie vertritt, desto mehr fällt ihr Wirken in dieser Beziehung mit dem persönlichen Interesse des einzelnen Lesers zusammen und verwächst sich mit ihm — daher die Erscheinung, daß die in relativ weiterer Entfernung erscheinende Zeitung immer dem näher gelegenen kleinen Zeitungsblatt weichen muß. Dazu kommt noch die ganz außerordentliche Billigkeit der kleinen katholischen Presse, die es meist ermöglicht, beim Eintausch gegen ein liberales Blatt einige Groschen per Quartal zu ersparen. Ein weiterer Hebel ist eine gewisse dem gemeinen Manne schmeichelnde Volksthümelei, die schon in den Zeitungstiteln, wie Volksfreund, Volksblatt, Volksbote, Bauernzeitung u. dergl., mit berechneter Ostentation an den Tag tritt. Daß Segeln unter falscher Flagge nicht zu verschmähten Mitteln gehört, mögen Zeitungstitel wie: Germania, Deutsche Reichszeitung, Deutsches Vaterland und ähnliche beweisen. Endlich arbeitet für sie jene geheimnißvolle im Volke lebende Lust zur Opposition, die als eine schätzbare Macht jeder gegen die Regierung Front machenden Partei und Presse zu gut kommt.

Nachdem wir die Thatsache des ungeheuren Aufschwungs der katholischen Presse festgestellt und hiernach die Ursachen dieses Aufschwungs erörtert haben, gewärtigen wir die Frage, ob es ein Mittel giebt, den Gefahren dieser Presse entgegen zu wirken. Wir stehen jedoch nicht an zu erklären, daß, solange die Panacee noch nicht entdeckt ist, die dem Kampfe zwischen Reichsgewalt und katholischer Kirche ein Ziel setzt, auch die Ursachen der Verbreitung der katholischen Presse und deren Wirkung fortdauern werden, und daß nur Anmaßung sich einbilden kann, diese größte Frage des Jahrhunderts in ihrem dermaligen Entwicklungsstadium durch theoretische Erörterung zu lösen.

Deswegen braucht man die Flinte nicht ins Korn zu werfen. Die Cultur kleiner billiger für engere Kreise geschriebener Wochenblätter ist ein Gebiet, auf dem die liberale Presse von den Gegnern Manches lernen könnte. Nicht oft genug kann dem Volke, sei es durch Versammlungen, sei es durch Flugschriften die Gefahr vor Augen gebracht werden, die das Gebahren dieser

Presse durch Beförderung französischer Kriegsgelüste für deutsches Gebiet heraufbeschwört. In dem deutschen Volke schlägt der Gedanke von Kaiser und Reich trotz aller Gegenminen täglich tiefere Wurzeln. Und an der wachsenden Macht dieses Gedankens muß, wenn es gestattet ist, an eine Zukunft des deutschen Volkes zu glauben, auch die reichsfeindliche ultramontane Presse dereinst zerschellen.

Von Metz und Wörth nach Sedan.*)

In einer Denkschrift des Feldmarschall Graf Moltke, deren Grundgedanken in der Einleitung des Generalstabswerks niedergelegt sind, heißt es in Bezug auf strategische Erwägungen:

„Bei der Führung der Operationen — — begegnet unserem Willen der von uns unabhängige des Gegners; wir können denselben wohl beschränken, vermögen ihn aber nicht anders zu brechen als durch das Gefecht, welches ein Mittel der Taktik ist. Die Folgen jedes Gefechts schaffen meist eine ganz neue Basis für neue Maßregeln; kein Operationsplan reicht mit einiger Sicherheit bis über das erste Zusammentreffen mit dem Gegner hinaus, nur der Laie glaubt in dem Verlaufe eines Feldzuges die voraus geregelte Durchführung eines in allen Einzelnheiten festgestellten und bis an das Ende eingehaltenen, ursprünglichen Planes zu erblicken".

Einer solchen gänzlich veränderten Sachlage stand die deutsche Heeresleitung am Morgen des 19. August 1870 gegenüber. Der Rückzug der Franzosen unter die Kanonen von Metz war eingetreten. Das war der Erfolg der opferreichen Kämpfe der vergangenen Tage; ihn zu einem entscheidenden zu machen, war die nächste Aufgabe, welche dem Prinz Friedrich Karl mit 7 Armeecorps und einer Reservedivision zufiel. Das zurückgeworfene Heer des Gegners, an Zahl bedeutend und durch die letzte Schlachten weniger geschwächt als das deutsche, durfte Metz nicht anders als in Folge einer Capitulation verlassen.

Für den weiteren Vormarsch gegen Westen wurden drei Armeecorps, nebst vier Cavalleriedivisionen der Armee des Prinzen Friedrich Karl entzogen und als Maasarmee unter Befehl des Kronprinzen von Sachsen gestellt. Dieselben traten theilweis bereits am Nachmittag des 19. August die

*) Der deutsch französische Krieg, redigirt von der Kriegsgeschichtlichen Abtheilung des Großen Generalstabs, Heft 7.

Bewegung gegen die Maas an. In derſelben Linie ſollte die dritte Armee, unter dem Kronprinzen von Preußen ihr Heranrücken abwarten. Dieſe war ſeit der Schlacht von Wörth im Vormarſch geblieben. Die ſchnelle Flucht der Franzoſen und die Schwierigkeiten, welche das Gebirge der Verfolgung bereitete, hatten die Fühlung mit dem Gegner unterbrochen und es blieb ſomit zweifelhaft, ob ſämmtliche Truppen auf Chalons zurückgegangen oder zum Theil nach Süden ausgewichen waren. Daß in Chalons eine neue Heeresanſammlung ſtattfand, wußte man in den Hauptquartieren aus verſchiedenen Nachrichten, ſo aus einer durch die Cavallerie am 17. Auguſt in Commercy aufgefangenen franzöſiſchen Poſt. Erſt am 18. und 19. Auguſt trafen die Spitzen der vierten Cavalleriediviſion, welche der dritten Armee um zwei Tagemärſche vorausging, in der Gegend von St. Dizier wieder mit dem Feind vorübergehend zuſammen. Es war dies eine Abtheilung, welche die Eiſenbahn von Chaumont nach Chalons ſo lange gedeckt hatte, bis die Truppentransporte der Armee von Mac Mahon nach letzterem Ort beendet waren, und die nun unter Zerſtörung derſelben zurückgingen. Hinter der Cavallerie ſtanden am 20. Auguſt zwei Corps der dritten Armee weſtlich der Maas, die Hauptkräfte und das Obercommando erreichten dieſelbe in der Gegend von Vaucouleurs.

An dieſem Tage traf der Befehl vom großen Hauptquartier aus Pont à Mouſſon ein, die Maasarmee zunächſt in gleiche Höhe kommen zu laſſen. Dies ſchloß Bewegungen der Cavallerie, in Front und Flanken der Armee, zur Einziehung von Nachrichten und Zerſtörung der Bahnen nicht aus, die Armee ſelbſt blieb den 21. und 22. in ihren Stellungen.

Die Cavalleriediviſion, welche den Vormarſch der Armee des Kronprinzen in der linken Flanke gegen Süden deckte, hatte bald in Erfahrung gebracht, daß von dort her kein Gegner zu erwarten ſei, ſondern daß vielmehr mit den erwähnten Bahntransporten über St. Dizier und Vitry die letzten Abtheilungen auf Chalons bewegt worden waren. Chalons galt alſo für das Hauptquartier als das Ziel der Operationen der vereinigten dritten und Maasarmee, und der Armeebefehl ſprach ſchon am 21. dies offen auch für die unteren Stufen des Heeres aus.

Gemäß dem Plane der Heeresleitung wurde am 23. der Vormarſch von der Maas gegen Weſten angetreten, und es entſprach nur der möglichen Wendung der Dinge beim Gegner, wenn die ſüdliche Armee — die dritte — der nördlichen zwei bis drei Meilen vorausblieb. Ging der Gegner nach Oſten vor oder traf man ihn noch bei Chalons, ſo bedrohte ſie dieſe Maaßnahme in ſeiner Flanke.

Inzwiſchen mehrten ſich indeß die Anzeichen, daß die franzöſiſche Armee nicht mehr bei Chalons ſtehe. So hatten weit vorausgeeilte kleinere Cavallerieabtheilungen von Landeseinwohnern erfahren, daß im Lager von Chalons nur

Mobilgarden ständen und die Truppen abgezogen seien. Am wahrscheinlichsten blieb es nun, daß die Franzosen sich der bedrohten Hauptstadt näherten, allein in dieser Richtung trafen die deutschen Reiter nirgends auf Spuren dieses Marsches, wohl aber wurde am 24. das große Lager unbesetzt und große Vorräthe dort vorgefunden.

Somit schien denn in der That ein Abmarsch nach Norden erfolgt zu sein und im Hauptquartier erfuhr man, daß Kaiser Napoleon mit der Armee bei Rheims stände. Gleichzeitig wurde auch von Metz her ein aufgefangener Brief eines Offiziers des eingeschlossenen Bazaineschen Heeres eingesandt, in welchem auf einen baldigen Entsatz durch die Armee des Kaisers gerechnet wurde.

Daß eine solche Maßnahme aus politischen Gründen, der ungeduldigen Hauptstadt zu Liebe, nicht undenkbar sei, mußte man im Hauptquartier sich sehr wohl zu sagen, aber das „Wie" dieser Bewegung erschien bei der Möglichkeit voller Unwahrscheinlichkeiten. Jedenfalls war es vorerst noch geboten auf ein Zusammentreffen in der Gegend von Rheims zu rechnen und in dem Marsch der Armeen durfte man nur soviel ändern, daß man den linken Flügel schon am 25. weiter vorgreifen ließ, sodaß die Front sich gegen Nordwesten — also gegen Rheims richtete. Indeß hielt man es für förderlich, jedenfalls die Bahnlinie, welche über Montmedy nach Diedenhofen und Metz führt, zerstören zu lassen und überhaupt die nördlichen Gegenden in der rechten Flanke des vormarschierenden deutschen Heeres von der Cavallerie der Maasarmee weiterhin aufklären zu lassen.

Das Eine allerdings mußte man sich nun sagen: hat der Gegner in der That diesen Entschluß eines Marsches gegen Metz gefaßt, so ist es äußerst wahrscheinlich, daß er bereits mehrere Tage zu dessen Ausführung verwendet hat. Mit anderen Worten; von Rheims bis zu den Pässen des Argonner Waldes, über welche die Straßen nach Metz führen, sind nur drei Märsche, also kann der Feind heute — den 25. — bereits bei Vouziers, das heißt von unserer rechten Flanke nur etwa zwei Tagemärsche entfernt, stehen.

Es mag auf den ersten Blick auffallen, daß man im großen Hauptquartier so vollständig den Faden verloren hatte, welcher die Richtung des französischen Heeres erkennen helfen konnte. Allein in der Geschichte der Kriege aller Zeiten begegnet man den wunderbarsten Irrthümern über die Lage der Dinge beim Gegner, selbst, wenn die Heere sich nahe gegenüberstehn. Um wie viel begreiflicher erscheint dies hier, wo, wie bereits oben angedeutet, die flüchtigen Franzosen schon nach Ueberschreitung der Vogesen einen bedeutenden Vorsprung gewonnen hatten und ihren weiteren Abzug mit Hülfe der Bahnen beschleunigten. Allerdings besaß die deutsche Armee eine so zahlreiche Cavallerie, daß die Voraussendung größerer Abtheilungen, besonders von

der Maasarmee, an und für sich wohl anging, ohne die eigene Armee des Schleiers gegen etwaige Aufklärungsversuche des Gegners zu berauben. Das Generalstabswerk läßt diesen Punkt unberührt, doch zeigt schon eine oberflächliche Prüfung der Karte die große Entfernung, welche in den Tagen nach dem 20. August die beiden Heere trennte.

Allein, wenn Mac Mahon sich das eine Merkmal der heutigen Cultur, die Eisenbahn, angeeignet hatte, so diente dem deutschen Heere die Hülfe des Telegraphen, der selbst den weiten Bogen durch das Ausland nicht zu scheuen hat. Ueber London langte eine Depesche aus Paris an, laut welcher der Kaiser bei Mac Mahon und dieser Vereinigung mit Bazaine zu gewinnen suchte. Die Nachricht, daß die Armee bei Rheims sei, hatte eine von der Cavallerie des Prinzen Albrecht — Vater — aufgefangene Pariser Zeitung zuerst gebracht und somit war es nicht ohne Begründung, wenn seiner Zeit die deutsche Presse diese Thatsache zu ihrer eigenen Warnung wiederholt hervorhob.

So unwahrscheinlich immer noch der Abmarsch des Heeres gegen Westen blieb, da demselben der gerade Weg nach Metz bereits verlegt war, die Möglichkeit des Zuges nördlich des Argonner Waldes, mußte doch nunmehr ernstlich berücksichtigt werden.

Vor dem Eintreffen bestimmterer Nachrichten dem deutschen Heere eine gänzlich veränderte Richtung zu geben, durfte man im Hauptquartier sich noch nicht entschließen. Denn hierbei sprechen Beweggründe mit, welche dem Laien noch weniger gegenwärtig sind, als die Schwierigkeiten, welche eine Verschiebung der streitbaren Massen des Heeres mit sich bringt, nämlich die leidige Verpflegung, deren Werkzeuge hinter den langen Heeressäulen weit ins Land hinein die Straßen bedecken. Dabei führte hier ein Rechtsabmarsch das Heer in den Argonner Wald, welchen Hauptwege nur in der Richtung von West nach Ost durchschneiden.

Dennoch wurde den Verhältnissen soweit Rechnung getragen, daß am 26. die Maasarmee mit dem rechten Flügel — dem XII. Corps — sich nördlich ins Gebirge ziehen und das Gardecorps sich bei St. Menehould auf die große Straße Verdun bis Rheims setzen sollte. Allein mit diesen Bestimmungen war noch nicht für alle möglichen Wendungen die Gegenmaßregel beschlossen und es giebt ein klares Beispiel von dem Vorausdenken eines guten Generalstabs, wenn wir lesen, wie Moltke sich auf den oben berührten Fall zu rüsten dachte, daß Mac Mahon auf dem Marsch nach Metz bereits die Aisne überschritten hatte. Dann war der linke Flügel des deutschen Heeres zu weit, um ihn rechtzeitig nach Norden heranzuziehn, vielmehr mußte die Maasarmee und so viele Corps von der dritten, als noch eintreffen konnten, in drei Tagen wieder östlich der Maas, bei Damvillers im Süden von Montmedy stehn.

Dies beweist, daß die berüchtigte „Concentration nach rückwärts" an und für sich keine verächtlich strategische Maßregel zu sein braucht, wenn man nur dieselbe — zu bewerkstelligen versteht. Im vorliegenden Fall konnten gleichzeitig auch noch zwei Corps von Metz her zur Unterstützung heranmarschiren.

Inzwischen trafen neue Nachrichten aus Zeitungen auf telegraphischem Wege ein, welche den Abmarsch von Rheims bestätigten. Es kam nun nur noch darauf an, welche Meldungen die Cavallerie von ihrem Ritt gegen Norden einsendete, um sofort den Rechtsabmarsch ins Werk zu setzen. Um keine Zeit zu verlieren, wurde dem Kronprinzen von Sachsen, bei welchem dieselben am schnellsten eintreffen mußten, die Entscheidung überlassen, mit seiner Armee den Marsch anzutreten.

Aus dem großen Hauptquartier in Bar le Duc wurde in der Nacht zum 26. der Oberst v. Verdy zum Kronprinzen von Sachsen entsendet, um bei den entscheidenden Entschlüssen die Anschauungen der oberen Heeresleitung zu vertreten. Das Ergebniß dieser Besprechung zur frühesten Morgenstunde des 26. war der Befehl an das XII. Corps zum Marsch nach Varennes, also gerade nördlich. Da indeß auch in den Vormittagsstunden noch keine Meldung der Cavallerie einging, wurden, indem auch nur die Möglichkeit eines Vorrückens der Franzosen gegen die Maas zu schnellen Gegenmaßregeln drängte, gegen Mittag die anderen Corps in nördlicher Richtung bewegt.

Die Wege waren nach längeren Regengüssen weich und schlüpfrig geworden und daher gestaltete sich besonders der Marsch des Gardecorps, der über steile Gebirgsrücken führte, zu einem beschwerlichen und dauerte bis tief in die Nacht.

Im Laufe des Tages erwies sich nun aber die Richtigkeit der Vermuthungen über den Marsch der Franzosen. Es wurden durch die gegen Vouziers vorgegangene Cavallerie in der Gegend von Grand Pré bedeutende Lager eingesehn und so war die Fühlung mit dem Feinde endlich wieder gewonnen. Andererseits hatte die sächsische Cavallerie auf dem äußersten rechten Flügel festgestellt, daß derselbe die Maas bei Dun — unterhalb Verdun — bisher nicht erreicht hatte, also nicht in solcher Nähe stehen konnte, daß die Deutschen nicht noch rechtzeitig jenseits des Flusses sich seinem Vormarsch gegenüberstellen konnten, und in diesem Sinne wurde die Maasarmee angewiesen, ihren Marsch fortzusetzen. Bei den Franzosen hatten dann in den vergangenen Tagen jene vielbesprochenen Vorgänge gespielt, welche zu der verhängnißvollen Operation auf Metz führten. Gegen die innere Ueberzeugung von Mac Mahon hatten die Furcht vor der öffentlichen Meinung und ungenaue Berichte Bazaines den einmal schon wieder aufgegebenen Entschluß dennoch in Wirksamkeit treten lassen. Daß dies Widerstreben des Oberfeldherrn bei dem deutschen Generalstabswerk klar gewürdigt worden ist, wird in Frankreich, wie

wir dieſer Tage ſahen, mit Genugthuung in ſeinem Intereſſe hervorgehoben. Nur wird die Kriegsgeſchichte ihm nicht verzeihen, daß er dennoch ſich ſchließlich zum Vollſtrecker eines Planes, den er mißbilligte, bereit fand, anſtatt das Commando abzugeben.

Der Marſch des franzöſiſchen Heeres wurde durch Verpflegungshinderniſſe verzögert. Um der Eiſenbahn näher zu bleiben, richtete derſelbe ſich auf Rethel — nördlich Rheims — anſtatt direct auf Vouziers. Kreuzungen und Nachtmärſche ermüdeten die Truppen und erzeugten Nachzügler. Die Cavalleriemaſſen endlich kamen bei der Rechtsſchwenkung gegen die Maas theils hinter die Armee, theils auf die nördliche linke Flanke, wo ſie nicht dienen konnten. So war es das Douayſche Corps, welches die deutſchen Patrouillen, wie erwähnt, am 26. beobachteten, während es eben die Aufgabe der Cavallerie war dieſen Einblick zu erſchweren.

Durch das bedrohliche Auftreten der deutſchen Cavallerie bei Grand Pré hatte ſich Mac Mahon veranlaßt geſehen, noch ein zweites Corps — das des General Failly — zur Sicherung ſeines Marſches bis auf die große Straße vorzuſchieben, welche von Vouziers auf Montmedy führt und bei Stenay die Maas überſchreitet. Dieſes wurde bei Buſancy in ein Gefecht mit der ſächſiſchen Reiterei verwickelt, welches mit Hülfe der Artillerie glücklich für die letztere ausfiel. Das ſächſiſche Corps aber hatte während des Tages bereits die Uebergänge von Stenay und Dun beſetzt und ebenſo hatten die anderen Corps der Armee ihre Brücken geſchlagen, auf denen ſie am 28. den Fluß überſchreiten konnten.

Vergegenwärtigen wir uns jetzt die Lage der beiden Armeen am Abend des 27., ſo tritt ſchon jetzt eine empfindliche Bedrohung der franzöſiſchen hervor. Dieſelbe war in ihrer Bewegung aufgehalten und genöthigt gegen Südoſten Front zu machen. Ihr gegenüber ſtand ziemlich geſchloſſen die Maasarmee, verſtärkt durch zwei bayeriſche Corps, die ſchon bis auf die Höhe von Verdun hervorgezogen waren. Die dritte Armee — Kronprinz von Preußen — ſtand allerdings noch ſüdlich St. Menehould, aber wohl geordnet, um einen Rückzug der Franzoſen gegen Rheims, auf welchen noch immer zu rechnen war, im Verein mit der wieder herumgeſchwenkten Maasarmee zum Stehen zu bringen.

In der That hatte ſich auch im großen Hauptquartier aus der Summe der bisher eingegangenen Nachrichten ein ziemlich ſcharfes Bild der Verhältniſſe beim Gegner geklärt und man durfte ſich entſchließen, den Operationen das Ziel eines Angriffes auf dem linken Maasufer zu ſtecken. Somit wurde die weitere Bewegung nach Nordoſten — Damvillers — eingeſtellt und die Maasarmee für den 28. und 29. auf Buſancy und Beaumont dirigirt.

Bei den Franzoſen wiederholten ſich am 28. die traurigen Erſcheinungen

der Beeinflussung der Operationen von Paris aus gegen die Ueberzeugung des Feldherrn.

Mac Mahon hatte in Erkenntniß seiner Lage den Rückzug auf Mezières angeordnet. Bestimmte Befehle des Kriegsministers, der die Revolution ausbrechen fühlte, zwangen abermals den Marsch auf Montmedy aufzunehmen. Die Gegenbefehle trafen die Truppen schon im Marsch. Bei Nacht und Regenwetter, unter Stopfungen der Straßen mußten dieselben zum Theil umkehren und derartige Uebelstände sind häufig gefährlicher als Schwächungen durch ein Gefecht. Auch auf deutscher Seite wurde das Aufgeben des Rückzuges nach Norden bemerkt und beschlossen bis zur vollen Concentrirung überlegener Kräfte eine Schlacht zu vermeiden.

Mac Mahon hatte indeß den directen Weg über Stenay und Montmedy bei der Bedrohung dieser Straße aufgegeben und wollte bei Mouzon die Maas überschreiten. In Folge dessen konnte die Maasarmee am 29. schon die Straße Busancy-Stenay in Besitz nehmen. Nur bei Nouart fand ein kurzes Gefecht zwischen der Nachhut des Failly'schen Corps und den Sachsen statt. Am folgenden Tage wurde nun die Bewegung auf Beaumont fortgesetzt und hierbei ereignete es sich dann, daß das IV. preußische Corps, welches unbeobachtet die Waldungen südlich des genannten Ortes durchschritten, Granaten in das sorglos lagernde französische Corps werfen konnte. Dies war der Anfang der Schlacht von Beaumont, welche von den Franzosen nach der ersten Bestürzung mit großer Tapferkeit gefochten wurde. Die schmalen langen Waldwege erschwerten auf deutscher Seite die Heranführung der Verstärkungen, so daß erst mit Einbruch der Nacht der Feind bei Mouzon über die Maas geworfen ward. Die nicht im Gefecht gewesenen Corps setzten in der Nacht den Rückzug auf Sedan fort, während das preußische Garde Corps und die Sachsen am andern Morgen (31.) früh die Maas überschritten und auf Carignan rückten. So war der schmale Streif, welcher bis zur belgischen Grenze noch frei war, ebenfalls gesperrt.

Auf deutscher Seite war indeß am 30. August die dritte Armee gleichfalls schon bis auf die Höhe von Beaumont nach Norden vorgerückt, während die Bayern sogar bereits an den Gefechten dieses Tages Theil nahmen.

Den 31. August füllen nun die weiteren Bewegungen der dritten Armee nach Norden. Hierbei kam es noch zu einem Gefecht der Bayern um die Uebergänge bei Bazeille.

Im französischen Hauptquartier verhehlte man sich die große Gefahr, in welcher die Armee schwebte, nicht. Als ein Offizier mit der Meldung vom Eintreffen des neu gebildeten XIII. Corps (Vinoy) bei Mezières in Sedan eintraf, der indeß auf seiner Eisenbahnfahrt von dort her bereits von deutschen Truppen beschossen worden war, äußerten der Kaiser und Mac Mahon die

Abſicht ebendahin abzurücken. Hierbei legte der erſtere beſonderes Gewicht auf den Umſtand, daß den Deutſchen eine neue nähere Straße auf Mezières noch unbekannt ſein müſſe — weil dieſelbe auf der ihm vorliegenden Karte fehlte. Er zeichnete dieſelbe eigenhändig ein, doch war er im Irrthum, inſofern ſich jene Straße dennoch auf allen im deutſchen Heere ausgegebenen Karten befand.

Doch die Operationsfähigkeit des Heeres war bereits an Haupt und Gliedern gelähmt. — Die Truppen mußten zunächſt noch Ruhe haben; darüber verging der Vormittag. Der am Nachmittag abgehaltene Kriegsrath — das in ähnlichen Lagen immer wiederkehrende Symptom der Rathloſigkeit — kam zu keinem Entſchluß. Kurz die Armee blieb auf dem Plateau von Sedan, doch benutzten die einzelnen Corps die Zeit, um ſich zu verſchanzen. So führt uns das Werk an den Vorabend der großen Entſcheidung, die ſo über alles Erwarten glänzend ausfiel. Es zeigte ſich wie richtig die Maßnahmen auf deutſcher Seite geweſen, bei aller Vorſicht und Berechnung der verſchiedenen Wendung, welche die Ereigniſſe nehmen konnten.

„Der Feldherr, welcher in jedem einzelnen Fall, wenn nicht das Beſte, doch Verſtändiges anordnet, hat Ausſicht ſein Ziel zu erreichen. — Ueber den Ruf eines Feldherrn entſcheidet freilich meiſt der Erfolg und wie viel von demſelben ſein Verdienſt, iſt ſchwer zu verſtehn. Glück hat auf die Dauer aber wohl nur der Tüchtige".

Dies ſind Worte, welche die ſchon angeführte Denkſchrift des Feldmarſchall Moltke ſchließen und uns erſcheint, als ob ihre Wahrheit durch die in dem Obigen geſchilderten Begebenheiten volle Beſtätigung finden.

Briefe von Louis Napoleon an Friedrich Chriſtoph Schloſſer.*)

I.

Arenenberg le 10 Oct. 1831.

Monsieur

Votre lettre m'a fait un grand plaisir; si je n'y ai pas répondu plutôt c'est la maladie que j'ai faite qui en a été la cause, car il me tardait de vous exprimer, combien ma mère et moi nous avons été touchés des sentiments que vous nous avez montrés. Ma mère me charge de

*) Aus Schloſſers Nachlaß. Vergl. S. 376 d. Z.

vous remercier de votre aimable souvenir et des livres qui vous lui avez envoyés; elle a été très sensible au jugement flatteur d'un historien impartial. Si quelquefois elle a été en but à la médisance, ce qui doit la consoler c'est de n'avoir été mal jugée que par ceux qui ne la connaissaient pas.

Si quelques personnes agissent pour plaire à la foule, ils courent après un but trop léger car la meilleure récompense que peut ambitionner l'homme sage c'est l'estime d'hommes distingués comme vous.

J'épreuve une véritable consolation de trouver dans vous Monsieur un coeur qui me comprenne, un esprit qui veuille bien m'éclairer. Je vous ai fait preuve de confiance. Si l'occasion se repprésente, j'aurai encore recours à vous, car je mettrai votre amitié pour moi à l'épreuve toutes les fois que j'aurai besoin d'un jugement sain et d'un conseil d'ami.

Nous avons vu avec plaisir que vous vous étiez plû au milieu de nous; nous avons seulement regreté que votre séjour ici ait été si court, j'espère que vous viendrez nous revoir.

La Grande Duchesse de Bade qui a passé ici quelques jours veut bien se charger de ma lettre pour vous. Je lui ai marqué ma gratitude de m'avoir fait fair votre connaissance. J'ai été heureux de voir que nous nous rencontrons aussi dans les sentiments que nous portons à la Grande Duchesse, car je crois que tous deux nous professons pour elle la même vénération et le même dévouement.

Adieu Monsieur, croyez au plaisir que j'ai eu à vous voir, et à mes sentiments très distingués.

Louis Napoléon Bonaparte.

A Monsieur
Monsieur le Professeur Schlosser
Heidelberg.

II.

Mannheim den 28. März 1832.

Hochzuehrender Herr Geh. Hofrath

Noch vor meiner Abreiſe will ich Ihnen Ihre Schrift zurückſenden, die ich mit vielem Intereſſe geleſen habe. Man ſieht wohl daß Sie ſich die größte Mühe gegeben haben unpartheiiſch zu ſeyn, welches auch die erſte Eigenſchaft eines Geſchichtsſchreibers iſt, aber in Zeiten wo Leidenſchaften noch herrſchen iſt es höchſt ſchwer als gerecht in ſeinen Meinungen angeſehen zu

werden; denn die Verehrer des Kaisers Napoléon werden Sie vielleicht als ein zu strenger Richter betrachten, indem seine Feinde Sie als seinen Lobredner schildern werden. Was mich betrifft, so ist es ganz natürlich daß ich mich in die Reihe der Ersteren aufstelle, da ich Napoleon als den Gott des Lichts verehre dessen glänzende Erscheinung die Welt beleuchtete, und dessen wohlthätige und fruchtbare Spuren heutzutage die Freiheit hervorbringt. Doch glauben Sie nicht daß meine Begeisterung für den großen Mann mich verhindere die Vorwürfe die man ihm macht anzuhören und zu beurtheilen, wenn ich sie auch nicht immer zugebe, so lese ich doch mit Theilnahme alles was ihn berührt, und überhaupt wenn es von Jemandem geschrieben ist für den ich die innigste Hochachtung und eine wahre Freundschaft fühle.

Es ist mit Freude daß ich Ihnen hier wiederhohle wie sehr die Beweise ihrer Freundschaft mich gerührt und wie erfreulich es in meiner Stellung für mich ist Ihrer Theilnahme und Ihrer aufrichtigen Gesinnungen versichert zu seyn.

Wir haben wie Sie sehen unseren Aufenthalt hier verlängert, und gedenken nun erst den künftigen Montag von hier abzureisen. Darf ich Sie ersuchen Ihrer Frau Gemahlin meine Grüße und Hochachtung auszudrücken. Ebenso beauftragt mich meine Mutter Ihnen viel schönes zu sagen.

Rechnen Sie auf meine Freundschaft.

Louis Napoléon Bonaparte.

A Monsieur
Monsieur le Professeur Schlosser
à Heidelberg.

Berliner Bauten.

Von R. Dohme.

Der augenblicklichen Erschlaffung des privaten Kunstlebens gegenüber muß man es freudig hervorheben, daß der Staat in diesem Jahre mit einer so stattlichen Reihe von baukünstlerischen Aufgaben hervortritt, wie sie bisher hier gleichzeitig vielleicht noch nie gestellt worden, und die, in die rechten Hände gelegt, von nachhaltigem Einfluß auf Berlins architektonische Zukunft sein müssen. Dem Landtage sind Vorlagen für den Bau eines Campo santo, welches neben der Fürstengruft zugleich ein Pantheon für die berühmten Männer der Nation bilden soll, für den Neubau der großen Bibliothek und Akademie der Wissenschaften, Gewerbeakademie und des Gewerbemuseums

für die Errichtung eines landwirthſchaftlichen und eines ethnographiſchen Muſeums ꝛc. ꝛc. gemacht worden. Nur das Parlamentshaus fehlt noch immer. In richtigem Verſtändniſſe für die Sache iſt während der Berathungen darüber die Forderung laut geworden, daß ein durchdachtes Programm der geſammten bevorſtehenden Bauthätigkeit vorgelegt werde, womit die heutige Praxis, daß jedes Miniſterium für ſich allein denkt und arbeitet, ihr Ende finde. Die Berechtigung zu einer ſolchen Forderung, wie die Schäden des bisherigen Syſtems, ſind ſchon in früheren Correſpondenzen an dieſer Stelle beſprochen worden. Es muß aber, wie die Nationalzeitung dies ſehr richtig hervorgehoben, ein ſolcher erſter Schritt nothgedrungen dahin führen, die Creirung eines beſonderen Bauten- (und Kunſt-) Miniſteriums näher, als bisher geſchehen, in das Auge zu faſſen. Das Bedürfniß dafür iſt längſt vorhanden, wenn es ſich auch wie — dies bei mehr allen ideellen Intereſſen der Fall — nicht ſo acut fühlbar macht, wie etwa der Hunger bei Jemand, der vierundzwanzig Stunden gefaſtet oder wie die Folgen einer verfehlten Finanzſpeculation bei dem Unternehmer.

Es ſei aber geſtattet, im engſten Anſchluſſe hieran auf einige Punkte hinzuweiſen, an denen die Entwickelung unſerer heutigen Architektur krankt, und deren Abhülfe keineswegs auf die ferne Zeit, für die wohl erſt das „Kunſtminiſterium" zu erhoffen, verwieſen bleiben ſollte, denn gerade bei der bevorſtehenden großen Bauthätigkeit wird ſich jedes neue Jahr des Hinausſchiebens empfindlich rächen. Und doch iſt leider bis jetzt wenig Ausſicht auf baldige Beſſerung! Zunächſt das alte, ſeit langer Zeit immer vergeblich wiederholte Verlangen: Trennung des Ingenieur- und des Hochbaufaches. Hier ein Zweig der exacten Wiſſenſchaften, dort eine Kunſt, die beide im Grunde herzlich wenig mit einander zu thun haben, es ſei denn, daß ſie vielfach mit demſelben Rohmaterial operiren. Mögen die Ingenieurbaufächer bei der Verſchmelzung ganz gut gedeihen, die Kunſt muß an dem Ballaſt, der ihr mitgegeben wird, zu Grunde gehen. Es iſt ſchwer, in weniger Worten die mannigfachen Gründe für dieſe Behauptung zu präciſiren. Nur einer ſei hier angedeutet. Der angehende Baukünſtler wird gezwungen, Zeit und Mühe auf Studien zu verwenden, welche ihm abſolut nichts nützen, und verliert ſo die Zeit, ſich in ſeinem eigenen Fache auszubilden; denn — wir wollen die Sache gleich recht praktiſch anfaſſen — da noch nie ein tüchtiger Ingenieur im Baumeiſterexamen wegen Mangels an künſtleriſcher Befähigung durchgefallen, recht oft aber ſehr talentirte Architekten wegen ungenügender Kenntniß der Ingenieurfächer, ſo ſetzt der Student ſeine beſte Zeit auf die Aneignung einer ganzen Reihe ſchwieriger, oft dem Künſtler ganz beſonders unſympathiſcher Disciplinen, die er nach beſtandenem Examen ſo bald als möglich zu vergeſſen ſtrebt; Hand und Geſchmack aber zu bilden bleibt ihm dadurch während der Studien-

jahre viel zu wenig Zeit. Und daß auch die Kunst bei aller vorauszusetzender Begabung erlernt sein will, in mühsamer langjähriger Arbeit gerade so gut wie jedes Handwerk, nur ungleich schwieriger, erlernt werden muß, darüber täuscht sich doch höchstens die Faulheit selbst. Das Resultat ist denn auch, daß auf der Berliner Bauakademie im Durchschnitt schlechter gezeichnet wird, als auf anderen, und mit der Uebung der Hand entwickelt sich meist auch das eigentliche Können. Es ist dafür kein Ersatz, daß die hiesige streng stilistische Zucht auch dem Unfähigsten die Garantie bietet im treuen Anschluß an das Erlernte große in die Augen fallende Abenteuerlichkeiten und Geschmacklosigkeiten zu vermeiden; die ertödtende Langeweile des ewigen Einerlei in Form und Farbe tritt dafür als Gegengewicht ein.

Leider gewinnen die Ingenieure durch das Zusammenwerfen mit den Architekten, da ihnen dadurch der Zugang zu allen Staatsbeamtenstellen offen steht. Auf der Akademie erlangen sie leicht die Schulroutine im Entwerfen, d. h. in diesem Falle im verschiedenartigen Zusammensetzen ganz bestimmter ein für alle Mal sanctionirter Detailbildungen, und glauben schließlich selbst die oft wiederholte Phrase „das bischen Hochbauen kann am Ende jeder" Ingenieur. Da nun unsere heutige Zeit mehr Wasser-, Wege-, Eisenbahnbaumeister und Constructeure als Schönbaumeister gebraucht, so wird die Majorität stets für Beibehaltung der Verbindung sein und unterzeichnet den obigen Satz; das aber war bisher stets ein Haupthinderniß für die Durchführung der oft angeregten Trennung. Das Hochbauwesen gehört von Rechtswegen eng zusammen mit den beiden Schwesterkünsten; eine gemeinsame Kunstakademie hätte die drei bildenden Künste zu umfassen. Bekanntlich ist neuerdings dem Abgeordnetenhause das Programm der lang ersehnten Reform der Kunstakademie vorgelegt worden. Die Aenderungen sollen auf einige Jahre versuchsweise eingeführt, und erst nach gesammelten praktischen Erfahrungen eine definitive Reorganisation vorgenommen werden. Vielleicht ist bis zu jener Zeit auch die Trennung der Baufächer principiell entschieden und man könnte daran denken, das zusammengehörende auch wirklich zu vereinigen. Ich meine die Ausbildung unserer Maler — die auf Seiten der Technik schon jetzt gehoben werden soll — würde dann auch wissenschaftlicher, die des Architekten künstlerischer werden, und beides wäre ein schöner Gewinn. Aber freilich ressortirt vorläufig noch die Bauakademie vom Handels-, die Kunstakademie vom Kultusminister.

Der zweite Wunsch, gerade im Hinblick auf die dargelegten Verhältnisse besonders berechtigt, ist die Uebertragung der staatlichen Monumentalbauten an wirklich berufene Kräfte und nicht an die durch Anciennität zu dem betreffenden Ministerialposten gelangten Beamten. Den Gewinn, den die Kunstentwickelung aus der so veränderten Praxis giebt, hat man reichlichste Gele-

genheit an dem Stande der heutigen Wiener Architektur zu beobachten. Da ich aber über diesen Punkt erst vor kurzem an einem andren Orte ausführlicher gesprochen, so genüge hier der bloße Hinweis.

Endlich ist es dringend wünschenswerth für die Zukunft die öffentliche Ausstellung aller Entwürfe und Umbauten von monumentalem Character zu gewähren. Es heißt von der öffentlichen Meinung und dem allgemeinen Geschmack wahrlich ungebührlich denken, wenn man nicht einräumen will, daß ein solches Zurschaustellen der Entwürfe und die daran geknüpfte Discussion der Sache zu Gute kommen würde. Dinge, wie sie heut noch geschehen, wären damit ein für alle Male unmöglich. Ein Beispiel für viele. Sollte, wenn man die Zeichnungen für den Umbau der Kommandantur öffentlich ausgestellt hätte ihr Umbau in dieser Weise möglich gewesen sein? Von der, neuen Façade des provisorischen Reichstagsgebäude gar nicht zu reden. Wo man sich der Ziele und seiner Kraft sicher bewußt ist und mit ganzer Seele für seine Arbeit einzustehen vermag, da scheut man die Oeffentlichkeit nicht, ihre Stimme ist dann nur ein Agens mehr das Rechte flott zu fördern! Das beweist jetzt eben wieder im Kleinen die Verwaltung der Gemäldegalerie des Museums. Sie führt in Verbindung mit der Ausstellung der Suermondtschen Sammlung dem Publicum einen Versuch des von ihr beabsichtigten Umbaues der Galerie vor, und setzt so jeden Interessenten in Stand sich selbst ein Urtheil über die mit hinreichender Leidenschaft seit Jahren discutirte Frage zu bilden. So schön auch die Pietät gegen den großen Meister Schinkel, die sich gegen jede Aenderung seines wohldurchdachten Planes aussprach, ist, das praktische Bedürfniß und der Nutzen der Sache, der Schinkel wie die Heutigen zu dienen hatte, bleibt das maßgebende. Augenblicklich sind in die älteren Räume drei geschlossene Cabinette in leichter Ausführung hineingebaut. Von dem hinteren Theil der alten Gemächer, in den bei nicht ganz klarem Himmel nie genügendes Licht dringt, ist eine breite Passage abgeschnitten, die, später mit Oberlicht erleuchtet, zur Noth auch Gemälde aufnehmen kann und die Verbindung zwischen den projectirten Oberlichtsälen herstellt, welche mit einer größeren Anzahl jener kleinern Cabinette abwechseln sollen. In diesen sind die Wände schräg zum Fenster gestellt, so daß selbst das letzte Bild noch volles Seitenlicht empfängt. Die jedesmal nur schmale Rückwand gegenüber dem Fenster soll womöglich nur vereinzelt mit Bildern behängt werden, da diese unter den unvermeidlichen Reflexen des rechtwinklich auffallenden Lichtes leiden; sie erhält daher in ihrem Haupttheil jedesmal irgend eine gefällige Decoration. Die Decke ist so tief gelegt, daß die Verhältnisse harmonisch sind und das Licht voll bis zu ihr hinaufgeht. Schinkel hatte bekanntlich in die mächtigen durchgehenden Säle nur kleinere Zwischenwände eingezogen, die nicht höher hinaufreichten, als der aufzuhängenden Bilder wegen nöthig; er wollte damit

die Bequemlichkeit der Betrachtung in kleineren Räumen mit der imponirenden Wirkung großer Saalentwickelungen vereinigen. In wie weit er beides erreicht, ist jedenfalls eine Frage, über die man sehr verschiedener Ansicht sein kann. Dagegen ist die Behaglichkeit, mit der man sich jetzt in den neu entstandenen gleichmäßig hellen Räumen dem Genuße des Ausgestellten hingeben kann, wohl Jedem auffallend und habe ich wenigstens sie in unserem Museum noch nie so wohlthuend und lebhaft empfunden! Man könnte und wird auch voraussichtlich hier und da einwenden, daß der so ausgeführte Umbau statt den Raum erheblich zu vermehren, ihn eben beschränke. Dies könnte — ich habe es nicht berechnet — für diejenigen vielleicht richtig sein, die nicht danach fragen, daß bisher sehr viele Bilder ausgestellt waren, die man niemals auch nur leidlich gut sah, während in Zukunft alle Wände und Räume ausreichendes Licht haben werden. Aber ganz abgesehen hiervon dürfte es, jemehr wirklich gute Werke neu hinzukommen, nur ein um so größerer Gewinn sein, wenn eine ganze Anzahl starken Mittelgutes namentlich aus den Schulen der Verfallszeit, wie es sich jetzt oft in größten Formaten breit macht, ganz aus der Galerie entfernt würde. Nicht nach der Menge, sondern nach der Qualität der vorhandenen beweißt sich der Werth einer Sammlung. Und vom kunstgeschichtlichen Standpunct aus sind die einzelnen Virtuosen der Spätzeit meist völlig genügend mit einem oder zwei charakteristischen Werken vertreten; was darüber hinaus vorhanden, fände besser in Provinzialgalerien seinen Platz, statt hier als nichtmehr fruchtbringendes Capital nutzlos aufgehäuft zu werden.

Ueber die ausgestellte Galerie Suermondt selbst zu berichten scheint mir in einer kurzen Correspondenz, wie diese, nicht der Ort. Bei ihrer großen, den Character einzelner Abtheilungen der Galerie völlig verändernden Bedeutung muß man entweder ausführlich von ihr reden oder aber unter Vermeidung allgemeiner und wenig sagender Phrasen ganz schweigen; zumal das beste und gründlichste, was überhaupt über diese vielfach in der Kunstwissenschaft besprochene und erwähnte Sammlung gesagt worden, der jetzt ausgegebene raisonnirende Katalog, eine Arbeit der beiden Galerievorstände, ist. Seine historisch-kritischen Schilderungen der holländischen und vlämischen Schulen in ihrer Gesammtentwickelung sind geradezu Meisterwerke; sie so gut wie die kurzen jedem Künstler beigegebenen Charakteristiken führen uns trotz ihrer knappen Form in vielen Fällen neue Forschungen, in allen die Resultate einer von glücklichem Auge und ausgedehntester Materialkenntniß unterstützten tiefen Studiums vor. So präcis und prägnant, so eindringend und klar ist wohl in unserer Literatur überhaupt noch nicht der Kunstcharakter jener Perioden und Meister ergründet worden wie hier der eines Frans Hals, Rembrandt, Jan van der Meer, Jakob Ruisdael u. s. w. und zwar jedesmal in wenigen Sätzen.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Stuttgart. Der kirchliche Friede in Württemberg. — Ueber dem berühmten kirchlichen Frieden in Württemberg ziehen ſich drohende Wolken zuſammen. Die Anzeichen mehren ſich, daß das Land nicht länger die glückliche Oaſe bleiben kann, als welche es noch kürzlich in officiellen Toaſten vielgeprieſen worden iſt. Der kirchliche Friede iſt ohne Zweifel ein höchſt angenehmes Ding geweſen, nur beginnt man jetzt einzuſehen, daß er um einen etwas theuren Preis erkauft war. Er hat mit einem Worte zum Deckmantel gedient, unter welchem die katholiſche Propaganda von Stellung zu Stellung vorgedrungen iſt, unter ſtillſchweigender Connivenz der Regierung, welche die Annehmlichkeit den Culturkampf vom Lande entfernt zu halten, gern mit Zugeſtändniſſen an einen Biſchof bezahlte, deſſen verſöhnliche Haltung ſo vortheilhaft gegen die ſeiner Amtsbrüder abſtach und der ſichtlich mit Widerſtreben, als der letzte, ſeine Unterwerfung unter Rom vollzogen hatte. War doch eben dieſe Unterwerfung von ihm damit motivirt worden, daß er um den Preis dieſes perſönlichen Opfers den Friedenszuſtand ſeiner Diöceſe werde aufrecht erhalten können. So beruhte der ſeitherige Zuſtand auf einem freundſchaftlichen Compromiß zwiſchen dem Ordinariat in Rottenburg und der Canzlei am alten Poſtplatze in Stuttgart. Zwiſchen ihnen wurde alles, was Kirche und Staat gemeinſchaftlich anging, in verbindlichſtem Verkehre verabredet. Wie ſchon die Form, in welcher ſich Hefele Rom unterwarf, und die gleichzeitige officielle Erklärung der württembergiſchen Regierung auf einer Uebereinkunft beider Theile beruhte, ſo iſt der Biſchof immer zu Rath gezogen worden, wenn ein Geſetz im Werke war, das die Grenzgebiete betraf. Als die Regierung vor einiger Zeit an die Vorbereitungen zu einem Geſetz über Einrichtung von Kirchengemeinden und Feſtſtellung von deren vermögensrechtlichen Befugniſſen ging, war das Erſte, daß ſie die Meinung des Biſchofs über die heikle Materie einholte. Das Einführungsgeſetz zur Civilehe wurde den Ständen nicht vorgelegt, bevor es die biſchöfliche Approbation erhalten hatte. Der Biſchof war ſeinerſeits gefällig, ſo weit er es innerhalb beſtimmter Schranken ſein konnte. Aber den Löwenantheil trug bei dem Compromiß die Kirche davon. Eben darum ließ die vaticaniſche Partei den Biſchof gewähren. Sie war längſt ſtärker als er, aber ſie duldete ihn, weil er zuletzt ihre Zwecke beſſer förderte, als ihre Herrſchaft thun konnte, die den Bruch raſch herbeigeführt hätte. Mehr als einmal ſpendeten der Papſt und der Cardinal Antonelli einer Diöceſe ihr Lob, in welcher — ein ſeltener Troſt in ſo ſchlimmer Zeit — ſo herzerfreuender Friede zwiſchen der Kirche und der ſtaatlichen Gewalt beſtand.

Dieſes Lob galt weniger dem doch immer halb verdächtigen Biſchof, dem bereits mit Kirchenſtrafen gedroht war, bevor er ſich der Unfehlbarkeit bequemte; es war mehr dazu beſtimmt, der Regierung und dem Hofe zu ſchmeicheln. Der König, perſönlich eine wohlwollende, friedliebende Natur, war leicht zu gewinnen für ein Verhalten, das ihm als Gerechtigkeit gegen den nunmehr ſchwächeren Theil der Bevölkerung vorgeſtellt wurde. Umſomehr, als in ſeiner Umgebung lange Zeit der Mythus verbreitet worden iſt, ſeine Katholiken ſeien ungleich loyalere Unterthanen, als die verdächtig nach Preußen hinſchielenden Proteſtanten. In den Regungen des altwürttembergiſchen Geiſtes ſieht König Carl wohl veraltete Vorurtheile, über die der gerechte Herrſcher eines paritätiſchen Landes erhaben ſein muß. Daß den Katholiken ja kein Härchen gekrümmt werde, iſt dem Regenten ein ganz perſönliches Anliegen, und er verſäumt nicht, ſo oft ein neuernannter evangeliſcher Prälat das Gelöbniß in ſeine Hand ablegt, demſelben die Bewahrung des confeſſionellen Friedens in ſo angelegentlicher Weiſe auf die Seele zu legen, als ob, wenn dieſem Frieden eine Gefahr drohe, daran lediglich proteſtantiſcher Uebermuth die Schuld tragen könne. Nicht ganz ſo harmlos ſind die katholiſchen Sympathien, die in der Umgebung der Königin gepflogen werden. Hier geſtalten ſie ſich zu jener praktiſchen Betriebſamkeit, die des Aushängeſchilds humaner Zwecke ſich mit ſo gutem Erfolge bedient. Es gehört in den Hofkreiſen zum guten Ton, die katholiſchen Beſtrebungen mit Collecten und Lotterien, mit Bällen und Concerten zu unterſtützen; der junge Caplan Zimmerle, welcher der geiſtliche Leiter der Propaganda in Stuttgart iſt, derſelbe, der kürzlich auf Grund des Kanzelparagraphen in Unterſuchung genommen wurde, ſteht im engſten Vertrauen einflußreicher Damen der Königin.

Bei der hohen Protection, welche dergeſtalt die Katholiken genießen, iſt es begreiflich, daß lange auch die beſcheidenſte Gegenſtimme nicht ſich hervorwagte. Auf die Regierung ſelbſt konnten die allerhöchſten Neigungen nicht ohne Einfluß ſein. Und bei dem Cultusminiſter Geßler kam noch ein perſönlicher Zug weitgehender Indifferenz hinzu, die mehr ein Ausfluß des Temperaments, als der politiſchen Berechnung iſt. Entſchloſſen einzugreifen iſt nicht ſeine Sache, es entſpricht ſeiner Natur, den Dingen ihren Lauf zu laſſen, für ihn war der kirchliche Friede zugleich ein bequemes Ruhekiſſen. Konnte er ſich doch zuletzt auf das Bewußtſein zurückziehen, daß Württemberg ein Kirchenrecht beſitzt, das, wie ſein Vorgänger im Amt ſoeben der Welt auseinanderſetzte, muſterhaft iſt und mit kluger Vorausſicht all den kirchlichen Conflicten vorgebeugt hat, die anderwärts aus dem Mangel ähnlicher Weisheit entſprungen ſind. Ueberdies waren es ja nur ganz kleine harmloſe Gefälligkeiten, die man von ihm verlangte. Es lag ja nur im Intereſſe des Staatsdienſtes, wenn dieſem möglichſt viele Kräfte dadurch zugeführt wurden,

daß man die katholischen Seminarien mit Zöglingen überfüllte, welche hier auf Staatskosten erzogen wurden, um später in die verschiedenen Zweige des Staatsdienstes überzugehen. Es war doch nur Sache der Billigkeit, von dem Schatze der Kriegsentschädigungsgelder auch eine Summe für katholische Zwecke zu verwenden und daraus den Tübinger Katholiken eine Kirche zu bauen, obwol eine Verpflichtung des Staats zu diesem Bau nicht nachgewiesen werden konnte. Es war doch nur menschenfreundlich, wenn man den in Preußen gesperrten Priestern „provisorisch" in unserem Lande ein Unterkommen gewährte. Und dann die geistlichen Orden. Die barmherzigen Schwestern waren schon lange im Land und an denen war ja kein Arg. Jedermann rühmte nicht blos die Dienste, die sie in der Krankenpflege leisteten, sondern auch den Tact, mit dem sie alles confessionell Anstößige zu vermeiden wußten. Warum sollte man nicht ein Auge zudrücken, wenn sie da und dort auch anfingen sich um Schule und Unterricht verdient zu machen? Und bei dem Mangel an männlichen Unterrichtskräften, war es nicht höchst erwünscht, daß eine Congregation von Schulschwestern sich im Lande ansiedelte, die für diesen Zweck ihre billigen Dienste erbot? Man brauchte ihnen ja gar nicht staatliche Genehmigung zu ertheilen, man brauchte blos ein Auge zuzudrücken, man konnte sie einfach gewähren lassen, unter dem Vorbehalt, sie unter Umständen jederzeit wieder zu entfernen. Und sie wollten ja auch gar nicht „Klöster" errichten — wer wird auch gleich ein so anstößiges Wort brauchen wollen? Aber, daß sie zusammenwohnten, nach ihrer Hausordnung lebten, mit der Zeit nach einem eigenen Hause strebten, konnte man ihnen doch nicht verargen. Im höchsten Falle handelte es sich um eine „Niederlassung", und es wäre doch grausam gewesen, wenn man diese Niederlassung gehindert hätte, durch Zweigniederlassungen, Exposituren, Filialen ꝛc. ihre wohlthätige Wirksamkeit überall da auszubreiten, wo man sie aufzunehmen Willens war. Das geschah zunächst in der Stille, in entlegenen katholischen Gegenden, in Oberschwaben; aber wenn sie hier einmal eingewohnt waren, konnten sie es immerhin wagen, den Fuß vorsichtig auch in die Hauptstadt zu setzen, wo die katholische Sache so mächtige Fürsprecher besaß, und wo es zur Zerstreuung altwürttembergischer Vorurtheile nichts schaden konnte, wenn man die Residenzbevölkerung allmählich an den früher unerhörten Anblick von Ordensschwestern gewöhnte. Es schien den Minister Geßler nicht zu kümmern, daß die Zahl dieser Nonnen, um sie beim rechten Namen zu nennen, die sich in Württemberg theils der Krankenpflege, theils dem Unterricht widmen, schon vor zwei Jahren die Zahl von gegen 400 erreichte.

Weniger leicht läßt sich ein Urtheil darüber gewinnen, in wie weit der Minister Mittnacht, der thatsächliche Leiter der württembergischen Politik, Theil an diesen Vorgängen hat. Daß die katholische Partei einen Minister

ihres Bekenntnisses, der seine ersten politischen Sporen im Großdeutschen Verein verdient hat, mit Freuden an der Spitze des Staates sieht, begreift sich. Allein Niemand glaubt im Ernste, daß er im Einverständniß mit ihr stehe. Dem würde schon Mittnachts vorsichtige, berechnende, zugeknöpfte Natur widersprechen. Auch wäre es unbillig, ihn für Thun und Lassen seiner Collegen schlechthin verantwortlich zu machen, seine Stellung ist noch immer nach mehr als einer Seite schwierig, er hat nicht freie Hand um ohne Weiteres in das Ressort seiner Collegen einzugreifen. Ist doch sein eigenes Ressort so umfassend und vielseitig, daß ihm nicht einmal für Alles, was innerhalb desselben geschieht und etwa gesündigt wird, z. B. im Departement der Verkehrsanstalten, eine directe Verantwortlichkeit aufgebürdet werden kann. Die eigenthümlichen Verhältnisse im auswärtigen Dienst, der vorzugsweise in katholischen Händen liegt, fand er vor; erhebliche Personalveränderungen hat er schon durchgesetzt, andere bleiben noch zu wünschen. Es ist allerdings eine Anomalie, daß der Canzleidirector im auswärtigen Amt, ein Convertit, zu den Intimen des vorhin genannten Caplans, des Präses des Gesellenvereins, gehört. Derselbe Herr, durch den die Correspondenz über die wichtigsten Staatsangelegenheiten geht, ist der Vorstand des katholischen Casino und geberdet sich gegenüber dem in Stuttgart erscheinenden gemäßigt-katholischen Blatte, dem „deutschen Volksblatt", als eine Art Obercensor und Großinquisitor. Ja es wird versichert, daß im Zimmer dieses Canzleidirectors, wenige Schritte vom Zimmer des Herrn von Mittnacht, ganz ungenirt Comitésitzungen der katholischen Partei gehalten werden. Wenn aber der Minister ein Recht hat, nicht blos nach dem beurtheilt zu werden, was er bisher unterließ, sondern auch nach dem, was er bisher gethan hat, so fällt vor Allem ins Gewicht, daß er es ist, der seit dem Jahr 1870 die württembergische Politik durchaus correct, durchaus im Einklang mit der Reichsregierung geleitet hat. Auch bei kirchenpolitischen Vorlagen hat er sich von dieser Linie niemals entfernt. Sein Verdienst ist es vornehmlich, daß die nationalliberale Partei des Landes in allen politischen Fragen im besten Einvernehmen mit der Regierung steht, und nur diesem Zusammenwirken ist es zu verdanken, daß die demokratische Partei so gründlich niedergefallen ist. Er persönlich hat in der Kammer der particularistischen Demokratie die schwersten Niederlagen beigebracht und sie dadurch in die entehrende Allianz mit den Ultramontanen gedrängt. Hier ist allgemein die Ueberzeugung, daß wenn die Regierung neuerdings zu größerer Wachsamkeit gegenüber den katholischen Umtrieben sich zu ermannen scheint, diese Wendung dem Eingreifen des Ministers Mittnacht zu danken ist.

Der nächste Anlaß zu dieser Wendung liegt indessen in der Stimmung des Volkes, die vom leisen Gemurmel allmälig doch bis zum lauten Meinungsausdruck sich hervorgewagt hat. Theils findet man die der Propaganda bis-

her erwieſene Duldung wenig übereinſtimmend mit der Rückſicht auf Preußen und das Reich, die in einem erbitterten Kriege mit Rom begriffen ſind. Theils fängt das altwürttembergiſche Bewußtſein an, die lange bewieſene Geduld allmälig zu verlieren. Letzteres zumal in Folge der Ausbreitung des Congregationsweſens. Dieſe Ausbreitung war bisher ſo in der Stille betrieben worden, daß kaum Jemand eine Ahnung davon hatte. Erſt in neueſter Zeit iſt der Stand der Sache ans Tageslicht gekommen. Zwei Vorkommniſſe haben dazu gedient, dem Volke die Augen zu öffnen, der katholiſche Landesbazar und die Einniſtung der Schulſchweſtern. Wie vorſichtig immer vorwärtsſchreitend; hier hat ſich die Propaganda allzuweit vorgewagt, und theilweiſe wenigſtens ſah ſie ſich genöthigt ihre Schritte zurückzuthun.

Mit großen Trompetenſtößen wurde eines Tages in den Zeitungen des Landes verkündigt, daß unter hoher und allerhöchſter Protection ein mit Lotterie verbundener Bazar ins Leben gerufen werde, deſſen Ertrag dazu beſtimmt ſei, verſchiedene Anſtalten zur Heranbildung männlicher und weiblicher Krankenpfleger theils zu unterſtützen, theils neuzugründen. Ein Drittel vom Ertrag ſollte den Barmherzigen Schweſtern in Stuttgart zur Errichtung eines eigenen Hauſes, ein Drittel einer evangeliſchen Anſtalt nach dem Muſter des Rauhen Hauſes, das letzte Drittel einer neutralen Anſtalt zu Gute kommen. Man hatte mit kluger Berechnung vollſtändiger Parität ſich befleißigt; allein dies hinderte nicht, daß es in proteſtantiſchen Kreiſen ſofort Mißſtimmung erregte, daß zum Zweck der Erbauung eines Nonnenkloſters in Stuttgart — denn dies war des Pudels Kern — die Unterſtützung des ganzen Landes in Anſpruch genommen wurde. Und zwar in der zudringlichſten Weiſe in Anſpruch genommen wurde. Denn der Exminiſter Golther, jetzt Präſident der Centralſtelle für das Wohlthätigkeitsweſen, welcher nebſt den Hofdamen der Königin der eigentliche Faiſeur dieſer Humanitätslotterie iſt, beeilte ſich ſofort die amtlichen Organe für ſein Unternehmen durch das ganze Land in Bewegung zu ſetzen. Die ſogenannten gemeinſchaftlichen Oberämter (Pfarrer und Amtleute) erhielten die dringlichſten Weiſungen, ſie wurden gewiſſermaßen für den Erfolg verantwortlich gemacht, man trug ihnen ſogar auf, nach Stuttgart die Namen der einzelnen Geber und ihrer Gaben zu vermelden. Man wollte alſo die Gut- und die Schlechtgeſinnten kennen lernen, die ganze Maſchinerie trat mit einem Terrorismus auf, der im Voraus alle Bedenken niederwerfen ſollte. Trotzdem wagten ſich ſolche Bedenken hervor, viele evangeliſche Geiſtliche verſagten ihre Mitwirkung. Die Mißſtimmung war derart, daß der Miniſterrath, hinter deſſen Rücken Golther — gedeckt durch höheren Rückhalt — gehandelt hatte, ſich mit der Sache befaſſen mußte. Die Miniſter beſchwerten ſich beim König, und Golther mußte ſich eine Zurechtweiſung gefallen laſſen. Aber die Sache war ſchon zu weit gediehen, der König und

die Königin selbst zu sehr für dieselbe engagirt, als daß man sie rückgängig machen konnte. Und so wird es der Stadt Stuttgart nicht erspart bleiben, ein Nonnenkloster in seinen Mauern zu sehen, vorausgesetzt, daß der Bazar das gewünschte Erträgniß liefert. Die Gerechtigkeit erfordert beizufügen, daß die Wirksamkeit der barmherzigen Schwestern, die in 232 Mitgliedern über Württemberg verbreitet sind, allgemein anerkannt ist. Sie gehören dem Orden des heiligen Vincenz von Paula an, haben ihr Mutterhaus in Gmünd und sind schon seit dem Anfang der fünfziger Jahre mit förmlicher staatlicher Genehmigung im Lande angesiedelt.

Anders verhält es sich mit den Schulschwestern, die in 48 Stationen und 144 Exemplaren sich im Lande befinden, die aber keinerlei staatliche Genehmigung besitzen, sondern lediglich geduldet sind, ein Zustand, der schwer mit dem Gesetz von 1862 vereinbar ist, wonach solche Congregationen erst durch förmliche staatliche Genehmigung das Recht der Ansiedelung erlangen. Es ist etwa zehn Jahre her, daß etliche Franziskanerinnen vom Mutterhaus Dillingen in Bayern in unserem katholischen Oberlande erschienen und sich zu Sießen bei Saulgau ansiedelten. Die Sache fing ganz klein an, sah überaus unschuldig aus und begab sich an einem abgelegenen Ort. Im Lauf der Jahre aber wurde diese Zweigniederlassung selbst zu einer Mutteranstalt, die von Position zu Position weiter zu bringen versuchte. Vor sechs Jahren suchte die katholische Geistlichkeit in Stuttgart um die Erlaubniß nach, einige dieser Nonnen als Lehrschwestern in der katholischen Volksschule zu verwenden. Der Gemeinderath ließ sie zu, wesentlich aus ökonomischen Rücksichten und, weil er der Meinung war, einer Congregation, die ungehindert im Lande sei und sich ausbreite, könne es nicht an der regelrechten staatlichen Genehmigung fehlen. Neuerdings nun war die Absicht, eine weitere Anzahl dieser Schulschwestern hieherzuziehen, und zwar an eine neuzugründende Privatanstalt zur Erziehung katholischer Töchter. Dies hätte aber nicht blos eine Vermehrung der Zahl bedeutet, sondern die vermehrte Anzahl hätte sich zu einem eigenen Ordenshaus zusammengethan, es stand mit anderen Worten die Errichtung eines zweiten Klosters zu Stuttgart in Aussicht. Das war denn doch eine starke Herausforderung. Zwar der Gemeinderath hatte sich bereits für die Zulassung erklärt, theils wieder sich darauf berufend, daß die Congregation ja bereits vom Staate autorisirt sei, theils beeinflußt und überrumpelt durch den Oberbürgermeister, der mit schwer begreiflichem Eifer für die Schwestern Partei nahm und den Gegenrednern das Wort entzog. Allein im Publicum erregte dieser Beschluß des Gemeinderaths, der zusammentraf mit der Entfernung der Schulschwestern aus Baden, nachdem Preußen schon vor zwei Jahren vorangegangen war, gerechtes Aufsehen. Und nun trat die Regierung mit der überraschenden Erklärung hervor, diese Congregation sei

mit nichten conceſſionirt, ſie ſei blos factiſch geduldet, der Gemeinderath habe völlig freie Hand, deſſen Entſcheidung werde vielmehr, dem Geſetze gemäß, für die Regierung ein Moment bei der Frage der Zulaſſung bilden. Dieſe Erklärung ließ einen Blick in die merkwürdige Indolenz werfen, mit welcher das Cultusminiſterium bisher der Ausbreitung dieſer Congregation zugeſehen hatte, ohne überhaupt ſich mit der Frage der Zulaſſung zu beſchäftigen, aber ſie ſchien doch als ein erſtes ſchwaches Zeichen einer Wendung. Das Miniſterium wollte ſichtlich jede Verantwortung von ſich abwälzen, wobei es freilich nicht zu ſehen ſchien, daß es die ſchärfſte Anklage gegen daſſelbe bildete, wenn es Jahre lang eine geiſtliche Congregation ohne ſtaatliche Genehmigung hatte ſich ausbreiten und an der Erziehung der Jugend arbeiten laſſen. Jetzt ſchöpften die Gegner neuen Muth, der Beſchluß des Gemeinderaths wurde reformirt, und die Gründer des neuen Erziehungsinſtituts hielten angeſichts der erregten öffentlichen Meinung und am Beiſtand des Gemeinderaths wie der Regierung verzweifelnd für gerathen, ihr Geſuch, bevor man es abwies, freiwillig zurückzuziehen.

Sie täuſchten ſich, wenn ſie meinten, damit der öffentlichen Meinung genug gethan zu haben. Das Geſuch, um Vermehrung der hier wirkenden Schul-Franciscanerinnen war zurückgenommen, aber die Sache ſchien nun eine principielle Entſcheidung zu verlangen. Man wußte jetzt, daß der Aufenthalt der Schulſchweſtern im Lande keinerlei legale Grundlagen hat, darum fort aus unſeren Schulen mit einer geiſtlichen Congregation, die ihre Weiſungen von auswärts erhält und zuletzt zur Miliz des unfehlbaren Papſtes gehört. Auf dieſen Standpunkt ſtellte ſich eine Bürgerverſammlung, die am Abend des 1. April zunächſt zur Feier von Bismarcks Geburtstag zuſammengetreten war. Sie faßte eine Reſolution, welche ſich principiell gegen die Schulſchweſtern erklärte, zugleich die Solidarität aller Nationalgeſinnten mit der Kirchenpolitik der Reichsregierung ausſprach und die Hoffnung anknüpfte, daß die württembergiſche Regierung, entſprechend ihrer ſonſtigen reichstreuen Haltung, ein wachſames Auge auf die ultramontanen Umtriebe richten werde. Es iſt nicht zu zweifeln, daß dieſe Erklärung lebhaften Widerhall im Lande finden wird. Man darf darin das erſte Signal zum Culturkampf in Württemberg erblicken. Die Frage iſt, wie das Miniſterium darauf antworten wird.

Aus Berlin. Parlamentariſches und Socialdemokratiſches. Die Meininger. — Auf dem parlamentariſchen Theater hatten wir in der vergangenen Woche nach der trockenen Provinzialordnung wieder einmal den „anregenden Culturkampf", wie ſich der Abgeordnete von Schorlemer ausdrückte. Aber die Debatten verlieren zuſehens an Intereſſe. Was kann man auch über dieſe Dinge ſagen, was nicht ſchon hundertmal geſagt wäre?

Es wäre wirklich allmählich an der Zeit, daß man gleich an die Abstimmung ginge, statt immer aufs Neue die abgedroschenen Streitfragen erörtern zu müssen, ob die Kirchengesetze Gewissen und Glauben verletzen, ob das vaticanische Concil das Wesen der katholischen Kirche umgestaltet hat und dergl. Es ist nachgerade Alles so stereotyp, daß man zum Voraus nicht nur die Argumente, sondern auch die Redner, von welchen sie wieder ins Treffen geführt werden, mit Sicherheit kennt. Der Abgeordnete Reichensperger beginnt regelmäßig den Kampf mit dem ihm eigenen sittlichen Ernst und sachlicher Behandlung, Vorzügen, die immer noch von einigem Eindruck sind; dann folgt von ultramontaner Seite die selbstgefällige, zwischen hohlem Pathos, kecken Verdächtigungen und witzelnden Ausfällen getheilte Rede Schorlemers und schließlich Windhorsts verletzende von persönlicher Malice strotzende Bitterkeit. Dazwischen tragen von liberaler Seite die Abgeordneten Jung, Wehrenpfennig, Richter-Sangerhausen, Sybel die Kosten der Abwehr oder der Cultusminister Falk schleudert seine gemessenen, scharfen, kalten Worte den Gegnern ins Gesicht. Dieses Einerlei wird nur belebt, wenn, wie in den letzten Verhandlungen, Fürst Bismarck sich in die Debatte mischt. Der Reichskanzler ist bekanntlich keineswegs ein guter Redner im gewöhnlichen Sinne des Wortes; allein seine oft stockende, abgerissene, nach dem richtigen Ausdruck haschende Redeweise hat dennoch eine merkwürdige Wucht und fährt den Gegnern jedesmal schwer in die Glieder. Die Schlagfertigkeit, mit welcher er auf die sorgfältig vorbereiteten Nadelstiche der Angreifer antwortet, ist geradezu bewunderungswürdig. Es bedurfte freilich kaum solcher Ueberredungskünste, um das Verfassungsänderungsgesetz mit glänzender Majorität durch das Abgeordnetenhaus zu bringen.

Und auch von Seiten des Herrenhauses ist nach den neuesten Vorgängen kein Widerstand gegen die Regierung im Kirchenkampfe mehr zu fürchten. Selbst dieses verwitterte Gebäude ist nachgerade vom Geist der Einsicht und des guten Willens hinlänglich erfüllt, um nicht länger dem Ministerium Bismarck als niederdrückendes Bleigewicht an den Füßen zu hängen. Die „Kreuzzeitung" sieht die Schaaren ihrer Getreuen tagtäglich sich lichten; die einst allmächtige „Fraction Stahl" ist auf ein Dutzend Mitglieder zusammengeschrumpft und der Charakter und die politische Bedeutung dieser Fossilien wird hinlänglich durch die Namen Kleist-Retzow, Senfft-Pilsach, Graf Lippe gekennzeichnet. Gott bewahre uns vor der Wiederkehr einer solchen Zeit, wo der erste dieser Donquichotes Oberpräsident und der letzte Justizminister war! Jetzt sind die Trümmer dieser Partei, welche in blindwüthiger Reaction und offenem Bündniß mit den Feinden des Staates der alten guten conservativen Sache zu dienen vermeinen, zum Glück ganz unschädlich und höchstens noch vom Standpunkte der politischen Psychologie von Interesse.

Die Scheidung der gesunden conservativen Elemente von den abgestorbenen und verknöcherten Vertretern der feudalen Reaction erachten wir für eine der wichtigsten Errungenschaften der jüngsten Zeitereignisse.

Ich wollte mir dann und wann schon Vorwürfe machen, daß in meiner Wochenchronik die leidige Politik eine so große Rolle spielt gegenüber den anmuthigeren Vorgängen auf künstlerischem und geselligem Gebiete, und wollte wenigstens bei meinen Leserinnen wegen dieser schlechten Gewohnheit wiederholt um Entschuldigung bitten. Allein ich bin jetzt ganz von diesem Gefühl zurückgekommen, seitdem jüngster Tage das große Wort gelassen ausgesprochen wurde: „Politik zu treiben, ist des Weibes eigentlicher Beruf." Wie man eine so einfache und überzeugende Wahrheit nur so spät entdecken konnte! Das Verdienst aber, diese interessante Thatsache zuerst constatirt zu haben, gebührt Frau Bertha Hahn, Arbeitersgattin dahier in ihren Mußestunden, sonst Präsidentin des „Allgemeinen deutschen Arbeiterfrauen- und -Mädchenvereins". Diese würdige Dame stand nämlich mit einem Dutzend Gesinnungsschwestern vor den Schranken des Stadtgerichts, angeklagt, das Vereinsgesetz übertreten zu haben, welches die Aufnahme weiblicher Mitglieder in politische Genossenschaften und überdies die Verbindung verschiedener Vereine unter sich verbietet. Die Damen des Vorstandes, unter denen sich noch einige Maurers- und Schustersgemahlinnen und einige ledige Frauengestalten von zweifelhaftem Alter und Stand befanden, erschienen in hoher Toilette, den Busen sinnig geschmückt mit einer rothen Schleife, als Zeichen der socialdemokratischen Sache, und vertheidigten sich in dem klangreichen Idiom des unverfälschten Berliners und der fließenden Redeweise des Fischmarktes gegen die Anklagen, welche die Staatsanwaltschaft roh genug war, gegen diese zarten Blüthen des Frauengeschlechts zu erheben. Den Einwand, ihr Verein habe lediglich den lobenswerthen Zweck gehabt, die gesunkene Sittlichkeit unter den Arbeitermädchen zu heben, mußten sie allerdings bald aufgeben; denn es wurde leicht und unbestreitbar constatirt, daß die Gesellschaft in der That Politik getrieben hatte. Und was für eine Politik! Bisweilen traten allerdings männliche Ehrengäste, wie Herr Hasenclever und andere Parteiführer als Redner auf, die dann für ihre Leistungen in Baar oder wenigstens mit Freibier, Cigarren und Abendbrod entschädigt wurden, und auf diesen Versammlungen mag es, wenn auch nicht vernünftig, so doch nicht geradezu unsinnig hergegangen sein. Wenn aber die holden Damen zwischen sechzehn und sechzig Jahren unter sich waren, so müssen die politischen Abendunterhaltungen einen hohen Grad der Komik erreicht haben. Wie klar und tief z. B. die Präsidentin selbst das Wesen und Ziel ihrer Partei auffaßte, bewies sie, als sie dem Vorsitzenden des Gerichtshofs auf die Frage, ob sie denn wisse, was „socialdemokratisch" heiße, mit Entrüstung erwiderte: „Ei freilich, gesellig, freundschaftlich." So

ergab ferner ein Protokoll, daß ſich dieſe Staatsgelehrten im Unterrock in längeren heftigen Disput vertieft hatten, ob und welch ein Unterſchied zwiſchen „Dynaſtie“ und „Gymnaſtik“ beſtehe. Nach ſolchen ſcherzhaften Proben wird man den Werth dieſer politiſchen Unterhaltungen ermeſſen können.

Der Gerichtshof war denn auch in ſtarker Verſuchung, die ganze Sache nicht ernſt zu nehmen; denn in der That ſchien die geſellige Seite, das Amüſement bei Bier und Kaffee mit und ohne „Parteibrüder“ im Grunde bei den meiſten Vereinsgenoſſinnen zu überwiegen, ein Gefühl, welches eine der Angeklagten in die Worte kleidete: „Wir feiern unſere Feſte, wie z. B. Laſſalles Todestag, nur zum Vergnügen.“ Allein der Staatsanwalt glaubte denn doch, daß ſolche Beſtrebungen in weiblichen Kreiſen auch eine ernſte ſittliche Gefahr in ſich ſchlöſſen, daß die Erziehung durch ſolche Mütter die heranwachſende Generation von Grund aus vergiften könne. Als Beweis führte er an, eine der Frauen habe ſich eines ſchönen Gebetes gerühmt, welches ſie ihrem hoffnungsvollen Sprößling eingeprägt und deſſen kindlich-frommen Töne alſo lauteten: „Ich bin klein, mein Herz iſt rein, ſoll Keiner drin wohnen, als Laſſalle allein.“ Daß Vereine, namentlich weibliche, mit ſo häßlichen und thörichten Grundſätzen in der That eine krankhafte und betrübende Erſcheinung ſind, wird allſeitig zugegeben werden müſſen. Der Gerichtshof hat denn auch dies ſeltſame Zerrbild der ſocialdemokratiſchen Agitation für geſchloſſen erklärt und die würdigen Hausfrauen mit den geſinnungstüchtigen Buſenſchleifen, in Anbetracht, daß der Blödſinn das Verbrechen weit überwog, zu einer recht geringen Gefängniß oder Geldſtrafe verurtheilt.

Das Ereigniß der zu Ende gehenden Theaterſaiſon iſt das Gaſtſpiel der Meininger Hofbühne in pleno, welche die „Friedrichwilhelmſtadt“ für einige Wochen in Beſitz genommen. Die Geſellſchaft, die im vorigen Sommer ſo reichen Beifall erntete und die literariſche Polemik über die Aufgaben der Schauſpielkunſt ſo mächtig anregte, hat, in vielleicht nicht zu tactvoller Weiſe, unſerer königlichen Bühne geradezu den Fehdehandſchuh hingeworfen, durch Aufführung deſſelben Stückes, welches die letztere aus dem Grabe erweckt und mit außerordentlichem Glück ihrem Repertoire einverleibt hat: der „Hermannsſchlacht“ von Kleiſt. Das war kein ſehr glücklicher Gedanke; denn um ein ſo provocirendes Wettſpiel zu veranſtalten, mußten die Meininger ſich bewußt ſein, die Aufführung in unſerm „Schauſpielhaus“ in weſentlichen Stücken übertreffen zu können. Und das iſt eigentlich nicht der Fall. Die Vorzüge der Meininger Regie, die glänzende Ausſtattung, die größte hiſtoriſche Treue in Coſtümen und Decorationen, das meiſterhafte Zuſammenſpiel, die anziehende Lebendigkeit bewegter Scenen, das Alles kommt auch hier wieder zur wirkſamſten Geltung. Allein auch im „Schauſpielhaus“ war in dieſer Beziehung eigentlich keine Klage zu erheben. Wir gehören

wahrhaftig nicht zu denen, welche dieſe Aeußerlichkeiten gering anſchlagen und der „wahren, reinen Kunſt“ unwürdig halten, welche unſere claſſiſchen Meiſterwerke am liebſten mit den einfachen Requiſiten des primitivſten Thespiskarrens ausgeſtattet ſehen möchten, allein man kann ſolchen Dingen entſchieden auch eine übertriebene Bedeutung beilegen. So ungern wir die römiſchen Krieger etwa in deutſchen Ritterrüſtungen oder die Teutonen des Urwalds in Landsknechtuniformen auftreten ſehen, ſo wenig Werth legen wir darauf, daß, wie der Theaterzettel der Meininger verſichert, jedes Trinkhorn und jede Streitaxt genau nach Gräberfunden und den originalſten Beſchreibungen angefertigt ſei. Darüber unterrichtet man ſich in einem hiſtoriſchen Muſeum, nicht auf der Bühne, und bei aller Sorgfalt wird man doch die Phyſiognomie des germaniſchen Urwalds nicht in Allen herzuſtellen vermögen, zumal das Stück ſelbſt alles Andere eher bezweckt, als ein treues Bild der deutſchen Vorzeit zu entrollen. Wir wollen damit die Verdienſte der Meininger in keiner Weiſe verkleinern; wir haben ihre Leiſtungen ſtets rückhaltlos anerkannt und mehrmals die guten Wirkungen ihres Vorbilds auf unſere Hofbühne conſtatirt; nur wollten wir warnen, daß man nicht in dem Streben, das Nebenſächliche und Aeußerliche zur gebührenden Geltung zu bringen, allzuweit gehe und darüber Wichtigeres gering anſchlage. Was die Meininger in jener Beziehung voraushaben, erſetzt das „Schauſpielhaus“ reichlich durch das Spiel der hauptſächlichſten Rollen. Wenn die Meininger ſchließlich von der hier adoptirten Genéeſchen Bearbeitung auf den alten Kleiſtſchen Text zurückgingen, ſo iſt dies in mancher Hinſicht glücklich, in vielen andern Punkten aber, wie ich des Nähern hier nicht ausführen kann, entſchieden zu mißbilligen. Alles in Allem muß ich meine Anſicht wiederholen, daß weſentliche Vorzüge der Meininger Aufführung vor der andern nicht vorhanden ſind. O.

Literatur.

Dichtungen von Max Schaffrath. (Düſſeldorf, Breidenbach u. Comp.) — Es ſcheint, beim Bücherkaufen machen es heutzutage viele, wie viele beim Heirathen: ſie ſehen mehr auf die Ausſtattung, als auf den innern Werth des Gegenſtandes ihrer Wahl. Wie ſollte man es ſich ſonſt erklären, daß geiſtige Erzeugniſſe, wie die vorliegenden, mit dem beſten Papier, dem erfreulichſten Drucke, geſchmackvollen Initialen, ja ſelbſt dem Bildniß des Verfaſſers und anderem Bilderſchmucke ausgeſtattet werden? Denn der Doctor Schaffrath iſt gewiß ein frommes Gemüth und ein guter Chriſt, er iſt glück-

licher Familienvater (seine sechs Kinder werden dem Leser mehrmals vorgeführt), er liebt Mutter Natur, ja, was noch mehr ist, sogar die eigene Schwiegermutter, er hat der Liebe Lust und Leid erfahren — das alles wird uns aus dem Inhalt des beträchtlichen Bandes klar —, und auch formgewandt ist er, aber ein Dichter ist er doch nicht. Warum nicht? Seine „Dichtungen" lassen uns kalt, ja, was viel schlimmer ist, zuweilen, wenn er ernst oder gar traurig ist, fühlen wir den unwiderstehlichen Trieb, laut aufzulachen, und wenn er uns zum Lachen bewegen will, können wir es trotz dem besten Willen nicht dazu bringen: kurz, er besitzt nicht die Kraft, unsere Empfindungen zu beherrschen oder wenigstens nach seinem Willen zu lenken, und diese Kraft erst macht den Dichter. Wir schließen, um wenigstens ein Pröbchen Schaffrathscher Dichtung zu geben, mit dem schönen Motto, das die „frühesten Versuche" einführt und uns in Betreff unsers Tadels beruhigt:

Ueberschwänglich geisterschaurig,
Oft genug zum Sterben traurig,
Immer weich, manchmal verschwommen;
Dennoch mag's dem Ganzen frommen.
Tadel bleib' euch unbenommen.

— a —

Geschichte des siebenjährigen Kriegs. Von Arnold Schäfer. 3 Bände. (Berlin, Wilhelm Hertz 1867 — 1874). — In seltener Weise verdient das Buch Arnold Schäfers den ungetheilten Beifall, der ihm von Seiten der Vertreter strenger Wissenschaft zu Theil geworden ist. Eine Menge nicht nur neuer, sondern auch wichtiger Resultate ist in ihm zu Tage gebracht worden. Und es mag dies umsomehr hervorgehoben werden, als gerade die emsige Forschung, nach Erfolgen lüstern, häufig die Begriffe des noch nicht Gewußten und des Wissenswerthen zu verwechseln pflegt. Um des treuen Fleißes zu geschweigen, von dem jede Seite der trefflichen Arbeit Kunde giebt, allenthalben macht sich jene echte Gerechtigkeit des Urtheils auf Grund der thatsächlichen Vorlagen fühlbar, in welcher allein unserer Meinung nach die vielberufene historische Objectivität bestehen kann. Dabei ist die Darstellung so knapp und gedrängt, daß man nur in wenig Büchern gleichen Umfangs soviel neue Belehrung finden dürfte. War es doch dem Verfasser erlaubt eine Menge wichtigen Materials zum erstenmal zu benutzen, das die Archive von Wien, Turin und Moskau ihm in erwünschter Reichhaltigkeit boten. Dazu darf man es als ein Glück betrachten, daß es ihm noch vor Ausbruch des großen Krieges vergönnt war in Paris die Correspondenz mit den französischen Gesandten in Wien und den Briefwechsel Choiseuls mit Bute einzusehen. Man kann wohl sagen, daß die spätere Forschung zwar

die Details vermehren und näher begründen wird, daß sie aber die gewonnenen Hauptresultate niemals wird umstoßen können. Der Beweis, daß der siebenjährige Krieg ein Act der Nothwehr des bedrängten Preußens gegen eine machtvolle Coalition war, braucht nach diesem Buche fürder nicht mehr erbracht zu werden. Ein großer Theil des ersten Bandes ist diesem hochwichtigen Nachweis gewidmet. Die „Geheimnisse des sächsischen Cabinets" waren es vorzüglich, die wider den Willen ihres Herausgebers die kräftigste Stütze der neuen Anschauung wurden. Jedermann erinnert sich noch des Eindrucks, den die frappante Aehnlichkeit der Brühl und Beust in Hinsicht auf die Persönlichkeiten wie auf die Politik damals, als das Buch erschien, hervorrief; hier sind die allein richtigen Schlüsse gezogen worden. Ueberhaupt ist es die politische Seite, die vor allem ins Auge gefaßt worden ist, und gerade sie war die Achillesferse der bisher veröffentlichten Darstellungen gewesen. Immer hatte das militärische Interesse der Sache bisher Forscher und Leser am mächtigsten angezogen. Es ließ sich erwarten, daß auch hierin der Verfasser das Mögliche that, wenn es ihm auch nicht in den Sinn kommen konnte mit der naiven Frische der Archenholzischen Darstellung zu wetteifern. Reichlich ist durch Klarheit die mindere Lebendigkeit der Schilderung ersetzt worden. Und daran liegt uns Modernen doch mehr, zumal wir die andere ja nicht zu entbehren brauchen. Die diplomatischen Zugaben sind höchst dankenswerth, freilich wäre auch einiges chartographische Beiwerk nicht unerwünscht gewesen. In hohem Grade ist diese Geschichte des siebenjährigen Krieges, die übrigens auch zum erstenmale die außereuropäischen Phasen mit in den Bereich der Darstellung zieht, der Beachtung auch größerer Kreise des deutschen Volkes werth als eine nicht nur belehrende, sondern auch herzstärkende und innerlich fördernde Lectüre. Ihnen soll sie hiermit bestens empfohlen sein, ebenso wie desselben Verfassers „Historische Aufsätze und Festreden" (Leipzig, B. G. Teubner), die auch einige interessante Vorstudien zu dem obenbesprochenen Buche enthalten, daneben aber eine Fülle von Aufsätzen aus verschiedenen Zeitaltern, auch über literarische, künstlerische und politische Materien darbieten, in wissenschaftlicher und vaterländischer Gesinnung, in edler Form geschrieben und mit jenem Enthusiasmus, der ja doch, um mit Niebuhr zu reden, das Beste ist, was wir von der Geschichte haben. Rd.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 23. April 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Deutsche Universitätsentwicklung.*)

Von Heinrich Geffcken.

Wenige Männer mögen mehr befähigt sein als der Verfasser der vorstehend genannten kleinen Schrift, ein competentes Urtheil in Universitätsfragen abzugeben. Professor Meyer hat in denselben nicht nur als akademischer Lehrer eine langjährige Erfahrung geltend zu machen, sondern seine frühere Thätigkeit an der Berliner Kriegsakademie, sein gleichmäßiges Interesse für Naturwissenschaften und Philosophie**), seine Theilnahme an nationalen Fragen bewahren ihn vor der Einseitigkeit des exclusiven Fachgelehrten. Nachdem er schon 1860 „Gedanken über eine zeitgemäße Entwicklung der deutschen Universitäten" veröffentlicht, welche sich auf die inneren Fragen der Lehre und des Lebens auf unsern Hochschulen beschränkten, aber hier sehr fruchtbare Rückblicke und Anregungen gaben, will der Verfasser in der gegenwärtigen Schrift zuerst prüfen, ob die deutschen Universitäten jetzt weniger als sonst den gerechten Bildungsansprüchen nachkommen, sodann in Betracht ziehen, welche Forderungen unsere Zeit, abgesehen vom Vergleich mit der Vergangenheit, noch für Gegenwart und Zukunft den Hochschulen zu stellen hat, ob Hemmnisse des wünschenswerthen inneren Fortschritts vorhanden sind und wie dieselben beseitigt werden können. Es würde hier zu weit führen, Meyer näher in seinen Betrachtungen über die Vergangenheit zu folgen, es genüge zu erwähnen, daß er überzeugend darthut, wie die Universitäten ehemals als Glanzpunkte des Culturlebens um so heller leuchten konnten, je dunkler die Finsterniß der sie umgebenden Unbildung des Volkes war, jetzt sind sie nicht mehr die einzigen Stätten höherer Bildung, welche sich auf tausend Bahnen bewegt, die theilweise dem akademischen Leben ganz fernliegen, theilweise sich mit ihm kreuzen, nicht unsere Hochschulen sind gesunken, sondern das Niveau der allgemeinen Bildung hat sich gehoben. Außerdem aber zeigt der Verfasser, wie manches in der Vergangenheit durch mangelhafte Kenntniß derselben rückwärts verklärt wird, wie kümmerlich die materielle Lage der Docenten und

*) Deutsche Universitätsentwicklung: Vorzeit, Gegenwart und Zukunft, betrachtet von J. B. Meyer, Professor der Philosophie in Bonn. Berlin 1875.

**) Vgl. Philosophische Zeitfragen von J. B. Meyer. 2. Aufl. Bonn 1874.

Anstalten war, welch ein enger Kastengeist herrschte, sodaß die Stütze, welche die Aufklärung an den Universitäten fand, vielweniger in diesen als solchen, sondern vielmehr in einzelnen Männern, die an ihnen wirkten und aufs heftigste von ihren Collegen angefeindet wurden, zu suchen ist, er zeigt, wie erst in unserem Jahrhundert die Freiheit der Wissenschaft im Geist der Universitätslehrer selbst zum allgemeinen unveräußerlichen Grundsatz geworden ist, während noch 1794 sämmtliche theologische und philosophische Lehrer in Königsberg sich durch Namensunterschrift verpflichten ließen, nicht über Kantsche Religionsphilosophie zu lesen. Dem gegenüber wird betont, wie gerade heute Deutschland sich vortheilhaft vor andern Ländern dadurch auszeichnet, daß die bahnbrechenden Forscher auf fast allen Gebieten Lehrer an unsern Hochschulen sind, daß dieselben sich dem Fortschritt keineswegs engherzig verschließen, dagegen sich auch nicht in den Strudel dilettantenhafter, von Jahr zu Jahr wechselnder Neuerungen hineinreißen lassen, sondern vor allem das Ziel ins Auge fassen, mit offnem Sinn für jede Verbesserung den festen Stamm gesicherter ruhiger Arbeit unerschüttert zu erhalten.

Im zweiten Kapitel wird dann die Lehrart in den Universitäten sonst und jetzt verglichen und gezeigt, daß auch hier der Vergleich zu Gunsten der Gegenwart ausfällt. Vor Erfindung der Buchdruckerkunst konnten nur wenige Bücher den Lehrern zu Grunde gelegt werden, aus ihnen machte man Auszüge, sogenannte Summen, die man nun las und erklärte, demzufolge wurde das Dictiren allgemein und sogar vorgeschrieben, auch noch im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert herrschte die steifeste und breiteste Formalistik im Vortrag, an wissenschaftlichen Anstalten fehlte es fast überall gänzlich, die Disputationen, in denen früher Geist und Wissen einen freieren Tummelplatz gefunden, waren zu Spectakelstücken ohne Inhalt herabgesunken, man stritt sich in muthwilliger oder grober Form über die nichtigsten Dinge. Selbstverständlich wurde allgemein lateinisch gelehrt, es galt als eine unerhörte Neuerung, als Thomasius zuerst wagte, in Leipzig die deutsche Sprache aufs Katheder zu bringen, seine Collegen feindeten ihn deshalb als den Einführer neuer Barbarei an, erst allmählich brachte der Anwuchs eines vielseitigeren und freieren Lehrinhalts einen besseren Zug ins Universitätsleben, der Unfleiß, über den gegenwärtig noch oft geklagt wird, ist mit dem früherer Zeiten nicht zu vergleichen, obwohl man eingesehen hat, daß durch Zwangsmaßregeln zum Besuch der Vorlesungen nichts auszurichten ist, sondern es lediglich darauf ankommen kann, Hindernisse des Fleißes wegzuräumen. Als solche führt Meyer mit Recht an die zu kurz bemessene Studienzeit, die verkehrte Vertheilung der Zeit zwischen den beiden Semestern und den schwankenden Anfang der Vorlesungen, wodurch dann wiederum die Vielzahl der Stunden und deren Häufung am Schluß herbeigeführt werden. Sehr beherzigenswerth

iſt, was der Verfaſſer über die Aufgabe der Vorleſungen ſagt: „In jeder Disciplin iſt das Wiſſen zur Zeit ſo gemehrt, daß es unmöglich iſt, in der knappen Zeit alles Wiſſenswerthe in voller Ausführlichkeit mitzutheilen. Hier gilt es für die Univerſitätslehrer, die beſonders Licht gebenden Thatſachen und die leitenden Geſichtspunkte aus der Maſſe des Wiſſensſtoffes ſo klar und deutlich herauszuheben, daß das eigene Fortſtudiren dadurch erleichtert werde. Ein Univerſitätslehrer, der dieſe Kunſt wahrhaft verſteht, erweiſt dem verſtändigen Schüler einen Dienſt, den kein Buch und keine Vielzahl von Büchern erſetzen kann. Aus Büchern zu lernen, iſt ſchon eine Kunſt, die ſelber gelernt ſein will und zu der die Hinführung auf die Hauptſache durch mündliche Lehre das beſte Mittel ſein und bleiben wird. Die Vermehrung und größere Zugänglichkeit der Bücher und übrigen Hülfsmittel des Lernens werden daher niemals die rechte akademiſche Lehre überflüſſig machen. Es fehlt gewiß nicht an Beiſpielen, daß bedeutende Männer im Privatſtudium ſuchten, was ihnen die Vorträge der Profeſſoren nicht darboten, aber nur die Fähigſten werden ſich mit Erfolg dieſer Selbſthülfe bei mangelhaften Univerſitätszuſtänden bedienen; die weniger Begabten und die in ihrer Richtung noch Unbeſtimmten werden dadurch leicht auf den Weg ungeordneter und zielloſer Verſuche geführt; ſelbſt die Beſten aber werden in einer wohlgeordneten und zweckmäßigen Univerſitätslehre die wohlthätigſte Nahrung und Anregung für ihre Privatſtudien finden.“ Das ſind Worte, welche Lehrer wie Studirende wohl beherzigen ſollten, die Aufgabe des Docenten iſt, ſeinen Zuhörern die Methode ſeiner Wiſſenſchaft zu überliefern; nicht in feinſtausgearbeiteter Syſtematik, nicht in der Maſſe des gebotenen Stoffes liegt der Schwerpunkt der Vorleſungen, ſondern in der Sicherheit und Klarheit in der Erfaſſung und Beherrſchung der Begriffe, der Student ſoll angeleitet werden nicht ſowohl ſelbſt ein Gelehrter zu werden, als ſeinen künftigen Beruf in wiſſenſchaftlichem Sinne zu treiben. Man wird dem Verfaſſer deshalb auch in ſeinen Bedenken dagegen beitreten müſſen, daß neuerdings die Seele des Univerſitätsunterrichts zu ſehr in den ſogen. praktiſchen Collegien geſucht wird, denn den wiſſenſchaftlichen Zuſammenhang der Gegenſtände kann nur der einheitliche Vortrag eröffnen; welcher alſo die Vorbedingung einer erſprießlichen dialogiſchen Arbeit in den Seminarien iſt. Gewiß ſoll deren Bedeutung nicht unterſchätzt werden, wenn die Leitung ſich nicht zu ſehr in die Mikrologie gelehrter Detailſtudien vertieft, aber unbeſtreitbar iſt, daß ſie gerade die tüchtigeren Studirenden vielfach ſo abſorbiren, daß es ihnen unmöglich wird ſolchen Vorträgen Aufmerkſamkeit zu ſchenken, welche zur allgemeinen Ausbildung dienen. Ueber den mangelhaften Beſuch ſolcher Vorleſungen klagt Meyer überhaupt und gewiß nicht mit Unrecht, anerkennt aber auch, daß ſich hier mit Reſcripten nichts ausrichten laſſe, denn wenn man den Beſuch ſolcher Collegien obligatoriſch

machte, wie dies z. B. früher mit Logik und Metaphysik für Juristen geschah, so wird man nur erreichen, daß die Vorlesungen belegt, nicht aber daß sie gehört, geschweige verarbeitet würden. Die Hauptsache wird einerseits die Anziehungskraft der Docenten, andererseits die Steigerung des Fleißes der Studirenden thun müssen; Historiker wie Ranke, Dahlmann, Sybel, Philosophen wie Hegel, Trendelenburg und Lotze, Juristen wie Stahl, Nationalökonomen wie Hanssen und Schmoller, Vertreter der Kunstgeschichte und Betrachtung wie Lübke, Springer und Werder sind stets auch von solchen gehört, die nicht Schüler des speciellen Fachs waren. Was sodann den Fleiß der Hörenden betrifft, so ist gewiß zuzugeben, daß es damit früher vielfach weit schlechter bestellt war, ebenso gewiß aber auch, daß er noch viel zu wünschen übrig läßt. Man wird hier natürlich nur von durchschnittlichen Resultaten sprechen können, dabei aber zwischen den Facultäten unterscheiden müssen, im Allgemeinen darf man behaupten, daß die Mediciner zu den fleißigsten Studenten gehören und zwar würde ich den Grund hierfür nicht sowohl in einem vorzugsweise wissenschaftlichen Drange derselben sehen, als in dem Bewußtsein, daß ein Mediciner zu viel in der Studienzeit zu lernen hat, wenn er die Doctor- und Staatsprüfung gut bestehen will, als daß er einen Theil derselben unbenutzt verstreichen lassen dürfte. Dazu kommt das Tentamen physicum, welches meist nach Ablauf des zweiten Studienjahres abzulegen ist; ich theile Meyers Bedauern, daß durch die preußische Ministerialverfügung vom 13. Februar 1861 bei demselben alle philosophischen und selbst einige naturhistorische Disciplinen gestrichen sind, aber auch in seiner gegenwärtigen Gestalt bildet es ein werthvolles Compelle für den Fleiß des Studenten und sicher hat der Verfasser Recht, wenn er wünscht, daß ähnliche Prüfungen in der Mitte der Studienzeit für alle Facultäten eingeführt werden sollten. Insbesondere gilt dies für die Juristen, die nur zu oft die ersten Semester wenig arbeiten, häufig sogar in dieser Zeit ihr Dienstjahr absolviren, dabei können höchstens Institutionen und Pandekten gehört, aber nicht gearbeitet werden, im dritten Semester folgen dann deutsches Privatrecht und Strafrecht, aber wie kann man von diesen Vorlesungen Nutzen haben, wenn die grundlegenden Begriffe des römischen Rechtes nicht feststehen? Sowenig als man Stereometrie treiben kann ohne die Planimetrie zu beherrschen; im letzten Jahre soll dann das Versäumte durch Privatissima nachgeholt werden, um das Examen bestehen zu können. Das kann aber eben nur geschehen, weil die Referendarprüfung unbillig leicht ist, so leicht, daß jemand der sie gut besteht, doch kaum die juristische Doctorprüfung an Facultäten wagen wird, welche sie ernst nehmen. Hier scheint ein Wandel nur dadurch geschafft werden zu können, daß für das juristische Studium das herkömmliche Triennium auf vier Jahre erhöht und nach den ersten zwei Jahren ein akademisches Tentamen in den Elementen

der Jurisprudenz, namentlich des römischen Rechts eingeführt wird. Am Schluß der vierjährigen Studienzeit würde dann der Student sich einem eingehenden schriftlichen und mündlichen Examen von einer aus Professoren und Praktikern zusammengesetzten Commission zu unterziehen haben, bei welchem auch die so wichtigen volkswirthschaftlichen Fächer, theoretische und praktische Nationalöconomie wie Finanzwissenschaft gebührend zu berücksichtigen wären. Damit aber sollte das Examiniren sein Ende haben, die Aufgabe der staatlichen Prüfung kann nur sein zu constatiren, daß der Betreffende seine Studienzeit gut benutzt und sich diejenige wissenschaftliche Bildung angeeignet hat, welche die Voraussetzung intelligenten Wirkens in Verwaltung oder Justiz ist. Ist diese Bedingung erfüllt und damit dem Eindringen untüchtiger Elemente und der Patronage im Staatsdienst vorgebaut, so überlasse man die weitere Laufbahn der Beamten der Praxis, welche ja doch schließlich über die Brauchbarkeit des Betreffenden entscheidet. So verfährt man in Mecklenburg und den Hansestädten und steht sich nicht schlecht dabei. Dagegen ist es zweckwidrig, die Referendare nach längerer praktischer Thätigkeit nochmals zu nöthigen sich zum Assessorenexamen in theoretische Studien zu vertiefen.

Ueber den Stand des philologischen Studiums maße ich mir kein Urtheil an, doch hört man auch hier vielfach die Klage, daß die Specialstudien der Seminarien zu sehr die Zeit gerade der strebsamsten Studirenden absorbiren, und die allgemein humanistische Bildung erschweren, während doch die große Mehrzahl der Philologen sich nicht zu Gelehrten, sondern zu Gymnasiallehrern ausbilden will, ein Tentamen nach zweijährigem Studium in den Grundlagen der classischen Philosophie würde auch hier nur fördernd einwirken können. Was das theologische Studium betrifft, so bin ich, wie bereits an anderer Stellung ausgesprochen habe*), der Ansicht, daß die katholischen wie evangelischen Facultäten sich überlebt haben und aufgehoben werden sollten, wie dies in Italien geschehen. Sie hatten zur Voraussetzung den confessionellen, mindestens den christlichen Staat, da dieser nicht mehr besteht, so sollte man die theologische Bildung der Diener der katholischen und evangelischen Kirche diesen überlassen, so gut wie die Bildung der Prediger der Baptisten, Herrenhuter oder Rabbiner. Der Staat, wenn er es übernimmt das theologische Studium zu leiten, kann nicht umhin für eine oder die andere Richtung des-

*) Staat und Kirche in ihrem Verhältniß, geschichtlich entwickelt. Berlin 1875, S. 664. Zu ganz ähnlichen Resultaten kommt der Aufsatz in No. 16 dieser Zeitschrift „der Theologenmangel und die Zukunft der theologischen Facultäten von Pacificus Sincerus" dem ich auch darin beipflichte, daß mit der Aufhebung dieser Facultäten keineswegs das Wegfallen aller jetzt aller an denselben vertretenen Disciplinen gegeben wäre, orientalische Sprachen und Kirchengeschichte z. B. würden dann in der philosophischen Facultät ihre Stelle finden.

ſelben Partei zu nehmen und damit die anderen zu verletzen; beruft er liberale Theologen, ſo proteſtiren die Orthodoxen, begünſtigt er die letzteren, ſo klagen die erſteren über Unterdrückung; jede Regierung aber ſollte ſich ſorgfältig vor einer Parteinahme in theologiſchen Dingen nach der einen oder der anderen Seite hüten und die Differenzen der Religionsgenoſſenſchaften in ihrem Schooße ausfechten laſſen. Damit bleibt natürlich dem Staat unbenommen von den Dienern der privilegirten Kirchen in Anſehung der Vortheile, die er ihnen gewährt, eine beſtimmte allgemeine Bildung zu fordern, alſo z. B. von denſelben nicht blos wie es jetzt geſchieht, die Abiturientenprüfung zu verlangen, ſondern auch ein einjähriges Studium an einer philoſophiſchen Facultät und den Beweis, daß daſſelbe mit Erfolg betrieben iſt, durch eine Prüfung.

Auf manche andere Fragen, welche Meyer anregt, wie z. B. die gewiß mit vollem Recht bekämpfte principielle Verbindung der techniſchen Fachſchulen mit den Univerſitäten und die Zulaſſung der Frauen zu denſelben, einzugehen, mangelt hier der Raum, der Zweck dieſer Beſprechung war nur, zur Lectüre der inhaltreichen Schrift anzuregen, welche ich in den Händen aller derer, denen unſere Hochſchulen am Herzen liegen, nicht zum mindeſten unſrer deutſchen Unterrichtsminiſter ſehen möchte.

Die Lage der Pforte.

Von Moritz Lüttke.

Die ſprichwörtliche Redensart von dem „kranken Manne", die man ſchon ſeit langer Zeit auf das türkiſche Reich angewandt hat, wird von gewiſſen Politikern für unberechtigt erklärt und der Uebertreibung geziehen. Man kann aber unſers Dafürhaltens eine ſolche Meinung nur dann hegen, wenn man entweder ein außerordentlich hohes Maß von Optimismus beſitzt, oder aber, wenn man die Dinge nur aus der Ferne anſieht und nur nach Berichten und Schilderungen beurtheilt, welche aus türkiſchen Regierungskreiſen oder anderen beim Schönfärben intereſſirten Quellen gefloſſen ſind. Wer dagegen an Ort und Stelle, alſo in nächſter Nähe den Gang der Dinge beobachtet oder beobachtet hat, der weiß nicht allein, was von jenen ſchöngefärbten Darſtellungen, wie ſie hie und da in europäiſchen Blättern erſcheinen, zu halten iſt, ſondern hat auch die unumſtößliche Ueberzeugung, daß der ſogenannte kranke Mann ein wirklich kranker Mann iſt, mit andern Worten,

daß es ſich hier um ein Staatsweſen handelt, welches nur noch ein tief innerlich ſieches und dem Tode unentrinnbar verfallenes Leben dahin ſchleppt.

Um zunächſt die äußere Lage der Pforte in der Kürze zu berühren, ſo darf man wohl ſagen, daß langſam aber ſicher von den Provinzen oder Gliedern des Reiches eine nach der andern ſich ablöſt und verloren geht, und daß die Pforte ihrerſeits, bei allem Wunſch und Beſtreben ſie feſtzuhalten, dennoch in Wirklichkeit dazu nicht im Stande iſt, ja ſelber das ihrige dazu beiträgt, ihnen das Verbleiben im höchſten Grade unerwünſcht zu machen und ſie alſo zum Abfall zu reizen.

Griechenland iſt längſt unwiederbringlich dahin, und wenn auch die definitive Befreiung deſſelben von der türkiſchen Oberhoheit nur der während der langen Kämpfe erwachten Sympathie Europas und dem ſchließlichen Eingreifen der europäiſchen Mächte zu verdanken war, ſo wurde doch durch den Umſtand, daß die türkiſchen Armeen nur mit Hilfe der ägyptiſchen Truppen und ihres ausgezeichneten Führers Ibrahim-Paſcha der Griechen hatten Herr werden können, hinlänglich dargethan, wie weit ſchon damals die Ohnmacht des Reiches und der Reichsgewalt vorgeſchritten war. Aegypten ferner iſt der Unabhängigkeit bereits ziemlich nahe gekommen; zu den Zeiten Mohammed-Alis und Ibrahim-Paſchas war es für etliche Jahre faſt gänzlich vom Reiche losgelöſt, ja beherrſchte außer ſeinem eigenen Gebiete ganz Syrien und einen Theil von Kleinaſien, und ſogar der Sultan ſelber hatte Grund, angeſichts der ſiegreichen Waffen und der nachhaltigen Energie des ägyptiſchen Vaſallen ſich auf ſeinem Throne zu Stambul ſehr unſicher zu fühlen. Wäre damals Aegypten ſeitens der europäiſchen Mächte mit dem gleichen Wohlwollen wie vorher Griechenland behandelt worden, hätte man es — nicht etwa unterſtützt, denn Unterſtützung bedurfte es nicht, ſondern nur gewähren laſſen, ſo wäre es ſchon ſeit den dreißiger Jahren ein ſelbſtändiger Staat. Aber auch ſo iſt es von dieſem Ziele, das ſeine Herrſcher mit Geſchick und Zähigkeit verfolgen, nicht mehr allzuweit entfernt, und die Zugeſtändniſſe, die der gegenwärtig regierende Khedive, unterſtützt durch ſeinen Reichthum und durch das ſtete Geldbedürfniß des Sultans und ſeiner Regierung, im Laufe der letzten Jahre zu erlangen gewußt hat, laſſen die türkiſche Oberhoheit ſchon jetzt als eine faſt illuſoriſche erſcheinen. Nicht viel anders ſteht es um die weiter weſtlich gelegenen afrikaniſchen Gebiete, die Schutzſtaaten Tunis und Tripolis; an ſich von ungleich geringerer Bedeutung und darum auch von der Pforte weniger eiferſüchtig bewacht als Aegypten, haben ſie mit der Zeit das politiſche Band, welches ſie an die Pforte knüpfte, immer mehr zu lockern gewußt. Auch das auf der andern Seite von Aegypten gelegene Arabien iſt im Grunde nur dem Namen nach eine türkiſche Provinz; die ungeheuren, von zahlreichen Beduinenſtämmen bewohnten Gebiete des Innern, die wegen

ihres vorwiegenden Wüstencharakters für eine reguläre Armee so gut wie unzugänglich sind, haben sich thatsächlich der türkischen Herrschaft fast gänzlich entzogen, und überdies hat an einer der wichtigsten Stellen der Halbinsel England durch die Besitznahme Adens und der Insel Perim, sowie durch eine in weitem Umkreise errichtete Schutzherrschaft über die benachbarten Stämme, in die türkische Souveränetät einen sehr schmerzlich empfundenen Keil hineingetrieben.

An der Nordgrenze des Reiches hat der Ablösungsproceß gleichfalls schon längst begonnen. Bereits existiren zwei suzeräne Staaten, Rumänien und Serbien, die von einer relativ fortgeschrittenen und strebsamen Bevölkerung bewohnt und eines modern-europäischen Regierungssystems sich erfreuend, die größte Neigung haben, auf der begonnenen Bahn weiter zu schreiten. Beweis dafür ist u. A. ihr Vorgehen in der Angelegenheit der Handelsverträge, welche sie ohne Befragen der Pforte mit fremden Staaten abzuschließen wünschten, wobei ihnen die Hauptmächte Europas mit einer gewissen freundlichen Bereitwilligkeit entgegenkamen, wenn freilich auch gegenwärtig die Sache wieder in das im Orient fast stets verhängnißvolle Stadium der diplomatischen Verhandlungen zurückgetreten ist. Uebrigens ist das Verhältniß zwischen Rumänien und der Türkei ein ziemlich unklares, und die Pforte hat in Wahrheit kaum das Recht, mehr als eine blos nominelle Oberhoheit über jenes Land in Anspruch zu nehmen oder auszuüben. Thatsächlich bestehen zwischen den beiden Staaten keine Verträge, welche Rumänien eine andere Verpflichtung auferlegten als die, jährlich eine gewisse Summe als Tribut zu zahlen, wofür die Türkei ihrerseits die Verpflichtung hatte, das Territorium Rumäniens (in früherer Zeit noch die getrennten Fürstenthümer „Moldau und Wallachei") gegen den Angriff eines auswärtigen Feindes zu vertheidigen. Von einer Souveränetät der Pforte über die Fürstenthümer oder von einem Vasallenthum der letzteren war in den alten Verträgen nirgends die Rede. Erst in den Pariser Verträgen von 1856 wurden diese Ausdrücke, und zwar zuerst von russischer Seite gebraucht und von der Pforte mit Eifer acceptirt, obgleich gerade durch diese Verträge die Vertheidigungspflicht der Türken illusorisch geworden war, da die Fürstenthümer nunmehr unter dem gemeinsamen Schutze der garantirenden Mächte standen. Es ist daher gar nicht zu verwundern, daß Rumänien sich den von der Pforte neuerdings mehrfach unternommenen Versuchen , die ihren Händen schon fast entfallenen Zügel wieder fester zu fassen, mit aller Energie widersetzt und dazu volle Berechtigung zu haben glaubt.

Und trotz dieser Ablösungsgelüste, die sich in so vielen Grenzgebieten regen und zum Theil schon zu nicht zu unterschätzenden Resultaten geführt haben, scheint die Pforte gleichwohl nicht die politische Weisheit und Vorsicht

zu lernen, welche nöthig wären, um die Gemüther zu beruhigen und die centrifugale Bewegung der Provinzen, wenn nicht ins Gegentheil zu verwandeln, so doch zu vermindern. Anstatt den berechtigten Wünschen der Bevölkerungen entgegenzukommen, erbittert sie dieselben sammt ihren Herrschern vielmehr durch hartes, gewaltthätiges, zum Theil sogar geradezu ungerechtes Auftreten, wie das neuerdings noch Montenegro gegenüber in der vielbesprochenen Podgoriczaaffaire geschehen. Dieser Mangel an Weisheit, Vorsicht und Schonung ist nebenbei ganz geeignet, in den nördlichen Provinzen die panslawistische Agitation, die bekanntlich ohnehin dort schon sehr lebhaft ist, immer nur noch mehr zu steigern und zur hellen Flamme anzufachen. Nimmt man zu alledem hinzu, daß das Stambuler Cabinet thöricht genug ist, gelegentlich auch selbst die europäischen Mächte durch Ungeschick, Uebereilung oder Anmaßung vor den Kopf zu stoßen, — wie z. B. vor etwas mehr als Jahresfrist Oesterreich-Ungarn, wobei es sich nur durch schleunige und demüthige Abbitte vor Unannehmlichkeiten schützte, — so wird es nicht zu viel gesagt sein, wenn man behauptet, daß der äußere Bestand des osmanischen Reiches auf nichts weniger als festen Fundamenten ruht, und daß die Aussichten in die Zukunft in dieser Beziehung nichts weniger als glänzend oder auch nur vertrauenerweckend sind.

Noch viel trostloser aber sieht es in den inneren Angelegenheiten des Reiches aus.

Das Beamtenthum und die Functionen der Verwaltungsmaschinerie, immer einer der sichersten Maßstäbe für die größere oder geringere Solidität der inneren Zustände eines Staates, können kaum irgendwo von einer traurigeren und elenderen Beschaffenheit sein, als in der heutigen Türkei. In den Kreisen der niederen Beamten halten sich Unwissenheit, Trägheit, Willkür, Bestechlichkeit, Gleichgültigkeit gegen die übernommenen Pflichten wie gegen das öffentliche Wohl gegenseitig die Wage. In den höheren Kreisen, wo alle diese Tugenden in demselben, stellenweise sogar in noch stärkerem Grade herrschen, kommt noch ein steter Wechsel in Personen und Aemtern hinzu, um jede vernünftige und stetige Regierung oder Verwaltung fast zur Unmöglichkeit zu machen. So ist z. B. seit dem erst vor etwa drei Jahren erfolgten Tode Aali-Paschas, der den Posten des Großvesirs für längere Zeit zu behaupten gewußt hatte, selbst das Großvesiriat, und damit denn auch die sämmtlichen Fachministerien, sowie die Provinzialstatthalterposten, einem unaufhörlichen Personen- und Systemwechsel unterworfen gewesen. Auf Aali-Pascha folgte der streng alttürkische Mahmud-Pascha, auf diesen der liberale Mehemed-Ruschdi-Pascha, und auf diesen der keiner ausgeprägten Richtung angehörende Essad-Pascha, der wiederum von Aarifi-Pascha abgelöst wurde. Um die schlimme Wirkung dieses ewigen Wechsels ganz zu

ermeſſen, muß man außerdem wiſſen, daß dafür nur in den ſeltenſten Fällen bewußte und beabſichtigte Rückſichten der Politik oder des Staatswohles maßgebend ſind, ſondern faſt immer perſönliche Gründe, ſei es nun perſönliches (oft genug rein launenhaftes) Belieben des Sultans, oder Intriguen der ihm naheſtehenden Kreiſe. Mit welcher Rückſichtsloſigkeit dabei derjenige, der eben die Macht in Händen hat, gegen den geſtürzten Rivalen und überhaupt gegen ihm mißliebige Beamte vorgehen darf, mag folgendes Beiſpiel zeigen. Der nach Aali-Paſcha Großveſir gewordene Mahmud-Paſcha, den man nach ſeinem bald ſchon erfolgten Sturze als Vali (Provinzialgouverneur) nach Coſtambol, mit andern Worten in die Verbannung geſchickt hatte, wurde kurze Zeit darauf unter irgend einer Anklage auch von dort wieder abgerufen, und zwar durch nachſtehendes, in den öffentlichen Blättern der Hauptſtadt abgedrucktes Telegramm: „Da Sie von Ihrem Poſten als Vali des Vilayets Coſtambol abgeſetzt und nach Conſtantinopel berufen ſind, um auf Befehl Sr. Majeſtät des Sultans gerichtet zu werden, ſo haben Sie ſich zu beeilen, ſofort nach Empfang dieſes Telegramms hieher zurückzukehren". Als weiteres Beiſpiel türkiſcher Beamtenzuſtände und der in dieſer Beziehung geübten Praxis mag die Laufbahn des gleichsfalls ſchon obengenannten Großveſirs Mehemed-Ruſchdi-Paſcha gelten. Derſelbe war früher Ulemma, alſo moslemiſcher Gottesgelehrter, und als Mufti im Jahre 1860 Präſes der Commiſſion, welche die bei den ſyriſchen Metzeleien betheiligten Perſonen abzuurtheilen hatte, trat ſpäter in die Verwaltung über, wurde nach einander Vali von Damaskus, Miniſter der Wakf (Moſcheengüter und frommen Stiftungen), Finanzminiſter, Miniſter des Innern und wieder Finanzminiſter. Mit Aali-Paſchas, des Großveſirs Tode, Ende 1871, war einſtweilen ſeine Zeit vorbei; er wurde von Mahmud-Paſcha ohne weitere Procedur abgeſetzt und nach Amaſia in Kleinaſien verbannt. Nach Mahmuds Sturz wieder zurückgerufen, wurde er Miniſter der Minen und Wälder, dann abermals Finanzminiſter und ſtieg zuletzt zum Großveſir empor. Alsbald wieder abgeſetzt, wurde er zum Vali von Aleppo ernannt, aber kaum dort angekommen von da nach dem Hedſchâs (Arabien) verſetzt, reſp. verbannt, wo er im Alter von erſt 45 Jahren eines plötzlichen Todes verſtarb, — wie man ſagt nach dem Genuſſe einer Taſſe Kaffee, auf welchem durchaus „nicht ungewöhnlichen Wege" man ſich häufig und mit Vorliebe hochſtehender aber mißliebiger oder gefürchteter Perſönlichkeiten zu entledigen pflegt.

Wie es bei ſolchen Zuſtänden in den oberſten Kreiſen um die Verwaltung der Provinzen beſtellt iſt, kann man ſich ohne große Schwierigkeit denken. Der Reſpect vor der geſetzlichen Ordnung reicht, was ja bei der niedrigen Bildungsſtufe dieſer Völkerſchaften, ihrer Neigung zur Ungebundenheit und übrigens auch bei der vielfach herrſchenden materiellen Noth ſehr natürlich iſt,

nicht viel weiter, als die Macht, sie durch Polizei oder Waffengewalt thatsächlich aufrecht zu erhalten. Hierzu werden wohl, wenn Ordnungslosigkeit, Unsicherheit und das vielerorten in Blüthe stehende Räuberwesen in einzelnen Districten allzusehr überhand genommen haben, hie und da einmal besondere Anstrengungen gemacht, und es erscheinen dann in den officiellen Blättern Stambuls mitunter Berichte über gefangene oder getödtete Brigantenbanden, aber Stetigkeit in der Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit, sowie dazu geeignete und in Wirksamkeit erhaltene Organisationen fehlen durchaus. Hält man doch selbst nicht einmal in der Hauptstadt, sei es nun aus Geldmangel oder aus Mangel an Einsicht in die factischen Bedürfnisse, die nöthige Polizei auf den Beinen, so daß Mordthaten, Straßenkrawalle und Räubereien in Stadt und nächster Umgegend gar nicht zu den Seltenheiten gehören.

Von weiser und wohlwollender Fürsorge für die Wohlfahrt des Volkes oder auch nur für Steigerung der Steuerkraft durch gerechte und verständige Verwaltung, durch Pflege des Ackerbaues, der Industrie, des Handels, durch Verbesserung und Vermehrung der Communicationsmittel und dergleichen mehr ist in den türkischen Provinzen kaum irgendwo die Rede. Die Beamten von den obersten bis zu den untersten pflegen die Provinzen nur als die Domänen zu betrachten, auf denen sie sich zu bereichern haben; Befehle, die die Regierung sendet, werden oft genug nur halb, oder verkehrt oder auch gar nicht zur Ausführung gebracht; Gelder, die hin und wieder einmal zu einem gemeinnützigen Unternehmen angewiesen werden, verschwinden zum großen Theil in den Taschen derer, durch deren Hände sie gehen.

Es ist ein Jammer, wenn man sieht, was diese weiten und von der Natur so reich gesegneten Ländergebiete heute sind, und dann daran denkt, was sie sein könnten und auch einst thatsächlich waren! Viele der Gegenden, die im Alterthum zu den reichsten und bevölkertsten der Welt gehörten, — wie die Euphrat- und Tigrisländer, Kleinasien, die herrlichen Inseln des Mittelmeeres, als Rhodus, Cypern u. a., die macedonischen und thracischen Küstengebiete ꝛc. — sind jetzt, wenn nicht gänzlich verödet und verarmt, so doch nur dürftig angebaut und befinden sich in einem Zustande der Ertragsfähigkeit, der nur eben ausreicht, daß die Bewohner die meist unvernünftig hohen Steuern bezahlen und daneben das Leben fristen können. Dabei sind sie so dünn bevölkert, daß dies allein schon ihre völlige Verwahrlosung und Heruntergekommenheit beweisen könnte. Die Länder der europäischen Türkei zählen nur gegen $15^1/_2$ Millionen Einwohner, wovon aber zu dem eigentlichen Reiche des Sultans nur etwa $9^3/_4$ Millionen gehören, während Serbien und Rumänien allein $5^3/_4$ Millionen haben. Die ganze asiatisch-afrikanische Türkei weist nur gegen 23—24 Millionen auf, und hiervon muß man im Grunde die afrikanischen Länder, die insgesammt gegen

10 Millionen umfassen, noch abrechnen, weil sie, wie oben bemerkt, nur noch sehr mittelbar zum Gebiete des Sultans gehören. Faßt man aber auch Alles zusammen, so hat das gesammte Reich nur gegen 39—40 Millionen Einwohner, also noch weniger als Deutschland, während es dasselbe doch nach der Ausdehnung ungefähr um das Vierfache übertrifft. Allerdings gehören ja zu dem Gesammtgebiete auch beträchtliche Wüsten, dafür aber sind andere Gebiete von einer Fruchtbarkeit, einem Reichthum an Bodenerzeugnissen, vegetabilischen wie mineralischen, überhaupt einer Fülle natürlicher Kräfte und Hilfsmittel, wie sie sich sonst nur selten finden; dies Alles indeß wird nur zum allergeringsten Theile hervorgeholt und verwerthet, weil die nothwendigen Bedingungen dazu, ausreichende Bevölkerung, Fleiß und Betriebsamkeit, Ordnung und Sicherheit, Straßen und sonstige Vorkehrungen fehlen.

Selbst in den in Bezug auf Bodenreichthum bevorzugtesten Provinzen ist der Zustand der Art, daß, sobald durch das Zusammentreffen ungünstiger Umstände eine plötzliche Noth entsteht, dieselbe sich alsogleich zur furchtbarsten Höhe steigert. Das hat in neuester Zeit, erst im vorigen Jahre, wiederum die entsetzliche Hungersnoth im Innern Kleinasiens gezeigt, welche vorzugsweise die Gegenden heimgesucht hat, deren ungefährer Mittelpunkt die heutige Stadt und Provinz Angora (das alte Ancyra) ist, die also im Alterthum die Landschaften Galatien, Paphlagonien und Cappadocien bildeten. Die wahrhaft grausenerregenden Schilderungen dieser Noth, die von deutschen und namentlich englischen Zeitungen gebracht wurden, sind wohl zu ziemlich allgemeiner Kenntniß des lesenden Publicums gekommen. Eine ausgesandte Specialcommission berechnete in ihrem Berichte das Bedürfniß an Getreide zur nothdürftigsten Ernährung der Menschen und zur Bestellung der Aecker auf 240,000 Kilo (6000 Schiffstonnen), an Zugvieh auf 11,000 Joch Ochsen. Freilich ist, abgesehen von Geldsammlungen, die in europäischen Ländern gemacht wurden, von Staatswegen Hülfe gesandt worden. Der Sultan wies den hungernden Provinzen ein Geschenk von ungefähr 120,000 Thalern zu, die Regierung sandte von den Naturalzehnten Rumeliens 160,000 Kilo Getreide nach den Hafenorten Shinub (Sinope) und Isnik (Nicaea), um ins Innere transportirt zu werden; der ägyptische Khedive sandte 50,000 Centner Weizen und 3000 Winteranzüge in zwei eigenen Schiffen ebenfalls nach Isnik. Gleichwohl wurde mit dieser Hilfe doch fast gar nicht geholfen, und es zeigte sich hier, wie es sich rächt, wenn man von Staatswegen die Verkehrsstraßen so völlig vernachlässigt, wie es in der Türkei ganz durchgängig geschieht. Der Transport dieser Vorräthe von den Häfen nach ihren Bestimmungsorten bot solche Schwierigkeiten, daß die gute Absicht nur zum allerkleinsten Theile hat verwirklicht werden können. Fast unglaublich klingt es, wenn die Berichterstattung bemerkt, die beiden Schiffsladungen des Khe-

diwe würden bei dem Zuſtand der Wege und der herrſchenden Jahreszeit (es war zu Anfang dieſes Winters) ungefähr ſechs Monate brauchen, um von Isnik an der Küſte nach Angora, eine Strecke von 45—50 deutſchen Meilen, gebracht zu werden; und doch wird man dieſe Behauptung durch eine einfache Berechnung beſtätigt finden. Da fahrbare Straßen ganz und gar nicht vorhanden ſind, folglich alle Waaren nur durch Laſtthiere transportirt werden können, ein Laſtthier aber auf längeren Reiſen durchſchnittlich höchſtens vier Centner trägt, ſo wären 12500 Laſtthiere nöthig, um den ägyptiſchen Weizen auf einmal zu transportiren, und dieſelben würden dann mindeſtens, auch wenn man dort ebene und nicht Gebirgswege hätte, vierzehn Tage brauchen. Da aber bei dem weitverbreiteten Viehſterben in jener Gegend (zufolge des Futtermangels und einer Seuche) gewiß kaum der ſechſte Theil dieſer Laſtthiere zu Gebote ſteht, alſo eine mehr als ſechsmal längere Zeit nothwendig iſt, wozu noch für die jedesmalige Rückkehr der leeren Thiere mindeſtens die Hälfte dieſer Zeit hinzugerechnet werden muß, ſo ergeben ſich ſchon bei dieſer ungefähren Berechnung und ohne ſonſtige Verzögerungen in Anſchlag zu bringen, gegen fünf Monate. Wie viel Zeit aber wird man brauchen oder gebraucht haben, um außerdem auch noch die von der Regierung geſandten Vorräthe an Ort und Stelle zu transportiren. Und trotz ſolcher Erfahrungen, die man übrigens, wenn auch ohne ſo verhängnißvolle Folgen, ſchon immer und überall hat machen können, verlautet nichts von Wegebauten, und auch die verſchiedenen kleinaſiatiſchen Eiſenbahnprojecte ſcheinen einſtweilen wieder gänzlich verſchollen.

Allerdings wird ja bekanntlich in Zeitungen viel von Reformen — politiſchen wie adminiſtrativen, und beabſichtigten wie ſchon in Ausführung begriffenen — geſprochen.

Am meiſten Wahrheit hat dies noch auf dem Gebiete der Staatsfinanzen, und zwar deswegen, weil es nirgend ſo ſehr wie hier eine brennende und Lebensfrage für den türkiſchen Staat iſt, eine etwas beſſere Ordnung und größere Solidität herzuſtellen, als bisher geherrſcht hat. So hat man verſucht, dem Staatsſchatze neue Mittel zuzuführen durch Säculariſirung der Moſcheengüter in Conſtantinopel und Beſteuerung derſelben in den Provinzen, aber freilich iſt die Ausführung der hierauf gerichteten Verordnungen bereits wieder ins Stocken gerathen, iſt auch an ſich ſehr bedenklich, weil ſie den religiöſen Fanatismus nothwendigerweiſe gegen ſich wachrufen muß. Gleichzeitig mit dieſer Neuerung, nämlich im October 1873, wurden noch folgende angekündigt: Heranziehung der Stadt Conſtantinopel zu den Staatslaſten, von denen ſie bis dahin befreit war; Abſchaffung der Binnenzölle, was freilich für die Ermuthigung von Handel und Wandel und Production von der größten Wichtigkeit wäre; Ausdehnung der Tabaksregie über das ganze Reich, ver-

muthlich behufs Ausgleichung der durch den Wegfall der Binnenzölle entstehenden Ausfälle; Revision der Stempelgesetzgebung; Erleichterung der Bedingungen zur Ausbeutung der Wälder und Minen; Reduction der großen Gehalte, welche die höheren und höchsten Beamten beziehen. Von der Ausführung all dieser Maßregeln verlautet indeß bis jetzt nichts Bestimmtes. Dagegen ist kürzlich ein neues Budgetgesetz erlassen worden, dessen wichtigste Bestimmung die ist, daß hinfort das Budget (welches übrigens an sich selbst erst eine neue Einrichtung ist) der Controle einer Specialcommission unterworfen sein soll. Präsident und Mitglieder derselben sollen durch den Ministerrath aus den höheren Staatsbeamten und aus Finanzmännern, die das Vertrauen der Regierung genießen, ernannt werden; sie soll sämmtliche Capitel des Budgets in Erwägung ziehen und zu diesem Behufe das Recht haben, von den Ministern und anderen Beamten die dazu nöthigen Aufschlüsse zu verlangen, auch sonst alle diejenigen Informationen einzuziehen, deren sie bedarf, um die Beträge der Einnahmen, sowie die Berechtigung oder Nothwendigkeit der Ausgaben beurtheilen zu können. Diese Einrichtung könnte ja gewiß recht heilsame Folgen haben; ob sie dieselben indeß auch in der That haben wird, oder ob nicht auch hier bald wieder das allgemeine Verderben, die Unzuverlässigkeit, Trägheit und Willkür innerhalb des Beamtenwesens und aller öffentlichen Institutionen, die guten Absichten und papiernen Bestimmungen zu Nichte machen wird, ist abzuwarten. In Verbindung mit dieser neuen Budgetordnung steht ein Uebereinkommen, das die Regierung jüngst mit der „ottomanischen Bank" in Constantinopel getroffen hat, und vermöge dessen diese letztere gewissermaßen die Schatzmeisterin des Reiches wird; sie wird nämlich unter gewissen Bedingungen und Vergünstigungen künftig, nach den Festsetzungen des Budgets, sowohl die Erhebung der Einnahmen bewerkstelligen, als auch die Ausgaben, und zwar in erster Linie die Zinszahlungen für die Staatsschuld, leisten, wodurch namentlich den auswärtigen Gläubigern der Pforte größere Sicherheit gegeben und also wohl auch größeres Vertrauen eingeflößt werden wird. Diese die ottomanische Bank betreffende Einrichtung hat von allen noch am meisten Aussicht auf Dauer und auf nützliche Wirkungen, weil dieses Bankinstitut sich vorzugsweise auf abendländische Capitalien gründet, und weil demgemäß auch seine Leitung wesentlich in den Händen von europäischen Finanzmännern und Handelshäusern liegt.

Im Uebrigen hat es mit den oft so viel gepriesenen türkischen Reformen blutwenig auf sich. Wo man ja einmal einen Anlauf nimmt, da pflegt die Bewegung doch alsbald wieder durch die Massen von Schutt, Trümmern und Sand, die allenthalben angehäuft sind, gehemmt zu werden. Der Eifer der oberen Regierungskreise erlahmt sehr schnell, die ausführenden Organe

haben nicht das nöthige Geſchick oder gehorchen auch oft ganz einfach nicht, ſondern finden es bequemer und für ſich ſelbſt nützlicher, ſo fortzufahren wie ſie es bisher gemacht, kurzum: die Verordnungen bleiben auf dem Papiere ſtehen und in Wirklichkeit bleibt Alles beim Alten.

Noch ſchlimmer freilich iſt es, wenn den Reformverordnungen, die oft nur unter dem Druck der öffentlichen Meinung Europas oder irgendwelcher zwingenden Umſtände, manchmal freilich auch wirklich aus guter Abſicht erlaſſen ſind, ſogar abſichtlich (wenngleich natürlich nur im Stillen) entgegengewirkt wird. Und das gilt z. B. in Bezug auf das Unterrichtsweſen und die Edicte, welche die religiöſe Tolerenz betreffen.

Wie viel Rühmens iſt nicht davon gemacht worden, daß die Regierung ihren officiellen Aeußerungen zufolge nunmehr mit der Verbeſſerung der beſtehenden Schulen und mit der Errichtung zahlreicher neuen Schulen vorgehen wolle und auch in Wirklichkeit vorgehe. Thatſächlich aber iſt auf dieſem Gebiete nicht allein Alles geblieben wie es war, mit Ausnahme etwa der Hauptſtadt und etlicher anderen hervorragenden Städte, ſondern da, wo die Bevölkerungen ſelbſt in jener Richtung vorzugehen verſuchten, hat man alsbald dieſen Beſtrebungen einen Riegel vorgeſchoben. Dies iſt namentlich z. B. in den chriſtlichen Provinzen Bosnien und Bulgarien geſchehen. Hier wurde ſowohl von Seiten der Gemeinden als einzelner Perſonen viel für das Schulweſen gethan; wo es möglich war, errichtete man Elementarſchulen, und in manchen Orten wurden von jungen Männern, die im Auslande ihre Studien gemacht hatten, Privatſchulen mit etwas höherem Lehrplan eröffnet, in welche die Eltern mit vielem Eifer ihre Kinder hineinſchickten. Die türkiſchen Behörden indeß, welche dieſe Beſtrebungen ſchon längſt höchſt ungern geſehen hatten, machten ſchließlich kurzen Proceß, indem ſie dieſe höheren Schulen einfach ſchließen, die Lehrmittel confiſciren, ja in manchen Fällen die Gründer oder Leiter ins Gefängniß ſetzen ließen. Daß Bildung und Aufklärung um ſich griffe, darum iſt es ſowohl der Centralregierung als den Provinzialgouverneuren oder ſonſtigen Regierenden im Lande am allerwenigſten zu thun, trotz aller auf die Oeffentlichkeit berechneten gegentheiligen Verſicherungen.

Dazu kommt endlich, im ſtricten Gegenſatze zu dem Hatti-Humayum, welcher bekanntlich allen Unterthanen der Pforte freie Ausübung ihrer Religion und volle bürgerliche Gleichſtellung mit den Moslem zuſichert, neuerdings wieder das Ueberhandnehmen von Beſtrebungen, welche auf die Unterdrückung oder doch möglichſte Beſchränkung der Religionsfreiheit gerichtet ſind.

In Conſtantinopel wurde im vorigen Jahre ganz plötzlich eine alte Verordnung wieder in Kraft geſetzt, nach welcher in türkiſchen Quartieren keine Chriſten ſollen wohnen dürfen. Flugs ſollte dieſelbe ausgeführt werden und

es ſollten demzufolge mehrere Tauſend chriſtliche Familien, darunter ſogar europäiſche (deutſche, engliſche und franzöſiſche) binnen drei Tagen aus ihren Wohnungen vertrieben werden. Bei den energiſchen Proteſten, die gegen die bereits begonnene Ausführung natürlich von allen Seiten erhoben wurden, mußte das Verfahren allerdings bald rückgängig gemacht werden und man legte es dem Ungeſchick und verkehrten Eifer der Unterbeamten zur Laſt. Aber es iſt immerhin bezeichnend, daß kaum zwanzig Jahre nach dem Krimkriege dergleichen Verſuche im alten Stil ſchon wieder gewagt werden. — Ebenſo tritt die Regierung, zwar ſo viel als möglich geheim, aber doch mit vieler Entſchiedenheit, der Ausbreitung des Proteſtantismus und dem freien Wirken der evangeliſchen Miſſion entgegen, wie dies namentlich in Syrien wahrzunehmen iſt. Im Maraſch bei Aleppo wurden voriges Jahr ein Moslem Muſtapha und ſein Sohn, die ſich dem Evangelium zuwandten, bei Nacht verhaftet und zu Aleppo in Ketten gelegt. Die Behörden pflegen bei ſolchen Gelegenheiten zu behaupten, daß die Verhaftung lediglich die eigene Sicherheit der Betroffenen zum Zweck habe. Aber kann man ſie denn nicht auf andere Weiſe ſchützen als durch Verhaftung, und vollends, bedarf es zu ihrer Sicherung auch der Ketten, mit denen man ſie belaſtet? Ferner ſind in Syrien mehrere evangeliſche Chriſten aus dem Stamme der Anſari bei Latakiah und Tripoli (einer heidniſchen Secte, die ſich nur äußerlich den moslemiſchen Bräuchen accommodirt, und unter welcher die amerikaniſche Miſſion wirkt), ohne irgendwelche andere Veranlaſſung als ihr chriſtliches Bekenntniß, unter den größten Brutalitäten gefangen geſetzt und lange Zeit hindurch aufs ärgſte mißhandelt worden, ja das Dorf, dem ſie angehörten, iſt von einem dazu ausgeſandten Commando Soldaten förmlich verwüſtet und geplündert worden, und um dieſem, allen Verträgen und Rechten ins Angeſicht ſchlagenden Verfahren die Krone aufzuſetzen, wurden auf Befehl des Muteſſarif von Tripoli ſämmtliche Schulen der amerikaniſchen Miſſion im Diſtrict der Anſari geſchloſſen. Schritte, die auf diplomatiſchem und anderem Wege gegen dieſe Religionspolitik der Pforte gethan worden ſind, haben bis jetzt noch keinerlei Erfolg gehabt. Weder haben der engliſche und amerikaniſche Geſandte eine factiſche Remedur erwirken können, noch hat eine Deputation der ſogenannten evangeliſchen Allianz auch nur eine Audienz beim Sultan erlangt, welche ſie unter Befürwortung des engliſchen Geſandten beim Großveſir nachſuchte; ſie mußte unverrichteter Sache Conſtantinopel verlaſſen und erhielt nur im letzten Augenblick noch indirect die Zuſicherung des Großveſirs, „daß die Regierung auch in Zukunft die Chriſten des Reiches in ihren Rechten ſchützen werde", — womit indeß für den, der die Verhältniſſe kennt, eben gar nichts geſagt iſt.

In ganz natürlicher Folge von dieſem Verhalten der Regierung und der Behörden fängt auch in den Volkskreiſen der Fanatismus wieder an das

Haupt zu erheben. In Beyrut, das doch eine faſt ganz chriſtliche Stadt iſt, führen die Derwiſche, offenbar nicht ohne gewiſſe Abſichtlichkeit und Oſtentation, mitten in den europäiſchen Quartieren auf offener Straße ihre Andachtsübungen mit dem bekannten heulenden und keuchenden Allahruf auf; und während des Rhamadan (des heiligen Faſtenmonats) ſah man dort neulich auf der Spitze eines Minarets zwei menſchliche Figuren an einer Art von Galgen hängen, ein höhnendes Abbild deſſen, was man an den verhaßten Chriſten gar zu gern in Wirklichkeit ausüben möchte. In Tripoli war vor Kurzem an der Thür der Hauptmoſchee Nachts ein Placat angeſchlagen worden, welches die roheſten Beleidungen gegen den Islam enthielt und mit lauter chriſtlichen Namen unterzeichnet war, augenſcheinlich aber von einem Moslem herrührte; ſelbſt der Schech der Moſchee, ein friedlich geſinnter Mann, erklärte, es ſei ihm aus den Schriftzügen ganz deutlich, daß das Placat nur von moslemiſcher Hand geſchrieben ſein könne (die chriſtliche und die mohammedaniſche Art, das Arabiſche zu ſchreiben, haben nämlich gewiſſe Unterſchiede). Er meinte ganz offen, daß hier ein Verſuch vorläge, die Mohammedaner gegen die Chriſten aufzureizen; auch hätten ſich in der folgenden Nacht etwa vierhundert Moslem bei ihm verſammelt, bereit, einen Krawall gegen die Chriſten zu erregen, und nur ſeine Mahnungen zum Frieden hätten ſie davon abgehalten. In ähnlicher Weiſe loderte der moslemiſche Fanatismus in Magneſia (Kleinaſien) auf, als ein griechiſcher Kaufmann auf einem Grundſtücke, das einem Türken gehört hatte, eine Baumwollfabrik anlegen wollte; es wurde darin eine Entweihung des mohammedaniſchen Bodens geſehen.

Daß dergleichen geſchieht und geſchehen kann, ſowohl ſeitens der Bevölkerung wie ſeitens der Behörden, beweiſt einerſeits, wie wenig der Volksfanatismus ſchon geſchwunden iſt, während Manche ihn ſchon gebrochen oder erſtorben wähnten, anderntheils, wie wenig die Regierung im Grunde ihres Herzens gewillt iſt, den Zuſagen, die ſie im Hatti-Scherif von Gülhaur 1839, im Pariſer Frieden und Hatti-Humayum 1856 hat machen müſſen, aus freien Stücken nachzukommen, außerdem aber auch, wie wenig ſie noch von der Erkenntniß durchdrungen iſt, daß Unterdrückung der Religionsfreiheit, zumal bei einem ſo ſtarken Procentſatz andersgläubiger Bevölkerung, wie er ja im türkiſchen Reiche notoriſch vorhanden, mit den Grundſätzen eines aufgeklärten Regiments und mit der allgemeinen Volkswohlfahrt durchaus unverträglich iſt. Daß aber die Pforte über alle dieſe Rückſichten ſich hinwegzuſetzen wagt, das zeigt, welchen Vortheil ſie aus der ihr ſehr wohlbekannten Stellung der Großmächte ſowohl zu ihr ſelbſt als untereinander zu ziehen weiß. Bekannt iſt ja die Eiferſucht, mit der in dieſem Punkte jede der Mächte die andere bewacht und jede der andern einen vorwiegenden Einfluß in der Türkei oder gar ein Stück ihres Gebietes mißgönnt. Bekannt iſt auch, daß ihnen eine

große Centralmacht im Orient, sei sie auch noch so wurmstichig, immer noch lieber ist, als eine Menge einzelner Staaten, eine Anschauung, die ja freilich nicht unberechtigt ist, sondern Vieles für sich hat. Bekannt ist endlich, daß aus diesen Gründen die Mächte immer noch mit Aengstlichkeit den morschen Bau des Pfortenreiches stützen, um jeden Preis den status quo zu erhalten streben und eine unüberwindliche Scheu haben, irgend eine Angelegenheit, die das Aufwachen der „orientalischen Frage" zur Folge haben könnte, mit Energie und Entschiedenheit anzufassen. Das Alles weiß auch die Pforte selber sehr wohl. Daher denn auf der einen Seite ihr anmaßliches und rücksichtsloses Auftreten, und auf der andern der geringe Ernst und Nachdruck, den sie bei den stets im Munde geführten Reformen an den Tag legt.

Und doch könnte nur dann Wandel geschafft werden, wenn in diesem letzteren Punkte wirklich und aufrichtig das Gute gewollt und ebenso wirklich und aufrichtig auch gethan würde, und zwar in allen Zweigen des Staatslebens, — auf dem Gebiete des Beamtenthums, der Provinzialverwaltung, des Unterrichtswesens, des Finanz- und Steuerwesens, der Verkehrsmittel, der öffentlichen Sicherheit, der Rechtspflege; und überall ebensowohl mit Einsicht, Sachkenntniß und weiser Vorsicht, wie mit Consequenz und Stetigkeit. Aber bei dem herrschenden Gesammtzustande, d. h. der allenthalben bis ins innerste Mark eingedrungenen Fäulniß in politischer wie socialer und moralischer Beziehung, ist kaum zu erwarten, daß dies geschehen werde. Es wird daher auch schwerlich noch einmal ein wirkliches Sichaufraffen und eine durchgreifende Regeneration des osmanischen Reiches erhofft werden können, vielmehr wird die innere Zerstörung und Auflösung desselben nur immer unaufhaltsamer fortschreiten und wenn das thatsächliche Auseinanderfallen des bröckelnden Kolosses auch vor der Hand noch durch die von außen angesetzten Stützen verhindert wird, so ist es doch mit Sicherheit vorauszusehen und nur noch eine Frage der Zeit.

Die Italienerin in Haus und Gesellschaft.

Von Woldemar Kaden.

„Chi educa l'uomo educa una parte soltando dell'umanità; chi educa la donna, educa l'umanità intera."

„Wo ist die patriarchalische Form unserer Hausväter, wo die Zeit, da ihr Wort noch Gesetz war? Fuimus Troes! Wo das Verharren unserer Hausfrauen in verborgener Zurückgezogenheit? Aus Frauenzimmern sind Frauengassen geworden, wie Abraham a Sancta Clara sagt." Das sind

Scheinerts Worte in seiner „Erziehung des Volkes" (1845) und tausend ähnlicher Klagen sind seitdem in die Welt hineingerufen und gedruckt worden. Mit Recht auch erschallt der besorgte Ruf: „Es fehlt an Müttern", aber ungehört verhallt es, das herrliche Wort: „Die bessere Zukunft kommt von den Müttern". Von der Emancipation der Frauen zwitschern jetzt die Sperlinge auf allen Dächern, schnattern die Gänse in allen Höfen, ohne daß deswegen ein Sperlingsnest ein geordnetes Hauswesen, ein Gänsestall ein anmuthiger Aufenthaltsort geworden wäre. Ein Prediger der männerbeglückenden Remancipation ist leider in dieser Wüste noch nicht erstanden, und auch dieser Artikel soll keine Predigt sein. Uebrigens will er ja nur vom italienischen Weibe handeln, und das deutsche der Rücksicht vaterländischer Federn und — dem Spiegel überlassen.

Das italienische Land darf in allen seinen Weiten, wie sein Himmel in allen Breiten, getrost ohne die rosenrothe Brille absichtlicher Schönfärber betrachtet, und doch ewig bewundert werden. Der italienische Staat in allen seinen Tiefen bedarf solcher Brille schon gar sehr; zu einem Blick in Haus und Familie jedoch möchte dieselbe verdoppelt werden. Wir setzen keine auf. Wir wollen die Dinge in ihrer nackten Wahrheit schauen, und das dürfte nicht schwer fallen, da die Wände des häuslichen Heerdes bereits recht durchsichtig, die pariser christlichen Deckmäntel der Liebe in den letzten Zeiten recht fadenscheinig geworden sind.

„Le foyer est la pierre qui porte la cité" sagt Michelet. In Frankreich steht der häusliche Herd auf schwachen Füßen und das Staatsgebäude schwankt. Aber auch in Italien ist dieser Grundstein arg verwittert, und man weiß nicht, auf welchem Fundamente sich der Tempel des Staates erheben soll. Das liegt viel an den Männern, das ist richtig, aber die Hauptschuld trifft das Weib, das Weib in seinem Verhalten in Haus und Gesellschaft.

Natürlich ist hier nur von dem Durchschnittsweibe die Rede, die edlen Frauen, an denen Italien von der Zeit der hohen Vittoria Colonna an nie ganz arm war, kommen nicht in Betracht.

Hat die Internationale in der italienischen Männerwelt bisher noch keinen Boden gefunden, so haben auch die zahlreichen englisch-amerikanischen und deutschen weiblichen Apostel der Emancipation auf der classischen Erde keinen Eindruck ihrer Blaustrümpfe hinterlassen. Doch wissen sich die italienischen Frauen auch ohne vorhergegangene offen revoltirende Emancipationstheorie mit der Praxis recht gut abzufinden. Sie sind, wie die Spanierinnen und Französinnen, fürs Theater geboren, sind Schauspielerinnen par préférence, und so ist denn alles Schein und Schimmer, und ihre Tugenden sind meist theatralische.

So muß es denn wohl wahr sein, daß das Haus eine Bühne geworden mit Zuschauerraum, in welchen einzutreten Allen und Jedem zu jeder Stunde des Tages wie der Nacht freigegeben ist. Und das „Klatschen" wird gar zu gern gehört.

So muß es wahr sein, was die Italiener selbst von sich berichten: „Vivono troppo in privato nella vita pubblica e troppo in pubblico nella vita privata". Die Politik wird in geheimen Conventikelchen, inter pocula et amicos, gemacht, während der Altar der Laren auf dem Forum steht mit der umlaufenden Inschrift: Nos domum fugimus! Diese ließen die Eltern, Vater und Mutter darauf setzen und gingen dann, sich außer dem Hause zu amüsiren. Der Vater, wichtige Sachen mit Freunden auf Straßen plaudernd, oder indem er seine öde Langeweile in die langweiligen Cafés, an den Spieltisch, die Billards, seine geheimen Leidenschaften aber zu üppigen Maitressen oder unwissenden Ballerinen trug. Die Mutter, indem sie eine permanente internationale Ausstellung ihrer Reize und theuern Kleider eröffnete, passagirend auf öffentlichen Promenaden, kokettirend im Theater, in der Kirche, auf Bällen und aus den Carrozzen des täglichen Corso. Wer's nicht so hoch geben kann, giebts eben in seiner Sphäre.

Das Haus ist ein Kerker, das wird den jungen Italienerinnen schon frühe beigebracht, hier büßt man die übrige Zeit bei seinen Kindern, den armen Mitgefangenen, die gar gelehrige Schüler sind und bald von den langfingerigen Kunstgriffen, deren es zur Ausübung jener theatralischen Tugenden bedarf, soviel aufschnappen, als sie nöthig haben, um selbst demnächst eine kleine Rolle zu spielen. Das trifft nun hauptsächlich die Mädchen. Denn dressirt man dem Knaben in den „bessern" Ständen gewisse Geschicklichkeiten an, schickt man ihn, sobald er nur allein stehen kann, aus dem elterlichen Hause, um in irgend einem Convitto, meist französischen Zuschnitts unterzubringen, so vernachlässigt man in dieser Beziehung die Mädchen fast ganz.

Höhere Mädchenschulen giebt es fast keine, und die niederen sind so untermittelmäßig, oft so spottschlecht und vor Allem so unter die Leitung irreführender Pfaffenhände gegeben, so wenig dem Geiste unseres Jahrhunderts entsprechend, daß aus ihnen alles andere, aber kein richtiges Weib, keine umsichtige Hausfrau, keine zartsinnige Gattin hervorgehen kann. Als wilde grüne Schößlinge werden sie in diese trostlosen Gärten versetzt und als unreifere Pflanzen verkauft man sie dem Leben. Von wahrer Liebe, von Begeisterung für das Große, von Vaterlandsliebe, von Erziehung zur Hingebung an das Ganze — keine Spur. Alles französirende Dressur!

Man glaubt gar nicht, wie das noch hängt an den mittelalterlichen Traditionen, oder, nach einer andern Seite hin, an den ovidisch-französischen.

Das junge Mädchen lernt von der Mutter die Formen der schönen Welt, übt sich, die jugendlichen Reize in Pfauenschweifart zu entfalten, gewöhnt ihre Zunge an den Zucker der Schmeichelei, verwöhnt den Blick an den Schaufenstern der Modemagazine, glänzt in der Gesellschaft, und trachtet die alternde Mutter auszustechen. Dazu lernt sie ein klein bischen Pianoforte oder Harfe, ein klein bischen Sprache, lernt wacker declamiren und — das Haus verabscheuen.

Wer auch mag das dem armen Dinge verdenken? Von frühester Jugend an auf die Unterhaltung der Amme und frivoler Mägde angewiesen, erfährt es Alles, was in die Unterhaltungslectüre einer Vestalin durchaus nicht gehört. Ist nichts Neues mehr zu lernen, so steht sein Sinn nach praktischer Ausführung. Dazu aber bedarf es eines Mannes, und solchen recht, recht bald zu finden, werden alle Anstrengungen gemacht. Ein geistiges Capital ist nicht vorhanden, daher wuchert man mit dem des Leibes, und die darüber ausgestellten Wechsel finden doch endlich einmal einen Abnehmer.

Ist dieser ein ächter Durchschnittsitaliener, so erwartet ihn eine Enttäuschung nicht, denn seine Ansprüche gehen über das, was er bisher gesehen und gehört, nicht hinaus. Traurig aber, wenn er, ein Mann von höherem Geiste, von edlerem Gemüthe, sich, von dem Zauber der Schönheit geblendet, für einen kurzen Blüthenrausch täuschen ließ, und statt einer Göttin am häuslichen Herde eine Korybante entschleiert.

Wer sich mit körperlicher Schönheit allein abzufinden weiß, der mag ja oft recht viel Vergnügen an italienischen Frauen haben, denn es giebt herrliche Bilder unter ihnen; wer es aber liebt, und das ist des denkenden Mannes erstes Bestreben, in dem Weibe seiner Wahl gleichzeitig eine Gefährtin seines Geistes, eine Genossin seines Strebens zu haben, der stößt bei seinen Entdeckungsreisen durch das geistige Gebiet der Italienerin meist auf ganz colossal unfruchtbare Striche, gleich römischer Campagna, wo der belebende Frühlingshauch der Wissenschaft noch kein Hälmchen zum Grünen gebracht.

Wie angenehm muß es berühren, wenn er in den pomatadurchdufteten Schubläden der jungen schönen Frau außer Manzonis Promessi sposi, die nun einmal jedermann in Italien, der lesen gelernt hat, gelesen haben muß, wenn er außer diesen nur noch die abgegriffenen Bändchen Paul de Kockscher Romane und zwischen diesen ein sammetnes Meßbüchlein, als Schreibeübung aber ein Dutzend überaus fehlerhafter Liebesbriefe findet.

Es ist ganz unglaublich, wie unwissend die große Mehrzahl der jungen italienischen Frauen ist, und — das Alter macht sie nicht gelehrter. Sie wissen von Gott und der Welt nichts. Von Gott nichts — denn das Mädchen lernt nur die Madonna und deren Kind kennen. Von der Welt — da naturwissenschaftlicher oder geographischer, oder überhaupt Unterricht in den Realien

in Mädchenschulen nicht getrieben wird. Aber auch die weiblichen Arbeiten sind ihnen unbekannt; mit Ausnahme vielleicht derer, die ein gewisses Glänzen vor den Besuchenden, wie z. B. Perlensticken u. a. gestatten. Von Hauswirthschaft und Küchenwesen, Kleinkinderbehandlung — von alledem keine Spur, oder gerade soviel wie eine Frau Predigerin der Emancipation im Besitz hat.

Für das Alles aber können sie tanzen, daß es eine wahre Lust ist. Sieht man diese Geschöpfchen im Ballsaal, so ist man überzeugt: hier und nur hier sind sie am Platze. Hier können sie den Mann tief beglücken. Dazu können viele recht artig Pianoforte spielen, aber nur drei oder vier Stücke, die seit dem sechsten Lebensjahre täglich mit unendlichem Eifer mechanisch eingeübt wurden; singen: ein paar leidenschaftliche Opernarien, welche sie wie Liebes-Nachtigallen über ein Meer von Grazie in die Herzen der Männer flattern lassen — — dann aber ist's zumeist aus, und der Rest ist — Körper. Verdammen wir sie nicht — sie sind eben Erziehungsresultate pfäffischer Schulen und der seit Jahrhunderten gleichergestalt erzogenen Mutter classischer Ende. Der Katechismus jener, den sie gründlich auswendig lernen müssen, bleibt eben auswendig, gestaltet sich nach und nach zu einer Art bequemem Kirchenkleid, das alle Wochen ein- oder mehrmal in mechanischer Weise angelegt wird, formt sich aber in seiner Moral nie zu gesundem Fleisch und Blut ein. Der Katechismus der Mutter, dessen Lehren schon früher assimilirt wurden, findet seine tägliche Uebung in der Gesellschaft, in dem gefährlichen Scyllastrudel des andern Geschlechtes, das mit tausend Fangarmen der neuen Beute gierig auflauert. Und sie läßt sich gern erbeuten. Der Abgeschlossenheit des orientalischen Frauenzimmers entflohen, glaubt sie, die Jungjährige, schon manchen Verlust rasch nachholen zu müssen, und betrachtet die Ehe als das Reich absoluter Freiheit, deren Gesetze auch die süßen Sünden gestatten, deren Herr nichts ist als der Eunuch, der Herrendienste zu versehen hat.

War ihr bis dahin nicht erlaubt, mit einem Manne zu sprechen (wie ja auch die Geschlechter in den Schulen gänzlich abgesondert erzogen werden), war ihr, wie dies in manchen Gegenden Sitte, nicht einmal gestattet, ausgeschnittene oder Sammetkleider, Schleppen und Goldschmuck zu tragen, so muß jetzt außer dem Manne sofort ein Conversationsfreund her, werden alle Reize offen allen lüsternen Blicken zur Schau gestellt und vermeintlich erhöht durch Ueberladung mit Schmuck in Gold, Perlen und Seide. So ausgerüstet mit Begleitung und Bekleidung zieht man ins Theater, um von den Logen aus bestrickende Blicknetze zu werfen, steigt man in den Wagen, um von ihm aus mit schmachtenden Augen zu buhlen (amoreggiare) und zu liebeln, tritt man als Stern in die Gesellschaft und zieht hinter sich drein den süßlichlächenden Schweif der hoffenden Trabanten.

Ja, Alles versteht ein solches Weib, aber zu lieben, heißt das mit Hingabe des Herzens und Willens eigennutzlos und opferfähig an einem Manne zu hangen, das versteht sie selten. Liebe ist ihr nur die niedere Leidenschaft, ist ein geistzerrüttendes, körperschwächendes süßes Gift, das aber bis zum letzten Tropfen, bis zur Hefe ausgeschlürft werden muß. Nur zu bitter wird und zu bald empfunden, daß bei diesem Leben das frühe Alter naht, dem bald alle in Italien mehr als anderswo im Schwange gehenden Toilettenkünste nicht mehr aufhelfen können; und da der Geist keine Stütze hat, und auf sich selbst angewiesen der ödesten Langeweile preisgegeben wäre, so flüchtet sich die Alternde mit Macht in die Kirche. Hier ist der Platz, wo die verwelkten Leidenschaften beim Scheine der ewigen Lampe im ungewissen Dunkel noch einmal unheimlich aufflackern, hier ist der Ort, wo das italienische Weib seine Politik macht, Kirchenpolitik, die einzige, die es kennt.

Begleitet seit frühester Kindheit von dem allerärgsten Aberglauben, dem auch die Gebildetsten so ganz ergeben sind, und den sie ihren Zwecken dienlich in der Liebe und Ehe nur zu oft anwendete, wird sie jetzt seine offene Priesterin, die zu allen Opfern auf seinem Altare fähig ist.

Ohne Ehrgeiz, ohne Sinn für Politik, ohne Vaterlandsliebe, gefühllos bis zur Grausamkeit, worin die Wollust der früheren Jahre sich verkehrt, sind diese Frauen willige Werkzeuge in den Händen von Priestern, denen kein Mittel zu infam, wenn sie nur ihrer Kaste und der Firma Rom damit dienen können. Es ist ganz fabelhaft, welch starke Säule die Kirche Italiens an diesem Frauenstande noch hat. Sie allein hält das Pfaffenthum und mit ihm das Papstthum, das sonst an dem Indifferentismus der Männer, nicht etwa an deren Ringen und Hassen, längst zu Grunde gegangen sein müßte.

Hinter das Goethesche:

„Nach Freiheit strebt der Mann, das Weib nach Sitte" —

müssen wir leider in Italien, was die große Menge angeht, noch ein großes Fragezeichen setzen.

Wenn wir oben fragen: woher soll die Hilfe kommen, so denken wir wohl an die Antwort, welche Madame Campan Napoleon I. gab, als sie von ihm gefragt ward, was doch zur Erziehung der Mädchen fehle: „Die Mütter!" Da aber stehen wir wieder am Anfange des Kreises, und die Drehung beginnt von Neuem.

Viel, o viel Zeit wird es noch brauchen, ehe ein würdiges Frauengeschlecht im Stande ist, würdige Söhne einem freien Italien zu erziehen, denn dies und keine andere ist die Aufgabe des Weibes, sie hat die Zukunft des Vaterlandes in Händen und wehe! wenn dieses dereinst in einem gänzlich verkommenen Geschlechte den Müttern fluchen müßte.

Darum, anſtatt unverſtandener Sprüche eines nur zu arg beliebäugelten Alterthums, möchten über jeder Hausthüre in goldenen Lettern prangen die Worte: „Hier iſt das Heiligthum des Herzens, ein Zufluchtsort aus den Stürmen des Lebens, eine Oaſe in der großen Wüſte geſellſchaftlicher Mißſtande, die ſüße Ruhe nach allen Mühen, der Troſt im Unglück, das Wohlgefallen im Glück, die Freude zu jeder Zeit.“ Mit Einem: „Hier iſt die Heimath.“ Dafür aber hat die italieniſche Sprache kein Wort, auch das muß die Mutter der Zukunft ſchaffen.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Wien. Politiſche Symptome. Die Donau. Shakeſpearewoche. — So oft wir uns auch — mit wechſelnden Empfindungen — ſagen müſſen, daß wohl nicht in unſerm Lande, doch in unſerer nächſten Nachbarſchaft endlich wieder ein Staatsmann von großem, weiten Blicke und ſtarkem Willen das Steuer führt, ſo iſt doch die Gewohnheit, politiſche Maßregeln immer nur nach ihren oberflächlichen Zügen und unmittelbaren Beziehungen zu beurtheilen, noch zu feſtgewurzelt, als daß wir uns von derſelben auch jenem Manne gegenüber freimachen könnten. Schreibende und redende Politiker hatten dabei in den letzten Wochen alle Hände voll zu thun und floſſen über von weiſen bedauernden, tadelnden oder höhniſchen Bemerkungen über die Colliſion zwiſchen Deutſchland und Belgien und über die neueſte Phaſe des Kirchenſtreites. Die Freunde Deutſchlands, oder doch die meiſten, wußten ſich das Auftreten der deutſchen Regierung gegen „das kleine Belgien“ nur aus kleinlicher Empfindlichkeit, oder Ueberhebung, Einmiſchungs- und Bevormundungsluſt im Stil Napoleons III. zu erklären, die Gegner triumphirten, natürlich auch diejenigen, welche vielleicht recht gut wußten, daß der wahre Sinn der Verwarnung in Brüſſel, möglicherweiſe auch anderswo, ſogleich verſtanden werden müſſe. Der Krieg gegen den Papismus begegnet hier überhaupt geringem Verſtändniſſe. Man ſähe gern Rom gründlich gedemüthigt, aber wenn zu Tage tritt, daß die Führer des Kampfes ſich als Proteſtanten fühlen, ſo zuckt der fortgeſchrittene Oeſterreicher mitleidig die Achſeln, wie der demokratiſche Spießbürger in ganz Süddeutſchland über das deutſche Reich, welches nicht einmal eine Republik iſt. Proteſtantismus — überwundener Standpunkt! Wenn nicht die Confeſſionsloſigkeit auf das Pannier geſchrieben wird, da lohnt es ſich ja überhaupt des ganzen Lärms nicht, da bleiben wir lieber dem Namen nach Katholiken und denken uns

unſer Theil, wie Grillparzer ſagt. Und doch hat Jeder von uns, der wirklich denkt, an ſich ſelbſt erfahren, wie ſchwer wir in unſerer geiſtigen Entwicklung eben dadurch geſchädigt worden ſind, daß wir die Schule des Proteſtantismus nicht durchgemacht haben. Rächen ſich an Preußen ſchon ſo hart die dreißig Jahre falſcher Kirchenpolitik, wie ſchwer laſtet auf uns die zehnfache Zeit!

Und wie es ſcheint, ſollen wir abermals an den vollen Ernſt dieſer Dinge erinnert werden. Die vaticaniſche Partei entwickelt augenſcheinlich die größte Rührigkeit. In der äußeren wie in der inneren Politik. Während unſere Zeitungen ſich früh und ſpät den Kopf Bismarks wegen zerbrachen, ließen die beiden verbreitetſten ſich auf das gröblichſte gerade von der Partei dupiren, gegen welche ſie unabläſſig die Lärmtrommel rühren. Beide brachten, ſicherlich aus derſelben Quelle, Artikel, deren Abſicht, Mißtrauen zu ſäen zwiſchen Oeſterreich und Deutſchland, zwiſchen dem Kaiſer und ſeinem erſten Miniſter, auf flacher Hand lag. Beide wußten zu erzählen, die Reiſe des Kaiſers ſei das Werk Bismarks, in deſſen Auftrage Andraſſy Italien zu activer Unterſtützung der deutſchen Kirchenpolitik bewegen wolle; nur wurde an dem einen Orte der Erfolg der beiden Miniſter, an dem andern deren Niederlage verkündet, die eine Nachricht aus Berlin, die andere aus Venedig datirt. Der Widerſpruch in den Mittheilungen macht es plauſibel, daß ſie von verſchiedenen Seiten ausgegangen ſeien, und um ſo glaubwürdiger erſchienen ſie in der Hauptſache. Das war ganz gut erſonnen. Wer wüßte, und — wer begriffe nicht, daß die Wunde von 1866 noch häufiger ſchmerzt als die von 1859? Und dann, mit Italien glaubt man vollſtändig fertig zu ſein; die italieniſchen Staatsmänner haben kein Intereſſe, ſich für die Hitzköpfe in Wälſchtirol, Trieſt und Dalmatien in gewagte Unternehmungen zu ſtürzen. Aber die Sympathien Deutſchöſterreichs für das deutſche Reich, welche man für viel mächtiger hält als ſie ſind, geben dem Mißtrauen ſtets neue Nahrung. Und vollends die Unterſtellung, daß der Kaiſer habe ein Werkzeug ſein ſollen in der Hand des Werkzeuges Bismarks! Der Streich ſoll denn auch gewirkt haben, freilich derart, daß man volle Klarheit über die Seite gewann, von welcher aus er geführt worden.

Ein anderes Symptom iſt der jüngſte Hirtenbrief des Erzbiſchofs Rauſcher. Dieſer Mann iſt ſtets geſchätzt worden als derjenige unſerer Kirchenfürſten, welcher die größte Gelehrſamkeit, allgemeine Bildung, einen humanen, verſöhnlichen Zug beſitzt und dabei reichstreu, ein Gegner der föderal-clericalen Umtriebe iſt. Alle Miniſterien haben mit ihm Fühlung behalten, und daraus würde man auch Herrn v. Stremayr keinen Vorwurf machen können, wäre nicht der Cardinal ſelbſt in den letzten Jahren ein anderer geworden. Die einſtige Stütze der Oppoſition auf dem vaticaniſchen Concil hat ſich bedingungslos, wie alle die anderen, unterworfen. Mußte er doch, um jeden

Zweifel zu zerſtreuen, ſich als Redacteur ſeines Organs in der Journaliſtik einen klericalen Klopffechter gefallen laſſen, welcher bis dahin im Dienſte der Rüdigier, Zwerger und Conſorten den Erzbiſchof von Wien rückſichtslos angegriffen hatte als Lauen und Unzuverläſſigen. Die neueſte Ausſprache Rauſchers beweißt, daß er ganz in die Reihen der Zuverläſſigen eingetreten iſt. Wie früher gegen Preußen, ſo polemiſirt er jetzt gegen die Landesvertretung, welche gewagt hat, die Anerkennung der Altkatholiken auszuſprechen. Der Preis des Friedens zwiſchen dem liberalen Miniſterium und der katholiſchen Partei ſoll ſein, daß jenes in der religiöſen Geſetzgebung nicht weiter geht, dieſe die förderaliſtiſche Oppoſition aufgiebt. Das hätte man früher einen Erfolg nennen dürfen, jetzt iſt Rauſcher nicht mehr der Führer, ſondern der Geführte, bald wird er ſich als Angeführter erkennen. Die ihn benutzen, werden natürlich an dem Ziele nicht ſtehen bleiben, welches ſie ihm jetzt zeigen.

Die Conſequenzen, welche ſich dem Blicke aufdrängen, liegen vielleicht noch fern. Viel wird darauf ankommen, wie in Ungarn die Dinge gehen. Den Magyaren fängt die Aufmerkſamkeit, welche die auswärtige Preſſe den Angelegenheiten Ungarns widmet, ſehr läſtig zu werden an. So lange ſie die vom öſterreichiſchen Staate Unterdrückten waren, und wohlwollende Journale in Deutſchland, England, Frankreich, Piemont aus Abneigung gegen Oeſterreich alles für baare Münze nahmen, was ungariſche Flüchtlinge ihnen von der Tyrannei der einen Seite und dem untadelhaften Liberalismus der anderen erzählten, berief man ſich gern auf die unparteiiſche Stimme des Auslandes; jetzt verſteht Niemand etwas von ungariſchem Weſen, als der Magyare. Und da die Leute draußen, zunächſt in Wien, ſich nicht nehmen laſſen, nach ihren beſchränkten Begriffen zu urtheilen, wie das weite Land von den Karpathen bis Fiume und Hermannſtadt glücklich gemacht wird, ſo verfällt man in Peſt auf eine Abhülfe, welche allerdings auch ſchon früher beliebt war: den „ungarnfeindlichen" Blättern ſoll der Poſtdebit entzogen werden. Noch beſſer wäre es, überhaupt keine Nachrichten aus Ungarn in die übrige Welt gelangen zu laſſen. Nichts iſt charakteriſtiſcher, als die Affaire des Abgeordneten Iſtoczy, welcher den Muth hatte, die Ueberſchwemmung des Landes durch die Juden aus allen Grenzländern zur Sprache zu bringen. Er ſprach eben aus, was jeder Nichtjude in Ungarn tauſendmal, nur nicht öffentlich, geſagt hat, und da er ſelbſt keinen unmittelbaren Erfolg erwartete, kann er mit der Aufnahme ſeiner Interpellation wohl zufrieden ſein. Alle Parteiunterſchiede waren vergeſſen, alle Blätter fielen pathetiſch, wüthend oder höhniſch über ihn her, um zu beweiſen, wie ſehr Iſtoczy Recht hatte zu behaupten, die Juden fühlen ſich dortzulande immer noch als Raſſe, und um zugleich zu erhärten, daß die ſogenannte öffentliche Meinung vollſtändig in

ihren Händen ist. Dann aber wehrte dasselbe Ministerium, welches aus seiner Absicht, alles Nichtmagyarische zu unterdrücken, nie ein Hehl macht, voll sittlicher Entrüstung die Zumuthung ab, irgend eine Unternehmung, etwa einen Schutzverein gegen die Juden, zu dulden. Sie sind als Nation und Religionsgenossenschaft geschützt, weil gefürchtet, Deutsche, Slovaken, Kroaten, Walachen u. s. w. werden wie Landesverräther behandelt, wenn sie wagen, für ihre Nationalität einzutreten.

Die vierte jener großartigen Unternehmungen, welche neuerdings in Wien ins Werk gesetzt worden sind: Stadterweiterung, Wasserleitung, Weltausstellung, Donauregulirung — ist nun auch sozusagen fertig. Die Donau hat von ihrem neuen Bette Besitz ergriffen, ohne doch das alte aufzugeben. Nur eine Abtheilung des neuen sollte ihr geöffnet werden, damit Schiffe die Steine zu den noch erforderlichen Uferbauten bequemer und wohlfeiler an Ort und Stelle schaffen könnten; allein die Gewalt des Stromes war nicht gut berechnet, der Einfluß nicht geschickt geleitet worden, und nun steht man gegenüber erheblichen Zerstörungen und der Nothwendigkeit, im fließenden Strome zu bauen. Die Autoritäten aber trösten sich mit dem Spruche des hinausgeworfenen Gastes: Ich wäre ja ohnehin bald gegangen! — und rechnen es sich als Verdienst an, daß nicht noch ein Regen hinzugekommen, der Prater nicht überschwemmt worden, ja, nicht einmal ein Menschenleben zu beklagen ist. Auch die neue Wasserleitung, gewiß ein großer Segen für Wien, kränkelt fast unaufhörlich. Das Werk sollte durchaus im Jahre 1873 schon den Fremden gezeigt werden, deshalb bezahlte man alle Arbeit viel theurer, gab dem Bauunternehmer eine Million über das Bedungene, und bei der Ueberhastung scheinen manche Arbeiten so schleuderisch gemacht zu sein, daß die Stadt schon mehr als einmal nahe daran war, gar kein Wasser zu haben.

Die Woche vom 17. bis 23. April, Shakspeares Geburtstag, ist vom Burgtheater durch Aufführung der historischen Dramen (Heinrich IV. bis Richard III.) gefeiert worden, welche Dingelstedt in derselben Weise vor Jahren in Weimar zur Aufführung brachte. Das Unternehmen hatte den verdienten großen Erfolg. Das Publicum ermüdete nicht nur nicht, wie die Gegner prophezeit hatten, sondern wurde wärmer von Abend zu Abend, und die Schauspieler selbst wuchsen förmlich mit ihren Aufgaben. Vor allem glänzend fielen Heinrich V., Heinrich VI. zweiter Theil und Richard III. aus; fast jeder der bedeutendsten Schauspieler erhielt Gelegenheit zu einer Leistung, auf welche er stolz sein kann, vorzüglich Baumeister (Falstaff), Hartmann (Heinrich V.), Lewinsky (Richard III.), Fräulein Wolter (Königin Margarethe). Dingelstedt als Bearbeiter und Director, Förster als Regisseur verdienten sich die höchste Anerkennung. Hoffentlich werden nun auch andere

große Theater nicht mehr vor den Historien zurückschrecken. Heinrich V. insbesondere sollte man sich in Deutschland doch nicht entgehen lassen — es braucht ja nicht alles, was Dingelstedt hinzugedichtet hat, mit in Kauf genommen zu werden.

Um dieselbe Zeit hat freilich Dingelstedt auch eine kleine Demüthigung erfahren. Es war bekannt, daß er in der jetzigen Krisis eine höhere Stellung, als Generaldirector der Hoftheater oder dergleichen, zu erhalten hoffte. Die Dilettantenvorstellungen im Auerspergschen Palais haben ihm einen Querstrich gemacht. Man sagt, er habe in den letzten Tagen häufig einen Vers aus den Liedern des kosmopolitischen Nachtwächters (mit welchem er wohl im übrigen keine Beziehungen mehr unterhält) mit leichter Variante citirt: „Ein Hofmann soll nicht witzig sein." Herr Jauner, welcher bei derselben Gelegenheit von Bewunderung überfloß, ist dafür fast unumschränkter, aufs glänzendste honorirter Director des Operntheaters geworden und darf, so unglaublich es klingt, daneben sein Privatunternehmen fortführen!

Aus Paris. Das Rundschreiben des Herrn Dufaure. Edgar Quinets Begräbniß. — Die junge französische Republik hat zur Befestigung ihrer Stellung im Lande in den letzten Wochen einen sehr bedeutsamen Schritt vorwärts gethan. Unter dem Datum des 30. März ist von dem Justizminister Herrn Dufaure an sämmtliche Generalprocuratoren eine Circularnote erlassen worden, worin diesen die Directive vorgeschrieben wird, welche sie der neuen Ordnung der Dinge gegenüber einzunehmen haben. Der Herr Siegelbewahrer erklärt in seinem Rundschreiben mit klarer Bestimmtheit, daß das gouvernement républicain nun das gesetz- und verfassungsmäßige in Frankreich ist, daß der sogenannte „Waffenstillstand der Parteien" durch die Proclamirung der Republik sein Ende erreicht hat, und daß eine jede politische Partei von jetzt an verpflichtet ist, dies anzuerkennen. Ohne im Uebrigen den verschiedenen politischen Ueberzeugungen eine moralische Berechtigung und Achtung abzusprechen, betont Herr Dufaure, daß ein jeglicher Angriff auf die republikanische Staatsform in Wort, Schrift oder That nun ein verbrecherischer geworden und als solcher zu ahnden sei, und daß eine jede Propaganda gegen dieselbe mit der ganzen Strenge des Gesetzes bestraft werden würde.

Ein etwas skeptischer Kritiker könnte beim Lesen dieses Actenstückes nun freilich bemerken: — was hier vom Minister gesagt wird, versteht sich ja eigentlich ganz von selbst! — und sicherlich hätte diese Bemerkung ihre Berechtigung. Aber wenn man die augenblicklichen politischen Parteiverhältnisse in Frankreich berücksichtigt, so gewinnt das Circular Dufaure doch eine sehr große und wohl zu beachtende Bedeutung; ganz abgesehen übrigens davon, daß der Werth und das Ansehen einer Verfassung nicht so sehr darin besteht

daß sie überhaupt gegeben ist, als vielmehr in der Art und Weise, wie sie praktisch auf dem ganzen Gebiete der Staatsverwaltung bethätigt und gehandhabt und in ihren Consequenzen durchgeführt wird.

In Frankreich nun hatte die Republik, ehe sie es zur gesetzlichen Anerkennung brachte, gewaltige Schwierigkeiten zu überwinden. Es ist den Republikanern gelungen, die Nationalversammlung in Versailles, die in ihrer Majorität aus den großen monarchischen Fractionen der Legitimisten, Orleanisten und Bonapartisten zusammengesetzt ist, zur Annahme der republikanischen Verfassung zu bewegen; sie haben es erreicht, daß der Chef der Executivgewalt, der ultraconservative Marschall Mac Mahon in den Republikanern nicht mehr die persönlichen Feinde seiner Stellung an der Spitze des Staates sieht. Aber diesen großen und unbestreitbaren Sieg ihrer Ideen haben die Republikaner doch nur erreichen können durch die Hülfe und Unterstützung einer Partei, deren Freundschaft unter Umständen eine sehr bedenkliche und gefährliche sein kann. Die zur Republik neubekehrten Orleanisten sind hierzu nicht durch eine Begeisterung für die republikanischen Principien bewogen worden, sondern einzig und allein durch die Furcht vor der immer drohender werdenden Gefahr der Wiederherstellung des Kaiserreichs, und geleitet von der Erwägung, daß unter der republikanischen Staatsform es ihnen — den Orleanisten — möglich sein werde, eine einflußreiche und dominirende Stellung sich zu bewahren, wohingegen ein drittes Kaiserreich sie wohl bald belehrt haben würde, daß Napoleoniden und Prinzen von Orleans nicht in ruhiger Eintracht zusammen auf Frankreichs Boden leben können.

Verliert man dies nicht aus den Augen und bedenkt man gleichzeitig, daß das heutige Ministerium sehr stark orleanistisch gefärbt ist, und daß der Präsident der Nationalversammlung, also der zweite, wenn nicht erste Beamte Frankreichs, der Herzog von Audiffret-Pasquier ist, einer der geschicktesten und energischsten Vertreter der orleanistischen Principien; erinnert man sich, daß der Ministerpräsident Herr Buffet in seiner bekannten Declaration am 12. März nicht einmal das Wort „Republik" zu gebrauchen für gut befunden oder gewagt hat, — so wird man zugeben müssen, daß unter solchen Umständen das Circular des Justizministers, welches klar und einfach von der Republik als der jetzt gesetzlichen Staatsform spricht, wohl seine Bedeutung hat. Gleichzeitig ist damit auch ein Beweis gegeben, daß Herr Dufaure, der klarsehende und bewährte alte Staatsmann und der weitaus bedeutendste Vertreter, den die Republikaner im heutigen Cabinet besitzen, immer mehr an Einfluß auf die zu befolgende innere Politik der Regierung gewinnt.

Somit erhält es dann auch eine erhöhte Wichtigkeit, daß der Schwerpunkt und die Hauptspitze des Rundschreibens gegen den Bonapartismus gerichtet ist, und daß durch die Veröffentlichung desselben im „Journal officiel" die

heutige Regierung sich als eine antibonapartistische bekannt hat. Denn wenngleich Herr Dufaure von den Umtrieben aller Parteien spricht, so ist es doch gewissermaßen Unsinn, von Conspirationen der Republikaner gegen die Republik etwas fürchten zu wollen; andererseits aber hat die legitimistische Propaganda so wenig etwas Furchterweckendes, daß der Gedanke einer Restauration des Königthums mit Heinrich V. und dem Lilienbanner wohl keinem Republikaner auch nur eine Stunde unruhigen Schlafes bereiten wird. Die einzige und wirklich ernste Gefahr droht der Republik allein von Seiten der bonapartistischen Partei. Diese hat es verstanden, die am 24. Mai 1873 vom Herzog von Broglie inaugurirte trêve des partis so geschickt, so kühn und so erfolgreich zu ihren Gunsten auszunutzen und auszubeuten, daß es wahrlich nicht Uebertreibung war, wenn in den großen parlamentarischen Debatten im Februar dieses Jahres verschiedene Redner wiederholt die Tage einfach dahin präcisirten: entweder Wiederherstellung des Kaiserreichs oder Erklärung der Republik!

Die Bonapartisten machen sich auch nicht die geringsten Illusionen darüber, an wen der avis au lecteur in der Circularnote gerichtet ist. Man kann dies sehr deutlich erkennen aus der maßvollen und ganz ungewöhnlich ruhigen Weise, mit welcher dieselbe von den Hauptorganen der Partei commentirt wird, z. B. vom „Ordre" und „Pays", in welchem letzteren Blatte Herr Paul de Cassagnac sonst täglich seine leidenschaftlichen und vor Nichts zurückschreckenden Artikel den Franzosen zu lesen giebt. Zwar wissen die Imperialisten mit großer Gewandtheit dem Marschall Mac Mahon, Herzog von Magenta, wieder und wieder ins Gedächtniß zurückzurufen, daß er Marschallsstab und Herzogstitel dem Kaiserreiche verdanke, und verstehen es Herrn Buffet daran zu erinnern, daß er Minister Napoleons III. war; aber mögen diese Männer immerhin aus ihrer Vergangenheit gewisse und sicherlich nur im höchsten Grade zu achtende Sympathien für die gefallene Dynastie in ihrem Innern bewahrt haben, nichtsdestoweniger ist die heutige Regierung, die nun gesetzlich und verfassungsmäßig eine republikanische ist, schon durch das einfache Gebot der Selbsterhaltung gezwungen, eine antibonapartistische zu sein. Wenn man auch nicht gerade einen Vernichtungskrieg gegen den Imperialismus durch eine Purification der ganzen Verwaltung und der Armee von gefährlichen bonapartistischen Elementen unternehmen wird, so wird man dennoch sicherlich eine jede bonapartistische Propaganda und einen jeden Versuch des Bonapartismus, über die Grenzen des durch die Gesetze gestatteten Spielraumes irgendwie hinauszutreten, mit vollster Energie zu unterdrücken und zu bestrafen verstehen. Die Bonapartisten, die ja selber reiche Erfahrung darin besitzen, wie man in Frankreich mit besiegten politischen Gegnern umzugehen pflegt, wissen auch vollkommen, daß sie gegebenen Falles keinerlei Schonung

von der heutigen Regierung zu erwarten haben, ſolange Herr Dufaure das Porteſeuille der Juſtiz innehat, und ſolange der Herzog von Audiffret-Pasquier, ihr geſchworener und von ihnen am meiſten gehaßter und gefürchteter Gegner, den Präſidentenſeſſel der Nationalverſammlung einnimmt.

Will die Republik ſich in Frankreich behaupten, ſo darf ſie keine ſelbſtmörderiſche Nachſicht gegen bonapartiſtiſche Umtriebe zeigen; und daß die heutige Regierung ſich darüber völlig klar iſt, dafür iſt der Erlaß des Juſtizminiſters an die Generalprocuratoren ein deutlicher Beweis und darum hat derſelbe für die neue und junge republikaniſche Verfaſſung ſeine große Bedeutung.

Ich will hierbei noch erwähnen, daß dies Actenſtück von der „Times" vierundzwanzig Stunden früher veröffentlicht worden iſt, ehe es im „Journal officiel" erſchienen und irgend ein franzöſiſches Blatt davon Kenntniß erhalten hatte. Die Pariſer Blätter haben ſolches ſehr übel vermerkt und der Regierung die bitterſten Vorwürfe nicht erſpart wegen dieſer „Rückſichtsloſigkeit" gegen die einheimiſche und wegen dieſer „entgegenkommenden Indiscretion" gegen die auswärtige Preſſe. Wie nun auch die „Times" in den Beſitz des Circulars, welches zunächſt und vor Allem Frankreich anging, gelangt ſein mag, etwas Beſchämendes liegt auf alle Fälle für die franzöſiſche Preſſe darin.

Das Begräbniß des kürzlich verſtorbenen Herrn Edgar Quinet hat durch die große Betheiligung der Pariſer Bevölkerung an demſelben den Charakter einer republikaniſchen Manifeſtation angenommen. Herr Edgar Quinet, der als Gelehrter und Geſchichtsforſcher eines wohlverdienten Rufes genoß und auch in Deutſchland wohl bekannt iſt, gehörte der äußerſten radicalen Linken an, zu jenen demokratiſchen Doctrinären, von denen man ebenfalls ſagen kann: ſie haben nichts gelernt und nichts vergeſſen. An den Debatten der Nationalverſammlung nahm Quinet keinen hervorragenden Antheil und zeichnete ſich überhaupt weniger durch ein thätiges Eingreifen in die politiſche Leitung ſeiner Partei aus. Aber die Pariſer Bevölkerung hatte dem unter dem Kaiſerreich verbannt geweſenen Manne ein dankbares Andenken bewahrt, und leicht geneigt zu politiſchen Demonſtrationen wie ſie iſt, ließ ſie ſich auch dieſe Gelegenheit nicht entgehen. Tauſende und aber Tauſende von Menſchen, unter denen die Vorſtädte von Paris ſehr ſtark vertreten waren, geleiteten den einfachen Wagen, der die Leiche von Edgar Quinet von Verſailles nach Paris hinüberführte, in muſterhafter Ordnung zum Kirchhofe; die Menge, die dort ſich zuſammengefunden hatte, iſt auf über fünfzigtauſend geſchätzt worden. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß nicht die leiſeſte Unordnung und keinerlei Conflict mit der Polizei, die gleichfalls mit äußerſter Reſerve auftrat, vorgefallen iſt.

Zuerſt ſprach am Grabe ſeines alten Freundes Herr Victor Hugo.

Selten wohl hat Victor Hugo schöner und hinreißender gesprochen. Der alte republikanische Barde, der durch seine patriotisch-romantischen Ergüsse seit dem letzten Kriege seinem Ruhme keine sonderlichen Lorbeeren hinzugefügt hat, vermag dennoch, wenn die Leidenschaft der Politik die Klarheit des Denkens bei ihm nicht beeinträchtigt, seiner Leier wunderbare Töne zu entlocken, und er ist unstreitig noch immer der erste augenblicklich lebende Dichter Frankreichs. Die Palme des Tages jedoch gebührt nicht ihm, sondern Herrn Gambetta, der gleichfalls sprach und in seiner Rede kühn die politische Frage des Tages behandelte. Der jugendliche Exdictator hat seinen gewaltigen Einfluß auf die großen Massen sich bewahrt, andererseits aber hat der „Fou fourieux", wie Herr Thiers ihn einst nannte, an politischer Mäßigung, Erfahrung und Klugheit bedeutend gewonnen. Während der letzten Monate der Krisis vor der Annahme der republikanischen Verfassung hat Gambetta fortwährend übertriebene Anforderungen und doctrinäre Principienfragen innerhalb seiner Partei siegreich zu bekämpfen gewußt und es verstanden, die radicalen Republikaner zu lehren, das Mögliche dem Wünschenswerthen vorzuziehen. Und wenn Gambetta am Grabe Quinets von der „Vereinigung und Versöhnung des Proletariats und der Bourgeoisie" spricht, so ist er damit wahrlich weit entfernt von den socialistischen Ideen des „Kampfes der Arbeit gegen das Capital"; und wenn er von den „nouvelles couches sociales" redet, so betont Gambetta hiermit, daß er seine Republik auf breitester Grundlage im Volke basiren will, indem er zu den herrschenden und dirigirenden Classen in Frankreich eine neue Generation heranzieht, und durch ein fortwährendes Antheilnehmenlassen am politischen Wählen und durch ein stetes Hinweisen, auf dem Wege der Arbeit und Ordnung in Ruhe vorzuschreiten, diese Generation reif zu machen sucht, an den großen Arbeiten des Staatslebens mit theilzunehmen. Denn so eifersüchtig die Franzosen im Allgemeinen auf ihre politischen und bürgerlichen Freiheiten, die sogenannten Errungenschaften der großen Revolution sind, so leicht gehorchen sie wiederum andererseits dem Einflusse und Anstoße eines starken Gouvernements. Daher hat man wahrlich mit Recht gesagt, daß die Franzosen das am leichtesten zu regierende Volk seien und das zur Selbstverwaltung am wenigsten geeignete.

Für Herrn Gambetta gestaltete sich in Folge seiner Rede das Begräbniß Edgar Quinets zu einer Volksovation, und sicherlich ist die politische Rolle des jungen und beliebten Parteiführers, der schon eine so große Vergangenheit hinter sich hat, noch nicht ausgespielt.

Zum Schluß noch eine Bemerkung. Im Allgemeinen läßt sich ja darüber streiten, ob ein Kirchhof und ein offenes Grab die geeignete und passende Stelle ist, um einer großen Volksmenge ein politisches Parteiprogramm vorzutragen; gewiß aber kann diese Erwägung in keiner Weise die maßlose

Sprache rechtfertigen, welche sich die conservative Presse, vor Allem die ultramontane und bonapartistische, gegen und über den gestorbenen Republikaner und über das ganze Begräbniß erlaubt hat. Der Zorn der Ultramontanen war erregt worden, weil Herr Edgar Quinet ein Civilbegräbniß gewünscht und erhalten hatte; und die Wuth der Bonapartisten wurde aufgestachelt, weil die ganze Manifestation in tadelloser Ordnung ablief, während es doch zu den Lieblingsredewendungen der Bonapartisten gehört, stets sich als die alleinigen Hüter der öffentlichen Ruhe hinzustellen und Republik und sociale Unordnung gleichsam als Synonyma hinzustellen. „Rettung der Gesellschaft" gehört ja zu ihrem Programm. Immerhin aber dürfte Alles dies keine Entschuldigung für die von Injurien strotzenden Artikel der angedeuteten Organe sein.

Aus Berlin. Die Reichsjustizcommission. Musik und Theater. — Um einem fühlbaren Mangel an parlamentarischen Debatten abzuhelfen, hat sich jetzt auch der Reichstag in dem Extract seiner Justizcomission wieder hier eingefunden und wird wohl fürs Erste nicht ans Heimgehen denken. Unter einem halben Jahre, meinen selbst die Optimisten aus den Mitgliedern, wird es kaum möglich sein, Gesetzentwürfe von einem Umfang wie das Kleeblatt Civilproceß, Strafproceß, Gerichtsverfassung durchzuarbeiten; die meisten aber machen sich schon darauf gefaßt, bis ins nächste Jahr hinein sitzen zu müssen. Den Ergebnissen ihrer Arbeit haben wir alle Ursache mit lebhafter Spannung und Theilnahme entgegenzusehen. Die Herstellung eines einheitlichen gerichtlichen Verfahrens nach den besten Grundsätzen, welche die Proceßrechte aller deutschen Länder enthalten, wird eine der werthvollsten Früchte der Reichsgesetzgebung sein. Ein Recht und Ein Heer sind nach Innen und nach Außen die wichtigsten Merkmale nationaler Zusammengehörigkeit. Darum begrüßen wir die wackere Schaar rechtskundiger Männer aus allen Gauen des Reichs freundlich in unsern Mauern und wünschen den Segen der Göttin Themis auf ihr Werk herab.

Sonst ist auf dem Gebiete der Politik aus der vergangenen Woche kaum etwas zu berichten, man müßte denn einen besonderen Werth legen auf die „Enthüllungen", welche über das Verhältniß des Fürsten Bismarck und des heiligen Vaters zur Zeit des französischen Kriegs und der Errichtung des Reichs jüngster Tage gemacht wurden. Die zarten Beziehungen, welche damals zwischen den beiden Mächten obwalteten, als Bismarck beim päpstlichen Stuhl sich über die Bildung der Centrumspartei beschwerte und um Friedensvermittelung bei Gambetta ersuchte, erscheinen uns heutzutage einigermaßen befremdend, da wir aus unserer raschlebenden Gegenwart uns nur mit Mühe selbst in eine so kurze Vergangenheit zurückdenken können, wo der äußere

Friede zwiſchen Berlin und Rom noch nicht geſtört war. Daß Fürſt Bismarck gelegentlich Hülfe ſucht, wo er ſie findet, kann ja doch bei dieſem praktiſch-realiſtiſchen Politiker im Grunde nicht Wunder nehmen, und daß der päpſtliche Stuhl damals dem deutſchen Staatsmanne ein gewiſſes Entgegenkommen bewies, iſt ebenfalls begreiflich; denn man wiegte ſich damals in officiellen katholiſchen Kreiſen in eigenthümlichen Illuſionen über die Natur des neuen deutſchen Reichs. So klingt es denn faſt wie ein Märchen, es iſt aber eine Thatſache, und im Grunde nicht einmal eine wunderbare, daß noch vor wenigen Jahren der Reichskanzler mit dem unfehlbaren Papſte intimen diplomatiſchen Verkehr pflegte.

Doch das ſind Reminiscenzen, die mehr ein hiſtoriſches als praktiſches Intereſſe beſitzen. Ueberlaſſen wir die Ergründung dieſer Vorgänge dem berufsmäßigen Geſchichtsforſcher und wenden wir unſere Aufmerkſamkeit andern Dingen zu.

Die muſikaliſchen Novitäten, welche uns die Bühne des „Opernhauſes" in dieſer Saiſon beſcheerte, haben in den letzten Tagen einen Zuwachs durch die längſt angekündigte und mit Spannung erwartete neueſte Tondichtung von Anton Rubinſtein, „die Maccabäer", erhalten. Der Componiſt hat hier vor Kurzem durch eine Reihe von Concerten als Claviervirtuos Furore gemacht iſt auch auf der Opernbühne kein Neuling, wenn gleich ſeine früheren Arbeiten nicht gerade dauernden Beifall gefunden. Das jüngſte Werk aus dem neuerdings ſo beliebten bibliſchen Legendenkreis iſt hier ziemlich günſtig aufgenommen worden. Der gewaltige tragiſche Stoff iſt aus Otto Ludwigs Drama, dem ſich der Text von Moſenthal eng anſchließt, bekannt; die vielen für unſer Gefühl abſtoßenden Härten und Gräuel der Dichtung ſind alle in das Opernlibretto mit hinübergenommen, ſo namentlich die für unſere Anſchauungen unbegreifliche und widerwärtige eigentliche Kataſtrophe, wie das ſiegreiche Judenheer aus bigotter Scheu den Sabbath zu entheiligen ſich gleich wehrloſen Schafen abſchlachten läßt. Was den muſikaliſchen Werth der Oper betrifft, ſo iſt Ihr Berichterſtatter in der edlen Tonkunſt zu wenig Sachverſtändiger, um über den allgemeinen Eindruck und die Stimme der öffentlichen Meinung hinaus ſich an eine Kritik im Einzelnen wagen zu können. Rubinſteins Schöpfungen ſind berühmt durch die ungezügelte oft wilde Phantaſie und den unerſchöpflichen Ideenreichthum, Eigenſchaften, mit denen die innere Vertiefung, die Sorgfalt der Durcharbeitung nicht überall gleichen Schritt hält. Ungleichartig ſtehen neben den klangvollſten und anziehendſten wieder platte, gewöhnliche, flüchtige Partien. Der gegebene Stoff und des Künſtlers innere Neigung hätte eigentlich zum Oratorium geführt, aber es ſollte nun einmal eine moderne Oper werden, und an dem Zwieſpalt dieſer keineswegs ausgeſöhnten verſchiedenartigen Elemente krankt das ganze Werk. Oratorium-

motive, Züge aus der alten classischen Oper und aus der neuen romantischen Richtung gehen ohne Vermittlung und Einheit neben einander her. In einzelnen, namentlich lyrischen Partien zeigt sich jedoch die ganze Anmuth und geniale Kraft des Meisters; die sanften schwermüthigen Hirtenlieder auf den Gebirgstriften Palästinas, die feierlich ernsten, uralten Synagogenweisen entlehnten Gebete zu dem strengen Gott Jehova, die jubelnden Siegeshymnen der Syrer, die ergreifenden Hosiannahgesänge der zum Tode gehenden Maccabäerkinder, das sind Glanzpunkte des Werkes, welche den bisweilen betroffenen und zweifelnden Hörer wieder völlig gewinnen. Nach der Aufnahme in Berlin zu schließen, hat die Oper ihren Rundgang durch die Welt unter im Ganzen günstigen Auspicien begonnen. Es werden freilich nur Bühnen ersten Ranges im Stande sein, den, namentlich an die Chöre gestellten außerordentlich großen Ansprüchen zu genügen.

In demselben Augenblick, wo einer der bedeutendsten Gegner der jungdeutschen Richtung mit seiner neuesten Schöpfung vor die Oeffentlichkeit getreten ist, weilt auch das Haupt der andern Schule, Richard Wagner, in unsern Mauern und dirigirt eine Anzahl Concerte, die in der Gesellschaft als ein musikalisches Ereigniß ersten Ranges betrachtet werden. Ich war leider nicht im Stande, mich durch den gewaltigen Zudrang durchzukämpfen, und so kann ich nur von Hörensagen berichten, daß der Erfolg der Bruchstücke aus der „Götterdämmerung" ein unerwartet großer und der Beifallssturm ein rasender war, und daß auch der gefeierte Maestro seine allerhöchste Zufriedenheit mit dem Berliner Publicum in einer gnädigen Ansprache kundgab.

Ein dritter musikalischer Genuß war, „der Wärwolf" von J. G. Franz, eine neue Oper, von der wir in einem Concerte der „Singakademie" eine Auswahl von Bruchstücken gehört, welche uns wünschen lassen, das Werk bald vollständig auf der Bühne begrüßen zu können. Der Componist, der Fama zufolge, mit seinem eigentlichen Namen Graf Botho von Hochberg, ein reicher und kunstsinniger schlesischer Edelmann, hat nach den vorliegenden Proben eine weit über das Dilettantenhafte gehende Befähigung. Es ist ein ächt romantischer Stoff, der uns hier vorgeführt wird. Die Handlung spielt im dreißigjährigen Kriege und der Schauplatz ist der Harz. Zwischen die historisch-romantischen Personen, den wilden Reiteroberst Merode, den ritterlich-schwärmerischen Grafen Eginhard von Hohenstein, das schwermüthige Schloßfräulein Oda, drängt sich die ganze Sagenwelt des Harzes und die wunderliche Spukgestalt des „Wärwolfes" in allen möglichen Verwandlungen und Verzauberungen, gar häufig an den „Freischütz" erinnernd. Der phantastische, dramatisch überaus lebhafte und mannigfaltige Stoff bietet Gelegenheit zur Entfaltung der verschiedenartigsten musikalischen Stimmungsbilder.

Anmuthige Liebesduette, volksthümliche Bauernweisen, prächtige kriegerische Chöre der „Harzschützen", dann das düstere dämonische Element des „Wärwolfes", das vereinigt sich, soweit wir aus den Fragmenten schließen können, zu einem äußerst wirkungsvollen Ganzen, aus dem einzelne wunderbar melodische Partieen als musikalische Glanzpunkte ersten Ranges hervorragen. Ein Dilettantismus, der „zum Vergnügen" so Gediegenes leistet, kann sich der besten Fach- und Berufskraft unbedenklich zur Seite stellen.

Die neuen dramatischen „Kleinigkeiten", mit denen das „Schauspielhaus" noch zu guterletzt vor die Oeffentlichkeit getreten ist, sind außerordentlich leichte Waare. „Was ist eine Plauderei?" von O. F. Gensichen, einem Autor, der sonst in tragisch-romantischen Stoffen zu arbeiten pflegt, ist eine leidlich amüsante, aber herzlich unbedeutende Conversation zwischen zwei Personen nach Art der französischen „Causeries" oder „Proverbes". Noch eine Stufe tiefer steht das kleine Lustspiel „Bogadil" von Murad Effendi, unter welchem türkischen Namen sich ein Diplomat in Dresden verbergen soll, dem seine amtliche Wirksamkeit Zeit zu solchen Allotrias läßt. Es ist eine ziemlich ungesalzene diplomatische Anekdote, zu deren Inscenirung ein ungebührlich bedeutender Apparat in Gestalt der drei Staatsmänner Metternich, Talleyrand und Wellington aufgeboten wird. Und auch die dritte umfangreichere Gabe, der dreiactige Schwank von A. von Winterfeld, betitelt: „Der Hauptmann von Kapernaum" erwarb sich nur sehr stellenweise Beifall. Der beliebte Soldatenhumorist ist auf dem Theater weniger glücklich als in der komischen Erzählung. Der Stoff, der sich um die verspätete Rückkehr eines Offiziers zu der Flamme seiner Jugend dreht, ist einer bekannten historischen Anekdote entnommen, die unseres Wissens auch schon in dem alten Lustspiel von J. v. Voß „Des Fahnenjunkers Treue" dramatisch behandelt ist. Durch die matte, viel zu weit ausgesponnene Handlung zieht sich ein ziemlich spärlicher Humor, der nicht hinreicht, die vielen dürren Partien zu erfrischen. Es muß leider constatirt werden, daß unter den fast ein Dutzend betragenden neuen Aufführungen des „Schauspielhauses" in diesem ganzen Winter sich nicht ein einziges Stück von dauerndem Werth und Interesse befand, wofür allerdings nicht die Bühne, sondern die Poeten verantwortlich zu machen sind. O.

Literatur.

Ueber Schliemanns Troja. Von L. v. Sybel. Marburg, Elwert 1875. — Schliemanns Troja! Denn das homerische ist es allerdings nicht. So fest dies allen Kundigen vom Anfang an stand, so wenig hat sich doch

ein Theil des Publicums daran gewöhnen können. Es vergißt, daß Homer ein Dichter und darum lediglich an die Geſetze ſeiner Kunſt gebunden iſt. Als ſolcher darf er frei mit ſeinem Stoffe ſchalten und übt dies ureigne Recht nicht etwa bloß an Menſchen und Ereigniſſen, ſondern auch an dem Raum, auf dem Alles, was er erzählt, ſich abſpielt. Auch wo die Oertlichkeit beſtimmt bezeichnet iſt, wie von Homer Troja, darf der Dichter ſie im Einzelnen nach Gutdünken und ſo, wie es ſich zu dem Uebrigen ſchickt, geſtalten. In unſrer verſtändigen und gelehrten Zeit fällt es ſchwer an dieſe grenzenloſe Freiheit der Phantaſie zu glauben; wir ſind ſo unbillig an alle Dichter dieſelbe Forderung zu ſtellen, die Schiller im Tell an ſich ſelber geſtellt und in glänzender Weiſe erfüllt hat. Jenes Dichterrecht wieder in Erinnerung gebracht zu haben, iſt nicht das einzige Verdienſt, das die Schliemannſchen Funde und die daran anknüpfenden Erörterungen beanſpruchen dürfen. Hat unſer Landsmann auch nicht, wie er wünſchte, die ehrwürdigen Trümmer der Priamosſtadt entdeckt, ſo hat er doch allerlei Gegenſtände ans Licht gefördert, die für die Archäologie ſehr brauchbares Material ſind, und ſich dadurch den Dank der Wiſſenſchaft verdient. Schliemanns eingebildete und wirkliche Verdienſte ſind ſo oft, bis zur Ermüdung, beſprochen worden, auch dieſe Zeitſchrift hat einmal ihre Blätter dazu hergeben müſſen, und doch wüßte ich nicht, daß es irgendwo in ſo überſichtlicher, auch dem Laien verſtändlicher und anregender Weiſe geſchehen wäre, als in dem obengenannten Schriftchen, das darum unſern Leſern aufs Angelegentlichſte empfohlen ſei.

H.

Charles Dickens Leben. Von John Forſter. Ins Deutſche übertragen von Friedrich Althaus. 3 Bd. Berlin, Verlag der Königlichen Geheimen Oberhofbuchdruckerei (R. v. Decker) 1872—1875. — Endlich liegt das liebenswürdige Buch des langjährigen Freundes von Charles Dickens in gelungener deutſcher Ueberſetzung vor uns. Ungemein reichhaltig, wie es iſt, bietet es trotz aller Formloſigkeit der Compoſition ein ſtattliches Quellenmaterial zur Geſchichte der brittiſchen Dichtung. Und beſonders der letzte Band läßt einen Blick thun in die ganze Art der Arbeit, wie Dickens ſie pflegte. Ein ſchriftſtelleriſches Leben von fünfunddreißig Jahren wird vor uns ausgebreitet, voller Fleiß und voll wechſelnder Erfolge. Es iſt aber kein erquickliches Bild, das wir gewinnen, und es iſt im ganzen ein tragiſcher Eindruck, der uns bleibt. Denn das kummervolle Leben der Jugend hat der Dichter doch nicht überwunden, jene geiſtige Höhe und Freiheit doch nicht erreicht, die, um bibliſch zu reden, die Krone des Lebens iſt. Noch im ſpäten Alter vermochte der ruhmbedeckte Mann kaum an dem Schuhwichſelager vorbeizugehen, in dem er als Knabe gearbeitet, und nur eine zufällige

Frage Forsters ließ das Verhältniß überhaupt bekannt werden. Man darf es wohl tragisch nennen, daß auch ihn die auri sacra fames zuletzt ergriff, daß er um Geldgewinn, denn des Ruhmes bedurfte er nicht, von Stadt zu Stadt zog in den Ländern englischer Zunge diesseits und jenseits des Meeres, um abermals und abermals vorzulesen, was im Druck längst schon Jedem für ein paar Schillinge zu Gebote stand. Zum Tode matt lag er dann des Tages oft bewußtlos auf dem Sopha und wenn der Abend kam, las er doch, trotz des einsichtigen Rathes besorgter Freunde, trotz der fieberischen Bewegung, die ihn zu ergreifen pflegte, bis ein jäher Tod diesem unnatürlichen Treiben ein Ende setzte, kaum an der Grenze des Greisenalters. Aber ein einziger Mann sank mit ihm ins Grab, ein populärer Schriftsteller ohne Gleichen. Tausenden derer, die mühselig und beladen sind, hat sein Humor den Weg des Trostes gewiesen, und nicht eine Seite hat er geschrieben, die dem gefährlich wäre, was man Sittlichkeit zu nennen pflegt. Es mag darin ein dichterischer Mangel liegen, für den Volksschriftsteller, dessen Mission theilweise eine pädagogische ist, ist es jedenfalls ein seltenes Lob.

Freilich nicht allenthalben wäre auch der Boden für einen Autor seiner Art. Um ihn und seine Wirkung zu verstehen, muß man die Geschlossenheit und festgeprägte Eigenart der englischen Gesellschaftsclassen ins Auge fassen, vor allen auch derjenigen, die er zur Grundlage seiner beredten Schilderungen nahm, auf die hauptsächlich er wirken wollte. Die Königin telegraphirte aus Balmoral „ihr tiefstes Bedauern über die traurige Nachricht von Charles Dickens Tode" und dies war die Empfindung aller Klassen ihres Volkes. Und als seine Ueberreste auf Anregung der „Times", die immer am deutlichsten die öffentliche Meinung Englands ausgesprochen hat, in der Abtei von Westminster unter den berühmten Todten des Landes beigesetzt wurden, sprach der Dean in seiner Trauerrede es beredt aus, daß der Tod Weniger eine solche Lücke hinterlassen werde, als der Charles Dickens, der der vertraute Freund gewesen sei eines jeden Haushalts, der einen größeren Raum in den Gedanken des englischen Volkes eingenommen habe, als irgend ein anderer Schriftsteller, während der letzten dreißig Jahre, der alle veranlaßt habe, mit den guten, wahren, aufrichtigen, ehrenhaften, englischen Charakteren des gewöhnlichen Lebens zu sympathisiren und über die Selbstsucht, die Heuchelei, die falsche Respectabilität religiöser und sonstiger Bekenner zu lachen. Und so mag die ausführliche und liebevolle Schilderung Forsters zu abermaligem und erhöhtem Genuß der Dickensschen Schriften einladen und erfolgreich dem Interesse dienen, welches deren Lectüre für die Person ihres Autors erweckt.

Die Monumenta Germaniae.

In den Tagen vom 7.—11. April hat die Constituirung und erste Versammlung der neuen Centraldirection der Monumenta Germaniae in Berlin stattgefunden. Sämmtliche Mitglieder waren anwesend: aus der alten Centraldirection Geh. Regierungsrath Pertz in Berlin und Justizrath Euler in Frankfurt a. M., neugewählt von der Berliner Akademie Professor Mommsen in Berlin und Geh. Regierungsrath Professor Waitz in Göttingen, von der Wiener Akademie Professor Sickel in Wien und Professor Stumpf-Brentano in Innsbruck, von der Münchener Akademie Geh. Rath Professor v. Giesebrecht in München und Professor Hegel in Erlangen. Für die durch den Tod des Geh. Justizrath Professor Bluhme erledigte Stelle ward Professor Wattenbach in Berlin erwählt, außerdem die Direction durch Professor Dümmler in Halle und Professor Nitzsch in Berlin verstärkt, so daß sie in Zukunft aus elf Mitgliedern besteht, von denen die in Berlin ansässigen den Localausschuß bilden. Nachdem die Versammlung von Professor Mommsen als Secretär der zuletzt mit der Leitung beauftragten Berliner Akademie eröffnet und einige geschäftliche Angelegenheiten erledigt waren, ward Professor Waitz zum Vorsitzenden erwählt und die Wahl von demselben unter der Voraussetzung angenommen, daß es ihm möglich sein werde, wie es das von dem Reichskanzleramt bestätigte Statut fordert, seinen Wohnsitz demnächst in Berlin zu nehmen.

Die Versammlung beschäftigte sich dann vorzugsweise mit der Feststellung des in Zukunft zu befolgenden Arbeitsplanes. Es ward dabei im allgemeinen an den früher gemachten Abtheilungen festhalten, doch so daß weitere Theilungen und Aenderungen vorbehalten blieben, auch gleich für die Schriftsteller aus der Periode des Uebergangs aus der Römischen in die Germanische Zeit eine besondere Abtheilung gebildet ward, in der die verschiedenen Werke der einzelnen Autoren möglichst vereinigt werden sollen: ihre Leitung übernahm Professor Mommsen. Die Geschichtschreiber der späteren Zeit wurden wenigstens vorläufig unter Einer Leitung belassen und diese Professor Waitz übertragen. Es gilt da einmal die begonnene Reihe der Scriptores, zunächst der Staufischen Zeit, nach dem bisherigen Plane fortzuführen, wobei jedoch beschlossen ward, die Deutsch geschriebenen Chroniken auszusondern und als selbständige Sammlung mit deutschen Einleitungen und Anmerkungen zu veröffentlichen: ein erster Band davon wird sehr bald zum Druck gelangen können. Demnächst ist die Lücke der früher übergangenen Bände 13—15 auszufüllen, wofür Nachträge zu den zwölf ersten Bänden (XIII), die historisch wichtigen Streitschriften aus der Zeit des Investiturstreits (XIV) und die Papstleben von der ältesten Zeit bis zum Schluß der Staufischen Periode (XV) in Aussicht genommen sind. Als besondere Sammlung sollen unter dem Titel Scriptores rerum Francicarum die fränkischen Geschichtsschreiber der Merovingischen Zeit erscheinen, woran sich wahrscheinlich ein besonderer Band Scriptores rerum Langobardicarum anschließen wird, während die Quellenschriften der Gothischen und Vandalischen Reiche der Sammlung der ältesten Schriftsteller überwiesen sind, die Angelsächsischen wie bisher von dem Plan der Monumenta ausgeschlossen bleiben. Auch ein Neudruck der älteren im Buchhandel vergriffenen Bände mit den nöthigen Ergänzungen und Verbesserungen ward in Aussicht genommen, doch zunächst gegen die Fortsetzung des begonnenen großen Werkes zurückgestellt. Dagegen sollen die Separatabdrücke einzelner Werke,

deren Auflage erschöpft, neu und, soweit es nöthig ist, verbessert herausgegeben, auch in Zukunft weitere Abdrücke der Art mit vollständigeren kritischen und erläuternden Anmerkungen gegeben werden. — Für die Abtheilung der Leges ward für jetzt kein besonderer Leiter bestellt, dagegen dem Vorsitzenden übertragen, sowohl für die Fortsetzung der begonnenen Bände wie für die erforderliche Neubearbeitung der beiden ersten, ebenfalls vergriffenen Bände mit geeigneten Gelehrten Unterhandlungen anzuknüpfen. Eine Ausdehnung des Werkes auch auf die Sammlung der Stadtrechte blieb späterer Zeit vorbehalten. — Die Leitung der anderen Abtheilungen ward so vertheilt, daß Professor Sickel die Urkunden (Diplomata), Professor Wattenbach die Briefe (Epistolae), Professor Dümmler die bisher unter dem Titel Antiquitates vereinigten Denkmäler übernahm. Es blieb späterer Entscheidung vorbehalten, ob zunächst die Urkunden der älteren Karolinger oder die der Deutschen Könige und Kaiser erscheinen sollen, während bei den Briefen mit denen der Fränkischen Zeit begonnen werden wird. In der letzten Abtheilung sollen zunächst die historischen Gedichte Berücksichtigung finden und unter besonderem Titel erscheinen; woran sich später eine Sammlung von Necrologien, Handschriftenkatalogen, Verzeichnissen von Kirchenschätzen, Inschriften u. a. anschließen wird. — Während die begonnenen Reihen der Scriptores und Leges in der bisherigen Form fortgeführt werden, ist für die neuen Sammlungen und den Neudruck vergriffener Bände sowie des ersten Bandes der Diplomata ein kleineres Format in Aussicht genommen. Auch soll das Streben der Centraldirection darauf gerichtet sein die Preise möglichst zu ermäßigen und so gerechten Wünschen zu entsprechen. — Für Berichte über Reisen, vorbereitende Untersuchungen und andere kritische Arbeiten über Quellen der deutschen Geschichte des Mittelalters ist die Zeitschrift bestimmt, die unter Professor Wattenbachs Redaction als neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde erscheinen wird.

Das große von dem Freiherrn von Stein begründete, lange Jahre ruhmvoll von Pertz geleitete Unternehmen tritt so in eine neue Periode ein. Wie Bedeutendes bisher geleistet, noch liegt ein weites Gebiet umfassender Arbeiten vor, das zu bewältigen es nicht geringer Zeit, nicht unbedeutender Geldmittel, vor allem einer Vereinigung der hierfür vorhandenen Arbeitskräfte bedarf. Möge es der neuen Centraldirection gelingen diese zu erreichen und sie so in den Stand gesetzt werden die gehegten Wünsche und Erwartungen zu befriedigen.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

In Nummer 16 Ihrer Zeitschrift ist in einem, die österreichischen Universitätsverhältnisse betreffenden Aufsatze die Bemerkung enthalten, ich sei, wie die Herren Ihering und Schulte, durch die Referenten des k. k. Unterrichtsministeriums aus Oesterreich „förmlich hinausgedrängt" worden. Ich erkläre diese Angabe für völlig wahrheitswidrig, da ich im Gegentheil alle Ursache habe, des fortwährenden Wohlwollens, dessen ich mich seitens des k. k. Unterrichtsministeriums zu erfreuen hatte, immer dankbar mich zu erinnern.

Straßburg, 20. April 1875. Professor Dr. Oscar Schmidt.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 30. April 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Aus Weimars goldenen Tagen.*)

Von Hermann Uhde.

Nachdem es gelungen war, das Andenken der liebenswürdigen Malerin Louiſe Seidler (1786—1866) durch deren „Erinnerungen" wieder aufzufriſchen, fand ſich noch das eine oder andere Billet ihrer Hand vor, welches als Nachtrag zu dem größeren Werke dankbar willkommen geheißen und für eine zweite Auflage zurückgelegt iſt. Die werthvollſte Gabe kam von den Söhnen der Jugendfreundin unſerer Malerin: von den Söhnen Pauline Gotters, welche bekanntlich die zweite Gattin des Philoſophen Schelling wurde. Ihr liebliches Bild tritt uns aus „Schellings Leben in Briefen" ſo lebensvoll und farbenfriſch entgegen, daß Niemand ſich ſeinem Zauber entziehen kann; grade ſo ſcheint es Louiſe Seidler gegangen zu ſein. Wenigſtens blieb der Briefwechſel immerdar ſehr rege.

Geknüpft hatte ſich das Freundſchaftsband zwiſchen Louiſe und Pauline im Penſionate der Doctorin Stieler zu Gotha, in welcher Stadt Pauline am 29. December 1784 das Licht der Welt erblickt hatte. Zwölf Jahre früher, als Louiſe Seidler, am 30. December 1854, ging ſie heim; Briefe und Beſuche hatten den Seelenbund zwiſchen ihr und der einſtigen Penſionsgenoſſin immer wieder erneuert.

Durch beſondere gütige Erlaubniß iſt es möglich, aus den Briefen der Jenaiſchen Malerin nachſtehend Bruchſtücke zu geben. Die Correſpondenz iſt nur ſehr lückenhaft erhalten geblieben; aus dem allgemein Intereſſanten ein organiſches Ganzes herzuſtellen, war kaum möglich. Nur kleine Steine herbeizutragen, gilt es hier; gelegentlich mag wohl einer oder der andere derſelben von geſchickten Meiſtern zu einem wohlgefügten Bau verwendet werden. Am meiſten bemerkenswerth ſcheinen die Notizen über Silvie Ziegeſar; ſo lange Goethes Briefe an ſie unveröffentlicht bleiben, iſt jedes Streiflicht, das von anderer Seite her auf ihre Erſcheinung fällt, doppelt willkommen zu heißen.

Und ſo ſchreibt denn Louiſe Seidler an Pauline Gotter nach Gotha, aus Jena vom 4. Juni 1809:

*) Briefbruchſtücke der Malerin Louiſe Seidler.

„Silvies Entrevue mit Goethe bei Kaisers*) war ihr ganz unerwartet, und, wie es schien, sehr überraschend. Sie hatte mir ein Billet geschrieben, um sie dort zu sehen; als ich aber hinkam, war sie ausgegangen, und Goethe war unter der Zeit gekommen. Es war mir auch sehr überraschend, ihn bei Kaisers zu treffen, und eine unausstehliche Verlegenheit überfiel mich, als ich in der engen Stube die ängstlichen Kaisers und die beiden Geheimräthe**) traf. Wie gerne hätte ich Dich an meinen Platz gewünscht, liebste Pauline! Mir war gar nicht wohl, da Goethe so ganz nur Geheimrath war und blieb! Du würdest ihn gleich umgeschaffen und Dir einen Himmel bereitet haben. Bald kam Silvie; wir gingen ihr auf der Treppe entgegen, und als ihr Kaisers sagten, daß Goethe da sei, flog sie in die Stube und an seinen Hals, daß ich glaubte, die beiden Arme könnten ihn erdrosseln. Ich konnte nicht hinsehen; Alles war in peinlicher Verlegenheit. Doch ermannte sie sich bald, verbiß ihre Thränen, kam gleich wohl eine Viertelstunde lang zu mir und näherte sich dann erst nach mehreren Versuchen Goethe, der indessen tief in der Politik mit Ziegesar wieder verwickelt war. Ich empfahl mich bald, um meine Sachen zu packen***), und als ich nach zwei Stunden wieder hinkam, fand ich sie Alle um einen Tisch sitzen, Silvie neben Goethe, aber in gleichgiltigen Gesprächen, doch roth und glühend wie die schönste Rose. Sie that mir recht leid: Goethe war noch immer Geheimrath; meine Anrede wurde höflich kurz erwidert, und ich war froh, als wir im Wagen saßen, weil ich mich peinlich genirt fühlte. Gestern war ich bei Seebecks†), wo sie mir beifolgendes ganz neues Gedicht††) von ihm gab. Es hat ihm die Geschichte ein Maire von dem dortigen Orte, mit dem er correspondirt, geschrieben, und sie hat Goethe so sehr gefallen, daß er sie niedergeschrieben, und sie so als Volkssage zu verewigen wünscht. Es sind nur wenige Exemplare gedruckt, die er meistens dem Maire zum Vertheilen geschickt hat; ich konnte keines davon bekommen, nimm also einstweilen mit einer Abschrift vorlieb. Gewiß wird Dich die schöne Genialität des großen Mannes, so wie mich, darin von Neuem entzücken. Den Namen hat er im Gedicht verändert, weil ihm Hannchen nicht gefallen, und Johanna wegen der von Orleans zu pathetisch gewesen wäre."

*) Rath Kaiser, früher in Drackendorf Rentmeister des Geh. R. v. Ziegesar, verwaltete damals in Jena eine (altenburgische) Kasse und besorgte nebenbei noch manche Geschäfte für Ziegesar.

**) Goethe und Ziegesar.

***) Zum Mitfahren nach Drackendorf.

†) Der Physiker Dr. Seebeck, bei dem Goethe verkehrte; „sie" ist Seebecks Frau.

††) Johanna Sebus. Vergl. „Schellings Leben in Briefen", II, 146.

Der nächste Brief unſerer Louiſe iſt zwei Tage ſpäter, am 6. Juni 1809 von Drackendorf aus geſchrieben. Sie erzählt darin, wie ſie am Sonntage zuvor zu Frommanns zu Tiſch gebeten worden ſei und dort Goethe, Riemer und Zachar. Werner getroffen habe. „Riemer erkundigte ſich eifrig nach Dir", berichtet ſie der Freundin; „was Du machteſt? Ob Du noch immer den Leuten ſo viel zu ſchaffen gäbeſt, und ob Du nicht bald wieder Weimar freundlich beglücken würdeſt?" Später las Werner ſein „Eheſtandslied" vor; das anfangs zwiſchen den Männern ausſchließlich geführte Geſpräch wurde bald allgemeiner, „und Goethe" (fährt Louiſe fort) „der mir bisher ſcharfblickend und manchmal mich durchmuſternd gegenüber geſeſſen hatte, kam zu mir, ſetzte ſich neben mich und frug mich nach Dieſem und Jenem, unter Anderem auch nach den Bildern von C...*). Endlich kamen wir auf Drackendorf, wo ich ihn um Aufträge bat, die er mir aber nicht gab, indem er ſelbſt in den nächſten Tagen herkomme, und nur Silvien nebſt herzlichen Empfehlungen ſagen ließ, daß er ſchon den vorigen Tag im Begriff geweſen, ſie zu beſuchen, aber abgehalten worden wäre. Schon lange hatte ich auf die Gelegenheit gewartet, von Dir zu ſprechen; da bot ſie ſich endlich. Ich bedauerte Silvien, wie ſie ſo allein ſei, und ſagte: daß ihre Freundinnen ſie doch alle beſuchen ſollten, um ihre Einſamkeit zu erleichtern. „Pauline Gotter wird auch wahrſcheinlich kommen." — „So!" ſagte Goethe; „was macht ſie denn Gutes? Iſt ſie noch immer ſo munter, ſo närriſch? Macht ſie den Menſchen noch immer viel zu ſchaffen? Das iſt ſo ihre Sache!" — „Ach ja!" ſagte ich; „ſie macht das ganze Haus, wo ſie iſt, lebendig, und das iſt ſehr angenehm." — „Kommt ſie denn nicht bald nach Weimar? Iſt ſie nicht gerne da? Es iſt gar ein hübſches Mädchen, und ſieht doch ihrem Vater ſo ähnlich, der zwar grade nicht häßlich, aber doch gar nicht hübſch war. Aber was verſchönert die Weiblichkeit nicht!" Meine Antworten dazwiſchen will ich Dir erſparen, ich will nur das Dir Intereſſante ſchreiben. Hierauf wandte er ſich zu Madame Bohn**) mit etlichen Worten, und wandelte dann wieder im Saale herum, neben ihm Herr Frommann. Gries kam auch noch, und wir arrangirten das Souper." — Zum Schluß dieſes Briefes heißt es: „Goethe bleibt noch bis Johanni; — er iſt anhaltend fleißig an ſeinem Roman***), den er hier beendigen will." — In einer Nachſchrift von Silvie Ziegeſar ſagt dieſe: „Goethe habe ich geſehen!! — Dich grüßt er ſchönſtens."

---

*) Der Name iſt nicht zu entziffern.

**) Die jüngere Schweſter der Frau Frommann, Wittwe des Lübecker Buchhändlers Fr. Bohn.

***) Wilhelm Meiſters Wanderjahre. (Erſtes Buch, erſchien zuerſt im Taſchenbuch für Damen auf das Jahr 1810).

Der Brief, welcher nun folgt, ist fast zehn Wochen später, aus Jena (28. Juli 1809) geschrieben. „Am Sonntag habe ich Dich" meldet die immer selbstlose Louise der Gothaischen Freundin, „herzlich an meine Stelle in den botanischen Garten gewünscht, wo Silvie in Entzücken schwamm und Alles aufbot, Goethe recht gut zu unterhalten, wobei ich es nur etwas sehr seltsam fand, als sie anfing, ihm zu erzählen, wie sie neulich Nachts die — Wanzen so geplagt hätten, daß sie ganz zerstochen gewesen wäre, u. s. w. — Ich versteckte bei dieser Affaire mein Gesicht in's Schnupftuch; dies bemerkte der Geheimrath (Silvie und ich saßen an seiner Seite auf einer Bank) und frug: ob ich auch Märtyrerin davon gewesen wäre? Da sagte Silvie: „Ich glaube, Louise schämt sich, daß ich das erzählt habe," und lachte entsetzlich darüber. Sie wurde aber bestraft, denn Goethe sagte: „Da darf ich keine Nacht in Drackendorf zubringen, denn mich spüren die Thiere, und wenn ich noch so weit bin." Silvien wurde nun angst; sie versicherte weitläufig, wie sie Alles hätte reinigen lassen u. s. w. — Ich möchte wissen, ob Goethe dergleichen naive Gespräche auch sehr gefielen!" — Der Schluß des Briefes lautet: „Um die Umarmung Goethes bei seiner Ankunft habe ich die arme Silvie auch gebracht; ich glaube, daß ihr das gar nicht lieb war, aber was konnte ich dafür; er kam zuerst zu der Generalin*); als er sich anmelden ließ, empfahl ich mich eben dort und begegnete ihm daher auf der Treppe, wo er mich aber sogleich in seine Gefangenschaft nahm und mich in solcher ein halbe Stunde noch in der Stube festhielt. Silvie kam an die Treppe, als wir noch über mein Umkehren disputirten, und daher war der Empfang nicht wie gewöhnlich. Wie lange Goethe jetzt hier bleibt, ist unbestimmt; er arbeitet wieder an seinem Roman."

Ein Jahr lang ruht nun der Briefwechsel zwischen Louise und Pauline, oder es ist uns doch keine Spur desselben erhalten. Die herbsten Schicksale waren auf Louise Seidler eingestürmt; ihr Bräutigam, ein edelherziger Franzose Namens Geoffroy, den sie 1806 gelegentlich der Schlacht bei Jena kennen gelernt hatte, war im fernen Spanien plötzlich gestorben; aus der tiefen Schwermuth, in welche das damals vierundzwanzigjährige junge Mädchen nach Empfang der traurigen Botschaft gesunken war, sollte nach dem Willen des um ihre Gesundheit besorgten Vaters eine Reise nach Dresden sie aufrütteln.

Diese ward unternommen; sie wirkte wohlthuend auf Louise Seidler ein. Bisher hatte sie in den Künsten der Musik und Malerei nur dilettirt; jetzt sah sie die berühmte Gemäldegallerie, und eine neue Welt that sich ihr auf.

---

*) von Berg, eine Livländerin, deren Gemahl in russischen Diensten gestanden hatte. Sie war die Mutter der Schwägerin von Silvie, der Oberforstmeisterin Ziegesar auf Hummelshain.

Von dieſem Augenblicke an war es Louiſen klar, daß ſie nur noch in der Kunſt eine Lebensaufgabe finden könne, und ſie hat ſich ihr mit reinſter Treue gewidmet, bis der Tod das müde Auge der Achtzigjährigen, am 7. October 1866, für immer ſchloß.

Mit größtem Fleiße widmete ſie ſich im Sommer 1810 ſogleich unter Anleitung der beſten Meiſter dem Studium auf der Dresdener Gallerie; es iſt ihr augenſcheinlich unangenehm, nicht mit raſtloſem Eifer immerfort malen und wieder malen zu können.

Dennoch giebt ſie den Bitten der Familie von Dankelmann, deren Hausfrau eine Schweſter der mit den Geſchwiſtern Seidler innigſt befreundeten Weimariſchen Schauſpielerin Frau von Heygendorf-Jagemann war, nach, und geht mit Dankelmanns, zu deren Stütze, auf zehn Tage nach Töplitz. „Goethe und Riemer waren auch noch dort", erzählt ſie, nach Dresden zurückgekehrt, am 8. September 1810 der Freundin Pauline Gotter; „Letzteren ſah ich oft, Erſteren nur zwei Mal . . . er wohnte mit dem König von Holland in Einem Hauſe und war ſehr enchantirt von dieſem . . . . Ende dieſer Woche wird er hierher kommen und ſich vielleicht vierzehn Tage aufhalten, je nachdem es ihm gefällt."

Der Dichter traf ein, und ſein Kommen bezeichnete einen entſchiedenen Wendepunkt in Louiſe Seidlers Leben. Es iſt für Goethe im höchſten Grade charakteriſtiſch, daß er von Louiſe Seidler, die in Jena unter ſeinen Augen herangewachſen war, nicht die mindeſte Notiz nahm, ſo lange er ſie froh und glücklich wußte. Die Sonne des Glücks geht für das arme Mädchen unter — und ſofort wendet ihr der große Mann die ſeines Wohlwollens zu. Er findet ſie in Dresden unterdrückt, hintangeſetzt, vernachläſſigt: kaum wird er dies gewahr, ſo hebt er ſie faſt demonſtrativ heraus aus der Menge und bevorzugt ſie in jeder Weiſe. Louiſe nennt ihn gegen Pauline Gotter „einen wahren Engel an Güte und Freundlichkeit; er war mit meiner Arbeit ſehr zufrieden, lobte beſonders die Wahl meiner Bilder (worüber man ſo viel zu ſagen gehabt hatte!), kurz, war ſo theilnehmend, daß ich ſehr, ſehr glücklich darüber war." — Aus dem ganzen, rührenden Briefe geht der ſpringende Punkt mit ſchlagender Gewißheit hervor: daß nämlich Jemand nur verlaſſen, unglücklich oder gedrückt zu ſein brauchte, um ſogleich in Goethes edlem Herzen Sympathie zu finden und den Quell thatkräftigſten Wohlthuns bei ihm zu erwecken.

Von nun an wird der Verkehr zwiſchen dem Dichter und der jungen Künſtlerin inniger; ſie malt ihn, ſie wohnt zu Weimar in ſeinem Hauſe, er würdigt ſie ſeines Umganges, er erweiſt ihr feinſinnige Aufmerkſamkeiten. Alles dies berichten die „Erinnerungen" der Louiſe Seidler, welche auch erzählen, wie Goethe die Malerin einlud, nach Weimar zu kommen, um den

berühmten Schauspieler Iffland in seinen Glanzrollen dort gastiren zu sehen; welche ferner von der überraschend schnellen Heirath Pauline Gotters mit dem Philosophen Schelling und der innigen Freude, welche die Freundin darüber hatte, berichten.

Freilich wird es Jedermann sehr eilig finden, dem man sagt, daß Schelling Pauline heute zum ersten Male im Leben sah, um sich acht Tage später mit ihr trauen zu lassen. Indessen ist bei dieser anscheinend seltsamen Art der Eheschließung nicht zu übersehen, wie nahe sich die Beiden schon durch ihren Briefwechsel gerückt waren. Nach dem Tode der von ihm aufrichtig geliebten Caroline, seiner ersten Gattin, suchte der tiefgebeugte Wittwer Trost bei den Frauen der Familie Gotter, mit denen die Verstorbene innigste Freundschaftsbeziehungen unterhalten hatte. So kam Schelling allmählich in Correspondenz mit Pauline. Erst steif und förmlich, wird dieser Briefwechsel, der uns in „Schellings Leben" erhalten ist, allmählich immer wärmer; zuletzt tritt uns aus demselben das Bild beider edlen Menschen in hinreißender Liebenswürdigkeit entgegen; namentlich die Briefe Paulinens athmen eine Poesie von solcher Zartheit, sind so anmuthig in Stil und Empfindung, daß sie als Meister- und Musterstücke gelten können. Hat man diese Briefe gelesen, so findet man die rasche Heirath gar nicht mehr wunderbar; sie ist nur der letzte, entscheidende Schritt, die Krönung gleichsam des längst fertigen Gebäudes, welche Schelling um so leichter fallen mußte, als Pauline ein auch mit äußerem Liebreiz in hohem Grade ausgestattetes Wesen war.

So wurde denn die Trauung — nachdem im Posthause zu Lichtenfels (an der Nordgrenze Bayerns) der ersten Begegnung Schellings und Paulines die Verlobung unmittelbar gefolgt war, — acht Tage später in Gotha vollzogen, und Pauline begleitete als junge Frau ihren Gatten, der damals eine Professur in der Isarstadt bekleidete, nach München. Dorthin sind denn auch die folgenden Schreiben Louise Seidlers gerichtet. Gleich das erste, vom 26. Januar 1813, klingt allarmirend genug. Drohend zog sich das Kriegsungewitter zusammen, und Louise Seidler beginnt: „Ich schreibe Dir heute, aufgeschreckt durch tausend Kriegsgerüchte, vor denen die stille Kunstwonne und Freude flieht. Ich wage kaum mehr, den Gedanken: mein liebes Dresden diesmal wieder zu besuchen, zu hegen, und doch, hier, ohne Kunstfreunde und Kunstschätze, ohne Anregung', gleiche ich dem Fisch auf dem Sande. Der einzige Trost, unser verehrter Meister und Freund, ist jetzt immer so kränklich, so niedergeschlagen von den allgemeinen Weltbegebenheiten, daß mein letzter Aufenthalt bei ihm, zu Ifflands Gegenwart*), mir eben so oft Sorge und Betrübniß, als Freude machte." Doch erzählt sie von anregendsten Stunden,

*) Iffland hatte vom 20.—30. December 1812 acht Mal in Weimar gastirt.

die sie bei Goethe genoß; eines Nachmittags nach Tische „fuhr die Frau Geheimräthin mit den Damen Schlitten, — denn Mlle. Engels*) ist beinahe immer da — und nun saßen wir, Goethe und ich, so recht traulich plaudernd nur von der lieben Freundin, bis spät zum Theater. Der zweite schöne Mittag — Du weißt, die andern Tageszeiten ist er wenig zu sehen und noch weniger genießbar — war der, wo Iffland da aß, in der besten Laune, tausenderlei Anmuthiges und Komisches aus seinem Leben erzählend, und der verehrte hohe Wirth dies Alles auf das freundlichste und liebenswürdigste erwiedernd. Von seinen herrlichen Kunstschätzen würdest Du jetzt eine Bronze-Statue des berühmten Moses von Michel Angelo als das Neueste, von der letzten Reise Mitgebrachte, recht bewundern und Dich daran erfreuen. Auch die jetzt sehr ansehnliche Handschriftensammlung war äußerst interessant, und ein eigenes Gefühl ergriff mich bei den großen, regelmäßigen Zügen Gustav Adolfs, den hieroglyphenartigen Schnörkeln Wallensteins, der zierlichen Frauenzimmerhand Tillys u. s. w. — Im Februar versprach Goethe, wieder mehrere Wochen in Jena zuzubringen, wo er an seinem „Leben" fortarbeiten will. Wie wird Dich auch dies herrliche, interessante Werk erfreut haben, und wie sehr gewiß die Nachricht: daß Ostern schon die Fortsetzung folgen soll! — — Die Heygendorf fand ich bei der besten Laune und Aussehen; bei Madame Schopenhauer**) lernte ich dann auch Maria von Weber kennen, sah ihn aber zu kurze Zeit, um über ihn urtheilen zu können. Von Ersterer habe ich Dir herzliche Grüße zu bringen; Alle freuen sich aufrichtig Deines Glückes, vor Allen aber grüßt Dich Fräulein Aus dem Winkel***), die ich wieder mehrere Male in Dresden sah und die mir immer besser gefällt. Mein geliebter Meister Kügelgen ist der alte, treue Rathgeber und Freund; Friedrich†) menschenscheuer als gewöhnlich, aber gut und liebenswürdig wie sonst."

Die immer lebhafter entbrennenden kriegerischen Wirren der Befreiungskämpfe beunruhigen endlich auch das stille Saalthal; Louise — obwohl mit ganzem Herzen Antheil nehmend an der Erhebung gegen Bonaparte und voll

*) Schauspielerin am Weimarischen Theater, später Gattin des Schauspielers Dürand.

**) Johanna Schopenhauer gab von 1806 bis 1830 allwöchentlich in ihrem Hause gesellige Vereinigungen, bei denen sich Alles zu versammeln pflegte, was von Dichtern, Künstlern und Gelehrten — durchreisenden oder in Weimar ansässigen — auf Geist Anspruch machte. Vergl. über diese Abendgesellschaften den anziehenden Aufsatz von St. Schütze in „Weimars Album zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst", S. 183 fg.

***) Therese aus dem Winkel, Malerin, Harfenspielerin u. s. w. u. s. w. Ueber sie Louise Seidler, „Erinnerungen und Leben", S. 82 fg.

†) Friedrich, K. D. aus Greifswald, Landschaftsmaler. (L. Seidler, a. a. O. S. 56.)

lebhaften deutsch-patriotischen Gefühls — sucht für einige Wochen Erholung und Ruhe in dem „zu jeder Zeit reizenden, heitern und friedlichen Drackendorf" wie sie das Ziegesarsche Landgut bezeichnet. Indem sie lebhaft bedauert, die Münchener Freundin nicht neben Silvien als Dritte im Bunde dort zu sehen, giebt sie ihr wenigstens umständlich Bericht, wie ihr selber die letzte Zeit vergangen ist. In einem langen Briefe vom 4. März 1813 erzählt sie, wie sie unlängst wieder in Weimar gewesen sei und Goethe sehr wohl gefunden habe. Die Rede sei auf Fouqué und dessen „Zauberring" und „Undine" gekommen, worüber Goethe weitläufig geredet. Nachdem sie das Gespräch eingehend wiedergegeben, fährt Louise Seidler fort:

„Nach diesem schönen Nachmittag wurde der Abend nicht weniger durch die herrliche Aufführung des Oedipus tyrannus nach Sophokles gefeiert. Das Stück, so gräßlich schauerlich, hatte für mich durch das Große wieder so etwas Erhebendes, durch das hohe, ewige Walten des Schicksals (oder bei uns, mit anderen Worten: des ewigen Willens) so Beruhigendes, Stärkendes, daß es mir einen Genuß gab, der den von allen sechs Stücken Ifflands, wenn es so zu vergleichen wäre, übertraf. Die Wolff als Jokaste war ganz an ihrer Stelle; das Aeußere, die Sprache, die Bewegungen im Einzelnen wie im Ganzen gleich schön. Oedipus (Wolff) groß, soviel es in seinem Vermögen lag; dies ist viel, aber das Physische reichte, jedoch nur bei wenigen Stellen, vielleicht nicht ganz zu. Den unendlichen Aufwand von Kraft, den diese Rolle erforderte, konnte er da, nach meinem Gefühle, nicht ganz bestreiten. — Nach diesem schönen Tage freute ich mich nun doppelt auf die schon so ganz bestimmte, in Allem eingerichtete Ankunft des alten Meisters, der sechs Wochen in Jena bleiben wollte. Indessen wurde diese Freude vereitelt; Frau Geheimräthin hat vergebens ihre Bratröhre setzen lassen, ist vergebens so schnell von Jena weggereist: er kam nicht, wahrscheinlich wegen der neuen Unruhen und Annäherung des Krieges. In Jena ist dafür kein Ersatz zu finden."

Der Brief kommt nun auf das Knebelsche Haus: Louise hatte den alten Herrn von Knebel gemalt, bemerkt aber der Freundin in scherzender Betrübniß: „Leider bin ich ziemlich von Knebels verbannt; das vorigen Winter von ihm gemachte Portrait hat, Gott weiß, warum, seine Frau geärgert, und nun trage ich noch immer von ihr die Strafe meines Vergehens. Da lobe ich mir die Geheimräthin; die ist nicht so streng und eifersüchtig; die trägt mir hübsch auf, ihren Mann zu unterhalten, und giebt mir trotz allem gemachten Portraits alle Zeichen ihrer Huld und Gnade. Ernsthaft: ich möchte mir diese auch nicht verscherzen. Ich lerne immer und immer mehr ihren Werth, ihre Nothwendigkeit einsehen. Carl hat dies unter Anderm empfunden. Er ist fort, und nun behilft sich der gute Mann mit der Köchin,

und John*), an Riemers Stelle — ein kleines, hageres, häßliches, ſtilles, aber nicht ſo ſtill und klein ſein wollendes Weſen, von dem ich nicht recht begreife, wie es der Geheimrath um ſich dulden kann — hilft vielleicht das Fehlende erſetzen. Er iſt wenigſtens Scharwenzel im Haus, und ſeine übrigen geiſtigen Einmiſchungen werden von dem alten Herrn ſo in aller Grandezza überſehen, daß ich dies wohl vorausſetzen darf, ohne eben eine ſehr große Sünde zu begehen. Riemer wird, glaube ich, von allen Seiten ſehr vermißt, denn die Geheimräthin bittet ihn oft dringend und mit aller ihrer möglichſten Grazie und Huld, ihren Mann nicht zu verlaſſen, 14 Tage lang da zu eſſen u. ſ. w. Uebrigens iſt dieſer ganz der Alte.

Von dem Bräutigam**) Minchens Herzlieb wäre es Dir vielleicht auch lieb, etwas zu hören. — Er iſt im Aeußeren Minchen ganz entgegengeſetzt, nicht hübſch, ein blondes, mattes Geſicht mit kleinen, blauen Augen, aber ſo gut, herzlich, ſo etwas Braves, Rechtliches und Reines, daß man ihn gleich liebgewinnen muß, ob er gleich etwas Linkiſches, Unfertiges hat. Auch iſt er ſehr geſcheidt nach Aller Urtheil, und wir ſehen gewiß einer recht glücklichen Zukunft für Minchen entgegen. Ich habe ihn recht lieb gewonnen, und ich glaube, Du würdeſt ihn auch gern mögen."

Ernſter noch — die Schlachten von Groß-Görſchen und Bautzen waren inzwiſchen geſchlagen! — klingt der nächſte Brief, aus Jena, vom 19. Juni 1813: „Was ſoll man ſchreiben, da man nur Einen Gedanken, Einen Traum, Ein Gefühl: das für das allgemeine Wohl, im Herzen trägt! Wahrlich, ich kann nicht ſchreiben; unſerm verehrten alten Herrn***) ſo wenig, wie Dir, geliebte Paula! . . . In Drackendorf, im Sack nnd in der Aſche lebend, wurden uns die kleinen Verſchönerungen unſeres Anzugs ganz unbekannt; ja, Du müßteſt wirklich lachen, wenn Du dieſe Vorbereitungen zu künftiger Armuth im Kleinen mit anſäheſt. Silvie ſetzte ihre in der ſchönen Wohnſtube mit großen dunkeln Kattunflicken reparirten Stühle und Sophakiſſen, ihre ähnlich reparirten Kleider auf eine wahrhaft komiſche Weiſe mit einem gewiſſen Stolz zur Schau, und wir lachen darüber, wenn uns die Thränen über die abgeſchafften herrlichen Kutſchpferde wieder ein anderes Mal in die Augen kommen möchten.

(Fortſetzung vom 22. Juni 1813.)

In Weimar war ich endlich vorige Woche zum erſten Male wieder; aus einem Tage wurden vier, doch hatte dieſer Aufenthalt nicht das Angenehme

*) Goethes Copiſt, Vater der in neuerer Zeit unter dem Namen „E. Marlitt" aufgetretenen Schriftſtellerin.

**) Ein Berliner Profeſſor, mit dem die Verbindung bald wieder gelöſt wurde; nicht Walch, Minchens ſpäterer Gatte.

***) Goethe.

für mich, wie vielleicht für Manchen, der die herzoglichen Soupers, gewöhnlich im römiſchen Hauſe, wobei diesmal der Prinz Bernhard und Graf Edling*) noch waren, der Ehre oder Seltenheit wegen für etwas beſonders Angenehmes hält. Indeſſen war der alte gute Landesvater, jetzt auch ein wahrer Leidensträger, doch ziemlich munter und freundlich.

Bei Goethes fand ich, wie überall, Alles voll Einquartierung, ſonſt Alles wohlauf. Daß der Geheimrath kurz vor den Unruhen, alſo noch vor Oſtern, ſchnell nach Töplitz ging, weißt Du gewiß. Dieſen geſcheidten Einfall ſollen wir Ihr zu danken haben. Sie hat unterdeſſen auch etwas für die Nachwelt gethan, nämlich ihre ſämmtlichen Briefe geordnet, in zierliche Kapſeln nach der Jahreszahl verwahrt. Leider waren die mehrſten von Goethe, mehrere von ſeiner Mutter, wo ſie mich mehrmals die Ueberſchrift: „Herzlich geliebte Tochter!“ und: „Deine Dich herzlich liebende treue Mutter“ leſen ließ; — und die allerwenigſten von anderen Menſchen. Aus Italien waren die meiſten von dem Geheimrath. Ach, wie gern hätte ich darin geblättert, aber ſie thut ſehr geheimnißvoll und eben ſo groß damit. Indeſſen war doch die Veranlaſſung, dieſen wahren Schatz meinen lüſternen Augen zu zeigen, eine noble Abſicht; er hatte kürzlich ein neues Liedchen aus Töplitz geſchickt: eine Parodie auf das bekannte: „Ich habe geliebt, nun liebe ich nicht mehr“ — „Ich habe gelacht, nun lache nicht mehr,“ was ihn aus des Declamators Solbrig Munde vielleicht doppelt geärgert hatte, denn das ſeinige**) war nun recht kräftig und launig ausgeſprochen: „Ich habe geliebt, nun liebe ich erſt recht“, „Ich habe gelacht, nun lache ich erſt recht!“ — und ich hätte es gar zu gern abgeſchrieben, was ſie mir aber nicht zugeſtehen konnte, wie ſie mir hernach von ihm ſelbſt ſchriftlich zeigte. Indeſſen iſt ſie auch mit den Briefen felſenfeſt. Ob er das wohl auch wünſcht? Wie viel vergebliche Wünſche und Bitten habe ich darüber verſchwendet! — Die Einquartierung hält ſie ſehr wider ihren Willen feſtgebannt, indeſſen hoffen ſie den Geheimrath noch abzuholen. Er ſoll den

*) Prinz Bernhard: Carl Auguſts zweiter Sohn; Graf Edling: des Prinzen Cavalier.

**) „Gewohnt, gethan.“ — Louiſe ſcheint zu irren, wenn ſie aus dem Gedächtniß einen angeblich Goetheſchen Vers: „Ich habe gelacht, nun lache ich erſt recht“ citirt; ein ſolcher findet ſich in dem Gedichte, wie es jetzt in Goethes Werken ſteht, nicht. — Zu vergleichen iſt: Biedermann, Goethe und Leipzig, II., 83 fg., wo (übereinſtimmend mit Düntzer: Goethes lyriſche Gedichte, I., 166 fg.) geſagt wird: „Goethe hörte den Declamator Theodor von Sydow weinerlich und heulend eins der elendeſten deutſchen Gedichte vortragen.“ Aber von wem iſt dieſes Gedicht? Biedermann reproducirt es, ohne den Verfaſſer zu nennen (a. a. O. 84 fg.), „da Goethe durch daſſelbe zu einem der friſcheſten ſeiner geſelligen Lieder angeregt ward“, welches er am 8. Mai 1813 aus Töplitz an Zelter ſandte, dazu ſchreibend: „Wäre das Dichten nicht eine innere und nothwendige Operation, die von keinen äußeren Umſtänden abhängig iſt, ſo hätten dieſe Strophen freylich nicht in der jetzigen Zeit entſtehen können“ u. ſ. w.

dritten Theil seines „Lebens" nun beinahe ganz vollendet haben. Mlle. Ulrich*) macht täglich neue Unglückliche; wie viele Herzen hat sie nun geraubt, und immer bleibt sie kalt! Sie ist jetzt aber auch wieder sehr hübsch.

In unserm häuslichen Kreise hat sich als neuer Hausfreund der Professor Kieser eingefunden, der Schelling so mit Leib und Seele ergeben ist, und mir so oft von ihm erzählt, daß mir seine Besuche schon deßwegen recht lieb sind.

Von Silviens Geburtstag doch auch noch einige Worte! Marie**) hatte mit der Mengden***), dem Abt und ihrem Hauslehrer ein sehr hübsches Canon mit bezüglichem Texte einstudirt, und so wurde Silvie nach dem Frühstück in ihrer Stube, wo Alles auf das Geschmackvollste und Freundlichste mit zahllosen Kränzen und Blumen und hübschen Geschenken aufgeputzt war, empfangen. Nachmittags überraschten uns Antons von Weimar†) noch auf das Angenehmste. Das Wetter war so unfreundlich, daß wir leider gar nicht im Garten sein konnten."

Unterdessen war der sächsische Aufruf zur Bildung von Freiwilligencorps erschienen, und am 12. December 1813 schreibt Louise bewegten Herzens der Freundin: „Daß Kieser einer der allererſten war, die sich meldeten, brauche ich kaum zu erwähnen; — durch ihn verliere ich viel; er war täglich in unserem Hause und wie zu unserer Familie gerechnet. Ein Verhältniß wie das unsere wird sich mir gewiß selten im Leben wieder so finden; ich hatte sein Vertrauen, und ich glaube, er erkennt auch dankbar, daß ich seine treue, theilnehmende Freundin bin. Vor der Hand hat er die Campagne in Weimar eröffnen müssen, wo alle Aerzte krank waren, denn das Nervenfieber wüthet fürchterlich in unserer Gegend, besonders bei uns; aber in 8—14 Tagen folgt er nun dem Herzog als Soldat (reitender Jäger) in's Hauptquartier nach Allstedt. Von Weimar aus wurden die Besuche ebenso schriftlich, wie hier mündlich fortgesetzt, und da es viel Interessantes jetzt in Weimar gab, so waren mir diese Briefe deßwegen oft von doppeltem Werth. Bei einer Schilderung von Fouqué und Goethe, eines Abends bei der Schopenhauer, dachte ich Deiner, liebste Pauline, lebhaft! — — —

Auf diese Art lebe ich viel in der Weimarischen Welt, die mich interessirt, und besonders von Goethe erfahre ich die kleinsten Umstände, weil Kieser viel

---

*) Eine Waise, später Riemers Frau.

**) Silvias Schwägerin, die Oberforstmeisterin.

***) Eine Livländerin, Freundin der Familie. Ueber den „Abt" war nichts festzustellen.

†) Silvias in Weimar angestellter Bruder, Anton von Ziegesar, mit Gemahlin.

dort ist*). Leider kann ich Dir aber davon wenig Erfreuliches mittheilen. Diese unruhigen Zeiten haben seine Behaglichkeit sehr gestört, und das soll er empfinden und empfinden lassen!" — Nachdem nun einige Interna des Goetheschen Hauses berichtet worden sind, heißt es von des Dichters Sohne August, den der Vater durchaus nicht mit in den Kampf ziehen lassen wolle, daß dies um so mehr bedauerlich sei, „da es ohnedem mit seinen Geschäften als Kammerassessor nicht besonders gehen soll. Dies über unsern herrlichen Freund bleibe einzig für Dich; es kommt mir nicht zu, ihn zu beurtheilen.

John ist nicht mehr dort; August besorgt seine Stelle. Die Geheimräthin**) entschädigt sich für alle fehlenden Jenaischen Bälle durch das Theater, wo es ganz allerliebste Offiziere in Menge, wegen der Belagerung von Erfurt, giebt, die der jungen, liebenswürdigen Frau die Cour machen. Sie putzt sich auch schöner als je, und ist auch munterer und — naiver, als je!"

Soweit unsere Quelle. Eine Mosaik, allerlei durch einander, bunt, nicht von epochemachender Bedeutung, aber liebenswürdig, launig, unterhaltend, bisweilen frauenzimmerlich-plauderhaft. Es paßt darauf, was Louise Seidler selbst einmal über einen ihrer Briefe an Pauline Gotter schreibt: „Nimm Dir, beste Pauline, daraus nach Wohlgefallen. Es giebt indessen doch ein lebendiges Bild!"

Schön über Stein.

Von Konrad Reichard.

Man weiß, wie Herr von Schön in einem entlegenen Winkel Ostpreußens in stillem Groll die alten Tage verbrachte, in selbstgewollter Verbannung, halb oder ganz vergessen von einer Welt, auf deren Dankbarkeit er doch Anspruch zu haben glaubte und in der That auch hatte. Wenn auch, um mit einer alten Schilderung zu reden, die Natur die Gegend von Arnau „gewiß

*) Der wörtliche Abdruck von Kiefers damals geschriebenen Briefen an Louise Seidler bildet eine besondere Zierde der „Erinnerungen" der Malerin.

**) Im Original steht statt „Geheime" stets ein durch Substituirung und Tausch einiger Consonanten gebildetes, sehr ähnlich klingendes deutsches Wort, das Louise Seidler der Jugendfreundin im Uebermuth der Mädchenlaune schreiben durfte, welches aber gedruckt nicht hübsch aussähe. Merkwürdig ist, daß Louise von Christiane Goethe 1813 als von einer „jungen" Frau spricht; ein damals wohl nicht mehr passendes, doch aber anscheinend ernst gemeintes Beiwort.

in den ſinnigſten Stunden ihrer Selbſtbetrachtung gebaut" hatte, ſo war dieſer landſchaftliche Genuß doch nicht im Stande „einer Anlage zur Hypochondrie", wie der alte Herr noch im einundachtzigſten Lebensjahre naiv erzählte, auf die Dauer Widerſtand zu leiſten. Und ſo ſah er ſich genöthigt, neben der Kantiſchen Philoſophie ſeine geliebte Sauerkrautſuppe zu Hülfe zu rufen, deren tröſtliche Eigenſchaften er Varnhagen, dem dieſe Verbindung von Geiſt und Materie neu war, des weiteren auseinanderſetzte. „Ohne Kantiſche Philoſophie und Sauerkraut wäre ich längſt begraben."

Als Schön geboren wurde, war der erſte Napoleon ein Kind von vier Jahren, und als er ſtarb, hatte man den Krimkrieg längſt beendet. Ehrwürdig ragte ſeine Geſtalt aus den Tagen Kants in unſere Zeiten hinein, deren Fülle und Friſche ſein alternder Geiſt nicht zu faſſen vermochte und die verſtehen zu wollen ihm nicht der Mühe lohnte. Fernab von dem raſchen Leben der Gegenwart pflegte er ſich in die Betrachtung des Vergangenen zu vertiefen. Und da er nun allein ſtehen blieb und auf den alten Anſchauungen beharrte mitten im Fortſchritt unſerer ſo raſchvergeſſenden Jahre, ſo verſank er allmälich in jene Verbitterung, die nicht ſelten das einſame Alter hochbegabter Männer heimſucht; allenthalben erblickte er Wuth und Verfolgung, ideenloſe und gemeine Geſchöpfe in menſchlicher Geſtalt, das Treiben des Satans, Operationen des Teufels in jenem gemeinen Gang der Meinungen und Dinge, dem er in den Weg zu treten ſich geboren glaubte. Schien ihm doch, wie er ſelbſt ſagt, das Weſen ſeines Lebens in einem Sturm auf Ideenloſigkeit und Gemeinheit zu beſtehen, eine Miſſion, die ſeiner Meinung nach von der Mitwelt doch bis jetzt noch nicht gehörig gewürdigt worden war. Es wird menſchlich und verzeihlich ſein, thatſächlich iſt es aber doch: ganz beſonders verſtimmte ihn in den letzten Lebensjahren, daß die Geſchichtsſchreibung bei aller Ehrerbietung, die ſie ſeinen hohen Verdienſten gelegentlich zollte, ſeine Perſon und ſein Wirken ſelbſt nicht zum Mittelpunkt einer eigenen Sonderdarſtellung gemacht hatte, wie es doch ſo vielen anderen Staatsmännern und Kriegern ſeines Zeitalters, über deren Werth und Unwerth er ſeine eigene Meinung hatte, zu Theil geworden war.

Wer Schöns Lebensgang kennt, wird zugeben, daß einer ſolchen Darſtellung gar leicht das dramatiſche Intereſſe gefehlt haben würde, und er ſelbſt mochte eine Ahnung davon haben. Denn der Biograph wäre genöthigt geweſen, lange eine ſtetige innere Entwicklung nachzuweiſen, die keine bemerkbaren Abſtufungen hat; er hätte dann den fertigen Mann vor ſich gehabt, deſſen Thun und Denken die faſt mathematiſche Conſequenz jener ununterbrochenen Bildung war, das Leben eines Beamten im großen Stile eines tüchtigen, hochverdienten und ſehr begabten Mannes, dem aber doch ganz jene menſchliche Theilnahme abgegangen wäre, die nun einmal gern

gerade die Abweichungen von der geraden Linie zu begleiten pflegt. Um kurz zu ſein, es wäre nicht leicht geweſen, die Langweile gänzlich zu vermeiden. So mochte auch Varnhagen denken, als ihm der Alte ſchrieb: „Unabhängigkeit vorausgeſetzt, möchte ich E. H. alle meine Papiere ſchicken und den für einen Hundsfott erklären, der außer Ihnen Etwas über mich drucken ließe.“ Das diplomatiſche Talent dieſes Autors ſchien zu der ſchwierigen Aufgabe ganz beſonders geeignet: Pertz war Eichendorff, der Schön hierin rathen mußte, zu pedantiſch und an Droyſen verdroß es dieſen, daß er das poſitive Recht höher geſtellt hatte, als „Weltordnung, Menſchenentwicklung und den philoſophiſchen Begriff eines Staates.“ Varnhagen zeigte ſich auch Schön gegenüber als Diplomat. Er gab keine ſichere Zuſage, er verlangte zunächſt Einſicht in die vorliegenden Materialien. Darauf hin beſchloß dann Schön, ſeine Papiere zu ſammeln, „den chaotiſchen Berg in ſeinen Theilen zu ſondern und in Beziehung auf eine Zuſammenſtellung zu einem Werke zu läutern.“ Dieſer Briefwechſel mit Varnhagen war wohl die Veranlaſſung zu jener fragmentariſchen Selbſtbiographie, die der Sohn Schöns mit einer Menge theils neuer, theils ſchon bekannter Actenſtücke ſoeben herausgegeben hat.*)

Wenn auch der Herausgeber ſelbſt über die Chronologie des Fragments nicht einmal eine Vermuthung hegt, ſo ſcheint doch unſere Annahme, daß die Schrift zwiſchen dem erwähnten Briefe an Varnhagen und dem Tode Schöns, alſo zwiſchen dem Februar 1854 und dem Juli 1856, wenn auch nicht in allen ihren Theilen entſtanden, ſo doch zuſammengeſtellt worden iſt, faſt als gewiß, wenn man zweierlei in Erwägung zieht: einmal den Umſtand, daß in der Correſpondenz mit Varnhagen dieſes biographiſchen Verſuches nirgends Erwähnung geſchieht, ſodann die Ordnung der Papiere, welche die Arbeit nothwendig begleiten mußte und welche an der beregten Stelle erſt für die Zukunft in Ausſicht genommen war.

So einfach nun an ſich und wenig ſchwierig die Herausgabe der Fragmentes und der Beilagen ſein mußte, ungeſchicktere Hände konnten ſie kaum unternehmen. Abgeſehen davon, daß faſt jeder Commentar fehlt, der ſich bei auch nur oberflächlicher Kenntniß der hiſtoriſchen Literatur leicht hätte geben laſſen, iſt das Zuſammengehörige oft weit auseinandergeriſſen worden, wie die Correſpondenz mit Eichendorff und Varnhagen, von denen die eine am Anfang, die andere am Ende des Buches ſich befindet; Wichtiges, wie ein Aufſatz Schöns über die Reaction nach Hardenbergs Tode, deſſen Abdruck doch wohl heutzutage nichts mehr im Wege ſtand, iſt nicht mitgetheilt worden, während uns Gleichgültiges, wie ein Stückchen Traurede und das Teſtament

*) Aus den Papieren des Miniſters und Burggrafen von Marienburg Theodor von Schön. Erſter Theil. Mit 2 Lithographien. Halle, Lippertſche Buchhandlung.

der Mutter Schöns, nicht erſpart blieb und Längſtbekanntes, wie die vom Jahre 1849 ſtammenden „Erinnerungen", uns abermals wieder aufgetiſcht wird. Statt eines erwünſchten Bildniſſes von Schön ſelbſt erblicken wir das wohlbekannte Conterfei Kants, dem als weitere Kunſtbeilage die den meiſten Sterblichen gleichgültige Dorfkirche von Arnau beigegeben iſt. Auch die Vorrede läßt an Seltſamkeit nichts zu wünſchen übrig. Sind nun die Verdienſte des Herausgebers demnach nicht zu überſchätzen, ſo bietet das Buch doch des Lehrreichen und Merkwürdigen genug, um die Wahrheit zu rechtfertigen, daß der am wenigſten bebaute Boden nicht ſelten der productivſte werden kann. Nicht nur der Lebensabriß ſelbſt giebt, ſo kurz er iſt, viel ſchätzenswerthes Detail, ſondern auch die Anlagen werden mannichfacher Forſchung zu Gute kommen dürfen. Unter den Briefſtellern ſind die bedeutendſten Namen der Befreiungszeit vertreten: Stein, York, Hardenberg, Humboldt, Niebuhr, Stägemann, Klewitz, Fichte ſogar mehrfach.

Das Fragment ſelbſt reicht bis ins Jahr 1824 hinein, nicht 1827, wie der Herausgeber meint; es enthält die Geſchichte Schöns bis zu ſeiner Ernennung zum Oberpräſidenten der Geſammtprovinz Preußen, alſo den wichtigſten Theil ſeiner Wirkſamkeit. Ein Zug der Verbitterung geht durch die ganze Darſtellung und man wird gut thun ſich nicht von ihm tragen zu laſſen, die Urtheile nicht ohne weiteres hinzunehmen, deren Werth oft nur darin beſteht, daß ſie die Perſönlichkeit Schöns ſelbſt illuſtriren. Auf dieſer Baſis ſei uns geſtattet, hier nur auf einen Punkt kurz hinzuweiſen: auf das Verhältniß Schöns zum Freiherrn von Stein.

Bekanntlich hat auch Stein eine Selbſtbiographie hinterlaſſen, und es iſt intereſſant, ſie mit dem Verſuche Schöns zu vergleichen. Auf jeder Seite faſt ſpricht ſich die ſcharfgeprägte Eigenart der beiden Männer, die nur das gegenſeitige Bedürfniß und die Noth der Zeit einen konnte, deutlich aus. Aus der Arbeit Steins empfängt man den Eindruck des praktiſchen Geſchäftsmannes; von Thatſache zu Thatſache eilt die nüchterne Darſtellung weiter, ohne ſich mit Reflexionen viel abzuquälen. Ganz anders bei Schön: Betrachtung und Urtheil herrſchen hier vor, die Anekdote wird nicht verſchmäht, die Sprache iſt lebendiger, wenn auch nicht frei von einem Anfluge philoſophiſcher Terminologie. Ganz auffallend iſt dabei, wenn man beide Schriften vergleicht, welch hervorragenden Werth Schön auf alles Geiſtige legt, auf Talent und Bildung, während Stein durchweg die Eigenſchaften des Charakters in den Vordergrund ſtellt. „Mein Vater war ein gebildeter Mann" beginnt Schön. „Meine Mutter war eine gebildete Frau. Die geſcheiteſten und unterrichtetſten Leute der Gegend waren in dem Hauſe meiner Eltern, namentlich der Prediger von Daubitz, der Pfarrer Ernſt, und mehrere geſcheite Militärs." Stein dagegen: „Ich ward von ſehr achtungswerthen Eltern geboren, unter

dem Einflusse ihres religiösen, ächt deutsch ritterlichen Beispieles auf dem Lande erzogen; die Ideen von Frömmigkeit, Vaterlandsliebe, Standes- und Familienehre, Pflicht, das Leben zu gemeinnützigen Zwecken zu verwenden und die hierzu erforderliche Tüchtigkeit durch Fleiß und Anstrengung zu erwerben, wurden durch ihr Beispiel und Lehre tief meinem jungen Gemüthe eingeprägt." Für den Bildungsgang und die Grundanschauungen beider Männer ist dies wohl bezeichnend, wenn man auch daraus nicht unbillige Schlüsse ziehen wird. Der innere Antagonismus gegen Stein durchzieht Schöns ganze Darstellung. Während Stein des „verdienten" und „vortrefflichen" Schön nur einigemal gedenkt, kommt dieser immer wieder auf jenen zurück, er rechnet sich seine Meinung über Stein, seinen Kampf gegen ihn geradezu als Verdienst an. Ueberall tritt bei Schön der Gegensatz der systematischen gegen die praktische Bildung, der philosophischen gegen die historische Erziehung, des „Bewußten" gegen das „Instincthafte", um mit seinen eigenen Worten zu reden, hervor. Auf diesem Grunde ruht sein ganzes Urtheil über Stein, das sich in seiner vollen Schärfe indeß wohl erst im Alter ausgebildet hat.

Außer den im Fragment wie in den Briefen zerstreuten Bemerkungen liegen uns hauptsächlich zwei Actenstücke Schöns über Stein vor: einmal die schon von Pertz mitgetheilten „Erinnerungen" die, wie wir hier ersehen, als vertrauliche Mittheilung an den Geschichtschreiber Schlosser geschickt waren und vom 3. März 1849 datirt sind, sodann ein „Urtheil", das Schön schon vor dieser Zeit an Pertz übermittelt hatte, das aber von diesem aus leicht begreiflichen Gründen dem Publicum vorenthalten ward. Außerdem werden noch drei Briefe Steins an Schön mitgetheilt, die, soviel ich sehe, bisher unbekannt waren: aus Petersburg vom 16. April des Jahres 1812, aus Breslau vom 19. März 1813 und einer vom 26. Mai desselben Jahres, der, wie ich vermuthe, in Bautzen geschrieben ward. Während die „Erinnerungen" hauptsächlich mit dem Jahre der Erhebung sich befassen, umfaßt das „Urtheil" Steins gesammte Wirksamkeit.

Schön erkennt in dem Schriftstücke Stein als einen großen Mann an, weil er unbedingt und rücksichtslos der Idee des Vaterlandes gelebt habe, weil ihm allein die russische Hülfe zu verdanken sei, die Dauer derselben auch nach den Schlachten von Görschen und Bautzen und die Anerkennung Preußens als eines unabhängigen Staates seitens Rußlands. Ja, er gesteht sogar zu, daß der Krieg einen weit günstigeren Fortgang gehabt haben würde, wenn es der Metternichschen Politik nicht gelungen wäre, den Einfluß Steins auf Alexander zu' brechen. Deutschland müsse ihm eine Ehrensäule setzen, größer als die des heiligen Borromäus. Er war ein großer Mann, meint Schön, aber ein Staatsmann war er nicht, denn dazu fehlte es ihm an Tiefe, wenn er auch Witz und Lebendigkeit besaß, dazu war er allzusehr in den Vor-

urtheilen eines Reichsfreiherrn befangen und ohne jede philoſophiſche und poetiſche Bildung. Das ſind im Großen und Ganzen die Grundideen der Schönſchen Anſchauung. Alexander von Humboldt ſtimmte der Schilderung „des philoſophiſchen an Geiſt und Ausbildung dem Geiſte des Freiherrn von Stein weit, weit überlegenen Biographen“ bei. Er ſteigerte ſogar noch: Stein war ihm nicht nur kein Staatsmann ſondern auch „kein großer Mann, wenn gleich oft groß im Handeln“. Man kann in den Hauptſachen manches Thatſächliche zugeben, aber man wird doch anders folgern müſſen. Es iſt zu glauben, daß Stein den Fauſt rein ſtofflich las wie eine Räubergeſchichte, daß ihm ſpäter hauptſächlich nur die Scenen in Auerbachs Keller und auf dem Blocksberge erinnerlich waren, daß das „Unanſtändige“ des Buches ſeinem Weſen zuwider war. In dieſem Sinne war er gewiß eine proſaiſche Natur. Aber ſeit wann gehören künſtleriſches Talent oder doch künſtleriſches Verſtändniß zu den nothwendigen Requiſiten des Staatsmannes? Warum war Mathew Prior ſo wenig glücklich als Diplomat, da er doch ſo hübſche Verſe machte? Rechnen wir Richelieu ſeine Vorliebe für das Schauſpiel oder die Schauſpielerinnen in ſeinem einſamen Ruel an, Wilhelm von England, Graf Chatam, Kaunitz, Pitt, Canning, Cavour, um nur blind hineinzugreifen in die Menge, ſind ſie etwa weniger Staatsmänner geweſen, weil ihnen vielleicht der feinere Sinn für die Schönheit dichteriſcher Werke abging?“ Oder weniger deshalb, weil ſie der philoſophiſchen Vorbildung entbehrten? Es iſt zu glauben, daß Stein die Frage nicht beantwortet hätte, was ein Staat ſei und zu welchem Zwecke wir in einem Staate leben — „leben ſollen“. Auch darin wird ihm mancher berühmte Genoſſe früherer Zeiten gleichen, dem wir doch deshalb nicht den Namen des Staatsmannes verſagen würden. Und den gönnen wir doch auch dem erſten Napoleon, der die Ideologen in gleicher Weiſe haßte wie Stein die Metaphyſiker. „Wenn Stein Jemanden tief ſtellen wollte, ſo nannte er ihn einen Metaphyſikus. Sein hiſtoriſcher Notizenkram hatte ihn zu einem förmlichen Widerwillen, beſonders gegen philoſophiſche Entwickelung gebracht.“ Auch daß er in den Vorurtheilen eines Reichsfreiherrn aufgewachſen war und in ihnen verharrte, iſt keine Eigenſchaft, die ihm den Charakter eines Staatsmannes rauben könnte. Doch das Paradoxe der Behauptung iſt zu augenfällig, um der Widerlegung zu bedürfen. Es war eben die rein praktiſche Natur Steins und ſeine auf Geſchichtskenntniß und Erfahrung ruhende Bildung, die ihn auf philoſophiſche Gedankenreihen vielleicht oft allzuübermüthig herabſehen ließ; auch Schön mochte er alſo gereizt haben. Er war zwar zu gutmüthig ihn einen Metaphyſiker zu nennen, aber er ſchalt ihn einen Idealiſten und beklagte ſich gegen Hardenberg über Schöns esprit à systeme, der ihm geradezu unangenehm war. Ich denke man wird hierin einen Hauptgrund für die Erbitterung gegen den großen Staatsmann finden

dürfen, die Schöns Darstellung so augenfällig durchdringt, daß selbst sein Lob wie ausstaffirter Tadel klingt. Leicht entwickelt sich in solchen systematischen und demgemäß in gewissem Sinn beschränkten Geistern der Fanatismus des Dogmas, der durch Ausschließung und Bekehrungseifer wohl im Drange der Geschäfte einer Natur wie der Steins lästig fallen konnte, der aber auch folgerichtig unentwegt festhalten mußte an der Abneigung, gegen eine Persönlichkeit, die auf anderen Grundlagen erwachsen war, einer Abneigung, welche die einsame Vereitelung des Alters nur verstärken konnte.

Der Gegensatz zwischen beiden Männern trat gleich bei ihrer ersten Begegnung hervor, damals als Stein im Jahre 1805, um die Mobilisirung der preußischen Armee zu ermöglichen, die Ausgabe von fünf Millionen zinsloser Schatzkammerscheine vorgeschlagen hatte. Der König, vorsichtig wie er war, übergab Steins Bericht einer Commission des Generaldirectoriums, deren Referent von Schön war. Die Commission stimmte den Steinschen Vorschlägen mit einigen Modificationen zu und der König genehmigte die Operation; im Jahre 1806 wurden etwa fünftehalb Millionen Thaler in realisirbaren Tresorscheinen angefertigt und in Circulation gesetzt. Schön war wie wir aus unserm Buche erfahren principiell dagegen. Sowohl in dem „Urtheil" wie in einem Briefe an Varnhagen erzählt er und rechnet sich als eines der Hauptverdienste seines Lebens an, daß Stein erst nach langem Kampfe und auf seinen Rath hin, hauptsächlich nachdem er ihm den Fluch vorgehalten, den Büsch auf den Schöpfer unrealisirbaren Papiergeldes in Preußen geworfen, von seinem Plane, Papiergeld zu machen, abgelassen habe. In der Biographie dagegen meldet er im Widerspruch damit, aber in Einklang mit der Geschichte, daß ungeachtet dieser Fluchwarnung die Tresorscheine dennoch entstanden seien. Als nun in Folge des Krieges im Jahre 1807 die genannten Werthzeichen im täglichen Verkehr gesunken waren, rieth Schön im Verein mit Stägemann und Klewitz das Papiergeld überhaupt aufzuheben. Stein erklärte sich aus Zweckmäßigkeitsrücksichten ebenso dagegen wie gegen den weiteren Vorschlag Schöns die emittirten Zettel in zinstragende Staatsschuldpapiere zu verwandeln; er gab aber der Meinung Niebuhrs seine Billigung, welcher die Tresorscheine nach dem Course als gesetzliches Zahlungsmittel anerkannt wissen wollte, einer Meinung, die in der That auch alsbald durch einen königlichen Cabinetsbefehl Geltung erlangte. Es ist ja klar, daß dies nur ein Nothbehelf sein konnte, daß sich gegen eine derartige Finanzpolitik vom Princip einer gesunden Staatswirthschaft aus allerlei einwenden ließ. Aber es kam darauf an den schwachen Credit des Landes nicht noch mehr zu schwächen, die königlichen Cassen nicht sofort durch den Ausfall einer so bedeutenden Summe zu entblößen und da war diese Manipulation unter den gegebenen Umständen doch der einzige Weg. „Habt ihr andere Mittel bei Krebs

und Brand als Schnitt, Schirling und Höllenſtein, ſo ſagt ſie!" ſchrieb Stein einmal im Jahre 1810 in Bezug auf das Papiergeld. Er war bei aller finanziellen und ſtaatswirthſchaftlichen Uncultur, die ihm Schön vorwirft, weit davon entfernt die Schäden und Mängel des Papiergeldes zu verkennen. Man braucht nur ſeine Denkſchrift über die Treſorſcheine vom December 1805 oder ſein Memorial über das öſterreichiſche Papiergeld vom Jahre 1810, ſowie ſeinen Briefwechſel darüber mit Humboldt und Gentz einzuſehen, um zu erkennen, wie weit die Schönſche Behauptung richtig iſt, daß er den Gedanken des Papiergeldes bis zur Verrücktheit verfolgt habe, daß ſeine cameraliſtiſchen und finanziellen Kenntniſſe blos auf Notizenkram beruhten. Wohl pflegte er bei Erwägungen der Art, ſeiner Bildung gemäß, hiſtoriſche Vergleichungen gern zu Rathe zu ziehen, aber es iſt ebenſo unrichtig, daß er darüber die Prüfung des beſonderen Falls überſehen hätte, wie es falſch iſt zu ſagen, er habe das wirthſchaftliche Studium nicht einmal der Mühe werth gehalten. Empfiehlt Stein doch ſelbſt gerade dieſes Studium Wilhelm von Humboldt ganz beſonders. Schön vergleicht Stein in finanzieller Beziehung geradezu mit Friedrich dem Großen, den er für den ſchlechteſten Finanzier hielt, er mochte dabei an das Clementſche Project denken, gegen das ſich Stein indeß entſchieden und mit allen Gründen ausſprach; er bedenkt nicht, daß derſelbe Struenſee, den er als den größten und geiſtreichſten Miniſter bezeichnet, den Preußen je gehabt, und gerade als das wirthſchaftliche Gegenbild ſeines Nachfolgers, dereinſt auch den Gedanken an ein Papiergeld nicht ſofort von der Hand gewieſen hatte. Ja, er läßt ſich durch den heimlichen Haß ſogar zu der Andeutung hinreißen, Stein habe deshalb an dem Papiergeld ſo feſt gehalten, weil der hochverſchuldete öſterreichiſche Adel durch Tilgung ſeiner Schulden mit einem 80 Procent verlierenden Papiergelde, welches geſetzlich al pari genommen werden mußte, ſeine Schulden bezahlt und ſich vollſtändig rehabilitirt habe. Kleinlich regiſtrirt er die Ausbrüche übler Laune Steins gegen ihn, aber man lieſt nichts davon, wie trotzalledem Stein ihm wohlgewollt. Denn der Gegner hielt Schöns finanzielles Talent doch ſo hoch, daß er ihn 1809 zum Finanzminiſter vorſchlug und ihn 1810 abermals Hardenberg empfahl, in einem Athem freilich mit einer abermaligen Papiergeldemiſſion. Wenn mit Schön nicht auszukommen wäre, meinte er in Erinnerung an die Debatten von 1806, ſo könne man ja Heidebreck wählen. Wie vorauszuſehen ſchlug Schön das Anerbieten aus und ging nach Gumbinnen zurück. Damals mag es geweſen ſein, wo Stein ſich über den ſyſtematiſchen Starrſinn des eingefleiſchten Kantianers gegen Hardenberg empfindlich ausſprach. Als aber der erſte Aerger verraucht war, erkannte er die Berechtigung der Handlungsweiſe Schöns ehrlich an und dieſer hatte Anfang 1810 in einer abermaligen Papiergeldfrage zwiſchen Stein und dem Grafen Dohna keine Schwierigkeit der Vermittlung. Wir denken

man muß das, was hier flüchtig angedeutet iſt, zum rechten Verſtändniß der Schönſchen Schrift herbeiziehen, wobei wir freilich eine Kritik der Steinſchen Finanzpolitik als ſolcher berufeneren Händen überlaſſen.

Auch über den Austritt Steins aus dem Cabinet im Januar 1807 würde man ſich falſche Vorſtellung machen, wenn man Schöns Berichte folgen wollte, welcher als die Urſache dieſes Schrittes „kleinliche Streitigkeiten" angiebt. Wir werden den Widerwillen Steins gegen Leute vom Schlage der Haugwitz und Lombard anders auffaſſen und einverſtanden ſein mit ihm, wenn er an den König ſchrieb: „Eine gänzliche Umſchmelzung der Geſchäftsformen, eine Veränderung der Grundſätze erfordert eine Veränderung mit denen Perſonen, welchen die Staatsverwaltung anvertraut iſt; es iſt nothwendig Perſonen zu ändern, wenn man Maßregeln ändern will". Und auch Aeußerungen über Köckritz waren es nicht, die, nach dem ſie zur Kenntniß des Königs gekommen waren, Steins Weggang veranlaßten; der eigentliche Grund war in der That ſeine wohlmotivirte Weigerung, das Amt eines Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten anzunehmen, das ihm ohne die Durchführung ſeiner auf eine Centraliſation der Verwaltung und Autorität gehenden Vorſchläge ein „leerer Schatten" ſchien. Bei all der hämiſchen Darſtellung muß Schön doch ſelbſt zugeſtehen, wie mit dieſer Weigerung Steins und durch ſie die inneren Reformen ihren Anfang nahmen. Waren da wirklich „Feuer und Flamme verſchwendet"?

Nicht minder falſch iſt die Schilderung der Abſchaffung der Erbunterthänigkeit im Jahre 1807, deren ganzes Verdienſt Schön ſo beſcheiden iſt, ſich zuzumeſſen. „Alles Andere was ich im Leben that, ſchreibt er, iſt Nichts gegen die Lebendigwerdung der Idee der Freiheit." Niemand wird die großen Verdienſte, die Schön um das Zuſtandekommen des berühmten Octobergeſetzes gehabt hat, verkennen dürfen. Es waren zunächſt die Ideen von Kant und Kraus, die Schöns Geiſt in dieſer Richtung leiteten; ſchon im Jahre 1805 hatte er nach ſeiner Angabe in der Geſetzcommiſſion die Greuel der Erbunterthänigkeit mit Feuer geſchildert, er hatte einen Aufſatz darüber in Kleins Annalen geſchrieben. Als am 20. Juli 1807 der preußiſche Provinzialminiſter von Schrötter Anträge auf Unterſtützung zur Herſtellung der zerſtörten Gebäude, des Vieh- und Pferdeſtandes machte, bekam Schön die Ausführung in die Hand. Er benutzte ſie, für die Vernichtung jener mittelalterlichen Reſte zu plädiren. Der erſte Antragſteller war er übrigens nicht geweſen, wie es nach ſeinen Worten ſcheinen könnte, ſchon am 16. Juli hatte Geheimrath Wilcken bei der Immediatcommiſſion auf Abſchaffung der Erbunterthänigkeit angetragen. Aber er hat Alles gethan, die Angelegenheit redlich und mit Aufopferung zu fördern. Er zeigte da, wie er bei einer anderen Veranlaſſung ſagt, daß „der kategoriſche Imperativ unerſchütterlich lebendig in ihm ſei." Nicht ohne Be-

wegung wird man lesen, wie das entscheidende Gutachten in tiefen Schmerzen für ihn geboren ward. Als er es abfaßte, erhielt er die Nachricht, daß seine junge Frau in Königsberg im Sterben liege. Es kam in beiden Fällen auf ein paar Stunden an. Er wollte den großen Gedanken nicht verlassen, schrieb mit gewaltsamer Fassung das Gutachten zu Ende und fuhr nach den letzten Worten ab, um sein Weib als Leiche zu finden. Als er zurückkam, hatte der König seine Zustimmung erklärt: die Aufhebung der Erbunterthänigkeit sei seit seinem Regierungsantritt sein unverrücktes Ziel gewesen. Wie stellt sich nun Stein zu der Frage? Schön sagt: für die westphälischen Ohren, womit nur Stein gemeint sein kann, sei die Sache Hirngespinnst gewesen. Als das Gesetz fertig gelegen, sei Stein nach Memel gekommen, sein Kopf und sein Ehrgeiz sei mit seiner inneren Richtung durchgegangen, sein Kopf habe ihm gesagt, daß das Gesetz gescheidt sei, sein Ehrgeiz ihm die Glorie gezeigt, die daraus für ihn entstehen würde. Er habe so den Gedanken mit Wärme ergriffen und das Gesetz contrasignirt, das er vor seinem Tode noch verwünscht haben sollte. Wiederum ist hier Wahres und Falsches in jener bedenklichen Art gemischt, die an der Redlichkeit des Autors gerechte Zweifel erweckt. Dafür daß Stein mit den Grundsätzen, auf denen das Edict beruhte, einverstanden war, können seine eigenen Worte angeführt werden, die er bei seinem abermaligen Eintritt ins Cabinet äußerte: man müsse der Nation eine Theilnahme an den National- und Communalangelegenheiten einräumen, so nur zeigten sich die wohlthätigsten Aeußerungen der Vaterlandsliebe und des Gemeingeistes, man müsse bemüht sein, die ganze Masse der in der Nation vorhandenen Kräfte auf die Besorgung ihrer Angelegenheiten zu lenken, eine Idee, die er übrigens und gerade in Bezug auf die Aufhebung der Eigenbehörigkeit schon im März 1801 in seinem Verwaltungsbericht als Oberkammerpräsident von Westphalen ausgesprochen hatte. Billigte er somit die Vorlage im Ganzen, so war es doch wohl kein Verbrechen, wenn er sich erlaubte, gegen einige Vorschläge der Commission Einwendungen zu machen. Er setzte es sogar durch, daß das Edict auf alle Provinzen der Monarchie ausgedehnt werden sollte, was er gewiß nicht gethan haben würde, wenn es seinen „westphälischen Ohren" unangenehm gewesen wäre; er nahm sich der Sache auf das Ausdrücklichste an, als die Breslauer Regierung und der schlesische Adel sich dagegen erhob. So groß das Verdienst Schöns um die Sache war, Stein hatte doch auch seinem reichen Antheil daran, daß man am 9. October 1807 die schwerwiegenden Worte las: Nach dem Martinstage 1810 giebt es nur freie Leute in Unseren sämmtlichen Staaten." Im Volke sah man damals schon beide Männer für Schöpfer der großen Aenderung an, in Gedichten feierte man vereint ihre Namen. Und ging Stein wirklich dabei der Kopf durch mit der innern Richtung, um

die wunderliche Verkehrung des Bildes zu wiederholen, könnte man dies nicht eher ihm zum Lob, als zum Tadel wenden? Was aber die Beschuldigung des Ehrgeizes als Motivs der Handlungsweise betrifft, so ist sie so vag und unbeweisbar, daß ein wirklicher Werth ihr nicht beigemessen werden kann. Die Annahme endlich, daß Stein vor seinem Ende das Gesetz verwünscht haben soll, beruht wohl darauf, daß er seinem Mißfallen über die Wirrsale des Uebergangsstadiums, die er auf die Unvollkommenheiten jener Gesetzgebung zurückführte, öfter und ganz besonders in einem Aufsatze über die Vererbung und Zersplitterung der Bauerhöfe in Westphalen, der noch im December 1830 verfaßt ist, in seiner Weise energischen Ausdruck gab.

Weiter erzählt nun Schön, wie Stein, der in Königsberg, durch angeerbte und anerzogene Vorurtheile gehemmt, in bessere Gesellschaft gebracht und von dieser fortgerissen werden mußte, das große „Staatsskelett" ausgearbeitet habe, mit Hülfe der geistreichen Menschen, die er dort suchte und fand. Vor allem habe man sich an die Städteordnung gemacht und Stein sei es genug gewesen, daß die Franzosen damals keine selbständigen Municipalitäten hatten, um das Gegentheil davon, die Städteordnung, zu fördern. Hier ist dem Berichterstatter nun wieder einmal das Systematische in den Steinschen Maßnahmen nicht recht, das er sonst ja zu vermissen pflegt. Mit dem oft wiederkehrenden Ausdruck „Staatsskelett", auf den er sich offenbar etwas zu Gute thut, wollte er die Gliederung der Reformen in der inneren Verwaltung verhöhnen, mit denen sich Stein während seines Ministeriums trug, und die hauptsächlich sich auf eine zweckmäßige Vereinfachung der Verwaltungsmaschinerie bezogen. Daß Stein sich besonders mit der Städteordnung beschäftigt habe, ersehen wir nicht, vielmehr widmete er dem Bauernstande, den Beamtenverhältnissen, dem Adel, den Landständen dieselbe Theilnahme. Ob ebenfalls blos aus Opposition gegen die Eigenheiten der französischen Verwaltung, wissen wir nicht.

Der Sommer 1808 war für den armen Stein äußerst aufregend. Trotz seiner veralteten Vorurtheile ward er von der Zeit und dem Treiben um ihn so fortgerissen, daß er, indem die Glorie, die ihm bevorstand, ihm zugleich schmeichelte, „gar nicht zur Besinnung kommen" konnte. Er hatte zwar leicht einen Gedanken, aber immer auf der leidigen historischen Basis, von Philosophie wollte er immer noch nichts wissen, obwohl er, man staune! ein philosophischer Kopf war. Seiner Diplomatie lagen nur die Erfahrung früherer Zeiten und die Schlauheit zu Grunde. Schön berichtet uns das köstliche Wort von ihm, daß er ihm gegenüber die Pfiffiologie als die Hauptwissenschaft bezeichnet habe. Mit vollem Herzen sei er „bei dem Treiben in der Idee des Staates" nicht dabeigewesen. Dagegen habe ihn, der auf Einfluß, Ueberredung, Verbindung, Verschwörung, Kabale und Täuschung Werth legte, eine Verschwörung in Westphalen besonders interessirt und voll sei er gewesen von

dem unklaren Plane des Bardelebenſchen Tugendbundes, auf den er einen größeren Werth geſetzt habe, als auf Alles, was das Volk zur Erkenntniß der Vorzüglichkeit der Verwaltung bringen und ſo zur wahren Kraft wecken ſollte. Die Theilnahme an der Verſchwörung bezieht ſich auf den bekannten Brief an den Fürſten Wittgenſtein, in welchem angedeutet war, wie gut es ſei, daß die Unzufriedenheit in Weſtfalen weiter genährt würde. Von einem „unreifen Plane" konnte nicht die Rede ſein, da vor der Hand gar kein Plan vorlag, nur hatte Stein geſchrieben, daß es gut ſei, die beſtehende Erbitterung zu nähren, und man weiß wohl, wie dieſe Politik nicht ohne Folgen blieb. Den Tugendbund anlangend ſchrieb aber Stein an Pertz: Ich habe nie Theil daran genommen, er ſchien mir unpraktiſch und das Praktiſche ſank in des Gemeine." Gegen dieſe einfachen Worte zerfällt die lange und phariſäiſche Tirade Schöns über den Steinſchen Tugendbund in Nichts und Schön ſelbſt fühlt die Nothwendigkeit nach dieſem Ausfall den Mantel eines dürftigen Lobes über die zerfetzte Geſtalt des Geguers zu hängen. „Aber bei alledem ließ ſich ſehr angenehm mit Stein leben und arbeiten. — Hätte Stein philoſophiſche Bildung bekommen, ſodaß Ideen bei ihm zum Bewußtſein gekommen wären, ſo würde er ungeheure Dinge in der Welt geleiſtet haben." Und ſo kommt er auch noch ziemlich glimpflich gelegentlich ſeiner Entlaſſung weg, obwohl auch hier Schön als der eigentliche spiritus regens erſcheint. Bekannt iſt ja, wie er ſchon 1845 das Rundſchreiben vom 24 November 1808 für ſich in Anſpruch nahm, mit deſſen Abfaſſung ihn Stein betraut hatte. Schon Pertz hat darauf bündig erwiedert, daß nicht der vorbereitende Rath, ſondern der beauftragende und unterzeichnende Miniſter Verantwortlichkeit wie Verdienſt der Urkunde hat. Ungerupft kommt Stein ja niemals davon und es wimmelt auch an dieſer Stelle von kleinen Bosheiten, die wir indeß übergehen wollen.

Ebenſowenig iſt es nöthig nochmals die bekannten „Erinnerungen" zu berühren, in denen der Antheil Steins an der Oſtpreußiſchen Erhebung beſprochen iſt. Sie ſind bekanntlich ſchon von Pertz mitgetheilt und corrigirt worden. Weiteres Urkundenmaterial zur Feſtſtellung des Richtigen iſt indeß auch in unſerem Buche nicht geliefert worden

Auch der Polemik gegen York, „deſſen anſcheinend große Kühnheit durch die Lage der Umſtände ſehr gemildert wurde", gegen den großen „Linienſoldaten" Scharnhorſt wollen wir hier nicht weiter gedenken. Kam es uns doch nur darauf an, an einem Beiſpiel zu zeigen, mit welcher Vorſicht die Benutzung dieſer ſo intereſſanten Denkwürdigkeiten verbunden ſein muß. Wir fürchten indeß kaum, daß ſie erreichen werden, was ſie bezwecken: daß in der Erinnerung des deutſchen Volkes das gewaltige Bild Steins durch die Geſtalt des Philoſophen von Arnau verdrängt werde.

Es ist kein erquickliches Bild, das wir aus dem Buche von Schön erhalten; bei weitem ein anderer muß der Schön der Jugend gewesen sein, an den Stein in schwerer Zeit schrieb: „Lassen Sie uns Hand in Hand gehen. Ich vertraue auf Ihren Beistand, denn meine Kräfte sinken!"

Don Alfonso und Donna Blanca.

Von Austriacus.

Eine derbe Tracht Prügel! Das klingt häßlich für den, der sie in Empfang nehmen soll, und auch nicht schön für den, der sie austheilt. Einer ritterlichen Handlung kann sich der Letztere nicht rühmen und wenn ihn die Polizei deshalb am Kragen faßt, so muß er sich das gefallen lassen. Unter dieser Wolke wirst du prügeln, ruft ihm das Strafgesetz allzeit zu. Und dennoch, allen legalen Bedenken zum Trotze, herrscht zuweilen über einen Geprügelten mehr Freude als über hundert Triumphatoren. Dieses mögen sich die Grazer Studenten zum Troste gesagt sein lassen, welche ihre Abneigung gegen einen moralisch Geächteten mit Carcer oder Relegation werden büßen müssen. Politische Demonstrationen von der Studentenschaft ausgeübt, sind unleugbar vom Uebel und am wenigsten in Oesterreich zu empfehlen, wo sich ohnehin das Vorurtheil erhalten hat, daß das Interesse der Studierenden von den Wissenschaften viel weniger in Anspruch genommen wird, als von den öffentlichen Angelegenheiten. Ist es denn aber eine politische Demonstration, wenn einige hundert junge Männer einem Individuum, das gemeiner Verbrechen beschuldigt wird und sich schamlos unter anständige Menschen drängt, deutlich ihre Verachtung und ihren Wunsch nach seiner schleunigen Entfernung ausdrücken? Sie nehmen nicht Partei gegen seine staatlichen Gesinnungen, sie kämpfen nicht zu Gunsten seiner politischen Feinde, sie fällen nur ein Urtheil über eine Reihe von Thaten, die Don Alfonso von Bourbon nicht Kraft seines Amtes oder seiner Stellung vollzogen hat, sondern welche er verübte seinen persönlichen Trieben und Neigungen folgend, und für welche er daher auch persönlich der öffentlichen Meinung gegenüber die Verantwortung trägt.

Don Alfonso hat die öffentliche Meinung in unerhörter Weise provocirt. Von seinen eigenen Parteigenossen in Spanien verworfen und gezwungen den Kriegsschauplatz zu verlassen, verbirgt sich der Sieger von Cuenca nicht auf einem der Güter seines edlen Schwiegervaters, Don Miguel frommen An-

denkens, bis sein Name vergessen ist, sondern reist wohlgemuth von einer deutschen Stadt zur andern, begrüßt Fürstengeschlechter, besucht den Wiener Hof, siedelt sich mit Pomp in Graz an, heuchelt hier Frömmigkeit und bringt täglich auf seinem Wege nach der Domkirche den Studenten seine Persönlichkeit vor das Auge. Und da sollen diese gleichgültig bleiben, nicht der gerechten Entrüstung über solche herausfordernde Keckheit Luft machen? Man ist mit zwanzig Jahren kein bedächtiger Klügling. Gottlob, daß man es nicht ist, daß noch warmes Blut in den Adern rollt und Lust und Wille zu unüberlegten aber gutgemeinten Handlungen sich regt. Die Studenten hätten freilich bedenken sollen, daß sie mit ihrer Demonstration nicht allein bleiben werden, daß in großen Städten Arbeitsscheue, Lärmfreunde, Neugierige zum Anschlusse stets bereit sind und dieser Schweif gar bald den Kern überwuchert. Die Form, in welcher später die Demonstration wiederholt wurde, die Auflehnung gegen die bewaffnete Macht kann nicht beschönigt werden, aber der erste spontane Aufschrei der empörten sittlichen Meinung ließ sich nicht zurückdrängen, und selbst die Steigerung des Grimmes am zweiten Tage erscheint nicht unerklärlich, wenn man aus dem Leiborgan der Feudalen und Absolutisten in Oesterreich, aus dem Wiener „Vaterland" erfährt, welchen hochmüthigen Trotz Don Alfonso den Angreifern entgegengestellt hat. Für die Richtigkeit der Auffassung, daß nur sittliche Entrüstung die Handlungsweise der Studenten bestimmte, spricht der Umstand, daß sie den Infanten nicht etwa Carlist oder Bourbone schimpften, sondern einzig und allein als „Briganten und Mordbrenner" apostrophirten. Er ist freilich als solcher noch nicht verurtheilt. Aber gerade, daß es augenblicklich keine Macht giebt, die ihn verurtheilen und bestrafen könnte, daß er mit dem Verdachte schmachvoller Verbrechen behaftet, den höchsten Glanz des Lebens genießt, fürstliche Ehren anspricht, mußte jugendliche Gemüther empören und den studentischen Idealismus, den wir nimmermehr missen möchten, zu rascher That aufreizen. Wir beklagen, wenn einzelne Jünglinge durch ihr Vorgehen vielleicht größere Schuld und schwerere Strafe auf sich geladen haben. Wir beklagen und bedauern es aber noch ungleich mehr, daß die österreichische Regierung nichts gethan, solche beklagenswerthe Scenen unmöglich zu machen. Wir verlangen keine catonische Strenge, keine polizeiliche Ausweisung des Infanten, nichts unmögliches oder den legitimistischen Ueberlieferungen widersprechendes. Eine sanfte Andeutung, nur solche Orte zum Wohnsitze zu wählen, in welche die Zeitungen noch keine Kunde von dem „Eroberer von Cuenca" gebracht, oder wo der Erwerbsinn jede andere Erwägung zurückschiebt, hätte genügt und das Scandal abgewendet. Das österreichische Fürstenhaus kann mit Recht sich rühmen, daß seine Glieder stets in Frieden mit dem Volke gelebt, stets Achtung genossen und auch um die Achtung der Menschen

sich beworben hatten. Kein österreichischer Prinz stand jemals im Conflicte mit der öffentlichen sittlichen Meinung. Das giebt der dynastischen Empfindung einen guten Grund. Sie wird aber nicht belebt und gestärkt, wenn gleichsam unter dem Patronate des heimischen Hauses fremde Fürsten sich über jede Pflicht des Anstandes hinaussetzen. Der große Haufen depossedirter und vertriebener Prinzen, der sich seit einem Jahrzehnt in Oesterreich herumtummelt, ist schon darnach angethan, die Aufmerksamkeit des Volkes auf das Treiben in diesen Kreisen zu richten, und hat das Lächerliche dieses Treibens vielfach enthüllt. Es wäre schlimm um die Dauer dynastischer Gefühle bestellt, wenn sich das Volk sagen müßte, daß sogar gemeine Verbrecher hier eine Zufluchtsstätte finden, daß nicht gerade hier jeder unwürdige Eindringling mit doppelter Wucht zurückgewiesen würde. Am wenigsten durfte aber die österreichische Regierung zugeben, daß Don Alfonso die liebliche Hauptstadt der Steiermark zur Residenz wähle. In Graz bringen so viele verdiente, tapfere Officiere der österreichischen Armee ihren Lebensabend zu, hier sind ritterliche Tugenden, ein hochgespanntes Ehrgefühl zu Hause. Müssen diese würdigen Männer, greise Feldherren unter ihnen, nicht das ihnen aufgezwungene Zusammenleben mit einem Individuum, welches den Soldatenstand durch unnütze Grausamkeit besudelt hat, für eine Beleidigung ansehen? Nachdem die Wiener Regierung nicht rechtzeitig der Vernunft und dem politischen Tacte Gehör gegeben, ist ein Einlenken in die rechte Bahn schwierig geworden. Es müßte denn Don Alfonso selbst zur Einsicht kommen, und durch eine rasche Abreise den Lärm beschwichtigen. Sein Schicksalsgenosse Haynau that, als er im Brauhause von Barclay und Perkins mit englischen Fäusten nähere Bekanntschaft gemacht, dasselbe, und eilte die englische Küste, so wenig gastfrei für Frauenpeitscher, zu verlassen. An die Haynauaffaire hat überhaupt die Grazer Demonstration die lebendigste Erinnerung wieder wachgerufen und wie wir damals dachten, so denken wir auch jetzt wieder. Nur daß wir unsere Gedanken jetzt in classische Formen kleiden können. Wir wiederholen im Geiste den Wortlaut des Atteſtes, welches Notorius Sluf'uhr bekam, als er von Bräsig bei Grammelinen raisonnable Prügel erhalten hatte: Sie haben ihm aber nicht geschadet.

Das Jahr der Hermannsschlacht.

Von Heinrich Brandes.

Da dem Vernehmen nach am 16. August dieses Jahres die feierliche Einweihung des Hermannsdenkmals bei Detmold stattfinden soll, so bietet sich die Gelegenheit, einem herrschenden Irrthum in Hinsicht auf das Datum des

Sieges über Varus entgegenzutreten. Das Jahr 9 n. Chr. gilt allgemein als dasjenige, in welchem dieſes Ereigniß geſchehen ſei, und anſcheinend kaum Jemandem in neuerer Zeit iſt es eingefallen, Zweifel zu hegen und die Richtigkeit dieſes Datums einer Prüfung zu unterziehen. Selbſt die neueſten Schriften, welche dieſe Schlacht behandeln, erörtern nur die Frage der Oertlichkeit und nehmen das Jahr 9 auf Treu und Glauben an. Nur einige Herausgeber und Ueberſetzer der römiſchen Geſchichte des Caſſius Dion weichen davon um ein Jahr ab, indem ſie dem Berichte dieſes Schriftſtellers über die Schlacht dasjenige Jahr nach Roms Erbauung beifügen, für welches die Conſuln P. Cornelius Dolabella und C. Junius Silanus zu nennen geweſen wären. Im betreffenden Texte des Caſſius Dion ſind jedoch gerade dieſe Namen ausgefallen, und ſo konnte der Irrthum entſtehen und fortdauern, daß die Schlacht im Amtsjahre der zuletzt vorher genannten Conſuln C. Poppaeus Sabinus und Q. Sulpicius Camerinus geſchlagen worden ſei. Obgleich nun freilich dieſer Text offenbar ſtark verderbt und mehrfach in Unordnung gerathen iſt, ſo bildet er doch für die Entſcheidung der Zeitfrage der Schlacht die Hauptgrundlage, ja die einzige Grundlage, welche das wirkliche Datum nachzuweiſen und außer Frage zu ſtellen geſtattet. Bei Caſſius Dion, LVI, 18 wird berichtet, daß die Meldung der Niederlage des Varus nach Rom gelangt ſei, als man dort eben für den Tiberius und Germanicus außerordentliche Ehrenbezeigungen beſchloſſen hatte, nachdem dieſelben durch die Eroberung von Anderium und Arduba und die Unterwerfung des Baton den Krieg gegen Pannonien und Dalmatien ſiegreich zu Ende geführt hatten. Es ergiebt ſich daraus, daß der endliche Sieg der Römer in dieſen Ländern als faſt gleichzeitig anzuſetzen iſt mit ihrer Niederlage in Germanien. Leicht möchte man annehmen, daß dieſe Niederlage noch eben vor dem Siege über die Pannonier ſtattgefunden habe, da Sueton. Tib. Cap. 17 ſagt, in Rom habe Niemand gezweifelt, daß die ſiegreichen Germanen ſich mit den Pannoniern verbunden haben würden, wenn nicht Illyricum vorher beſiegt worden wäre. Wenn er dann weiter ſagt, deswegen ſei dem Tiberius der Triumph zuerkannt worden, ſo ließe ſich das dahin deuten, daß der Sieg der Germanen und die dadurch bedingte geſteigerte Gefahr des Pannoniſchen Krieges eine Veranlaſſung geweſen ſeien, dem Tiberius den Triumph zu gewähren. In Wirklichkeit aber theilt hier Suetonius nur eine der damals in Rom umlaufenden politiſchen Aeußerungen mit, wie ſich ſolche natürlich an beide faſt gleichzeitigen Ereigniſſe anknüpfen mochten. Sehr nahe liegend war es nachträglich, der glücklich vermiedenen Gefahr zu gedenken, welche die Unterſtützung der mit zäher Tapferkeit kämpfenden Pannonier durch die ſiegreichen Germanen für die römiſche Machtſtellung hätte haben können. Daß aber jedenfalls die angeführte Stelle einen irgend beträchtlichen Zeitunterſchied nicht bedinge, er-

giebt sich schon bei genauerer Erwägung des Berichtes des Suetonius und noch unzweifelhafter durch vergleichende Berücksichtigung der parallelen Berichte anderer Quellenschriftsteller. Die Zuerkennung des Triumphes erfolgte, als man in Rom von der Niederlage des Varus noch nichts wußte, und daß dem Tiberius nicht etwa nur die Ehre des Triumphes zuerkannt worden sei, sondern ein Triumph in aller Form, das sehen wir einerseits daraus, daß Tiberius selbst es war, welcher aus Rücksicht auf die unterdessen bekannt gewordene Niederlage die Aufschiebung desselben veranlaßte (vergl. Suet. Tib. 17), andererseits daraus, daß zwei Jahre später am 16. Januar 12 n. Chr. dieser Triumph wirklich stattfand (vergl. Suet. Tib. 20). Indem also ein wirklicher Triumph beschlossen worden war, indem dann aber dieser Triumph in Rücksicht auf die seitdem eingetroffene Unglücksbotschaft zunächst unterbleiben mußte, versteht es sich von selbst, daß die Botschaft erst nach jenem Beschlusse angelangt sein müsse. Diese Auffassung findet auch ihre vollkommene Bestätigung nicht nur in der oben erwähnten Stelle bei Cass. Dion, LVI, 18, sondern noch specieller, indem Vellej. Pat. II, 117 sagt: „Eben hatte der Kaiser an den Pannonischen und Dalmatischen Krieg die letzte Hand angelegt, als innerhalb fünf Tagen nach Vollendung eines so großen Werkes trauervolle Briefe aus Germanien anlangten, daß Varus gefallen und drei Legionen, ebenso viel Reiterscharen und sechs Cohorten niedergehauen seien." Also fünf Tage nach jenem Senatsbeschlusse über den Triumph langte die Nachricht von der Niederlage in Rom an. Darf man nun vielleicht in Rechnung ziehen, daß der germanische Kriegsschauplatz etwa doppelt so weit von Rom entfernt war, als der Pannonische, und darf man vermuthen, daß Germanicus mit seiner Siegesbotschaft schneller nach Rom gereist sein wird, als der Unglücksbote vom Niederrhein, so läßt sich daraus doch nur auf eine Zeitverschiedenheit schließen, welche wenige Wochen schwerlich überschritten haben wird. Aus diesen Gründen ist man daher völlig berechtigt, die Niederlage des Varus und die letzte siegreiche Phase des Krieges gegen die Pannonier und Dalmatier als Ereignisse eines und desselben Jahres anzusehen. Ueber die Zeit des Schlusses des letztern Krieges läßt uns aber Cassius Dion nicht in Zweifel.

Der Aufstand der Dalmatier unter Baton war ausgebrochen im Consulatjahre des M. Aemilius Lepidus und C. Arruntius, in demselben Jahre, in welchem nach übereinstimmender Angabe bei Cass. Dion, LV, 29 und bei Sueton. Tib. 16 der nachherige Kaiser Tiberius seinen zweiten Feldzug in Deutschland begonnen hatte. An diesen Dalmatischen Krieg reihte sich der Pannonische an, und die Unterwerfung beider Völker erfolgte erst nach mehrjährigem Kampfe. Es vergingen darüber die Consulatjahre des A. Licinius Nerva Silianus und Q. Cäcilius Metellus, des M. Furius Camillus und

Sex. Nonius Quinctilianus, des C. Poppaeus Sabinus und Q. Sulpicius Camerinus, ohne daß es zur Entscheidung kam. Im Frühling des letztgenannten Jahres war Tiberius nach Rom zurückgekehrt: Germanicus hatte den Oberbefehl gegen die Pannonier übernommen, und nach einem verunglückenden Angriffe auf die Stadt Rhaetium zwar einige Eroberungen gemacht, aber doch nur wenig ausgerichtet. An diese Erzählung knüpft Cass. Dion, LVI, 12 die ausdrückliche Bemerkung, der Krieg habe sich nun in die Länge gezogen, und der Kaiser Augustus habe sich deshalb veranlaßt gesehen, wieder dem Tiberius den Oberbefehl zu übertragen. Während Cassius Dion in annalistischer Weise Jahr nach Jahr die Consuln nennt und über die Ereignisse der einzelnen Amtsjahre berichtet, muß es auffallen, daß die nächsten Consuln, welche er anführt (LVI, 25), M. Aemilius Lepidus und T. Statilius Taurus sind. Es ist daher offenbar, daß in seinem Texte die Namen des Consulnpaares P. Cornelius Dolabella und C. Junius Silanus ausgefallen sind. An welcher Stelle nun in seinem Texte zwischen LVI, 1 und 25 der Bericht über dieses Consulatjahr beginne, ist unschwer zu erkennen, und ohne Zweifel mit Recht haben die Herausgeber angenommen, daß der Schriftsteller mit LVI, 12 auf dieses Jahr übergehe; denn das vorhergehende Jahr schließt mit der fast ergebnißlos sich in die Länge ziehenden Kriegführung des Germanicus, worauf dann etwa mit Eintritt des neuen Consulatjahres Augustus wieder den Tiberius mit dem Oberbefehl betraute. Was dann in den folgenden Capiteln 12—16 erzählt wird, scheint wieder so viel Zeit zu umfassen, daß man diese Thatsachen nicht füglich noch in das Jahr des C. Poppaeus Sabinus und Q. Sulpicius Camerinus setzen kann. Man liest da Folgendes: Cap. 12: Tiberius habe nach seiner Ankunft beim Heere dasselbe in drei Corps getheilt und sich dann gegen Baton gewendet; dieser sei längere Zeit einem Treffen ausgewichen und habe sich endlich in die feste Stellung von Anderium zurückgezogen; Tiberius habe darauf unter sehr ungünstigen Verhältnissen die Belagerung dieses Platzes unternommen.

Cap. 13: Mit zäher Ausdauer — selbst mehr der Belagerte, als der Belagerer — habe Tiberius die Belagerung fortgesetzt und dadurch den Baton endlich bewogen, seinerseits die Waffen niederzulegen, so daß nur ein Theil der Pannonier die Vertheidigung fortgesetzt habe.

Cap. 14: Endlich nach tapferer Gegenwehr sei Anderium erobert worden, und man habe die Flüchtigen nun verfolgt und vollends zersprengt.

Cap. 15: Aber selbst da habe der Widerstand noch nicht überall aufgehört, und Germanicus habe erst noch Arduba erobern müssen, ehe die schließliche Unterwerfung Pannoniens erfolgt sei.

Cap. 16: Endlich habe auch Baton sich dem Tiberius als Gefangener gestellt.

Man ſieht daraus, wie viele zeitraubende Phaſen dieſer Krieg noch im Jahre des Dolabella und Silanus durchgemacht hat, ehe Germanicus, wie in Cap. 17 erzählt wird, die Siegesnachricht nach Rom überbringen konnte. Das Jahr muß demnach bereits ziemlich weit vorgeſchritten geweſen ſein, als der Senat ihm und dem Tiberius den Triumph zuerkannte, und als fünf Tage ſpäter die Nachricht von der Niederlage des Varus nach Rom kam Noch in demſelben Jahre aber hatte Auguſtus Zeit, einige nothdürftige Vorkehrungen zum Schutze der Rheingrenze zu treffen, ſo daß noch in demſelben Jahre Tiberius den Grenzlegionen Verſtärkungen zuführen konnte. Dieſe Thatſachen machen es wahrſcheinlich, daß Ed. Schmid in ſeiner Schrift „Beſtimmung des Tages der Hermannſchlacht (Jena, 1818)" ſchwerlich das Richtige getroffen habe, indem er die Vermuthung durchzuführen ſuchte, die Schlacht habe an den Tagen des 9. bis 11. September ſtattgefunden. Schon das iſt nicht überzeugend, das mehrtägige Regenwetter laſſe auf den September ſchließen: denn bei uns in Norddeutſchland tritt tagelanges Regenwetter nicht ſelten ſchon vor dem September ein. Außerdem würde, wenn erſt am 11. September die Schlacht beendigt worden wäre, die Nachricht von der Niederlage auf dem Umwege durch Gallien kaum noch im September haben in Rom anlangen können; die dann in der Eile angeordneten Aushebungen und Rüſtungen gingen nach Caſſ. Dion, LVI, 23 doch nur ſo ſchwierig und langſam von Statten, daß ſtarke Zwangsmaßregeln (Vermögenseinziehungen und Hinrichtungen) erforderlich wurden, um ein genügendes Erſatzheer zu ſchaffen, welches an die Rheingrenze geführt werden ſollte. Dieſes mühſam zuſammengebrachte Heer endlich marſchirte noch im Conſulatjahre des Dolabella und Silanus an ſeinen Beſtimmungsort. Für Alles das erſcheinen doch die Zeitgrenzen vom 11. September an aller Wahrſcheinlichkeit nach zu eng bemeſſen, und es dürfte daher vorzuziehen ſein, die Schlachttage in den Auguſt zu ſetzen.

Wenn hiernach die Tagesdatirung der Schlacht nur eine Hypotheſe bleiben muß, ſo iſt dagegen das Jahresdatum als ſicher nachweisbar zu betrachten. Unmittelbar an die Erwähnung der Ehrenbezeigungen für Tiberius und Germanicus reiht Caſſius Dion (LVI, 18 ff.) die Schilderung der Niederlage des Varus, ehe er auf das nächſte Conſulatjahr übergeht; er ſagt, alle jene ehrenden Beſchlüſſe wären bereits gefaßt geweſen, als das aus Germanien gemeldete traurige Ereigniß alle Feſtlichkeiten und feierlichen Aufzüge unterbrochen hätte, und knüpft daran den ausführlichen Bericht über die Niederlage. Daran ſchließen ſich in Cap. 23—24 die Schilderungen, welche Beſtürzung darüber in Rom geherrſcht habe, und welche Sicherungsmaßregeln ergriffen worden ſeien, mit denen man offenbar nicht bis ins folgende Jahr gewartet haben wird. Indem daher das folgende Jahr Cap. 25

mit den Worten beginnt: „Im folgenden Jahre (τῷ δὲ ἑξῆς ἔτει)“ u. ſ. w., ſo iſt jeder Zweifel ausgeſchloſſen, daß hiermit der Bericht über das Jahr anfängt, welches dem Jahre der Niederlage unmittelbar folgte. Als die Conſuln dieſes folgenden Jahres aber werden namentlich angeführt M. Aemilius Lepidus und T. Statilius Taurus. Es iſt nicht ohne Intereſſe, daß zu dieſem Jahre Caſſius Dion eines Feldzuges des Tiberius in Germanien gedenkt, bei welchem die Römer auf erwähnenswerthen Widerſtand nicht geſtoßen ſeien: dieſer Angabe entſpricht in chronologiſcher Beziehung genau, wenn Suetonius in der Lebensbeſchreibung des Tiberius in Cap. 17 mit der Aufſchiebung des Triumphes, „weil der Staat über die Niederlage des Varus in Trauer ſei“, ſchließt, und das folgende Cap. 18 mit den Worten beginnt: „Proximo anno repetita Germania“ ꝛc. Dieſe Uebereinſtimmung beſtätigt, daß die Niederlage des Varus in dem Jahre ſtattgefunden habe, welches dem Conſulate des M. Aemilius Lepidus und T. Statilius Taurus unmittelbar vorausging, alſo im Conſulatjahre des P. Cornelius Dolabella und C. Junius Silanus.

Gehört es aber nun ſchließlich zu den beſtbegründeten Datirungen, daß der Kaiſer Auguſtus im Jahre 14 n. Chr., und zwar im Conſulatjahre des Sex. Pompejus und Sex. Apulejus geſtorben iſt, worüber Sueton. Aug. Cap. 100 und Caſſ. Dion, LVI, 29 keinen Zweifel laſſen, ſo ergiebt ſich die folgende Reihe der hier in Betracht kommenden Conſulatjahre:

10 n. Chr. P. Cornelius Dolabella und C. Junius Silanus,
11 „ M. Aemilius Lepidus und T. Statilius Taurus,
12 „ Germanicus Caeſar, Tib. F. und C. Fontejus Capito,
13 „ C. Silius Nepos und C. Munacius Plancus,
14 „ Sex. Pompejus Nepos und Sex. Apulejus Nepos.

Die obigen Darlegungen erweiſen demnach, daß Arminius den Sieg über Varus nicht im Jahre 9 n. Chr., ſondern im Jahre 10 n. Chr. erfochten.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Paris. Der jüngſte Zwiſchenfall. — Seit dem Ende des deutſch-franzöſiſchen Krieges iſt die öffentliche Meinung in Europa wohl niemals ſo ſehr in Aufregung geweſen, wie in den letztverfloſſenen Wochen. Der von der Berliner „Poſt“ gebrachte Artikel: „Iſt Krieg in Sicht?“ und die Veröffentlichung der zwiſchen der deutſchen und belgiſchen Regierung ausgetauſchten Noten hatte alle Kreiſe des großen Publicums ſo ſehr in Alarm

verſetzt, daß man hätte glauben mögen, die betreffenden Mobilmachungsordres ſeien ſchon unterzeichnet und ein kriegeriſcher Zuſammenſtoß zwiſchen Deutſchland und Frankreich ſei ein unvermeidlicher geworden. Es kann hier nicht meine Aufgabe ſein, näher darauf einzugehen, ob und inwieweit jenem Artikel der „Poſt" ein officiöſer Charakter innewohnt, und inwiefern derſelbe hierdurch an Tragweite gewinnt; es liegt auch nicht in meiner Abſicht zu unterſuchen, ob die Raiſonnements und Schlußfolgerungen der „Poſt" ſämmtlich vollkommen begründete und richtige ſind. Die ganze Preſſe Europas hat ſich mit dem Artikel des Längern beſchäftigt, und in der verſchiedenartigſten Weiſe und nach allen Richtungen hin ihn commentirt, ſo daß kaum Etwas noch zu ſagen bliebe; die öffentliche Meinung aber hat ſich von dem Schreck und der Erregung, die in den Tagen nach dem Erſcheinen jener Nummer der „Poſt" alle Welt ergriffen hatte, ſchon wieder bedeutend beruhigt.

Ich möchte mir nur einige Worte geſtatten über das von der franzöſiſchen Preſſe in dieſer Angelegenheit beobachtete Verfahren. Herr Emile de Girardin, der hervorragendſte und bedeutendſte unter den franzöſiſchen Journaliſten und Publiciſten, hat in ſeiner Zeitung, „la France", dieſem Zwiſchenfall mehrere Artikel gewidmet und in denſelben mit der ihm eigenthümlichen Gewandtheit und Schärfe des Stils nachgewieſen, daß dieſe letztgeſchlagene bataille de l'opinion eine für die franzöſiſchen Journale ſiegreiche geweſen ſei, indem ſie alle Behauptungen und Anſchuldigungen der deutſchen Blätter erfolgreich widerlegt und die Wahrheit wieder hergeſtellt hätten. Herr de Girardin mag ſeine Ueberzeugung und Meinung behalten. Ich will ſelbſt zugeben, daß, was den Ton und die Schreibweiſe anlangt, die pariſer Preſſe in ihrer letzten Polemik eine maßvolle und angemeſſene Haltung bewahrt hat, — aber daß die Argumente der „Poſt" nur die Phantaſie eines Redacteurs, daß, was in jenem Artikel ausgeführt iſt, nichts wie Verläumdungen gegen Frankreich und nur ein Beweis für den aggreſſiven und den Frieden bedrohenden Sinn Deutſchlands und ſeiner Politik ſeien — wie ſolches die franzöſiſchen Journaliſten in ſo tugendhafter Entrüſtung behaupten — das möchte ich weniger gern zugeben.

Der Gedanke an eine Revanche tobt in dem Herzen aller Franzoſen. Wo immer es nur möglich war, hat die allgemeine Stimmung ſich in dieſem Sinne geäußert. Dies leugnen und beſtreiten zu wollen, würde ſelbſt bei einem Franzoſen nur ein mitleidiges Lächeln hervorrufen. Frankreich iſt von dem hohen Piedeſtal ſeiner Eitelkeit zu tief herabgeſtürzt, es iſt durch eine fortwährende Reihe von Niederlagen zu furchtbar in ſeinem Stolze gedemüthigt worden, als daß nicht jeder Franzoſe daran denken ſollte, ſeinem Vaterlande die verlorene Macht und Stellung auf irgend eine Weiſe wiederzugewinnen — und vom franzöſiſchen Standpunkt aus würde hierin ja immerhin ein gewiſſer

Patriotismus liegen. Aber die Frage ist nur, ob es nicht gerathener wäre, wenn Frankreich für seine ganze Politik als Motto das Wort nähme, welches der Fürst Gortschakoff nach dem Krimkriege in Bezug auf Rußland aussprach: „la Russie se recueille". Allein sich in die gegebene Lage der Dinge schicken und anerkennen, daß im europäischen Völkerconcert Frankreich nicht mehr die erste Violine spielt, wird den Franzosen über alle Maßen schwer; und daß es nun gar die verhaßten Deutschen sind, diese Barbaren, diese so verachtete Nation von Träumern, deren augenblickliche Suprematie wohl oder übel man anerkennen soll und muß, das macht die aufgezwungene Resignation um so schwieriger und um so bitterer. Bei jeder Gelegenheit ist man daher hier auch bereit, zur eigenen Verherrlichung die große Trommel der Nationaleitelkeit zu schlagen; und sei es das Reussiren einer Anleihe oder die byzantinischen Kammerdebatten in Versailles, seien es die hinterlassenen Trümmer der Commune oder die neue große Oper, aus Allem versteht man hier ein „Schauspiel für die Welt" zu machen und dabei zu beweisen, daß die „Augen von ganz Europa hierher gerichtet sind" und die Franzosen doch nach wie vor die „erste Nation der Welt" sind.

Man könnte den Franzosen dies Vergnügen ja lassen, wären die Leute gleichzeitig nur gerechter gegen Andere, vor allem gegen uns Deutsche. Aber keine einzige französische Zeitung — um den Hauptfactor der öffentlichen Meinung zu nehmen — hat den Muth oder den Willen, deutsche Verhältnisse in unparteilicher und ruhiger Weise zu besprechen. Was in Deutschland geschieht, was von Seiten der deutschen Regierung unternommen wird, hier findet es nur eine von gehässiger Parteileidenschaft gefärbte Darstellung oder, wenn es hoch kommt, eine vornehme Nichtbeachtung. Doch nicht genug damit. Wo im weiten Gebiete der Politik auf irgend einem Flecke der Erde sich etwas ereignet, wie gern ist man hier bereit, wenn nur ein Schimmer von möglichem Raisonnement sich dafür finden läßt, in allen diesen Ereignissen die mehr oder minder versteckte Hand „du terrible et puissant chancellier" oder „de Monsieur Bismarck", wie die Franzosen den Fürsten-Reichskanzler mit Vorliebe zu nennen pflegen, zu finden. Die dialectisch gewandten französischen Journalisten wissen hierbei mit oft erstaunlicher Logik nachzuweisen, daß Deutschlands Regierung allein es ist, die den allgemeinen Frieden bedroht. Gleichzeitig verfolgt man aber mit aufmerksamen Augen, wo sich nur am politischen Horizonte ein Pünktchen entdecken läßt, das für Frankreichs Interessen günstig gedeutet werden könnte. Aus der Zusammenkunft in Venedig sieht die geflügelte Phantasie der Zeitungen sofort eine katholische Liga entstanden und aus der Broschüre eines Erzherzogs erkennt man sogleich den Bruch der guten Beziehungen zwischen Oesterreich und Deutschland. Mit lebhaftem Interesse beobachtet man den großen Kampf, den die deutsche Regierung gegen

den Ultramontanismus zu führen hat; und es ist hierbei zu bewundern, wie selbst die radicalsten französischen Journale, deren Redacteure und ganzer Leserkreis doch im Uebrigen durchweg dem reinen Voltärianismus huldigt, in dieser gewaltigen weltbewegenden Frage für die deutschen Bischöfe nicht etwa nur mildernde Umstände, sondern schlankweg das gute Recht zu plädiren verstehen; hingegen für die deutsche Regierung nicht einmal ein Wort gerechter Beurtheilung finden können. Als vor Kurzem ein liberales Blatt „le Progrès de Lyon" zu behaupten wagte, auf Seiten der deutschen Regierung sei der bon sens und das volle Recht zu suchen, und dem französischen Gouvernement eine gleiche Haltung den ultramontanen Uebergriffen gegenüber anempfahl, da wurde dies Blatt sofort der öffentlichen Meinung denuncirt und die bekannten Redensarten von der Verbindung und dem geheimen Einverständniß zwischen den französischen Radicalen und dem Fürsten von Bismarck wiederholt — Phrasen, die schon zur Zeit der Commune und während des Arnimschen Processes bei Gelegenheit der bekannten Depeschen ein beliebtes Thema waren.

Wie aber will man dieses allgemeine Verhalten der hiesigen Presse und der öffentlichen Meinung anders erklären, als aus dem tief in Fleisch und Blut übergegangenen Haß gegen Deutschland und aus dem fast fieberhaften Suchen nach Allianzen, die den im Stillen ersehnten, geschafften und erwarteten nochmaligen Kampf zu Frankreichs Gunsten entscheiden helfen könnten! So klug sind allerdings die französischen Journalisten und dazu werden die hiesigen Zeitungen zu gut redigirt, als daß sie heute noch, wie gleich nach dem Kriege, laut die Revanche predigen sollten. Doch wenn man die ganze Schreibweise der auf Deutschland bezüglichen Artikel beachtet und wenn man zwischen den Zeilen zu lesen versteht, so wird man sofort diesen Grundton überall durchklingen hören. Desgleichen sind die französischen Journale, deren Raum im Ganzen nur ein beschränkter und also ein kostbarer ist, geradezu raumverschwenderisch, wenn es sich darum handelt, aus der europäischen Presse einen Artikel zu reproduciren, welcher deutsche Verhältnisse und deutsche Politik in ungünstiger Weise bespricht. Leider hält es nicht allzu schwer, dergleichen Artikel zu finden, denn wie der Feldmarschall Moltke im Reichstage sagte — Deutschland hat zwar an Achtung viel, aber an Liebe wenig gewonnen!

Sicherlich ist sonach die ganze Haltung der französischen Presse Deutschland gegenüber keine auch nur irgendwie unparteiische oder freundliche zu nennen; sie ist vielmehr angefüllt mit gehässigen Verdächtigungen, falschen Insinuationen und böswilligen Entstellungen, sobald es sich um deutsche Verhältnisse und deutsche Politik oder um hochstehende deutsche Persönlichkeiten handelt. Und wenn dann einmal die deutsche Presse, gereizt durch dies perfide Treiben, ein lautes Wort erschallen läßt; wenn dann ein deutsches Blatt,

unter Argumentirung auf concrete Thatsachen, den Franzosen warnend zuruft, nicht mit dem Feuer zu spielen und sie darin erinnert, daß Deutschland jederzeit bereit ist, einen ihm aufgezwungenen neuen Krieg anzunehmen und durchzukämpfen, daß es jedoch, dem Gebote der Taktik folgend, unter Umständen den Zeitpunkt, das Wann selbst zu wählen vorziehen könnte — dann erheben alle Journale hier ein lautes Geschrei über die drohende, feindselige und durch Nichts gerechtfertigte Sprache der deutschen Zeitungen, dann weisen sie mit sittlicher Erregung es weit zurück, als denke überhaupt nur ein Mensch in Frankreich an Revanche, dann wissen sie nicht Worte genug zu finden über die deutsche, den Frieden bedrohende, Politik und über die unersättlichen Eroberungsgelüste Deutschlands, dann nehmen sie ganz Europa zum Zeugen, daß Alles, was den Franzosen von deutscher Seite vorgehalten wird, nichts wie eitel Erfindung, Verläumdung und Lüge sei.

Es ist ein Leichtes, eine Reihe allgemeiner Phrasen von den Segnungen und den Vortheilen des Friedens bei solcher Gelegenheit zu machen, und es hält nicht schwer, dieselben mit Betrachtungen über bedrohte Cultur, über das europäische Gleichgewicht, über den Mißbrauch der Macht und den Uebermuth des Siegers zu regieren. Die englische Presse zumal, wohl in ihrem Gefühl als Schutzmacht belgischer Neutralität durch die deutschen Noten verletzt, hat es ja hieran nicht fehlen lassen. Doch ich meine, Deutschland gegen die demselben insinuirten kriegerischen Eroberungsgelüste vertheidigen zu wollen, hieße fast es beleidigen. Bei uns wissen Regierung und Volk zu gut das kostbare Material zu schätzen, was bei einem Kriege von unserer Seite aufs Spiel gesetzt werden muß. Auch kann bei einem neuen siegreichen Kriege gegen Frankreich Deutschland wenig noch gewinnen. Der Lorbeeren hat Deutschland genug. Läßt Frankreich uns in Ruhe, so braucht es eine Störung des Friedens durch deutsche Eroberungsgelüste wahrlich nicht zu fürchten. Kriegslust, wenn sie überall vorhanden, kann nur auf französischer Seite gesucht werden, da nur Frankreich es ist, welches von einem glücklichen und erfolgreichen Feldzuge gegen Deutschland ein Wiedergewinnen seiner alten Macht und Stellung zu hoffen hat.

Nun bin ich zwar gleichzeitig auch der Ansicht, daß augenblicklich selbst Frankreich keine ernstlichen kriegerischen Gedanken hegt. Die Armee, wennschon sie wieder einigermaßen reorganisirt und schlagfertig sein mag und dies vielleicht schneller geworden ist, als selbst Militärs ursprünglich angenommen hatten, hat doch die Ueberlegenheit der deutschen Kriegsführung zu schwer fühlen müssen, als daß sie leichten Herzens wieder ins Feld rücken sollte. Das ganze Land, wenngleich die glücklichen Ernten der letzten Jahre und Frankreichs natürlicher Reichthum die furchtbaren Schläge des letzten Krieges in seinen materiellen Folgen schon wieder vergessen machen, hat eben wegen

des augenblicklichen Aufblühens von Handel, Industrie und aller Geschäfte den Frieden mehr wie je nöthig und wünscht ihn auch. Gar Mancher, der „Revanche" im Herzen und auf der Lippe trägt, würde arg bestürzt sein, wenn das Wort plötzlich That werden sollte.

Sonach mag die augenblickliche Lage und das Verhältniß zu Frankreich nicht ganz so schwarz sein, wie manche deutsche Blätter es sahen. Sicherlich hat aber immerhin die deutsche Regierung das vollste Recht, dem unruhigen Nachbar scharf auf die Finger zu passen; und die deutsche Presse erfüllt nur eine patriotische Pflicht, wenn sie von Zeit zu Zeit einen ernsten Warnungsruf erschallen läßt, der bei aller achtenden Schonung für einen zu Boden geschmetterten Feind diesen darauf aufmerksam macht, welche ernste Folgen eine kopflose und auf die deutsche Langmuth zu sehr rechnende Politik haben könnte.

Aus Berlin. Das Klostergesetz. Frühlingsvergnügen. — Das mit so großer Spannung erwartete Klostergesetz ist dem Landtage nunmehr zugegangen. Man hätte nicht nöthig gehabt, an die Verzögerung dieser Vorlage eine solche Fülle grundloser Gerüchte und Vermuthungen zu knüpfen, wie es in der Presse geschehen ist. Entsprang dieselbe doch keineswegs principiellen Bedenken oder einer an allerhöchster Stelle bestehenden Abneigung, dem Staatsministerium noch weiter auf den eingeschlagenen Bahnen im Kirchenkampfe nachzugeben, sondern lediglich der bekannten Gewissenhaftigkeit unseres Kaisers, der sich persönlich und sorgfältig aus dem amtlichen Material unterrichten wollte, ob in der That und in welchem Umfang das geistliche Ordenswesen zu unterdrücken sei. Der Kaiser ist denn auch zu keiner anderen Ansicht gelangt, als die höchsten Kronbeamten. Die einzigen Aenderungen an dem ursprünglichen Entwurf bestehen in der Verlängerung der Frist zur Aufhebung der Unterrichtsorden von zwei auf vier Jahre und in der Bestimmung, daß die der Krankenpflege gewidmeten Genossenschaften nicht durch Ministerialverfügung, sondern nur durch königliche Verordnung aufgehoben werden können. In der letzteren Aenderung zeigt sich die Achtung und Anerkennung, welche der Kaiser jenem Zweig der katholischen Ordensthätigkeit zu schulden glaubte. In der That wird Niemand bestreiten, daß auf dem Gebiete der Krankenpflege mancher katholische Schwesternorden eine wohlthätige und rühmliche Wirksamkeit entfaltet hat, und es ist weder im Ministerium die Forderung erhoben worden, noch wird es in der Volksvertretung verlangt werden, daß auch diese wahrhafter Menschenliebe dienenden Gesellschaften ausgerottet werden, selbst wenn eins oder das andere ihrer Mitglieder die leibliche Pflege auch auf das vermeintliche Seelenheil der Kranken auszudehnen versuchen sollte. Anders steht es jedoch mit dem Jugendunter-

richt von Seiten katholischer Ordensgeistlichen, der bei den herrschenden Tendenzen und Grundsätzen in diesen Kreisen unter allen Umständen vom Uebel ist und nur aus Mangel an augenblicklichem Ersatz durch weltliche Lehrer noch eine kurze Frist geduldet werden kann. Der Rest der Niederlassungen aber, welcher gar keinen oder wenigstens keinen lobenswerthen Zweck erfüllt, wird ohne Weiteres mit der unter gebildeten Menschen üblichen Kündigungsfrist aufgehoben.

So verschwindet denn wieder ein stattlicher Ueberrest mittelalterlicher Cultur vom Boden der Neuzeit, und man wäre als Freund historischer Alterthümer fast versucht, eine Art von Wehmuth zu empfinden. Aber freilich diese entarteten Gebilde sind himmelweit verschieden von dem Ideal eines Klosters, wie es selbst der Phantasie eines durchaus modernen und gesunden deutschen Reichsbürgers in weltflüchtigen Stunden bisweilen lockend vorschwebte und von romantischen Poeten anregend ausgemalt wurde. Aus den Stätten beschaulichen und geistig angeregten Lebens, von heiligem Frieden umschwebt, voll wackerer Genossen, mit wohlgefüllten Kellern und Küchen, sind Zwinganstalten geisttödtender Dressur, knechtischen Gehorsams und unterwühlender gefährlicher Bestrebungen im Dienste auswärtiger Oberen gegen das nationale Wohl und die Geistesbildung der Zeit geworden. Die unbedingte Abhängigkeit der Ordensglieder von ihren Oberen, die Abgelöstheit von jedem Band der Familie, der Nation, der menschlichen Gesellschaft, das große materielle Vermögen, der geheime unbegrenzte Einfluß auf die weite Masse des katholischen Volkes haben die modernen Klöster zu den willfährigsten und brauchbarsten Werkzeugen in der Hand der römischen Curie und den Häuptern der ultramontanen Agitation gemacht, und was das bei der heutigen kirchlichen Lage bedeuten will, braucht nicht auseinandergesetzt zu werden. Man wird es daher auch nur mit voller Zustimmung begrüßen können, daß die Regierung endlich energisch diesem Unwesen zu Leibe geht, sich nicht mit halben Maßregeln begnügt, etwa staatliche Aufsichtsrechte feststellt, die in der Praxis doch nicht durchführbar sind, oder die Orden durch das Verbot neuer Mitgliederaufnahmen auf den Aussterbeetat setzt, was erst in Decennien eigentlich wirksam werden und inzwischen der Wühlerei Thür und Thor öffnen würde, sondern daß man ganze Arbeit macht und Schonung nur da eintreten läßt, wo sie eben am Platze ist.

Ueber die Ausdehnung des Ordenswesens in Preußen geben die anläßlich des Jesuitengesetzes veranstalteten amtlichen Erhebungen eine überraschende Auskunft. Danach gab es 1872 und 1873 in der Monarchie: 1032 männliche Ordensmitglieder in 78 Niederlassungen und 7763 weibliche in 836, oder insgesammt 8795 Ordensleute in 914 Stationen. Diese Zahl aber war noch im Jahr 1867 auf 5877, im Jahr 1855 gar nur auf 913 beschränkt.

Aus diesen Zahlen kann man ersehen, wie herrlich weit wir es in den letzten Jahrzehnten im Fortschritt gebracht.

Merkwürdig, daß gerade zur selben Zeit, wo wir diesen ganzen Spuk aus unsern Grenzen treiben, der Papst, wie uns ein amtliches Decret seiner Canzlei belehrt, den hochwichtigen Entschluß gefaßt hat: „die ganze Welt dem heiligen Herzen Jesu zu weihen." Es ist, als ob der vaticanische Greis oder vielmehr die Jesuitengesellschaft, die den armen alten Mann am Drahte zieht, jede Gelegenheit mit Begierde ergriffe, um der staunenden Welt ad oculos zu demonstriren, daß es noch einen Ort giebt, wo Vernunft, Aufklärung und Zeitgeist unbekannte und verpönte Dinge sind. Wir sind mit den praktischen Folgen jener Dedication nicht vertraut, wir wissen nur, daß gerade dieser von den Jesuiten mit Vorliebe gepflegte Cultus einem der gröbsten, rohsinnlichsten und abgeschmacktesten Schwindel entspringt, den die an dergleichen nicht arme Wundergeschichte aller Zeiten aufzuweisen hat, daß überdies das „heilige Herz Jesu" eine bedenkliche Zuneigung für Frankreich besitzt und daß wir wenigstens, soweit wir bei dieser Widmung der ganzen Welt ebenfalls in Betracht kommen, dieselbe uns ernstlich verbitten müssen.

Doch, es ist Zeit diese öden Regionen frommer Geistesverwirrung zu verlassen. Wer wird sich mit Klosterluft und Wunderduft den schönen Monat Mai verderben! Strahlt doch selbst auf unser rauchiges und staubiges Häusermeer die junge Frühlingssonne mit einer Freundlichkeit hernieder, die dem verhärtetsten Menschenfeinde das Eis um das Herz schmelzen könnte. Auch der Berliner genießt jetzt Natur, soweit der Thiergarten, der Grunewald, Tegel und Treptow die hier herrschenden bescheidenen Ansprüche an landschaftliche Genüsse befriedigen können. Die sorglose Hingabe an die Freuden ländlicher Ausflüge wird allerdings nicht befördert, wenn man dieser Tage in den Zeitungen eine, wie es scheint vom Polizeipräsidium inspirirte Warnung las, welche der Berichterstattung über einen groben Exceß die wohlmeinenden Worte hinzufügte: „Wir knüpfen an diesen Vorfall die Mahnung, daß das Publikum bei den mit dem Beginn der schönen Jahreszeit schnell in Aufnahme kommenden Landpartien nach dem Grunewald sich einer besonderen Vorsicht befleißige. Namentlich in der Nähe von Arbeitsstätten, wo polnische Arbeiter beschäftigt sind, pflegen leider Verbrechen aller, selbst der schwersten Art nicht auszubleiben, und die betreffende Polizeibehörde kann nicht allgegenwärtig sein." Man sollte Angesichts solcher Bekanntmachungen fast auf die Vermuthung kommen, Berlin läge in Sicilien oder in der römischen Campagna.

Mit weniger Gefahren verbunden ist allerdings ein Ausflug nach Hoppegarten, wo zur Zeit die Frühjahrsrennen stattfinden, und vielleicht aus diesem Grunde erfreut sich der Rennplatz heuer eines besonders lebhaften Besuchs. Zweimal im Jahre bildet diese menschenleere Einöde den Sammel-

punkt der vornehmen Welt nicht nur, ſondern auch den Tummelplatz einer bunten bewegten Volksmenge. Es iſt alsdann unſer Bois de Boulogne, ſoweit die traurige Steppe mit jenen ſchönen Anlagen und die endloſen Eiſenbahnzüge mit jenem glänzenden Wagencorſo concurriren können. Wer die Elite unſerer höfiſchen und militäriſchen Welt in elegenteſter Toilette verſammelt ſehen will, der ſcheue nicht die Leiden und Mühſeligkeiten in einem überfüllten Oſtbahnwaggon; denn in der That können ſich auch diejenigen an dem bunten, lebhaften, glänzenden Treiben ergötzen, welche für die Geheimniſſe des „Turf" und „Sport" wenig Verſtändniß, für die Thatſache, um wie viel Schnauzenlängen dieſes oder jenes der abgehetzten Thiere geſiegt, geringes Intereſſe beſitzen und deren pecuniäre Theilnahme an den anregenden Wetten ſich auf die Preisgebung einiger Thaler an das geniale Spielinſtitut des „Totaliſator" beſchränkt. So viel wir wiſſen, ſind auch die für das vergangene Jahr auf Betreiben des großen Feindes ariſtokratiſcher Beluſtigungen, des Abgeordneten Eugen Richter, geſtrichenen Staatsprämien für die Rennen diesmal wieder gewährt, ſo daß die meiſt durch einige Arm- und Beinbrüche erkaufte pecuniäre Aufmunterung den kühnen Reitern und Roſſen im alten Umfange zu Theil werden konnte. O.

Literatur.

Vom Büchertiſch. Wälſches und Deutſches. Von Karl Hillebrand. (Berlin, Oppenheim.) — Wiederum eine jener in unſerer Zeit ſo häufig erſcheinenden Sammlungen längſt gedruckter und geleſener Eſſays und Feuilletons, welche die zärtliche Vaterliebe des Autors aus der wogenden und ſchwindenden Fluth der Tages- und Monatspreſſe gerettet und „gleichſam ins Trockne" gebracht hat. Als ob Alles gerettet werden müßte! Und wie vielen von ſolchen Aufſätzen wäre es nicht beſſer, wenn ſie ſich an der raſchen und weitverbreiteten Wirkung der Zeitpreſſe genügen laſſen wollten. Trotz aller künſtleriſchen Conſervirung des Herbariums erbleicht die Farbe und der ſchwellende Saft vertrocknet. Nur eine ſeltene und eigenartige Formvollendung könnte in unſerer bücherreichen Zeit ſolchen Erzeugniſſen Dauer und Verbreitung verleihen. Haben für uns doch ſelbſt Leſſings Literaturbeſprechungen, um eins zu nennen, heutzutage nur noch ein hiſtoriſches Intereſſe. Der Mitwelt liegen dieſe Sachen ja noch in ihren Zeitungen vor, und die Nachwelt, wenn ſie ihrer bedarf, wird ſie ſchon zu finden wiſſen. Wenn auch dieſe Bemerkungen zunächſt gegen eine literariſche Zeitrichtung geſchrieben ſind, ſo treffen ſie doch Hillebrand theilweiſe mit. Seine vorzüglichen Schilderungen des franzöſiſchen Lebens waren in der That ein Buch, das die größten Verdienſte

hat, und wir ſind geſpannt auf das verheißene Werk über England und die Engländer. Von dem feinen Pſychologenblick des weltkundigen Verfaſſers iſt etwas gleich Ausgezeichnetes zu erwarten. Dagegen wäre wohl beſſer geweſen, ein Schriftſteller wie Hillebrand hätte ſich hier von der leidigen Mode ferngehalten. Es ſind ja alles recht treffliche, geiſtvolle und auch lehrreiche Sachen, aber ſie überſteigen das Niveau des guten Feuilletons, wie es Gottlob auch bei den Deutſchen jetzt nicht mehr allzuſelten iſt, doch nicht in dem Grade, daß ſie den Anſpruch auf die Buchform rechtfertigen; die meiſten wenigſtens nicht. Warum gleich ein Buch? Gioſue Carduccis neueſte Gedichte werden nur Wenige intereſſiren und wer „Gervinus" nochmals leſen will, für den ſind die „Preußiſchen Jahrbücher" ja auch erreichbar. — Deutſche Tondichter von Sebaſtian Bach bis auf die Gegenwart. Von Emil Naumann. 2. Aufl. (Berlin, Oppenheim.) — Die populären Vorleſungen für Damen über die Geſchichte der Muſik können ihrem Publicum immer und immer wieder empfohlen werden. Frei von dem Schulgezänk und von dem einſeitigen Enthuſiasmus, in einfacher und geſchmackvoller Darſtellung, wiſſen ſie durch geſchickte Einflechtung des biographiſchen Elements das Intereſſe an der äſthetiſchen Würdigung noch zu erhöhen. Verſtändig und verſtändlich! Das iſt ein Lob, das man nicht jedem Buche über Muſik nachſagen darf. — Vom deutſchen Strom von Ferdinand Hey'l (Wiesbaden, Biſchkopff) und Wandertage dieſſeit und jenſeit des Rheines. Von H. Scheube. (Berlin, Wedekind und Schwieger.) — Beide Büchlein ſind nicht ſehr bedeutend und wiederholen oft Geſagtes, indeß iſt das erſtere wenigſtens friſch geſchrieben, beſonders in den Capiteln, die vom Bau des edlen Weinſtocks handeln. Rd.

Der Sturz des Hauſes Alba. Trauerſpiel in fünf Aufzügen von A. S. C. Wallis. (Leipzig, W. Engelmann.) — Das Gedicht iſt das Erſtlingswerk eines ſechszehnjährigen holländiſchen Mädchens, das, durch langwierige Krankheit an Bett und Zimmer gefeſſelt, eine ſeit früheſter Jugend gebotene unfreiwillige Muße zu ernſten Studien und poetiſchen Arbeiten benutzt hat. Zu bemerken iſt, daß das Trauerſpiel keine Ueberſetzung, ſondern von Anfang in Deutſchland geſchrieben iſt. Dieſe Umſtände machen das Werk zu einer Erſcheinung, die ſchon als Curioſum Beachtung verdient, andererſeits enthalten ſie Erklärung und Entſchuldigung für vielfache Mängel. Aus der Jugend der Verfaſſerin erklärt ſich ein gewiſſer Mangel der Erfindung und die öfter ſich zeigende nicht ganz richtige Auffaſſung und Darſtellung tieferer ſeeliſcher Vorgänge oder Zuſtände, die ein reiferes Alter bedingen. Die Ausländerin aber wird uns zuweilen durch die Sprache verrathen. — a —

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 7. Mai 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Michelangelo.*)

Von Hermann Riegel.

Es ſind am heutigen Tage vierhundert Jahre im Strome der Zeiten dahin gefloſſen, daß einer der ausgezeichnetſten Menſchen, welche Italien je hervorgebracht, das Licht dieſer Welt erblickte: Michelangelo Buonarroti. Indem ich mich anſchicke, in feſtlicher Weiſe zu Ihnen zu reden, drängen ſich mir Betrachtungen über den Sinn und die Bedeutung deſſen, was wir thun, auf. Was heißt es für uns, die wir einem andern Jahrhundert, einem andern Volke angehören, hier auf deutſchem Boden, nicht fern von den brandenden Küſten des Nordmeers, den Geburtstag eines Mannes zu feiern, der vor ſo langer Zeit einſt unter der Sonne Italiens an den Ufern des Arno und Tiber gewandelt, von deſſen herrlichen Werken kaum ein Abglanz bis zu uns gefallen iſt? Wollen wir den großen Florentiner Künſtler ehren? Wollen wir ſeinen Manen Weihrauch opfern? Nicht dieſes kann der Sinn ſein. Denn Ehre ward ihm zu Theil im höchſten Maße, ſo lange er lebte. Die Jahrhunderte haben Ehren zu Ehren, Ruhm zu Ruhm gehäuft, daß er wahrlich, wenn er noch lebte, durch Ehre, die irgend welcher Menſch ihm erzeigen möchte, nicht berührt werden könnte. Und wenn der längſt Dahingeſchiedene, nach dem Rathe des Schickſals, auch auf das Treiben dieſer Welt herabzuſehen im Stande wäre, wie könnten einem ſolchen Geiſte irdiſche Ehren und Ehrenbezeugungen von Werth und Bedeutung ſein? Nein; nicht ihn ehren können wir, wir und alle die, welche heute in gleicher Geſinnung in allen gebildeten Ländern mit uns verbunden ſind. Nur uns ehren wir, indem wir dieſes Tages gedenken. Zwar hängt vom Tage ſelbſt nichts ab; aber indem die Sonne dieſes vierhundertſten Geburtstages aufſtieg, erinnerte ſie die Welt, feierlich Zeugniß abzulegen von einer Geſinnung, die in ſo manchem Herzen alle Tage eines jeden Jahres ſtill und unwandelbar lebt. Und dies Bekenntniß, dem auch wir uns freudig und feſtlich anſchließen, hat, wenn es nur recht mit Bewußtſein aus dem Herzen kommt, wirklich eine treffliche und würdige Bedeutung. Denn es bedeutet nichts anderes als Dankbarkeit für das Geſchenk, welches der Menſch-

*) Vortrag, gehalten in Braunſchweig am 6. März d. J.

heit in einem so außerordentlichen Genius gewährt wurde, Achtung vor der Kunst, durch welche dieser Genius sich geoffenbart hat. Mit diesem Bekenntniß aber erklären wir zugleich, daß wir wahre und wahrhafte Humanität als die einzig echte Grundlage eines erfreulichen Daseins erachten. Denn Michelangelo ist eine der reichsten und schönsten Blüthen, welche das reiche und schöne Zeitalter des Humanismus gezeitigt hat; — denn eine hohe und vollendete Kunst war nie und wird nie sein ohne die Voraussetzung einer auf humanistischem Boden emporgewachsenen allgemeinen Bildung. So also sehen wir uns durch unser Vorhaben nothwendig und wie von selbst mitten in Interessen hineingestellt, die auch für die Gegenwart die unmittelbarste Bedeutung haben. In diesem Sinne wollen wir die Feier des heutigen Tages auffassen und uns bemühen, aus ihr dauernde Vortheile zu ziehen.

Man sagt, es hätten in Michelangelo vier Seelen oder Seelenkräfte gelebt, deren jede einzelne den, der sie allein besessen, groß gemacht hätte. In allen drei bildenden Künsten war er ein Meister und in jeder derselben schuf er Werke, die für sich schon seinem Namen Unsterblichkeit verleihen würden. Dazu hatte er die Gabe des Wortes empfangen und seine Empfindungen oder Gedanken in mancher schönen Dichtung niedergelegt. Wäre er deshalb nicht als Baumeister, Bildhauer und Maler so bedeutend geworden, er würde doch zwischen den hervorragenderen Dichtern Italiens einen Platz behaupten, wo ihn Niemand so leicht übersehen könnte. Doch dieser große Reichthum der Anlage und der Bethätigung war damals bei Künstlern nicht so selten, wie er es in unserm Jahrhundert ist, wo, wenn wir vielleicht den Einen, Schinkel, ausnehmen, jeder bedeutende Meister sich auf die Kunst beschränkte, der er sich im Besondern gewidmet hatte. Anders war es damals: nicht in Italien allein, wo neben Michelangelo, außer vielen minder berühmten Künstlern, vorzugsweise Lionardo und Rafael als Männer höchster und umfassendster Begabung dastehen, sondern auch bei uns, wo ein Albrecht Dürer als Maler und Kupferstecher, Bildhauer und Formschneider, Baumeister und Schriftsteller in gleicher Weise Großes leistete. Wie bei allen diesen Männern war die Einheit dieser Gaben, Anlagen und Bethätigungen ganz vornehmlich auch bei Michelangelo in seiner eigensten Persönlichkeit begründet. Was die Natur und günstige Musen dem Knaben in die Wiege gelegt, entfaltete sich in der wie von einem vorsorglichen Geschicke bestimmten Lebensführung des Jünglings. Und wie so allmälich Charakter und Art des Mannes sich bildeten, so spiegelten sie sich wieder in den Werken des Künstlers. Fast von den Kinderjahren an bis ins hohe Greisenalter hat er Stift und Pinsel, Meißel und Richtscheit geführt, und wir können noch jetzt das Werk seiner Tage fast in diesem ganzen Umfange überschauen. Und immer tritt uns in diesen Denkmälern seiner Kunst der Mann seinem ganzen Wesen und seiner ganzen

Lebenslage nach entgegen. Was immer auch bei dem Entstehen und der Ausführung dieser Werke, etwa in Hinsicht der Aufträge und Bedingungen der Besteller, für Zufälle mitgewirkt haben, stets nahm er mit großem Geiste die Aufgabe, wie sie lag, völlig in sich auf und stellte sie dann aus sich heraus mit bewundernswürdiger Freiheit als die eigenste That seines Genius in die Erscheinung. Und so spricht denn auch aus allen diesen Werken dieser Genius in seiner eigenthümlichen Art und seiner umfassenden Natur ganz zu uns. Diese eigenthümliche Art und umfassende Natur ahnen wir mit dem ersten Blicke schon auf die Abbilder der Werke Michelangelos und wir erkennen sie immer bedeutender, tiefer und richtiger, je mehr wir im Stande sind, Werk für Werk richtiger und erschöpfender zu würdigen, je mehr wir in der ganzen Reihe dieser unsterblichen Schöpfungen das Band ihrer engsten, innigsten Zusammengehörigkeit, wie dasselbe in der Persönlichkeit des Künstlers wurzelt, anzuschauen vermögen. Wenn dies aber bei keinem außerordentlichen Meister der Kunst leicht ist, so ist es bei Michelangelo schwer, weil dieser Künstler in seiner besondern Art und Weise für sich einzeln in der Kunstgeschichte dasteht.

Ehe ich jedoch nun diese eigenthümliche Größe des Michelangelo mit einigen Worten anzudeuten versuche, glaube ich in kurzer Uebersicht die hauptsächlichsten Werke des Meisters ihrer geschichtlichen Reihenfolge nach bezeichnen zu sollen. Hierbei muß ich mich natürlich auf die allernothwendigsten Angaben beschränken.

Nachdem Michelangelo, begünstigt und gepflegt durch das Wohlwollen und die Unterstützung des Lorenzo Magnifico, in dessen Namen die Blüthe medicäischer Kunstliebe sich zusammenfaßt, seine Jugendbildung vollendet hatte, ging er im Alter von einundzwanzig Jahren nach Rom. Dieser erste Aufenthalt in der ewigen Stadt hat sein künstlerisches Denkmal in jener berühmten Marmorgruppe erhalten, die in Sanct Peter steht und die unter dem Namen der Pietà des Michelangelo bekannt ist. Außer dieser Gruppe gehören demselben unter andern der Bacchus und der Adonis in den Ufficien zu Florenz an. Nach Florenz zurückgekehrt, fertigte er dann die Bildsäule des David gleichfalls in Marmor, welche im Jahre 1504 vor dem Stadthause, dem Palazzo Vecchio daselbst, aufgestellt, in neuester Zeit jedoch in die dortige Akademie versetzt wurde. Zu der nämlichen Zeit entstand ein Oelbild, die einzige, völlig sicher beglaubigte Tafelmalerei des Meisters, eine heilige Familie, die einen Ehrenplatz in der Tribuna der Ufficien einnimmt. Unmittelbar nach der Vollendung des David beschäftigte sich Michelangelo mit der Herstellung eines Cartons, welcher zu den kunstgeschichtlich denkwürdigsten Werken der italienischen Kunstepoche gehört, insofern er einen ganz außerordentlichen Einfluß auf andere Künstler, selbst auf einen Rafael aus-

geübt hat. Er ſtellte aus der Geſchichte des Krieges gegen Piſa den Augenblick dar, wo die badenden Florentiner Kriegsleute durch Piſaniſche Reiterei aufgeſchreckt worden. Das uns in Nachbildungen erhaltene Stück iſt nur ein Theil der ganzen, leider untergegangenen Compoſition. Daſſelbe Schickſal hatte das Gegenſtück dieſes Cartons, ein Werk des Lionardo da Vinci. Dieſe Erfindungen der beiden großen Künſtler, die hier gleichſam in einen Wettſtreit mit einander traten, ſollten im Rathsſaale des Palazzo Vecchio a Fresco gemalt werden, eine Unternehmung, die jedoch nie zur Ausführung gelangte.

Im Jahre 1505 berief Julius II. den Meiſter nach Rom und trug ihm auf, ein großartiges Grabmal zu errichten, in welchem dereinſt die Gebeine dieſes merkwürdigen Papſtes ihre Ruheſtätte finden ſollten. Mit größtem Eifer wurde an die Sache gegangen. Ein kühner, weitgehender Entwurf wurde gemacht, in Carrara wurde Marmor gebrochen und ſchon war der Petersplatz in Rom zur Hälfte mit dieſen Blöcken bedeckt, als der Ausbruch einer ſchon im Stillen vorbereiteten Kataſtrophe den Arbeiten gewaltſam ein Ende ſetzte. Papſt und Künſtler waren, man weiß nicht genau aus welchem beſonderen Anlaſſe, verſtimmt gegen einander. Und wie Michelangelo nun eines Tags, als er in Geſchäften zu Julius gehen wollte, am Thore des Vaticans zurückgewieſen wurde, eilte der beleidigte Mann nach Hauſe, warf ſich auf ein Pferd und entfloh aus Rom. Der Bruch war vollendet und erſt nach Jahresfriſt fand zu Bologna die Ausſöhnung ſtatt. Als Michelangelo dann im Jahre 1508 wieder nach Rom zurückkehrte, begann er die Malereien an der Decke der Sixtiniſchen Capelle und damit waren vorläufig die Arbeiten am Grabmale Julius II. zurückgeſtellt. Dieſe Arbeiten, wie ſie mit Mühe und Verdruß begonnen, zogen ſich durch das ganze Leben des Künſtlers, Widerwärtigkeiten mit ſich führend, hindurch, und erſt, nachdem faſt vierzig Jahre ſeit Beginn derſelben, dreißig Jahre ſeit dem Tode des Papſtes, verfloſſen waren, kam das Werk mit Zuhülfenahme der Arbeiten anderer Bildhauer zu einem leidlichen Abſchluſſe, ſo wie man es jetzt in der Kirche San Pietro in Vincoli zu Rom ſieht. Der Hauptbeſtandtheil desſelben iſt die Coloſſalſtatue des „ſitzenden Moſes", die wohl als das großartigſte Werk der ganzen italieniſchen Bildhauerkunſt erachtet werden kann. Mehrere angefangene, für dieſes Grabmal beſtimmte Arbeiten, die nicht zur Vollendung gelangten, befinden ſich an verſchiedenen Orten, darunter auch die ſogenannten Sclaven im Louvre zu Paris.

Die bewunderungswürdigſte Schöpfung unter allen Werken Michelangelos iſt die Deckenmalerei in der Sixtiniſchen Capelle. Die Capelle iſt etwa 125 Fuß lang und 43 Fuß breit. Die Decke bildet ein flaches Gewölbe mit Seitenſtichkappen, deren Anordnung in Gemäßheit der Fenſter an

jeder der Lang- und an einer der Querſeiten gegeben war. Berückſichtigt man die Flächen, welche dieſe Kappen ſammt den zugehörigen Lünetten bieten, ſo wird man annehmen müſſen, daß die ganze Malerei mindeſtens ſechs Tauſend Quadratfuß umfaßt. Dieſe ungeheure Fläche bedeckte Michelangelo in dem kurzen Zeitraume von zwanzig Monaten mit dieſen ebenſo geiſterfüllten wie techniſch vollendeten Bildern, eine Leiſtung, die wohl in der ganzen Geſchichte der Malerei einzig daſtehen dürfte. In ſpäteren Jahren malte er dann an der großen hintern Schlußwand der Capelle das Weltgericht, ſo daß hier von ſeiner Hand eine Folge von Darſtellungen vereinigt iſt, welche die Schickſale der Welt und des Menſchen in ſymboliſchen Bildern und Geſtalten, die durch Bibel und Ueberlieferung geheiligt ſind, ſchildern. Da ſehen wir, daß Gott es iſt, der Erde und Himmel gemacht und den Menſchen geſchaffen hat. Aber der Menſch wendet ſich von ihm, und der Sündenfall, deſſen Darſtellung ſich hier anſchließt, eröffnet die Kette der menſchlichen Leiden. Das Opfer, welches der Gottheit dargebracht wird, iſt nicht kräftig genug, um Erlöſung von dieſen Leiden zu bringen. Im Gegentheil, deutlicher werden dieſe dem Auge des Beſchauers vorgeführt: äußere Drangſale macht die Sündfluth anſchaulich, innere, ſittliche Uebel die Trunkenheit des Noah. Das ſind die Bilder, welche in der Mitte der Decke den langen Spiegel des Gewölbes einnehmen. Sie verkünden, wie alles Erſchaffene von Gott ſtammt, wie aber der Menſch, dieſe Abſtammung vergeſſend, in Sünde verfallen iſt und nun nicht aus eigener Kraft vermag, den ihm hieraus entſproſſenen Leiden ſich zu entraffen. Eine architektoniſche Umrahmung umgiebt dieſe Bilder und architektoniſche Gliederungen trennen die Einzelnen derſelben von einander. Weiter aber wird dieſe Umrahmung durch Stützen aufgenommen, welche an den Zwickeln der Wölbung zwiſchen den Stichkappen aufſteigen. Dieſer geſammte architektoniſche Theil des Werkes iſt im Sinne baukünſtleriſcher Symbolik reich mit figürlichem und anderem Schmucke ausgeſtattet, aber dieſe kleineren Geſtalten treten zurück gegen jene mächtigen und heroiſchen Figuren, welche an den Zwickeln, zwiſchen jenen Stützen ſitzend, gemalt ſind. Es ſind die Propheten und Sibyllen. Sie umgeben wie ein großartiger Kranz jene mittleren Bilder und vertreten den Gedanken, daß das Heil und die Erlöſung, welche der Menſch aus ſich ſelbſt nicht zu finden vermag, von ihnen im Voraus verkündet worden iſt. In den Stichkappen und Lünetten ſind dann die Vorfahren Chriſti dargeſtellt. Weiter führte Michelangelo dieſen Gedanken nicht, denn die Geſchichte des Heilands war bereits durch ältere Meiſter an der einen Langſeite und an der Eingangswand in einigen Gemälden veranſchaulicht worden. Als er deshalb in ſpäteren Jahren ſein Werk durch ein neues großes Fresco an der Altarwand der Capelle weiterzuführen hatte, war es folgerichtig, daß zu dem Inhalte deſſelben das Weltgericht ge-

wählt wurde. Wie Gott die Welt und die Menschen geschaffen, so muß er auch die Menschen der ganzen Welt richten. Diejenigen, welche die Heilsbotschaft aufgenommen, wird er zu sich rufen, und die, welche in der Sünde verstockt blieben, wird er von sich stoßen. Diese Vorstellung, welche allen religiös gereifteren Völkern eigen ist, und die in vorchristlichen Zeiten besonders rein und schön durch Platon dargelegt wurde, braucht nicht im Sinne eines abgegrenzten Dogma, als Handlung eines einzigen künftigen Tags, des jüngsten Tages, angesehen, sondern sie kann ohne Zwang gleichnißweise als ein Ereigniß aufgefaßt werden, das sich fortdauernd jeden Tag im Innern des Menschen durch alle Geschlechter hindurch vollzieht. In diesem, der Kunst näher liegenden Sinne aufgefaßt, spiegelt eine Darstellung des jüngsten Gerichtes den Gewissenszustand ab, der thatsächlich ununterbrochen in der gesammten Menschheit vorhanden ist. Solche Darstellung ist also inhaltlich mit den tiefsten Interessen der Menschheit verknüpft.

Doch suchen wir jetzt den großen Künstler wieder auf, nachdem er die Deckenmalerei der Sixtina beendet hatte.

Wahrscheinlich widmete Michelangelo, nachdem er sich einige Erholung von der übermäßig anstrengenden Arbeit hatte gönnen müssen, sich jetzt ganz dem Grabmale Julius II. Allein als dieser Papst im Jahre 1513 starb, war das große Werk bei Weitem noch nicht vollendet. Sein Nachfolger, Leo X., Sohn jenes großen Mediceers Lorenzo il Magnifico, und ein Jugendfreund des Michelangelo, trat mit seinen Wünschen und Aufträgen dazwischen. Zunächst sollte der Meister die fehlende Vorderseite der Kirche San Lorenzo zu Florenz bauen. Diese Kirche war vor etwa hundert Jahren von Seiten der Mediceer durch Filippo Brunelleschi neu errichtet worden. Aber wie bei so vielen Kirchen in Italien, war die Façade nicht zur Ausführung gekommen. Dieses wollte nun Leo durch Michelangelo nachholen. Allein obgleich bereits der Künstler umfassende Vorarbeiten eingeleitet hatte, so mußte die Sache doch liegen bleiben, denn die päpstliche Casse hatte ein gleichzeitiger Krieg in Oberitalien geleert. So steht noch heute San Lorenzo da, dem Beschauer den beleidigenden Anblick einer in den Ansätzen des Steinverbandes roh dastehenden Backsteinmauer als Façade einer so herrlichen Kirche darbietend. Auf diese Weise waren fünf Jahre ohne eine eigentliche künstlerische Leistung vergangen. Wahrscheinlich, um den Meister für diese traurige Erfahrung zu entschädigen und überhaupt sich die Dienste desselben zu sichern, gab ihm Leo eine neue Aufgabe. Zwei Angehörige des Papstes, sein Bruder Giuliano und sein Neffe Lorenzo, waren gestorben und es sollte diesen nun bei der Kirche San Lorenzo eine Grabcapelle errichtet werden. Michelangelo begann den Bau im Jahre 1520. Die Capelle ist quadratisch und nach oben durch eine überhöhte Hängekuppel geschlossen. An der Rück-

ſeite ſpringt eine kleine Apſis aus. Die Wand gegenüber enthält drei Statuen, deren mittlere, nicht vollendete, Maria mit dem Kinde darſtellt. An beiden Seitenwänden ſtehen die Grabmäler. Es ſind kleine Marmorſarkophage, auf deren Deckeln je eine männliche und eine weibliche Figur liegen, während darüber die in den Niſchen ſitzenden Geſtalten der beiden Verſtorbenen dieſe Anordnung in künſtleriſch bewährter und vorzüglicher Weiſe abſchließen. Die liegenden Figuren ſtellen die vier Tageszeiten, die Morgenfrühe und den Abend, den Tag und die Nacht dar. Sie vertreten alſo in perſonificirenden Geſtalten hier über den Gräbern den Gedanken, daß die Zeit die Beſiegerin der Menſchheit iſt. Die Flüchtigkeit unſerer Erdentage vom erſten ſchmerzlichen Erwachen bis zum letzten Schlaf wollen ſie vor das Auge ſtellen. Die Männer ſind in ſtarken herkuliſchen Bildungen, die Aurora als Jungfrau und die Nacht, die ſchon in den alten heiligen Geſängen die „Mutter Nacht" heißt, in den Formen des mütterlichen Weibes gehalten. Im Jahre 1533 arbeitete Michelangelo zuletzt an dieſen Werken, ſie endlich zum Theil unvollendet der Nachwelt in dem Zuſtande hinterlaſſend, wie wir ſie noch heute ſehen. Der Abbruch der Arbeit hatte politiſche Gründe. Es war der Fall der alten Freiheiten ſeiner Vaterſtadt und die Einſetzung des mediceeiſchen Fürſtenthums, wie dies in Folge der langen Belagerung und endlichen Einnahme der Stadt durch Karl V. im Jahre 1530 geſchah, welche dem von leidenſchaftlichem Patriotismus erfüllten Michelangelo tief zu Herzen gingen, und die ihn endlich beſtimmten, in eine freiwillige Verbannung zu gehen. Seitdem lebte er ausſchließlich zu Rom. Seine Vaterſtadt hat er trotz der dringendſten und oft wiederholten Einladungen der Herzöge nie wieder betreten.

In die Zeit, welche durch die Arbeiten in der Capelle von San Lorenzo bezeichnet iſt, fällt noch die Bildſäule des Chriſtus in der Kirche Santa Maria ſopra Minerva zu Rom und der Bau des prächtigen Saales für die Laurentianiſche Bibliothek, dicht neben der Kirche San Lorenzo zu Florenz. Nachdem dann im Jahre 1534 Clemens VII., Vetter und, wenn man von der kurzen Regierungszeit Hadrians VI. abſieht, auch Nachfolger Leos X., geſtorben war, wurde Alexander Farneſe unter dem Namen Paul III. Papſt. Dieſer hatte große Pläne mit Michelangelo. Er ernannte den Künſtler ſogleich zum oberſten Baumeiſter, Bildhauer und Maler des Vaticans und übertrug ihm im Beſondern das große Fresco des Weltgerichtes an der Altarwand der Sixtiniſchen Capelle. Im Jahre 1535 begann der Meiſter dies umfaſſende Werk und am Weihnachtstage des Jahres 1541 wurde es feierlich der Oeffentlichkeit übergeben.

Der letzte Theil von Michelangelos Leben iſt ganz vorzugsweiſe durch Arbeiten baukünſtleriſcher Art in Anſpruch genommen. Zwar fehlte es auch

an ſolchen auf dem Felde der Bildhauerei und Malerei nicht, aber dieſe laſſen ein bedeutendes Sinken der Kräfte erkennen, wie namentlich die in den Jahren 1549 und 1550 entſtandenen Fresken der Capella Paolina im Vatican und die gleichzeitige Marmorgruppe der Kreuzabnahme, welche hinter dem Hochaltar im Dome zu Florenz ſteht. Dagegen zeigen die architektoniſchen Entwürfe die alte Größe und Kühnheit des Geiſtes; ja durch einen derſelben hat er in entſcheidender Weiſe ſeinen Namen dauernd mit der Geſchichte des größten Bauwerkes der Renaiſſance verbunden. Michelangelo war nämlich nach dem Tode des Antonio da San Gallo im Jahre 1547 zum Baumeiſter von Sanct Peter ernannt worden, und als ſolcher machte er auch den Entwurf und das Modell zur großen Kuppel, nach denen dann, etwa vierzig Jahre ſpäter, die bewunderungswürdige Unternehmung wirklich ausgeführt wurde. Was den Gedanken des ganzen Bauwerkes betrifft, ſo war Michelangelo zum erſten Entwurfe des Bramante zurückgekehrt und hatte für den Grundriß das griechiſche Kreuz mit einer Vorhalle angenommen. Später wich man bekanntlich hiervon ab und verlängerte den vordern Arm des Kreuzes, ſo daß der Grundriß die Geſtalt des lateiniſchen Kreuzes erhielt, gerade nicht zum Vortheil der einheitlichen Geſammtwirkung dieſes gewaltigen Raumes. Außer bei Sanct Peter war der Meiſter beſonders noch auf dem Capitole thätig, wo er den in der Mitte des Hügels befindlichen Platz ſo anordnete und mit Gebäuden umgab, wie er heute noch daſteht. Ferner baute er am Farneſiſchen Palaſte, an der Kirche San Giovanni de Fiorentini, an den Befeſtigungen und Thoren Roms, unter denen beſonders die Porta pia vom Jahre 1560 hervorgehoben werden dürfte, und an anderen Bauten der ewigen Stadt. Auch fertigte er ein Modell zur Treppe der Laurentianiſchen Bibliothek in Florenz an. Ueber dieſen Arbeiten waren denn die Jahre des Greiſenalters dahingegangen und die Tage des Meiſters waren gezählt. Am 18. Februar 1564 gab der große Künſtler ſeinen Geiſt auf, nachdem er neunundachtzig Jahre lang auf dieſer Erde gewandelt hatte. Die Leiche wurde nach Florenz übergeführt und am 12. März mit angemeſſener Feierlichkeit in der Kirche Santa Croce, der Walhalla der Florentiner, beigeſetzt.

Betrachten wir die Schöpfungen des großen Künſtlers, ſo müſſen wir neben jener angedeuteten charakteriſtiſchen Eigenthümlichkeit ihrer Geſammterſcheinung, vorzugsweiſe die gewaltige Herrſchaft über alle künſtleriſchen Darſtellungsmittel, ſowie die Kühnheit und die Tiefe des erfindenden Künſtlergeiſtes bewundern. Blicken Sie hin auf die Sixtiniſchen Malereien mit der Fülle ihrer Bilder und Geſtalten, hin auf die Grabmäler von San Lorenzo, den Moſes und die Pietas, hin auf die Bauwerke des Capitols und die Kuppel von Sanct Peter, und werfen Sie die Frage auf, wie viel Meiſter denn in Jahrhunderten ihm gleich kamen im

Verſtändniß der Perſpective und der Anatomie, in der Führung des Pinſels und des Meißels, in der Kenntniß der architektoniſchen Kunſtformen und der ſchwierigſten Conſtructionsweiſen? Mit derſelben Leichtigkeit beherrſcht er die menſchliche Geſtalt in ihrem Bau und ihren Bewegungen, wie die Zuſammenfügung kühnſter Gewölbeformen. Mit wiſſenſchaftlicher Schärfe geht er zergliedernd in alle Theile des menſchlichen Körpers, und wenn er arbeitet, ſo ſtehen ihm deſſen Formen und Verhältniſſe derart zu Gebote, daß er in den mannichfachſten Darſtellungen derſelben mit königlicher Freiheit ſich bewegt. Und an Reichthum der Typen ſeiner Geſtalten erſcheint er faſt unerſchöpflich. Wie ſticht dieſe fertige und vollkommene Sicherheit gegen das mühſelige Verfahren mittlerer Talente ab, die nicht Einen Schritt ohne Modell und Gliedermann machen können. Umſtändlich werden da Stellungen und Gewandungen verſucht, ängſtlich werden ſie nachgezeichnet und im Beſitze ſolcher Hülfsmittel wird dann endlich die Arbeit mit ſchwerfälligem Fleiße in langer Zeit zu Stande gebracht. Das war nicht die Art Michelangelos. Wenn das Bild in ſeiner Phantaſie geboren war, ſo hatte die Hand keine Ruhe bis ſie ein erſtes Abbild deſſelben in die Erſcheinung geſetzt hatte, und dann ging es, wenn keine äußeren Hinderniſſe dazwiſchen traten, mit Feuereifer an die völlige Ausführung. Wie ein geübter Tonkünſtler über Saiten und Taſten die Finger gleiten läßt, um Klänge hervorzuzaubern, die das menſchliche Herz bewegen, ſo ſpielte Michelangelo gleichſam mit den Formen des menſchlichen Leibes, den er in den mannichfaltigſten Lagen und Stellungen darſtellte, um Handlungen, Charaktere, Stimmungen und Gedanken auszudrücken. Und dabei war es ihm gleich, ob er mit Farben kunſtreich an Wand und Decken ſich erging, oder ob er dem Marmor Leben einhauchte. Er ſtand immer frei über dem materiellen Stoffe ſeiner Kunſtwerke, den er nach allen Richtungen des Techniſchen hin mit Staunen erregender Meiſterſchaft beherrſchte. Und wenn er ſo gleich groß als Bildhauer wie als Maler in völliger Einheit ſeiner künſtleriſchen Perſönlichkeit daſteht, ſo nimmt er doch auch als Baumeiſter an dieſer Einheit Theil. Denn damals gingen die Künſte nicht ins Einzelne auseinander, ſondern ſie lebten zuſammen. Damals war eine wahrhafte Ausbildung in Einer Kunſt nicht denkbar ohne den Beſitz gewiſſer Kenntniſſe und Fertigkeiten in den beiden andern; und namentlich Michelangelo faßte die Baukunſt ſo wenig als etwas von den beiden andern Künſten Getrenntes auf, daß er meinte, es könne Niemand ein in den Verhältniſſen, Gliederungen und Formen ſchönes Bauwerk hinſtellen, der nicht aus der Anatomie des menſchlichen Körpers die Grundſätze ſchöner Verhältniſſe, Gliederungen und Formen habe kennen lernen. Dieſe ſtaunenswerthe Beherrſchung aller Mittel der Darſtellung in allen drei Künſten war aber bei Michelangelo gleichſam nur auf ſtofflichem und techniſchem Gebiete das Wider-

ſpiel des erfindenden Künſtlergeiſtes, der in allen drei Künſten gleich bedeutenden und außerordentlichen Werken das Daſein gab. In dieſem Sinne ſagt Goethe bewundernd von ihm: „Die innere Sicherheit und Männlichkeit des Meiſters, ſeine Großheit geht über allen Ausdruck.“ Ob wir den Blick in die hoch über unſere Häupter emporgehobene Rieſenkuppel von Sanct Peter erheben, ob wir unſere Seele in die Marmorgebilde der Capelle von San Lorenzo verſenken, oder ob wir unſer Auge über die Farbenwelt der Sixtiniſchen Malereien wandeln laſſen: wir werden immer das Walten deſſelben gewaltigen Geiſtes empfinden, der in ſeiner Phantaſie die Höhen und Tiefen der Menſchheit durchmeſſen, und nun mit der höchſten Kühnheit und Kraft die Ideale ſeiner Einbildungskraft verwirklichte. Nur ſo aufgefaßt und verſtanden, wird Michelangelo richtig gewürdigt werden können. Denn wollte man dieſen Geſichtspunkt auf den Urſprung der Werke des großen Künſtlers aus deſſen begeiſterter Seele unberückſichtigt laſſen und lediglich verſuchen, dieſe Werke als die Erzeugniſſe der außerordentlichſten techniſchen Meiſterſchaft zu erklären, wie dies wohl geſchehen, ſo würde man nothwendig in ſehr ſchwere Irrungen verfallen. Nicht in äußerlicher Weiſe nach Art der Virtuoſen hat Michelangelo ſeine Werke gemacht, ſondern aus ſeinem Innern hat er ſie geboren, und ihnen dann mit ſeiner Hände Arbeit den ſichtbaren Leib, d. h. die künſtleriſche Geſtaltung in wirklichem Stoffe, verliehen. Dieſe Wahrheit ſpricht aus den Werken des Meiſters mit deutlichen Anzeichen, und ſie iſt uns außerdem durch den eigenen Mund deſſelben verkündet und verbürgt. In einem ſeiner Sonette ſchildert er das Weſen ſeiner Kunſtübung; er ſagt:

Kaum daß die Kunſt, ſo hoch und göttlich Geſtalt und Thaten
Eines Menſchen faßt, ſo macht ſie gleich in dürftigem Stoffe
Von ihm ein einfaches Modell als erſte Frucht,
Und ſo belebt ſie ihren Gedanken.

Aber zum zweiten dann in hartem Stein voll Leben
Erfüllen ſich die Hoffnungen des Schlägels;
Draus neu geboren und gemacht ohn Fehl in Schönheit
Iſt er doch nur ein Denkmal, das ihren Ruhm verkünde.

Das innere Schaffen, das Entſpringen des Bildes in der Phantaſie iſt ihm die Hauptſache. Sehr entſchieden drückt er dies auch noch in einem anderen ſeiner Sonette ſo aus:

Wenn dann die Zeit beleidigend, hart und grauſam
Ihn bricht und zerrt und ganz entgliedert;
So ruht die Schönheit, die einſt war, doch drinnen
In dem Gedanken, den er nicht umſonſt empfing.

Hiermit iſt alſo der Weg des Arbeitens von Außen her ausgeſchloſſen, und es kann nicht angefochten werden, daß die Gebilde des Michelangelo von

Innen heraus nach dem Geiſte entſtanden, daß ſie im wahren Sinne ideale künſtleriſche Schöpfungen ſind.*) Dieſer Urſprung der Werke des Michelangelo aus dem Innern erklärt auch die innere Verwandſchaft aller derſelben, den beſtimmten ſtiliſtiſchen Charakter, der ihnen Allen eigen iſt. Der ſtiliſtiſche Charakter aber iſt nicht wohl zu bezeichnen, ohne zugleich den Geiſt überhaupt zu ſchildern, aus welchem jene Malereien und Bildwerke entſprangen. Dieſen aber wiederum finden wir durch alle Fäden ſeines Daſeins mit der Geſammtcultur Italiens im Zeitalter des Humanismus verbunden und verwachſen. Ein Bild vom Geiſte Michelangelos mit Worten zu geben, würde alſo eine ſehr weitſchichtige Sache ſein. Nur einige der weſentlichſten Beziehungen geſtatte ich mir deshalb hier kurz anzudeuten.

Die ganze italieniſche Kunſt ſeit Cimabue und Giotto, und ganz vorzugsweiſe die Kunſt des an Geiſtern und Talenten ſo überreichen Florenz beruhte von Haus aus auf dem Grunde der Religion, jener Religion, die allmählich ganz und gar mit den Gedanken und Grundſätzen des claſſiſchen Humanismus ſich verſchwiſterte. Nach und nach breitete ſich ſogar die Verehrung des Alterthums und das Beſtreben, demſelben nachzueifern, ſo aus, daß in den Blüthentagen der italieniſchen Kunſt, unter Julius und Leo, der Geiſt der höchſten Claſſicität ſeinen Stempel auf alle Gebilde der bevorzugteſten Geiſter der Nation, namentlich auch auf die Werke chriſtlichen Inhalts drückte. Dieſe Claſſicität war aber ein Gegenſatz einerſeits gegen das mittelalterliche Weſen, aus dem ſie ja gerade mit Hülfe des Humanismus ſich emporgerungen, andererſeits gegen jenes engherzige und eiferſüchtige Kirchenthum, welches ſeit der Mitte des ſechzehnten Jahrhunderts unter den Händen der Jeſuiten ſich bildete. Die Renaiſſance mit ihrer Claſſicität ſteht mitten inne. Da aber die ganze Culturbewegung des humaniſtiſchen Zeitalters keinen vollkommeneren, höheren und glanzvolleren Ausdruck gefunden hat als in den Werken der Kunſt, ſo iſt die Frage von ſelbſt gegeben: wie ſtehen dieſe höchſten Werke der Kunſt zur Grundlage, aus der ſie, vermittelt durch eine lange Reihe vorbereitender Werke, doch zuletzt entſprungen waren, wie ſtehen ſie zur Religion? Auf dieſe Frage geben die Werke Michelangelos eine Antwort, aber nicht eine erſchöpfende. Will man dieſe Antwort ganz und erſchöpfend haben, ſo muß man aus der Capella Siſtina wenige Schritte hinüber thun in die Zimmer Rafaels. Nur an beiden Orten zuſammengenommen wird ſich das Geheimniß enthüllen. Dieſes Geheimniß beſteht in der Erkenntniß, daß die damalige Weltanſchauung der Gebildeten überhaupt eine beinahe allgemein gültige und claſſiſche geworden war, daß man an der chriſtlichen Religion und den ererbten Ordnungen der Kirche zwar feſthielt, daß aber die

*) Vergl. des Verfaſſers „Italieniſche Blätter" S. 271 u. a. a. O.

Religion doch nicht mehr die treibende, innerſte Kraft der Kunſt war. Wie aber, wären denn jene großen Männer etwa irreligiös geweſen? Und wären ſonach ihre religiöſen Malereien eine Lüge? Gewiß nicht. Wenn aber ehedem die Künſtler mit ihren Werken im Dienſte der Religion ſtanden, wenn die Kunſt aus der Religion entſproſſen und in dieſer gegründet war, ſo hatten die Künſtler der claſſiſchen Zeit in der Kunſt ſelbſt ihre Religion geſucht und gefunden. Das Verhältniß zwiſchen Kunſt und Religion war völlig ausgereift, das Bewußtſein von der Heiligkeit der Kunſt im Künſtler ſelbſt zur reinſten Entfaltung gelangt. Indem der Künſtler ſchuf und arbeitete, fühlte er und erkannte er ſich im Dienſte Gottes. „Die echte Malerei" — ſagt in dieſem Sinne Michelangelo — „iſt edel und fromm durch den Geiſt, in dem ſie arbeitet; denn nichts erhebt die Seele des Einſichtigen mehr und führt ſie zur Frömmigkeit, als die Mühe, etwas Vollendetes zu ſchaffen. Gott aber iſt die Vollendung, und wer dieſer nachſtrebt, ſtrebt dem Göttlichen nach. Kurz, die wahre Malerei iſt nur ein Abbild der Vollkommenheit Gottes." So arbeiteten jene großen Künſtler. Frei und kühn gingen ſie nach allen Richtungen des menſchlichen Geiſtes und überall fanden ſie — Gott! In der Stanza della Segnatura hat Rafael dieſer reifſten Blume humaniſtiſcher Anſchauung und Bildung das ſchönſte und umfaſſendſte Denkmal geſetzt, indem er mit gleicher Liebe, gleicher Hingabe, gleicher Kunſt jene unſterblichen Fresken malte, welche die Religion, die Rechtsordnungen, die Wiſſenſchaft und die Kunſt darſtellen und die man Disputa, Jurisprudenz, Schule von Athen und Parnaß zu nennen pflegt. Und Michelangelo ſtieg zu den Problemen des menſchlichen Daſeins hinab und ſchilderte in ergreifenden Bildern den Urſprung, den Fall, die Leiden und die Hoffnungen deſſelben. Aber bei aller grundſätzlichen Uebereinſtimmung in vielen Stücken, welch ein Unterſchied war es doch bei beiden Meiſtern! In reinen, edlen Formen, geleitet durch die Zauberformel des ſchönen Maßes, hat Rafael ſeine Bilder mit claſſiſchem Stilgefühle entwickelt; einladend und lebensfroh, freudig und anziehend blickt aus ihnen der Meiſter dem Beſchauer entgegen. Michelangelos großartige Kraft jedoch verräth einen Drang in das Ungemeſſene, ein Gemüth, dem die naive Lebensfreudigkeit fehlt, und einen Geiſt, der den metaphyſiſchen Räthſeln, die hinter den bunten Erſcheinungen dieſes Lebens ſchlummern, nicht fremd geblieben iſt. Der klaren Geſetzmäßigkeit Rafaels ſteht bei ihm das kühne Beſtreben gegenüber, Form und Geſtalt ſeiner Schöpfungen ganz den Gedanken, die er ausdrücken will, dienſtbar zu machen; und dabei hat er nur die Abſicht, eben ſeine Gedanken in ſeiner Weiſe darzuſtellen. Da er nun aber wie ein König über die Mittel der Darſtellung herrſcht, gewinnt die Handhabung der Formen bei ihm den Anſchein eines leichten Spieles, obwohl ſie reifſtes Wiſſen, vollkommenſte Uebung und höchſte Sicherheit vorausſetzt. Dieſe Eigenſchaft in Michel-

angelos Werken, nämlich die, daß die größten Schwierigkeiten der Darſtellung wie in ein Spiel verwandelt ſcheinen, und die, daß ein Geiſt von Kühnheit, Tiefe und Selbſtändigkeit ſich hier offenbart, verleihen dieſen Werken ſelbſt eine höhere und geheimnißvolle, ja eine dämoniſche Kraft. Deshalb iſt es eine feſtſtehende Erfahrung, die unzählige Kunſtfreunde und Künſtler in Rom, ein Goethe, ein Cornelius an ihrer Spitze, gemacht haben, daß man aus der Sixtiniſchen Capelle nicht in die Zimmer und Loggien Rafaels gehen ſolle. Auge und Sinn ſind von jenen Malereien ſo ins Große und Weite geöffnet, daß ſie ſogleich im Augenblicke den richtigen Maßſtab für Rafaels reine Schönheit und heitere Lebensfriſche nicht wieder finden. Es wäre ungerecht, deshalb Rafael dem Michelangelo nachſtellen zu wollen, wie es ungerecht wäre, Mozart geringer zu ſchätzen, als Beethoven, mit welchen beiden großen Meiſtern der Tonkunſt, jene beiden großen Meiſter der bildenden Kunſt nicht, ungeſchickt in Vergleich gebracht werden können. Wenn aber in Rafael, dem vom Glücke im Sonnenſcheine des Daſeins bewunderungswürdig dahin getragenen Meiſter, ſich der Glanz und die Schönheit der Tage Julius II. und Leos X. widerſpiegeln, ſo ſpricht aus Michelangelo der gährende Geiſt, der hinter dem Glanze jener Tage webte, der in den Erſcheinungen dieſes Lebens keine wirkliche Befriedigung fand. Der feſte Mittelpunkt aber in allen Bewegungen dieſes drängenden Geiſtes iſt bei Michelangelo die ſichere religiöſe Grundſtimmung ſeines Gemüthes. Indem er ſo ſeine Kunſt gleichſam wie einen fortwährenden Gottesdienſt auffaßte, war von ſelbſt ſeine Seele fortdauernd auf das Ewige gerichtet. Mit geiſtigem Auge ſchaute er dorthin ins Unvergängliche, aber ſein liebliches Auge ſah nur die Vergänglichkeit der Welt und die Flüchtigkeit der menſchlichen Erdentage. Da lagerte ſich denn im Gemüthe eine ernſte Schwermuth ab, und dieſe gerade iſt es, die ſich in den Werken des Michelangelo ſo oft und ſo deutlich widerſpiegelt. In den blühenden Leibern der Jugend erblickt er ſchon alle Leiden des Lebens und den endlichen unentrinnbaren Tod. Nirgends hat er vielleicht dieſer Auffaſſung des Lebens einen ſchärferen Ausdruck gegeben, als in ſeiner Aurora von San Lorenzo, die ſo beſtimmt ausdrückt, wie ſie ſich nur mit Widerwillen zum neuen Tage, der die alte Laſt des Daſeins mit ſich bringt, erhebt.

Durch dieſe Eigenſchaften ſetzt ſich die Kunſt des Michelangelo in einen grundſätzlichen Gegenſatz zur Antike, die die Götter in das lebensfrohe irdiſche Daſein herabholte. Es iſt deshalb natürlich, daß diejenigen, die ihr Auge vorzugsweiſe an der Antike gebildet und die ideale Schönheit, welche ſie hier gefunden, als eine muſtergiltige erkannt haben, zunächſt durch den Anblick der Werke des großen Florentiners befremdet werden, und es iſt richtig, daß die Werke des Michelangelo im Großen und Ganzen nicht nach dem Maßſtabe reinſter und ganz allgemein gültiger Schönheit richtig beurtheilt werden können,

wenn auch mehrere einzelne Stücke, wie „die Beſeelung des Adam", die Erythräiſche Sybille und Anderes dieſen Maßſtab nicht zu ſcheuen haben. Aber im Durchſchnitt kann der richtige Maßſtab für Michelangelo nur aus der Individualität des Meiſters und dem Verhältniſſe deſſelben zu ſeinem Zeitalter geſchöpft werden. In dieſem Sinne aufgefaßt und verſtanden, zeigt aber Michelangelo nach zwei Seiten hin die höchſte Vollendung italieniſcher Kunſt, indem tiefer als er, ſchöpferiſch und erfindend, kein Künſtlergeiſt gedrungen war, ſicherer als er alle Darſtellungsmittel keine Künſtlerhand beherrſcht hat. So iſt er der Höhepunkt und Grenzſtein echter Kunſt in Italien geworden. Ja, bei ſeinem hohen Alter wuchs er ſelbſt ſchon in eine ihm fremde Kunſtepoche hinein, und er mußte erleben, vereinſamt auf ſeiner Höhe zu ſtehen. Wenn er des Glaubens lebte, daß jede wahre und edle Kunſt fromm ſei, ſo wurde er im Greiſenalter noch belehrt, daß er ſich hiermit zu einer Ketzerei bekenne. Ein Pietro Aretino warf dem großen Meiſter, der im „jüngſten Gerichte" die Heiligen des Himmels und die Auferſtandenen ohne irdiſche Kleider dargeſtellt hatte, deswegen Gottloſigkeit vor, und dem Enea Vico ſchrieb er, daß deswegen dieſe Malereien den Michelangelo unter die Lutheraner bringen könnten. In der That wollte Papſt Paul IV. noch bei Lebzeiten des Meiſters aus dieſem Grunde das gottloſe Bild vernichten laſſen, und nur mit Mühe gelang es, ihn davon zurückzuhalten, aber die ſchlimmſten Nacktheiten mußte Daniele da Volterra doch mit rechtgläubigen Gewändern zudecken. So zeigte ſich an, daß das innere Verſtändniß des einzigen Künſtlers bei ſeinem Volke erloſchen war, und zugleich mußte er ſehen, wie in der Kunſt rings um ihn her Manierismus und Virtuoſenthum ſich breit machten, wie gerade ſeine eigenen Nachahmer in der Entartung am weiteſten gingen. In des Wortes voller Bedeutung hatte ſich Michelangelo als Künſtler, in Bezug auf die Zeit ſeiner Blüthe, ſelbſt überlebt. Um ſo mehr zog er ſich auf ſich ſelbſt zurück und lebte innerlich als Menſch in jener Friſche der Jugend fort, wie ſie wahres Geiſtesleben ſelbſt dem Greiſe verleiht. Ja, die letzten Jahrzehnte ſeines Lebens grade zeigen ihn uns immer reifer und edler, und wenn wir auf Michelangelo als Menſchen blicken, verweilen wir vorzugsweiſe gern bei dem Greiſe.

Der Grundcharakter Michelangelos iſt freilich immer derſelbe geblieben, aber mit den Jahren des Alters gewann er eine größere Milde. Zwar verlor er an Leidenſchaftlichkeit nicht, aber dennoch treten die ſchönen Züge deſſelben reiner und leuchtender hervor. In treffender Weiſe ſchildert ihn ein Wort Soderinis. Als Michelangelo an der Thür des Vaticans auf Befehl Julius II. zurückgewieſen und danach aus Rom entflohen war, drang der Papſt wiederholt in die Signoria von Florenz, ihm den Künſtler zurückzuſchicken. Aber Michelangelo ließ den Papſt ſagen, er werde ihm, nachdem

ihm seine treue Anhänglichkeit so schlecht vergolten, nicht wieder vor das Angesicht kommen; Seine Heiligkeit möge sich einen andern Bildhauer suchen. Julius jedoch ruhte nicht und Soderini als Gonfaloniere erklärte dem Meister endlich, daß man seinetwegen die Republik nicht mit dem Papste in einen Krieg stürzen könne, er solle also gehen. So ging er zum Papst zurück, dem äußeren Scheine nach als ein Schuldiger. Wie sehr man aber auch seine kühne Selbständigkeit, selbst einem Julius gegenüber, wenn er ungerecht beleidigt worden war, anerkannte, bezeugt ein Brief, den Soderini ihm mitgab. Er wurde da als ein vortrefflicher Mann und ausgezeichneter Künstler gerühmt und dann hieß es, deutlich auf die Fehler weisend, die man in Rom ihm gegenüber begangen, von ihm: „Er ist von der Art, daß man mit guten Worten und Freundlichkeit von ihm Alles, was man will, erreichen kann. Man muß ihm Liebe zeigen und Wohlwollen erweisen, und er wird Dinge thun, die jeden, der sie sieht, in Erstaunen setzen.“ In diesen Worten liegt der Schlüssel zum Charakter des großen Mannes. Wie sehr auch bisweilen Heftigkeit, Selbstgefühl, Thatkraft und Zorn die Natur des Mannes, wenn dieselbe durch Ungerechtigkeiten und Anmaßungen boshafter Neider herausgefordert wurde, zu gewaltsamen Handlungen fortgerissen, stets war der letzte Beweggrund seines Thuns ein guter und rechter, und niemals ist Liebe und Wohlwollen an ihn herangetreten, ohne ihn zu besiegen und zu den würdigsten Aeußerungen anzuregen. So kann es denn auch nicht überraschen, daß die Liebe selbst über den mehr als Sechzigjährigen ihre alte Kraft nicht verlor, ja daß sie, wie sie selbst rein und fast heilig war, sein eigenes Wesen verklärte und die Tage seines Greisenalters mit einem besonderen Zauber umgab.

Der Gegenstand dieser Liebe war Vittoria Colonna, wohl die edelste Frau Italiens im sechzehnten Jahrhundert. Als sie im Jahre 1536 Michelangelo näher trat, war sie sechsundvierzig Jahre alt. Sie war die Wittwe des Ferrante d'Avalos, Marchese di Pescara, eines berühmten Feldherrn seiner Zeit, und stammte aus dem alten römischen Hause der Colonna. In ganz Italien wurde sie als Dichterin hoch gefeiert. Die Liebe zu dieser Frau öffnete alle edlen Seelenkräfte des Meisters und im Gefühle der großen, ihm hierdurch gewordenen Wohlthat hing er mit einer an Ehrfurcht grenzenden Neigung an ihr. Und als sie im Jahre 1547 gestorben war, „stand er entsetzt und wie von Sinnen da“. In rührenden Sonetten, die einen klaren Blick in seine Seele gewähren, hat er diese Liebe besungen, die in ihrer Zartheit und Schönheit allerdings auch nur zwischen hervorragenden und und adligen Geistern denkbar ist, wie Michelangelo und Vittoria Colonna es waren. Diese reine edle Menschlichkeit des großen Künstlers spricht dann weiter fort und fort aus den zahlreichen Briefen, die uns von ihm, besonders

aus den letzten Zeiten seines Lebens erhalten sind. Dabei aber nimmt man wahr, wie seine Seele immer stärker und bestimmter sich auf die ewigen Dinge richtet, wie er dem innerlichen Anschauen derselben ganz hingegeben ist, und wie es ihn drängt, dieser Gemüthslage stets neuen und neuen Ausdruck zu geben. Auch erscheint ihm die Welt immer lästiger und trauriger, und bedeutsam ruft er in einem solchen Briefe vom Jahre 1554 aus: „der Mensch soll nicht lachen, wenn die ganze Welt in Thränen liegt".

Aber dieser Seelenzustand bei Michelangelo war nicht weichlich und schwächlich, sondern kraftvoll und männlich; und in seiner künstlerischen Arbeit fand er noch fortdauernd die Vermittlung zwischen seinem inneren geistigen Leben und der Welt. Wie sehr aber diese Denkart, diese Gemüthsrichtung von jeher in seiner Natur lag, wie stark sie in seinen Werken zum Ausdruck kommt, zeigen besonders klar die Malereien in der Sixtinischen Capelle und die Marmorarbeiten von San Lorenzo. Hatte er doch die von ihm geschaffene Nacht, die dort im tiefen Schlafe auf einem der Gräber ruht, glücklich gepriesen, da sie „nichts sehe und höre, während ringsum Niedertracht und Schande dauere". Die Einheitlichkeit und Uebereinstimmung des ganzen Wesens von den Tagen erster bewunderter Meisterschaft bis zu den hohen Jahren des Lebens hin werden aber auf diese Weise durch Werk und Wort klar bezeugt. Nur ganz zuletzt nahm die Seele des Hochbetagten ihren Flug immer mehr und mehr gen Himmel, und das geistige Auge des großen Künstlers lenkte sich von dem Leibe, der an der Schwelle des Grabes stand, mehr und mehr auf die Anschauung eines künftigen Lebens. Diesen Zeiten entstammt ein Sonett, welches, soweit man es durch Uebersetzung wiedergeben kann, so lautet:

Erreicht hat schon der Lauf von meinem Leben,
Im schwachen Schiff auf sturmbewegten Meere,
Den großen Hafen, wo wir Rechnung legen
Von jeder üblen That und jeder frommen.

Und die begeisterungsvolle Phantasie, — so seh ich nun, —
Die aus der Kunst mir schuf Abgott und Fürstin,
War doch mit Irrthum allzusehr beladen.
O, nichtig ist doch unser Aller Streben!

Die freundlichen Gedanken, eitel einst und heiter,
Was thun sie nun, wo Tod zwiefach mir naht?
Des einen bin ich sicher, und der andre droht mir.

Nicht Malen, nicht Bildhauen schafft mehr Ruhe
Der Seele, die auf jene höchste Liebe schaut,
Die aufzunehmen uns, am Kreuz die Arme öffnet.

Diese Reife des inneren Menschen, die sich hier ausspricht und die auch den Werken des Künstlers jenen ernsten Reiz verliehen, welcher das sehende

Auge so mächtig und immer mächtiger fesselt, hatte sich philosophisch und religiös auf dem Boden der Phantasie gebildet. Und fragen wir, wie Michelangelo sich selbst den Erwerb dieser Reife vermittelt hatte, so naht uns die Gestalt des großen Dichters, der, obwohl zweihundert Jahre älter als unser Meister, doch die edelsten Geister Italiens auch zu jener Zeit noch lebendig erfüllte. Zu Dante blickte er hinauf wie zu seinem Lehrer und Meister und durch enge Verwandtschaft des Geistes angezogen, drückte er seine Liebe zu dem Dichter der göttlichen Komödie, den ja auch Verbannung aus der Vaterstadt Florenz getroffen hatte, am Schlusse eines diesen verherrlichenden Gedichtes so aus, „daß er für Dantes harte Verbannung mit dessen Tugenden den glücklichsten Zustand der Welt dahin geben würde". Die Früchte dieses Verhältnisses zu Dante sind nicht nur mittelbare, sondern auch unmittelbare, indem nicht wenig Dantesche Gedanken deutlich und frei in die Malereien des großen Künstlers übergegangen sind.

So erblicken wir denn überall, wo man sich bei der Betrachtung des Michelangelo auch hinwenden mag, Beziehungen der hervorragendsten und bedeutendsten Art, die endlich uns das Wesen des seltenen Mannes in hoher Läuterung und Reife zeigen. Aber das Eingangsthor zu dieser Erkenntniß sind und bleiben die Kunstwerke des großen Meisters. Ein richtiges Verständniß derselben führt von selbst auf jenen Weg, den dann wiederum ihrerseits die Gedichte und Briefe so schön erhellen. Und so begreift es sich, wie die Werke des Michelangelo, ohne aus dem Charakter reiner Kunstwerke heraus und in den Kreis von Tendenzarbeiten hinabzufallen, eben durch den Geist, den den er ihnen eingehaucht hat, eine unerschöpfliche Quelle reiner und edler Lebenskraft für so viele Menschen geworden sind und noch sind. Nur der Ungebildete kann solchen Schöpfungen gegenüber sich erdreisten, von der Kunst als einer Sache des Luxus und Vergnügens zu reden. Wahre und echte Kunst ist kein Spielzeug und Zeitvertreib für die Reichen, sondern eine Lebensquelle und eine Erzieherin aller Wohldenkenden. So erfüllt die Kunst ihre höchste Aufgabe und trägt in Wahrheit dazu bei, humane Bildung recht zu fördern.

Möge der Geist des herrlichen Mannes, der uns zu solchen Betrachtungen einlud, dessen Werke uns zu solchen Gesichtspunkten führten, in seinem Wirken fort und fort lebendig sein, damit noch spät, wenn Jahrhundert um Jahrhundert weiter dahingegangen, künftige Geschlechter sich in denselben Empfindungen mit uns verbinden, wie wir uns jetzt mit den Zeitgenossen Michelangelos, die den Künstler gleich uns verehrten, verbinden. Indem wir hier ein Bekenntniß dieser unserer Verehrung ablegten, reichen wir über Zeiten und Nationen hinweg den ausgezeichnetsten Männern und Frauen die Hand und können so das Wort des Ruhmes uns aneignen und wiederholen, mit dem einst Jene den Zeitgenossen als den „göttlichen" Michelangelo verherrlichten;

denn den Geiſt, der ſchaffend im Menſchen wirkt, darf man ja wohl göttlich nennen. Möge dieſer Geiſt aus den Werken Michelangelos noch viele empfängliche Herzen mit dem Hauche des Göttlichen berühren, möge er in vielen Herzen das richtige Gefühl für die Würde und die Hoheit der Kunſt beleben und ſtärken.

Heinrich Ewald.

Von A. Dillmann.

Vor wenigen Tagen wurde in Göttingen ein Mann zu Grabe getragen, welcher nicht blos als Gelehrter und Meiſter der Wiſſenſchaft zu den hervorragendſten Erſcheinungen unſeres Jahrhunderts zählt, ſondern auch durch ſeine Betheiligung an dem öffentlichen Leben in Kirche und Staat in den weiteſten Kreiſen bekannt geworden und in Vieler Mund und Rede gekommen iſt. Heinrich Ewald, am 16. November 1803 zu Göttingen in niedrigem Stande geboren, zog ſchon frühe durch ſeine ungemeine geiſtige Begabung die Augen von Kennern auf ſich, welche ihm die Erwerbung einer höhern Bildung ermöglichten. Nach raſchem Lauf durch das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, während deſſen er zugleich die einzige ſchwere Krankheit ſeines Lebens, den Typhus, glücklich überſtand, bezog er 1820 die Univerſität daſelbſt, wo er außer den claſſiſchen auch die morgenländiſchen Sprachen mit Vorliebe trieb und ſchon als Student mit ſeiner erſten Schrift über die Compoſition der Geneſis (1823) hervortrat. Nach Beendigung der Studienzeit zuerſt Collaborator am Gymnaſium zu Wolfenbüttel, ſeit Oſtern 1824 Repetent bei der theologiſchen Facultät in Göttingen, wurde er 1827 außerordentlicher, 1831 ordentlicher Profeſſor in der philoſophiſchen Facultät daſelbſt, und erhielt, nach Th. Ch. Tychſens Tod, im Jahre 1835 die Nominalprofeſſur der orientaliſchen Sprachen und Aufnahme in die K. Societät der Wiſſenſchaften. Als einer der ſieben Göttinger von König Ernſt Auguſt am 12. December 1837 ſeines Amtes entſetzt, erhielt er ſchon im Mai 1838 durch König Wilhelm von Württemberg eine Profeſſur in Tübingen, zuerſt eine philoſophiſche, dann 1841 eine theologiſche. Trotz der ſchönen Erfolge ſeiner dortigen Thätigkeit und der Anerkennung, die er fand, wurde es dem eigenartigen Göttinger unter den eigenartigen Schwaben und inmitten der abweichenden Univerſitätseinrichtungen nie recht heimiſch; er benutzte mit Vergnügen im September 1848 den inzwiſchen eingetretenen Umſchwung der Dinge in Hannover, um nach Göttingen in ſeine frühere Stellung zurück-

zukehren. Dieſer ſeiner zweiten, an Kraft, Umfang und Erfolg der erſten nicht nachſtehenden Göttinger Wirkſamkeit ſetzte das Jahr 1866 ein Ziel, indem durch ſeine Verweigerung des Huldigungseides an den neuen Landesherrn ſeine Emeritirung nothwendig wurde, welcher bald darauf wegen ſeines aggreſſiven Auftretens gegen die neue Ordnung der Dinge auch die Entziehung der bis dahin ihm belaſſenen licentia docendi folgte. Seitdem hat er wiſſenſchaftlich nur noch als Mitglied der K. Societät und als raſtlos thätiger Schriftſteller gewirkt. Vom Jahre 1869 an war er Vertreter der Stadt Hannover im Deutſchen Reichstag. Eine vorigen Sommer beim Baden entſtandene und nicht rechtzeitig geheilte Erkältung brachte ſeiner bisher ſelbſt durch das Alter nicht geſchwächten Körperkraft die erſte Erſchütterung, und entwickelte ſich bei ihm allmählich eine Herzkrankheit, welcher er am 4. Mai d. J. erlag.

Ein reicher großartig angelegter Geiſt, ideal gerichtet, genialen Weſens, mit unbeugſamer ſittlicher Willenskraft, bedürfnißlos gewöhnt, auf alle Genüſſe gerne verzichtend und zu jeder Entſagung bereit, im Beſitz einer faſt unverwüſtlichen Geſundheit und einer weit über das gewöhnliche Maaß hinausgehenden Arbeitskraft, herangebildet an der Hand tüchtiger Lehrer und unter den Einflüſſen einer damals in voller Blüthe und wohlverdientem Ruhm ſtehenden Univerſität, hat er ſich nur hohe Ziele geſteckt und ſie auch im Sturmesſchritt erreicht. Was er wurde, iſt er zumeiſt durch ſich ſelbſt, durch die ganze urſprüngliche Kraft ſeines Geiſtes geworden, und er hat in kurzer Zeit ſeine Lehrer und übrigen Fachgenoſſen weit überholt. Noch als junger Mann von 20—30 Jahren griff er in die damaligen orientaliſchen und bibliſchen Studien reformatoriſch ein, und verbreitete in einer ganzen Reihe raſch auf einanderfolgender Schriften, von denen die Studentenſchrift über die Geneſis nur ein unreifer Vorläufer geweſen war, über die mannichfaltigſten Gegenſtände neues Licht, eröffnete neue Bahnen. Die Unterſuchungen de metris carminum Arabicis 1825, über die älteren Sanskritmetra 1827, die Erklärung des Hohenliedes 1826, die kritiſche Grammatik der hebräiſchen Sprache 1827, der Commentar zur Apokalypſe 1828, die Abhandlungen zur orientaliſchen und bibliſchen Literatur 1832, die grammatica critica linguae Arabicae 1831—1833 waren eben ſo viele wiſſenſchaftliche Thaten und Entdeckungen, Werke, deren Kern und Weſen ſich ſpäter bewährt hat und zu allgemeiner Anerkennung gekommen iſt. Inzwiſchen kamen die Zeiten, wo die orientaliſchen Studien von ihrer Anlehnung an die bibliſchen Studien ſich mehr und mehr losmachten, und Einzelpflege durch einzelne Männer mit Einſetzung der vollen Manneskraft verlangten. Die Einſicht darein führte ihn 1837 im Verein mit C. v. d. Gabelentz, Laſſen, Koſegarten, Neumann, Rödiger, Rückert zur Gründung der Zeit-

ſchrift für die Kunde des Morgenlandes (der Vorgängerin der Zeitſchrift der deutſchen morgenländiſchen Geſellſchaft), deren drei erſten Jahrgänge unter ſeiner Aufſicht in Göttingen, die folgenden unter Laſſen's Redaction in Bonn herauskamen. Ewald, obwohl über ſämmtliche ſemitiſche Sprachen nicht blos, ſondern auch über Perſiſch, Sanskrit, Armeniſch, Türkiſch und Koptiſch regelmäßig oder nach Bedürfniß Vorleſungen haltend, auch alle die neueren Forſchungen über die phönikiſchen, himjariſchen u. a. Inſchriften immer mit regſtem Intereſſe und ſelbſtthätiger Theilnahme verfolgend und fördernd, zog ſich doch in ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit mehr und mehr auf die bibliſche Literatur und Sprachen zurück. Seine hebräiſche Grammatik vervollkommnete er in immer neuen, gründlicheren und erweiterten, Umarbeitungen bis 1870 allmählich zu einem Meiſterwerk erſten Ranges; allerlei linguiſtiſche Aufſätze, zuletzt ſeine ſprachwiſſenſchaftlichen Abhandlungen 1861 ff. lagern ſich an jene, wie Außenwerke an die Feſtung an. Sein ausgedehnteſtes und ergiebigſtes Arbeitsfeld wurde nun die bibliſche Wiſſenſchaft, in welcher er nicht minder bahnbrechend der Reihe nach die poetiſchen Bücher des Alten Teſtaments in 2 Bde. 1835 ff., die Propheten in 2 Bden. 1840 ff., die Geſchichte und Alterthümer des Volkes Iſrael in 7 Bdn. von 1843 ff. an, ſodann veranlaßt durch ſeinen Tübinger Aufenthalt und ſeinen Streit mit F. Ch. Baur und deſſen Schule die drei erſten Evangelien 1850, die Sendſchreiben des Apoſtels Paulus 1857, die Johanniſchen Schriften 2 Bde. 1861 f., die meiſten dieſer Bücher in 2—3 Auflagen, zuletzt die 7 Sendſchreiben des Neuen Bundes 1870, und das Sendſchreiben an die Hebräer und des Jacobus Rundſchreiben 1870 herausgab. Dazwiſchen hinein veröffentlichte er 1848 bis 1865 zwölf Jahrbücher bibliſcher Wiſſenſchaft, eine von ihm faſt ganz allein geſchriebene Zeitſchrift. Sein letztes großes Werk, ſein theologiſches Vermächtniß, iſt die 1871—1874 in 3 Bänden bearbeitete Theologie des Alten und Neuen Bundes. Außer den bibliſchen Schriften hat er alle die zahlreichen Denkmale der helleniſtiſchen Literatur und des Urchriſtenthums ſelbſtändig durchgearbeitet und ſeine Forſchungen darüber zum Theil in beſonderen Monographien dargelegt. Nimmt man dazu die zahlloſen Recenſionen und Aufſätze, die er ſeit 1823 in den Göttinger Gelehrten Anzeigen und in den Abhandlungen der Göttinger Societät, ſowie in vielen anderen Zeitſchriften niedergelegt hat, ſo kann man ſich ein Bild machen von dem unermüdlichen Fleiße des Mannes, ſowie von der unerſchöpflichen Fruchtbarkeit ſeines Geiſtes, und der Schnelligkeit, mit welcher er Alles geiſtig ſich aneignete. Und doch ging dieſe literariſche Regſamkeit nicht auf Koſten ſeines akademiſchen Berufes. Mit rührender Treue und Gewiſſenhaftigkeit, von der alle ſeine Schüler zu erzählen wiſſen, widmete er ſich ſeinem Amte, ließ keinen, der bei ihm Unterricht ſuchte, ohne Nachhülfe, und hielt in manchen Semeſtern über fünf und

noch mehr Gegenstände Vorlesungen. Von Lernbegierigen aller Gegenden Deutschlands und des Auslandes aufgesucht, hatte er bis zu seiner Emeritirung eine weitgreifende einflußreiche Wirksamkeit: viele der Schüler, die er gebildet, Männer sehr mannigfaltiger geistiger Richtungen (A. Schleicher, E. Bertheau, R. Roth, L. Krehl, M. Haug, E. Trumpp, Th. Nöldeke, E. Schrader, Wellhausen u. A.) wirkten oder wirken jetzt als Zierde der besonderen Fächer, die sie erwählt haben, auf Universitäten, eine Menge von Andern an Gymnasien und im geistlichen Amte. Es ist hier nicht der Ort, seine wissenschaftlichen Verdienste im Einzelnen genauer zu charakterisiren. Es genügt zu sagen, daß er als semitischer Linguist wie als Bibelforscher im A. T. die erste Stelle in seiner Zeit einnahm und auch im Neutestamentlichen Fach sich als ein Meister ersten Ranges erwies. Wir wollen damit nicht sagen, daß er nicht in den einzelnen Sprachen und den einzelnen Gebieten des Wissens von Jüngeren, welche dieselben zum ausschließlichen Gegenstand ihrer Studien gemacht haben, an Detailkenntnissen übertroffen worden sei, auch nicht läugnen, daß selbst in den Gegenständen, auf die er sich zuletzt fast ganz beschränkt hat, von Andern Vieles genauer und besser erkannt worden ist. Aber er war ein leitender Geist, und einen Mann, der in so auseinanderliegenden und zugleich so umfangreichen Gebieten sich so große und bleibende Verdienste erworben hat, wird man unter seinen lebenden Fachgenossen nicht, und unter den Todten nur wenige finden. Ein trockener Büchergelehrter war er nicht. Obwohl er von 1826 an wiederholt Reisen nach Berlin, Paris, Italien und England nach den dortigen Bibliotheken unternommen, hat er doch keine Ausgaben von Texten, oder doch nur verschwindend wenige und kleine, gemacht, nur Andere dazu ermuntert, und jeden neu bekannt gemachten Text mit Freude begrüßt und gelesen. An seiner Fähigkeit, sich in das Einzelnste und scheinbar Kleinste und Abertausendste mit geduldiger Hingebung zu vertiefen, ist nicht zu zweifeln (wir erinnern z. B. an seine hebräische Accentlehre oder syrische Punktationsgeschichte), und allen seinen Schriften liegen genaue Detailstudien zu Grunde. Aber Gegenstände, die nicht zu den großen, die Wissenschaft oder die Kirche betreffenden Fragen in einer nahen Beziehung stehen, und an denen er nicht zugleich mit der ganzen Innigkeit seines Gemüthes Theil nehmen konnte, wählte er nicht gern zum Gegenstand seiner größeren Arbeiten. Eben darin, daß er immer das Große und Ganze im Auge behielt, liegt ein Hauptvorzug aller seiner Producte. Sodann hat er kritisch gegen die hergebrachten Meinungen bei jedem neuen Gegenstande, den er anfaßte, begonnen und rasch die Probleme, auf die es dabei ankam, herausgefunden; auch ist es ein gutes Zeichen, daß auch nicht einer seiner bedeutenderen Schüler ins Lager der Unkritischen übergegangen ist. Das eigentliche Geheimniß seiner Erfolge aber liegt in seinem eminenten geschichtlichen Sinn,

mit welchem er, in völliger Selbstentäußerung an die Gegenstände sich hingebend, ihr eigenes Werden und die Gesetze ihres Werdens ihnen ablauschte und genetisch nachproducirte, und in dem ächt wissenschaftlichen Geiste, vermöge dessen er nicht ruhte, bis er die Dinge in ihren letzten Gründen erfaßt hatte, sie tief durchdachte, um dann ein künstlerisches wohlabgerundetes Ganze daraus herzustellen. Den Umschwung der Linguistik, den Grimm und Bopp in ihren Gebieten anbahnten, hat er zu gleicher Zeit mit ihnen und zum Theil vor ihnen auf semitischem Sprachgebiete vollzogen. Die Denk- und Anschauungsweise, die Gefühls- und Gedankenwelt der orientalischen, zumeist der biblischen Schriftsteller, hat er mit wunderbarem Tact erschlossen, Vieles erst mit genialem, divinatorischem Blick erkannt, was dann Andere nach ihm mit Gründen erwiesen. Auch das Neue Testament hat er auf ganz andere Weise, als es bis dahin üblich gewesen war, aus dem Alten Testament verstehen gelehrt, und die Nachfolger auf diesem Wege mehren sich jetzt. Von den Propheten vor Allem und Christus selbst hat er die menschliche und geschichtliche Seite wieder zu entschiedener Anerkennung zu bringen geholfen. Philosophische und dogmatische Schulbildung hat Ewald in seiner Jugend sich nicht angeeignet: hätte er es, er hätte den freien offenen Blick in die Eigenthümlichkeit der alten morgenländischen Welt, der alle seine Arbeiten auszeichnet, geschwächt oder verloren. Aber ein Mangel haftete ihm in Folge davon für sein ganzes Leben an: sein Stil, so edel und schön er in manchen seiner Darstellungen ist, bekam etwas Schwülstiges, und je mehr er schrieb, desto mehr; die Kunst, die Gedanken scharf und kurz auszudrücken, ging ihm mehr oder weniger ab; selbst über die Tragweiten seiner Prämissen fehlte ihn oft die völlige Klarheit; und da er zugleich als sprachlicher Purist alle und jede Fremdwörter vermeiden wollte, war Weitschweifigkeit der Darstellung und des Ausdrucks die fast nothwendige Folge. Die Größe seiner Leistungen gab ihm zugleich ein Bewußtsein seiner geistigen Kraft und ein Selbstgefühl, welches für Viele, namentlich solche, welche in selbständiger Durchdringung einzelner seiner Fächer und Forschungsgebiete mit ihm rivalisirten, verletzend wurde und verleitete ihn oft zu einer Art fürstlicher Souveränitätsgelüste, welche in der Republik der Geister nicht geduldet wird. Und indem er die persönliche Sicherheit, mit der ihm die Richtigkeit der Ergebnisse seiner Forschungen feststand, mit der Wahrheit selbst verwechselte, auch zu wenig an den Verkehr mit den Menschen gewöhnt war, wurde er in seinen reiferen Jahren immer empfindlicher gegen jeden Widerspruch, der sich gegen seine Ansichten erhob. Viele seiner Fachgenossen ließen ihn darum als einen gelehrten Sonderling bei Seite stehen, und er selbst brachte sich durch diese krankhafte Reizbarkeit um einen großen Theil der Anerkennung, die ihm sonst allgemein geworden wäre, und leider auch des verdienten Einflusses.

Manche ſeiner zahlreichen literariſchen Fehden hatten darin ihren Anknüpfungspunkt. Wir übergehen ſie. Sie kommen im Leben faſt jedes bedeutenden Mannes vor. Ueber viele derſelben hat ſchon der Erfolg gerichtet und gezeigt, wo das Recht war, und eine Maſſe des literariſchen Schundes, den er einſt zum Aerger ſeiner Urheber mit ſeinem ſcharfen Urtheil traf, iſt längſt vor ſeinem Tode bei Seite gelegt.

Allein Ewald als Mann der Wiſſenſchaft wäre doch nur der halbe Mann. Obwohl Tag und Nacht mit ſeinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten beſchäftigt und ſich kaum Zeit zur Erholung gönnend, hatte er ein reges Intereſſe nicht blos für das Geſammtgebiet der Wiſſenſchaften, ihre Förderung und Pflege und die wiſſenſchaftlichen Corporationen, denen er angehörte, ſondern auch für das deutſche Volk, Staat, Reich, Chriſtenthum und Kirche. Eine durchaus ideal angelegte Natur, hielt er jene alle für hohe und höchſte Güter, die jeder Einzelne nach ſeinen Kräften zu ſchützen und zu mehren habe, und Niemand verachtete er ſo tief und gründlich, als die, welche in Zeiten der Gefahr aus träger Bequemlichkeit, aus Klugheitsrückſichten oder um ſinnlicher Vortheile willen nicht einſtehen zum Schutze dieſer Güter oder ihre beſſere Ueberzeugung im Leben zu bethätigen ſich fürchten, zumal wenn ſie Theologen ſind. Gelegenheit, ſolchen rechtſchaffenen Mannes- und Chriſtenſinn durch die That zu bewähren, kam ihm reichlich, und je höher er von dem Gewicht dachte, welches ſein wohlerworbener wiſſenſchaftlicher Ruhm in die Wagſchale lege, deſto unbedenklicher ſtellte er ſich in die erſte Linie des Kampfes. Die Proteſtation gegen die Aufhebung des hannöverſchen Staatsgrundgeſetzes, welche er am 18. November 1837 zuſammen mit Albrecht Dahlmann, Gervinus, J. und W. Grimm und W. Weber einreichte, trug ihm wie den anderen den Dank und die Verehrung des deutſchen Volkes ein. Aber derſelbe Mann eiferte in Wort und Schrift gegen das Gebahren des ſich ſouverän dünkenden Volkes im Jahre 1848, weil er Gewaltthat von unten ebenſo mißbilligte, wie von oben, und zwar immer dafür hielt, daß das deutſche Volk auf das ihm 1805 zerſtörte Reich ein Recht habe, aber ſolches nicht durch Umſturz und nach franzöſiſcher Mode, ſondern durch freie Vereinbarung der dabei betheiligten Fürſten und Volksſtämme hergeſtellt wiſſen wollte. Und kaum in ſeinem Göttingen zum zweiten Mal heimiſch geworden, ſetzte er ſofort wieder (was wenig öffentlich bekannt wurde) ſein Amt aufs Spiel, indem er die unter dem Miniſterium von Borries geforderte Mitwirkung der Beamten zur Durchführung der octroyirten Verfaſſung vom 1. Auguſt 1856 ausdrücklich ablehnte, er allein, ſoviel bekannt, unter allen Göttinger Profeſſoren, dieſes Mal freilich in Folge der in der Staatsrathsſitzung von einem Miniſter für ihn eingelegten Fürſprache mit der Strafe der Abſetzung verſchont. Daß dieſer Mann nach den Vorgängen des Jahres 1866, weil er in ihnen eine Ver-

gewaltigung seines Königs und Landes sah, nicht anders handeln konnte, als er handelte, dürfte leicht klar sein. Wie von nun an seine alte hannöversche Abgunst gegen Preußen sich bis zur bittersten Feindschaft steigerte, und er unbekümmert um die dreimal ihm gemachten gerichtlichen Processe jede Gelegenheit im Reichstage benutzte, um gegen das geschehene „Unrecht" zu protestiren und Schrift über Schrift dagegen ausgehen ließ, ist noch in Aller Erinnerung. Selbst der Freude über die Wiederherstellung des deutschen Reiches konnte er sich nicht hingeben, weil er des Grundsatzes lebte, daß „aus Unrecht" nichts Gutes kommen könne. Man mag über diese Grundsätze urtheilen, wie man will, man mag auch staunen über die Kühnheit eines einzelnen Mannes, in dieser Weise sich dem Strom entgegenstemmen zu wollen, aber die Folgerichtigkeit seines Handelns darf man ihm nicht absprechen. Er war in politischen Dingen bis zu seinem Ende derselbe, der er 1837 gewesen war.

Und das Gleiche ist der Fall in seinem Verhältnisse zum Christenthum und zur Kirche. Wie er zuerst gegen die Nationalisten zu Felde zog und dann zumal seit 1840 gegen die Hengstenberg-Harleß'sche Schule, gegen beide als „Vernünftler" und „Ungeschichtliche", welche die Bibel nicht geschichtlich verstehen, sondern nach ihren philosophischen und dogmatischen Vorurtheilen deuten wollen, zugleich gegen das ganze System der Staatskirchenmänner, welche, statt männlich und christlich für Recht und Wahrheit einzustehen, die freie Wissenschaft bauen und verfolgen, wie er in Tübingen in der Schweglerschen und Vischerschen Sache sich den Uebergriffen der Kirche gegen die Wissenschaft entgegensetzt und noch im Jahre 1864 für Baumgarten in seinen Händeln mit der mecklenburgischen Kirchenbehörde eintrat, so eröffnete er umgekehrt seit dem Jahre 1849 einen Kampf auf Leben und Tod gegen D. Strauß, Frd. Baur und dessen Schule, weil deren Grundsätze ihm zur Vernichtung des Christenthums zu führen schienen, ein Kampf, der von ihm mit der heftigsten Animosität geführt ihn bis an sein Ende beschäftigte und ihm einen großen Theil seiner bisherigen Verehrer in Feinde verkehrte. Als dann eine ultrakirchliche Reaction vermittelst königlicher Verordnung im April 1862 den Walterschen Katechismus in Hannover einzuführen versuchte, nahm er an der dort entstandenen kirchlichen Bewegung thätigen Antheil und half als gewähltes Mitglied der Vorsynode 1863 das neue hannöversche Kirchengesetz mit begründen, war im September 1863 auch mit in Frankfurt a. M. zur Stiftung des Protestantenvereins, welcher den Ausbau der deutschen evangelischen Kirchen auf Grundlage des Gemeindeprincips, Anbahnung einer organischen Verbindung der Landeskirchen, Bekämpfung alles unevangelischen hierarchischen Wesens, Wahrung der Rechte, Ehre und Freiheit des deutschen Protestantismus, Erhaltung und Förderung christlicher Duldung und Achtung

zwiſchen den verſchiedenen Confeſſionen, Förderung des chriſtlichen Lebens und der ſittlichen Kraft und Wohlfahrt des Volkes zu ſeinem Programm gemacht hatte, und wirkte als Leiter des Göttinger Zweigvereins eifrigſt in dieſem Sinne, zog ſich aber nach der Neuſtädter Verſammlung 1867 wieder von demſelben zurück, weil die dem Bekenntniſſe der evangeliſchen Kirche abholden Elemente darin die Oberhand gewonnen hatten und dieſe ihm ihre Zwecke mit Hülfe der neuen Staatsgewalten erreichen zu wollen ſchienen. Daß dieſer ſelbe Mann zuletzt gegenüber den angeblichen Verſuchen, die Kirchen der annectirten Länder unter „das preußiſche ſtaatskirchliche Unionsregiment" zu bringen, ſich an die von ihm mitgegründete hannöverſche Kirchenverfaſſung anklammerte, aber dadurch auch den ſtrengeren Confeſſionaliſten wieder genähert wurde, iſt wenigſtens erklärlich. Und daß in dem Culturkampfe gegen die katholiſche Hierarchie, gegen welche, als ſie noch vom Staate gehätſchelt war, er einſt in ſeinen fünf Sendſchreiben an den Fürſten von Rom und die päpſtlichen Biſchöfe 1852—58 einen einſamen Streit, ohne Helfer, geführt hatte, er nun im Reichstage gegen die Regierung auftrat, geſchah nicht, weil er über die Verwerflichkeit und Gefährlichkeit der jeſuitiſchen Beſtrebungen jetzt anders geurtheilt hätte als früher, oder irgend etwas von dem früher Geſagten zurückgenommen hätte, ſondern weil er in idealiſtiſcher Betrachtung der Dinge, geiſtigen Kampf unter allen Umſtänden nur mit geiſtigen Waffen gekämpft, und das Papſtthum nicht durch Staatsgewalt, ſondern zumeiſt durch Erneuerung und Beſſerung der evangeliſchen Kirche überwunden wiſſen wollte. Das wußten auch die Männer der Centrumspartei; ſie haben ihn nie zu den ihrigen gerechnet, aber aus dem derzeitigen zufälligen Zuſammentreffen ſeiner Anſicht mit der ihrigen Nutzen gezogen. Er ſtand allein. Es war die ſtarre, zähe Conſequenz ſeines Denkens und Handelns, die ihn in dieſe ſchiefen und bedauerlichen Stellungen gebracht hat. Aber gegen den oft gemachten Vorwurf, daß er zuletzt ein anderer geworden ſei, als er früher war, und daß er früher bekannte und bethätigte Grundſätze zuletzt verleugnet habe, müſſen wir ihn alles Ernſtes vertheidigen. „Ich kann nicht anders handeln, als ich handle; es wäre gegen mein Gewiſſen; mein höchſter Wunſch iſt, daß es mir gelingen möge, niemals, ſo lange ich noch lebe, mein Gewiſſen zu verletzen; ſie mögen mich verlachen, höhnen, ſchimpfen und einſperren, ich will rein vor Gott und die Nachwelt treten." Mit dieſen Worten hat er noch vor kurzer Zeit alle Einwendungen von uns zurückgewieſen. Wir glauben, jenen Wunſch zu erfüllen iſt ihm gelungen. Worin er gegen früher ſich änderte, iſt nur, daß er in ſeinem höheren Alter gegen rein wiſſenſchaftliche Dinge ſich gleichgültiger verhielt, dagegen ſein Hauptintereſſe auf Kirche und Staat concentrirte, und unter den aufreibenden Kämpfen ſeiner letzten Jahre ſeines chriſtlichen Glaubens und ſeiner Hoffnung ſicherer und froher wurde.

Ein charaktervoller Mann iſt in ihm dahingegangen, ein edler Charakter und ein großer Geiſt, ein Mann aus einem Guß, voll des tiefſten ſittlichreligiöſen Ernſtes, ein im Familienkreiſe, gegen Freunde und zumal Bedürftige herzensguter, zartfühlender, aufopferungsfähiger Mann, ein Mann außerordentlicher Art in vielen Stücken. Ueber den Werth ſeiner Grundſätze, für die er kämpfte und litt, wird die folgende Generation ſicherer urtheilen können, als die Mitwelt. Ernſte Männer haben ihm, trotz ſeiner Schwächen und Härten, ihre Hochachtung nie verſagt.

Wirthſchaftliche Sorgen.

Ein alter leidiger Troſt ſagt uns, wenn wir über allerlei ſociale Mißſtände klagen, das ſei in Uebergangszuſtänden einmal nicht anders zu erwarten. Daß dieſer Troſt nicht mehr recht verfangen will, iſt begreiflich. Man bemerkt endlich, daß wir nie aus den Uebergangszeiten herauskommen, und das Beſte iſt ſomit, nicht auf andere, beſſere, beruhigtere Tage zu warten, ſondern ſofort den Uebeln ins Auge zu ſehen und an die Stelle der Sorge die Fürſorge zu ſetzen.

Die wirthſchaftlichen Sorgen ſind nun nicht rein von den anderen zu trennen. Wie Privatcredit mit Staatscredit zuſammenhängt, der Staatscredit wieder mit politiſcher Macht und patriotiſcher Geſinnung der Bürger, ſo hängen überall die wirthſchaftlichen Aufgaben mit politiſchen und moraliſchen zuſammen. Aber verhältnißmäßig ſind ſie doch wieder zu trennen; wenigſtens für unſere Abſichten.

Die wirthſchaftlichen Sorgen dehnen ſich augenblicklich ſogar in das theoretiſche Gebiet aus, wie es ja an ſich gut und wünſchenswerth iſt. Wer hätte ſich nicht mit Theilnahme den Aufſätzen und offenen Briefen zugewandt, die in dieſer Beziehung zwiſchen Heinrich von Treitſchke und Guſtav Schmoller gewechſelt ſind! Beiden Männern hören wir gern zu. Wohl bekannt mit den ſchweren Verwickelungen des ſocialen Lebens, deren Löſung von verſchiedenen Seiten her angefaßt werden kann, iſt es uns weniger wichtig, daß die beiden Gelehrten in einigen Stücken von einander abweichen, als daß ſie beide ſo ernſt die dunklen Punkte des ſocialen Lebens erkennen wollen und an dem allmählichen Siege über viele der drückendſten ſocialen Uebel nicht zweifeln. Wir können die Streitfragen, die verhandelt worden ſind, hier nicht weiter verfolgen, aber das läßt ſich wohl noch mit Befriedigung hervorheben, daß die Weiſe, wie ſie erörtert worden ſind, im Ganzen einen erfreulichen Eindruck

macht, anders als es bei den Discussionen zwischen andern Nationalökonomen der Fall ist, wie Dühring, Wagner, Rösler, die sich und andere Collegen in einer Weise behandeln, die heutzutage kaum noch unter einigen Vertretern altdeutscher Philologie vorkommt.

Sehen wir also ab von den theoretischen Untersuchungen und bleiben wir auf dem Gebiet der Praxis, so treten uns auch da mehrere Fragen dringender Natur entgegen.

Einige, wie die Eisenbahnbau- und Tariffrage, befinden sich noch in dem Stadium der Voruntersuchung und bieten noch keine rechten Angriffspunkte. Sie werden sich aber in kurzer Zeit die Aufmerksamkeit der weitesten Kreise erzwingen.

Vorerst leiden wir noch am meisten auf dem Gebiete der vereinigten Münz- und Bankfrage. Die greifbarsten Uebel sind nicht die so vielfach genannten und meist übertriebenen Schwierigkeiten in der Beschaffung der kleinen Münzsorten, oder dem Nebeneinander der alten und neuen Münzen. Die eigentlichen Uebel liegen in dem nicht beabsichtigten System der Doppelwährung. Man dachte sich mit Recht die Doppelwährung bei uns nur als kurze Uebergangsform und gab ihr darum keinen gesetzlichen Anspruch für die Zukunft, und da sie nun factisch herrscht und es nicht abzusehen ist, wann die reine Goldwährung eintreten kann, so bleiben die Preise nach dem entwertheten Silber angesetzt, also hoch; selbst die Gotthardactien müssen in Deutschland zu höherem Preise angesetzt werden, damit nicht die deutschen Banquiers die Valutaverhältnisse zu ihren Gunsten ausbeuten. Das kann sich erst ändern, wenn die Banken und Banquiers und großen Kaufleute rechtlich oder factisch nicht mehr das Silber zu großen Zahlungen gebrauchen dürfen und können und wenn die Staatscassen ebenfalls nur in Gold auszahlen. Das hat aber, wie es scheint, noch große Schwierigkeiten. Man hat zwar die Summe des noch circulirenden Silbers mit aller Beredtsamkeit als unbedeutend geschildert. Aber alle diese Angaben entbehren der gesicherten Grundlage und jeder Tag erweckt die Wahrscheinlichkeit, daß noch große Massen von Thalern vorhanden sind, die besonders dann sich der Anschauung aufdrängen und uns in Erstaunen setzen werden, wenn man an die Einziehung mit Ernst herantritt. Das ist bisher von Seiten des Reichs nicht geschehen; denn die Einziehung von circa $42^1/_2$ Millionen Thlr. ist nichts gegen die Summe von wenigstens 280 Millionen Thlr. Silber, die wir zu viel haben. Gewiß ist der Verlust, den das Reich darauf erleidet, groß genug; bei dem augenblicklichen Curse des Silbers im Weltverkehr zu 57 *) beträgt die Differenz

*) Nach der abgekürzten Formel $\frac{943}{57}$ ergiebt sich das Werthverhältniß von Silber zu Gold jetzt 1 : $16_{,54}$.

des Werthes gegen unſern Convertirungsſatz 1 : 15½ ſo ziemlich 6,3%. Aber es hilft nichts, weiter zu warten. Die Sachverſtändigen erwarten eine noch viel größere Entwerthung des Silbers. Das Reich ſollte den Credit benutzen, der gerade für ſeinen Münzetat gewährt iſt und ſich aller kaufmänniſchen Mittel und Verbindungen bedienen, um ſchnell und ohne Aufſehen recht große Mengen Silbers zu verkaufen.

Erwin Naſſe hat mit Recht in Hirths Annalen auf die große Vermehrung unſeres Metallumlaufs als auf einen Hauptgrund unſerer Wechſel- und Valutaſchwierigkeiten hingewieſen. Die Vermehrung der Banknoten will er dagegen nicht als Urſache des Uebelſtandes mit anerkennen. Ebenſo Max Wirth: „Die Reform der Umlaufsmittel.“ Frankfurt a. M. 1875. Aber, wenn wir nicht die allerletzten Jahre nehmen, ſondern 1870 vergleichen, ſo ſteht doch neben einer Banknotenmenge von 614 Millionen Mark im Februar 1870 eine ſolche von 1202 Millionen Mark im Februar 1875; die ungedeckte Notenſumme hierin war doch auch um 120 Millionen Mark größer geworden. Das darf doch nicht ganz überſehen werden. Wir leiden nicht an einem einfachen Ueberfluß, ſondern an einem doppelten, an dem metallenen und papierenen. Nun hat man viele Hoffnung auf das vorgeſchriebene Wegfallen der kleinen Banknoten geſetzt, denn bis zum 1. Juli dieſes Jahres müſſen die Banknotenabſchnitte unter 50 Mark, bis zum 1. Januar künftigen Jahres die unter 100 Mark beſeitigt ſein. Aber wenn dadurch ſchon jetzt eine Verminderung der kleinſten Appoints entſtanden iſt, ſo iſt der Geſammtbetrag nur ſehr unbedeutend geringer geworden. In dieſer Beziehung iſt erſt vom 1. Januar künftigen Jahres etwas zu hoffen, wenn die neue Banknotenbegränzung geſetzlich eintreten wird. Bis dahin wird der alte claſſiſche Satz uns in der Erinnerung bleiben, den ein Schriftſteller ſo anwendet: „Im Verkehr Deutſchlands iſt nur Raum für ein gewiſſes Quantum Tauſch- und Zahlmittel. Dieſen Raum nehmen augenblicklich das circulirende Silber- und Papiergeld ein. Prägt man nun noch (200 Millionen Thaler) Gold dazu, ſo muß die Vermehrung der circulirenden Summe nothwendig eine doppelte Wirkung haben, nämlich zunächſt eine fernere Entwerthung der Landeswährung, eine Steigerung aller Preiſe und ausländiſchen Wechſelcurſe, ſodann aber ein Ausſtrömen ins Ausland des werthvollſten Theiles dieſer Landeswährung, dieſes aber iſt das neugeprägte Gold, welches dann nur in Umlauf geſetzt wird, um vom Auslande verſchlungen zu werden.“ Dies wurde 1872 geſchrieben und wir wundern uns nicht im Geringſten, daß der Erfolg dies Wort beſtätigt hat, denn es ſind ganz begreifliche Geſetze, die ihm zu Grunde liegen. Aber wir bedauern die Thatſache doch. Eine Zeitlang ſchienen die Exporte der Markmünzen nach Brüſſel, Paris und London nachzulaſſen. Jetzt ſind

sie wieder systematisch aufgenommen. Auch nach Genf gehen täglich Tausende von Mark. In Berlin und anderswo sucht man die Goldmünzen mit Agio für den Export zu sammeln. Die Abmahnungen der Preußischen Hauptbank von diesem Geschäft haben bei dem Lohnenden des Exports keine Kraft, und die Bank selbst soll einen bedeutenden Posten Goldmünzen mit $2^1/_2$ pro Mille angekauft haben. Alles das macht unsern Uebergang zur Goldwährung nicht unmöglich, aber es erschwert und verzögert und vertheuert ihn. Vertheuert ihn für den Staat und in der Fortdauer der hohen Preise auch für die Mehrzahl der Bürger. Alles weist darauf hin, die Zahlmittel, die aus Silber und aus Banknoten bestehen, zu vermindern. Und jetzt gerade werden diese Verminderungen leichter gemacht durch einen Umstand, der freilich an sich zu den schlimmsten Sorgen Veranlassung bietet. Gemeint ist der aus vermindertem Handelsgeschäft erklärbare geringe Geldbedarf. Die hohen Löhne und die gesteigerten Betriebskosten der meisten Unternehmungen, die gesteigerten Kosten des Eisenbahntransports, die Enttäuschungen der Gründer-Epoche u. s. w., lassen überall die Regsamkeit der nationalen Arbeit erschlaffen. Die Ausweise der Geschäftsbilanzen sind meist niederschlagend, nicht bloß und nicht am meisten bei uns. Von Wien aus wurde neulich noch Schlimmeres mitgetheilt. Außer 12 in Concurs befindlichen Actiengesellschaften waren 104 andere aufgezählt, von denen 59 noch keinerlei Rückzahlung geleistet hätten, die anderen 45, mit einem Capital von 171 Millionen Gulden, nur einen geringen Theil. Aber auch bei uns bringt fast jede Woche noch ähnliche Erscheinungen an den Tag.

Und nun kam in diesen verstimmten Geschäftsverkehr eine statistische Uebersicht amtlicher Art über die deutsche Handelsbilanz im Jahre 1872 und 1873. Wie erschreckend war es den Meisten, daß die Einfuhr an Waaren im Jahre 1872 unsere Ausfuhr schon um 900 Mill. Mark, im Jahre 1873 sogar um 1800 Mill. Mark übertroffen haben sollte! Alle alten, aus dem Mercantilsystem uns anhaftenden Vorstellungen machten sich wieder geltend. Unsere Nachbaren, die Franzosen, hatten im Gegentheil eine größere Ausfuhr zu verzeichnen, sie erwiesen sich aufs neue als arbeitsam und sparsam. Wir fingen an, über uns selbst zu moralisiren, was immer gut ist, wenn man das „uns selbst" nicht zu eng nimmt und etwa allein an unsere eigentlichen „Arbeiter" denkt. Ich hörte noch unlängst von sehr sachverständigen Männern Dinge beklagen, die mir die nationale Unterbilanz mehr erklärten, als manche andern Umstände. Es wurde allgemein von ihnen anerkannt, daß die französischen Industriellen in allen Waarensendungen die größte Realität bewiesen, während bei den Deutschen sehr häufig die Waare hinter der Güte der Probe zurückbleibe. Die Folge sei, daß die vielen deutschen Handlungshäuser im fernen Ausland es hätten aufgeben müssen, das von ihnen zu versorgende

Handelsgebiet mit deutschen Waaren zu versehen, sie ließen lieber englische und französische Artikel kommen, die eben solide gearbeitet seien. Wenn man also die amtliche Publication über unsere Unterbilanz zu allgemeiner moralischer Selbstbesinnung benutzen will, so ist das recht gut. Aber das hindert uns nicht, jene amtlichen Angaben auch näher zu prüfen und zu begreifen. Soetbeer hat dafür in Hirths Annalen (fünftes Heft) seine Kenntnisse und seinen Scharfsinn eingesetzt und das Schreckhafte in der Thatsache bedeutend gemildert. Er vermuthet nicht bloß, sondern weist nach, daß zwar unser Import seiner Größe nach im Ganzen treu verzeichnet werden könne, der Export aber nicht. Er rechnet auf die Ungenauigkeit, insbesondere auf die zu geringe Veranschlagung des Exports einen Betrag von 575 Mill. Mark für 1873, so daß noch eine Unterbilanz von 877 Mill. Mark bliebe. Von dieser immerhin enormen Summe, die er für im Allgemeinen richtig hält, rechnet er 400—500 Millionen Mark auf die außerordentlichen wirthschaftlichen Vorgänge der Jahre 1872 und 1873 und was dann noch nicht ausgeglichen ist, also 277—377 Millionen Mehrimport an Waaren, hält er für ein normales Verhältniß, „hervorgehend aus dem Ueberschuß aus den sonstigen internationalen Zahlungsbeziehungen Deutschlands, welcher nicht allein den Mehrbetrag der Waareneinfuhr ausgleicht, sondern zugleich im regelmäßigen wirthschaftlichen Verlauf noch Mittel gewährt, um Jahr für Jahr deutsches Capital im Auslande anzulegen und Deutschland in die Kategorie derjenigen Länder zu stellen, welche vorwiegend ausleihen, im Gegensatz gegen die progressiv verschuldeten Staaten." Weil es so oft vorkommt, daß man die französische Kriegsentschädigung für uns als ein Uebel hinstellt, so ist es ganz zweckmäßig, daran zu erinnern, daß die Sache auch anders angesehen wird. Ernst Seyd hat den Unterschied zwischen international wohlhabenden Staaten, wie England, Deutschland, Frankreich, Holland, Belgien, die Schweiz ꝛc. und den international armen mit Recht betont. Er nimmt an, daß England in fremden Staatspapieren und andern fremden Unternehmen so viel besitzt, daß ihm jährlich dadurch 1000 Millionen Mark Einkommen gesichert werden, bei Frankreich nimmt er 3—400 Millionen Mark an, bei Deutschland 400 bis 500 Millionen Mark. Soetbeer und Andere halten die letztere Angabe eher für zu gering. Offenbar ist darum weder in England noch in Deutschland ein Ueberwiegen des Imports ein absoluter Beweis für den Rückgang des industriellen Lebens, aber wir sollen darum nicht sicher werden. Und vor Allem wird es nöthig sein, wenn unsere Handelsstatistik einmal brauchbar sein soll, daß gesetzliche Maßregeln getroffen werden, die den Kaufmann veranlassen, seinen Export genau zu declariren. Was in Frankreich und England ohne Belästigung vor sich geht, kann auch bei uns verlangt werden.

Jedenfalls ist durch Soetbeers Bearbeitung der Handelsbilanzangaben

der erſte dumpfe Schrecken gehoben. Es bleibt aber der Antrieb, den Mißſtänden auf den Grund zu gehen. Und dabei kommt man ſofort wieder auf unſere Münzverhältniſſe zurück. Und da man nicht wieder mit einer neuen Methode des Ueberganges experimentiren kann, ſo iſt Energie in der Fortſetzung des einmal eingeſchlagenen Weges das, was zunächſt Noth thut. Wir fürchten, es fehlt uns noch im höheren Reichsdienſt an Männern, die ebenſo klar und genial unſere internationalen Finanz- und Handelsverhältniſſe beurtheilen können, als es unſere Staatsmänner mit den eigenen und nationalen doch glücklicherweiſe ſchon lange thun. Sollten ſich die erforderlichen Männer nicht finden laſſen? Ich dächte man ſollte die Frage getroſt bejahen. Die rechten Männer müſſen ſich finden.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Oberſchleſien. Schulverhältniſſe. — Wie gerechtfertigt der jüngſte Appell des Abgeordneten Wehrenpfennig andas Miniſterium war, nunmehr, nachdem die Volksvertretung durch Genehmigungder Geſetze zur Stärkung der Staatsgewalt ihre Pflicht gethan habe, auch dafür zu ſorgen, daß dieſelben durch zuverläſſige Beamte in Ausführung gebracht würden, das beweiſt wahrlich Nichts mehr als das hinhaltende Verfahren unſerer unteren Behörden in der Organiſation der ſimultanen Volksſchulen. Wir haben über dieſe Materie hier ſchon ſo oft berichtet, daß wir faſt fürchten müſſen, die Geduld unſerer Leſer auf eine zu harte Probe zu ſtellen. Allein die Wichtigkeit der Sache erheiſcht die allgemeine Aufmerkſamkeit, namentlich die der oberen Behörden, damit die Ausführung ihrer wohlerwogenen Intentionen nicht länger an dem beſchränkten Eigenwillen und an den kleinlichen Sonderintereſſen der ausführenden Beamten und der communalen Vertretungen ſcheitern. Das giebt uns das Recht, ja legt uns die unwillkommene Pflicht auf, noch ein einmal dieſen Gegenſtand zur öffentlichen Beſprechung an dieſem Orte zu bringen. Die Regierung zu Oppeln hat, wie wir jüngſt zu unſerer nicht geringen Freude melden konnten, die Diſtricte ihrer Schulräthe neu und zwar ohne jede confeſſionelle Rückſicht abgegrenzt. Man hätte nun erwarten ſollen, namentlich da gleichzeitig ein Regierungsrath den ganzen Bezirk bereiſte, um die Gründung von communalen Simultanſchulen an Stelle der bisherigen confeſſionellen Societätsſchulen perſönlich zu betreiben, daß die Landräthe, Bürgermeiſter und namentlich die Schulinſpectoren als Organe dieſer ſelbigen Regierung nach derſelben Richtung hin thätig ſein

würden. Aber das Gegentheil davon kommt uns von mehr als von einer Seite zu Ohren. Da ist z. B. eine Stadt von über 5000 Einwohnern, welche eine mehrclassige katholische Schule und gemäß der sehr kleinen Zahl der evangelischen Einwohner nur eine einclassige evangelische Schule hat. Die Regierung ist, wie dies doch wahrlich im wohlverstandenen Interesse der Evangelischen, der Schulen und des Staates liegt, eifrig bemüht, dort eine Communalschule ohne confessionellen Charakter zu etabliren, um die wenigen evangelischen Kinder an den unberechenbaren Vortheilen einer mehrclassigen Volksschule participiren zu lassen. Trotz dieses so einleuchtenden Interesses, das die Evangelischen an dieser Maßnahme haben, versagen gerade sie dem Vernehmen nach ihre Zustimmung zu derselben. Man darf da billig fragen, wie dies möglich ist, wenn der Schulinspector, der zugleich Pastor der Gemeinde ist, seine Schuldigkeit thut, um die wohlgemeinten Absichten der Regierung gehörig ins Klare zu setzen. Entgeht es etwa auch diesem Sachverständigen, daß z. B. Knaben von 12 Jahren aus seiner Schule noch nicht ein Mal die Reife zur Aufnahme in die Sexta einer höheren Lehranstalt nachweisen konnte, während in einer mehrclassigen Schule das hierzu nöthige Maß von Kenntnissen schon bei Knaben mit neun Jahren erreicht wird? In einer andern Stadt, die viele gut besoldete Beamte zählt, hat der Bürgermeister seine Bürger gegen die simultane Communalschule mit dem allerdings sehr verfangenden Hinweis eingenommen, daß bei der Repartition der Kosten einer solchen Anstalt die Beamten nach dem bekannten Gesetz nur mit der Hälfte ihres Einkommens herangezogen werden würden, während diese jetzt, wo die Schulen Societätsanstalten sind, nach ihrem ganzen Gehalt und zwar in ganz unverhältnißmäßiger Höhe besteuert werden. Glieder der evangelischen Geistlichkeit betreiben sogar nach wie vor die Gründung von evangelischen Schulen auf dem platten Lande, obschon doch diese neuen Schulsysteme nur dadurch möglich sind, daß die evangelischen Kinder mehrerer Dörfer im Bereich von etwa einer Quadratmeile in eine Schule gewiesen werden. Wie mag man im Ernste, zumal bei den schlechten Landwegen in Oberschlesien, annehmen, daß ein genügender Schulbesuch und eine irgendwie entsprechende Schulbildung nach diesem Modus erzielt werden kann? Und hier begegnet uns die bezeichnende Erscheinung, daß die evangelischen Landleute selbst bereit sind, ihre Kinder der katholischen Ortsschule anzuvertrauen, während Seitens der evangelischen Geistlichkeit der Besuch derselben ungern gesehen wird. An dieser Stelle noch einmal zu beweisen, daß der Unterricht eines katholischen Lehrers in den Elementarwissenschaften das evangelische Kind in der Treue gegen seine Kirche wahrlich nicht wankend machen kann, wenn nur der evangelische Geistliche in der Religionsstunde seine Pflicht thut, wäre überflüssig. In diesen Tagen ist aber doch unter sehr erheblichen Kosten der Betheiligten und,

wie man hört, ſogar unter erheblichem Zuſchuß Seitens der Regierung eine neue evangeliſche Schule in Sußetz im Kreiſe Pleß eröffnet worden. In dieſem Orte iſt auch eine katholiſche Schule, in der 200 Schüler von einem Lehrer unterrichtet werden. Mit aller Mühe hat man für den evangeliſchen Lehrer deren fünfzig zuſammengebracht. Nun muß doch jeder Sachverſtändige erkennen, daß in dieſem Orte das Richtige nur in der Gründung einer gemeinſchaftlichen Schule mit einem katholiſchen und einem evangeliſchen Lehrer gelegen hätte; dann hätten drei Klaſſen eingerichtet und die Schuljugend gefördert werden können. In demſelben Kreiſe iſt es vorgekommen, daß dreizehnjährige evangeliſche Kinder überhaupt noch ohne jede Schulbildung waren, weil die Eltern ſie in die katholiſche Ortsſchule zu ſchicken Bedenken trugen, eine evangeliſche Schule aber nicht in der Nähe war. Mit vierzehn Jahren erfolgt bekanntlich die Confirmation. Ich möchte wohl wiſſen, ob der confirmirende Geiſtliche mit dieſen Kindern auch nur eine Seite in der Bibel hat leſen können. Wenn dieſe es aber nicht konnten, ſind ſie dann wirklich als würdige „evangeliſche" Chriſten zu betrachten? Ein Dorflehrer erzählte mir jüngſt, daß eine förmliche Aufregung in den katholiſchen Dörfern darüber entſtanden ſei, daß der Schulbeſuch der katholiſchen Kinder mit gebührender Strenge von dem gewiſſenhaft und ohne Rückſicht auf die Feindſeligkeit ſeiner Confeſſionsgenoſſen wirkenden Kreisſchulinſpector erzwungen wurde, während gleichzeitig die wenigen evangeliſchen Kinder des Ortes bis in ihr vierzehntes Jahr keine Schule beſuchten. Wer mag es da dem ungebildeten und dabei vielfach confeſſionell aufgehetzten Volke verübeln, wenn es auf die verkehrte Idee kam, daß der evangeliſche Kaiſer die katholiſchen Unterthanen durch die ſtrengere Durchführung der Schulpflicht nur zum Uebertritt zu ſeiner Kirche zwingen wolle? Geben ſolche Vorgänge denn Niemanden etwas zu denken? Wahrlich, wer den Fortſchritt der Volksbildung ernſtlich will, wer ein ächter Proteſtant zu ſein angiebt, der kann nicht anders als gerade bei uns zu Lande das Syſtem der Simultanſchule energiſch befürworten. Der Regierung aber rufen wir zu: Landgraf, werde hart!

Aus Berlin. Der Beſuch des Czaren. Aus dem Abgeordnetenhaus. Theater. — Schon naht wieder die Zeit der Monarchenentrevuen und Fürſtenbeſuche; ihre Reihe iſt, wie faſt in jedem Jahre, mit der Durchreiſe des Czaren eröffnet worden. Der Herrſcher aller Reußen wird an unſerm Hofe ſtets mit einer ganz beſondern Auszeichnung nicht nur, ſondern auch Herzlichkeit aufgenommen, und es iſt nicht blos eine Phraſe der Courtoiſie, wenn man von der innigen Freundſchaft ſpricht, welche die beiden Kaiſer verbindet. Die Zuneigung und Verehrung des Czaren für ſeinen Oheim ſoll in der That, wie Eingeweihte verſichern, eine außerordent-

lich warme und tiefgehende ſein, wovon die ſtets wiederholten und abſichtlich geſuchten Zuſammenkünfte Zeugniß ablegen. Ich werde Sie nicht von den Feſtlichkeiten unterhalten, die zu Ehren der ruſſiſchen Gäſte veranſtaltet wurden. Dergleichen iſt ja ganz ſtereotyp, Abholen am Bahnhof, jubelnde Volksmenge, Galadiners, Truppenparade u. ſ. f., und man könnte getroſt die Feſtberichte vom vergangenen Jahr aufs Neue vorſuchen, ſie würden aufs Haar wiederum ſtimmen. Mehr in unſerm Geſchmack wäre eine Erörterung der politiſchen Bedeutung dieſer Kaiſerzuſammenkunft. Um ihr eine ſolche beizulegen, braucht man nicht gerade anzunehmen, daß beſtimmte Abmachungen oder Vereinbarungen über concrete Punkte getroffen wurden; es genügt die Thatſache, daß die perſönliche Freundſchaft der Souveräne auch auf das Verhältniß der Staaten und der beiderſeitigen Politik nicht ohne heilſamen Einfluß ſein kann. Und auch das iſt kein leeres Wort, daß ſich Kaiſer Alexander dauernd als ein wohlwollender und aufrichtiger Freund des preußiſch-deutſchen Reichs gezeigt hat. Man kann wohl, ohne in die geheime diplomatiſche Geſchichte bei Ausbruch des franzöſiſchen Kriegs eingeweiht zu ſein, die Vermuthung ausſprechen, ohne einen gewiſſen Druck von St. Petersburg würden die Allianzwerbungen Frankreichs nicht überall ſo erfolglos geweſen ſein, wie ſie es zu unſerm Beſten geweſen. Ein ſo bewährter Freund iſt in der heutigen Zeit der beſtändigen Kriegsbeſorgniſſe, des Mißtrauens und der Unſicherheit im Völkerverkehr nicht hoch genug zu ſchätzen. Solche Erwägungen brechen ſich unbewußt ſelbſt in Volksſchichten Bahn, die ſonſt eigentlich politiſch nicht zurechnungsfähig ſind, und es wird dem Kaiſer Alexander, wo er ſich auf der Straße zeigt, von Seiten des Publicums mehr Sympathie kund gegeben, als der fremde Fürſt mit dem düſtern, müden und ernſten Ausdruck im Geſichte unter andern Umſtänden bei der hieſigen Bevölkerung genießen würde.

Mit ſolchen allgemeinen Betrachtungen über die politiſche Bedeutung des Ereigniſſes wird ſich allerdings die geſchäftige Phantaſie ſenſationsbedürftiger Zeitungsſchreiber, namentlich im Auslande, nicht zufrieden geben; man wird das dankbare Thema zur Production der wunderbarſten Luftgebilde und Hirngeſpinnſte verwenden und die Ohren ſpitzen, ob man nicht ein Wörtchen erhaſchen kann von dem, was der Czar und Fürſt Gortſchakow mit dem Fürſten Bismark geſprochen und verhandelt haben. Doch wir wollen unſern Collegen von der Feder auf dieſem Gebiete nicht folgen, und nicht unſern Mangel an Wiſſen durch windige Conjecturen zu erſetzen ſuchen. Begeben wir uns lieber auf einen poſitiveren Boden!

Unſere Abgeordneten haben jetzt Pfingſtferien gemacht und gedenken ſich etwa drei Wochen zur Erholung zu gönnen. Sie haben es in der That verdient; denn dieſer letzten Tage Qual war groß. Ich wage kaum, Ihnen von den parlamentariſchen Vorgängen der verfloſſenen Woche zu ſprechen. Es

waren wieder die alten, nachgerade ausgeleierten Culturkampfdebatten, Klostergesetz, Altkatholikengesetz u. s. w. Die noch einmal in allen Tonarten von leidenschaftlicher Erbitterung bis zu schmerzlichen Klagen sich ergehenden Ausbrüche der Redner des Centrums bei Gelegenheit der Klostergesetzdebatte bewiesen, wie schwer die ultramontane Partei diesen ihrer streitbarsten und einflußreichsten Organisation beigebrachten Schlag empfindet. Ich glaube Ihnen die Redner des Centrums schon früher geschildert zu haben; es sind immer dieselben, und jeder hat seine Rolle, sein Schauspielerfach. Der Eine repräsentirt das gekränkte Rechtsgefühl und führt mit Vorliebe die Verfassung und das Allgemeine Landrecht ins Treffen; der Andere ist der sarkastische Witzbold, der seine mehr oder minder scharfen Pfeile entsendet; der Dritte ist sentimental und will rühren, er spricht von den barmherzigen Schwestern auf den Schlachtfeldern Frankreichs und den greisen, um ihres Glaubens willen hilflos ins Elend gestoßenen Märtyrern; der Vierte ist der Mann der finstern Prophezeiungen; er droht mit der Sozialdemokratie und dem allgemeinen Umsturz, mit Republik und Commune, mit meuternden katholischen Regimentern und blutigem Bürgerkrieg, aber diese ganze Tonleiter ist schon so abgenützt, daß sie nirgends mehr verfängt. Das Ergebniß jeder Abstimmung in diesen Dingen steht ja von vornherein felsenfest: es stimmt das ganze Haus geschlossen gegen das Centrum und dessen Filiale, die polnischen Schmerzensbrüder, deren einziges politisches Princip die absolute Negation und Opposition ist.

Trotz dieses unzweifelhaften Beifalls, dessen sich die gesetzgeberischen Maßnahmen unseres Cultusministers bei der Mehrheit der Volksvertretung erfreuen, muß sein Amt unter den gegenwärtigen Umständen für Freunde eines sorglos heitern Lebens nicht gerade beneidenswerth sein. Glaubwürdiger Meldung zufolge ist der Fall neulich von Seiten des Polizeipräsidenten eröffnet worden, man sei einem Attentat gegen ihn auf der Spur und er möge von seinem Kommen und Gehen die Wächter der öffentlichen Sicherheit vorher in Kenntniß setzen. Nun sind wir zwar im Laufe der letzten Wochen so überreich mit angeblichen Attentaten bedacht worden, daß nachgerade etwas Mißtrauen und Zweifel sich zu regen beginnt, ob in der That das deutsche Reich eine solche Menge von Narren oder Schurken zu produciren im Stande ist, oder ob nicht bisweilen unsere vorsichtige und ängstliche Polizei Gespenster sieht. Aber schließlich ist der Mordversuch von Kissingen doch noch in allzu frischer Erinnerung, als daß man bei der herrschenden Erbitterung und Aufhetzung die Wiederkehr einer solchen That nicht jeden Tag für möglich halten könnte. Fanatismus und Dummheit sind ja zu Allem fähig.

Doch nun zu einem heiterern Gegenstand! Aus unserer Theatersaison ist freilich nicht mehr viel Neues zu erzählen. Das meiste Interesse ziehen

noch immer die „Meininger" auf sich; ihre neueste Leistung ist der Schillersche „Fiesco", und in solchen Stücken, die zur Entfaltung der ganzen Costüme Decorationspracht Gelegenheit geben und bewegte, leidenschaftlich aufgeregte Scenen in Fülle enthalten, ist die Gesellschaft unübertrefflich. Wie aus einem Tizianschen Rahmen heraus treten uns diese prächtigen Gestalten des genuesischen Adels, die schönen vornehmen Damen und die stolzen Nobili entgegen. Der Balcon am Fiescoschen Palaste, der durch die plötzlich zurückgeschlagenen Gardinen einen weiten Ausblick auf die vom Sonnenaufgang glutroth bestrahlte genuesische Bucht und die schimmernden Seealpen gewährt, ist ein landschaftliches Bild von wunderbarer malerischer Wirkung. Was wohl der alte Dichter mit seinen bescheidenen Begriffen von theatralischer Ausstattung sagen würde, wenn er diese farbenprangenden, geschmackvoll reichen, kunst- und lebenvollen Gemälde und Figuren sehen könnte! Unsere Landsmännin Fräulein Hedwig Dohm, welche unter Meiningenscher Fahne ihr Debut gefeiert, hat sich bisher ziemlich rar gemacht; doch errang sie sich als „Esther" in dem gleichnamigen Grillparzerschen Fragment den Beifall, welchen ihr feines Spiel und ihre anmuthig jugendliche Erscheinung verdienen.

Unsere königliche Bühne hat jetzt in anerkennenswerther Weise einen Anlauf genommen, ihrer volksbildenden Mision mehr als bisher gerecht zu werden. Während sonst das „Schauspielhaus" vermöge seiner hohen Preise und seines beschränkten Raumes eigentlich nur der geistigen und finanziellen Elite der Bevölkerung zugänglich war, ist jetzt eine Serie von classischen Vorstellungeu veranstaltet worden, für welche die mäßigsten Preise angesetzt sind. In Folge dessen strömen nunmehr Volkskreise in das königliche Theater, die sonst ihre dramatischen Bedürfnisse in den Vorstadtbühnen zu befriedigen pflegten.

Uebrigens spricht man schon wieder von einem großen neuen Theater, welches auf einem Häusercomplex der Dorotheenstraße errichtet werden soll. Man sollte eigentlich glauben, die Zahl der Musentempel in Berlin sei nachgerade groß genug, und das Schicksal des vor einigen Wochen sanft entschlafenen „Stadttheaters" müßte die Speculation auf diesem Gebiete warnen. Allein es scheint doch immer noch Leute zu geben, die überflüssiges Geld und ungebrochene Unternehmungslust besitzen.

Literatur.

Vom Büchertisch. Geschichte der neuesten Zeit vom Wiener Congreß bis zum Frankfurter Frieden. Von Oskar Jäger. 3 Bde. (Oberhausen und Leipzig, Spaarmann). — Der Verfasser, der im Verein mit

Theodor Creizenach die neue Herausgabe von Schlossers Weltgeschichte besorgt hat, versucht es, die Ereignisse der letzten sechzig Jahre in kurzer Uebersicht darzustellen, gewissermaßen als Supplement des Schlosserschen Werkes. Er selbst ist sich bewußt, daß er damit ein Wagstück unternimmt. Er meint freilich damit nur die Schwierigkeit, die bei der Darstellung von kaum vergangenen Ereignissen sich ergeben mußte; es war aber auch ein Wagstück Schlosser fortsetzen zu wollen, dessen Geschichtsschreibung sich bei aller Eigenartigkeit doch mit einer Fülle von Gelehrsamkeit und Studium verband, gegen welche das Jägersche Buch doch sehr oberflächlich erscheint. Es paßt ebenso wenig zu Schlossers Weltgeschichte, wenn es auch deren Ton nachzuahmen sucht, wie die ihm freilich weit überlegene Geschichte der neuen Zeit von Eduard Arnd, welche die Beckersche Weltgeschichte fortsetzen sollte, den ewigfrischen und köstlichen Erzählungston dieser in Wahrheit populären Darstellung aber nicht im Geringsten erreicht hat. Muß man so von diesem Gesichtspunkt aus den Versuch als mißlungen betrachten, so bietet doch an sich das Buch eine brauchbare fesselnd geschriebene Uebersicht, die ganz besonders auch pädagogischen Zwecken zu Gute kommen dürfte, wenn einmal die Ueberzeugung sich Geltung verschafft haben wird, daß es nicht frommt, die neueste Geschichte ganz von der Schule auszuschließen.

Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel. 4 Bde. (Leipzig, F. A. Brockhaus). — Schon vier Bände Briefe zwischen „Rählchen" und „Augüstken". Und da sind wir erst beim Jahre 1815 angelangt. Großer Gott, wann soll das enden! Ob es jemanden giebt, der diese vier Bände hintereinander lesen kann? Wir möchten es bezweifeln, und wenn es möglich wäre, ihm müßte der Kopf wirr sein von all dem geistreichen Geschwätz. Denn mehr ist es denn doch nicht, wenn man ehrlich sein will. Rahels rastlos von einem zum andern springender Geist hat etwas nervös aufregendes, man muß dagegen immer eine Dosis Varnhagen einnehmen, der bedeutend ruhiger, behaglicher und kälter schreibt. Dazu beläuft sich der historische Gewinn doch nur auf ein paar Personalnotizen; selbst zur Charakteristik der beiden geistreichen Leute gewinnen wir nichts wesentlich neues, denn Rahels ganze Art ist uns ja längst sattsam bekannt und auch über Varnhagens Wesen waren wir nicht im Unklaren. Er giebt sich sehr liebenswürdig und ehrenwerth in diesem Briefwechsel, wenn auch auf die Dauer die Betonung seiner Inferiorität Rahel gegenüber verstimmen muß. Sicherlich erscheint Rahel hier überall als das männlichere Princip, obwohl sie ihre Weiblichkeit allenthalben hervorhebt. Im Ganzen macht eine solche so viele Bände lange Selbstbespiegelung und gegenseitige Anbetung einen halb lächerlichen, halb traurigen Eindruck, für den man doch durch die Fülle von Sentenzen nicht recht entschädigt wird. Varnhagen schreibt immer so, als müßte es später einmal gedruckt werden; wir

wenigstens haben bei den meisten seiner Briefe dies Gefühl, und das stört. Man hat den Eindruck des photographischen Bildes, das Gesicht ist in die gewünschten Falten gelegt. Rahels Briefe sind, wie ihre ganze Natur, mehr eruptiv. Es gehört fast ein persönliches Familieninteresse an Rahel und ihrem Freunde dazu, wenn Jemand bei der Lectüre seine Rechnung finden will. Wer dieses hat, dem seien die Bände bestens empfohlen.

Bei weitem ein allgemeineres Interesse haben bei aller localen und zeitlichen Beschränkung die von Varnhagen herausgegebenen: Briefe von der Universität in die Heimath (Leipzig, F. A. Brockhaus). Sie schildern das Leben und Meinen eines gescheiten, braven und fleißigen jungen Mannes, der in den Jahren 1803—1807 auf der Universität Halle studirte und wenig später dann durch Krankheit und innere Kämpfe zu Grunde ging, des Bremers Adolf Müller, der zu Steffens, Schleiermacher und Reil in nähere Beziehungen getreten war.

Preisaufgaben der Fürstlich Jablonowskischen Gesellschaft in Leipzig:

I. Aus der Geschichte und Nationalökonomik.

1. Für das Jahr 1875. Während die politischen Ereignisse, welche die Begründung der deutschen Herrschaft in Ost- und Westpreußen herbeiführten, sicher festgestellt und allgemein bekannt sind, fehlt es an einer gründlichen Darstellung, in welcher Weise zugleich mit ihnen und in ihrer Folge die deutsche Sprache dort mitten unter fremden Sprachen sich festsetzte und zur Herrschaft gelangte. Es ist dieser Proceß ein um so interessanterer, als sich die beiden Hauptdialekte des Deutschen an demselben betheiligten. Die Gesellschaft wünscht daher

> eine Geschichte der Ausbreitung und Weiterentwickelung der deutschen Sprache in Ost- und Westpreußen bis zum Ende des 15. Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf die Betheiligung der beiden deutschen Hauptdialekte an derselben.

Es darf erwartet werden, daß die Archive außer dem bereits zerstreut zugänglichen Materiale noch manches Neue bieten werden; die Beachtung der Eigennamen, der Ortsnamen, der gegenwärtigen Dialektunterschiede wird wesentliche Ergänzungen liefern. Sollten die Forschungen zur Bewältigung des vollen Themas zu umfänglich werden, so würde die Gesellschaft auch zufrieden sein, wenn nach Feststellung der Hauptmomente die Veranschaulichung des Einzelnen sich auf einen Theil von Ost- und Westpreußen beschränkte. Der Preis beträgt 60 Ducaten; doch würde die Gesellschaft mit Rücksicht auf die bei der Bearbeitung wahrscheinlich nöthig werdenden Reisen und Correspondenzen nicht abgeneigt sein, bei Eingang einer besonders ausgezeichneten Lösung den Preis angemessen zu erhöhen.

2. Für das Jahr 1876. Indem die Gesellschaft den

> Häringsfang und Häringshandel im Gebiete der Nord- und Ostsee

als Thema aufstellt, glaubt sie mit dieser allgemeinen Fassung desselben nur die Richtung andeuten zu sollen, in welcher sie handelsgeschichtliche Forschungen anzuregen wünscht. Sie überläßt es den Bearbeitern, den Antheil einzelner Völker, Emporien oder Gruppen derselben, wie etwa der hanseatischen, am Häringsfang und Häringshandel zu schildern. Sie wünscht der Aufgabe auch nicht bestimmte zeitliche Grenzen zu stecken, und würde eben so gern eine auf den Urkundenbüchern und anderen Geschichtsquellen begründete

Darstellung des mittelalterlichen Häringshandels, wie eine mehr statistische Bearbeitung des modernen hervorrufen. Preis 700 Mark.

3. Für das Jahr 1877. Der hohe Reiz der italienischen Geschichte in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters beruht großentheils darauf, daß sich hier, bei dem zuerst gereiften Volke unter den neueren, schon eine Menge von Bedürfnissen, Grundsätzen und Anstalten der höheren Culturstufen wahrnehmen läßt, während daneben in Italien selbst und mehr noch im übrigen Europa so viel Mittelalterliches noch fortdauert. Auch in der italienischen Volkswirthschaft finden wir denselben Contrast echt moderner Fortschritte auf einer noch wesentlich mittelalterlichen Grundlage. Die Gesellschaft wünscht daher

> eine quellenmäßige Erörterung, wie weit in Ober- und Mittel-Italien gegen Schluß des Mittelalters die modernen Grundsätze der agrarischen, industriellen und mercantilen Verkehrsfreiheit durchgeführt waren.

Sollte sich eine Bewerbungsschrift auf den einen oder andern italienischen Einzelstaat beschränken wollen, so würde natürlich ein besonders wichtiger Staat zu wählen sein, wie z. B. Florenz, Mailand oder Venedig.

Da wir hoffen, daß vorstehende Preisfrage namentlich auch in Italien selbst Anklang finden wird, so erklären wir uns für diesen Fall ausnahmsweise bereit, auch in italienischer Sprache abgefaßte Bewerbungsschriften zuzulassen. Preis 700 Mark.

4. Für das Jahr 1878. Bei der historischen Wichtigkeit der Ortsnamen als Zeugen für die wechselnden Wohnsitze der verschiedenen Völker und Stämme, wünscht die Gesellschaft, daß unter sorgfältiger Benutzung des um Vieles zugänglicher gewordenen urkundlichen Materials und andererseits mit gewissenhafter Benutzung dessen, was die heutige Sprachwissenschaft an sicheren Ergebnissen zu Tage gefördert hat,

> eine wohlgeordnete, aus den besten erreichbaren Quellen geschöpfte Zusammenstellung der deutlich nachweisbaren slawischen Namen für Ortschaften des jetzigen deutschen Reiches

veranstaltet werde.

Da eine Bearbeitung des gesammten Stoffes die Grenzen einer Abhandlung weit überschreiten würde, bleibt es dem Bearbeiter der Preisfrage überlassen sich irgend ein nicht allzu beschränktes, aber auch nicht übermäßig ausgedehntes Gebiet für seine Untersuchung zu wählen. Preis 700 Mark.

II. Aus der Mathematik und Naturwissenschaft.

1. Für das Jahr 1875. Die Frage nach der Lage der Schwingungsebene des polarisirten Lichtes ist trotz mannichfacher Bemühungen bis jetzt nicht entschieden worden. Die Gesellschaft stellt daher die Aufgabe:

> Es ist durch neue Untersuchungen die Lage der Schwingungsebene des polarisirten Lichtes **endgültig** festzustellen.

Preis 60 Ducaten.

2. Für das Jahr 1876. Trotz der meisterhaften Arbeiten Leverrier's über die Bewegung des Merkur kann die Theorie dieses Planeten noch nicht als endgültig abgeschlossen betrachtet werden. Die Gesellschaft wünscht eine ausführliche

> Untersuchung der die Bewegung des Merkur bestimmenden Kräfte, mit Rücksicht auf die von Laplace (in der Mécanique céleste), von Leverrier (in den Annales des Observatoire und den Comptes rendus de l'Académie des sciences), von Hansen (in den Berichten der Kön. Sächs Gesellsch. d. W. vom 15. April 1863) und von Wilhelm Weber (vergl. Zöllner über die Natur der Cometen S. 333) angedeuteten Einwirkungen.

Außer der vollständigen Berechnung der Störungen ist eine Vergleichung mit den Beobachtungen unerläßlich, um zu zeigen, bis zu welchem Grade der Genauigkeit sich die eingehenden Constanten bestimmen lassen. Die Construction von Tafeln zur Ortsberechnung behält sich die Gesellschaft vor zum Gegenstand einer späteren Preisbewerbung zu machen. Preis 700 Mark.

3. Für das Jahr 1877. Der nach Encke benannte und von diesem Astronomen während des Zeitraumes von 1819—1848 sorgfältig untersuchte Comet I, 1819, hat in seiner Bewegung Anomalieen gezeigt, welche zu ihrer Erklärung auf die Hypothese eines widerstehenden Mittels geführt haben. Da indessen eine genauere Untersuchung der Bahn nur über einen beschränkten Theil des Zeitraums vorliegt, über welchen die Beobachtungen

(seit 1786) sich erstrecken, so ist eine vollständige Neubearbeitung der Bahn des Encke'schen Cometen um so mehr wünschenswerth, als die bisher untersuchten Bewegungen anderer periodischen Cometen keinen analogen widerstehenden Einfluß verrathen haben. Die Gesellschaft wünscht eine solche vollständige Neubearbeitung herbeizuführen, und stellt deshalb die Aufgabe:

> die Bewegung des Encke'schen Cometen mit Berücksichtigung aller störenden Kräfte, welche von Einfluß sein können, vorläufig wenigstens innerhalb des seit dem Jahre 1848 verflossenen Zeitraums zu untersuchen.

Die ergänzende Bearbeitung für die frühere Zeit behält sich die Gesellschaft vor, eventuell zum Gegenstand einer späteren Preisbewerbung zu machen. Preis 700 Mark.

4. Für das Jahr 1878. Die Entwickelung des reciproken Werthes der Entfernung r zweier Punkte spielt in astronomischen und physischen Problemen eine hervorragende Rolle. In der Theorie der Transformation der elliptischen Functionen wird die zuerst von Cauchy entdeckte Gleichung bewiesen

$$\frac{a}{r}\left(1+2e^{-\frac{\pi a^2}{r^2}}+2e^{-\frac{4\pi a^2}{r^2}}+2e^{-\frac{9\pi a^2}{r^2}}+2e^{-\frac{16\pi a^2}{r^2}}\ldots\right)=$$

$$=1+2e^{-\frac{\pi r^2}{a^2}}+2e^{-\frac{4\pi r^2}{a^2}}+2e^{-\frac{9\pi r^2}{a^2}}+2e^{-\frac{16\pi r^2}{a^2}}\ldots$$

in welcher mit Rücksicht auf die zu erzielende Genauigkeit die positive willkürliche Constante a so groß gewählt werden kann, daß die Exponentialgröße $e^{-\frac{\pi a^2}{r^2}}$ vernachlässigt werden darf. Alsdann hat man

$$\frac{a}{r}=1+2e^{-\frac{\pi r^2}{a^2}}+2e^{-\frac{4\pi r^2}{a^2}}+2e^{-\frac{9\pi r^2}{a^2}}+\ldots$$

eine Reihenentwickelung von ungemein rascher Convergenz. Es steht zu erwarten, daß eine auf die vorstehende Formel gegründete Entwickelung der Störungsfunction in dem Problem der drei Körper sich für die numerische Rechnung als vortheilhaft erweisen werde. Die Gesellschaft wünscht eine unter dem angedeuteten Gesichtspunkte ausgeführte Bearbeitung des Störungsproblems zu erhalten.

Indem sie dem Bearbeiter die Wahl des besonderen Falles überläßt, in welchem die numerische Anwendbarkeit des Verfahrens gezeigt werden soll, setzt sie voraus, daß das gewählte Beispiel hinlänglichen Umfang und Wichtigkeit besitze, um die Tragweite der vorgeschlagenen Methode und ihr Verhältniß zu den bisher angewandten hervortreten zu lassen. Preis 700 Mark.

Die Bewerbungsschriften sind, wo nicht die Gesellschaft im besondern Falle ausdrücklich den Gebrauch einer anderen Sprache gestattet, in deutscher, lateinischer oder französischer Sprache zu verfassen, müssen deutlich geschrieben und paginirt, ferner mit einem Motto versehen und von einem versiegelten Couvert begleitet sein, das auf der Außenseite das Motto der Arbeit trägt, inwendig den Namen und Wohnort des Verfassers angiebt. Die Zeit der Einsendung endet mit dem 30. November des angegebenen Jahres und die Zusendung ist an den Secretär der Gesellschaft (für das Jahr 1875 Prof. Dr. Scheibner) zu richten. Die Resultate der Prüfung der eingegangenen Schriften werden durch die Leipziger Zeitung im März oder April des folgenden Jahres bekannt gemacht.

Die gekrönten Bewerbungsschriften werden Eigenthum der Gesellschaft.

Berichtigung. Auf S. 760, Z. 7 v. u. lies: „deutsch" statt „in Deutschland". — Auf S. 784 dieser Nummer ist statt „Nationalisten" zu lesen: „Rationalisten".

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 14. Mai 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Aus der römiſchen Campagna.

Von Woldemar Kaden.

I.

Caſtel Fuſano, Auguſt 1874.

In dem aus der Welt verlorenſten Winkel ſchreibe ich Dir, geliebter Freund, dieſen Brief und die beiliegenden Blätter, die Dir die gewünſchten Nachrichten über die römiſche Campagna nach eigenen Anſchauungen geben ſollen.

Du erzähltest mir in beglückten Tönen von Deiner Reiſe durch das liebliche Badener Ländchen, das geſegnete Thüringen und den ſagenreichen, tannenumrauſchten Harz, und haſt Deine durch das helle Gaslicht und den Kohlenſtaub der Städte getrübten Augen in dem ſommerlich freudigen Grün der Wieſen und Wälder geſund gebadet, Dein Gemüth erhoben an dem wogenden Reichthum der Felder und dem fröhlichen Weſen der Leute im Lande; haſt wohl ſelbſt hie und da ein übermüthiges Lied vom Berg ins Thal als Antwort geſchickt den ſingenden Dirnen im Garten, und ſchwärmſt nun heute in hoher Begeiſterung für Deine Reiſe nach Rom und — die römiſche Campagna, welch letzte, wie es ſcheint, Dir unter dem glänzendſten Lichte des Himmels der Romantik zu liegen ſcheint.

Freund, Du gehſt einer gewaltigen Täuſchung entgegen, ſo lange Du die blaue oder grüne lyriſche Gemüthlichkeitsbrille trägſt, d. h. ſo lange Du die Landſchaft mit den Augen eines deutſchen Pfingſt- oder Ferienreiſenden betrachten willſt. Wofür aber ſchwärmen dieſe zumeiſt? O blicke in die vaterländiſche Lyrik, ſchlage ein Dutzend Commers- oder Volksliederbücher und Männergeſangsſammlungen auf, wie heißt es da immer und immer? „Wer hat dich, du ſchöner Wald, aufgebaut ꝛc.“, „O Thäler weit, o Höhen, o ſchöner grüner Wald ꝛc.“, „Durch Feld und Buchenhallen“, „In einem kühlen Grunde“ u. ſ. w. So ſingt es und klingt es von Blätterſäuſeln und goldgrünen Schatten auf ſammtnem Mooſe am rauſchenden Bache, von Waldvögeln, von Wanderburſchen- und Schnitterliedern, im Thal, auf den Höhen, im heitern Dorf und auf den fruchtbaumbepflanzten Landſtraßen. Und mitten drin ſteht das deutſche Gemüth und ſagt und ſeufzt: „O wie ſchön!“

Nimm aber aus dieſer „ſchönen“ deutſchen Landſchaft mit einem Zauberſchlage der Phantaſie alle Wälder, Felder und Wieſen heraus, entkleide die Berge ihres königlichen Schmuckes, laß die Bäche und Ströme über Nacht verſiegen, die leuchtenden gaſtlichen Ortſchaften zu düſtern Ruinen verfallen, und laß durch die gleichzeitig entvölkerten Lande die Armſeligkeit im Bettlergewande ſchreiten, und Lied und Ton des Frohſinns in den ehernen Lüften verhallen, Diſteln und Dornen aus dem Boden ſprießen — ziehe dann noch einmal durch das jetzt ſo geprieſene Thüringerland, und ſiehe, welchen Eindruck es Dir nun machen würde. Ja, denke Dich einmal ganz im Ernſte hinein in eine ſo geartete Landſchaft: ſie würde Deinen Beifall nicht haben.

So aber, und ganz genau ſo iſt die römiſche Campagna, wenigſtens der Theil, der unter dieſem Namen von den Meiſten verſtanden wird.

Und nur ein Unterſchied iſt da, allerdings ein charakteriſtiſch-bedeutſamer: das iſt der Himmel, das Licht, die Beleuchtung der römiſchen Campagna.

Ein grauer, unentſchiedener, weinerlicher Himmel würde die dergeſtalt verwüſtete deutſche Landſchaft noch viel elender und trauriger erſcheinen laſſen, während der leuchtende Himmel hier auch die Wüſte in homeriſche Klarheit und Verklärung hebt.

Ein ehernes Epos haben wir hier, die deutſche Wüſte würde einer verſchwommenen Mathiſſonſchen Elegie zu vergleichen ſein.

Wer nun von deutſchen Touriſten ſich nie um claſſiſche Dichtung bekümmerte, wer ſich an Odyſſee und Iliade nicht erwärmen konnte, wer die ſüße Lyrik unter allen Umſtänden der ernſten Epik vorzieht, oder wer auch nur das Land mit den Augen des dem Nützlichkeitsprincip folgenden Oekonomen anſieht — der komme nicht in die römiſche Campagna. Nein, der komme nicht, denn der verſteht ſie einfach nicht, der wird nichts Langweiligeres unter der Sonne finden, als dieſe Landſchaft, die ſich leer und dürr, wie eines Bettlers Hand, ihm entgegenſtreckt. Wo der Maler, der Dichter, der Denker und Forſcher mit ſtummem Entzücken wandeln, und aus den tiefgefurchten Linien dieſer Greiſenhand alte Orakel leſen, wo dieſe die Campagnawanderungen zu dem Schönſten rechnen, was Italien bietet, wird jener gähnend an das ſchöne Lied der Wanderung von Leipzig nach Halle denken:

„Wollt' Einer von Leipzig nach Halle geh'n,
Ei, dacht' er, was werd' ich da Neues ſeh'n!“

Was er aber ſah, waren: „Pappeln nur Pappeln!“ Ja, dort doch wenigſtens dieſe noch, hier aber meilenweit nur mannshohe Diſteln und verkrüppelte Dornenbüſche, niedere, im Sommer verbrannte Kräuter, Staub, Hitze, und zum Ueberfluſſe die männermordende Malaria, die Lernäiſche Schlange, die hundertköpfig aus den Sümpfen aufſteigt, den Wanderer zu verderben.

„Das Land, dadurch wir gezogen ſind zu erkunden, friſſet ſeine Einwohner", ſagten die Kundſchafter des Moſes, als ſie entſetzt aus Kanaan zurückkehrten. Das Gleiche kann man mit mehr Recht noch von den römiſchen Niederungen ſagen.

Wie viele Reiſende habe ich geſprochen, die ganz außer ſich waren darüber, daß man ſie in die römiſche Campagna geſchickt; wie wenige, die die hohe ernſte Schönheit herausgefunden und ſie dann zu würdigen wußten. Denn dazu gehört eine eigens recht ernſte Anſchauungsweiſe. Ja, wer dieſe nicht beſitzt, weiß abſolut nichts mit dieſer Landſchaft anzufangen, ſo ſehr ihn auch vielleicht in ſeiner Heimath die zahlreichen Campagnabilder, auf denen der Maler irgend ein pittoreskes Stück mit origineller Staffage in intereſſanter Beleuchtung darſtellte, angeſprochen und verlockt haben mögen. Die Engländer wiſſen dem Wege noch wenigſtens die praktiſche Seite abzugewinnen und ſchweifen reitend und jagend über die unendliche, wellenförmige Fläche.

Doch will ich nicht ſagen, daß man ſeine Augen nicht bilden, ſeine Anſchauung nicht vertiefen und dadurch veredeln könnte. Sobald der Touriſt nur einmal den grünen Boden hinter ſich hat, und ſich, von den Alpen nach Süden vordringend, an italieniſches Licht, an italieniſche Vegetation, die in ihrer Farbe und Starrheit der Formen auch mehr den epiſchen Charakter repräſentirt, gewöhnt hat, ſobald er merkt, daß der philiſterhafte Begriff „gemüthlich" auf dieſem Boden nicht gedeiht, dafür aber die Tragik überall ernſt und voll hervorſchießt — alſobald wird ihm, wo anders es mit ſeinem Studium ihm Ernſt iſt, auch die Herrlichkeit in den Ruinen, die Schönheit der todten Erde aufgehen, und der Anblick der ſich um die Thore Roms lagernden Einöde wird ihn zu Gedanken anregen, die ihm zwiſchen den vollen Korn- und Weizenfeldern, unter dem ſonnendurchwebten Dache ſeiner einheimiſchen Buchen und Eichen, auf den wohlgepflegten reinlichen Landſtraßen ſeiner culturreifen Heimath nimmer kommen können. Haben wir mit Ernſt und Andacht eine Campagnawanderung, ſtreifend von Berg zu Meer, vollendet, ſo ſind wir vom Geiſte der Geſchichte durchdrungen, wir verſtehen dieſe ſelbſt; nicht in ihren kleinen unbedeutenden Randbemerkungen individuellen Werthes, ſondern in ihrer ganzen großen, gewaltigen, univerſalen Bedeutung: wir haben das wichtigſte Blatt geleſen, das etwa vom Brande der ſibylliniſchen Bücher übrig geblieben.

Zu dieſen Bemerkungen im Allgemeinen füge ich noch einen Ausſpruch unſeres Winckelmann (Fragment eines „Sendſchreibens von der Reiſe nach Italien"). Er ſagt: „die Reiſe nach Italien gleicht einer Ausſicht auf eine weite und große Ebene. Die mehrſten bemerken nur mit Augen und mit Händen, und wenige mit der Vernunft. Einige bemerken in dieſer großen Landſchaft einen Rauch oder Staub, welcher aufſteigt, oder einen Eſeltreiber

mit ſeinem Thiere eher, als ein ſchönes Landhaus ꝛc." — Du ſollſt mir nicht zu jenen gehören, und nun ſiehe, wie Dir die Campagna gefällt, wenn ich Dir ſie näher vor die Augen führe.

Zu dieſem Zwecke mache ich Dich vorläufig mit meinem gegenwärtigen Aufenthalte bekannt. Dieſer liegt ſo recht in der Campagna, bildet aber durch den ihn umgebenden Wald eine kleine Oaſe in der Wüſtenei. Wenn ich mein Leben hier betrachte, ſo könnte ich anfangen, wie alle Märchen beginnen: „Es war einmal ....." Denn ich ſitze auf einem alten verwünſchten Schloſſe am Meere, das mir durch die Liebenswürdigkeit ſeines Beſitzers, des Principe Chigi zu Rom, ſeine eiſernen Thore geöffnet hat und mir ein gaſtliches Unterkommen gewährt. Seinen Namen haſt Du an der Spitze dieſer Blätter geleſen: Caſtel Fuſano. Lebten wir noch im Alterthum, ſo würde ich wahrſcheinlich geſchrieben haben: Fuſano bei Laurentum; aber das kennt heutzutage kein Poſtbeamter mehr. Du findeſt das Märchenſchloß, wenn Du von Rom aus die Via Oſtienſis oder Laurentina entlang in faſt ſüdlicher Richtung nach dem Geſtade des Meeres bis Oſtia wandelſt, von dieſem aber links über eine ſandige Fläche hin abbiegſt. Da erblickſt Du alsbald einen Pinienwald, der Dir in überraſchender Pracht aus der todten Fläche entgegengrünt. In der Mitte dieſes Waldes auf einem weiten ſandigen Platze, auf dem noch dürre Spuren eines längſt von der Wildniß eroberten Gartens zu ſehen ſind, liegt das dem feudalen Mittelalter entſtammende Schloß. Es hat ſchon lange die graue Farbe der Wildniß angenommen, ſieht aber dadurch mit ſeinen vier ſtattlichen Eckthürmen nur um ſo trotziger aus, um ſo wilder. Wie ein Edelmann, der zum Briganten geworden.

Eine tiefere Wald- und Welteinſamkeit, als ſie dieſen Ort umgeben, kannſt Du wohl nirgend finden. Wie von der Erde verloren ſcheint man; man meint der einzig übriggebliebene Menſch zu ſein, und die Stille iſt ſo überwältigend, daß man manchmal einen lauten Schrei, einen Pfiff ausſtoßen muß, der aber nur ein kurzes, zwiſchen den Säulen der Pinien verflatterndes Echo findet, um ſich ſeines Lebens, ſeines Daſeins noch zu vergewiſſern. Hier ſingt kein Vogel; nur flüchtig eilen ſie über die Einſamkeit dahin. Hier plätſchert kein Waſſer als Quell oder Brunnen. Schweigend und ſcheu wandeln die drei, vier Campagnolen, Hüter des Waldes und der Ställe, aber von räuberiſchem Ausſehen, die durch langes Schweigen ihre Sprache faſt vergeſſen haben, an den altersgrauen Mauern dahin. Schweigend ziehen die großen ſchwarzen Waldameiſen ihre Karavanenbahnen zwiſchen den dürren Kiefernadeln; die ſtummen Schildkröten bewegen ſich träge und mühſam zwiſchen den vertrockneten, ſpröden Sandkräutern, verfolgt von dem heimlich nach Beute ſchleichenden Fuchſe.

Des Mittags aber ſchläft Pan und mit ihm die weite, wie in einem

Traume erſtarrte Natur — — dann rührt ſich kein Lüftchen, und harziger Waldgeruch lagert ſich in einer dicken Wolke vor die Thüren und Fenſter des Caſtells. Zitternd und flimmernd, den Blick verwirrend, die Geſtalten und Formen phantaſtiſch verſchiebend, tanzt dann die Luft über die Haide.

Dann meint man wohl, müſſe eine dichte Roſenhecke um das Schloß aufſchießen, und in den dunkeln Sälen deſſelben müßten der König und ſein Gemahl, und hoch oben in einem der vier Eckthürme müßte Dornröschen ſchlafen. Ja, dies alte liebe Kindermärchen tritt hier ſo lebendig vor meine Seele — und das iſt Dornröschens Schloß.

Am Abend, wenn die Sonne ſich dem Meere neigt, belebt ſich die ſtille Landſchaft für kurze Zeit mit Tönen und Klängen: Heerdengebrüll erſchallt und Glöckchen erklingen, und der rauhe Hirt, ſein dampfendes Roß anſpornend, ſtößt ſeine kurzen heiſern Rufe aus, die den halbwilden Hunden oder dem unbändig daherbrechenden Stiere gelten. Ihm antwortet der Fiſchadler mit herabgeneigtem Haupte aus abendlich gerötheter Luft — — der Seewind treibt Schaaren von pfeifenden Möven über die Pinienkronen dahin, landeinwärts — — und wenn Alles in kurzer Zeit verhallte, und der aufgewirbelte Staub in der Dämmerung verweht, ſo klingt der ſanfte und beſänftigende Donner der Brandung des nahen Meeres, wie Athemzüge eines ſchlafenden Titanen, in die bald vom tiefſten Dunkel überſchleierte Einſamkeit,

Dann kommt der Mond über die bebuſchten Hügel von Laurentum herauf — dann ſchwebt Orions ſtrahlende Silberampel über dem Meere — und da iſt der Zauber vollbracht. Das geliebte Märchen zieht im leuchtenden, flatternden Gewande, uralte Namen in den Nachtwind flüſternd, über die flimmernde Heide, aus der ſich, ſeinem Rufe folgend, mit den nächtlichen Uebeln geräuſchlos die verſchollenen Geſtalten erheben. Seltſame, räthſelhafte Töne treffen dann das in die Nacht hinauslauſchende Ohr — — ein Schrei — ein wildes Krächzen — von fern herüber ein Schuß — ein Schwirren in den ſauſenden Pinien. Das iſt ſchauerlichſchön, und die Phantaſie nimmt ſonderbare Flüge.

Von dem buſchigen Ardea bis zu der trübſeligen Mündung des Tibers, der ſich verdroſſen in dem lockenen Meerſande verliert, und deſſen Ausgang keines Menſchen Hand ſegnet, von dort bis hier dehnt ſich ein öder armſeliger, von Trug und Liebe vergeſſener Strand, deſſen ſandiger Boden nur dürftigem Stachelgewächs Nahrung gewährt. Haidekräuter, Lentiscus, wilde Myrten und Oelbäume, und niedrige Eichen, von ſtarkduftenden, halbvertrockneten Kräutern umſchloſſen, friſten hier ihr kümmerliches Daſein. Der Boden iſt ſtellenweis'ſumpfig, denn die Bächlein, die ihn zur Regenzeit durchirren, verlaufen ſich im Sande, ohne das Meer je zu erreichen, und bilden dann brodelnde Tümpel, aus denen mit den Nebeln in ſchwarzen Schaaren

die Sumpfmücke, und mit vorrückender Sommerſonne das grüne Geſpenſt der Malaria ſteigt, das mit knöcherner Hand an die wenigen armſeligen Hütten der Hirten und Campagnabauern klopft und jedes Jahr unerbittlich ſeinen Tribut an Menſchenleben einfordert. Den bleichen, doch fröhlichen Hirtenknaben, der ihm ſechszehn, ſiebenzehn armſelige Jahre widerſtanden, das braune hagere Mädchen, ehe es den dürftig blühenden Kranz tragen ſollte, den wettergebräunten harten Mann und ſein in heißer Arbeit freudelos dahinlebendes Weib — Alle nimmt es nach und nach bei jährlich erneutem Beſuche erbarmungslos bei der Hand, und ſchleppt die Armen zum Tode und hetzt ſie ſterbensmatt über die ſonnenverbrannte Haide. Und immer kehrt er zurück, und gieriger, und immer wieder.

„Sieh, Charon iſt's, er ſauſt einher,
Entführet die Verblichnen;
Die Jungen treibt er vor ſich hin,
Schleppt hinter ſich die Alten —"

So fährt der grimme Schnitter über die Campagna, an keiner Schwelle geht er vorbei. Und nach Jahren ſteht die Hütte leer, der Fuchs ſchleicht durch die zerbrochene Thür, und der Regen und der Wind gehen durch die hohlen Fenſter; Schilf ſchießt ringsum auf — — und dann findet ſpäter der fröhliche Maler eine recht pittoreske Ruine. Er malt ſie und pfeift ſich das allerneueſte Liedchen — und im nächſten Jahre hat ein Sturm die letzten Trümmer der Hütte fortgeblaſen.

„Und ihre Stätte kennet ſie nicht mehr."

Wohl gab es Zeiten, wo dieſe Küſte blühete. Da herrſchte noch nicht der Meerſand, der heute das Land mit ſilberflitterndem Leichengürtel gürtet, da lebte ein geſundes, tüchtiges Volk von Land zu Meer. Dicht bis an die blauen Wellen, die an die Marmorſchwellen ſeiner Städte ſchlugen, wohnte es. Und wenn es vom Meer zurückſchaute, ſo blickte es in ein grünes, wohlbebautes Land hinein, das ſich bis zu Tiburs Bergen dehnte.

Laurenter nannte ſich das Volk, und Antium die alte graue Meeresſtadt der Völker, und Ardea, die Stadt des kühnen Turnus und der muthigen Rutuler, und Lavinium, die ehrwürdige, prächtige Bergſtadt, waren die wohlbevölkerten Städte jener Zeit.

In Laurentum aber, dem kleinen waldumbuſchten, grünte der heilige Lorbeer, und hier bei dieſem Küſtenheiligthum landeten die Seefahrer von nah und fern, um in dem Heiligthume des Mars ihre Opferungen mit fremdländiſchen Gaben darzubringen. Unter den geweiheten Bäumen lagerten die feiernden Schiffer und genoſſen des Schattens der freundlichen Wipfel, in denen der Seewind rauſchte, lauſchten den Orakeln des klopfenden Spechtes, des heiligen Propheten der Wälder, der ihnen glückliche Heimkehr verhieß. —

Das iſt verweht, verrauſcht. Das deckt der feine weiße Meerſand zu — und kein Schiff landet mehr an der unwirthlichen, ſchattenloſen Küſte. Nur drüben auf der Höhe des Meeres ziehen die lateiniſchen Segel der napolitaniſchen Fiſcher, aber kein Sehnen verlockt ſie zu dem Strande, der ihnen nicht einmal eine Quelle ſpendet.

Wohl klopft in des Frühlings erſten Tagen der heilige Specht noch an die Rinde der Pinien, aber der vogelſprachenkundige Kindermund der alten Welt ſchloß ſich auf ewig, und wir verſtehen des Waldes Orakel nicht mehr.

Schon vor der Kaiſer Zeit war die Gegend wüſter und leerer geworden, und vergebens waren deren gewaltige Anſtrengungen, die alternde, immer greiſenhafter werdende Natur zu neuem Leben zu erwecken. Man verſuchte es mit Canälen, dieſen Waſſerlebensadern, mit Straßen und Privilegien — alles vergebens Zu Neros Zeit ſchon war Lavinium, der letzte Reſt des lateiniſchen Bundes, ſo verfallen und verrufen, daß jeder Römer ſich ſcheuete, einen, wenn auch nur vorübergehenden, Aufenthalt dort zu nehmen. Und der jedesmalige Senator, der wegen des jährlich dort abzuhaltenden Gottesdienſtes eine Nacht in Lavinium zu verweilen gezwungen war, verwünſcht von innerſtem Herzen Numa, als den Urheber jener Sacra.

Zwar ſtanden noch viele römiſche Villen den Strand entlang bis Oſtia, aber ſie verfielen von da ab raſch. Reizend iſt die Schilderung, die Plinius von ſeiner Villa Laurentina am Meere giebt, deren einſtige Stelle ich von meinem Wüſtenſchloſſe aus in einer Viertelſtunde erreichen kann. Das Meer iſt daſſelbe noch, weithin verlieren ſich ſeine leuchtenden Küſten am blauen Horizonte bis Castrum novum und bis zum Vorgebirge der Circe. Der Himmel iſt derſelbe noch, auch die Myrtenbüſche duften noch wie damals, und die den Forſcher beglückende Ruhe herrſcht weitaus — — wo aber iſt der veilchenduftende Xyſtus, der palmenbeſetzte Garten des Plinius, ſein Lieblingsaufenthalt, wenn er in ſeinem Laurentinum weilte? Wo ſind jene plätſchernden Springbrunnen, Waſſer und rauſchenden Quellen? Geſtürzt ſind die heitern Säulenhallen, verſchlungen vom ewigen Meere, und hinabgezogen in die graue Fluth jene buntgemalten Gemächer, deren Stufen die Wellen bei Südwind einſt leicht überſpülten, und keine Spur von alter Pracht iſt geblieben, als höchſtens ein paar Hände voll bunter Moſaik- und Glasſtückchen, die uns die Nereïden im tändelnden Spiele vor die Füße werfen. Auch die anderen Villen, welche den Anblick von Städten gewährten dem Schiffer vom Meere aus, dem Wanderer vom Lande, und wo heiteres Spiel und fröhlicher Scherz ertönte — wo ſind ſie geblieben? An keinen Stein ſtößt der Fuß des einſamen Wanderers an dieſem Strande, von Muſchelbrocken nur und wirrem Seegras bedeckt.

Verborgen ſolange der Nachwelt und von dichtem Schutte überdeckt lag auch Oſtia, das alte reiche Oſtia, der Römerhafen, jetzt ein Pompeji

am Tiberſtrande. An keinem Orte wohl tritt man in die alte Zeit ſo mitten hinein, wie hier unter die ausgegrabenen Ruinen dieſer Stadt, größer und wichtiger als Pompeji. An keinem Orte umweht uns der Hauch der Wehmuth mehr, als an dieſen ſtillen weidenumbuſchten Ufern, die einſt die goldenen Schätze aller Länder landen ſahen.

Pompeji iſt fröhlich im Tode, es iſt mitten in ſeinem campaniſchen Glücke geſtorben, dahingerafft wie ein ſpielendes Kind; Oſtias Ruinen ſind ernſt und trauervoll, ſie waren Zeugen römiſchen Niederganges.

Man kommt nach Oſtia von dem Schloſſe Fuſano aus in viertelſtündiger Wanderung und geht gern ſchweigend und zu höchſtem Ernſte angeregt durch jene Stätten, die zum großen Theil die ſtarre Diſtel bedeckt, durch jene Straßen, die das regſte Hafenleben bevölkerte, wo wir aber heute nur noch den räuberhaften Hirten oder einen tabakbettelnden Aufſeher begegnen. Wild ſind die Wellen des Tiber in die Stadt eingebrochen und haben Stücke von jener baſaltgepflaſterten Hauptſtraße verſchlungen und haben zähen Schlamm abgelagert auf dem Moſaikfußboden jener reichen Wohnungen und jener Tempel, deren Säulen in tauſend Trümmer zerſpalten am Boden liegen, deren Marmor, bunt und weiß, in Splittern und Brocken reich dahingeſäet iſt. Der giftige Sumpf dringt bis unter die Mauern der heutigen Stadt, und die Fieberluft hat die Bevölkerung bis auf wenige denen der unheimliche Tod noch nahe bevorſteht, gemordet.

Ein niedriger Buſchwald faßt die Sümpfe ein, und in dieſem zieht das halbwilde Rind in ſchweifenden Heerden. Auf der Straße aber, die ein wenig erhöht, mitten hindurchgeht, ſieht man nur ſelten ein lebendes Weſen: Gras und Kraut wächſt auf ihr. Salz ſtreute man früher auf die der Verwüſtung anheimgegebenen Städte, Salz lagert auch rings um Oſtia, das die Sonne in dem auf den Flächen ſtagnirenden, durch Canäle herbeigeleiteten Meerwaſſer austrocknete. Dies iſt auch zugleich die einzige Ernte der Gegend: kein Halm der lieblichen Ceres beugt ſich der ſammelnden Hand des Schnitters, keine ſchwellende Frucht füllt des Gärtners Hand.

Als ich jene Straße im Hochſommer zog, und im Geiſte Vergangenheit und Gegenwart zuſammenhielt, glaubte ich Chidher zu ſein:

— — — — — — — — — — —

„Und aber nach fünfhundert Jahren
Bin ich deſſelben Wegs gefahren. —
Da fand ich keine Spur der Stadt:
Ein einſamer Schäfer blies die Schalmei,
Die Heerde weidete Laub und Blatt.
Ich fragte: wie lang iſt die Stadt vorbei?
Er ſprach und blies auf dem Rohre fort:
Dies iſt mein ewiger Weideort — —“

Und aber nach fünfhundert Jahren? — Jetzt imponirt zwar der Ort, von Weitem geſehen, durch ſein gewaltig-trotziges, mittelalterliches Caſtell, das ſeines Gleichen nicht hat, das die einſt große Stadt, die fruchtreiche Campagna und die Tibermündung gleicherweiſe kräftig ſchützte und an welchem nach und nach ſechs Päpſte ihre ſtolzen Marmorwappen aufgehangen haben — in der Nähe jedoch vermag Oſtia ſein bettelhaftes Gewand nicht zu verbergen.

Leer und verlaſſen ſind die Straßen und Gäßchen und ein Dutzend halbverhungerter, auch in der Mittagsglut ſorgfältig in Tücher und Mäntel verhüllter Einwohner ſchleicht fieberkrank zwiſchen den Häuſern, und dieſe Häuſer ſehen dem unvermeidlichen Verfall entgegen. Sträflinge, wie zum langſamen Tod durch die Malaria verdammt, ſchleppen ihre Ketten durch die öden Corridore des Caſtells, in denen einſt der ſtolze päpſtliche Fuß gewandelt. Man denke: ein Dutzend Einwohner von jenen 80,000, die Oſtia zur Zeit Sullas zählte! Verhungertes Volk an Stelle jener Kaiſer und Senatoren, die oft und gern in Oſtia weilten.

O der Wandlung! Scherben jetzt Alles! Und über Scherben ſtrauchelt der Fuß, und bunte Scherben, Moſaikſtücke und in den Farben der Iris ſchimmernde Glasſplitter, Kupfernägel, Lämpchen, Vaſentrümmer, Ornamente und bunte Marmorarten bilden den Boden, der die ſtille alte Stadt hinter dem Caſtell überdeckt. Jede Scholle, die der Stab des Wanderers von dem Hügellande losbricht, legt die Leichenſplitter der verſunkenen Stadt in reicher Fülle blos.

Wir ſtehen und ſchauen, wir bücken uns und ſammeln Hände voll der alten Herrlichkeiten, vermögen aber ein Bild daraus nicht zuſammenzuſetzen, indeſſen die Gräberſtraße muß prachtvoll und jedenfalls großartiger geweſen ſein, als die von Pompeji, das beweiſen die Säulenreſte, die Marmor- und Moſaikfußböden derſelben. Ebenſo herrlich nahm ſich gewiß der Jupitertempel aus, der, auf dem niedrigen Stadthügel thronend, durch edle Bauart ſowohl als durch ſeine glänzende Marmorbekleidung in dieſer ausgedehnten Niederung imponiren mußte. Er iſt, was ſeinen Ziegelſteinkern anbelangt, noch wohl erhalten; und mit wunderbaren Gefühlen ſteigt der Wanderer die breiten Marmorſtufen hinauf zu dem goldenen Wohnſitz des Vaters der Götter. Wohlerhalten auch liegt noch die Schwelle aus feinem afrikaniſchen Marmor vor dem Eingang, völlig unbeſchädigt wölben ſich noch die hohen Niſchen im Innern, welche einſt der marmornen Götterverſammlung dienten, aber hohl und leer greifen ſie in die Oede hinein, wie die leeren Augenhöhlen der Todtenſchädel da unten.

Herrlich jedoch, über alle Maßen entzückend iſt das Landſchaftsbild, das ſich feinlinig, zart und in wunderbarer Farbeneinheit von der Tempelſchwelle aus darſtellt. Das ferne Gebirge dient als Staffelei. Kein unſchöner Zug

unterbricht das Ganze; eine Meiſterhand hat mit ſicherem Griffel die Cartons dazu gezeichnet; die Sonne aber gab ihm die Farben, mit vollem, glühenden Pinſel trug ſie dieſe auf, und wahrlich, das Bild iſt vollendet!

Von Civita Caſtellana über den Monte Soracte, die Montagna della Sabina hinweg, bis zu den nicht fernen Albanerbergen ſchweift das Auge in ſeligem Schauen über einen Zauberkreis, der den Sinn ewig und ewig gefangen nimmt. In der Mitte dieſes Kreiſes ruht die ewige Stadt, auf deren Thürmen der goldene Strahl funkelt. Nichts zieht das Auge ſtörend von dem Fernblick ab, in nichts Einzelnes, nichts Kleinliches vermag es ſich, weder in der Nähe noch in der Ferne zu vertiefen.

Das kräftige Sonnenbraun der nächſten Flächen geht ganz allmählich, indem es ſich mit den Silbertönen der Ferne und dem ſchwachen Grün fernen Geſträuches vermiſcht in ſanftes Grau über, welchem der Glanz der Ferne und die Bläue der Lüfte jenen unbeſchreiblichen Ton geben, der an hellen Tagen an den breiten Flächen der Gebirgslehnen wie wirkliches Silber leuchtet, in den Schluchten und Falten der Berge aber als lichter Purpur erſcheint.

Aber welcher reichen Scala von Wandlungen ſind dieſe Lichter, dieſe Schatten, dieſe Farben und Töne fähig! Anders erſcheinen ſie unter der Sonne des Sommers als des Lenzes, anders im Herbſt und im Winter. Wie gewaltig wirkt der Sonnenaufgang, die Mittagshöhe, wie überwältigend auch, obgleich durchaus verſchieden der Sonnenuntergang.

Bei den leichten warmen Frühlings- und den erſten Septemberregen: welche kaleidoskopiſche Wandlung von Minute zu Minute!

Der Himmel iſt blau und klar — kleine, zarte, ſtrahlende Wölkchen flattern roſig angehaucht durch den Aether — die Wolken verdichten ſich, und ſchwarz hebt es ſich hinter den Sabinerbergen hervor, ſodaß dieſe vom Scheitel bis zum Fuße wie aus Kreide gemauert, wie ängſtlich unter dem einſeitig einfallenden Lichte ſtehen. Dann geht ein Regen in breiten dunkeln Streifen plötzlich quer über das Land; doch dicht neben ihm fallen goldene Sonnenlichter, oft auch mitten in dem Regenſtreifen, in eigenthümlichem Gemiſch mit dieſem auf die Landſchaft, die nicht weiß, ob ſie weinen oder lachen ſoll. Der Regen zieht weiter, und mit ſeinem grauen Schleier deckt er eine Ortſchaft, einen Hügel, ein leuchtendes Landhaus nach dem andern auf kurze Zeit. Denn bald darauf hüpfen ſie wieder in den blendenden Lichtkreis wie Kinder, die aus dem erfriſchenden Bade kommen.

Die Sonnenauf-, mehr noch die Sonnenuntergänge muß man vom Monte Soracte, von dem Schloßberge des hochgelegenen Paleſtrina und dem die Küſte beherrſchenden Monte Cavo aus geſehen haben, um Bilder in ſeine Seele aufzunehmen, deren erhabene Schönheit in der Erinnerung ewig die Träume unſerer glücklichſten Stunden bilden wird.

Nein, diese Pracht haben wir im Norden nicht, und auf die Gefahr, für den größten Schwärmer gehalten zu werden, dürfen wir behaupten: die Sommersonnenuntergänge in der römischen Campagna sind das Herrlichste, was die Seele genießen kann. Leider genießen derselben nur wenige, denn wenn diese Schaustellungen am großartigsten beginnen, im August ist kein Publicum in der Campagna anzutreffen, und die Natur spielt vor leeren Bänken; in der Einsamkeit erschöpft sie sich, ihre goldenen Farben in Strömen auszugießen, ihre reiche Fülle in üppiger Pracht zu entfalten. Hüllenlos spiegelt sie sich in dem verlassensten Meere, und steigt in die stille Bucht hinab ins Bad zur Nacht, um andern Tages in Reinheit und Schöne Aphroditens, im Schmucke der lautersten Morgensonne aus den Wellen wieder zu erstehen.

Ich erinnere mich voll tiefer Erregung noch eines Sonnenunterganges, wie ich ihn bisher nur einmal erlebte. Wir fuhren an einem ziemlich rauhen Septemberabend, es war gegen das Ende dieses Monats, von der Meeresküste zurückkehrend, die antike Via Ardeatina entlang. Schneidend kalt strich der Nord über die offene Haidefläche daher, und rauschte in dem dürren Gestrüpp am Wege und beugte es zur Erde, und seufzte in den verbrannten Binsen. Ein öder, kalter, trotziger Ton lag auf dem Lande, eine trübe gleichgültige Farbe. Die Campagna hatte das Antlitz eines Menschen, der viel Schmerz erfahren, und jetzt, vor einem neuen Abschiede stehend, die Thränen zurückhält, oder sie mit dem Schleier des Trotzes, der Härte verhüllen möchte. Es war ein Anblick, der die Seele zur tiefsten Trauer stimmen mußte.

Die Sonne steht nur noch wenig über dem Meere, aber vor dem Sinken, im letzten Augenblicke, gießt sie plötzlich ein Gold über die Welt, ein Gold in so vollen Strömen, daß die Augen verwundert und erschreckt, geblendet und bezaubert sich davor schließen müssen.

Kein Grün der Bäume, des hohen Schilfrohres, kein Grau der Mauern und der Feldzäune war mehr zu erschauen; die Blätter, die Halme waren von Metall, ehern und starr, und in tiefes, grelles Gelb war die Natur getaucht. So strahlend wunderbar blieb sie wohl zehn Minuten lang.

Dann — ein Augenblick nur genügte — drang plötzlich aus der Höhe ein lichtes freudiges Roth nach, wie die Rosen der Geliebten, die sie dem scheidenden Freunde noch vom Balkon zuwirft. Dies aber verwandelte sich bald darauf in ernsten majestätischen Purpur — in Violett, das als es langsam aus der übrigen Landschaft zurückwich, sich in den Albanerbergen concentrirte, und dort verharrte, bis es von dem zuletzt erleuchteten Gipfel des Monte Cavo in den der überstrahlenden Abendsterne überging.

Diese grellgelbe Beleuchtung, war sie schön?

Wunderbar, entzückend war ſie, ergreifend die Seele mit Gefühlen aus einer andern Welt, einer andern Zeit, die ſich unſerm Schauen nur ſelten in tiefen Träumen enthüllt. — Weltenbrand!

Das griechiſche Unterrichtsweſen.

Daß das Unterrichtsweſen in Griechenland im Argen liegt, entgeht keinem Fremden, der nur einige Zeit ſich hier aufhält. Deſſen iſt ſich auch jeder Grieche bewußt, und die Lehrer der Volksſchulen wie die der Gymnaſien, die Univerſitätsprofeſſoren, der Cultusminiſter ſelbſt, alle geſtehen es ohne Anſtand zu. Dieſer gräuliche Zuſtand aber hat ſeinen Grund darin, daß die leidige Politik in Alles eingreift. Der Volksſchullehrer iſt genöthigt, ſich irgend einer politiſchen Partei anzuſchließen. Iſt nun ſeine Partei am Ruder, ſo iſt er ein gemachter Mann; er mag Schule halten oder in der Weinſchenke ſitzen und Karten ſpielen, er mag ſich ſonſt zu Schulden kommen laſſen, was es da ſei: in Athen iſt ſein Abgeordneter, der ſorgt ſchon dafür, daß er in ſeiner Stelle bleibt. Und der Abgeordnete muß ſorgen, denn ſonſt verliert er die Stimme des Schulmeiſters und deſſen Verwandter. Wird aber nun die betreffende Partei geſtürzt und kommt eine andere in die Höhe, ſo hat dieſe nichts Eiligeres zu thun, als die Beamten der Gegenpartei abzuſetzen und ihren Leuten die Stellen zu geben. Und da bekommt nun auch der Herr Lehrer ſeine Entlaſſung. Er hat ſchon längſt ſeine ſieben Sachen zuſammengepackt; denn er wußte ja, daß der Abgeordnete der andern Partei dem oder jenem Vetter oder Gevatter die Lehrerſtelle vor Monaten verſprochen gehabt. Und daß der Abgeordnete ſein Verſprechen zu erfüllen weiß, daran iſt ja kein Zweifel; denn das Miniſterium braucht ſeine Stimme, und namentlich in Tagen, wie der 30. November vorigen Jahres und die folgenden waren, gewähren die Miniſter dem Abgeordneten Alles, wonach ihm gelüſtet. In ſolchen Fällen ſchützt den Lehrer, auch den tüchtigen und pflichtgetreuen, nichts gegen die Abſetzung. Es bleibt ihm nur übrig, mit Brod und Oliven vorlieb zu nehmen und in Gottes Namen zu warten, bis wieder ſeine Partei an die Reihe kommt. Und wohl ihm, wenn er ein Häuschen und ein Paar Aecker hat, ſo daß er warten kann; denn im andern Falle iſt es für ihn das Rathſamſte, ſich einem andern Berufe zu widmen. Und das thun nun nach jedem Miniſteriumwechſel gar Manche; denn die ſechzig oder achtzig Drachmen, die ſie als Dorfſchullehrer monatlich bekommen, können ſie ſich

am Ende doch auch durch irgend eine andere Beſchäftigung erwerben. Darum widmen ſich auch jetzt keine tüchtigen Leute mehr dieſem heruntergekommenen Stande. Es giebt auch im ganzen Königreiche kein Inſtitut, wo Lehrer herangebildet würden.

Dieſem Uebelſtande will nun der jetzige Cultusminiſter, Herr J. Valaſopulos, ein Arzt aus Sparta, abhelfen, ja nicht blos das, er will zwei Haſen auf einmal ſchießen, wie wir bald ſehen werden. Wie aber, wenn er keinen finge! Es iſt wahr, daß Valaſopulos mehr Eifer und guten Willen zeigt, als man ſonſt bei anderen Cultusminiſtern bemerken konnte. Und darum iſt er zu loben; aber er ſollte ſich von Eifer und Ehrgeiz nicht hinreißen laſſen, Alles auf einmal verbeſſern zu wollen. Denn dann wird ſein Nachfolger wie Alexander ausrufen müſſen: *Τί ὄφελος, ἐὰν ἔχω μὲν πολλά, πράξω δὲ ὀυδέν*; So will Valaſopulos einmal dem Volksſchulweſen auf die Beine helfen und den Klerus zu einer gewiſſen Bildungsſtufe bringen, und zweitens die Univerſität reorganiſiren, manch anderer Pläne und Plänchen nicht zu gedenken. Das Erſte ſoll dadurch erreicht werden, daß man die Pfarrer zu Volksſchullehrern macht. Der Miniſter meint damit nicht, daß man den jetzt liturgirenden Pfarrern den Schulunterricht übertragen ſolle; denn von denen kann die große Mehrzahl nur zur Noth leſen. Von Schreiben — daß ſie orthographiſch richtig ſchreiben können, daran iſt nicht zu denken —, von Geographie, Arithmetik und ſo weiter wiſſen die allerwenigſten etwas. Wenn man in Griechenland reiſt und bei Pfarrern einkehrt, ſo kann man gar manches von ihnen hören, was man nicht für möglich halten würde; wie mich einmal einer im Verlauf eines Geſpräches fragte: „Nicht wahr, Serbien iſt das Land nördlich von Deutſchland?“ Edmond About giebt in ſeinem Buche ein Paar Pröbchen von der Unwiſſenheit der Pfarrer und Mönche. Aber eben dadurch, daß man dem Klerus die Schulen übergiebt, ſoll er auch gehoben werden. Denn in Zukunft ſoll keiner mehr zum Prieſter in einer kleinern Stadt oder auf einem Dorfe geweiht werden können, der nicht die Prüfung als Schullehrer beſtanden, und keiner ſoll in einer Kreishauptſtadt Prieſter werden können, der nicht die Univerſität abſolvirt hat. Sie ſind nun Pfarrer und Lehrer zugleich, und es bekommen die, welche die Univerſität abſolvirt haben, Alles in Allem 150 Drachmen monatlich, die anderen von 60—95 Drachmen. Nun bedenke man aber, daß der Pfarrer, bevor er geweiht wird, ſich um ſeine Ehehälfte ſchauen muß. Und das hat auch, nebenbei bemerkt, ſeine Schwierigkeiten; denn die griechiſchen Frauen ſind jetzt anders geworden, als ſie früher waren. Nicht jede entſchließt ſich, auf Theater, Geſellſchaften und andere Vergnügungen zu verzichten und mit ihrem geiſtlichen Ehegeſpons ein paar hundert Male im Jahre zu faſten. Und auf der andern Seite wird ein Mann, der die Univerſität abſolvirt hat,

doch auch kein Bauernmädchen heirathen wollen. Aber abgeſehen davon ſoll er mit den 150 Drachmen Gehalt in einer Kreishauptſtadt leben, ſich und ſeine Familie erhalten und ſeinen Pflichten als Lehrer und Pfarrer und Prediger obliegen. Wer wird ſich wohl bei ſolchen Ausſichten dieſem Stande widmen wollen? Auch dann wird es ultima spes ſein, δημοδιδάσκαλος zu werden, und nur der Bodenſatz der Univerſität und der Gymnaſien wird ſich dazu herbeilaſſen.

Auf eine Bekämpfung des Geſetzvorſchlages des Herrn Valaſopulos einzugehen, würde zu weit führen; ich habe ja das Alles nur der Curioſität halber angeführt. Sehen wir nun, was der Herr Cultusminiſter zur Reorganiſation der Univerſität erſonnen hat. Er ſagt ſelbſt in ſeinem Memorandum, daß der Zuſtand der Alma Mater ein trauriger ſei und daß die ganze Nation die Nothwendigkeit der Reorganiſation dieſer oberſten Bildungsanſtalt fühle. Die Gründe dieſes Zuſtandes hat er aber wohlweislich verſchwiegen. Und auch ich begnüge mich, anzudeuten, daß die Studenten, weil ſie keine Collegiengelder zu bezahlen haben, planlos von einem Colleg ins andere laufen, um von möglichſt vielen Vorleſungen zu koſten, die Profeſſoren aber aus eben demſelben Grunde, d. h. weil ſie keine Collegiengelder bekommen, theilweiſe keinen ſehr regen Eifer an den Tag legen. Es fehlt eben der Motor, das Intereſſe. Ueberdies iſt ja auch der Gehalt ein ſehr geringer: der ordentliche Profeſſor bekommt ungefähr achtzig Thlr. monatlich und der Gehalt ſteigt von fünf zu fünf Jahren um zwölf Thaler per Monat. Der Profeſſor iſt alſo genöthigt, andere Erwerbsquellen ſich zu erſchließen, und die Profeſſur wird manchmal dadurch in den Hintergrund gedrängt.

Der Geſetzentwurf des Herrn Valaſopulos betrifft nun folgende Hauptpunkte: 1) wird die Anzahl der Lehrſtühle beſtimmt; 2) ſollen die jeweilig vacanten Lehrſtühle durch einen Concurs beſetzt werden; 3) werden die Rechte und Pflichten der Privatdocenten auseinandergeſetzt; 4) werden den Studenten Collegiengelder auferlegt. Was den erſten Punkt betrifft, ſo werden dreiundfünfzig Lehrſtühle beſtimmt, und zwar ſechs für die Theologie, zehn für die Jurisprudenz, ſechzehn für die Medicin, einundzwanzig für die verſchiedenen Claſſen der philoſophiſchen Facultät. Wir wollen nur die Lehrſtühle für die Philologie näher betrachten. Deren ſind es ſieben, eine ganz anſehnliche Zahl, und zwar folgende (wörtlich überſetzt):

Fünf Lehrſtühle für griechiſche Philologie, d. h. Erklärung der griechiſchen Schriftſteller, Geſchichte der griechiſchen Literatur, griechiſche Grammatik und Linguiſtik, Alterthümer und Mythologie, Metrik, Encyclopädie der Philologie mit Kritik und Hermeneutik und Uebungen im Seminar.

Zwei Lehrſtühle für lateiniſche Philologie, d. h. Erklärung der lateiniſchen

Schriftſteller, Geſchichte der römiſchen Literatur, lateiniſche Grammatik, römiſche Alterthümer und Geſchichte der alten Kunſt.

Daß die Encyclopädie der Philologie und die Linguiſtik Theile der griechiſchen Philologie ſind, weiß man wohl anderswo nicht; auch iſt das nicht ſchlecht, daß man die Archäologie als einen Theil der römiſchen Philologie betrachtet.

Nun kommen wir zum Capitel über die Profeſſoren. Geſetzt der Fall, ein ordentlicher oder außerordentlicher Profeſſor wird nach dem unerforſchlichen Rathſchluſſe Gottes zu den ewigen Freuden gerufen, und ſo ein Lehrſtuhl frei. Wie ſoll er wieder beſetzt werden? Da wird nun ein Concurs ausgeſchrieben, an dem ſich nicht blos die Privatdocenten der betreffenden Facultät betheiligen, ſondern jeder, der das Doctorexamen beſtanden hat. Eine ſchriftliche und mündliche Prüfung wird dann entſcheiden, welcher der Bewerber die betreffende Stelle erhalten ſoll. Nun frage ich erſtens: Iſt überhaupt eine Prüfung zu dieſem Zwecke möglich, kann man dadurch den wiſſenſchaftlich tüchtigſten und der Stelle würdigſten Mann herausfinden? Und wenn dies auch an andern Univerſitäten möglich wäre, ſo iſt und bleibt es doch hier undurchführbar. Wir wollen annehmen, es ſtirbt der Profeſſor der Botanik (was wir nicht hoffen; denn gerade er iſt einer der beſten Profeſſoren), und ein Concurs findet ſtatt. Welcher von den Profeſſoren iſt im Stande zu entſcheiden, ob der Candidat Hans oder der Candidat Georg mehr von Botanik verſteht? Das kann in ein Paar Stunden nicht erkannt werden. Noch ein anderes Beiſpiel! Es wird in dieſem Geſetzvorſchlage auch ein Lehrſtuhl für aſiatiſche Sprachen beſtimmt, die bis jetzt hier nicht gelehrt wurden. Wie ſoll nun die philoſophiſche Facultät entſcheiden, welcher von zwei oder mehreren Candidaten der Profeſſur würdig iſt, da gar keiner der Profeſſoren nicht einmal eine Idee von den aſiatiſchen Sprachen hat? Und ferner, wie können Anatomen, Phyſiologen, Geburtshelfer u. ſ. w. mündlich und ſchriftlich geprüft werden? Auf welche Weiſe glaubt man die Männer der Wiſſenſchaft zu erkennen?

Wir ſagten oben ſchon, daß ſich außer den Privatdocenten jeder, der das Doctordiplom hat, an einem ſolchen Concurſe betheiligen kann. Der Docent hat nun das Bene, daß er, wenn mit einem andern Concurrenten gleich tüchtig befunden, vorgezogen wird. Dies iſt der einzige Gewinn, den der Docent von ſeiner Lehrthätigkeit hat, und im Grunde genommen, ein ſehr zweifelhafter; denn ein ſolches Bene iſt eher eine Schande für ihn. Und dadurch glaubt man das Docententhum zu heben? Sollte dieſer Geſetzvorſchlag in der Kammer durchgehen, ſo bin ich feſt überzeugt, daß die Univerſität bald gar keinen Privatdocenten mehr haben wird. Ich ſehe gar keinen Grund ein, warum ein junger Gelehrter ſich hier z. B. als Docent der

Botanik habilitiren und vielleicht zehn Jahre lang oder noch länger über Botanik dociren ſoll, da er nicht die Hoffnung hat, daß die betreffende Profeſſur einmal auf ihn übergehen werde. Er hat Jahre lang als Docent gewirkt und nun ſtirbt der Profeſſor ſeines Faches. Ein anderer, dem im Concurſe die Zunge beſſer gelaufen, wird ihm vorgezogen. Er zieht mit Schande ab und hat viele Jahre ſeines Lebens verloren. Und außerdem iſt er noch ruinirt für ſeine Zukunft; denn am nächſten Tage pfeifen ſeine Niederlage die Sperlinge auf den Dächern. An eine andere Univerſität kann er nicht gehen, weil keine andere exiſtirt. Nun iſt aber noch eine Frage: Wird ein Mann, der Jahre lang als Docent gewirkt, ſich herablaſſen, zu concurriren mit einem jungen Manne, der gerade die Univerſität verlaſſen und den er als Schüler gehabt? Ich wenigſtens bezweifle es ſehr.

Auf dieſe Weiſe wird dem Docententhum, das bis jetzt ein Scheinleben gefriſtet, der Todesſtoß verſetzt. Die Docenten können hier, ſo wie die Sachen bis jetzt ſtehen, kein ordentliches Auditorium haben; denn die Studenten ſind verpflichtet, täglich wenigſtens ſechs bis acht Vorleſungen ordentlicher und außerordentlicher Profeſſoren zu hören, weil ſie von ihnen am Ende des Jahres Zeugniſſe brauchen. Der Docent kann weder Zeugniſſe ausſtellen noch examiniren. Das mag anderswo keine Bedeutung haben, hier aber iſt es unerläßlich nothwendig. Man gebe dem Privatdocenten das Recht, Zeugniſſe auszuſtellen und zu examiniren, ſo wird der Student nicht mehr gebunden ſein, den Profeſſor zu hören, und er wird den Docenten aufſuchen, wenn dieſer ihm beſſer gefällt, da er ja auch von ihm ein Zeugniß bekommen kann. Nur auf dieſe Weiſe wird ſich hier ein reger Wetteifer zwiſchen Profeſſoren und Docenten entwickeln. Letztere werden mit Fleiß und Gewiſſenhaftigkeit lehren, ihre Begeiſterung wird nicht in Kälte und Reue umſchlagen; denn ſie iſt getragen von der Hoffnung, daß ſie einer geſicherten Zukuft entgegengehen. Die fortgeſetzte Lehrthätigkeit aber, gleichſam ein dauernder Concurs, eine langjährige, ununterbrochene Prüfung iſt beſſer geeignet gute Lehrkräfte heranzubilden, als jene unwiſſenſchaftliche, um nicht zu ſagen, kindiſche Prüfung, die Herr Valaſopulos zur Hebung der Univerſität erſonnen hat.

Gar Vieles ſcheitert hier daran, daß man bei einzuführenden fremden Inſtitutionen das Quantum und Quale des Anzuwendenden nicht kennt, oder man miſcht verſchiedene Syſteme, die vielleicht einer Miſchung gar nicht fähig ſind. So will auch Valaſopulos den Concurs dem Organismus der franzöſiſchen Hochſchulen entlehnen und in das deutſche Syſtem hineintragen. Die hieſige Univerſität nämlich wurde bei ihrer Begründung nach dem Muſter der deutſchen Hochſchulen organiſirt. Vielleicht machte man damals einige Mißgriffe in der Auswahl deſſen, was von den deutſchen Univerſitäten für

die neugegründete griechiſche brauchbar war, und vielleicht kommt der heutige ſchlechte Zuſtand dieſes Inſtitutes auf Rechnung dieſer Mißgriffe. Das iſt aber ſicher, daß man damals den Studenten keine Collegiengelder auferlegen konnte, wenn man wollte, daß viele ſich den höhern Studien widmen ſollten.

War es aber überhaupt ein Heil für das Land, daß man ſich mit der Begründung der Univerſität ſo ſehr beeilte und das Studiren ſo ſehr erleichterte? Ich zweifle daran. Man hätte wahrſcheinlich beſſer gethan, das junge Volk auf andere Bahnen zu lenken und ihm andere Stadien der Wirkſamkeit zu öffnen, und in Bezug auf das Unterrichtsweſen ſich noch für ein Paar Decennien auf gute Volksſchulen und einige Gymnaſien zu beſchränken. Und die, die wirklich Fähigkeit und Drang in ſich fühlten, ſich wiſſenſchaftlich auszubilden, konnten vom Gymnaſium weg nach Deutſchland oder Frankreich gehen, wie es ja gar viele jetzt auch noch thun, trotzdem daß die Univerſität beſteht. *Οὐκ ἐν τῷ πολὺ τὸ εὖ, ἀλλ' ἐν τῷ εὖ τὸ πολύ.*

Ernſt Haeckels Anthropogenie.

Noch am Anfang dieſes Jahrhunderts wurde die Zoologie, ähnlich wie damals auch Botanik und Mineralogie, als „beſchreibende Naturwiſſenſchaft" angeſehen. Sie wurde wenigſtens in Deutſchland beinahe ausſchließlich gelehrt als Hülfswiſſenſchaft der Medicin, ihre Freunde betrachteten ſie als angenehme „Gemüths- und Augenergötzung", höchſtens verwendete man ihre Reſultate zu einer Demonſtration der Weisheit und Vorſorge des Schöpfers. Ein eigentlich wiſſenſchaftlicher Inhalt fehlte ihr, und diejenigen Forſchungen, die wir jetzt als in das Gebiet der wiſſenſchaftlichen Zoologie einſchlagend betrachten, wurden von den Fachanatomen und Phyſiologen nur nebenbei cultivirt. Heut zu Tage haben ſich aber die Verhältniſſe völlig geändert.

Wollen wir in kurzen Worten die Beſtrebungen der modernen Zoologie zuſammenfaſſen, ſo müſſen wir als ihr Ziel bezeichnen: Erkenntniß des Baues und der Entwickelung der geſammten Thierwelt behufs Erkenntniß der Stellung und Entwickelung des Menſchen innerhalb der Natur, als Abſchluß einer einheitlichen, ausſchließlich aus den Reſultaten der Geſammtnaturwiſſenſchaften zu gewinnenden Weltanſchauung.

Daß ſolch hohes Ziel in weiter Ferne liegt, daß der Lohn der Männer der Wiſſenſchaft niemals in Erreichung deſſelben, ſondern ſtets nur im Bewußtſein eines ehrlichen Strebens nach ſeiner Erreichung beſtehen wird, werden wohl nur wenige Heißſporne bezweifeln. Nichts deſtoweniger müſſen wir es

als eine der wichtigſten Errungenſchaften unſerer Zeit bezeichnen, daß jedem ernſtlich Strebenden das Ziel klar vor Augen liegt, und daß alle diejenigen Disciplinen, welche früher ſchon an und für ſich als Inbegriff der Wiſſenſchaft galten, Syſtematik und Thierkunde, Anatomie und Zootomie, Embryologie und Phyſiologie, nur Hülfswiſſenſchaften ſind, deren Einzelreſultate erſt dann wirklichen Werth erhalten, wenn ſie als Bauſteine ihre richtige Einfügung in das Gebäude einer Geſammtwiſſenſchaft der Organismen gefunden haben.

Es iſt aber im allgemeinen nicht zu läugnen, daß die eben geſchilderte Auffaſſung der Bedeutung der Zoologie bei den verſchiedenen Nationen durchaus nicht gleichmäßig in das Bewußtſein der Gelehrten übergegangen iſt. Blicken wir z. B. auf Frankreich, ſo ſehen wir, daß bis vor wenigen Jahren eine bewußte Theilnahme an der Löſung der neuen großen Probleme völlig fehlte. Aber es iſt aus ſeinem tiefen Schlaf erwacht. Es beginnt mit Schrecken einzuſehen, daß ſein altes Primat nicht nur auf dem Gebiete der Politik erloſchen iſt; auch das Museum d'histoire naturelle und der Jardin des Plantes ſtellen nicht mehr den Sammelpunkt und ſeine Pfleger das Richtercollegium dar für zoologiſche Forſchungen und Entdeckungen. Aber dieſe bittere Erkenntniß iſt nicht ohne ſegensreiche Folgen geblieben, eine Reihe junger Forſcher beginnt mit Macht ſich zu regen, um zunächſt ſich die anderwärts erfundenen Arbeitsmethoden zu eigen zu machen und den weiter vorgeſchrittenen Nationen wieder einigermaßen nachzukommen. Die ſeit 1870 erfolgte Gründung dreier neuer zoologiſcher Zeitſchriften iſt hierfür der beſte Beweis. Holland und Belgien wären völlig ſteril, wenn erſteres nicht von Zeit zu Zeit von deutſchen Kräften neu befruchtet worden, und wenn nicht in letzterem ſich bei der Familie Van Beneden die Freude und Hingebung an ernſter gediegener Forſcherarbeit traditionell von Vater auf Sohn fortgeerbt hätte. In Norwegen, Schweden und Dänemark iſt im Großen und Ganzen die reine Muſeumszoologie noch tief eingewurzelt; aber neben dieſer Richtung iſt im erſteren Lande durch die Sars, Vater und Sohn, in Schweden durch die Familie Lovén und in Dänemark auf Anregung des genialen Begründers*) des Generationswechſels ſtets ein reges Intereſſe für tiefere Fragen wachgehalten worden.

In England gehen zwei grundverſchiedene Richtungen nebeneinander her. Einmal ſehen wir, daß eine große Anzahl tüchtiger Kräfte im alten Sinne Zoologie und Anatomie treiben, ohne direct an die weitere wiſſenſchaftliche Verwerthung der gewonnenen Reſultate zu denken. Ihren Triumph feiert dieſe Richtung in dem Britiſh Muſeum, der augenblicklich wohl beſt-

*) Steenstrup iſt Begründer, nicht Entdecker des Generationswechſels, welcher bereits von Chamiſſo bei ſeiner Erdumſegelung beobachtet wurde.

aſſortirten zoologiſchen Sammlung. Andererſeits arbeitet aber England auch nach anderen Richtungen hin mit dem größten Erfolge. War es ein Engländer, der die erſten genaueren Unterſuchungen über die Tiefenverbreitung der Organismen im Meere gemacht, aber ganz falſche Anſchauungen in die Wiſſenſchaft eingebürgert hatte, weil ſeine nur für die Endzipfel des Mittelmeeres geltenden Reſultate vorſchnell als allgemein gültig angeſehen wurden, ſo ſind neuerdings neben den Skandinaviern und Amerikanern es die Engländer geweſen, welche die größte Sorgfalt den Tiefſeeforſchungen gewidmet haben. Die wiſſenſchaftliche Expedition, welche auf dem Challenger eine augenblicklich noch nicht vollendete Erdumſegelung unternimmt, iſt ein Beweis hierfür. Aber alle dieſe Verdienſte um die neuere Zoologie ſind verſchwindend gegen den ungeheuren Einfluß, der von Großbritannien ausging durch die Thätigkeit zweier Männer, von denen der eine vor kurzem in hohem Alter dahinſchied: Lyell und Darwin, einem Dioscurenpaar, das ſtets gemeinſam genannt werden muß. Iſt es doch Lyell geweſen, der definitiv die Cuvierſche Kataſtrophentheorie aus der Geologie entfernt hat, der uns gezeigt, daß auch ohne Zuhülfenahme der Hypotheſe periodiſch auftretender Erdumwälzungen von jetzt unerhörter Intenſität der Aufbau der Erdſchichten ſich erklären laſſe. Die Erde erſcheint uns nach ſeinen jetzt wohl allgemein getheilten Anſchauungen als ein in langſamer allmählicher Entwickelung begriffenes kosmiſches Individuum, deſſen Ausbildung nur von den Kräften beſorgt wurde, die wir noch heute, allerdings ungemein langſam, die Oberflächengeſtaltung unſeres Planeten verändern ſehen. Nachdem nun die Kataſtrophen weggefallen waren, denen noch Cuvier die zeitweilige Zerſtörung ſämmtlicher Organismen zuſchrieb, eine Zerſtörung, der eine von höherer Hand herrührende Neubevölkerung der Erde mit neuen vollkommeneren Organismen folgen ſollte, konnte es nicht lange dauern, bis auch die ſchon früher von einzelnen Forſchern vertretene Lehre der Continuität der organiſchen Schöpfung von Urzeiten an ſich Bahn brach. Daß der Mann, der dieſe Lehre neu begründete und „bewundert viel und viel geſcholten" ſie in den Vordergrund der wiſſenſchaftlichen Intereſſen ſtellte, Darwin iſt, weiß heut zu Tage jeder Schulknabe; daß dieſe neue Lehre berufene Apoſtel in England gefunden hat, daß dort auf dieſer Baſis eine moderne ausgezeichnete Zoologenſchule gegründet wurde, als deren Vorkämpfer wir blos Huxley und Carpenter zu nennen brauchen, iſt allbekannt. Aber die religiöſen und philoſophiſchen oder richtiger geſagt unphiloſophiſchen Anſchauungen des britiſchen Volkes haben es noch nicht erlaubt, daß dieſe Lehre hier ihre weiteſte Ausbreitung fand. Dieſe und zugleich ihre weitere Ausbildung bis zu den äußerſten Conſequenzen iſt ihr in Deutſchland geworden. Hier fand ſie den vorbereiteten Boden in Folge der hochgradigen urdeutſchen Entwickelung einiger ihrer Hülfswiſſenſchaften.

Hat der Franzoſe Bichat die Lehre von den Geweben des thieriſchen Körpers, die Hiſtologie zu ſchaffen begonnen, ſo ſind ihr doch erſt durch die Deutſchen Schleiden und Schwann in der Zelltheorie feſte Grundlagen gegeben worden, und Deutſche ſind es geweſen, die ſie auf den hohen Standpunkt erhoben haben, auf dem ſie jetzt ſteht. Eine hiſtologiſche Durchbildung wird daher für jeden wiſſenſchaftlichen Zoologen in Deutſchland als unerläßlich angeſehen, und gerade dieſe iſt es, welche unſeren Forſchern ein ſo bedeutendes Uebergewicht über die Ausländer giebt, bei denen, wie namentlich in Frankreich, die Zelltheorie noch keineswegs allgemein durchgedrungen iſt.

Aehnlich verhält es ſich in Bezug auf die Entwickelungsgeſchichte. Hatte Harvey, alſo ein Engländer, zuerſt das berühmte Wort geſprochen, „omne vivum ex ovo“, ſo können wir doch die Entwickelungsgeſchichte in ihrer modernen Form als eine deutſche Errungenſchaft anſehen. Wir ſind ſtolz, Caspar Friedrich Wolff und Carl Ernſt von Baer trotz ihrer ruſſiſchen Anſtellung als echte Deutſche in Anſpruch nehmen zu dürfen; und ſtolzer darauf, daß, wo ſich die entwickelungsgeſchichtlichen Studien fruchtbar über die Grenzen Deutſchlands hinaus verbreitet haben, Deutſche oder deutſch geſchulte nnd in ausſchließlich deutſcher Weiſe arbeitende Männer es ſind, denen die wichtigſten Reſultate zu danken. Wir brauchen nur Namen wie Fritz Müller, Agaſſiz und Claparède, ſowie die ganze junge ruſſiſche Zoologenſchule zu nennen, um dieſe Behauptung zu erhärten. Von letzterer iſt allerdings noch hinzuzuſetzen, daß ſie ſchon jetzt eine ſelbſtändige Lebensfähigkeit beſitzt.

Aber der fruchtbarſte Boden für eine moniſtiſche Naturauffaſſung bleibt doch Deutſchland, wenngleich nicht zu leugnen, daß die Descendenztheorie hier in vielen Fällen nicht als eine auszubildende und immer mehr zu befeſtigende Hypotheſe, ſondern als eine bereits bewieſene Thatſache, ja mitunter ſogar geradezu als Dogma aufgefaßt wird.

Ihre extremſte, leidenſchaftlichſte Vertretung findet dieſe letztere Richtung durch Ernſt Häckel, den Jenenſer Zoologen.

Werfen wir einen Blick auf die rein fachwiſſenſchaftlichen Arbeiten des vielgenannten Gelehrten, ſo werden wir mit Bewunderung erfüllt bei der Ueberlegung, welch rieſige Arbeitskraft der verhältnißmäßig noch junge Mann angewandt hat bei Herſtellung jener ausführlichen Monographieen, deren künſtleriſch vollendete Tafeln gleichfalls allein von ſeiner Hand herrühren. Die berühmte Monographie der Radiolarien begleitet ein Atlas von 35 Kupfertafeln in Folio und ſeinem neueſten Werke über die Kalkſchwämme iſt ein eigener Bilderband von gleicher Dicke wie jeder der beiden Textbände beigegeben. Die Specialunterſuchungen, welche in dieſen und anderen Monographieen und zahlreichen Journalartikeln niedergelegt ſind, haben Häckel aber

nicht ausschließlich in Anspruch genommen. Schon früh hat er zusammenfassend zu arbeiten begonnen. Hiervon giebt Zeugniß seine „generelle Morphologie der Organismen", ein großartig angelegter Versuch, die gesammten Formerscheinungen der organischen Welt unter sich und zugleich mit denen der anorganischen Schöpfung in Verbindung zu setzen. Das zweibändige Buch stammt aus dem Jahre 1866, es prägen sich in ihm aber bereits sämmtliche Eigenthümlichkeiten aus, die seine späteren zusammenfassenden Arbeiten auch da, wo sie integrirende Theile von Specialwerken ausmachen, charakterisiren: Einerseits zeigt sich in jeder Zeile der tiefe Enthusiasmus für eine monistische Weltanschauung und der daraus entspringende Drang, selbst mit Ignorirung widerstrebender Thatsachen und Angaben und mit vielfacher Anwendung kühner Hypothesen die Erscheinungen der gesammten Schöpfung in ursächlichem Zusammenhange erscheinen zu lassen; mit Vernachlässigung aller den Totaleindruck störender Einzelheiten Gesammtbilder zu schaffen und das gemeinsame Schema für möglichst viele Einzeldinge aufzustellen: andererseits die Tendenz, künstliche, durch meist neu geschaffene Schlagwörter charakterisirte Systeme herzustellen. Der Leser soll die Ueberzeugung von dem Zusammenhange aller Dinge gewinnen, damit er die Elemente der zusammenhängenden Reihen aber übersehen könne, werden sie ihm in möglichst viele kleine künstliche Gruppen zerlegt und diese Gruppen in tabellarischer Form zusammengestellt. Heben wir ferner noch die rücksichtslose Polemik, welche gegen alle, auch die gemäßigten Gegner seiner Anschauungen befolgt wird, und die ebenso extreme Werthschätzung seiner Freunde hervor, ein Verfahren, welches an das Motto der Okenschen Kritik in der Isis erinnnert „dem Freunde Freund, dem Feinde Feind und nur dem Gleichgültigen Unparteilichkeit", so haben wir die Hauptzüge der Häckelschen Allgemeinwerke zusammengefaßt.

Alle diese Eigenschaften finden wir nun in seinem neuesten Buche, in der „Anthropogenie" wieder.

In diesem entrollt er vor dem gebildeten Publicum das Bild eines Gegenstandes, der bis jetzt, wie Verfasser mit Recht hervorhebt, nur den Fachmännern selbst zugänglich war: die Entwickelung des Menschen, getreu aber seiner Grundüberzeugung, daß die Entwickelung irgend eines Wesens von der ersten Anlage des Keimes bis zu dem sogenannten ausgebildeten Zustande nicht verstanden werden könne, wenn nicht zugleich die Frage nach der allmählichen Entwickelung der Art in der Zeit, wie sie mit Hülfe der Descendenztheorie sich construiren läßt, in Angriff genommen wird, versucht er auch, den Stammbaum des Menschen vom Moner bis zu der Gastraea, vom Urwurm bis zum Schädelthier, vom Urfisch bis zum Amnionthier, vom Ursäuger bis zum Affen uns vorzuführen. Nach einer historischen Einleitung wird die Keimesgeschichte des Menschen zunächst be-

handelt, dann folgt die Stammesgeſchichte und als vierter Theil kommt dann die complicirte Entwickelungsgeſchichte der menſchlichen Organe hinzu.

Wenn je ein Buch den Stempel des Enthuſiasmus ſeines Verfaſſers für ſeinen Gegenſtand trug, ſo iſt dies bei dem vorliegenden in ganz hervorragendem Grade der Fall und die aus einem Guſſe hervorgegangene Darlegung der einheitlichen Anſchauungen des begeiſterten Apoſtels der Descendenzlehre iſt durchaus geeignet, Intereſſe und Phantaſie der Lehre auf das Lebhafteſte in Anſpruch zu nehmen. Die ſcharf entſchiedene Weiſe, in der Häckel die Summe der wirklich wiſſenſchaftlich gewonnenen Reſultate und der zur Abrundung nothwendigen Hypotheſen als ein untrennbares Ganze gleichmäßig vorträgt, iſt für die didaktiſche Wirkung ebenſo wichtig und erſprießlich, als die ſchon oben bemerkte häufige Ignorirung entgegenſtehender Beobachtungen und Meinungen. Aber es iſt hervorzuheben, daß das eigentliche Gebiet der ganzen Arbeit, das heißt, die eigentliche Keimesgeſchichte des Menſchen oder richtiger geſagt der Wirbelthiere ein Feld iſt, auf dem Häckel ſich als ſelbſtändiger Forſcher kaum verſucht hat, und deshalb hier mehr denn auf anderem Gebiete ihm die Gefahr nahe lag, von zwei controverſen Behauptungen die ſeinem Syſtem paſſendere der beglaubigteren vorzuziehen. Das gleiche gilt von den Abbildungen. So iſt es denn auch ſchon geſchehen, daß von ſehr berufener Seite eine Reihe derſelben einer Kritik unterzogen worden ſind, welche zwar herb aber durchaus nicht grundlos genannt werden kann. Ferner iſt zu bemerken, daß beſonders in den Tabellen und Syſtemen das Hypothetiſche von dem Factiſchen kaum hinreichend geſondert iſt, und daß, wenngleich der Fachmann auch hier beides wird auseinanderhalten können, dies doch dem in der Kritik ungeübten Laien unmöglich iſt.

Eine ſo entſchiedene Parteinahme für die rein moniſtiſche Naturanſchauung, wie ſie in der Anthropogenie niedergelegt iſt, kann nicht verfehlen, im größeren Publikum der weiteren Verbreitung dieſer Lehre, der ſicher die Zukunft gehört, bedeutend die Wege zu ebenen.

Der Fachmann kann aber nicht überſehen, daß das ſcheinbar ſo einheitliche Bild der Entwicklung des Menſchen und Menſchengeſchlechtes, wie Verfaſſer es uns darbietet, mehr ergänzte Stellen und Uebermalungen enthält, als ſein Schöpfer zuzugeben geneigt ſein mag.

Die Canaltunnelfrage.

Von Julius Löwenberg.

Die Idee, Frankreich mit England an Stelle der Ueberfahrt zur See über den Canal auf anderem Wege zu verbinden, ist nicht gerade neu. Schon im Jahre 1800 hat der französische Ingenieur Mathieu dem damaligen ersten Consul den Plan zu einem submarinen Tunnel unter diesem Canal vorgelegt, der aber in den turbulenten Kriegszeiten nicht sonderlich beachtet werden konnte und in Vergessenheit gerieth.

Seit Brunels 1842 den Tunnel unter der Themse ausgeführt, wurde der Gedanke eines submarinen Tunnels unter dem Canal von Neuem angeregt. Ein großes architektonisches Wunderwerk war gelungen, der Muth zu Größerem gewachsen. Freilich ist die Themse im Vergleich mit dem Meerescanal nur eine winzige Wasserrinne (der Themsetunnel ist 1140 Fuß lang, der Canal an seiner schmalsten Stelle 5 Meilen breit), und auch die anderweitige Schwierigkeit in der Ausführung des submarinen Tunnels ungleich größer, als die bei der Ausführung des Themsetunnels, aber dafür sind andererseits die Maschinen, die Technik, die Erfahrungen und Arbeitsweisen, kurz alle bei der Arbeit wirkenden Factoren in außerordentlichem Maße vervollkommnet, günstiger geworden. Die Erfahrungen an den Granitarbeiten des Mont Cenis und des St. Gotthard sichern den Arbeiten in der weicheren Kreideformation des submarinen Bodens einen verhältnißmäßig weit schnelleren Fortgang. So sind denn schon seit geraumer Zeit verschiedene Projecte aufgetaucht, Calais mit Dover über- oder unterseeisch zu verbinden.

Schon 1846 phantasirten die Franzosen Franchot und Tessier davon, gewaltige gußeiserne Cylinder auf den Boden des Meeres hinabzusenken, in denen Eisenbahnzüge circuliren sollten. Eben so phantastisch war die Brücke des französischen Injenieurs Boutet, die Frankreich mit England zwischen Cap Blancnez und Cap Shakespeare verbinden sollte. Er hatte schon im Jahre 1868, als er mit dieser Idee heraustrat, von dem Marschall Vaillant und von Favé, Director der polytechnischen Schule, ein Terrain zu Experimenten zugewiesen erhalten. Es hatten sich für sein Project schon Actionaire gemeldet, und es sollte eine Gesellschaft gegründet werden. Auch die Gesellschaft der Ingenieure in London sprach sich in vortheilhafter Weise für Boutets Project aus. Der Krieg brachte von dieser Idee ab. Der dritte im Bunde dieser Phantasten war Burel, der Frankreich mit England durch einen aufgeschütteten Damm, einen Isthmus oder eine Landenge verbinden und den status quo ante wieder herstellen wollte, als Großbritannien durch ein Kreideband, welches sich quer über den heutigen Pas de Calais zog, mit dem europäischen Festlande ver-

bunden war. Er ſtützte ſich auf Erfahrungen, die bei der Rhede von Cherbourg gemacht worden ſind. Es iſt dort ein Deich von 3600 Meter Länge, deſſen Baſis 33 bis 34 Meter unter der Waſſerfläche zur Ebbezeit liegt, mit Hülfe von „verlorenen Steinen" ausgeführt worden. Der Bau wurde in der Weiſe ausgeführt, daß in einer Entfernung vom Ufer ein Haufen Steine ins Waſſer verſenkt wird, und das Meer durch Verſandung und allerlei Ablagerungen die Verbindung ausfüllt. Alſo in geradem Gegenſatz des Canals von Suez ſollte hier der Iſthmus von Calais geſchaffen werden, der nur in der Mitte eine Oeffnung haben ſollte für die Paſſage der Schiffe, über welche Oeffnung dann große Dampfpontons den Verkehr ganzer Eiſenbahnzüge vermitteln ſollten.

Nicht minder phantaſtiſch war das combinirte Project von Dupuy de Lome. Er ſtellte ſich die complicirte Aufgabe: 1. einen Hafen zu bauen, in dem weder Ebbe und Fluth, noch Stürme auf das Ein- und Auslaufen der Schiffe irgend welchen Einfluß haben und der einen ſtets ungeſtörten Verkehr geſtattet; — 2. ein Schiff zu bauen, welches die Eiſenbahnzüge aufnehmen und überführen kann. Der Hafen, der nur für die Aufnahme dieſer Schiffe beſtimmt iſt, hat ovale, muſchelförmige Form, von ſtarken Dämmen umſchloſſen nur einen ſchmalen Ein- und Ausgang und im Innern an einer Seite einige kleine ſackartige Buchten, welche die Hintertheile der Schiffe wie Futterale aufnehmen und unbeweglich feſthalten können. Der eine Arm des Hafendammes, an dem dieſe Buchten, hat Eiſenbahngeleiſe; hier fährt der Zug mit den Paſſagieren, ſo weit, bis er die Bucht, in der das Trajectſchiff feſtliegt, paſſirt iſt, dann fährt er auf einem Weichenſtrang rückwärts zu der Einſchiffungsbucht, die Wagen gehen über eine Zugbrücke direct in das Innere des Schiffes hinein, die Locomotive wird abgehängt und geht, wie ſie gekommen, zurück in den Bahnhof. Das Schiff wird dann von den Banden, die es in der Bucht feſthalten, gelöſt, ſchwimmt aus dem Hafen über den Canal und landet in einem gleichen Hafen an der jenſeitigen Küſte und der Zug wird hier per Lokomotive und Eiſenbahn ebenſo aus dem Schiffe geholt, wie er in daſſelbe hineingebracht worden.

Selbſtverſtändlich iſt das Schiff in ſeinen inneren Räumen und Maſchinen von außergewöhnlichen Dimenſionen. Es hat eine Länge von nicht weniger als 140 und eine Breite von 25 Meter.

Denken wir uns in einem Perſonenzuge, der von Paris in Calais ankommt und nach Dover gehen ſoll, ſo fahren wir auf den Schienen des Hafendammes bis über die Einſchiffungsbucht hinaus, dann wieder rückwärts auf einem abgehenden Weichenſtrange zu dieſer Bucht und hier über eine Zugbrücke direct in das Schiff hinein. „Station Calais! Eine Stunde Aufenthalt!" ruft hier der Schaffner, öffnet die Wagenthüren und wir ſteigen

aus im comfortablen Warteſaal des — inneren Schiffsraumes. Nach Belieben ſteigen wir wieder ins Coupé, ſchwimmen im Eiſenbahnwagen aus dem Hafen über den Canal und landen in Dover.

Herr Dupuy de Lome hat unzweifelhaft eine ſehr kühne Phantaſie, die aber leider vergeſſen hat, auch die Mittel anzugeben, wie das Schiff außerhalb des Hafens, auf dem offenen, freien Canal vor Fährlichkeiten der Stürme zu bewahren wäre. Vielleicht hat er noch einen Windfang in petto, der vom Schiffsdeck aus ungelegene Stürme wegbläſt und ſo eine ruhige Ueberfahrt ſichert.

Der langgehegte Traum, von Frankreich nach England in Eiſenbahnwagen zu reiſen, iſt indeß in neueſter Zeit der Verwirklichung nahe getreten.

Der franzöſiſche Ingenieur Thomé de Gamond hat nach vieljährigen geologiſchen Forſchungen und Studien den Plan eines ſubmarinen Tunnels ausgearbeitet, für deſſen Ausführung in Frankreich und England ein gemeinſames Intereſſe rege geworden iſt. Nach dieſem Plane geht der Tunnel von Cap Grisnez bis Eaſtware zwiſchen Dover und Folkſtone. Die Breite des Canals iſt hier etwas über 30 Kilometer, die größte Tiefe 54 Meter (d. i. zwölf Meter weniger als die Thürme von Notre Dame, die alſo, hier verſenkt, noch zwölf Meter aus dem Meere emporragen würden). Die Sohle des Tunnels liegt in einer Tiefe von hundert Meter unter dem Meeresniveau, alſo etwa funfzig Meter tiefer, als der tiefſte Punkt des Meeresbodens auf der zu unterbrückenden Strecke (d. i. unter einem natürlichen Gewölbe von der doppelten Dicke der Höhe eines ſehr hohen Hauſes). Der Tunnel iſt cylinderförmig, neun Meter breit, ſieben hoch, mit mäßigem Gefälle an beiden Enden; er hat zwei parallele Schienenſtränge und zwei Fußwege an den Seiten. Zum Tunnel unter der See führen auf beiden Küſten gewöhnliche Tunnel von etwa vier engliſchen Meilen Länge und ſanftem Gefälle, und der ganze Tunnel, der unterländiſche und unterſeeiſche, würde alſo zweiunddreißig engliſche Meilen lang ſein. Erſt wo dieſe Landtunnel das Meeresniveau erreicht haben, fangen die Arbeiten des eigentlichen ſubmarinen Tunnels an. Hier werden an beiden Seiten Schachte von acht Meter Durchmeſſer und hundert Meter Tiefe ausgeführt, in denen die Bohrapparate und Maſchinen aufgeſtellt und in Thätigkeit gebracht werden.

Die Möglichkeit, unter dem Meere vorzudringen, ohne dem Durchbruch der Fluthen ausgeſetzt zu ſein, iſt erwieſen durch die ſubmarinen Galerien der Blei- und Kupferminen von Cornwall, durch die Bergwerke von Whitehaven und mehreren anderen Lokalitäten in Cumberland, wo man mächtige Kohlenlager unter dem Meeresboden ausbeutet. Zu Botallach holen die Bergleute das Erz unter dem Meere in einer Entfernung von 640 Metern von der Küſte. Zu Whitehaven erſtrecken ſich die Gänge fünf Kilometer weit in

grader Linie vom Strande. Wenn man dazu die zahlreichen Verbindungsſtollen rechnet, ſo hat man ein Netz von Hunderten von Kilometern Wegeslänge unter dem Ocean in Tiefen, welche von 70 bis 220 Meter wechſeln. Niemals iſt das Meereswaſſer durchgedrungen, und der Glaube der Arbeiter an die Undurchdringlichkeit des Terrains iſt ſo groß, daß ſie meinen, man würde dereinſt noch die Küſten von Irland erreichen.

Sir John Hawkſhaw, der engliſche Ingenieur, mit dem ſich Herr Gamond verbunden, hat beide Küſten und die Meeresenge ſelbſt in ihrer ganzen Breite auf das Sorgfältigſte unterſuchen laſſen, und eine Linie angegeben, längs der man den Tunnel von einem Ende bis zum andern in einer Schicht von ſehr dichter, compacter und gleichmäßiger Kreide durchführen kann. Dieſe Kreidebank hat auf der engliſchen Küſte eine Mächtigkeit von 140, auf der franzöſiſchen von 230 Meter. Die Neigung, der Fall der Schichten geſtattet den Schluß, daß die an den Küſten beobachteten Maſſen zu einander gehören, daß ſie gleichartig ſind und in dieſer Eigenſchaft auch den Meeresboden bilden. Und ſo kam man denn, trotz mancher Verſchiedenheit geologiſcher und techniſcher Anſichten doch darin überein, daß der ſubmarine Kreideboden in der für den Tunnel angegebenen Richtung unbeſtreitbar die Eigenſchaften habe, daß er vom Waſſer undurchdringlich, in ſeinem Zuſammenhange ununterbrochen und gleichartig, und zur Tragfähigkeit über alle Nothwendigkeit mächtig iſt.

Der vielleicht bewundernswertheſte Theil des titanenhaften Baues würde die von Gamond projectirte Seeſtation an der Klippe Varne ſein inmitten des Canals. Die Klippe ſoll nämlich zur Inſel umgeſtaltet, mit Molen, Häfen und einem Rieſenthurm verſehen werden, der bis zu den Schienenſträngen im Tunnel hinuntergeht, welcher ſich hier zu einem Bahnhof erweitert, wo mittelſt Vorrichtungen im Thurme die Waggons auf- und niedergehen, ſo daß oben in den Häfen die Güter verladen und gelöſcht werden können, wodurch außerordentliche Koſten erſpart werden ſollen. Die Ausführung dieſer Idee iſt indeß auf Hawkſhaws Einwendung aufgegeben worden, nur wo der ſubmarine Tunnel anfängt, ſind auf engliſcher und franzöſiſcher Seite Stationen.

Wir können und dürfen auf das Einzelne des Techniſchen hier nicht eingehen, hiſtoriſch aber muß darauf hingewieſen werden, daß, als de Gamond mit dem Project ſeines Canaltunnels auftrat, er ganz England gegen ſich hatte, und ſelbſt ſpäter, als ſchon engliſche Ingenieure ſich zuſtimmend für ihn intereſſirten, blieben die Politiker und das Volk apathiſch gegen ihn. Erſt die Freihandelsbewegung erſchütterte die Vorurtheile und gewann dem Plane Theilnahme. Cobden ſchwang ſich zu dem Ausſpruch empor: „die Ausführung dieſes Werkes iſt der wahre Kitt der engliſch-franzöſiſchen Allianz.“ Die

Pariſer Weltausſtellung, 1867, zeigte Pläne und Modelle. Ein Jahr ſpäter wandte ſich eine Geſellſchaft von engliſchen Ingenieuren, Hawkſhaw, Brunels, Law, und von franzöſiſchen Talaſſot, Gamond, Michel Chevalier, Leſſeps an Napoleon III., um die Ausführung des Projectes ſeinem Einfluß zu empfehlen. Der Krieg, 1870 und 1871, unterbrach alle weiteren Maßnahmen.

Endlich iſt das Project in eine praktiſche Phaſe getreten. Die Geſellſchaft (eigentlich ſind es zwei Geſellſchaften, die franzöſiſche und die engliſche, die aber das gemeinſame Intereſſe verbindet) der franzöſiſchen und engliſchen Ingenieure und Kapitaliſten hat 4 Millionen Francs zu nochmaligen und ſpecielleren Vorarbeiten gezeichnet, ſie erhält eine Conceſſion auf 99 Jahre wie die Eiſenbahngeſellſchaften und die Garantie gegen Concurrenz auf 30 Jahre. Der Franzoſe Lavalley, der ingenieuſe Erbauer des Suezcanals, ſchätzt die Koſten des Werks auf 150 Millionen Francs, die engliſchen Ingenieure auf 250 Millionen. Auch über die Dauer der Arbeitsjahre ſind einige Differenzen, aber wie dem auch ſei, und welche Modificationen die Pläne und Entwürfe auch noch erfahren werden, die Ausführung des Werkes iſt nicht mehr zu bezweifeln.

Herr Michel Chevalier (er iſt Präſident der franzöſiſchen Tunnelbaugeſellſchaft) hielt Anfangs April dieſes Jahres in Liverpool bei verſchiedenen Gelegenheiten Reden über Handelsfreiheit, ein Thema, mit dem ſein Name ſeit langer Zeit ehrenvoll verknüpft iſt. In der Jahresverſammlung der Liverpooler Handelskammer ſprach er über die großen Fortſchritte, die Frankreich in dieſer Beziehung ſeit 1859 gemacht hat. Bei dem ihm zu Ehren veranſtalteten Bankett wies er auf die großen moraliſchen und materiellen Vortheile, welche England der Handelsfreiheit zu danken habe. Wäre der Handelsvertrag zwiſchen Frankreich und England und die auf ihn folgenden andern Verträge vor zwanzig Jahren abgeſchloſſen geweſen, ſo würde die öffentliche Meinung in Frankreich gegen einen Krieg mit Deutſchland ſich geſträubt haben, und er wäre unterblieben. Er ſprach die zuverſichtliche Hoffnung aus, daß der Canaltunnel, trotz der gewaltigen Naturhinderniſſe, durch die vereinten Anſtrengungen engliſcher und franzöſiſcher Ingenieure glücklich vollendet, und eine engere Vereinigung zwiſchen beiden Ländern hergeſtellt werden wird. England wird dadurch für alle friedlichen Zwecke ein Continentalſtaat werden, für den Fall eines Krieges aber die Vortheile ſeiner inſularen Lage beibehalten. Schließlich erinnerte er, wie Liverpool durch die Handelsthätigkeit ſeiner Bewohner groß geworden ſei. Als König Eduard die Seemacht Englands zum Kriege gegen Frankreich aufbot, da habe Liverpool nur Ein Boot mit ſechs Mann ſtellen können. Und wenige Tage darauf meldete der Telegraph:

„London, Mittwoch 14. April, früh.

„Die engliſche und die franzöſiſche Regierung haben ſich, wie das amtliche Journal meldet, über Einſetzung einer aus Vertretern beider Länder beſtehenden gemiſchten Commiſſion geeinigt, die das Project der Herſtellung eines Tunnels unter dem Canal und alle mit den bezüglichen Intereſſen beider Regierungen im Zuſammenhang ſtehende Fragen einer näheren Prüfung unterziehen ſoll. Die engliſche Regierung hat Kennedy aus dem auswärtigen Amte, Capitän Tyler aus dem Handelsamte und Advocat Watſon aus dem Departement für Forſten und Ländereien zu Mitgliedern dieſer Commiſſion ernannt."

Schließlich knüpfen wir hieran noch eine kurze Notiz über einen ebenfalls titanenhaften Tunnelbau.

Auch in den nordamerikaniſchen Freiſtaaten iſt vor kurzem ein großartiger Tunnelbau unter dem Hudſonfluß in Angriff genommen worden, um Newyork mit Jerſey zu verbinden. Er wird mindeſtens 20 Fuß unter dem Flußbett angelegt, 12,000 Fuß lang, 20 Fuß breit, 24 hoch ſein, eine Wölbung aus Backſteinen und Cement von 3 Fuß Dicke, doppelte Schienenſtränge und Gasbeleuchtung haben. Vorläufig ſind 10 Millionen Dollars dazu veranſchlagt. Die Arbeiten, die bereits im November begonnen, aber auf Einſpruch mehrerer Eiſenbahngeſellſchaften ſiſtirt wurden, ſollen in nächſter Zeit wieder aufgenommen werden.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus dem Elſaß. Kriegsgerücht. Die Schulen. — Die durch den bekannten Artikel der „Poſt" verurſachten Kriegsgerüchte haben wenigſtens in Frankreich und den Reichslanden über ihren Zweck hinausgehende Erfolge erzielt. Den Franzoſen iſt nicht allein bewieſen worden, daß wir ihre Rüſtungen zum Rachekrieg und zwar ihre Vorbereitungen zu einem möglichſt baldigen Hervorbruch ungeheurer Maſſen gegen den Rhein eifrigſt beobachten und danach einrichten, ſondern in Folge der officiell befohlenen Friedensparole der leitenden Blätter hat man Gelegenheit gefunden, einmal ernſtlicher, als ſonſt in Frankreich der Fall iſt, über die Folgen eines neuen Krieges nachzudenken. Da nun auch heut noch die politiſche Gedankenentwickelung der Elſäſſer faſt ausſchließlich von dort aus beſtimmt wird, ſo können wir hier die für den Frieden ſo günſtige Wirkung jener Erörterung beobachten; zumal noch einzelne Umſtände in dem Reichslande weſentlich zur Abneigung gegen den Krieg beitragen. Der Gedankengang der Nationen iſt in ſeiner Naivetät nur zu oft dem von Kindern ähnlich.

In der gedrückten Stimmung, in welche sie durch physische oder moralische Leiden, als Theurungen, Krankheiten, Stillstand der industriellen und gewerblichen Thätigkeit, also durch Verschlimmerung der materiellen Lage, durch das Fehlschlagen lang gehegter Pläne, die Täuschung in allen Hoffnungen und Wünschen gerathen, bescheiden sie sich leicht durch ein blindes Umsichschlagen und Hineinstürzen in eine aufregende Gefahr den auf ihnen lastenden Druck beseitigen zu wollen. Die politische Unzufriedenheit wird aber nicht anhalten, wenn nach vierjährigem Stillstand die Geschäfte lebhaft und gewinnbringend werden, wenn reiche Ernten die Steuerlast nicht fühlen lassen und wenn eine liberale Regierung den Bestrebungen auf Entwickelung politischer und gewerblicher Freiheit in freier Erörterung Gehör schenkt. Die Abneigung gegen einen Krieg, der alle diese Hoffnungen in Frage stellt, wird noch wachsen, wenn die allgemeine Wehrpflicht, das friedlichste Kriegsmittel, Wahrheit geworden sein wird, noch mehr aber, wenn selbst der denkbar günstigste Verlauf eines Kampfes keine Resultate verspricht, welche mit den zu bringenden Opfern und der Gefahr eines Mißlingens im Verhältniß stehen. Für den Elsaßlothringer wirken diese Besorgnisse doppelt schwer. Gegenüber den gewaltigen Rüstungen Deutschlands kann er sich nicht verhehlen, daß sein Land noch in viel stärkerem Grade als 1870 der Kriegsschauplatz sein wird, daß dessen Söhne in beiden Armeen gegeneinander fechten werden und zwar in der persönlich unangenehmsten Stellung. Denn bereits spürt der Reichsländer das Mißtrauen der Franzosen, daß die von ihnen ja nie als Nationsfranzosen angesehenen Bewohner der östlichen Departements sich als Glieder der deutschen Nation wieder erkennen könnten, fühlt, daß jenseits der Vogesen das Interesse an seinem Schicksal verschwindet, ja, daß die Parteien ihn vorläufig gar nicht mehr erwähnen. Die französische Regierung befördert vielmehr — und von ihrem Standpunkt aus mit vollem Recht — die Entwickelung der dortigen Industrie, damit aber das Verdrängen der elsässischen Produkte von dem französischen Markt. Ein für Frankreich siegreicher Krieg würde also dorthin das Geschäft erschweren; die mit großer Mühe endlich gewonnenen Beziehungen zum deutschen Markt aber sofort zerstören. Die Tricolore würde Belagerungszustand, Präfecturwirthschaft, Verfolgung selbst derjenigen Elemente bringen, über deren Zurückhalten im amtlichen Verkehr die deutschen Behörden fortwährend klagen, hohe Steuern und Ungewißheit über den Verlauf der inneren Politik. Ist doch die Gefahr nicht ausgeschlossen, daß das nationale Banner der Lilienfahne weichen würde. So gut katholisch nun auch das Elsaß in dem weit überwiegenden Theil der Bevölkerung ist, so sind doch die liberalen und republikanischen Ideen nicht nur bei seinen politischen Führern und in den Städten zu finden und man sieht daher doch mit einigem Grausen, daß am lautesten und mitunter fast allein die Ultramontanen sich der hiesigen

Bevölkerung erinnern. Ich theile damit freilich noch nicht die Hoffnungen derer, welche glauben, daß ſich bald im hieſigen Lande eine Scheidung zwiſchen den ultramontanen und liberalen Elementen herſtellen wird, mit Ausnahme weniger Orte. So lange in Frankreich noch eine andere als die römiſche Partei den Rachekrieg betreibt — und die Orleans dürften in dieſem Punkte den Bonapartiſten nicht viel voranſein — ſo lange wird auch nicht leicht eine andere Partei, welche nach der Herrſchaft ſtrebt, ſich offen gegen denſelben erklären können. Für die Franzoſen gilt es aber als unumſtößliche Wahrheit, daß die deutſche Centrumsfraction mit den von ihnen angeblich vertretenen vierzehn Millionen Katholiken bereit zum Bürgerkrieg, zum Bündniß mit Frankreich gegen das proteſtantiſche deutſche Reich iſt. Eine baldige Wendung wäre nur dann möglich, wenn die bevorſtehenden Wahlen als eine Demonſtration für den Frieden ſich herausſtellen würden; über dieſe Möglichkeit iſt aber nicht an dieſer Stelle zu ſprechen. Hier iſt nun zu conſtatiren, daß doch auch den elſäſſer Liberalen die klericale Bundesgenoſſenſchaft, bei welcher ſie ja von den Wahlen an nur übertölpelt worden ſind, bedenklich wird; es regt ſich neben dieſer Einſicht doch auch eine gewiſſe Scham, daß der gemeinſchaftliche Gegner, vor Allem der vielgeſchmähte Eroberer Kaiſer Wilhelm ſo energiſch die Selbſtſtändigkeit gegen Rom wahrt, daß zur Zeit faſt allein Deutſchland Ideen der geiſtigen Freiheit vertritt, welche nicht nur Voltaire und ſeine Zeitgenoſſen, ſondern auch die gallicaniſche Kirche vertrat, Ideen, denen Frankreich mit Recht für lange Zeit die Führerſchaft der Civiliſation dankte. Zur Beſeitigung der durch die Launen des Kriegsglückes erklärlichen Verbitterung trägt überhaupt die trotz alles Ableugnens zunehmende Beſchäftigung mit deutſchen Verhältniſſen und Anſchauungen bei. Die Anerkennung, welche die Leiſtungen Gambettas, welcher in den Augen hieſiger Republikaner immer mehr die Geſtalt eines Heros annimmt, während der Dictatur bis zu ſeinem Sturz finden, Leiſtungen, durch welche Deutſchland trotz der Capitulation von Paris und der Niederlage Bourbakis bis zu einer gewiſſen Grenze ſeiner militäriſchen Leiſtungen und für den Fall eines längeren von Gambetta beabſichtigten Widerſtandes zu einer ungünſtigeren diplomatiſchen Stellung als unerſättlichen Eroberers gegen eine bis auf das Aeußerſte ſich wehrende waffenloſe Maſſe gebracht worden wäre, verſöhnt die ſolcher Gerechtigkeit des Siegers nicht gewohnten Elſäſſer nicht weniger, als die Erkenntniß, daß die deutſche Verwaltung ſich im Intereſſe des Landes und nicht nur des Reiches bemüht. Man ſei nur vorſichtig und hüte ſich ſpeciell von den Erfolgen der Verwaltung oder von dem beſonderen Eindruck zu ſprechen, den die Perſönlichkeit dieſes oder jenes Beamten in einem gewiſſen Kreiſe zur Vorſtellung befohlener, nach franzöſiſcher Gewohnheit nicht unhöflicher Gemeinderäthe gemacht habe. Wie lächerlich erſcheint es einer Beſſerung der Stimmung zuzuſchreiben, daß die

Bezirkstage nur gemäßigte Mitglieder in den Landesausschuß senden; da jener Wahl nur unter sehr schwacher Betheiligung lauter gemäßigte Abgeordnete entsprungen waren resp. die selbständigeren Elemente sich noch wegen des Verlangens des politischen Eides fern halten. Im Interesse der communalen Verwaltung ist dringend nothwendig, daß durch andere Bildung des Landesausschusses den Bezirkstagswahlen auch nicht gesetzlich ein politischer Werth beigelegt werde.

Die zu Ende des Winterhalbjahrs abgehaltenen Schulprüfungen haben wieder bewiesen, daß auf keinem Gebiet die Verwaltung glücklicher vorgeht, als auf dem des Elementarschulwesens. Um die Resultate würdigen zu können, darf man freilich nicht vergessen, in welchem Zustand die Occupation das Schulwesen vorfand. Principielle Verdrängung der deutschen Sprache ein schlecht bezahltes und dem in seiner Qualität entsprechendes Lehrerpersonal, starken Einfluß der Geistlichkeit und eine große Menge von Schulbrüdern und Schulschwestern.

In all diesen Beziehungen sind seit Einführung der allgemeinen Schulpflicht und dem Inthätigkeittreten der deutschen Kreisschulinspectoren wesentliche Fortschritte gemacht. Man darf wohl behaupten, daß heut die Lehrer bis auf geringe, durch das Alter bedingte Ausnahmen die deutsche Lehrmethode sich angeeignet haben, daß die deutsche Muttersprache überall in ihre Rechte wieder eingesetzt ist und bereits nach den französisch sprechenden Theilen zu Fortschritte macht. Nachdem in kaum vier Jahren bereits diese Grundlagen gewonnen sind, darf bereits für die nächste Zeit auf eine wirkliche Hebung des Unterrichts mit Sicherheit gerechnet werden. Die Mittel dazu sind zu finden, wenn man namentlich überflüssige oder übertriebene Ausgaben, wie solche von über 160,000 Mark für Theater in Straßburg und Metz streicht. Trotz der bisherigen ungünstigen Erfahrungen will man ja noch hoffen, daß die Elsässer und der Reichstag — falls überhaupt noch dieser sich zu der undankbaren, weil ungeeigneten, Thätigkeit eines elsaßlothringischen Landtages hergeben sollte — mit etwas schärferer und sachgemäßerer Kritik an die Berathung des Landeshaushalts gehen werden. Selbstverständlich kann den Elsaßlothringern allein, so lange sie die deutsche Staatsangehörigkeit nicht anerkennen wollen, eine beschlußfassende Stimme überhaupt nicht bewilligt werden. Der Verwaltung wird daher auch ferner noch die nothwendige Freiheit zur Durchführung der Organisation bleiben; denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß im Fall der Bewilligung des vollen Budgetsrechtes jeder derartige Antrag der Regierung durchkreuzt werden würde. Es würde ihr z. B. schwer werden, den freilich nur noch zu einem geringen Theil berechtigten Beschwerden über die ungleiche Behandlung verschiedener Beamtenkategorien gerecht zu werden. Dagegen wird freilich auch bei dem Widerspruch des Landesausschusses nun-

mehr so manche Maßregel, namentlich auf dem Gebiete der Steuergesetzgebung unterbleiben, die ohne Kenntniß der hiesigen Verhältnisse rein nach preußischer Schablone decretirt würde.

Vom Eriesee. Der dreiundvierzigste Congreß. — Um die Mittagsstunde des 4. März ist der dreiundvierzigste Congreß zu Ende gegangen. Seine Legislaturperiode war durch zwei Sitzungen ausgefüllt; die eine begann am ersten Montag des Monats December 1873 und dauerte bis tief in den Juni 1874 hinein; die andere begann am ersten Montag des Monats December 1874 und dauerte bis zum 4. März 1875. Die erstere Session wird die „lange", die zweite die „kurze" genannt. Die erstere hat bereits eine Besprechung in deutschen Blättern erfahren und auf die letztere soll im Folgenden ein Rückblick geworfen werden. Es ist für den constitutionellen Parlamentarismus gerade keine schmeichelhafte Anerkennung, wenn es am Schlusse einer Legislatursession heißt: „Nun athmet das Volk wieder auf." Stereotyp fast ist diese Bemerkung in unsern Tagesblättern geworden, wenn immer der Draht die Vertagung der gesetzgebenden Körperschaften eines Staates oder des Landes meldet. Man traut eben seinen Volksvertretern nichts anders mehr als Uebles und Unfähiges zu; man ist mit Bezug auf seine selbstgewählten Repräsentanten höchst pessimistisch gestimmt; man hält sie von vornherein für corrupt und unfähig, bis der Gegenbeweis geliefert ist, was selbstverständlich seinen Haken hat und daher freut man sich, wenn der verfassungsmäßige Zeitpunkt eintritt, der der Gesetzgebungsthätigkeit unseres Staates von selbst ein Ende macht. Doch der soeben in die Vergangenheit gesunkene Congreß war besser als sein Ruf, trotzdem sein Nekrolog in der Tagespresse mit den obigen pessimistischen Gedanken gefüllt war. Die Abcanzlung geschah schon mehr schablonenmäßig, ohne Sichtung und Schichtung; man hatte der zweiten Hälfte des dreiundvierzigsten Congresses überhaupt die Existenzberechtigung abgesprochen, da die in ihr herrschende Majorität durch die politische Revolution der Herbstwahlen das Volksvertrauen verloren hatte. Man sagte, es sei eine Königschaft ohne Constitution, die keine Rücksicht zu nehmen brauche und deshalb auch keine verdiene. Es ist das freilich ein Uebelstand, der mit zu den Eigenthümlichkeiten amerikanischer Regierungsform gehört. Denn unsere Congreßmitglieder, d. h. die für das Volks- oder Repräsentantenhaus, werden ein Jahr vor ihrem Zusammentritt gewählt. So kann es denn kommen, daß eine Partei die Zügel der Herrschaft in Händen hält, die durchweg vom Volke refusirt worden ist, was wirklich im letzten Jahre eintrat. Obschon somit ohne Verantwortung, hat dennoch der dreiundvierzigste Congreß nichts gethan, wofür er nicht die Verantwortlichkeit übernehmen könnte. Er war vor allen Dingen ehrlich und mit den Geldern des

Volkes sparsam, was mehr ist, als man von einem Dutzend seiner Vorgänger sagen kann. „Jobs", d. h. Geldbewilligungen aus dem Schatzamt zu Gunsten von Privatunternehmungen oder Bereicherung Einzelner sind in dieser Session nicht durchgegangen. Diese lobenswerthe Enthaltsamkeit hatte hauptsächlich die Untersuchung in die Angelegenheiten der Pacific-Dampfschiffahrtsgesellschaft bewirkt. Diese Gesellschaft hatte unter dem patriotischen Gefühl der Wiederbelebung der amerikanischen Schiffahrt jährliche Subsidien von einer halben Million von einem früheren Congreß erhalten. Die Presse aber, welche in diesem Lande die Geheimpolizei für öffentliche Angelegenheiten versieht, hatte herausgeschnüffelt, daß diese Subsidien durch einen Bestechungsfond von 725,000 Dollars erlangt worden waren. So wurde denn eine congressionelle Untersuchung eingeleitet, die auch die Richtigkeit dieser Angaben ergab. Es wurde jedoch nur ein Congreßmitglied ausgefunden, das 300,000 Dollars erhalten, der Rest wurde an verschiedene Beamte des Congresses und an Journalisten vertheilt. Ein Thürsteher erhielt 10,000 Dollars, ein Page 5000 Dollars, ein Journalist 25,000 Dollars u. s. w. Der Journalist ist Col. Forney von der Philadelphia „Presse", der gegenwärtig in Europa herumreist, um die Regierungen zur Theilnahme an unserer Säcularfeier zu animiren! Hoffentlich weist man einem solchen corrupten Burschen in Deutschland die Thür! Das ist ein kleines Beispiel, welch colossale Summen zur Bestechung unserer Gesetzgeber ausgegeben werden. Selbstverständlich wurden der Pacific-Dampfschiffahrtsgesellschaft die Subsidien entzogen und alle ähnlichen Pläne für diese Session waren todt.

Den meisten Staub wirbelten zwei politische Maßregeln auf, die sogenannte „Civilrechts- und Gewalts-Bill". Die Civilrechtsbill bezweckt die bürgerliche Gleichstellung der farbigen Race, nachdem ihr die unbeschränkte politische zu Theil geworden. Ein Neger, der Staatsgouverneur, Congreßmitglied, Bundessenator und sogar Präsident werden kann, ist in einigen Südstaaten vom Geschworenendienst ausgeschlossen gewesen, durfte in keinem Hotel erster Classe logiren, erhielt keinen Zutritt im Theater und war an der Benutzung eines Schlafwaggons auf den Eisenbahnen gehindert. Ein farbiges Congreßmitglied von Süd-Carolina beispielsweise muß seine Reise nach Washington in einem schmutzigen Rauchwaggon machen, während irgend ein weißer Bummler und Halsabschneider die Palastcar benutzen kann, wenn er nur die Mittel dafür hat. Es lag in dieser bürgerlichen Ausschließung eine schreiende Ungerechtigkeit, deren einzige Vertheidigung das herrschende Vorurtheil war. Dieses Vorurtheil durch gesetzgeberische Maßregeln zu brechen, war das letzte Streben Charles Sumners; die Civilrechtsbill war daher sein politisches Vermächtniß. Doch ging die Sumnersche Civilrechtsbill viel weiter als die vom Congreß angenommene. Sumner wollte die separaten Raceschulen beseitigen und nur gemischte Schulen bestehen lassen, ebenso verbieten,

einen Neger von irgend einer Kirche oder einen Negerleichnam von irgend einem Kirchhofe fern zu halten. Dieſe Beſtimmungen ſind in der neuen Civilrechtsbill fortgefallen. Es iſt nun aber durch Geſetz verboten, irgend Jemanden auf Grund ſeiner Hautfarbe von irgend einem Theater, Hotel oder irgend welchen Bequemlichkeiten auf Eiſenbahnen und Dampfſchiffen auszuſchließen. Die Strafen für die Uebertretung dieſes Geſetzes ſind ſehr ſtreng. Es werden nun freilich im Süden bei der ſtricten Durchführung dieſes Geſetzes Raufereien und wohl auch einige Mordthaten vorkommen, aber mit der Zeit wird man ſich wohl in daſſelbe fügen lernen. Die Demokraten verſuchten alles Mögliche, dieſe Bill zum Fall zu bringen. Unter der eigenthümlichen Geſchäftsordnung des Repräſentantenhauſes kämpfte die demokratiſche Minderheit in einer ununterbrochenen neunundvierzigſtündigen Sitzung gegen die Berathung dieſer Bill. Und ſie kam erſt zur Berathung, nachdem die Geſchäftsordnung, welche der Minorität eine ſolche zeittödtende Macht giebt, zu dieſem Zwecke abgeändert wurde. Die zweite politiſche Maßregel war die ſogenannte „Gewaltsbill". Dieſer Name iſt ihr von ihren Gegnern beigelegt worden. Ihr Zweck war, die Wahlen in den Südſtaaten unter die Autorität der Bundesbehörden zu ſtellen und dem Präſidenten das Recht zu geben, die Habeas corpus-Acte zu ſuspendiren, mit andern Worten, es in die Discretion des Präſidenten zu ſtellen, irgend einen Staat zu jeder Zeit in den Kriegszuſtand zu erklären. Eine ſolch unbeſchränkte despotiſche Macht einem Einzelnen einzuräumen, war denn doch zu gefährlich und die beſten Männer der republikaniſchen Partei erklärten ſich dagegen. Die Bill wurde dann dahin abgeändert, daß dem Präſidenten nur auf zwei Jahre das Recht gegeben wurde, in aufrühreriſchen Diſtricten die Habeas corpus-Acte zu ſuspendiren. In dieſer Faſſung paſſirte ſie das Repräſentantenhaus, blieb aber im Senat liegen, weil ſie zu kurze Zeit vor der Vertagung deſſelben dort eingekommen war. Von den andern Maßregeln des Congreſſes verdient das Finanzgeſetz Erwähnung, das zeitig in der Seſſion zu Stande kam. Daſſelbe iſt weder Fiſch noch Fleiſch. Für je 100 Dollars Greenbacks (Schatzſcheine), die eingezogen werden ſollen, ſollen 120 Dollars Banknoten ausgegeben werden. Dabei iſt nicht einmal die Beſtimmung getroffen, daß die eingezogenen Schatzſcheine zerſtört werden ſollen, und wir haben es erlebt, daß ein Finanzminiſter (Richardſon) die früher einmal eingezogenen Schatzſcheine auf eigene Verantwortung wieder emittirt hat, um „die Ernte fortzuſchaffen". Die einzige heilſame Beſtimmung dieſes Geſetzes iſt die, daß der Baargeldtermin endgiltig auf den 1. Januar 1879 feſtgeſetzt iſt. Auch die Budgetberathung erfreute ſich ſehr lebhafter Discuſſion. Das Geſchäft hat ſich in Folge der großen Panik im September 1873 noch immer nicht gehoben. Die Regierungseinnahmen an Binnenſteuern und Zöllen blieben daher hinter den nothwendig-

sten Ausgaben zurück, wozu natürlich die Interessenzahlung unserer ungeheuren Schuld und die jährliche Abtragung eines Procents derselben in den Tilgungsfond gehört. Die Regierung berechnete somit in ihren Voranschlägen für das laufende Fiscaljahr ein Deficit von dreißig Millionen, das sie durch eine neue Steuerauflage zu decken vorschlug. Nun sind aber neue Steuern in einer Republik für eine Partei, welche auf der Neige ihrer Macht steht, eine heikle Sache. Aber da es einmal nicht anders ging, so mußte sie in den sauern Apfel beißen und die Steuern auf Schnaps, Champagner, Tabak und Zucker wurden um einen kleinen Procentsatz erhöht; ebenso die zehnprocentigen Einfuhrzölle auf gewisse Manufacturwaaren wieder hergestellt, die im vorigen Jahre reducirt worden. Das Volk wird im Großen und Ganzen diese neue Steuerauflage wenig empfinden. Höchst charakteristisch war die Stellung der Demokraten zu dieser Finanzfrage. Einer ihrer Hauptleiter, Fernando Wood von New-York, schlug vor, den Tilgungsfond fallen zu lassen. Er meinte, daß wie eine Privatperson seine Schulden nur mit seinen Ueberschüssen abzahle, ebenso dürfe ein Staat seine Schulden nur mit seinen Ueberschüssen tilgen! Eine solch ungeheuerliche Finanzpolitik entwickelt die Demokratie! Und diese Partei wird im nächsten Congreß die Mehrheit im Repräsentantenhause haben! Für die Gläubiger der Vereinigten Staaten wird eine schwere Zeit kommen, falls die Demokratie im Jahre 1876 das Weiße Haus beziehen sollte. Denn die Repudiationsgelüste hat diese Partei noch immer nicht aufgegeben. Unter solchen Umständen bleibt die Herrschaft der republikanischen Partei eine Nothwendigkeit für den guten Credit der Union.

Aus Berlin. Die politische Stimmung. Von den Theatern. — Die schwarzen Wolken, welche vor Kurzem unsern politischen Horizont umhüllten, haben plötzlich dem heitersten Himmel Platz gemacht, und der friedliebende Staatsbürger durfte sich ungestört den Freuden des Pfingstfestes hingeben. Es scheint nach Allem, daß der Kaiser von Rußland sich diesmal ein sehr erhebliches Verdienst um die Klärung der Situation und die Beruhigung der kriegerischen Neigungen in Paris erworben hat und daß der französischen Regierung von verschiedenen Seiten aufs Unzweideutigste zu Gemüthe geführt worden ist, an Allianzen sei im jetzigen Augenblick nicht zu denken. Damit ist aber, so lange diese Stimmung der europäischen Mächte andauert, der Friede ziemlich gesichert; denn die Besonnenern wenigstens unter unsern revanchelüsternen Nachbarn werden sich wohl hüten, ohne Rückhalt noch einmal den gefährlichen Waffengang zu wagen.

Der Allarm war diesmal so plötzlich aufgetaucht und so rasch wieder verschwunden, daß Viele an den Ernst der Situation nicht glauben wollten und mit den Worten „Preß- und Börsenmanöver" die ganze Gefahr leugnen

zu können meinten. Allein das ist doch eine leichtfertige und unrichtige Auffassung der damals herrschenden Sachlage. Man hat vielleicht in einigen, notorisch mit dem hiesigen auswärtigen Amt Fühlung erhaltenden Preßorganen etwas zu kräftig in die Lärmtrompete gestoßen und dem politischen Stimmungsbild ein gar zu schwarzes Colorit gegeben; aber daß das französische Cadresgesetz mit seiner riesigen Vermehrung der Feldbataillone bei rascher und vollständiger Durchführung einen bedrohlichen und für einen ganz nahen Zweck berechneten Charakter trug, war doch verständiger Weise nicht in Abrede zu stellen, und Gefahren beseitigt man nicht, indem man die Augen verschließt. Kurzum, es ist kein Zweifel, daß man an maßgebender Stelle in Berlin die Lage eine Zeit lang für sehr bedenklich hielt und sich verpflichtet glaubte, die öffentliche Meinung auf alle schlimmen Möglichkeiten vorzubereiten; der Vorwurf des Chauvinismus oder der unnöthigen Allarmirung ist unter solchen Umständen keineswegs gerechtfertigt; es ist aber auch nicht einzusehen, warum dieselben Regierungsblätter, die zuerst das Gefährliche der Situation kennzeichneten, jetzt mit einemmal am politischen Horizont niemals ein dunkles Wölklein bemerkt haben wollen. Etwas mehr Offenheit und Klarheit im diplomatischen und (was sich heutzutage vielfach berührt) im journalistischen Verkehr wäre sehr zu empfehlen und würde wesentlich dazu beitragen, Mißverständnisse zu beseitigen und die Besorgnisse auf das richtige Maß zurückzuführen. Wir wollen uns in die wunderbaren Preßverzweigungen und Auswüchse, welche bei dieser Gelegenheit wieder einmal zum Vorschein kamen, nicht weiter vertiefen, sondern uns an der erfreulichen Thatsache genügen lassen, daß warnende Worte und stillschweigende Pressionen, an dem ewigen Sitze europäischer Beunruhigungen angebracht, ihre Wirkung diesmal offenbar nicht verfehlt haben und daß eine kleine gereizte Auseinandersetzung vielleicht besser ist, als schleichendes Mißtrauen und heimlicher Groll.

So lebhaft und angeregt es noch auf politischem Gebiete hergeht, so fühlbar macht sich auf dem Felde der geselligen und künstlerischen Genüsse bereits die beginnende Sommersaison. In den vier Monaten etwa, denen wir jetzt entgegengehen, kann Berlin in der That nicht den Anspruch erheben, in dieser Hinsicht einen hervorragenden Platz einzunehmen. Wem es die Zeit und ein hinlänglicher Besitz an Reichsmark erlaubt, rüstet sich bereits, in den Bädern der Ostsee oder in der Bergluft der Schweiz Erholung zu suchen, oder man bezieht die beliebten Sommerwohnungen in der näheren Umgebung der Residenz, um ein zweifelhaftes Landleben und eine noch zweifelhaftere Luftfrische zu genießen. In der Stadt aber beginnt es öde, still und einförmig zu werden, sofern man bei dem rastlosen Verkehre von nahezu einer Million Menschen diese Adjectiva billigerweise anwenden darf.

Ein hübscher theatralischer Genuß wurde uns übrigens dieser Tage noch

durch die Feier des zwanzigjährigen Jubiläums von Karl Helmerding geboten. Der Künſtler gehört freilich weit länger ſchon den weltbedeutenden Brettern an, denn er iſt wohl einer der älteſten deutſchen Schauſpieler; ſeit zwanzig Jahren aber iſt er ununterbrochen die Zierde des „Wallnertheaters“ und hat dieſer Bühne den wohlverdienten Ruf verſchafft, die erſte in Deutſchland im Reiche der komiſchen Muſe zu ſein. Helmerding repräſentirt in der That eine eigene Kunſtgattung; er verſteht es wie kein Anderer, aus dem reichen, friſchen Volksleben, ſpeciell dem Berliner Typus, naturwahre, heitere, lächerliche und auch wieder wehmüthig-rührende Züge zu ſchöpfen, Geſtalten von Fleiſch und Blut, von Leben und Wahrheit darzuſtellen, nicht blos verzerrte Carricaturen eines gezwungenen Witzes. Für ſeine beſten Rollen hat Kaliſch die Stücke geſchrieben, und unter einem ſo humor- und gemüthreichen Dichter und einem ſo begabten Interpreten erreichte es die Berliner Localpoſſe, daß ſie eine Zeitlang die einzig gelungene Form darſtellte, in welcher ſich die komiſche Seite der dramatiſchen Kunſt in Deutſchland äußerte. Der Dichter dieſer Stücke iſt jetzt todt und hat einen auch nur annähernd ebenbürtigen Nachfolger bisher nicht gefunden, und auch der Schauſpieler, wenn man gleich ſeiner unverwüſtlichen Lebenskraft die Jahre nicht anmerkt, wird in nicht allzu ferner Zeit an die Grenze ſeiner Wirkſamkeit gelangen, und dann fürchten wir, daß dieſe ganze Kunſtgattung mehr und mehr verſchwindet. Das bedauern wir aber lebhaft, denn an die Stelle eines harmloſen Humors, der die menſchlichen Schwächen gutmüthig verſpottet und aus dem wirklichen Leben des Volkes ſeine gehaltvollen Stoffe zieht, wird mehr und mehr das frivole Genre des franzöſiſchen Luſt- und Singſpiels, oder auch fade Abgeſchmacktheit und baarer Unſinn treten, wie dies leider ſchon jetzt auf vielen unſerer Bühnen allzuſehr vorherrſcht.

Ein neuer Verſuch, die deutſche Komödie zu bereichern, iſt ſeit Kurzem von den nach Neuigkeiten haſchenden Dramenfabrikanten mit der Bearbeitung der Fritz Reuterſchen Dichtungen gemacht worden. Nachdem wir erſt die „Franzoſentid“ dramatiſch zurecht gemacht genoſſen, iſt nun auch die „Stromtid“ unter dem Titel „Onkel Bräſig“ auf der Bühne erſchienen. Mußte doch dieſer überreiche Schatz gemüthvollen Humors als eine reiche Fundgrube für geiſtes- und witzarme Poeten erſcheinen, und es war nicht gut anders möglich, als daß ein heiterer Abglanz des urſprünglichen Werkes auch auf der Bearbeitung hafte. Das Letztere zu vermeiden, hat allerdings der dramatiſche Umbildner ſein Möglichſtes gethan. Wer Reuter nicht kennt, wird ihn hier ſchwerlich lieb gewinnen, und wer ihn kennt, erſt recht abgeſtoßen werden. Wir wiſſen nicht, ob eine geſchicktere Bearbeitung beſſere Erfolge erzielt hätte; wir halten den ganzen Verſuch von vornherein für gänzlich unglücklich; die unzähligen kleinen feinen Charaktermalereien, die liebevolle

Zeichnung des oft unscheinbaren Details, der breite volle Strom der Erzählung, die Schilderungen anziehenden Stilllebens bei oft verhältnißmäßig geringer Handlung, die lange innerliche Entwickelung durch zwei Jahrzehnte, wie kann man alle diese Grundzüge des Originals dramatisch verwerthen, ohne mit roher Hand das Beste zu verwischen? Die Bedingungen einer humoristischen Erzählung und einer Komödie sind nun einmal grundverschieden, und es ist noch Niemanden eingefallen, etwa Jean Paul dramatisiren zu wollen. Dieser neueste poetische Missethäter hat denn auch mit unglaublicher Dreistigkeit sein edles Opfer zerfetzt und zerschnitten, zusammengepreßt und aneinandergestückelt, häßliche Flicken eigenen Machwerks aufgenäht und den äußerlichsten Requisiten eines Dramas zulieb die schönsten Partien der Erzählung unbarmherzig abgeschlachtet. Wenn trotz alledem und alledem noch eine Spur Fritz Reuterschen Geistes übrig blieb, so zeugt dies eben nur von der unverwüstlichen Lebenskraft des letzteren. Als ein weiterer Uebelstand kommt hinzu, daß es nicht möglich ist, wenigstens hier, und auch schwerlich anderswo, eine Schauspielergesellschaft vorzuführen, die in allen ihren Gliedern des platten Idioms von Grund aus mächtig ist. Was hilft es, wenn die eine oder andere der Hauptpersonen ihre Rolle in sprachlicher Hinsicht wirklich beherrscht, die übrigen aber sich mühsam eine fremde Mundart anzuquälen suchen oder auch ungenirt Hochdeutsch sprechen und damit auf unleidliche Weise den Gesammteindruck stören. Kurzum, das Einzige, was wir bei diesen Reuterdramen anzuerkennen vermögen, ist der Umstand, daß man damit wenigstens gewartet hat, bis der Meister im Grabe ruhte. O.

Literatur.

Gymnasium und Realschule. Von Ernst Laas. (Berlin, Karl Hebel.) — Durch die Ernennung des Gymnasial-Directors Dr. Bonitz zum Decernenten des höheren Unterrichtswesens im preußischen Cultusministerium ist offenbar schon die Richtung angedeutet, in der demnächst über die Organisation der höheren Lehrinstitute die Entscheidung im Unterrichtsgesetz fallen wird. Denn, wenn schon von einem Mann wie Bonitz nicht erwartet werden darf, daß er rücksichtslos in die bestehenden Verhältnisse eingreifen und mit einem Gesetzparagraphen die Abschaffung der Realschule decretiren lassen werde, so ist doch andererseits sicher, daß diese höheren Lehranstalten sofort von selbst eingehen werden, sobald ihnen der Schutz entzogen wird, der ihnen bisher

zum unberechenbaren Schaden ebensosehr der Gründlichkeit der gelehrten Bildung wie der Unbefangenheit des deutschen Volksthums von Seiten der Regierung zu Theil wurde. Man gebe nur den Mittelschulen ohne Latein das Recht, das Zeugniß zum einjährig freiwilligen Militärdienst auszustellen, und man wird es in kurzer Zeit erfahren, daß diese Schulen gar keinen Boden in der Nation haben, daß sie eben nur durch das geschraubte Berechtigungswesen künstlich gehalten wurden. Lange Zeit freilich überredete sich der Liberalismus, daß gerade die Realschule seine Schule sei und Großes zu leisten vermöge, namentlich in nationaler und freiheitlicher Erziehung. Der so umfangreiche Betrieb der Naturwissenschaften und die modernen Sprachen schien gegenüber dem im Studium der todten Sprachen verknöcherten Gymnasium den Fortschritt zu bezeichnen. Bestärkt wurde in dieser Auffassung die allgemeine Meinung, weil die als conservativ wohl bekannte Regierung scheinbar für diese Schulen sich gar nicht interessirte und ihre Gründung fast durchweg den Communen überließ. Und doch — die Realschule diente in Wahrheit nur gleichsam als ein „Ableiter", damit sich der Gymnasialunterricht desto entschiedener gegen die realistischen und modernen Disciplinen abschließen konnte. Das Verdienst, dies auf das Klarste dargelegt zu haben, gebührt dem durch seine Arbeiten über den deutschen Unterricht bereits über die Kreise der Pädagogen hinaus rühmlichst bekannten Professor der Philosophie und Pädagogik zu Straßburg, Dr. E. Laas. Seine obengenannte Abhandlung verdient die höchste Beachtung aller derer, die sich über die wichtigen Aufgaben, die der Schule unserer Tage gestellt sind, ein gründliches Urtheil bilden wollen. Ein philosophisch durchgebildeter scharf denkender und urtheilender Universitätslehrer, der bis zu seiner Berufung nach Straßburg als Gymnasiallehrer in den unteren und oberen Klassen eine reiche Erfahrung auf diesem Gebiete gesammelt hatte, spricht sich in so überzeugender Weise über die Fragen des höheren Unterrichtswesens aus, daß auch der Laie durch die Lectüre dieser Ausführungen, die historisch fundamentirt sind, zu einer klaren Auffassung der Sachlage angeleitet wird. Einer historischen Darstellung über den Ursprung und die allmähliche Entwickelung der heutigen Realschule folgt die Erörterung des inneren Widerspruches der Organisation dieser Anstalten. Angezogen wird die auch für unsere Zeit sehr beherzigenswerthe Schrift des Abtes Resewitz: die Erziehung des Bürgers zum Gebrauch des gesunden Verstandes und zur gemeinnützigen Geschäftigkeit 1773, in der es u. A. heißt: „Es ist der unsinnigste Zeitvertreib, wenn der Knabe, der zum Handwerker bestimmt ist, sich vier, fünf Jahre mit Erlernung einer Sprache zermartern muß, von der er künftig nur den einzigen Gebrauch des Vergessens machen kann. Aber das ist leider der größte Fehler unserer Schulen, daß sie alle die Form von Werkstätten der Gelehrsamkeit haben." Denn daß diejenigen, die heut

zu Tage durch die Gymnasien und Realschulen gehen, wirklich eine gelehrte Bildung brauchten, wird Niemand behaupten. Ist es nicht bezeichnend, daß auf die drei Städtchen in Mecklenburg-Strelitz von zusammen 15000 Einwohnern drei Gymnasien und eine Realschule kommen? So will nun Laas für das Bedürfniß des Bürgerstandes durch die von Hofmann in Berlin vorgeschlagenen Mittelschulen ohne Latein gesorgt wissen, wogegen der Unterrichtsplan der Gymnasien so reformirt werden soll, daß er, wie sehr glücklich Mützell einmal sich ausgedrückt hat, die Jugend zu einer tieferen Auffassung des nationalen Lebens in seiner Besonderheit und in seinem Zusammenhang mit der Gesammtentwickelung des Menschengeschlechtes vorbilde. Zu einer solchen Bildung aber gehört nicht, daß auf den Gelehrtenschulen ferner noch lateinische Aufsätze angefertigt und metrische und lateinische Sprachübungen angestellt werden, während darüber die allgemeine Bildung empfindlich vernachlässigt wird, so daß ein Gymnasialabiturient z. B. Statik und Statistik verwechselt, von einem erratischen Block Nichts erfahren hat, Bücher wie Helmholtzs populär-wissenschaftliche Vorträge nicht zu verstehen vermag. Auf diesem Wege werden zwar Philologen, aber auch nur solche herangezogen „welche die Verkümmerung des Geistes, an der sie laboriren, weiter und weiter tragen, bis durch diese künstliche Zucht ganze Schichten der höheren deutschen Gesellschaft degenerirt sind." In dieser Beziehung sollte doch die Erfahrung viel zu denken geben, daß bekanntlich die Resultate im philologischen Oberlehrerexamen Jahr für Jahr sich ungünstiger gestalten. Also selbst in der Philologie wirkt die jetzige Organisation der Gymnasien erschlaffend. Und nun zeigt Laas, wie sich ein Gymnasium sehr wohl herstellen lasse, das die Realschule überflüssig macht, eine Aufgabe, an der bekanntlich Wiese in den Octoberconferenzen verzweifelte. Vor zwei Jahren brachte diese Zeitschrift bereits einen ähnlichen Vorschlag, wie ihn jetzt Laas machte. Wenn es nun der uns verstattete Raum zuließe, so würde es uns eine angenehme Aufgabe sein, im Einzelnen den Lehrplan des Laasschen Gymnasiums zu besprechen. Allein wir verweisen lieber auf die Schrift selbst und erwähnen als charakteristisch nur dreierlei: 1. unter Abstellung der lateinischen Aufsätze wird dem deutschen Aufsatz eine erhöhte Bedeutung beigelegt. 2. die Ziele in Geographie, Geschichte und Naturwissenschaft werden dem Stande der heutigen Wissenschaft entsprechend erweitert; 3. im philologischen Unterricht tritt das Griechische und zwar die Lectüre in den oberen Klassen in den Vordergrund. R—e.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 21. Mai 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Aus der römiſchen Campagna.

Von Woldemar Kaden.

II.

Non ullus aratro
Dignus honor, squalent abductis arva colonis. (Virg.)

Durch die alte römiſche Sagengeſchichte klingt es, wie die römiſche Campagna einſt von der Tibermündung bis zu den jenſeitigen Bergen mit dichtem Wald bedeckt war. So fand das Land noch Aeneas, als er am circäiſchen Berg vorüberfahrend beim heutigen Oſtia landete.

Hier nun ſah Aeneas ein großes Gehölze vom Meere aus,
Zwiſchen demſelbigen bricht mit lieblicher Fluth Tiberinus
Unter reißenden Wirbeln und gelb vom reichlichen Sande
Sich die Bahn in die See.

Und dieſen Wald bewohnten, außer den Faunen und Nymphen der Mythe, harte Männer, aus Stämmen der rauhen Eiche geboren, ohne Sitten, ohne Zucht, des Ackerbaues ganz unkundig, nur von dem Ertrage der Jagd lebend.

Mitten in dieſem Walde aber erhob ſich die Stadt Rom, ſich und ihren Mauern Raum ſchaffend durch Fällen der Bäume auf den ſieben Hügeln. Dann drang die Axt in die Wälder meerwärts, die Bäume verſchwanden, und Acker- und Wieſenland breitete ſich in freundlicher Weiſe um die Stadt her — dies bebaute Land genügte, die wachſende Stadt mit dem nöthigen Lebensbedarf zu verſorgen, und nur als der Luxus ſtieg und das Getreide bequemer von fremden Küſten herbeigeſchafft wurde, zog der Luxus, dem die Stadt bereits zu eng wurde, hinaus auf die bereits vernachläſſigten Fluren, und ſchuf glänzende Villen, reizvolle Landhäuſer und Prachtgärten zwiſchen den mehr und mehr ſich entvölkernden Dörfern. Aber ſchon damals hauchte der träge Boden ſeinen vergiftenden Athem in all die Herrlichkeit hinein, und rächte die ihm angethane Schmach an zahlreichen Menſchenleben. Schon zu dieſer Zeit ſtieg das Fieber als grimmigſter Feind über die Mauern der ſtarken Stadt und würgte heimtückiſch in den Straßen.

So baute man der düſtern Göttin Febris drei Tempel zu Rom: einen im Palatium, einen auf dem Esquilin und einen dritten auf dem Quirinal. Aber die Stadt fiel. Und da die Arbeit als Ackerbau keine Geltung mehr hatte, ſo wurde die immer öder werdende Campagna zuletzt eine zona deserta, eine Gegend wüſt und verwüſtend, das Leben mordend durch den Gifthauch der Malaria.

Und das iſt ſie denn noch heute.

Wo man ihr früher Tempel bauete, da errichtet man jetzt der Göttin Febris Hospitäler, welche ſich im Sommer mit todkranken elenden Menſchen füllen. Eine gar traurige Proceſſion iſt die Todtenbrüderſchaft, welche die öden Striche durchzieht, um Kranke und Leichen an den Hecken und Gräben aufzuſuchen, um erſtere dem Hospital, letztere geweihter Erde zu übergeben.

Vor zweitauſend Jahren ungefähr, zur Zeit, als peſtähnliche Krankheit in Rom wüthete, ſchickten die Römer eine Geſandtſchaft nach Griechenland, und ließen zu ſich entbieten den heilbringenden Aeskulap von Epidauros. Heute kommt der Aeskulap des einigen Italiens, der alte Garibaldi, von ſeiner fernen Felſeninſel mit einem Herzen von Hülfsgedanken, und der moderne Römer erwartet ſein Heil von ihm und ſeinem Projecte, die Umgegend der neuen Hauptſtadt durch Bebauung der wüſten Striche und Ablenkung des ſchädlichen Tibers von der Landplage der Malaria zu befreien. Und dazu iſt es wahrhaftig an der Zeit, denn nur von der Ausführung dieſes Projectes hängt die Zukunft Roms ab.

Das aber iſt eine Herkulesarbeit, und mehr als einmal iſt ſie geſcheitert, da das Uebel ſchon bis auf den Kern gedrungen.

So macht denn dieſes große Geſchichtstheater den Eindruck grenzenloſer Oede. Zu Zeiten ſteht es ganz leer und iſt nichts als ein Tummelplatz windiger Schemen. Wo einſt der Siegesſchritt der Legionen tönte und Feſtgeſchrei erſcholl, wo ſich tobende Menſchen in Fülle drängten, herrſcht heute Schweigen. Kein Volk hat gewagt, wie Chateaubriand ſagt, den Weltherrſchern auf ihrem heimiſchen Boden nachzufolgen, und man meint, dieſe Gefilde noch gerade ſo zu ſehen, wie die Pflugſchar des Cincinnatus, oder der letzte römiſche Pflug ſie zurückgelaſſen. Auf dieſem verwilderten Boden liegt wie ein Schatten vergangener Größe die ewige Stadt; wie eine vom Throne geſtoßene Königin beweint ſie ihr Unglück in der Einſamkeit.

Wir wandern im Hochſommer, wo in Deutſchland in allen Feldern „der Schnitter Fleiß erglüht," von der nördlichen Grenze der Campagna bis da, wo die blühenden Gärten des ehemaligen Königreichs Neapel beginnen, ohne nur einigem Leben zu begegnen.

Stolze hiſtoriſche, wohlklingende Namen tönen uns von der Karte des Landes entgegen und welch große Erinnerungen knüpfen ſich an ſie.

Aber was iſt heute Porto d'Anzio, als antikes Antium eine auf weit vorſpringender Felsſpitze liegende Palaſtſtadt, der Lieblingsſitz eines Nero und Caligula, die dort geboren waren, eines Domitian und Hadrian, wie vieler weiſer und berühmter Männer. In ſeinen Tempel- und Villenruinen fand man den Apoll des Belvedere und den ſterbenden Fechter, findet man noch jetzt in Menge die prachtvollſten Marmorreſte. Was iſt ſie heute anders als eine am Meere hingeſtreckte Bettlerin. Was iſt Nettuno, ſo arm, daß auch die reichen ſchönen Trachten, die Freude aller Maler, in einigen Jahren gänzlich verſchwunden ſein werden. Borghetto — alt und verfallend, in wüſter Gegend mit wenigen lungernden Einwohnern; Civita Caſtellana — alt, alt, nur gut als Vorwurf zu einem romantiſchen Trümmerbilde. Oder wer ſpricht noch heute von dem „ſüßen Ufer des milden Formiä", wo Apollinaris, der Freund Martials, eine herrliche Villa beſaß? Welche Rolle ſpielt das antike Anxur, jetzt Terracina, in der Geſchichte des Fortſchritts? Ebenſo Ronciglione, Monterotondo, welche alle die trübe Feudalzeit im Keim erſtickte, oder im fröhlichen Wachsthume behinderte; Monteſiascone, der einſt blühende Ort, berühmt durch ſeinen Est-est, heute: mortuus est.

Dreiundzwanzig reiche und wohlbevölkerte Städte lagen einſt in der Campagna; fragen wir nach ihnen, ſo zeigt man uns einige graue trübſelige Häuſergruppen, deren Bewohner ſich in der weiten Wüſte ſpurlos verlieren und noch dazu in ſchlechteſtem Rufe ſtehen:

Aſtigiano ſagt:

Aridi campi incolti,
Pallidi, muti, estenuati volti
Vi popol rio, codarto, insanguinato.

Verlaſſen wir Roms grünen Gartengürtel, wo Ulme und Rebe noch ſo freudig über die Mauern grüßen, ſo ſind wir nach kürzeſter Wanderung mitten in der häuſerloſen Einöde. Kein freudiges Dorf drängt ſich an die alte Wittwe heran, die ihre Kinder durch Trägheit, Liebloſigkeit und Lüſternheit, verſenkt Jahrhunderte lang in den frommen Luxus ihrer kirchlichen Prachtgewänder, weihrauchbetäubt, verhungern ließ, ermordet hat.

Siehſt du heute die elende abgezehrte Bäuerin auf den Marmortrümmern ſitzen, wie ſie ihrem fieberkranken Kinde die vertrocknete Bruſt reicht, ſo denke an die alabaſterweiſe Agrippina, die von einer Eſelheerde begleitet, deren Milch ihr zum Bade diente, die Kaiſerſtraße daherzog. Siehſt du den halbverhungerten Campagnabauer ſich müde durch den Staub der Felder ſchleppen, ſo erinnere dich des Cardinals Farneſe, der mit ſeinen dreihundert edlen Pferden wie ein Triumphator durch die Thore Roms prunkte.

Kein Ziegelſtein wurde zu einem Neubau in der Campagna verwendet. Was von Wohnungen vorhanden, was aus weiter Ferne deinem Auge als

eine gaſtliche Herberge erſcheint, iſt in der Nähe ein mittelalterlicher oder antiker Reſt, ein Stück Feſtungsmauer, in welches der Menſch ſeine Herberge geflickt, gleich der flüchtigen Schwalbe, die einen kurzen Sommer hier zubringt.

Wer hier wohnt, hat nichts zu erwarten und nichts zu verlieren, und die Eiſenſtäbe vor dem einzigen Fenſter ſind mehr ein Zierrath als eine Sicherungsmaßregel. Glücklich noch diejenigen, denen das Unterkommen in einem ſolchen Caſale geworden; hundert andere jedoch wohnen in den niedrigen, feuchten Höhlen des braunrothen Tuffſteines, deren Wände vom Rauche des immer brennenden, fieberabwehrenden Feuers geſchwärzt, ein freudloſes Daſein umſchließen.

Hier ſtehen die rauhgezimmerten Betten, mit Fellen gefüllt, den Mantel als Decke, noch ganz ſo bereitet, wie der Sauhirt Eumäos dem heimkehrenden Odyſſeus eines bot, oder der gaſtfreundliche Evander dem Aeneas:

„weich von Blättern erhöht und dem Vließ der lybiſchen Bärin.“
„ . . . . . er ſtellte nahe dem Feuer
Ihm ein Bett, mit Häuten der Schaf' und Ziegen es deckend.
. . . . . und über ihn warf er den Mantel
Groß und dichten Gewirks.“

Der Säugling aber liegt in einem auf Walzen ruhenden Spankorb. Von ſonſtigem Hausgeräth enthalten dieſe Höhlen nichts als Flinte, Ackerzeug, das aus dem alten Aratrum, der Bidens, der ſtarkklingigen Falx zuſammengeſetzt iſt, an denen ſich ſeit den Tagen der römiſchen Republik faſt nichts verändert hat, und Milchgeſchirr.

Noch andere, das ſind die, die nur zu kurzem Aufenthalte herkommen, campiren in leichten Hütten, aus Schilfrohr und Hanfſeilen errichtet, in denen die Lagerſtätten, Hängematten ähnlich, übereinander geſchichtet ſind. Die meiſten jedoch übernachten unter dem meiſt ruhigen Himmel der Campagna, und nur ein Feuerort bezeichnet die Städte ihres geſelligen Zuſammenlebens. Die Leute, die wir an ſolchen Orten treffen, ſind zum kleinſten Theile eingeborene römiſche Campagnolen, denn dem römiſchen Landbewohner iſt die Luſt am Ackerbau ſeit Jahrhunderten vergällt; er liebte es, im Elend zu träumen und ſeine Bettelſuppe vor den Pforten der einſt ſo zahlreichen Klöſter zu empfangen. Oder er ging zum Brigantaggio über, und das iſt auch des benachbarten Napoletaners Lieblingsbeſchäftigung. Es iſt wahr, der Napoletaner iſt fleißig, aber er kennt nicht die Würde des Pfluges und der Sichel, während der Römer nicht einmal den Nutzen derſelben einſieht. In dieſer Beziehung iſt der Bewohner der Marken und des Abruzzenlandes ein Muſter, er arbeitet mit Würde und Verſtändniß und könnte ein Lehrer werden dem Napoletaner ſowohl, wie dem Römer. In ihm wehet noch etwas von jenem antikrepublikaniſchen Freiheitsgeiſt, denn nur der Ackerbauer genießt der Freiheit, einer Freiheit,

die ihm nicht die Könige conceſſioniren. Nur Arbeit und Grundbeſitz geben die wahre Freiheit. Beides aber finden die Abruzzeſen und Marchianer nicht genügend daheim, und ſo kommen ſie in Schaaren, von der Armuth, die in ihren fruchtleeren Bergen herrſcht, getrieben nach der Campagna, im Frühjahr um zu ſäen, im Sommer zu ernten. Eine trübſelige Armee ſehen wir dann aus Umbrien und dem Samniterland her durch die todte Ebene ſchweigend marſchiren.

Hager und ausgehungert ſind ſie alle, haben harte abgearbeitete Fäuſte, tragen dürftige Lumpen, dieſe Jahrtauſende alte Uniform der Armuth, die durch vier, fünf Monate nicht abgelegt wird. Sie heben die ſchweren, breiten Karſte von den Schultern, greifen unter Aufſicht eines rohen, unbarmherzigen ſogenannten Caporals, von dem ſie das bindende Handgeld empfingen, das Land an, machen mit dem alten Cerespflug, wie Schiller ſagt: „eine zarte Ritze", wenden eine nur dünne Schicht um, beſäen die Scholle in flüchtiger Eile, verdingen ſich während des Wachſen und Reifens der Saat in die Weinberge und kehren zur Zeit, wo die Malaria dumpf und bleiern über die Fluren liegt, zurück, um eine dürftige Ernte einzuheimſen, deren Ertrag dem reichen, faulen, römiſchen Prinzen oder Herzog und ſonſtigen Beſitzenden die Taſchen füllen ſoll, wie er vor wenigen Jahren noch die gierige manus mortua der in ihrem Fette, hier wahrhaftig „im Fette der Erſchlagenen" ſchwelgenden Kirchen und Klöſter füllte.

Ein wirklicher Feldzug iſt dieſes Leben, und wie aus einem Feldzuge kehren die meiſten ſiech und elend in die Heimath, den armſeligen Lohn in das vom Schweiß gebleichte Halstuch gebunden; während andere Kameraden und oft nicht die wenigſten, auf dem flachen Felde dahingeſtreckt bleiben, in einem öden, hügelloſen Grabe unter Thymian und Diſteln, ein Opfer der mörderiſchen Sumpfluft. Da ſchweigt die Poeſie. Das iſt eitel nackte, graue und himmelſchreiende Proſa. Das iſt moderne Sclaverei, und jämmerlicher als jene mit Unrecht ſo berüchtigte antike.

In ergreifender Weiſe ſchildert der italieniſche Dichter und Patriot Alcardo Alcardi ſolch trüben Campagnafeldzug:

In all den Furchen der Saturnſchen Erde
Erwächſt ein ernſtes Kraut: das iſt der Tod! —
Wenn unter übergroßen Lichtes Fülle
Das Land rings trauert in des Sommers Tagen,
Dann ſteigen zu ihm nieder tauſend Schnitter,
Wie es der grauſe Hunger ihnen rieth,
Und gleich Verbannten wandeln ſie dahin.
Die ſchwarzen Augen ſind getrübt vom Hauche
Der giftgen Lüfte, die ſie rings umwehn,

Und nicht ein Ton aus froher Vogelkehle
Erfreuet dieſe Seelen, nicht ein Lied
Der heimiſchen Abruzzen mag erquicken
Die melancholiſch ernſten Wandrer hier.
In tiefem Schweigen mähen ſie die Ernte
Des unbekannten Herrn, und wenn dann endlich
Die mühevolle Arbeit iſt vollbracht,
Ziehn ſie zurück voll Schweigen, wie ſie kamen.
Und manchmal nur, wenn den vertrauten Ton
Der heimſchen Tornamuſa ſie erlauſchen
Erwacht verdoppelt heiß der Wunſch der Rückkehr.

Zu Anfang der Zeit der römiſchen Republik waren es wohl auch Sclavenhände, die das Land beſtellten, wo es noch Frucht trug ſechzig- und hundertfältig, wo die Wölfin auf dem Capitol, wo noch die ganze wachſende Stadt von dem Ertrag des Pfluges lebte, der die Campagna durchſchnitt. Aber der Sclave war Arbeits- und Hausgenoſſe ſeines Herrn, ſaß mit den Söhnen dieſes zu Füßen des Patriarchen, ein gemeinſames Mahl genießend; und ein lieblicheres, freundlicheres Bild als Catos Gattin, wie ſie die Kindlein ihrer Sclavinnen gleichzeitig mit ihrem neugeborenen Sohne ſäugt, giebt es nicht.

Das änderte ſich ſpäter ſehr, und gänzlich zur Kaiſerzeit.

Die kleinen Beſitzer waren den großen Capitaliſten verſchuldet und ſo gingen alle Grundſtücke nach und nach in deren Hände über und die fluchwürdige Latifundienwirthſchaft begann und iſt geblieben bis auf unſere Tage. Geſetze (ſchon im Jahre 268 d. St. wurde eines gegen dieſen Mißbrauch erlaſſen) halfen nicht, das Uebel wuchs, indem die Bevölkerung ſchwand und der Boden ſich ſelbſt überlaſſen blieb. Die Kaiſerzeit bezog, wie geſagt, ihren Bedarf mit Hülfe des Schwertes und einer mächtigen Flotte beſſer und müheloſer aus fernen Gegenden, von Alexandrien und den Küſten des ſchwarzen Meeres. Der Knecht diente nur noch dem üppigen Herrenleben, der römiſche Pflug roſtete vor den Thoren, der köſtliche Ackerboden verſumpfte, oder bedeckte ſich, da er doch zu ſonſt nichts gut war, mit weit ausgedehnten Orten der Luſt, mit Gärten und Luxusvillen.

Im Mittelalter theilten ſich ein paar Dutzend kriegsbereiter Herren in das Land, die fromme mano morta griff zu, das Papſtthum machte ein paar krampfhafte Verſuche, dem Ackerbau wieder aufzuhelfen (das ging bis auf Pio IX., der den beſitzenden Herren perſönlich befahl, das unbenutzte Land nach Kräften anzubauen, die Wüſte in fruchtbare Felder zu verwandeln), aber es blieb alles beim Alten, denn die Latifundienwirthſchaft blieb. Und ſo ſtößt die königliche Commiſſion zur Verbeſſerung der Campagna außer den rieſigen techniſchen Schwierigkeiten auch noch auf juriſtiſche Unmöglichkeiten.

Der Agro romano, die eigentliche Campagna, beſteht aus 204,351

Hectaren unveräußerlichem Eigenthums, dieſe ſind in Tenuten getheilt, davon kommen auf fromme Stiftungen, Congregationen, die „todte Hand“ 60,805 Hectare, auf Majorate, Fideicommiſſe ꝛc. 63,295 Hectare, und nur 80,981 Hectare ſind freier Beſitz, der ſich unter 220 Grundherren vertheilt. Dieſe rieſige Fläche wird im Sommer von etwa zweitauſend fremden Männern beſorgt, und iſt durchſchnitten von nur 102 Kilometern Staats- und 141 Kilometern Communalſtraßen. Sie iſt alſo unzugänglich, und da keine Straßen da ſind, fehlen auch die Gräben, Canäle ſind nicht vorhanden, niemand ſorgt für Abfluß des Waſſers, und dieſes ſtagnirt in Pfützen, Sümpfen und brakigen Seen, erzeugt die Malaria, dieſe tödtet das Volk — ſo dreht es ſich weiter im Kreiſe, und die arme Campagna iſt in das Sprüchwort gekommen, der Römer ſagt ſchon längſt:

incolta come una campagna romana.

So ſteht es heute und der geringfügigſte Theil nur des ſo bereitwilligen Bodens iſt bebaut. Der Frühling ſchreitet mit vollen Händen, mit Regen und Sonnenſchein über die breite Fläche, aber ſein warmer, lebengebender Ruf lockt nur hohes Geſtrüpp, Diſtel und Unkraut hervor, die in ihrer üppigen Lenzesfülle zeigen, daß der Boden bei treuer Pflege ſo gern der Menſchenhand ſeine köſtlichſten Früchte ſpenden möchte. Waſſer und Humusdecke ſind genügend vorhanden, wenigſtens in den meiſten Theilen. Auf dieſen gedeiht dann der Weizen vortrefflich.

Maiskorn und Moorhirſe, welche in den Vertiefungen des Hügellandes wie von ſelbſt wachſen, und Brod und Brei, aus dieſem Getreide bereitet, bilden die hauptſächlichſte Nahrung der wenigen anſäſſigen Campagnaleute. Dazu kommt als Zierde der Tafel ein ſaurer, freudeloſer, oft verdorbener Wein und ranziges Oel, gepreßt aus den Oliven, die man von den dürftigen Oelbäumen am Fuße der umliegenden Berge ſammelt, und ſcharfer, trockener Schaf- oder Büffelkäſe. Minervens Baum gedeiht in der Campagna ſelbſt nicht, obgleich die Päpſte ſeine Cultur befahlen und prämiirten. Alle Verſuche ſcheiterten an dem frei herumlaufenden Vieh, deſſen Ertrag vorläufig der Hauptgewinn dieſer Gegenden iſt.

So ſind auch die anſäſſigen Campagnolen vorzugsweiſe ein Hirtenvolk, ein wildes, rohes Hirtenvolk. Die Cultur ſchreitet raſtlos über die Welt hin, und fährt mit Dampf und ſpricht durch den Blitz — das kümmert dieſe Menſchen nicht. Seit Jahrtauſenden haben ſie keinen Theil an der Civiliſation genommen, und nichts iſt da, was ihr Leben zieren, ihre Leiden lindern könnte. Keine Freude blüht auf ihrem Lebenspfade, keine. Man muß ſie kennen, dieſe wilden Geſtalten, dieſe harten Männer, die als Hirten auf ihren kleinen hagern, langmähnigen Pferden die Steppe beleben. Kein

einziger lyriſcher Zug iſt an ihnen. Ihr Geſicht iſt braun und lederhart, unbiegſam ſind die Züge, die ſich nie zu einem Lächeln umbilden. Dies ſind die wenigen Männer, die übrig blieben, weil ſie dem Teufel und dem Fieber Trotz bieten gelernt haben.

„Start durch Mühſal und Beſchwerde."

Sie ſprechen nicht, ſie denken vielleicht nicht einmal; wenigſtens iſt ihr Gedankenkreis ein äußerſt beſchränkter. Aber einen herrlichen Anblick gewährt es, wie ſie, verwachſen ſeit früheſter Kindheit mit dem Pferde, ſattellos oft, nur auf einem ſchwarzen Bocksfell hockend; in Felle gewickelt und die Beine bis an die nervigen Schenkel mit harten Lederſchienen geſchützt, die Flinte auf den Rücken, die Lanze in der Hand, das gefüge Thier nur an der Halfter lenkend, über die Haide ſtreifen, in eine wildweidende Pferdeheerde hineinſprengen, oder die weißen ſtörriſchen Ochſen zuſammentreiben.

Das ſind wahre Nomaden, wie ſie Phantaſie und Gedicht nicht beſſer ſchildern können. Das ſind noch die ſchwarzhaarigen Räuber, wie ſie einſt dem verwilderten Königsſproß, dem antiken Abenteurer des Palatins, Romulus zu willkommenen Raub- und Beutezügen, zu Blut und Tod folgten. Man muß ſie ſehen, wenn ſie muthvoll und kühn, ohne den Applaus der Arena, den wilden Stier zwingen und dem wuthſchäumenden furchtlos entgegenſprengen. Man muß ſie ſehen, dieſe ächten Söhne der Wildniß, wenn ſie das halbwilde dreijährige Pferd zur endlichen Bändigung über die Hügel jagen, es fangen und zähmen. Und das, ja das mag wohl ihre Freude ſein — eine andere kennen ſie nicht. Die wenigſten auch kennen die Liebe, denn dieſe ſüße Lebensblume will hier nicht gedeihen. Sie lachen nicht, ſie ſingen nicht, und gleichen darin ihrem Lande, dem laut- und liederloſen.

Dieſer Theil der Campagnabevölkerung iſt der eigentliche Hirtenſtamm, ihn kümmert der Feldbau nicht:

„Wir gehen nicht hinter dem Pfluge einher,
Wir pflügen die Erde mit eiſernem Speer." (Lingg.)

Und die Campagna iſt vorläufig nur der Heerden wegen da, der Schaf- und Rinderheerden wegen. Da ſind vor allen die ſchöngehörnten, kräftigen Rinder von grauweißer Farbe, ohne welche wir uns die Plätze der römiſchen Vorſtadt und die Flächen und Hügel des Agro romano gar nicht vorſtellen können. Sie ſind nur halb gezähmt und gehorchen allein der eiſernen Rauheit ihres oft grauſamen Bändigers. Sie leben ganz in der Freiheit und ſchweifen nach Belieben, von den gewaltigen Stieren geleitet, durch den Buſchwald, Nahrung oder Waſſer ſuchend, was beides im Sommer, wo der Acker unter dem Gluthenbrand der Sonne ausdorrt, ſchwer genug iſt. So taugen

dieſe Thiere auch nur zur Arbeit, ihr Fleiſch iſt zäh, ihre Milch nur gering. Der Römer ißt faſt nur Fleiſch, das ihm aus anderen Provinzen zukommt.

Dieſe Heerden ſchaden der Campagna dadurch, daß ſie keinen Baum aufkommen laſſen, denn bei dem ſonſt kargen Futter, freſſen ſie gierig die jungen Schößlinge des aufkeimenden Wuchſes und zertreten das Uebrige. Schön iſt es zu ſehen, wenn dieſe Thiere in wildem Laufe durch die Büſche brechen, oder wenn die Führer der Heerden, die mächtigen Stiere, in der Einſamkeit wilde Kämpfe mit einander ausfechten. Aber auch der harmloſe Wanderer wird von ihren Hörnern bedroht, und iſt verloren, wenn er von einer daherſtürmenden Heerde außerhalb eines Schutzes und Zufluchtsortes betroffen wird.

Liebliche Bilder, Bilder des Friedens und der Ruhe, gewähren oft die Schafhirten mit ihren Heerden, wie ſie im ſtillen Nomadenzuge quer über die ſonnige Fläche ſchweifen. Sie ſind eine willkommene Staffage der Landſchaft, und erfreuen das Auge in den verſchiedenſten Situationen.

Schön iſt z. B. der Aufſtieg einer Heerde in den felſigen Gebirgen, welche das Flachland einſchließen. Dieſe ſind zur Zeit, wo die Campagna im Brande liegt, mit kurzen kräftigen und überaus duftigen Kräutern bedeckt, und ſtreift die ganze große Heerde durch dieſe, und weht der Mittagswind von dem Gipfel der Berge zu Thal, ſo bringt er ganze Wolken von Wohlgeruch mit herunter. Hier trägt der Hirt die Axt im Gürtel, und die Cornamuſa, den bockslederneu Dudelſack, unter dem Arme; denn hier gilt es den feigen Räuber der Heerden, den kleinen hagern Campagnawolf, der hier und da noch zahlreich angetroffen wird, abzuhalten, und die irrenden Thiere mit dem ſchrillenden Klang des Pansinſtrumentes zu ſammeln.

Am Abend ſteckt er zwiſchen den Felſen mit ſpitzen Pfählen die Hürden für die Nacht ab, verbindet dieſe mit weitmaſchigen Netzen, und zwiſchen dieſen verbringen die Thiere, eng zuſammengedrängt gegen den alsbald ſich erhebenden Nachtwind, die Zeit bis zur Morgenröthe. Die Hirten entzünden bei hereinbrechender Dunkelheit, den feuchten Nebeln der Thäler und den Wölfen zu wehren, mächtige Feuer, um welche ſie im Kreiſe lagern.

Zu dieſen Feuern ſammeln ſich aber auch zu Zeiten finſtere flüchtige Männer, Flinten auf dem Rücken, Geſetzesſcheu in den Augen — das ſind die Briganten, die Herrſcher der weiten Campagna. Wild, trotzig, fordern ſie Fleiſch und Brod, und finden gar willige Diener in den armen Hütern der Heerden, deren keiner ſie je verräth. Durch kein Band iſt er an den heimiſchen Boden gebunden, das iſt aber auch der Hirt nicht und nicht der Ackerbauer bis nach Calabrien hinein, und will man gerecht ſein, ſo muß man ſagen, daß der Brigantaggio vor allem auf römiſchem Boden nichts

ist, als ein wilder und brutaler Protest des Elends gegen antike und noch jetzt zu Recht bestehende Ungerechtigkeiten.

Das ist die Prosa der Campagna. Ecco! am Horizonte erscheint die Peterskuppel; der dicht dabei wohnt, segnete einst die zur gefährlichen Ernte ausziehenden Schnitter, segnete das Land mit apostolischem Segen. Das gilt heute nicht mehr, heute müssen des italienischen Parlamentes Gesetze helfen, aber bald! Wie es sprüchwörtlich geworden incolta come una campagna romana, muß Sprüchwort werden: L'antica donna de' sette colli ha rinnovata la pelle come il serpente.

Das Frankfurter Attentat.

Von Wilhelm Stricker.

Der kurze Aufruhr, der am Abend des 3. April 1833 einen Theil der Stadt Frankfurt in Allarm setzte, war bekanntlich die letzte Oscillation des durch die Pariser Revolution auch in Deutschland erschütterten Bodens. Eine Anzahl junger Leute, welche der Ruhm der Julimänner nicht schlafen ließ, hatte die Meinung gehegt, es bedürfe nur eines Anstoßes, um allüberall im Vaterlande eine gewaltsame Veränderung der bestehenden Verhältnisse hervorzurufen. Das reiche Leben Frankfurts, damals des politischen Mittelpunktes in Deutschland, der großartige Fremdenverkehr erklären es, daß gerade hier jenes Unterfangen gezeitigt werden konnte, dem sich an politischer Unreife kaum etwas wird zur Seite stellen lassen, man müßte denn etwa an die That Sands denken.

Ueber den Zusammenhang des Ereignisses mit anderen revolutionären Bewegungen und den Militärverschwörungen in Deutschland hat L. F. Ilse in seiner Geschichte der politischen Untersuchungen gehandelt; die ausführlichste Darstellung des Attentats selbst ist immer noch im Conversationslexicon der Gegenwart Band II. enthalten. Sie ist von dem Darmstädter Flüchtling Wilhelm Schulz (-Bodmer) in Zürich verfaßt und wird durch die nachfolgenden Mittheilungen vielfach berichtigt und ergänzt. Diese selbst beruhen zum Theil auf den Erinnerungen eines der Betheiligten, des mir befreundeten Ernst Matthiä, der jetzt Arzt in Wülflingen bei Winterthur ist, zum Theil auf den amtlichen Mittheilungen der von 1832—1838 erschienenen „Frankfurter Jahrbücher".

Es hatten Verſammlungen ſtattgefunden unter den Verbundenen, die indeß wenig beſucht worden waren, Verabredungen waren getroffen worden, ſo ward auch am Abend des 2. April eine Verſammlung in Bockenheim gehalten. Die jungen Leute, welche Handlanger eines verzweifelten Unternehmens waren, deſſen Leiter ihnen theilweiſe immer verborgen geblieben ſind, und an deſſen Erfolgloſigkeit bei der gänzlichen Unzulänglichkeit der Vorbereitung kein Zweifel ſein konnte, zumal da es, wie ihnen bekannt, bereits verrathen war, ſchlugen dennoch los, da aus falſchem Ehrgefühl keiner zurücktreten wollte. Die Zeitbeſtimmung, auf den Abend, wurde erſt am Morgen des 3. von den Verbündeten feſtgeſetzt. Im Laufe des Nachmittags (am 3. April) kam dem älteren Bürgermeiſter (G. F. von Guaita) durch einen anonymen Brief die Mittheilung zu, daß eine unruhige Bewegung für den Abend zu befürchten ſei. Obgleich auf dieſem Wege ſchon ganz unbegründete Nachrichten eingelaufen waren, ſo communicirte von Guaita dieſe Nachricht doch ſeinem Collegen, dem jüngeren Bürgermeiſter Dr. jur. Joh. Kappes, ſowie den Deputirten zum Kriegszeugamt und Polizeiamt, den Oberſten der Stadtwehr und des Linienmilitärs. Die Hauptwache und Conſtablerwache wurden mit verſtärkter Mannſchaft beſetzt und das Linienbataillon in der Kaſerne bereit gehalten; da in dem Briefe auch vom Sturmläuten die Rede war, wurde an dem Pfarrthurm Polizeiwache aufgeſtellt. Nach Mainz wurde ein Curier geſandt und von da noch an demſelben Abend einige Reiterabtheilungen auf die Frankfurter Landſtraße geſchickt und ein Theil der Beſatzung in Bereitſchaft gehalten. In Frankfurt litt der Ernſt der Vorſichtsmaßregeln entſchieden unter der Möglichkeit, abermals gefoppt zu ſein. Man ließ die Mannſchaft auf der Hauptwache nicht ſcharf laden, vertraute ihr Commando dem jüngſten Lieutenant an, und beſetzte den Pfarrthurm viel zu ſchwach. Man erzählt, daß die vier Senatoren in der am Roßmarkt, nahe der Hauptwache gelegenen Wohnung des Dr. Kappes am Whiſttiſch ſaßen und eben ſich für abermals gefoppt erklärten, als plötzlich das Feuern an der Hauptwache begann. Das ſchauluſtige Publicum war in großer Menge im Theater, wo „Robert der Teufel" aufgeführt wurde, und da man einer beſonders glänzenden Vorſtellung verſichert war, hatten ſich auch viele Fremde aus der Nachbarſchaft eingefunden. Während man hier dem Spiele lauſchte, hatten ſich die Verbundenen zum blutigen Ernſte gerüſtet. In ihrer gewöhnlichen Kleidung, aber mit ſchwarzrothgoldenen Schürzen umgürtet, die ihnen als Erkennungszeichen dienten, mit alten franzöſiſchen Musketen und Dolchen, zum Theil mit Piſtolen und Degen bewaffnet, hatten ſie ſich in zwei gleich ſtarke Haufen geſchaart, die Punkt $9^1/_2$ Uhr ſich von der Münze aus gleichzeitig in Bewegung ſetzten. Der eine dieſer Haufen, nicht ſtärker als dreißig bis fünfunddreißig Mann, aus Studenten beſtehend, unter der Führung von Rauſchenblatts, der polniſche

Uniform trug, brach aus der Katharinenpforte plötzlich und ſchweigend gegen die Hauptwache hervor; ſie erſchoſſen die Schildwache und den Sergeanten, bemächtigten ſich der Gewehre und befreiten die Gefangenen. Der zweite Haufen: einige Polen, einige Arbeiter und mehrere junge Männer aus Frankfurt, hatte ſich gleichzeitig auf die Conſtablerwache geſtürzt, auf das franzöſiſche Commando eines Polen Feuer gegeben und die Wache überrumpelt. Von den hier Verhafteten wurden die aus politiſchen Gründen Gefangenen in Freiheit geſetzt. Hierauf ſuchten ſich die Aufrührer des Zeughauſes und des darin befindlichen Geſchützes zu bemächtigen, kamen aber ſtatt deſſen vor ein Spritzenhaus, und konnten deſſen Thür erſt nach großer Anſtrengung erbrechen.

Zur Nachricht, oder erforderlichen Falls zur Hülfe, hatte inzwiſchen die Schaar, welche die Hauptwache erſtürmt hatte, eine Abtheilung nach der Conſtablerwache geſchickt und eine zweite Abtheilung, vier bis fünf Mann ſtark, nach dem Pfarrthurm entſendet, um die Sturmglocke ertönen zu laſſen. Die dazu Auserſehenen hatten ſich am Morgen unter dem Vorwand, die Merkwürdigkeiten der Stadt zu beſehen, mit der Localität bekannt gemacht. Die am Pfarrthurm poſtirten Polizeiſoldaten wurden ohne Mühe übermannt und von den Aufrührern, die unten am Thurm Wache zurückließen, gezwungen, ihnen die Treppe hinaufzuleuchten und die Sturmglocke zu ziehen. Dies geſchah für kurze Zeit und nicht eher als bis in der Hauptſache ſchon alles vorüber war. An der Hauptwache, wie an der Conſtablerwache hatten die Angreifenden unter der Verſicherung, daß es in dieſem Augenblicke in ganz Deutſchland losgehe, die neugierig zuſammengelaufene Menge aufgefordert, ihrer Sache ſich anzuſchließen und für die Freiheit zu fechten. Aber die Aufforderung fand keinen Anklang; die dargebotenen Gewehre und Patronen wurden von den einen unter mancherlei Entſchuldigungen zurückgewieſen, von andern angenommen, aber doch ſogleich wieder bei Seite geſtellt. Auf die Kunde von der Erſtürmung der Hauptwache hatte das Linienbataillon die Kaſerne verlaſſen und war gegen die Hauptwache angerückt. Nun zogen ſich die wenigen, daſelbſt Zurückgebliebenen, um ſich mit dem ſtärkeren Haufen zu vereinigen, nach der Conſtablerwache. Nur einer, Student Rubner aus Wunſiedel, hatte ſich auf der Hauptwache verſpätet, und nach vergeblicher Aufforderung, ſich zu ergeben, heftig gewehrt; mit Bajonnettſtichen verwundet und mit Kolben niedergeſchlagen fiel er in die Hände des Militärs. Dieſes rückte nun, einen Zug Schützen vorausſendend, gegen die Conſtablerwache an. Hier entſpann ſich ein lebhaftes Feuer, und für kurze Zeit ging der Kampf ſelbſt in ein Bajonnettgefecht über. Der großen Uebermacht weichend, zogen ſich endlich die Aufrührer in geordnetem Rückzug in die benachbarten Straßen, wo ſie auseinander gingen, ohne weiter verfolgt zu werden. Dies hatte

wohl seinen Grund darin, daß das Militär die kleine Anzahl seiner Gegner nicht kannte. Neben fünfzehn Verwundeten hatten die Linientruppen fünf Todte, welche an verschiedenen Orten des Kampfes theils auf dem Platz geblieben, theils in der Nacht oder an den folgenden Tagen an ihren Wunden gestorben waren. Von den Angreifenden wurde einer, früher Unterofficier bei dem Frankfurter Militär, bei der Constablerwache tödtlich verwundet und starb am 6. April. Außerdem hatten diese einige Leichtverwundete und auch aus der umstehenden Menge wurden mehrere leichter oder schwerer verletzt. Alle diese Ereignisse drängten sich in den kurzen Raum einer Stunde zusammen. Etwa um $10^1/_2$ Uhr herrschte in der Stadt wieder die größte Stille. Im Theater, das bis gegen 10 Uhr dauerte, hatte man von dem ganzen Auftritte nichts vernommen, obgleich das Schauspielhaus der Hauptwache ziemlich nahe liegt. Die befreiten Gefangenen hatten sich selbst gestellt oder waren wieder verhaftet worden.

Während dieser Vorgänge hatte sich von Bonames, einem $1^1/_2$ Stunde entfernten Frankfurtischen Dorfe an der Nidda, unter der Anführung einiger Verbundenen, ein Haufe von siebenzig bis achtzig Landleuten, mit einer Trommel und einer schwarzrothgoldenen Fahne in Marsch gesetzt. Das auf dem Wege nach Frankfurt liegende kurhessische Nebenzollamt Preungesheim wurde gestürmt, die Papiere wurden vernichtet und die Beamten wurden verjagt. Von da rückten die Bauern gegen das Friedberger Thor, und als sie dasselbe verschlossen und mit verstärkten Wachen versehen fanden, zogen sie sich ohne Versuch eines Angriffs zurück. In der Stadt waren die sogleich getroffenen Maßregeln folgende: vom Einbrechen der Dämmerung an starke Besetzung der beiden Wachen durch das Linienbataillon und Bereithaltung des Restes in der Kaserne; Besetzung der Stadtthore und Patrouillen von Seite der Stadtwehr, Bereitstellung des Polizeipersonals.

Ein Theil der Verbundenen hatte sich in ihre Gasthöfe begeben, wo sie schon um Mitternacht verhaft wurden; anderen gelang es in der Nacht, trotz der verschlossenen Thore, oder am folgenden Tage aus Frankfurt zu entkommen. Am Abend des 4. April waren in Darmstadt vier Studenten verhaftet worden, einer derselben, L. A. von Rochau, wollte nach vergeblichem Befreiungsversuche sich selbst entleiben, wurde aber daran gehindert, von den Wunden, die er sich beigebracht hatte, geheilt, und später zu den anderen Gefangenen nach Frankfurt abgeführt.

Schon am 4. April hatte sich die Bundesversammlung unter dem Präsidium des sächsischen Ministers von Manteuffel zu außerordentlicher Sitzung versammelt, um für die den Umständen gemäß scheinenden Maßregeln Einleitung zu treffen. Außerordentliche und geheime Sitzungen der

gesetzgebenden Versammlung fanden statt am 11., 12. (zwei Sitzungen, Vormittags und Nachmittags) und 13. April. Am letztgenannten Tage mußte der Senat der Bürger- und Einwohnerschaft der Stadt Frankfurt, sowie den Bewohnern der Frankfurter Ortschaften anzeigen, „daß die hohe Bundesversammlung in dem Attentat nicht sowohl einen Angriff auf die Ruhe in hiesiger freier Stadt, als vielmehr auf den deutschen Bund erkannt, und deshalb beschlossen habe, die Stadt und Umgegend militärisch zu besetzen, um jeden Angriff von außen zu verhüten." Deshalb werde ein österreichisch-preußisches Corps aller drei Waffengattungen die umliegenden Orte Bornheim, Bockenheim (kurhessisch) und Rödelheim (darmstädtisch) auf dem rechten, Oberrad und Niederrad auf dem linken Mainufer besetzen; Frankfurt und Sachsenhausen solle von aller Einquartirung frei bleiben, in Sachsenhausen nur das Deutschordenshaus, welches Oesterreich sich angeeignet hatte, mit Militär belegt werden. Die Verpflegung und Besoldung der Bundestruppen wurde aus der Bundescasse bestritten. Für den Fall eines gemeinsamen Wirkens war die Frankfurter Militärmacht dem österreichischen Generalcommando untergeben. Nach einer Ermahnung an die Bürgerschaft und Dank an das gesammte Militär schließt der Senat seine Ansprache mit den Worten: „Und so wollen wir vereint hoffen, daß auch gegenwärtiges Ungemach vorübergehen und unsere freie Stadt sich auch ferner erhalten werde." Am 15. April rückten 2500 Mann, von Mainz aus, in die ihnen bezeichneten Standquartiere. Aber außer diesen Sorgen war die Bürgerschaft auch durch das Loos der Gefangenen bewegt und besorgt um das Schicksal derer, welche theilweise noch Wochen lang bei Verwandten hier versteckt sich hielten.

Die Untersuchung gegen die Angeschuldigten verblieb zwar den Frankfurter Behörden und wurde zur möglichsten Beschleunigung mit vermehrtem Personal geführt, am 30. Juni jedoch faßte die Bundesversammlung den Beschluß, daß von Bundes wegen eine Centralbehörde niedergesetzt werde, um die in den einzelnen Bundesstaaten geführten Untersuchungen hinsichtlich des gegen den Bestand des Bundes und die öffentliche Ordnung in Deutschland gerichteten Complots zu überwachen und in Verbindung zu erhalten. Diese Centralbehörde wurde aus Mitgliedern zusammengesetzt, welche die Regierungen von Oesterreich, Preußen, Baiern, Württemberg und Großherzogthum Hessen ernannten und am 8. August als constituirt erklärt. Am 31. October 1833 gelang es dem stud. juris Bernhard Lizius aus Aschaffenburg an einem nebligen Abend unter Beihülfe von außen, — indem eine vorgebliche Rauferei auf der Straße die Schildwache veranlaßte, sich von ihrem Posten zu entfernen, — sich von dem Fenster seines Kerkes auf der Constablerwache, dessen Stäbe er durchgesägt hatte, herab zu lassen und zu entspringen.

Bald wurde das Lied:

Jetzt, Schnitzspahn, streck die Beine aus,
Die Fall ist offen, fort die Maus;
O Polizei, wie viel Verdruß
Macht Dir Studiosus Lizius
u. s. w.

nach der Melodie: „Ich bin der Doctor Eisenbart" in allen Gassen gesungen.

In größerem Stile fand am 2. Mai 1834 ein Versuch zur gewaltsamen Befreiung aller auf der Constablerwache detinirten Gefangenen statt. Am gedachten Tage, Morgens zehn Uhr, wurde die Wache von Bewaffneten angegriffen und während des Feuerns befreiten sich fünf Gefangene, wovon einer getödet, die anderen aber bis auf einen wieder eingefangen wurden. Der Getödete war der schon genannte Rubner, welcher in Folge einer beim Sturze erhaltenen Kopfverletzung noch in derselben Nacht starb*); der Entronnene war Julius Dankmar Alban aus Gräfentonna**). Während des Auflaufs feuerte die Wache auf die Umstehenden, wodurch mehrere verwundet wurden und ein Schmied, der vor seinem Hause stand, eine tödliche Wunde erhielt.

Die über diese Vorfälle eingeleitete Untersuchung ergab, daß ein Complot unter der Schützencompagnie zur Befreiung der Gefangenen bestanden hatte. Es wurden ein Corporal, ein Gefreiter und sieben Schützen, sämmtlich aus Frankfurt und dessen Gebiet gebürtig, in Untersuchung gezogen. Am 19. Juni 1835 sprach das Kriegsgericht sein Urtheil, welches am 6. August im Hofe der Caserne vor ausgerücktem Bataillon verkündigt wurde. Danach wurde einer der Angeschuldigten zur Todesstrafe, einer zu zehnjähriger Eisenstrafe, einer zu fünfjähriger Zuchthausstrafe, die übrigen zu zwölf bis ein wöchentlicher Arreststrafe, je nach der Schwere ihrer Verschuldung verurtheilt. Die Todesstrafe wandelte der Senat in zwanzigjährige Eisenstrafe um. Außerordentlich groß waren die Kosten, welche die Ereignisse vom 3. April 1833 und 2. Mai 1834 der Stadt auferlegten. Die für die Unterhaltung der Gefangenen, die Untersuchungen und die polizeilichen Maßregeln bewilligten Summen beliefen sich vom 11. Juni 1833 bis 14. Juni 1836 auf 113,300 fl.

Während der langen Haft waren (außer Rubner) zwei Gefangene gestorben, zwei als Wahnsinnige in Irrenhäuser gekommen, der badische Student Eimer nach seinem Verlangen auf die badische Festung Kislau abgeliefert. Endlich am 19. October 1836, also nach mehr als vierthalb Jahren, wurde das Urtheil der Rechtsfacultät Tübingen den Angeklagten eröffnet. Danach

*) Nicht „durch einen den Kopf durchdringenden Bajonnetstich", wie es im Conversationslexicon der Gegenwart heißt.

**) Er entkam in die Schweiz, studirte in Zürich, starb als Arzt in Nidau (Kanton Bern).

wurden zehn zu lebenslänglicher, einer zu fünfzehnjähriger, einer zu zwölfjähriger, einer zu sechsjähriger und einer zu fünf monatlicher Zuchthausstrafe verurtheilt. Zwei Inquisiten wurden von der Instanz absolvirt.

Am Tage nach der Publication des Urtheils entwich L. A. von Rochau, der ausgezeichnete Publicist und Historiker, der berühmte Verfasser der „Realpolitik," welcher wegen Krankheit auf dem Rententhurme (am Main) gefangen gehalten wurde, mit seinem Gefängnißwärter, den er gewonnen hatte.

Es begannen nun die langwierigen Actenauszüge zur Appellation nach Lübeck, die Zwischenzeit benutzten aber die am meisten Gravirten, um am 10. Januar 1837 unter Mitwirkung des Gefängnißwärterknechts Johann Geiger (aus Orb) aus ihren Gefängnissen auf der Constablerwache zu entweichen. Es waren dieß, laut ihren am folgenden Tage erlassenen Steckbriefen:

1) Ignaz Sartori, stud. juris aus Würzburg (jetzt Oberlehrer an der Kantonschule zu Zürich),

2) Ernst Matthiä, stud. philol. aus Grünstadt in der Pfalz, Sohn des Gymnasialdirectors in Frankfurt, Arzt in Wülflingen bei Winterthur,

3) sein Vetter Eduard Fries, stud. med. aus Grünstadt (jetzt Arzt in Sissach, K. Baselland),

4) Wilhelm Obermüller, stud. med. aus Karlsruhe*),

5) Wilhelm Zehler, stud. med. aus Nürnberg, gestorben in Griechenland,

6) Hermann Friedrich Handschuh, stud. theol. aus Nieder-Werren in Baiern; er war Schulmann in der Schweiz und kehrte nach der Amnestie nach Baiern zurück.

Man hatte zur Ausführung des längst vorbereiteten Fluchtplanes einen Tag gewählt, wo wegen der gegen Abend ankommenden Holzfuhren das große Thor geöffnet werden mußte. Dieß geschah am 10. Januar, wo sehr rauhes Wetter war. Es gelang, die Gefangenen unbemerkt aus ihren Zellen in den Hof zu bringen, während die Wachtmannschaft sich durch Kartenspiel unterhielt und das Aufsichtspersonal sich beim Nachtessen befand. Den diensthuenden Wärter wußte Geiger durch die Betrachtung geburtshülflicher Tafeln, welche einer der Gefangenen bei seinen medicinischen Studien benutzte, zu beschäftigen. Der Fluchtversuch mußte bis neun Uhr gelungen sein, denn dann wurden die Zellen revidirt, — und es gelang!

Den Schlüssel des Hofthors, welcher ihnen zur Freiheit verholfen, hatten sie mitgenommen, und zur Erinnerung an die gelungene Flucht ließen sie

---

*) Identisch mit dem Herausgeber eines Hassenpflugschen Organs 1850 in Frankfurt und mit dem Keltomanen, dessen Etymologien alle Sprachforscher jetzt belustigen.

daraus Ringe schmieden, die das Gepräge des Schlüssels selbst und die Jahreszahl trugen. Ein ausgiebiger Gebrauch wurde von der Presse gemacht, um die Flucht als gelungen darzustellen und die Ueberwachung der Stadt abzuschwächen. Das Mannheimer Tageblatt meldete am 15., bereits am 11. seien die Frankfurter Flüchtlinge als Jäger verkleidet auf zwei Jagdwagen bei Neustadt an der Haardt vorbeigekommen. „Vom Main" ließ sich das Frankfurter Journal vom 18. Januar melden, die Studenten hätten auf der linken Mainseite ihre Flucht fortgesetzt. Am Abend des 10. habe in der Nähe des Forsthauses ein vierspänniger Wagen gehalten und sie aufgenommen. Ueber Großgerau, wo sie einige Erfrischungen genommen, hätten sie Oppenheim erreicht und dort den Rhein passirt. Von da verlöre sich jede Spur der Flüchtigen, so daß sie wohl schon die französische Grenze überschritten hätten.

Aus Freiburg am 16. wird dem Frankfurter Journal vom 21. berichtet, Obermüller habe seinen Verwandten in Freiburg gemeldet, daß er mit allen seinen Gefährten in Straßburg angekommen sei.

Aus Paris vom 22. (Frankfurter Journal vom 25.) wird geschrieben: „Sartori ist in Paris eingetroffen, seine fünf Gefährten hat er in Metz zurückgelassen". Die Behörden ließen sich aber durch die Kunstgriffe der Freunde der Gefangenen nicht irre führen und fuhren fort, ihre Steckbriefe zu erlassen.

Fries und Matthiä waren noch fünf Wochen in Frankfurt verborgen, in verschiedenen, stets wechselnden Verstecken. Endlich wurden beide wohlgekleidet, mit Brillen versehen und geschminkt zum Eschenheimer Thor hinaus in offener eleganter Equipage nach Hochheim gefahren, wo das erste Nachtquartier war. Am Abend des folgenden Tages brachte sie ein kleiner Kahn, von vertrauter und kundiger Hand geführt, nach Mainz, wo durch ein kleines Nebenthor die beiden Studenten ungehinderten Eingang fanden. Ihre weiteren Stationen waren Guntersblum, Worms, Frankenthal, Bergzabern, Weißenburg. Die französische Regierung gestattete ihnen nicht, in Montpellier zu studiren, worauf sie sich nach der Schweiz wandten.

Am 28. Februar und 1. März wurden die noch übrigen politischen Gefangenen nach der Bundesfestung Mainz abgeführt, „wo für dieselben nicht nur sehr gesunde und zweckmäßige Arrestlocale eingerichtet sind, sondern auch für gute Beköstigung und genügende Bewegung in freier Luft gesorgt ist" (auf den Hartenberg). Im Jahre 1842 wurde die Bundescentralbehörde aufgelöst und in demselben Jahre verließ die wiederholt, zuletzt bis auf achthundert Mann reducirte Bundesbesatzung Frankfurt.

Da am 18. September wieder eine Bundesbesatzung in Frankfurt ein-

gerichtet wurde, welche bis zum Ende der ſtädtiſchen Freiheit dauerte, ſo hat, von den 52½ Jahren des Beſtehens der „freien Stadt," Frankfurt nur etwa 25½ Jahre ſich der vollen Souveränetät in Militärſachen erfreut.

Daniel Dollfuß.

Zwiſchen dem Matterhorn und dem Breithorn in der Monte Roſakette ſenken ſich die rieſigen Berge zu einem Paſſe herunter, welcher von dem Thale der Visp bei Zermatt hinüber nach dem Piemonteſiſchen führt. Zu beiden Seiten dieſer immerhin noch 10,000 Fuß hohen Einſenkung, die man den St. Theodulpaß nennt, ziehen ſich koloſſale Gletſcher in die Thäler hinab, und auf einem der benachbarten Gipfel, unter Felſentrümmern, welche die Stürme ſtets rein fegen, und die aus dem Nebelmeere auftauchen, wie Klippen im Eismeer, befindet ſich eine Hütte, welche der Wanderer mit Staunen, auch wohl mit einigem Grauen, vor ſich liegen ſieht. Unſer Führer, ein intelligenter Menſch aus Meyringen, den wir für längere Zeit angenommen hatten, weiſt lächelnd auf dieſe Hütte hin, und erzählt uns, daß in dieſer grenzenloſen Einöde und unwirthlichen Gegend, welche trotz des leidlich guten, aber ſelbſt im Juli eiſig kalten Wetters zu durchſchreiten wir uns beeilen, zwei ſeiner Freunde, ebenfalls Führer aus Meyringen, dreizehn Monate hintereinander gehauſt hätten, ohne während dieſer langen Zeit viel andere Geſichter als die eigenen, und das eines dritten Genoſſen geſehen zu haben! Die beiden Meyringer hatten im Jahre 1864 einen hochgewachſenen alten Herrn, mit langem weißen Barte zum erſten Male dorthin geführt. Der Platz gefiel dem Reiſenden ſo wohl, daß er noch in demſelben Jahre die genannte Hütte aus Felsſtücken aufführen ließ, ſie im Innern verhältnißmäßig bequem ausſtattete, und dann im Juli 1865 wiederkehrte, um die inzwiſchen durch klingende Ueberredung dazu gewonnenen Miethsleute in dieſelbe einzuführen.

Dieſer alte Herr war der faſt in der ganzen Schweiz bei Führern und Bergbewohnern, — weniger in den großen Hôtels — unter dem Namen „Papa Gletſcherdollfuß, bekannte Naturforſcher Daniel Dollfuß-Auſſet, aus Mülhauſen im Elſaß, deſſen Leben und Wirken wir hier mit Benutzung einer Notiz des Herrn Charles Grad mittheilen wollen.

Bevor wir jedoch unſere Aufmerkſamkeit dem Gelehrten zuwenden, müſſen wir den bedeutenden Induſtriellen flüchtig auf ſeinem Lebenswege begleiten.

Daniel Dollfuß wurde geboren zu Mülhausen im Jahre 1797 und gehörte zu einer jener großen industriellen Familien, denen die Stadt Mülhausen ihr Gedeihen und ihren Glanz verdankt. Zu jener Zeit war die Bedeutung der Stadt noch keineswegs die heutige. Seit alter Zeit mit der Schweizer Eidgenossenschaft verbunden, hatte die Stadt soeben ihre Vereinigung mit der französischen Republik nachgesucht, um die aufblühende Industrie den Zollschranken zu entziehen, welche ihre Entwickelung unmöglich machten. Die Stadt hatte kaum 6000 Einwohner, eine Zahl, welche sich in nicht ganz einem Jahrhundert verzehnfacht hat. Da die Verbindungen mit der Schweiz, trotz der politischen Trennung, Bestand hatten, und da Mülhausen zu Anfang dieses Jahrhunderts auch nicht annäherungsweise die Bildungsmittel besaß, welche heute sein Stolz sind, so wurde der junge Dollfuß zur Ausbildung auf die Kantonalschule zu Aarau geschickt. Einige Jahre später 1814 und 1815 studirte er in Paris Chemie und Physik unter Leitung des Chemikers Chevreul, zu einer Zeit, wo dieser ausgezeichnete Lehrer seine Studien über die Zusammensetzung und das Wesen der Farben erst begann, Untersuchungen, welche der jetzt hoch betagte Greis durch sein ganzes Leben fortgeführt und in welchen er brillante Erfolge aufzuweisen hat.

Neunzehn Jahre alt wurde der junge Student nach Hause zurückgerufen, um sich von seinem kränkelnden Vater die Leitung einer Fabrik, Kattundruckerei, übergeben zu lassen. In einem so jugendlichen Alter, und mit einer noch keineswegs abgeschlossenen Bildung zu einem so bedeutenden Wirkungskreise berufen zu werden, konnte sein Mißliches haben. Unseren Dollfuß jedoch trieb es um so mehr an, die selbst wohl gefühlten Lücken in seiner Ausbildung zu ergänzen, und mit theoretischen Studien praktische Untersuchungen zu verbinden. Ein hervorragender Antheil an den allmählich bewirkten Verbesserungen beim Druck kommt Dollfuß zu, und seinen Anstrengungen, sowie denen einiger anderer ausgezeichneter Zeit- und Fachgenossen, hat die Industrie Mülhausens und des Elsaß ihre große Ueberlegenheit über die anderer Länder zu danken. Namentlich führte Dollfuß zuerst das Verfahren ein die Gewebe durch Anwendung von Kalkmilch zu bleichen, ferner die Verwendung der blausauren Pottaschensalze zum Bedrucken, sowie die Dampfwäsche und Färberei. Später construirte er ein Gestell zum Aufhängen der Zeuge, behufs Fettigung derselben mit Säuren, und zur Vorbereitung derselben die Beize am vollständigsten aufzunehmen, und gleichzeitig veröffentlichte er werthvolle Untersuchungen über den Einfluß der Naturerscheinungen, wie Kälte, Hitze, Feuchtigkeit, Wolken, Thau ꝛc. auf die Fabrikation.

Die im Elsaß auf eine so hohe Stufe der Vollendung gelangte Kunst des Bedruckens der Kleiderstoffe ist jedoch nicht im Lande selbst erfunden, worden. Die Entdeckung des entsprechenden Verfahrens fand in der Schweiz

— wahrscheinlicher in Deutschland statt, — genaueres ließ sich darüber nicht ermitteln. Eine größere Menge Werkmeister, die das Verfahren kannten und einführten strömten aus Deutschland und der Schweiz nach Mülhausen. Die erste Indiennefabrik wurde hierselbst im Jahre 1746 angelegt und gedieh vortrefflich, da die Arbeiter die so werthvollen Eigenschaften der Geduld, des Fleißes und der Ausdauer mitbrachten, und den guten Geschmack, durch französische Gehülfen vertreten, vorfanden. Es bedurfte überhaupt Frankreichs, um die Industrie zu ihrer Vollendung kommen zu lassen, da die Gabe der Erfindung die Kunstfertigkeit, die Eigenthümlichkeit und Eleganz der Muster, die Harmonie der Figuren und Farben vorzugsweise die Begabung dieser Nation ausmachten und noch heute ausmachen. Den Verlauf dieser Vervollkommnungen zu beschreiben, würde zu weit führen. Anfangs waren es nur rohe Zeichnungen, welche mit der Hand auf ordinäres Gewebe aufgetragen wurden. Allmählich werden diese Stoffe feiner und feiner, bis zur Durchsichtigkeit, und die Zeichnungen gewinnen stets an Mannigfaltigkeit und Schönheit. Zuerst druckt man nur mit einer, höchstens zwei Farben, welche mittelst Lack und Siccativ aufgetragen werden; später kommt die Beize dazu, das Eiweiß, die Eisensalze, Zinksalze, Mangan und eine ganze Reihe neuer Farben werden auf die Stoffe gezaubert, theils direct, theils durch Reagentien. Es giebt nur noch sehr wenige Farbennüancen, welche man heutzutage nicht mit der erforderlichen Echtheit auf die Stoffe übertragen könnte, und die Erfindungen sind ja noch nicht abgeschlossen! In dem Mechanischen fand ein gleicher Fortschritt statt. Zuerst trug man die Farben mit dem Pinsel auf, wie ungleich und mit welcher Langsamkeit, wird man begreifen, — sodann kamen die Handstempel zur Anwendung, endlich die kupfernen Walzen, auf welche das Muster gestochen ist, und die in ihrer Umdrehung mit mathematischer Genauigkeit nacheinander die sechs oder sieben Farben auf den Stoff übertragen, die man ihm verleihen will. Die Bleiche, welche auf den Wiesen drei Monate dauerte, wird jetzt in drei Tagen bewirkt; zu all und jedem besitzt man heute Maschinen, welche Menschenkräfte ersparen und die Arbeit viel genauer, billiger und schneller machen als früher. Dies sind in kurzen Zügen alle die Verbesserungen, die erforderlich waren, zur Herstellung der Jaquonnets, Piqués, Mousselines, welche die Schaufenster zieren, und uns in jedem Jahre neue Ueberraschungen bereiten. Das Elsaß kann mit gutem Recht den Hauptruhm bei diesem außerordentlichen Aufschwung der Industrie für sich in Anspruch nehmen. Hier ging man voran, erreichte das Höchste und findet sich durch die Industrie keines Landes übertroffen.

Die Vorzüglichkeit der Producte ist aber auch für die elsässische Industrie eine Lebensfrage. Sehr weit entfernt von dem Markte für die Rohstoffe, sowie mit großen Schwierigkeiten beim Absatze der fertigen Waare kämpfend,

nach den meiſten Ländern hin mit ſchweren Eingangszöllen belaſtet, kann das Elſaß nicht ſo wohlfeil producieren als beiſpielsweiſe England, und hat daher ſeinen Vortheil nicht in der Maſſe, ſondern in der Güte der Waare zu ſuchen. Dies haben die Schöpfer der Induſtrie in Mülhauſen ſehr bald begriffen. Sie bemühten ſich daher, ſich einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt und einen Halt zu verſchaffen, eine Station für die fortwährende Verbeſſerung des Verfahrens, und die Prüfung aller neuen, das Gebiet der Induſtrie berührenden Erfindungen. Zu dieſem Zwecke wurde die „société industrielle“ von Mülhauſen in das Leben gerufen, zu deren Gründern unſer Daniel Dollfuß mit zweien ſeiner Brüder gehörte. Einer derſelben war lange Zeit Präſident dieſer Geſellſchaft, der andere erwarb ſich beſondere Verdienſte um die Einrichtung der Arbeiterwohnungen. Dank den Begründern und Mitgliedern, wurde die junge Geſellſchaft nicht ein Gegenſtand der Liebhaberei, oder der Schauplatz kleinlicher Eitelkeiten, ſondern ein außerordentliches Hilfsmittel für die induſtrielle Fortbildung. Die kleinen Fabrikgeheimniſſe, welche man anderswo ſehr verborgen hält, werden ſeit vierzig Jahren und länger in den Sitzungen der Geſellſchaft beſprochen, in ihren Jahresſchriften veröffentlicht, verbreitet, genau beſchrieben und durch Zeichnungen erläutert, ohne daß irgend ein Mitglied auch nur je dieſe großartige Erfüllung ſeiner Bürgerpflicht zu bereuen gehabt hätte! Man appellirte an die hochherzigen Gefühle, erhob auf dieſe Weiſe die Menſchen, diente den allgemeinen Intereſſen und bewies aufs Neue, daß die größte Klugheit in der Offenheit beſteht.

Auf ſolche Weiſe gedieh die Schöpfung unſeres Daniel Dollfuß und ſeiner Freunde in einer ſolchen Weiſe, daß ſie jetzt nur ihres Gleichen findet in der „société d'encouragement“ zu Paris. Mit den Beiträgen ihrer Mitglieder verbanden ſich großartige Schenkungen, welche wiſſenſchaftliche Unternehmungen jeder Art erleichterten oder ermöglichten. Es iſt jetzt nicht allein möglich alle neuen Erfindungen einer genauen Prüfung zu unterwerfen, ſondern aus dem Schoße der Geſellſchaft ſind eine Menge, oft ſehr wichtiger Entdeckungen hervorgegangen, in Folge Ausſetzung anſehnlicher Preiſe und Belohnungen für gelöſte Probleme. Nicht allein Chemie und Mechanik beſchäftigt die Mitglieder, auch die Naturwiſſenſchaften, der Ackerbau, die Nationalökonomie, und beſonders die Verbeſſerung der Lage der arbeitenden Klaſſen fanden und finden eine genügende Berückſichtigung bei den Arbeiten dieſer vorzüglichen Geſellſchaft.

Bei Daniel Dollfuß, wie bei ſeinem Freunde und Mitbürger, Joſeph Köchlin-Schlumberger, dem Verfaſſer der geologiſchen Karte des Oberrheins, und einem der thätigſten Mitglieder der „geologiſchen Geſellſchaft von Frankreich“, füllte die Beſchäftigung mit den Naturwiſſenſchaften nur die Stunden der Muße aus, welche die Thätigkeit in der Fabrik und für die Fabrik ihnen

ließ. Und doch, wie nutzbringend ſind dieſe Mußeſtunden für die Wiſſenſchaft geworden! Dieſe energiſchen und unermüdlichen Männer, für welche die Muße nur in einem Wechſel der Arbeit beſtand, wußten ſo ſchöne und glänzende Erfolge zu erringen, wie ſolche nicht alle diejenigen aufzuweiſen vermögen, welche wiſſenſchaftliche Arbeiten zu ihrem Lebensberuf gemacht haben. Dabei kam ihnen freilich der Wohlſtand zu ſtatten, den ihnen die Induſtrie gewährte. Dieſer ſetzte ſie nicht allein in den Stand, ſelbſt koſtſpielige Unterſuchungen, Reiſen ꝛc. anzuſtellen, ſondern ermöglichte es ihnen auch, materiell weniger begünſtigte Forſcher von Begabung ſo reichlich zu unterſtützen, daß dieſe, von Sorgen befreit, ſich ganz ihrem Werke widmen konnten. Dollfuß betrachtete es als ein großes Glück, einen Theil ſeines Vermögens der Wiſſenſchaft opfern zu können. Nachdem er beträchtliche Summen, welche ſich nach hundert Tauſenden von Franken beziffern, auf das Studium der Gletſcher verwendet, ein Studium, welches er ſtets mit beſonderer Liebhaberei betrieb, nachdem er die induſtrielle Geſellſchaft Mülhauſens, und die geologiſche Geſellſchaft Frankreichs reichlichſt bedacht, hinterließ er bei ſeinem Tode noch ein bedeutendes Vermächtniß zur Errichtung eines meteorologiſchen Obſervatoriums in ſeiner Vaterſtadt, und eines Laboratoriums mit vorzüglichen Sammlungen für das Studium aller Fragen, welche ſich auf die Fabrikation bedruckter Gewebe beziehen.

Wir kommen jetzt zu dem Geologen und Gletſcherforſcher Dollfuß.

Unter den neueren Fortſchritten der Geologie iſt die Gletſcherkunde einer der wichtigſten, wegen des Lichts, welches ſie auf die letzten Phaſen der Entſtehung der Erdoberfläche wirft, ſowie wegen des Intereſſes, welches die Erforſchung ganz neuer Erſcheinungen in uns hervorruft. Dieſes Studium iſt noch nicht ſo alt, wie unſer jetziges Jahrhundert. Vor 60 Jahren, im Jahre 1815, verſicherte ein einfacher Bergbewohner aus Wallis, Perrandin, dem bekannten franzöſiſchen Geologen de Charpentier, daß die Gletſcher in früheren Zeiten eine weit bedeutendere Ausdehnung gehabt hätten, als heutzutage, was zweifellos daraus hervorginge, daß enorme Felsblöcke, losgelöſt von der Hauptkette des Gebirges, in der Umgegend von Martigny ſich auf Höhen vorfänden, wohin die Waſſerſtröme der Thäler ſie nicht gebracht haben könnten, ſelbſt wenn dieſe je ſo mächtig geweſen wären, dermaßen koloſſale Maſſen zu bewegen. Sauſſure glaubte trotz dieſer Bedenken, daß dieſe Blöcke ihre dortige Anweſenheit nur der Bewegung des Waſſers verdanken könnten; Charpentier aber überzeugte ſich ſehr bald nach eingehenden Unterſuchungen, daß ſein einfacher Führer vollſtändig Recht habe. In Folge dieſer unerwarteten Entdeckung, wandten die Naturforſcher den Gletſchern eine beſondere Aufmerkſamkeit zu, um einmal die Spuren ihres Vordringens über die jetzigen Grenzen hinaus zu entdecken, und um die Urſachen ihrer früheren Aus-

dehnung und des jetzigen Zurückweichens feſtzuſtellen. Dies konnte nur durch ein Studium der Thätigkeit der vorhandenen Gletſcher bewirkt werden. Dieſe Unterſuchungen füllten den größten Theil des Lebens unſeres Dollfuß aus.

Im Jahre 1840, bei Gelegenheit eines Ausflugs in die Alpen, traf Dollfuß auf dem Aargletſcher einige Naturforſcher aus Neufchâtel. Es waren dies die Herren Agaſſiz, Deſor und Guyot, welche an den bald darauf erſchienenen ſchönen „Gletſcherſtudien" arbeiteten. Der Fabrikant aus Mülhauſen begeiſterte ſich für dieſe Unterſuchungen. Er erbat und erhielt die Erlaubniß, ſich den Forſchern anſchließen zu dürfen, und war bald einer der tüchtigſten Mitarbeiter von Agaſſiz. An Stelle des gebrechlichen Bretterhäuschens, welches die kühnen Gletſcherforſcher mit dem ſtolzen Namen „Hôtel des Neufschâtelois" beehrt hatten, ließ Dollfuß auf ſeine Koſten ein ſolides Haus, den noch jetzt vorhandenen „Pavillon de l'Aar" errichten. Von da an traf man während einer langen Reihe von Jahren in jedem Sommer, während der Monate Auguſt und September in dieſem Pavillon zuſammen, und die Studien, welche dort über die Entſtehung und die Bewegung der Gletſcher gemacht wurden, können claſſiſche genannt werden. Nicht Ausgaben, nicht Anſtrengungen ſcheute Dollfuß um dieſe Studien zu fördern. Er lenkte beſonders ſeine Aufmerkſamkeit auf die Entdeckung der phyſikaliſchen Urſachen der Gletſcherbildung, auf das Wachſen und Schwinden der Eisſtröme. Er errichtete eine meteorologiſche Station, an welcher während des ganzen Jahres Beobachtungen gemacht wurden, auf der „Grimſel" in der Nähe des Aargletſchers, ſpäter die auf dem Theodulpaſſe, höher als jede menſchliche Wohnung in Europa. Er machte Studienreiſen durch den größten Theil von Europa, um das Vorkommen alter Gletſcher zur Zeit ihrer größten Ausdehnung, feſtzuſtellen. Mit Herrn Schimper beſuchte er Spanien und die Pyrenäen, mit Hogard und Collomb Italien, England und Frankreich, mit Carl Voigt und Kirſchlegger die Berge und Thäler des Schwarzwaldes.

Wer das Studium der Hochgebirge unternimmt, um denſelben die Geheimniße der Natur abzufragen, unterliegt bald einem wunderbaren Zauber. Ein erhabenes Gefühl der Ergriffenheit überkommt ihn, wenn er die höchſten Spitzen der rieſigen Gebirgsketten erklettert hat, und ſeine Erregung wird um ſo ſtärker, je mehr er ſie kennen lernt. In jenen Höhen wird Körper und Geiſt geſtählt. Der ſtolze Bau der Gebirgsketten, die majeſtätiſchen Zeugen der Urkraft und Macht der Natur, die Energie, die Alles athmet, der Kontraſt der Erſcheinungen mit den alltäglich uns überkommenden Eindrücken, das unaufhörlich Neue des Anblicks ergreifen und erheben uns. Nirgends wechſeln die Scenen häufiger als in den Alpen. Kein Land in der Welt bietet Bilder dar, wie diejenigen, welche dieſen Bergen einen ſo unvergleichlichen Reiz verleihen.

Auch Dollfuß unterlag völlig diesem Zauber. Dieser, im Vereine mit seinem brennenden Wissensdurst, haben ihn immer wieder zurückgerufen in den Schoß der Gletscher und des ewigen Schnees. Als er sich von den Geschäften zurückgezogen hatte, in einem Alter, in welchem Andere nach einem mühevollen Leben Ruhe suchen, da begann er seine Forschungen mit erneutem Eifer. Sein Observatorium wurde der Reihe nach vom Aargletscher auf die Grimsel, auf das Faulhorn, auf den Paß des großen St. Bernhard, und zuletzt auf den Theodulpaß verlegt. Kurz vor seinem Tode beschäftigte er sich noch mit der Einrichtung einer letzten Station auf dem Gipfel des Montblanc, ein Unternehmen, welches in der Folge an dem bösen Willen der Führer aus dem Chamounixthale scheiterte, da diese es nicht zugeben wollten, daß die Berner Führer, welche bereits an dem Observatorium auf dem Theodul thätig gewesen waren, sich auf ihrem Territorium festsetzten. Die Zeit zwischen seinen sommerlichen Reisen und Beobachtungen an Ort und Stelle wendete Dollfuß dazu an, die Früchte seiner Thätigkeit zu ordnen, und Pläne für die neue Beobachtungszeit auszuarbeiten. Die von ihm zusammengetragene Sammlung von Gletschergegenständen, welche sich in seinem reizenden Landsitze zu Riedisheim bei Mülhausen befindet, und in zahlreichen Stücken abgeglätteter, und mit Gletscherfurchen versehener Steine jeder Art besteht, von Gletschern der ganzen Erde die noch in Thätigkeit sind, oder schon seit Jahrtausenden verschwanden, würde jedem naturwissenschaftlichen Museum zur Ehre gereichen. Die wissenschaftliche Ausbeute seiner Studien hat Dollfuß zusammengefaßt in seinem großen, 14 starke Bände umfassenden Werke „Materialien, welche zum Studium der Gletscher dienen sollen", und welches von einem schönen, 40 Blätter enthaltenden Atlas begleitet und erläutert ist. Das Werk bildet eine vollständige Gletscherencyklopädie, indem es außer den eigenen Beobachtungen des Verfassers, größere Auszüge aus allen Veröffentlichungen enthält, welche jemals über die Gletscher erschienen.

In Anerkennung seiner Verdienste um die Wissenschaft beehrten sowohl die geologische, wie die meteorologische Gesellschaft Frankreichs, Dollfuß mit der Würde eines Vicepräsidenten, sowie ihm auch die Mitgliedschaft und Ehrenmitgliedschaft der hervorragendsten ähnlichen Gesellschaften des Auslandes, namentlich Deutschlands, zu Theil wurde. Trotz dieser und vieler anderer ihm gewordenen Ehrenbezeugungen blieb Dollfuß immer der bescheidene, einfache Mann, der Anderen, auch seinen wenigen Widersachern, nicht allein die Verdienste ließ, welche dieselben sich erworben, sondern sie noch besonders hervorzuheben und zu allgemeiner Kenntniß zu bringen wußte.

Am 21. Juli 1870, unmittelbar vor dem Ausbruche des deutsch-französischen Krieges erlag der Dreiundsiebenzigjährige einer Krankheit, die schon einige Jahre hindurch seinen Körper hinfälliger gemacht hatte, ohne daß die-

selbe jedoch den regen Geist, auch nur vorübergehend, zu trüben vermocht hätte. Es wurde ihm dadurch der Schmerz erspart, an welchem so manche ausgezeichnete Männer der Jetztzeit kranken, daß sie sehen müssen, wie die politischen Ereignisse ihre Verbindungen mit anderen, gleich tüchtigen, Gelehrten, der fremden Nation angehörig, zerrissen, oder doch wesentlich beeinträchtigten. Hoffen wir jedoch, daß die Zeit nicht fern sei, da auf dem neutralen Boden der Wissenschaft die Gelehrten der verschiedenen Länder sich wiederfinden, und die Völker aufs Neue zu gemeinsamen Streben nach Licht und Wahrheit vereinigen.

Der Untergang des kaiserlichen Heeres*).

Aus der Betrachtung der Kriege des großen Friedrich und noch schärfer hervortretend aus den Feldzügen, die Napoleon I. mit seinen an Zahl und Beweglichkeit so gewaltig vorgeschrittenen Heeren führte, ergiebt sich für die Strategie als das auf dem geradesten Wege zu erstrebende Ziel aller kriegerischen Maßnahmen: die Niederwerfung und Vernichtung des feindlichen Heeres. Nirgends in der Geschichte ist dies Ziel so vollständig erreicht worden, als durch den Sieg bei Sedan, welcher die ganze Feldarmee des Gegners entwaffnete.

Wir begleiteten vor einiger Zeit den Vormarsch der deutschen Heere bis in die unmittelbare Nähe der an sich unbedeutenden Festung, welche der Schlacht und Capitulation den Namen gab. Die Streitkräfte waren vertheilt, die Hebel angesetzt, doch die Arbeit selbst, die blutige, welche den Erfolg zur Thatsache machen sollte, begann mit dem frühesten Morgengrauen und hatte den langen heißen Tag hindurch auszuhalten.

Im großen Hauptquartier des Königs lagen am 31. August Nachrichten vor, welche für den nächsten Tag selbst noch eine Vorbewegung der Franzosen auf Metz glaublich machten. Für eine solche immerhin unwahrscheinliche Wendung war deutscher Seits Alles vorgesehen. Das Gardecorps stand zwischen der Maas und der belgischen Grenze, die Sachsen zwar auf dem anderen Ufer, aber unmittelbar am Uebergang von Douzy, das IV. Corps dahinter. Die dritte Armee hatte die Maas unterhalb der Festung erreicht und sollte dem Abmarsch des Feindes auf Mezières in die Flanke stoßen. Für den Fall des Uebertritts auf belgisches Gebiet endlich war bereits die unzweideutige

*) Der deutschfranzösische Krieg. Redigirt von der kriegsgeschichtlichen Abtheilung des großen Generalstabes. Heft 8.

Weisung gegeben, der Armee zu folgen, falls sie nicht sofort entwaffnet werden würde. Einige Wahrnehmungen am Abend des 31. ließen indeß an den Beginn der Bewegung nach Westen glauben und die dritte Armee wurde daher aufgefordert, noch in der Nacht den Uebergang über die Maas zu beginnen, um bei Tagesanbruch schon mit entwickelten Kräften an der Straße nach Mezières zu stehen.

Von den bayrischen Corps, welche wie wir wissen in der Mitte der deutschen Heere im Anschluß an die Maasarmee standen, erhielt das I. nunmehr von dem Obercommando der dritten Armee den bestimmten Auftrag, durch einen Angriff über den Fluß oberhalb der Festung die Franzosen festzuhalten, während das II. Corps die Höhen südlich der Stadt und des Flusses gegen einen Vorstoß zu vertheidigen hatte.

Auf die Mittheilung von diesen Maßnahmen entschloß sich der Kronprinz von Sachsen, gleichfalls am anderen Morgen zum Angriff vorzugehen, und nicht nur ein Ausweichen nach Westen, sondern auch über die belgische Grenze zu verhindern.

Somit standen im Osten auf deutscher Seite Garde, XII. und I. bayrisches Corps, im Westen der Stadt das V. und XI. preußische, hinter beiden Flügeln waren noch das IV. Corps und die Württembergische Division bereit, während die Cavalleriedivisionen sich auf den äußersten Flügeln befanden.

Im französischen Hauptquartier ward ein besonderer Befehl für den 1. September nicht ausgegeben. Vorläufig ruhten die Truppen. Der Marschall Mac Mahon glaubte noch nicht an die Nothwendigkeit, einen entscheidenden Entschluß zu fassen. Dennoch waren Offiziere in westlicher Richtung entsendet, um über die Bewegungen der Deutschen Nachricht einzuziehen. Bald nach ihrem Abreiten jedoch traf bereits die Meldung vom Angriff der Bayern auf Bazeilles ein. Der Marschall ritt hinaus und fand, daß das Gefecht in dem Dorf keinen ungünstigen Verlauf nahm. Dagegen wurde das Anrücken neuer Truppenmassen gegen den Grund von Givonne gemeldet und als der französische Feldherr von der Höhe des westlichen Thalrands aus weiter beobachten wollte, verwundete denselben ein Granatsplitter. Er ernannte den General Ducrot zum Nachfolger im Befehl und begab sich zur Stadt zurück.

Der General Wimpfen aber, im Dienste älter und außerdem im Besitze einer Verfügung des Kriegsministers, welche ihn eintretenden Falls zur Uebernahme des Commandos berief, verlangte und erhielt dasselbe von Ducrot, nachdem dieser schon Befehle erlassen hatte. In dieser Lage der Dinge zeigt sich recht deutlich die lockere Gliederung in den oberen Führerstellen der damaligen kaiserlichen Armee. Von dem Eingreifen eines Chefs des Stabes

erfahren wir nichts. Der Stab scheint mit dem Marschall in die Stadt zurückgekehrt zu sein. Naturgemäß hätte ein solcher auch dem Nachfolger im Befehl die Absichten der Heeresleitung und das Gesammtbild der Verhältnisse am besten übermittelt. So geschah es, daß der General Ducrot, welcher am Abschnitt der Givonne commandirt hatte, nach seiner Anschauung der Lage sofort ein staffelweises Zurückgehen der hier aufgestellten Truppen anordnete, um bei der von Nordost her drohenden Umfassung durch die Deutschen eine Stellung von der Festung bis an die Waldungen nahe der Grenze zu nehmen. Von dem Uebergang der Deutschen bei Donchery wußte Ducrot nichts, wohl aber Wimpfen, dessen Corps im Mittelpunkte der französischen Aufstellung dicht nördlich der Festung in Reserve stand. Er betrachtete den Weg auf Mezières bereits als gesperrt und wollte mit der Armee zunächst die an und für sich äußerst feste Stellung um Sedan vertheidigen. Dann hatte er, wie seine Schrift angiebt — die hier auch dem Generalstabswerk als Anhalt diente —, den weiteren Gedanken, nach erfolgreicher Abwehr noch einen Durchbruch auf Carignan zu versuchen.

Wimpfen ließ die bereits zurückgegangenen Abtheilungen wieder vorgehen und da auf einigen Punkten der Kampfeslinie ebenfalls Vorstöße stattgefunden hatten, um den übrigen Truppen das Abbrechen des Gefechts zu ermöglichen, so trat auf diese Weise gegen neun Uhr Morgens aus der Givonne eine allgemeine Vorbewegung ein, welche auf das erst zu einem Theil versammelte XII. Corps traf und auch die in Bazeilles von den Baiern gemachten Fortschritte in Frage stellte.

Bevor wir der Entwickelung der Kämpfe auf deutscher Seite näher treten, mag hier ein Blick auf die Gestaltung des Schlachtfeldes folgen.

Die Hochfläche bei Sedan wird im Süden durch die Maas begrenzt, welche in Folge von Anstauung oberhalb der Festung eine Strecke der etwa 2000 Schritt breiten Thalsohle bedeckte. Im Osten fließt der Givonnebach durch ein tief und sehr steil eingeschnittenes Thal und mündet bei Bazeilles in die Maas. Den westlichen Rand des Grundes hatten zwei französische Corps, 1. und 12., besetzt und durch Erdaufwürfe für die Batterien befestigt. An der Nordspitze des Dreiecks, welches die Aufstellung einnahm, lag das dicht gewachsene Bois de la Garenne. Die nordöstliche Seite bildete der Abhang der Hochfläche, der sich gegen die Dörfer Floing — nahe der Maas — und Illy senkt. Die höchste Erhebung zwischen diesem Dorfe und dem Garennewald trägt den Namen Calvarienberg. Dieser Punkt war ebenfalls durch Schützengräben sorgfältig verstärkt worden. Hier standen die drei Divisionen des 7. Corps. Das Innere dieses Dreiecks auf der Hochfläche ist durch muldenförmige Senkungen mehrfach durchschnitten. Die Festung

ſelbſt liegt in einem Keſſel und war auch von den Höhen des ſüdlichen Maas-ufers erfolgreich unter Feuer zu nehmen.

Die Einzelheiten der Kämpfe ſind nur unter beſtändigem Hinweis auf die vorzüglichen Pläne zu ſchildern, welche dem achten Hefte beiliegen. Dieſelben enthalten außer den ſcharf hervortretenden Formen der Höhenzüge auch die klare Einzeichnung ſelbſt der kleineren Truppenkörper. Auch ſoll hier nur verſucht werden, die Theilnahme des Leſers auf das Werk ſelbſt hinzulenken, welches neben der überſichtlichen ſachlichen Darſtellung auch, wie ſchon öfters von anderer Seite hervorgehoben worden iſt, durch die einfache und richtige Sprache ſich auszeichnet.

Den Beginn des Kampfes machten zwiſchen vier und fünf Uhr Morgens die Angriffe der Baiern auf das ſtadtartig gebaute Bazeilles. Ein großer Theil des Orts befand ſich bald in ihrem Beſitz, doch an den feſtungsartigen Umfriedigungen einzelner Gebäude ſcheiterten zunächſt alle Angriffe. Erſt nach faſt ſiebenſtündigem Kampfe — gegen elf Uhr — war das Dorf vollſtändig genommen. Neben den Baiern war ſeit ſechs Uhr das XII. Armeecorps in Thätigkeit getreten und führte ein nicht minder heftiges Gefecht um den Beſitz einzelner Oertlichkeiten weiter aufwärts im Givonnethal — la Moncelle und Daigny. Erſt nach dem Auftreten der geſammten Artilleriemaſſe, welche in langer Reihe den öſtlichen Thalrand krönte und dort vielfach unter dem Feuer der weittragenden Gewehre des wieder vordringenden Gegners litt, gelang die Wegnahme der Orte im Thal. Bei der unbeſchreiblichen Lebhaftigkeit des Feuers war bei der Infanterie an mehreren Orten Munitionsmangel eingetreten und einzelne ſächſiſche Truppentheile, ſo das zwölfte Jägerbataillon, mußten ſich bereit halten, mit der letzten Kugel im Lauf den Angriff mit dem Bajonnet abzuwehren.

Später als das XII. Corps erreichte die Garde in Folge größerer Entfernung und ſchwieriger Wege erſt um acht Uhr die Gegend des Givonnegrunds bei Villerscernay. Die noch dieſſeits ſtehenden ſchwachen Abtheilungen des Feindes warf die Avantgarde ſchnell zurück und um zehn Uhr gelangte das Dorf Givonne in den Beſitz derſelben. Auch an dieſer Stelle des Thalrandes trat bald eine mächtige Geſchützlinie in Wirkſamkeit und bewarf das etwa in gleicher Höhe gegenüberliegende Plateau mit ſichtlicher Wirkung. Viele Abtheilungen des Feindes ſah man in die Waldungen de la Garenne zurückweichen, aus deſſen Mitte bald eine hohe Rauchſäule aufſtieg, welche einen neuen Zielpunkt bildete, da dieſelbe nach der Karte von einem an der großen Straße Sedan-Illy gelegenen Gehöft herrühren mußte. Gegen Mittag ſtanden vierundachtzig Geſchütze gegenüber dem Bois de la Garenne im Feuer.

Nachdem der Führer der Maasarmee aus dem heftigen Charakter des

Gefechts an der Givonne und aus deutlichen Beobachtungen des Feindes auf den jenseitigen Höhen erkannt hatte, daß ihm noch ein großer Theil der französischen Armee und nicht die Nachhut derselben gegenüber stände, mußte sein Bestreben um so stärker darauf gerichtet sein, durch Vorschieben seines rechten Flügels den Feind zu umfassen und der dritten Armee die Hand zu reichen. Die Gardecavalleriedivision war zu diesem Zwecke bereits das Givonnethal aufwärts gegen die Landesgrenze vorgeschoben worden und die erste Gardedivision stand bereit, nach genügender Vorbereitung durch die Artillerie das jenseitige Plateau in der Richtung auf Fleigneux — nördlich Illy — zu ersteigen. Die andere Division hatte bei Daigny in das Gefecht des XII. Corps eingegriffen.

In der Absicht des Oberbefehlshabers lag es, beide Corps in der Richtung gegen Nordwesten zum Anschluß an die dritte Armee vorzuführen und in diesem Sinne hatte bereits das IV. Corps in das Gefecht der Bayern eingegriffen, welche im Vordringen über Bazeilles hinaus begriffen, aber doch zu sehr geschwächt waren, um allein die Rechtsschiebung der anderen Corps zu decken.

Früher, als man erwarten durfte, zeigte sich in der Ferne jenseits der Höhen von Illy eine mächtige Reihe feuernder Geschütze, welche allmählich vorzurücken schien. Das Werk schien sich der Vollendung zu nähern — das Herumgreifen der dritten Armee war in Wirksamkeit getreten. Während die letztere in den frühen Morgenstunden ihren Maasübergang fortsetzte, hatte das Obercommando mit Spannung den nächsten Nachrichten entgegengesehen. Stand der Feind noch bei Sedan oder war er in der Nacht abgezogen? Die Straße auf Mezières war frei aber der bald an Heftigkeit zunehmende Kanonendonner aus der Richtung von Bazeilles gab die Aufklärung und es erging an das V. und XI. Corps der Befehl, den Feind, welchen man im Gefecht gegen das I. baierische Corps und wahrscheinlich gegen die Maasarmee hörte, im Rücken anzugreifen. Die beiden Corps mußten hierzu den langgestreckten Bogen der Maas nördlich umgehen. Die Straße, welche dem Flußlauf folgte, führt auf einer langen Strecke am Fuße von Höhen und überschreitet das tiefeingeschnittene Querthal eines Nebenflüßchens bei seiner Mündung in die Maas.

Diese Umstände mußten natürlich den Vormarsch der Corps, welche den Fluß auf mehreren Brücken bei Donchery überschritten hatten, erschweren und verzögern.

Der Führer des V. Corps bezeichnete demselben dasselbe Dorf Fleigneux für seine Marschrichtung, welches auch das Gardecorps zur Vereinigung mit der dritten Armee in Aussicht genommen hatte.

Das XI. Corps, welches vorn marschirte und nach Durchschreitung des

Engweges das Dorf St. Menges beſetzte, entwickelte etwa um neun Uhr ſeine Batterien gegen Floing und die Höhen. Im Verlauf des Gefechts dehnte ſich die Infanterie deſſelben ſelbſt bis Fleigneux aus, ſo daß das V. Corps zunächſt nur mit ſeiner Artillerie auf dem linken Flügel des XI. Corps eingriff, und mit der Infanterie geſchloſſen hinter daſſelbe als Reſerve rückte.

Bei der ſchwierigen Entwickelung des Corps aus der Straßenenge war das Gefecht beim XI. Corps mühſam und verluſtreich geweſen und hatte ſeine Artillerie lange Zeit allein im Feuer geſtanden. Doch nachdem auf den Höhen ſüdlich Fleigneux 156 Geſchütze aufgefahren ſtanden, übten dieſelben eine niederſchmetternde Wirkung auf die Truppen am Calvarienberge im Verein mit der inzwiſchen vorgegangenen Artillerie der Garde, deren Anblick jetzt ihrerſeits das Corps der dritten Armee mit freudiger Zuverſicht erfüllen mußte. Auf dem Plateau von Illy fanden unterdeß unheilvolle Truppenkreuzungen ſtatt, welche unter dem Geſchoßregen zu großer Verwirrung und Flucht in das Bois de Garenne führten.

Illy war genommen und es gelang den Franzoſen nicht, über den Calvarienberg hinaus, wieder Feld zu gewinnen. Bald wurde auch dieſer geräumt. „Der Ausgang der Schlacht war mit dieſer maſſenhaften Entfaltung der deutſchen Artillerie auch ohne ein weiteres Vorrücken der Infanterie gewiſſermaßen ſchon entſchieden.“ Auch der linke Flügel des VII. franzöſiſchen Corps kam ins Wanken und wich gegen Sedan. Da warfen ſich, wie zu einem glänzenden Schlußact die Cavalleriemaſſen mit hervorragender Aufopferung in den Kampf. Einige dreißig Schwadronen jagten die weſtlichen Abhänge der Hochfläche hinunter gegen die Abtheilungen, welche aus Floing vorgedrungen waren. Trotz der Schwierigkeiten des Bodens und der vernichtenden Geſchoſſe drangen dieſe Schaaren weit in die deutſchen Linien ein, bis ſie vor dem ruhigen Feuer der Infanterieſchwärme zerſtoben.

Der Kampf nahm ſeinen Fortgang gegen den letzten Zufluchtsort des Feindes, das Bois de la Garenne, während der rechte Flügel das XI. an dem Glacis der Feſtung nothgedrungen zum Stehen kam. Während hier der letzte Widerſtand des Gegners gebrochen wurde, entbrannte um zwei Uhr auf der Oſtfront noch einmal ein heftiger Kampf. Es war dies der Verſuch eines Durchſtoßes, zu dem General Wimpfen nunmehr ſchritt, nachdem er die Stellung bei Sedan als unhaltbar erkannte.

Da der Kaiſer Napoleon nicht bei den Truppen erſchien, wie ihn Wimpfen aufgefordert, ſo ging derſelbe mit 5—6000 Mann neu geordneter Truppen zum Angriff vor. Der Stoß traf auf die Truppen am Givonnethal auf der Höhe des inzwiſchen erſtiegenen weſtlichen Thalrandes, doch wurde er nach längerem Ringen entſcheidend zurückgeworfen und der größte Theil des franzöſiſchen Heeres flüchtete ſich hinter die Feſtungswerke, nach-

dem die I. Gardedivision von Osten her in das Bois de la Garenne eingedrungen war.

Nur gegen Balan und Bazailles fanden noch Vorstöße der Franzosen statt. In den Reihen derselben hatte sich das Gerücht von einem gelungenen Durchbruch Bazaines verbreitet. In Folge dessen war die weiße Fahne auf der Festung wieder eingezogen worden und entgegen dem Befehl des Kaisers, zu unterhandeln, führte Wimpfen neue Verstärkungen heran, mit denen Balan genommen wurde, bis unter der Einwirkung der Artillerie die Verluste sich der Art steigerten, daß der Oberfeldherr nunmehr der erneuten Aufforderung des Kaisers nachgab und den Rückzug anordnete.

Vom südlichen Maasufer her hatte unterdeß eine Beschießung der Festung begonnen, welche gegen fünf Uhr an mehreren Stellen Brände hervorgerufen hatte.

Als Abtheilungen des II. bayerischen Corps sich dem Thore der südlichen Stadttheils näherten, wurde von Neuem die weiße Fahne aufgezogen und das Feuer begann zu schweigen.

Die nach Sedan entsandten Offiziere fanden den Kaiser bei der Abfassung der wenigen Zeilen, in denen er sich gefangen erklärt. Der Brief liegt, durch Photolithographie täuschend nachgeahmt, dem Werke bei.

Es folgt die Schilderung der Capitulationsverhandlungen.

Nicht ohne Interesse ist sicherlich die weitere Darstellung, in welcher der Lösung der nächstliegenden, schwierigen Aufgabe gedacht wird, die ungeheure Masse der ausgehungerten Kriegsgefangenen nach Deutschland in Bewegung zu setzen und zu verpflegen. Die Gesammtzahl der letzteren betrug 104,000 Mann.

Noch niemals hatte ein großes Heer ein so vollständiger Untergang erreicht. Die Capitulationen von Ulm und Prenzlau sind schwerlich in Vergleich zu ziehen.

Nur einmal hatte sich das Heer Napoleons I. schon in einer Lage befunden, welche bei einer durchweg energischen Leitung auf Seiten der Gegner die gänzliche Einschließung zur Folge haben konnte. Es war dies in den Tagen von Brienne und la Rothière im Jahre 1814. Heute ist allerdings der Grundsatz, dessen am Eingang gedacht wurde, wohl Gemeingut jeder geschulten Heeresführung geworden. Aber nach den Erfahrungen in den Feldzügen der verbündeten Armeen unter österreichischer Oberleitung mußte erst Clausewitz mit überzeugender Klarheit das wieder aussprechen, was Gneisenau und Blücher darzuthun gehindert worden waren. Denn die Vernichtung des Gegners ist der einzige und schnellste Weg zum Frieden. Der Frieden — wohl ward er nicht die unmittelbare Folge des eben errungenen Sieges, wie wohl Jeder im deutschen Heere damals hoffte. Die Kraft des gesammten

Volkes, die bis dahin dem Heere in Frankreich entfremdet worden war, ruhte nicht, bis auch sie sich im Kampfe geopfert. Aber der Sieg der Deutschen konnte nicht mehr in Frage gestellt werden. So spricht sich auch ein eigenartiges Gefühl der Werthschätzung des Friedens darin aus, daß das deutsche Volk den 2. September, den Tag der vollzogenen Capitulation, als den Denkstein seiner Einigung und Erstarkung aufgestellt hat.

Und wenn am Ausgang des Feldzuges von Belle-Alliance wir uns genügen lassen mußten, nur erst wieder einen Schritt vorwärts zur Einheit gethan zu haben, so brachte uns der zweite Freiheitskrieg doch eine gute Strecke weiter.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Stuttgart. Kirchendebatte im Landtag. Gustav Müller. — Die Debatte, welche über die Kirchenpolitik der württembergischen Regierung in unserer Kammer stattfand, hat, wenn man Kleines mit Größerem zusammenstellen darf, viele Aehnlichkeit mit derjenigen gehabt, in welcher die italienische Regierung Rechenschaft von ihrer Haltung gegenüber der Kirche abzulegen hatte. Zwar ist die Interpellation des Freiherrn von Gemmingen wie billig als Episode in einer einzigen Sitzung erledigt worden, während diejenige des Abgeordneten Mancini eine volle Woche in Anspruch nahm. Auch hat die letztere mit einem förmlichen Beschluß der Volksvertretung geendigt, was der unserigen glücklicherweise erspart blieb. Allein das Resultat darf in der That als ein verwandtes bezeichnet werden, wie man ja auch, ohne der Jagd nach gesuchten Parallelen verdächtig zu werden, sagen könnte, daß die württembergische Regierung in ihrer bisherigen Kirchenpolitik sich mehr die italienische als die preußische Staatsleitung scheine zum Vorbild gewählt zu haben. Auch unseren Ministern ist eine Verwarnung zu Theil geworden, auch sie haben für ihre allzusorglose Handhabung des Gesetzes blos dadurch Indemnität erlangt, daß sie Besserung für die Zukunft versprachen, und zuletzt darf schon dies als Gewinn gelten, daß endlich auf öffentlicher Tribüne zur Sprache gebracht wurde, was bisher zwar ernsthaft die Gemüther beschäftigte, aber doch nur von Mund zu Mund getragen und mehr in der auswärtigen Presse besprochen wurde als in der einheimischen. So wie die Dinge lagen, gehörte schon ein gewisser Muth dazu, daß Freiherr von Gemmingen, ein ritterschaftlicher Abgeordneter von ausgesprochen protestantischer Gesinnung, ein Thema anregte, das man bisher durch eine Art stillschweigenden Uebereinkommens ängstlich von der Discussion ferngehalten

hatte. Mit ritterlichem Freimuth zählte er alle die Beschwerden auf, die sich in der Stille gegen den allzuduldsamen Cultusminister, der hierin nur die Haltung seiner Amtsvorgänger fortsetzte, aufgesammelt hatten, natürlich mit Ausnahme des vielbesprochenen Wohlthätigkeitsbazars, der nun einmal unter Allerhöchster Protection ins Leben getreten war und darum schicklicherweise unberührt blieb, und der denn auch vor Kurzem rasch und geräuschlos vollends abgewickelt worden ist. Dagegen brachte er die Agitation für die Papstadresse zur Sprache, die, wie man nachträglich erfährt, trotz der officiösen Abmahnungen des Bischofs doch 38,000 Unterschriften in Württemberg gefunden hat, ferner die Einführung eines infallibilistischen Lehrbuchs, die Anstellung von Priestern, die in Preußen gesperrt sind, vornehmlich aber — und das bildet ja den Kernpunkt der Beschwerden — die unheimliche Ausbreitung des Ordenswesens, die schwer vereinbar ist mit dem klaren Wortlaut der Gesetze. Um dem Cultusminister seine Stellung zu erleichtern, konnte der Urheber der Interpellation an eine Thatsache anknüpfen, welche zwar den höhnischen Uebermuth der Curie aufs grellste beleuchtet, die aber ebenso ein Schlag ins Gesicht unserer Regierung wie des duldsamen Bischofs war, nämlich an die Verleihung des Titels eines päpstlichen Hausprälaten an den Stadtpfarrer Schwarz, denselben, der sich durch seine ultramontane Opposition gegen den Bischof Hefele hervorgethan hat und dessen Wahl zum Decan des Landtapitels Ellwangen vom Bischof bekanntlich nicht bestätigt worden ist. Ueber den letzteren Punkt war nun auch die Antwort des Ministers Geßler von einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig ließ. Offenbar fühlte sich die Regierung durch diesen demonstrativen Schritt des Papstes nicht minder verletzt als der Bischof, und der Minister konnte mittheilen, daß dem Stadtpfarrer die Führung jenes päpstlichen Titels direct untersagt worden sei. Was er dann über die eigentlichen Beschwerdepunkte sagte, war mehr entschuldigender Natur. Er bemühte sich die Dinge als weniger erheblich und anstößig darzustellen, als sie von der beunruhigten protestantischen Bevölkerung angesehen werden; nur bei dem Capitel der Schulschwestern bedurfte es einer ausführlicheren Vertheidigung, da hier freilich die bisherige factische Duldung schwer mit dem Gesetz in Einklang zu bringen war. Der Minister entschuldigte sich mit den resultatlosen Verhandlungen, die Jahre lang mit dem Bischof über diese Frage gepflogen worden seien; jetzt habe die Reichsregierung die Sache in die Hand genommen und die definitive Entscheidung sei von den Reichsorganen zu erwarten — eine Instanz, an die man bei uns in den Fällen gerne zu appelliren pflegt, wo man eine selbständige Entscheidung zu fällen den Muth nicht findet. Indessen machte doch der Minister zuletzt das Zugeständniß, daß, wenn auch eine sofortige Aufhebung der Schulschwestern nicht thunlich sei, da dies berechtigte Gemeindeinteressen verletzen könnte, doch inzwischen keine neue Ver-

wendungen von Schulſchweſtern geduldet würden, auch die ablaufenden Verwendungen nicht erneuert und neue Mitglieder des Ordens nicht aufgenommen werden ſollen. Das war immerhin, wie die Dinge einmal bei uns ſtehen, ein erhebliches Reſultat, und der Kammer ſchien es ſo zufriedenſtellend, daß eine eigentliche Debatte an dieſe Beantwortung ſich gar nicht knüpfte. Man war zufrieden, daß der Gegenſtand einmal zur Sprache gebracht und nunmehr glücklich erledigt war. Die Debatte fortzuſpinnen oder gar Aufregung in dieſelbe zu tragen, hatte Niemand Luſt. Offenbar war verabredet, daß von proteſtantiſcher Seite Niemand mehr das Wort ergreifen ſollte, um ja nicht das unſchätzbare Gut des kirchlichen Friedens zu gefährden. Den Epilog ſprachen lediglich einige katholiſche Redner, die zum Theil, wie der Domcapitular und päpſtliche Hausprälat Dannecker allerdings nur mit ſüß-ſaurer Miene ſich in die neue Situation ergaben, alle aber mit emphatiſchen Worten die Erhaltung des confeſſionellen Friedens als unbedingte Vorausſetzung für das Wohl des Landes prieſen. Dies war überhaupt der Grundton der ganzen Verhandlung, den übrigens ſchon der Interpellant angeſtimmt hatte. Alles athmete zuletzt erleichtert auf, wünſchte ſich Glück zu der Verſöhnlichkeit und Gerechtigkeit, mit der man die Frage behandelt hatte, und war froh, als unmittelbar darauf, als wäre nichts geſchehen, die unterbrochene Budgetberathung fortgeſetzt wurde. Man ſieht, ſehr in die Tiefe wollte Niemand eindringen; das Intereſſe des Friedens gebot, den heiklen Gegenſtand, nachdem er berührt war, raſch wieder zu verlaſſen; Niemand wäre auf die Vermuthung gerathen, daß Württemberg ein Glied des Reiches iſt, das eben im heftigſten Kampf mit der Kirche ſich befindet. Dennoch bleibt das nicht zu unterſchätzende Ergebniß, daß die vaticaniſche Partei des Landes zugleich mit dem Miniſterium eine Verwarnung erhielt, die von letzterem ſogleich mit dem Verſprechen der Beſſerung beſcheinigt wurde und mit dem noch tröſtlicheren Hinweis auf die Reichsgeſetzgebung. Die Ultramontanen wußten ſich in der Kammerſitzung zu bezähmen, aber die Rede, die Probſt noch am nämlichen Abend im katholiſchen Geſellenverein hielt, verrieth nicht geringe Aufregung über die Niederlage, die ihnen nun auch im Lande des kirchlichen Friedens zugefügt worden.

Einen ſchweren Verluſt hat unſer öffentliches Leben durch den Tod des Reichstags- und Landtagsabgeordneten Guſtav Müller erlitten. Eine kurze Gehirnkrankheit hat ihn noch im beſten Mannesalter mitten aus erfolgreichem Wirken weggerafft. Schon durch Familientradition gehörte Müller, der Inhaber eines großen Handelsgeſchäftes, der liberalen Partei an, aber ſein nüchterner, praktiſcher Verſtand, verbunden mit einer nicht gewöhnlichen ausgebreiteten Bildung, erhob ihn frühzeitig über die Vorurtheile, die ſo lange auch unſeren Liberalen anklebten. In einem Lande, in dem die ſchutzzöllneriſche

Schrulle allmächtig war, hat er einer der Ersten die Fahne der modernen volkswirthschaftlichen Principien aufgepflanzt. In seiner Eigenschaft als Mitglied der Stuttgarter Handelskammer und als Beirath der Centralstelle für Handel und Gewerbe hatte er oft genug Gelegenheit, veraltete Theorieen zu bekämpfen, für welche Moriz Mohl als Autorität galt. Bei der Agitation für den französisch-deutschen Handelsvertrag und für die Erhaltung des Zollvereins stand er in erster Linie. Der deutsche Handelstag und der volkswirthschaftliche Congreß ehrten ihn dadurch, daß sie ihn seit vielen Jahren zum Mitglied ihrer ständigen Ausschüsse erwählten. Zumal vom letzgenannten Congreß war er ein regelmäßiger Besucher, denn er gehörte zu den wenigen Schwaben, denen es Bedürfniß war, durch den Verkehr mit den Gesinnungsgenossen und Mitstreitern im übrigen Deutschland sich zu erfrischen. Manche Freundschaft wurde in jenen arbeitvollen und heiteren Tagen angeknüpft, die später im Reichstag erneuert und bekräftigt wurde. So wird denn sein Tod auch von vielen Freunden außerhalb der engeren Heimath betrauert werden, die wohl erkannt hatten, welcher gediegene Kern in dem schweigsamen, selten öffentlich hervortretenden Manne steckte. Am schwersten empfindet den Verlust die deutsche Partei unseres Landes, zu deren Gründern und Leitern er gehörte, und deren Vorstandstelle ihm übertragen wurde, als Hölder, zum Präsidenten des Abgeordnetenhauses ernannt, zurücktreten mußte. Durch seine Persönlichkeit wog er mehr als durch viel Reden. Ein gerader, unabhängiger Charakter, erzwang er sich Achtung auch von den Gegnern. Er war von seltener Hingebung für die öffentlichen Interessen, und auch das darf erwähnt werden, daß, wo es das Vaterland und die Partei galt, er stets wie ein offenes Herz, so auch einen offenen Beutel bereit hatte. Unsere Partei hat in letzter Zeit manche Verluste erlitten, dieser trifft sie besonders schwer, und jedesmal empfinden wir aufs Neue wie spärlich der Nachwuchs von jungen Kräften ist, die in diese Lücken einzutreten bereit und befähigt sind.

Aus Wien. Die Dalmatiner Reise. Schutzzöllnerisches. — Die wunderbar schönen Pfingsttage waren nicht von Jedermann, wie man hätte vermuthen sollen, zur Erholung im Grünen benutzt worden, das „Geschäft" ruhte auch während des Festes nicht, sondern sollte vielmehr durch das Gerücht einer Ministerkrise in neuen Schwung gebracht werden. Der Augenblick war nicht übel gewählt. Daß das jetzige Cabinet seinen fünften Geburtstag erleben werde, würde Niemand zu glauben wagen, wenn auch alle Bedingungen seiner Existenz noch wie am ersten Tage vorhanden wären, das gewöhnliche Vorspiel des Sturzes liberaler Ministerien, die allmähliche Entfremdung zwischen der Regierung und ihrer Partei und das Tasten der ersteren nach rechts hinüber, um neue Stützpunkte zu finden, ist wieder da,

und zudem ist es wohl verzeihlich, wenn von der Reise des Kaisers durch Dalmatien politische Wirkungen erwartet werden, welche sich nicht auf den bergigen Küstenstreif beschränken dürften. Sie kann freilich der Folgen mancherlei haben. Die unvermeidliche ist das Erstarken der slavischen Partei dortzulande, welche jetzt an der Spitze der Kronlandsverwaltung steht, und die in den Personen des Statthalter Rodich und eines andern hohen Beamten bereits die Zeichen allerhöchster Anerkennung empfangen hat. Als das Ziel dieser slavischen Partei betrachtet man von jeher die Constituirung des sogenannten dreieinigen Königreichs Dalmatien-Kroatien-Slavonien; sie macht also Front sowohl gegen das jetzige Ungarn, welches Kroatien und vor allem das kroatische Küstenland nie fahren lassen wird, so lange es Kraft hat, wie gegen „Cisleithanien", während die italienisch gesinnten Dalmatiner sozusagen verfassungstreu sind, weil sie in dem Anschluß an die „im Reichsrath vertretenen Länder" den besten Schutz gegen magyarische Vergewaltigung sehen, — dabei stehen sie allerdings in dem Geruche, gleich den Triestinern nach Italien hinüberzuschielen. In dem beliebten Turnus scheint nun wieder die slavische Partei an die Reihe gekommen zu sein, für die eigentlich österreichische im Lande zu gelten und gehätschelt zu werden, und das kann wohl nicht ohne Effect auf die Nachbarn und Stammverwandten, die Kroaten und Grenzer bleiben, deren große Mehrheit nur mit Murren die Auslieferung an Ungarn ertragen hat. Derartiger Decorationswechsel gehört bei uns bekanntlich zur Tagesordnung, aber es ist wie gesagt verzeihlich, wenn das Publicum glaubt, er könne nicht gut ohne Erschütterung vor sich gehen. Vorderhand werden die Krisengerüchte energisch dementirt, und es ist ja auch nicht nothwendig, daß die Dinge so rasch reifen. Constatirt werden muß die Gelassenheit, mit welcher — außerhalb der Presse — die Eventualitäten erörtert werden. Man ist endlich abgestumpft, man würde auch auf liberaler Seite gegen ein aristokratisches oder ein conservatives Beamtenministerium wenig einzuwenden haben, stünde hinter einem solchen nicht immer der Ultramontanismus als Schreckgespenst.

Inzwischen scheinen die politischen und kirchenpolitischen Fragen von der handelspolitischen in den Hintergrund gedrängt zu werden, und unter deren Einfluß vollzieht sich eine merkwürdige Verschiebung der Parteien. Bisher war es die Börse, welche dem Ministerium wegen seiner „Unthätigkeit" den Krieg erklärt hatte, so „liberal" sie auch sonst zu sein liebt; dagegen nahmen die Conservativen und die Fortschrittspartei sich in diesem einen Punkte der Regierung an, da sie nicht wollten, daß der Speculation auf allgemeine Kosten aufgeholfen werde. Doch konnten auch Rechte und äußerste Linke nicht billigen, daß das Nichtsthun förmlich zur Devise des Staats und durch mangelhafte Organisation die zum Besten des Gewerbes beschlossenen Maß-

regeln zwecklos gemacht wurden. Nun legt das bevorstehende Ablaufen der Handelsverträge mit Frankreich, Italien, Deutschland die Frage nahe, ob der Zustand unserer Industrie die Erneuerung jener auf der früheren Basis gestatte, und wer diesen Zustand ohne Voreingenommenheit betrachtet, muß darauf mit Nein antworten. Die Regierung aber läßt durch ihre Organe erklären, sie denke nicht daran, das Princip des Freihandels aufzugeben, erstens, weil sie von dessen Vortrefflichkeit überzeugt sei, zweitens, weil der Ackerbaustaat Ungarn nie den Schutzzoll zugeben werde, und drittens, weil schutzzöllnerische Tendenzen unsere Freundschaft mit Deutschland trüben würden. Und in dieser Frage erfreut sie sich der kräftigen Unterstützung ihrer ingrimmigsten Feindin, der Verehrerin Ofenheims, der „Neuen Presse". Ohne Zweifel befindet sich die Regierung in einer schwierigen Lage, aber doch wesentlich nur Ungarns wegen. Der Hinweis auf Deutschland ist ein blinder Schreckschuß, auf ein Lesepublicum berechnet, welches sich um die Dinge selbst nicht bekümmert. Die Industrie beschwert sich mit gutem Grunde darüber, daß sie fort und fort der Politik geopfert werde, ohne daß man jemals die politischen Früchte zu sehen bekomme. Wenn unsere Beziehungen zum deutschen Reiche so inniger Natur sind, so entspricht das ganz den Wünschen des Kerns der deutschen Bevölkerung, aber sentimental brauchen wir deshalb nicht zu werden, und in Berlin wird man gewiß begreifen, daß die Gemeinsamkeit der hochpolitischen Interessen durch die Verschiedenheit der ökonomischen Bedingungen nicht tangirt wird. Vor allem aber ist zu bemerken, daß erhöhte Einfuhrzölle in erster Linie gegen Frankreich gefordert werden, das am meisten begünstigt und am gefährlichsten ist. So zahlt beispielsweise französische Bronze nur ein Drittel des Zolles, welcher auf der deutschen liegt. Ueberhaupt verlangt man anstatt der verschiedenen Verträge einen einheitlichen Zolltarif, und muß ihn verlangen, wenn nicht unsere Industrie erstickt werden soll. So lange das Agio hoch stand, bildete dies einen indirecten Schutz, seit Jahren beträgt es nur etwa neun Percent, die wirthschaftliche Krisis hat den Bedarf im Inlande reducirt und gleichzeitig hat die Weltausstellung mit ihren Folgen uns auf die schmerzlichste Weise dargethan, daß unsere junge Industrie der fremden Concurrenz nicht im mindesten gewachsen ist. Sie repräsentirt aber die Hauptsteuerkraft des Reiches, fast alle unsere Gebirgsländer nur passiv, und Ungarn hat von seinem Kornreichthum nur dann etwas, wenn mit der guten Ernte dort eine schlechte im Auslande zusammenfällt. Es ginge denn doch über allen Sinn und Verstand, wenn die gewerbfleißigen und sparsamen Länder, wie vor allen Böhmen und Mähren, dann Niederösterreich, welche die unproductiven Provinzen miterhalten müssen, auch hier wieder die Zeche für den berühmten schlechten Wirthschafter Ungarn zahlen müßten! Aber man weiß, daß Niemand zäher ist, als ein Doctrinär. Das Evangelium von Manchester ist einmal angenommen worden, und wer nicht darauf schwört, muß in Acht und Bann gethan werden. Politischer Liberalismus und Freihandel werden als siamesische Zwillinge dargestellt und den Handelskammern, Gewerbevereinen und sonstigen Corporationen, welche um Hülfe flehen, wird in officiösen Organen ganz entrüstet vorgeworfen, sie ließen sich von selbständigen Motiven leiten. Wer zweifelt daran, und wer leugnet es?! Es verkennt auch wohl kaum Jemand, daß es viel besser wäre, wenn wir keiner Schutzwehren bedürften, und werden wir vor Krieg und Verfassungsexperimenten bewahrt, so wird ja auch der Zeitpunkt eintreten, wo die österreichische Industrie wieder ins freie Feld rücken kann. Der

Parteikampf wird allem Anschein nach ein sehr hitziger werden, und dabei — haben wir keinen Handelsminister! Allerdings ist vor wenigen Tagen dem Herrn von Chlumecky das Portefeuille, welches er mehrere Monaten hindurch neben dem des Ackerbaues verwaltete, definitiv übertragen worden; doch hat er notorisch sich erst nach großem Sträuben zu dem Wechsel entschlossen, weil ihm die Handels-, Zoll-, Eisenbahnfragen bisher völlig ferngelegen haben. Die Freunde des Ministeriums sagen einfach: ein Mann, welcher die Sache verstünde und zugleich die nothwendigen Garantien des Charakters und der politischen Gesinnung löste, sei nicht zu finden, folglich habe man einen gewählt, dem wenigstens die letzteren Eigenschaften nicht abgesprochen werden können und der außerdem den guten Willen habe, sich in sein neues Fach einzuarbeiten!

Aus Berlin. Aus dem Herrenhause. — Die Blicke der politischen Kreise sind zur Zeit vorzugsweise auf das Herrenhaus gerichtet, welches sich der dankenswerthen Aufgabe unterzogen, die Stille der Pfingstferien durch seine Unterhandlungen zu beleben. Unsere Lords arbeiten augenblicklich mit einer Ausdauer und Hingebung, die bisher Niemand an dem hohen Hause beobachtet hatte; nicht einmal die nothwendigsten Frühstückspausen werden respectirt. Die Herren unserer ersten Kammer haben allerdings auch Ursache zum Fleiß, wenn sie das vom Abgeordnetenhaus vorgearbeitete gewaltige Pensum ihrerseits vor Eintritt des glühendsten Sonnenbrandes erledigen wollen. Die Arbeiten der letzten Tage waren fast ausschließlich dem Culturkampfe gewidmet, und es zeigte sich wieder, daß auch das Herrenhaus mehr und mehr von der Nothwendigkeit durchdrungen ist, die Regierung in ihren kirchenpolitischen Maßnahmen zu unterstützen. Das Häuflein der Opposition ist auf nicht viel über ein Dutzend zusammengeschrumpft und besteht außer den paar Mitgliedern des katholischen Adels in Rheinland, Westfalen und Polen aus einer Handvoll evangelischer Ultramontaner nach dem Herzen der „Kreuzzeitung", den Herren Kleist-Retzow, Lippe, Senfft-Pilsach und Consorten, die aus feudalen Schrullen, orthodoxen Liebhabereien und persönlicher Rancüne allmählich zu einem Grad der Feindseligkeit und des Hasses gegen alle Errungenschaften der Neuzeit, gegen alle als Ausflüsse des „Lieberalismus" bezeichneten Fortschritte gedrängt wurden, der stark an die Unzurechnungsfähigkeit streift. Diese Herren haben denn auch jetzt wieder in den heftigsten und gehässigsten Redeausbrüchen ihrer Abneigung gegen den Leiter des Cultusministeriums Luft gemacht nnd es kam darüber zu recht gereizten und bittern Zwiegesprächen, denn auch der Minister Falk kann in hohem Grade schroff und scharf werden, wenn man ihm mit persönlichen Verleumdungen und Verunglimpfungen zu Leibe geht.

Das Herrenhaus hat also die neuesten Kirchengesetze über Verfassungsänderung, Klosteraufhebung u. s. w. mit stattlicher Majorität angenommen. Wenn man nur nicht das Bedürfniß hätte, von Zeit zu Zeit seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit durch Beschlüsse zu documentiren, welche mit denen der Volksvertretung in schwerem Mißklang stehen. Diese Regungen der Selbständigkeit sind eine sehr unangenehme Krankheit des hohen Hauses, zumal sie sich in der Regel nicht in Folge sachlicher principieller Bedenken äußern, sondern als ein Ausfluß des Strebens, einen eigenen Willen an den Tag zu legen und nicht lediglich die Rolle des Jasagens zu den Beschlüssen des Abgeordnetenhauses zu spielen. Es sind auch häufig gerade die liberalen

Mitglieder des Hauses, welche diesem Selbständigkeitsdrange erliegen, ein neues Zeichen, daß dieser Factor der Gesetzgebung an einem schweren organischen Leiden krankt. So hat das Haus jetzt wieder das katholische Vermögensverwaltungsgesetz durch eine Reihe von Beschlüssen verunziert und verkümmert, den gebornen Vorsitz des Pfarrers im Kirchenvorstande wiederhergestellt und eine Anzahl anderer Umänderungen in pejus vorgenommen, so daß ernstliche Gefahr vorhanden ist, das Abgeordnetenhaus möchte dieses verwässerte und entstellte Werk zurückwerfen und damit ein überaus wichtiges und werthvolles Gesetz scheitern. Noch größer sind die Gefahren bei der in den nächsten Tagen zur Berathung stehenden Provinzialordnung; auch hier hat die betreffende Herrenhauscommission eine Reihe von Aenderungen vorgenommen, welche im Abgeordnetenhause auf die allerschwersten Bedenken stoßen und im günstigsten Falle neue langwierige und mühsame Verhandlungen in dieser ohnehin durch Compromisse aller Art zu Stande gekommenen Angelegenheit nöthig machen. Sollte gar auch dieses Gesetz, welches als die beste und werthvollste Frucht der ganzen arbeitsvollen Session bezeichnet werden muß, an verhältnißmäßig doch untergeordneten Fragen scheitern, so würde sich allenthalben eine sehr bedeutende Mißstimmung bemerklich machen und der Ruf nach Reform unseres Herrenhauses, der seit dem höchst wohlthätigen Massenschub von 1873 verstummt war, würde aufs Neue laut werden.

Sonst haben uns die letzten Tage auf politischem Gebiet nicht viel des Interessanten gebracht; denn die journalistischen Erörterungen, wie der jüngste Kriegsallarm angefangen hat und von wem er ausgegangen ist, wird man doch dahin nicht rechnen wollen. Auch die zweite Epistel der Bischöfe an das Staatsministerium, die Empfangsbescheinigung jener ersten schlagenden Abfertigung, vermag kaum mehr Aufmerksamkeit zu erregen. Es ist ein so nichtssagendes und lendenlahmes Actenstück, wie nur je eines aus einer Kanzlei hervorgegangen, und macht den Eindruck, als wären die hochwürdigsten Briefschreiber nachgerade mit ihrem Latein völlig zu Ende. Was soll die zum tausendsten Mal wiederholte Versicherung, das vaticanische Concil habe im Verhältniß der Kirche und des Staats nichts geändert, oder der naive Wink, die römische Curie sei gewiß bereit bei bescheidenen Ansprüchen den Frieden zu gewähren? Mit solchen Redensarten ist doch nachgerade nichts mehr auszurichten. Ob das Staatsministerium sich noch einmal die Mühe gibt, ein Antwortsschreiben an diese Gesellschaft zu erlassen? Wir glauben es kaum. Besser als das erstemal kann den Herren doch nicht gedient werden, und die Fortsetzung einer so peinlichen Correspondenz wäre eine Zeitverschwendung.

Literatur.

Markgraf Rüdeger von Bechelaren. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Felix Dahn. (Leipzig, Breitkopf und Härtel). — Den Inhalt dieses Trauerspiels bildet der Hauptsache nach das, was uns in den letzten fünfzehn Abenteuern des Nibelungsliedes erzählt wird. Was wir dort lesen von der Ankunft der Burgunden beim Markgrafen Rüdeger bis zu Krimhildens Tode, wirkt schon im Liede vielfach ergreifend, zum Theil erschütternd, trotz der gemächlichen, ja zuweilen, so erscheint es beim Lesen, allzu gemächlichen Breite, mit der uns da alles erzählt wird. Anziehend, ergreifend, erschütternd wirkt in viel höherem Maße Dahns Drama, in dem dieselben

Begebenheiten in ihren bedeutendsten Momenten in rascher Folge sich vor uns abspielen, in dem die Gestalten des Liedes vor uns leben und nach der im Liede gezeichneten Eigenart ihrer Charaktere reden und handeln. Aber doch hat der Dichter — selbstverständlich in gewissen Grenzen — ein selbstständiges Werk geschaffen; das besagt schon der Titel, den er seinem Trauerspiel gegeben. Nur auf das Wichtigste soll hingewiesen werden. Er versetzt durch glücklich erfundene Motive Rüdeger schon auf seiner Burg Bechelaren in einen Kampf zwischen Pflicht und Neigung, in den Kampf zwischen der Vaterliebe und der Treue des Lehnsmannes. Die Liebe zur Tochter ist stärker, als die Treue gegen die Herrin Krimhilde — so lädt Rüdeger eine Schuld auf sich und im Zusammenhange mit dieser erhält dann seine Fahrt an Krimhildens Hof eine tiefere Bedeutung, als dieselbe im Liede hat; so erscheint endlich auch der für ihn so schreckliche Kampf gegen die Burgunden und sein Tod als Strafe für jene Schuld.

Auf diese Weise bewirkt der Dichter, daß unsere Theilnahme für Rüdeger, so sehr auch Krimhilde und die Burgunden in den Vordergrund treten, doch nicht nur rege bleibt, sondern auch sich steigert bis zum letzten Aufzuge. In diesen freilich tritt nach unserm Ermessen Rüdeger zu sehr in den Hintergrund. Während z. B. das schreckliche der an ihn herantretenden Wahl zwischen dem Verrath an der Mannentreue und dem Kampfe mit den Freunden, deren einer seines Kindes Bräutigam geworden, im Nibelungenliede in ergreifender Weise zur Darstellung gelangt, hat Dahn diese Gelegenheit unser Mitleid für Rüdiger auf das Höchste zu steigern, nicht genügend ausgenutzt. Dazu kommt, daß das, was auf Rüdegers Tod folgt, zum Theil zwar sich im innern Zusammenhang mit demselben bringen läßt, aber dem Zuschauer nicht in demselben gezeigt wird, zum Theil aber ohne Beziehung darauf ist, so daß die letzten Auftritte eher dazu angethan sind, uns Rüdegers vergessen zu lassen. Noch etwas schmälert die Wirkung dieses letzten Aufzuges. Es gehen mehrmals zweierlei Handlungen nebeneinander, die eine auf, die andere unsichtbar hinter der Bühne, ohne daß die erstere in engen Zusammenhang mit jener gesetzt wäre. So entscheidet sich drinnen im Saale, dessen Estrade wir zur Rechten auf der Bühne sehen, das Schicksal der Burgunden und Rüdegers. Daran nehmen wir herzlichen Antheil, ja bei der Aufführung des Stückes müßten wir auch Schwerterklirren und Kampfgetümmel hören, das uns an das, was hinter der Bühne vorgeht, erinnert, und doch sollen wir unsere Gedanken auf das Gespräch der auf der Bühne befindlichen Personen richten, das mit jenem Kampfe nicht in Zusammenhang steht. Ja, es erscheint nicht einmal psychologisch richtig, daß z. B., während Dietrich von Bern in den Saal gegangen ist, um Gunther und Hagen zu überwältigen, Krimhild, die doch mit ihrem ganzen rachedurstigen Herzen am Ausgange dieses Kampfes betheiligt ist, sich während desselben von Etzel erzählen läßt, warum er dereinst gerade um ihre Hand geworben habe.

Nach dem allen können wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß der Dichter den letzten Aufzug seines schönen Trauerspieles einer Umarbeitung unterziehen möge, um dem Stücke auch in diesem Theile dieselbe gewaltige Wirkung auf Leser, wie auf Zuschauer zu sichern, die dasselbe in seinen übrigen Theilen sicherlich haben muß. — a. —

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 28. Mai 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Karl Schnaase.

Von Anton Springer.

Die Gemeinde der Kunstforscher trauert um ihren Altmeister, um ihr willig und allgemein anerkanntes Haupt. Nicht der Silberkranz ehrenvoll verlebter Jahre, um Karl Schnaases Kopf gewunden, war es allein, der die Fachgenossen zu ihm aufblicken machte; er dankt die Erhebung auf den Meisterstuhl nicht minder auch der eigenthümlichen Vollendung seines persönlichen Wesens, der umfassenden Beherrschung der Wissenschaft und der harmonischen Verknüpfung derselben mit den Interessen der Bildung. Bei dem ruhigen, geräuschlosen Flusse seines Lebens ist Schnaases Persönlichkeit weiteren Kreisen nicht nahe vor die Augen getreten. Den Lesern seiner Schriften ist sie aber nicht fremd geblieben, da Schnaase in denselben sich nicht mit dem Anhäufen gelehrten Materials begnügte, sondern auch die Ideen und Empfindungen, die ihn bewegten, im Leben Halt gaben, seine Anschauungen bestimmten, in liebenswürdiger Weise mittheilte. Der Anschluß an die große Literaturperiode liegt in Schnaases Werken offen zu Tage, und das ist es, was ihre Anziehungskraft erklärt und dem Manne über die Fachgrenzen hinaus eine dauernde Bedeutung sichert. In Schnaases jungen Jahren — er ist am 7. September 1798 in Danzig geboren und studirte seit 1817 in Heidelberg und Berlin — glänzte noch der Abendschein der Romantik am Himmel, stieg gleichzeitig das Licht der Hegelschen Philosophie empor. Freilich die Sturm- und Drangperiode der Romantik war längst vorbei; die Begeisterung für die nationale Vergangenheit, das Interesse an mittelalterlichen Kunstformen bildeten gleichsam den letzten Nachhall derselben, welcher sich aber für das Emporkommen kunsthistorischer Studien günstiger erwies, als die erste geniale Periode Tieck-Wackenroders. Vor der Gefahr, in Mysticismus zu verfallen, und in der Formlosigkeit primitiver Kunstproducte überirdische, ideale Schönheit zu erblicken, bewahrte den jungen Mann die norddeutsche Geisteszucht, welche ihn frühzeitig lehrte, die einzelnen Empfindungen in strenge begriffliche Formen zu bannen und jede subjective Einseitigkeit zu fliehen.

Als Schnaase vor einigen Jahren seinem Freunde Waagen einen Nachruf widmete, hat er den günstigen Einfluß der Romantik und der Philosophie

auf das Erwachen und Erſtarken der Kunſtforſchung ausdrücklich anerkannt und einen Fingerzeig ſeiner eigenen Entwickelung gegeben. „Die Kunſtgeſchichte hatte (ſo lange dem antiken Idealismus ausſchließlich gehuldigt wurde) nur den relativen Werth, in der Antike den richtigen Weg, den man einſchlagen, in den andern Epochen die Verirrungen, die man vermeiden müſſe, aufzuzeigen. Es iſt begreiflich, daß dieſe unerfreuliche Aufgabe in möglichſter Kürze behandelt wurde und das Verſtändniß der mit ungünſtigen Augen betrachteten Kunſtepoche dabei nicht gedeihen konnte. Allerdings erhob ſich (im Anfange des Jahrhunderts) immer ſtärker eine Oppoſition gegen die ausſchließliche Verehrung der Antike und die dadurch begünſtigte hohle Idealität zu Gunſten des Mittelalters und der Berechtigung des Individuellen. Die romantiſche Schule mit empfänglichem und begeiſtertem Sinne rief eine Fülle von Geſtalten aus der Nacht der Vergangenheit hervor, und die Philoſophie ſchickte ſich an, neue Anſchauungen und Geſetze zu formuliren. Der Grundgedanke der heutigen Kunſtgeſchichte, der Gedanke des innigen Zuſammenhanges der Kunſt jeder Zeit mit dem Volksgeiſte und ſeiner weltgeſchichtlichen Stellung, wurde von ihr zuerſt in umfaſſender Weiſe geltend gemacht."

Wie bei den meiſten Gliedern der älteren Generation der Kunſtforſcher, war auch bei Schnaaſe das Kunſtintereſſe zuerſt allgemein äſthetiſcher Natur. Die techniſchen Fragen traten in den Hintergrund, der poetiſche Gehalt, der vom Standpunkt allgemeiner Bildung am leichteſten verſtanden wurde, empfahl ſich der nächſten Beachtung. Blieb doch Schnaaſe darauf angewieſen, nur ſeine Mußeſtunden künſtleriſchen Studien zu widmen. Seine fachmäßige Ausbildung führte ihn der Jurisprudenz zu, in richterlichen Aemtern verbrachte er den größten Theil ſeines Lebens. Dieſer Zwang vorläufig nur nebenſächlicher Beſchäftigung mit der Kunſt, verlockte ihn keineswegs zum Dilettantismus, hatte nur ein langſameres Reifen ſeiner Bildung zur Folge. Schnaaſe ſtand ſchon in den dreißiger Jahren, als er zuerſt als Schriftſteller im Kunſtfache auftrat. Die „Niederländiſchen Briefe", die Frucht einer 1830 unternommenen Reiſe, erſchienen 1834. Sie theilten mit manchem anderen vortrefflichen kunſthiſtoriſchen Buche, z. B. mit Rumohrs Italieniſchen Forſchungen, das Schickſal, daß ſie mehr gelobt als geleſen wurden und ſeit längerer Zeit ziemlich in Vergeſſenheit gerathen ſind. Und doch wäre es ſchwer, ein Buch zu nennen, das beſſer in das Studium der Kunſtgeſchichte einführte, als die Niederländiſchen Briefe, das klarer die verſchiedenen kunſthiſtoriſchen Aufgaben darlegte und die Luſt zu ihrer Löſung lockender geſtaltete, als Schnaaſes Erſtlingsbuch. Es überraſcht nicht, wenn man in der Vorrede lieſt, daß er in dem Buche auch Beiträge zur Philoſophie der Geſchichte liefern wollte, dazu eiferte ihn ſeine jugendliche Bildung an. Wie vollſtändig er ſich aber bereits aus den Feſſeln der Schulphiloſophie herausgearbeitet hatte, beweiſt der Zuſatz, den er

gleich anfügt, daß die Philosophie der Geschichte ebensosehr eine Erfahrungswissenschaft wie a priori sei und die Gestalt der Kunstgeschichte für dieselbe eine unbestrittene Wichtigkeit besitze. Als das Motto seines ganzen späteren wissenschaftlichen Strebens möchte man den Spruch auffassen, den er bei Gelegenheit der Schilderung etruskischer Grabkisten (S. 72) fällt: „Die eigenthümlich abweichende Richtung einer ganzen Classe von Künstlern, der Geschmack eines ganzen wenn auch zurückgesetzten Volkes ist nie bloßer Mangel der Vollendung, sondern immer ist damit auch der Ausdruck eines bestimmten, von der herrschenden Richtung abweichenden Geistes verbunden." Die Anerkennung des gleichen Rechtes für alle Kunstvölker, die gleichmäßige liebevolle Vertiefung in jede einzelne Kunststufe, ohne welche eine gediegene kunsthistorische Betrachtung nicht bestehen kann, enthüllt sich hier schon im Keime und daneben (in der Vergleichung der etruskischen Gestalten mit altchristlichen) die Freude, Wechselbeziehungen aufzusuchen und Verwandtschaften zu erörtern, wodurch ebenfalls das historische Urtheil an Fruchtbarkeit gewinnt. Das frühe Betonen des universalhistorischen Standpunktes ließ sich bei Schnaase erwarten. Er wäre aber niemals der bedeutende Kunsthistoriker geworden, wenn er nicht auch das lebendige Verständniß und die warme Empfindung für künstlerische Formen in sich entwickelt hätte. Der alte Bädeker fand ganz richtig einen Hauptreiz der Niederländischen Briefe heraus, und wußte die Kunst Schnaases, einzelne Bildwerke anschaulich, greifbar zu schildern, gar wohl zu würdigen. Er hat zahlreiche Stellen aus den Briefen seinem „Belgien und Holland" einverleibt. Die deutsche Literatur ist nicht so reich an lebendigen Beschreibungen von Kunstwerken, in welchen der Hauch der Phantasie, der jene geschaffen hat, verspürt wird, als daß wir es leichthin übersehen sollten, daß Schnaase auch die Fähigkeit zu malerischer Schilderung in hohem Grade besaß. „Durch da enge waldige Thal drängt sich ein Bach, mühsam über Felsblöcke sprudelnd. Hinter der Capelle auf der Höhe des einen Ufers steht der Mond. Wir sehen ihn nicht selbst, aber sein scharfes Licht trifft den Bach da, wo er hervortritt und blitzt auf den gebrochenen Wellen. Jenseits fallen nur einzelne Strahlen auf das dunkle Grün der alten Tannen, deren scharfe Aeste gegen den helleren Himmel hervortreten. Kein lebendiges Wesen ist sichtbar und nichts unterbricht die Einsamkeit der Nacht, in der wir das Rauschen des Baches stärker zu hören glauben." Wohlgemuth kann Schnaase nach diesen Sätzen den Leser fragen: Sie errathen wohl den Maler? Denn keinem Kundigen wird die treffende Charakteristik Ruysdaelscher Landschaften entgehen.

So hat Schnaase schon in seinem Erstlingsbuche seinen Beruf als feinsinniger, tief denkender, anmuthig schildernder Kunstforscher dargethan und wie weit ausgreifend seine Kraft sei, bekundet. Doch wäre er vielleicht nicht zu weiteren größeren literarischen Leistungen gekommen, wenn nicht das Schicksal

ſein äußeres Leben günſtig gewendet hätte. Länger als ein Jahrzehnt verbrachte er am Rheine, in Düſſeldorf. Die rheiniſche Kunſtſtadt ſtand in den dreißiger Jahren in ihrer ſchönſten Blüthenperiode. Die Enge der Verhältniſſe, die Armuth an mächtigen Anregungen galt nicht als Hinderniß des künſtleriſchen Schaffens. Künſtler und Publicum ſtanden in freundlichen Beziehungen zu einander, und fanden geringe Urſache, eine Aenderung der Lage herbeizuwünſchen. Daß ſich auf dieſe Art keine große nationale Kunſt entwickeln laſſe, das haben wir ſpäter einſehen gelernt. Immerhin dankten dem fröhlich eifrigen Treiben Düſſeldorfs die Kunſtfreunde mannichfache äſthetiſche Anregungen. Auch dieſe ſchloſſen ſich enger unter einander an und ſo zählte Schnaaſe außer Künſtlern auch noch Immermann und Uechtritz zu ſeinen näheren Freunden. Aus dem benachbarten Bonn ſprach der Hiſtoriker Löbell öfter vor und brachte die ſtrengeren wiſſenſchaftlichen Intereſſen im Düſſeldorfer Kreiſe zur Geltung. Er hat dem Schreiber dieſer Zeilen viele Jahre ſpäter noch mit Behagen von dem genußvollen Leben der Düſſeldorfer Freunde erzählt und nicht ohne eine wehmüthige Klage über die veränderten Zeiten geſchildert, wie ſehr jedes Glied des Kreiſes beſtrebt war, ſtets das Beſte den Anderen zu bieten, und das einzelne Streben mit den allgemeinen Ideen und höchſten Idealen in Einklang zu ſetzen. Von dieſem inneren Zuſammenleben und regen Austauſch der Gedanken hat ſich in unſerer Literatur ein köſtliches Denkmal erhalten. Schnaaſe traf auf einer Amtsreiſe in Weſtfalen einmal auf Zuſtände und Geſtalten, welche ihm der poetiſchen Verherrlichung wohl werth dünkten. Er theilte ſeine Eindrücke Immermann mit, welcher auf Grund der empfangenen materiellen Anregungen den Oberhof und den Hofſchulzen ſchuf. Doch nicht mit den Kunſtfreunden allein, auch mit den Künſtlern wurde Belehrung ausgetauſcht. Seit 1835 hielt Schnaaſe in einem engeren Kreiſe Vorträge über die Kunſtgeſchichte. Zunächſt handelte es ſich nicht um einen vollſtändigen, abgeſchloſſenen hiſtoriſchen Bau. Es ſollten die ſtrebſamen Künſtler der Gegenwart orientirt werden über die verwandten Bemühungen früherer Zeitalter und gleichſam aus ihrer Iſolirtheit, die ja namentlich in Deutſchland auf ihnen laſtete, geriſſen. Die erſte Anlage beſchränkte ſich nur auf einzelne zierlich und fein ausgeführte hiſtoriſche Bilder. Bei Schnaaſes raſtloſem Eifer und immer umfaſſenderen Studien konnte es aber nicht fehlen, daß die Dimenſionen des urſprünglichen Planes bald überſchritten wurden und die anregende, für einen kleineren Freundeskreis beſtimmte Arbeit in ein grundlegendes Buch ſich verwandelte, welches die deutſche Nation ihren beſten Schätzen beizählt. Im Jahre 1843 erſchien der erſte Band der „Geſchichte der bildenden Künſte", welchem bis zum Jahre 1864 noch ſechs weitere folgten. Daß die Geſchichte der bildenden Künſte ſeitdem in einer zweiten Auflage vorliegt, welche bis auf den letzten Halbband vollendet iſt, darf als bekannt vorausgeſetzt werden.

Dieſer ſeltene Erfolg macht allen Betheiligten Ehre. Die gebildeten Kreiſe offenbarten eine friſche Empfänglichkeit, wie ſie kein Schriftſteller ſich lebendiger und dauernder wünſchen kann, und die Kritik erinnerte ſich ihrer Ehrenpflicht, aufklärend und anregend da zu wirken, wo ihr eine wahrhaft gediegene Leiſtung entgegentritt. Wenn das Gedächtniß nicht trügt, ſo war es insbeſondere eine begeiſterte Anzeige Kinkels in der Allgemeinen Zeitung, welche dem Buche raſche Bahn brach und gleich im Anfange eifrige Leſer zuführte. Der Autor ſelbſt aber hat ein Werk geſchaffen, in welchem ſich nicht allein ſeine perſönliche Entwickelung bis an ſein Lebensende hell wiederſpiegelt, in welchem er auch der Entwickelung der Kunſtwiſſenſchaft einen feſten Markſtein ſetzte.

Ueber ſeine Aufgabe und ſeine Ziele hat ſich Schnaaſe in dem Vorworte zum erſten Bande (I. Auflage) in folgendem anſprechenden Satze geäußert: „Daß die Kunſt einer jeden Zeit der Ausdruck der phyſiſchen und geiſtigen, ſittlichen und intellectuellen Eigenthümlichkeiten des Volkes ſei, iſt eine Wahrheit, die jetzt im Allgemeinen Niemand bezweifelt. Mir ſchien aber auch, daß man die Werke der Kunſt als ſolche nur durch die Einſicht in dieſe Bedingungen ihres Urſprungs völlig verſtehen könne, daß daher die Kunſtgeſchichte ſelbſt auf dieſe Bedingungen umſtändlich einzugehen und den Proceß dieſer Durchdringung des Kunſtſinnes mit den ſonſtigen Lebenselementen aufzuzeigen habe. Es ſchien mir ferner, daß die Kunſt der verſchiedenen Völker eine bleibende Tradition darſtelle, daß ein Zuſammenhang da ſei, welcher verſtanden werden müſſe, ohne welchen auch die einzelnen Epochen nicht richtig gewürdigt werden könnten.“ Nach dieſen Grundſätzen begann Schnaaſe die Geſchichte der bildenden Künſte zu ſchreiben. Aber unwillkürlich empfingen dieſelben im Laufe des Werkes eine Modification. Nicht daß er ihnen untreu wurde, ſie aufgab oder verleugnete. Jeden Zeitabſchnitt leitet er durch eine culturgeſchichtliche Ueberſicht ein, ſtets betont er den Zuſammenhang der bildenden Künſte mit den Sitten des betreffenden Volkes, mit den literariſchen Tendenzen, mit der herrſchenden Weltanſchauung. Allmählich aber drängt die Fülle und der Reichthum der hiſtoriſchen Erſcheinungen die allgemeinen Ideen zurück, das Maß, das anfangs zwiſchen den beiden beſtand, wechſelt und während bei der Schilderung der altorientaliſchen Kunſt und ſelbſt der Antike die einzelnen Kunſtwerke gleichſam nur als Beiſpiele herangezogen werden, um die allgemeinen Geſetze zu erläutern, erſcheint die liebevolle eingehende Einzelſchilderung, die hiſtoriſche Verknüpfung der einzelnen Thatſachen in der Kunſtgeſchichte des Mittelalters beinahe der ſelbſtändige Zweck des Werkes. Den ſinnigen, philoſophiſchen Denker hat der kritiſche Hiſtoriker abgelöſt. So hat alſo Schnaaſe perſönlich dieſelbe Entwickelung durchgemacht, welche die hiſtoriſche Wiſſenſchaft vollzog. Mit Recht wird deshalb ſein Werk

als ein Markſtein in der Entwickelungsgeſchichte der Kunſtwiſſenſchaft geprieſen. In ſeiner Anlage und in ſeinen letzten Grundſätzen gehört es einer abgeſchloſſenen Bildung an, in welche noch die Romantik und die philoſophiſche Lehre hineinragen. Die Macht dieſer beiden Elemente iſt jetzt verklungen, der Glaube an die Möglichkeit eines philoſophiſchen Begreifens der hiſtoriſchen Erſcheinungen verſchollen, was an die Stelle trat, zum Theile noch in den Umriſſen verſchwimmend. Es wird lange währen, bis ein Forſcher den Muth finden wird, um wieder ein zuſammenfaſſendes Bild der ganzen Kunſtentwickelung zu bieten, und die Continuität und Geſetzmäßigkeit derſelben anſchaulich darzuſtellen. Nicht die Maſſe neuer Entdeckungen, nicht die Fülle des erſt in den letzten Jahren zugänglich gewordenen hiſtoriſchen Materiales tritt hindernd in den Weg. Man kann vielmehr in gewiſſem Betrachte ſagen: Seitdem wir vom Oriente, von der Antike ſo viel erfahren haben, hat ſich unſer Wiſſen davon verringert. Wir halten mit unſerem Urtheile, mit unſeren Erklärungen und Beſtimmungen zurück und weiſen den Gedanken, daß das Kunſtleben jedes einzelnen Volkes und jeder einzelnen Periode nur Vorſtufen für ſpätere Entwicklungsformen bilde, mit Entſchiedenheit zurück. Eine ganz andere Vertiefung in das Culturleben der verſchiedenen alten Nationen, als ſie früher möglich war, müſſen wir uns zur Aufgabe ſtellen, ehe wir wieder die Löſung der Probleme verſuchen, in welcher ſich ehedem die Philoſophie der Geſchichte gefiel und gefallen durfte, da jeder andere Weg noch verſchloſſen war. Wir dürfen von den Arbeiten der Ethnologen und der Sprachforſcher den günſtigſten Einfluß auch auf die Kunſtgeſchichte erwarten, wir wiſſen, daß z. B. das Bild der altägyptiſchen Kunſt erſt dann ein friſches farbiges Leben erlangen werde, bis ein Mann es entwirft, der nicht allein die Tempelformen, ſondern auch die Tempelinſchriften verſteht und was uns zum unorganiſchen Ganzen zuſammengeballt entgegentritt, in organiſche Beſtandtheile zu gliedern gelernt hat. Wir ſind aber nicht ungeduldig und verlangen nicht vom nächſten Tage die reifende Kraft vieler Jahre. Nur der Mahnung wollen wir eingedenk bleiben, daß die Wiſſenſchaft vorläufig eine Beſchränkung auf einzelne hiſtoriſche Kreiſe empfehle und ein Schweben im Weltäther, ein Träumen weltgeſchichtlicher Evolutionen bis auf weiteres verſchoben werden müſſe. Schnaaſe ging uns auch darin mit dem beſten Beiſpiele voran. Die letzten Bände der zweiten Auflage ſeines Werkes ſind ein treffliches Muſter ſtrenger hiſtoriſcher Methode, welche niemals den feſten Boden der Thatſachen verläßt, von der genauen Analyſe der letzteren ausgeht, und das volle Recht des individuellen Daſeins, für ſich zu gelten, ſich ſelbſt zu genügen und nicht blos als Vorbereitung einer anderen, höheren Exiſtenz zu leben, anerkennt. An der zweiten Auflage haben zahlreiche jüngere Schriftſteller mitgearbeitet und jeder Mitarbeiter iſt von dem Werke mit erhöhter Pietät für Schnaaſe,

mit entſchiedenem Zuwachs an eigenem Wiſſen und Können geſchieden. Dieſes befreundete Zuſammenleben mit dem jüngeren Geſchlechte iſt für Schnaaſe's Perſönlichkeit bezeichnend. Niemand konnte williger fremde Verdienſte anerkennen, niemand ſich herzlicher über das Emporkommen friſcher wiſſenſchaftlicher Kräfte freuen. Bedächtig und ſcharf prüfte er jede fremde Meinung, von raſchem, ſprungweiſen Wechſel der Anſichten blieb er ſtets weit entfernt. War er aber von der Richtigkeit einer wiſſenſchaftlichen Entdeckung überzeugt, ſo koſtete es ihn nicht die geringſte Mühe, etwa den eigenen früheren Irrthum zu bekennen, ſo galt es ihm als Ehrenſache, jener zu ihrem vollen Rechte zu verhelfen. Mit ihm zu ſtreiten, brachte ſtets der Sache Gewinn, und lehrte ihn als Gegner, gleichviel ob er Sieger blieb oder nicht, nur noch höher achten. Schnaaſe's wiſſenſchaftliche Bedeutung reicht hin, um ihm ein dauerndes ehrenvolles Andenken zu verſchaffen. Und doch war die wiſſenſchaftliche Größe nur eine Seite ſeiner feinen und edlen Natur und beſaß er noch viele andere Eigenſchaften, die ihm ein liebevolles Gedächtniß in den Kreiſen der Zeitgenoſſen und des jüngeren Geſchlechtes ſichern. Wir beklagen den Verluſt eines hervorragenden Gelehrten, eines ebenſo wackeren Menſchen.

Franzensbad.

Von Richard Radonet.

Der Weltruf der böhmiſchen Bäder iſt ſo gar alt noch nicht. Wohl rühmt jener unbekannte Mönch, der zur Zeit der Hohenſtaufen in einem norditaliſchen Kloſter den Verſuch wagte, ein geographiſches Lexikon zu ſchreiben, den Metallreichthum und die ſchönen Weine des Böhmerlandes, er gedenkt der Fichten und Tannen auf den Bergen, in denen Bär und Eber hauſen und jener ſagenhafte Urochs, den die Tſchechen Loth nannten, er erwähnt der Futter- und Heilkräuter, die da in Menge wachſen; ja ſogar die gemüthliche Höflichkeit der angrenzenden Meißner iſt ihm wohlbekannt. Aber von den Heilquellen ſpricht er nirgends, ſo wenig er der Mineralbrunnen am Rheine, der Bäder Lothringens, der Salzquellen Sachſens vergißt. Und wenn auch, wie ich vermuthe, ſogar die Kunde von den heißen Quellen Islands ihn erreichte, weder vom „Sprudel" und vom „Steinbad" noch vom „Franzensbrunnen" hatte er gehört. Immerhin mag der Gebrauch dieſer Quellen weit in vorhiſtoriſche Zeiten hineinragen, die ſo kraftvolle, energiſch zu Tage tretende, wohlthätige Naturgaben nicht leicht überſehen konnten. Und ſo mögen die

Einwohner des nordböhmiſchen Landes wohl nicht der Schweine Ritter Koloſtuis bedurft haben oder des Hirſches Kaiſer Karls, jener Thiere, die mit den Entſtehungsſagen faſt aller Bäder ſeit dem Alterthum verknüpft ſind, um die Heilkraft der heimiſchen Gewäſſer zu erproben. Freilich ſind uns nicht, wie im Weſten Deutſchlands, Denkſteine erhalten, auf denen der römiſche Officier dem keltiſchen Sonnengott dankbar die Heilung der Wunden beſcheinigt, die er ſich in den Markomannenkriegen geholt. Aber kein hiſtoriſches Bedenken hindert unſere Phantaſie anzunehmen, daß wiederum auch ſchon der markomanniſche Krieger in den heißen Quellen ſeines Landes Heilung ſuchte und fand, wenn wir auch wohl auf die Auffindung einer alten Badeliſte für immer verzichten müſſen. Wie dem auch ſei, erſt ſeitdem im Beginn der neuen Zeiten das Badeleben einen erneuten Aufſchwung nahm, ſind neben anderen die böhmiſchen Bäder emporgekommen: Karlsbad unter den Luxemburgern, am Ausgang des ſechszehnten Jahrhunderts Teplitz, und Franzensbad gar erſt ein paar Jahrhunderte ſpäter.

Wenn man von Marienbad abſieht, deſſen Quellen eigentlich nur zu den indifferenten zählen und deſſen Bedeutung ſich mit der der genannten Bäder nicht vergleichen läßt, ſo iſt Franzensbad der jüngſte und modernſte der böhmiſchen Curorte. Nicht als ob auch die Quelle von Eger nicht längſt bekannt geweſen wäre. Schon bei dem alten Kosmographen Sebaſtian Münſter im ſechszehnten Jahrhundert leſen wir, daß die jungen Leute das Waſſer des Sauerbrunnens, der auf einem Felde bei Eger entſprang, in Krügen in die Stadt zu tragen pflegten, ein Gebrauch, den man jetzt noch an jedem ſchönen Abend beobachten kann. Damals wie heute mag das perlende Waſſer nicht blos zum Curgebrauch verwandt worden ſein; ganz wie es am Rheine Sitte war, mochten auch die ehrbaren Bürger von Eger den ſchweren rothen Elbwein von Außig, den Podskalkier, wie man ihn hieß, mit ihm gemildert haben. Denn daß die Sitte, Wein mit Sauerbrunnen zu miſchen, nicht neu iſt, erfahren wir aus dem Reiſetagebuch eines luſtigen Benedictinermönchs, der bald nach dem dreißigjährigen Kriege mit kaiſerlichen Officieren am Rhein herumſtrich. „Man hat uns, wie gebräuchlich, ein Sauerbrunnenwaſſer über Tafel auffgeſetzt", ſchreibt er in Breiſach, „ſo nit fern davon entſpringet, von welchem, als wür davon etwas in Wein gegoſſen, es alſo aufgeſtigen mit einem Feimb, als wan es mit dem Wein ſtreiten wolte". In die Zeiten kurz vor dem großen Kriege fällt auch die erſte regelmäßige Verſendung des Egerſäuerlings, zu welchem Zwecke die Stadt in der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts ein eigenes Gebäude in der Nähe des Quells errichten ließ, dem ſich dann nicht viel ſpäter ein Verpflegungshaus anſchloß. Wohl war der Ruf des Waſſers, das in mit des Raths Wappen verſiegelten Flaſchen weit und breit verfahren ward, bald ein

derartiger, daß er der Stadt viel Geld und Nahrung einbrachte, von einem Badeorte aber konnte erſt am Ende des vorigen Jahrhunderts geſprochen werden, als Kaiſer Franz II. die Protection des raſch aufblühenden Ortes, dem er ſeinen Namen lieh, übernahm, unentgeltlich Bauplätze vertheilen ließ, Neubauten anordnete oder unterſtützte. Leicht überflügelte das Bad nun den Ruf des Kukusbades bei Gradlitz und der Quellen von Desny und konnte ſich bald an die Seite von Karlsbad und Teplitz ſtellen, zumal bald darauf in kurzen Zwiſchenräumen nach einander noch eine Menge anderer Quellen auf dem ſumpfigen Boden entdeckt wurden, die freilich den alten Ruhm des neuen „Franzensbrunnen" nicht überboten. Die Gründung des Curorts war nicht die ſchlechteſte Maßregel des Kaiſers, deſſen Broncestandbild den Eingang des Parkes zu zieren beſtimmt iſt. Wir möchten bezweifeln, daß es dieſen Zweck erfüllt. Freilich war es nicht die Schuld Schwanthalers, wenn die Figur den Eindruck faſt peinlicher Langeweile macht, eine Eigenſchaft, die ſie indeß mit den meiſten Standbildern deutſcher Fürſten aus neueren Zeiten theilt.

Aber nicht nur die Statue, auch der ganze Curort trägt das Gepräge des Eintönigen. Eine langweilige Freundlichkeit liegt auf ſeiner breiten Phyſiognomie; keine krumme Straßenlinie, keine vorſpringende Ecke, kein kecker Wurf irgend eines verwegenen Baukünſtlers belebt dies ſtarre Antlitz. In ausgedehnter Behaglichkeit liegt die Kaiſerſtraße da, parallel mit ihr oder rechtwinklig ſie durchſchneidend laufen noch einige andere Straßen ganz gleichen Ausſehens, hie und da zeigen ſich am Rande breiter Wieſen oder kümmerlichen Gebüſches einige andere größere oder kleinere Gebäude mit den unvermeidlichen Säulengängen, da und dort ein paar Kiosks oder runde Tempel, unter denen Quellen ſprudeln, ein mäßiges Quadrat voll leidlich alter Bäume, das den Namen „Park" trägt. Da haben wir den ganzen Ort. Wie aus einer Spielſchachtel ausgepackt, ſtehen Straßen und Häuſer da, recht geradlinig, ſauber und anſtändig. Will man dieſen Eindruck in ſeiner ganzen Fülle genießen, ſo braucht man nur mitten in der Saiſon etwa in den ſpäten Morgenſtunden durch die Kaiſerſtraße zu gehen. Zwiſchen den vielfenſtrigen, mehr oder weniger eleganten Miethcaſernen, die in der grellen Sonne liegen, zittert dumpfglühende Hitze über der breiten ſtaubigen Straße; keine Seele iſt weit und breit zu erblicken; unter irgend einer der zahlloſen grünen Bänke, die an den Häuſern ſtehen, liegt ein Hund, der ſelbſt zu faul iſt, nach den Fliegen zu ſchnappen, die ſeine Naſe umſchwärmen; alle Fenſter ſind geſchloſſen; an einer Stelle klingt wohl dumpfes Claviergeklimper, mit dem eine heroiſche Berlinerin der Grabesruhe und der zum Nichtsthun zwingenden Hitze zu trotzen ſucht. Es überkommt einen die Stimmung, in welcher der Indier ſich platt auf die Erde wirft und ehrfurchtsvoll das große Wort

„Om" ſagt. Ich glaube, man könnte es ruhig thun, ohne auch nur bemerkt zu werden. Höchſtens der Kellner würde ſich wundern, der dort mit einem Teller Suppe vorſichtig über die Straße ſchleicht. Der große Pan ſchläft. Das iſt etwa der Anblick des Ortes im Sommer zwiſchen zehn und ein Uhr am Tage.

Ganz anders in den frühen Morgenſtunden, ganz anders am Nachmittag. Schon kurz nach Sonnenaufgang ziehen einzelne Schwärmer durſtig den heilenden Quellen zu. Von da an ſteigert ſich das Leben auf den Straßen und in den Colonnaden bis gegen acht Uhr, um dann wieder raſch abzunehmen. Ein buntes Gewimmel lauſcht den Weiſen der Curcapelle, die in der Nähe der Franzensquelle ſpielt, alle möglichen und unmöglichen Morgentoiletten werden da zur Schau getragen, vor allem aber mag der Freund ſchöner Frauenhaare dann ſeine Rechnung finden. Denn in natürlicher Geſtalt und Fülle, unbeengt durch die Kunſt der Mode, iſt der Schmuck da zu ſehen, und da die Badegäſte meiſtens Frauen ſind, ſo verlohnt ſich die morgendliche Studienreiſe zu den Quellen gar wohl.

Die Hauptbeſtandtheile der Quellen von Franzensbad ſind eiſenhaltige Salze und vor allem Kohlenſäure in gewaltiger Menge. Die letztere wiegt vor in der Neuquelle und Franzensquelle, ſowie im kalten Sprudel, die erſteren in der Salzquelle und Wieſenquelle; unangenehm wegen ihres Eiſengehaltes ſchmeckt die Louiſenquelle, die wohl aus dieſem Grunde meiſt nur zu Bädern benutzt wird. Die älteſte Quelle, der Franzensbrunnen, iſt am wohlſchmeckendſten und erfriſchendſten, ſie befindet ſich unter einem ſäulengetragenen Rundbau in der Nähe des Curhauſes, an welches ſich die mit Kaufläden beſetzte Colonnade anſchließt, die bei ſchlechtem Wetter der einzige Zufluchtsort der Gäſte iſt, wie bei gutem der ſogenannte „Park". Salzquelle und Wieſenquelle, die etwas abſeits von dieſem Mittelpunkte des Curlebens liegen, ſind durch ein langes, wenn auch nicht „herrliches", ſo doch „ſäulengetragenes Dach" mit einander verbunden. Unter einem und demſelben Baue hauſen der kalte Sprudel und die Louiſenquelle. Die Neuquelle hat ihren Tempel für ſich. Natürlich helfen wie allenthalben die Quellen gegen Alles, in Wahrheit aber wirken ſie bei fehler- oder mangelhafter Blutbildung, bei geſtörter Ernährung und bei Erſchlaffung des Nervenſyſtems wirklich oft wunderbare Reſultate, wozu denn freilich, wie uns von kundiger Seite verſichert ward, der Mangel aller und jeder Aufregung ſein wohlthätiges Scherflein mit beiſteuert. Und ſo nimmt auch die Langeweile die tröſtliche Maske der Heilgöttin vor und der langſame, würdevolle Schritt des Curgaſtes, ſein ganzes ennuyiertes Air wird zugleich Mittel und Symptom der Heilung.

Iſt die Trinkcur beendet, ſo begiebt man ſich in den „Park", in deſſen breiter Hauptavenue der Kaffee getrunken wird, meiſt von vorzüglicher

Güte, nach den Strapazen des Auf- und Abwandelns, das zur Verdauung des ungewohnten kalten Waſſers von den Aerzten verordnet iſt, ein wahres Labſal. Nach kurzer Pauſe begeben ſich dann die Meiſten in die Bäder, die zum Theil Moorbäder, zum Theil Quellenbäder ſind, oft auch vereinigt werden. Die Quellenbäder werden auf beſondere Art geheizt. Durch Oeffnungen im Boden der Wannen ſteigt dann das Waſſer am Körper empor, den es im Nu mit den ſilberblinkenden Bläschen kohlenſauren Gaſes überdeckt, das eine ſo erfriſchende und anregende Wirkung auf die Haut ausübt, daß die triviale Redensart, man fühle ſich wie neugeboren, zur Wahrheit wird. Franzensbad beſitzt drei große Badehäuſer, von denen das Loimannſche in jeder Beziehung das erſte iſt, ein umfangreicher Bau, der gegen zweihundert Badezellen enthält, die ſich durch Eleganz und Sauberkeit vor denen vieler anderer Bäder, auch beſonders vor den meiſten Karlsbads, vortheilhaft auszeichnen. Den Stoff zu den Moorbädern liefert die feuchte Torfrinde, die großentheils den Boden des weiten Thalkeſſels, in welchem der Ort liegt, in einer Mächtigkeit von faſt acht Ellen bedeckt. Appetitlich ſieht ein ſolches Moorbad freilich nicht aus, und es mag Ueberwindung koſten, zum erſtenmal in die lauen, ſchwarzbraunen Schlammmaſſen, in denen ſich zwar Holzſtückchen, Wurzelenden und Faſern, viele andere Dinge aber nicht erkennen laſſen, hineinzuſteigen. Aber auch hier iſt die Wirkung eine ſtaunenerregende. In Folge des Gehaltes an Gerbeſtoff iſt der Einfluß dieſer veräſtelten und conglomerirten Materie, in der man beim Zerreißen die feinen ſilberweißen oder gelblichen Fäſerchen des kriſtalliſirten Eiſenſalzes oft erblicken wird, ein im hohen Grade toniſcher. Die Elaſticität der Haut wird durch die Reizung wieder hergeſtellt und damit auch die erſchlaffte Thätigkeit der inneren Functionen. So iſt ihre Heilkraft noch größer als die der bloßen Quellenbäder, beide aber werden an Wirkung noch übertroffen durch die reinen Gasbäder, deren Herſtellung bei dem Ueberfluß des Bodens an kohlenſauren Gaſen nicht viel Schwierigkeiten bereitete. Nach dem Genuß des Bades ziehen ſich die Gäſte in ihre Wohnungen zurück, um zu ſchlummern, Briefe zu ſchreiben, zu leſen und mit der Toilette den Plan für den Tag zu machen.

Und dieſer Plan iſt meiſt ſehr einfach. Das Fatum des Curgaſtes iſt der ſchon oft genannte „Park", der die Kaiſerſtraße abſchließt. Das iſt der einzige ſchattige Platz des weiten Thals und das muß man ihm ſchon laſſen. Sonſt verdient er ſeinen Namen kaum; es iſt eine breite, kurze Straße, die von beiden Seiten durch einen kleinen Wald begrenzt wird. Hier iſt der Sammelplatz des geſammten Badeorts früh und Nachmittags. Wenn man das unvermeidliche „Wiener Schnitzel" zu einem „Pfiff" Böslauer verzehrt hat, ſei es nun im Roſengarten des „Brandenburger Thors", in der „Poſt" oder in einem der anderen Gaſthöfe, aus denen uns

beim Eintritt, wie faſt in allen dieſen böhmiſchen Erquickungsorten, der wohlbekannte Duft von Pferdeſtall und Backhändeln entgegenſtrömt, ſo geht es zum Concert in den „Park". Die Muſik iſt, wie überall in Böhmen, meiſt vortrefflich; an den zahlreichen weißen Tiſchchen mit den rothgeblumten Kaffeedecken ſitzt eine reichgeſchmückte Damengeſellſchaft aus allen Ländern Europas, wenige Herren, die rauchen und die Zeitung leſen, dazwiſchen im Waldesgrün, wie Eier auf dem Salat, die weißen Uniformen der Officiere der Egerer Garniſon, die ſeit alter Zeit Verpflichtung und Vorrecht haben, hier die „verfluchten Kerle" zu ſpielen, was ihnen bei ihrer Ausdauer hin und wieder gelingen mag. Mit der Dämmerung leeren ſich die Tiſche, Alles begiebt ſich zur Ruhe, man müßte ſich denn in das Theater zwängen, wo irgend eine Wiener Poſſe ſchlechteſt nachgeahmt wird, oder einer Reunion im Curſaale beiwohnen wollen, auf der dann vielleicht Fäden weitergeſponnen werden, die im „Park" angeknüpft wurden.

Weiter als in den „Park" wagt ſich der rechte Curgaſt nicht, es müßte ihn denn in einem kühnen Augenblicke der Wegweiſer verlocken, auf welchem die Worte ſtehen: „Nach der Ludewigshöhe". Nun Glückauf! In einer Viertelſtunde biſt Du durch die paar Kornfelder auf die ſogenannte Höhe gelangt. Und welche Ausſicht! Die Hauptſache iſt doch abermals wieder der „Park". Aber wer ſo recht Muth und Kraft im Herzen ſpürt, der geht wohl auch eine Viertelſtunde weiter und trinkt ſeinen Kaffee in der „Stöckermühle" oder gar auf der „Antonienhöhe", die indeß noch am meiſten einen Beſuch lohnen dürfte. Hier gewinnt man doch einen Ueberblick über den weiten Thalgrund, der von den Ausläufern des voigtländiſchen Hochlandes, des Fichtelgebirges und der Vorberge des Böhmerwaldes, ſowie von den Höhen des Egerthales eingefaßt wird, ein mit Schlöſſern, Capellen, Klöſtern, Dörfern und kleinen Städtchen reichbeſetztes Terrain, blühend und vorzüglich angebaut. Allenthalben wird der Blick hinausgedrängt, der Curort vermag uns nicht zurückzuhalten; wir folgen gern, denn uns wird leicht zu folgen. Freilich ſind die Pfade meiſt ſonnig, die wir wandern; nur ſelten neckt uns ſpärlicher Baumwuchs mit der unerfüllten Hoffnung labenden Schattens. Hat man dieſe Beſchwerlichkeit aber einmal überwunden, ſo zeigt ſich die Umgegend doch in hohem Grade des Beſuches werth.

Wenn man die Kaiſerſtraße entlang an dem Dorfe Schlada vorüber die Straße nach Eger einſchlägt, ſtößt man rechts bald auf einen wohlgepflegten Weg, der zu dem heute noch immer räthſelhaften Kammerbühl führt, möglicherweiſe dem Reſte eines Schlammvulcans, welcher durch das Intereſſe, das Goethe an ihm nahm, eine claſſiſche Bedeutung erlangt hat. Mehrere Male hat er ihn beſucht, in Begleitung des Grafen Sternberg; der in den Hügel gelegte Stollen verdankt wohl ſeiner Anregung ſein Entſtehen. Vom

Wege aus erblickt man über das wogende Korn den Hügel kaum, er ist nur etwa ein halb Hundert Ellen hoch, langsam steigt er vom Wege aus an, um steiler an der entgegengesetzten Seite abzufallen. Aus dem kurzen Rasen, den die rothe Pechnelke und der würzige wilde Thymian zieren, der Feldquenel, „die kleine Feldkönigin“*), ragen schwarze Basaltsäulen auf, wie in einem Kranze den elliptischen Gipfel umgebend, an dem Tuff und poröse Lava zu Tage treten, dessen theilweise aufgegrabener Krater verwitterte Laven und Basalte an seinen senkrechten Wänden bloslegt. In toller Studentenlaune haben wir hier einst um Mitternacht um ein hochloderndes Feuer gesessen und gräßliche Töne in die stille Nacht entsandt, bis die Hunde anschlugen in den entfernten Höfen und Lichter sichtbar wurden in den Fenstern. Die Wachtel schlug in den Getreidefeldern, wir aber zogen heim in dem stärkenden Bewußtsein, den sinkenden Volksaberglauben wieder ein gut Stück auf die Beine geholfen zu haben. Denn so recht geheuer soll es in dem alten Feuerberg doch nicht sein, Gnomen und anderes Gesindel haben hier allzeit eine bereite Stätte gefunden. Aus den Tuffblöcken des Kammerbühls ist auch jener uralte Wartthurm in Eger erbaut worden, wann und von wem kann Niemand sagen, aber das ist sicher, daß er älter ist als die ganze Stadt. Er erinnert an die räthselhafte Warte von Eilenburg, mehr noch an die Bauart der merowingischen Porta nigra im alten Trier.

Er ist das erste, was man vor der Stadt Eger erblickt, die man auf der Straße nach der Oberpfalz in einer guten Stunde erreicht. Rußig und finster tritt uns die alte, interessante Stadt entgegen; mit hohlen Augen schauen uns die Trümmer des Staufenschlosses an, in dem die Generale des Friedländers ihr berühmtes Banquet abhielten, darüber der Heidenthurm, zu unsern Füßen die Eger, deren Krümmung der Stadt ihren böhmischen Namen Cheb gab, und über ihr an den Felshängen des steilen Flußufers Gärten und Landhäuser in Fülle. Der Eindruck latenter Reinlichkeit kennzeichnet, wie die meisten böhmischen Städte, auch Eger; selbst der Ring der Stadt ist davon nicht ausgenommen, nur die neuen Stadttheile nach dem Bahnhofe zu zeigen hierin einen Fortschritt. Und doch ist Eger eine deutsche Stadt immer gewesen in ihrem Charakter und an Gewerbfleiß, Handel und Industrie, nach Prag und Reichenberg heute die erste Stadt des Landes. Als militärische Position gegen die vordringenden Slaven gewann die Gegend früh Beachtung und Bedeutung, und bis in die neuesten Zeiten hinein haben sich im Egerlande Trachten, Sitten und Gebräuche alter Tage schärfer als anderswo erhalten. Hier in der Gegend schlug wahrscheinlich der Wendenkönig Samo

---

*) veltquenela mittelhochdeutscher Glossare. Die Deutung verdanke ich einer mündlichen Mittheilung Adolf Bacmeisters.

im siebten Jahrhundert die Truppen seines früheren Landesherren Dagobert, hier im Thale des Flusses Agara kämpften die sächsischen Truppen des Prinzen Karl, eines Sohnes von Karl dem Großen, gegen die Tschechen und jagten ihnen solche Furcht ein, daß der verkehrte Name des großen Kaisers, Kral, dem slavischen Manne fürder zur Bezeichnung des Herrschers überhaupt ward. Ein Jahrhundert später haben dann die Markgrafen von Vohburg, denen die Wacht an der Eger übertragen ward, Burg und Stadt gegründet, in der die Hohenstaufen viel Haus hielten, nachdem die Stadt durch die bekannte Heirath des Rothbarts an die Familie gekommen war. Seitdem war Eger Reichsstadt. Während des Interregnums bemächtigte sich der schlaue Böhme Ottokar der Stadt, sie ward ihm indeß 1276 durch ein Austrägalgericht abgesprochen und als Reichsdomäne betrachtet. Als solche ward sie von Ludwig dem Baier an Johann von Böhmen verpfändet, bei welcher Krone sie denn auch fürder verblieben ist. Im Jahre 1270 brannte die Stadt ganz nieder bis auf die Spitalkirche zum heiligen Geist, heute St. Bartholomäi. Es konnte nicht fehlen, daß ein solcher Grenzpunkt schon früh ein Mittelpunkt des Handels ward, schon im Beginn des vierzehnten Jahrhunderts machten die Juden ein volles Viertel der Bevölkerung aus, bis sie im Jahre 1350 durch den Pöbel sämmtlich ermordet wurden. Heute bilden sie jedoch wieder einen ganz beträchtlichen Bruchtheil der Einwohnerschaft, wenn eine Wanderung durch die Straßen diesen Schluß gestattet. Unter den Geschlechtern der Stadt sind die Schlicks zu nennen, Rathsherren und oft Bürgermeister, mit ihnen verwandt war Caspar Schlick, der bekannte Rath Kaiser Sigmunds, der, wie wir sehen werden, auch ansässig in der Gegend war; dann die Spervogel von Neuhaus, deren Wappen mit der Jahreszahl 1292 im Kreuzgang des Dominicanerklosters zu finden ist. Man kennt einen Minnesänger Spervogel, ich vermuthe, daß er in diesen Gegenden zu Hause war. Das Stammschloß der Familie, Neuhaus, ward von der Stadt gebrochen. Später ward Eger eine Festung, bis sie im Jahre 1809 geschleift ward; im vorigen Jahrhundert galt sie für den festesten Ort in ganz Böhmen. Der Rath besaß die Landesunmittelbarkeit und das Münzrecht, das er noch im Jahre 1743 ausübte. Wir ziehen durch die krummen und bergigen Straßen der Stadt und lassen uns in dem sauberen Weinhaus der Bindergasse aus gewaltiger Zinnkanne einen frischen Trunk Nesmelyers verabreichen, dann gehen wir über den Ring nach dem Stadthaus. „Ist der Herzog in seinem Zimmer bei der Alten Apothekhen in Alexander Pachelbels Hause niedergemacht" steht im Stadtbuch des Egerer Archivs. Das Zimmer, in welchem Wallenstein ermordet ward, wurde mir nicht gezeigt, wohl aber die Räume, die er sonst bewohnte; da werden Briefe von ihm vorgewiesen und einige sonstige Reliquien. An der Wand hängt sein Bild

mit ſchroffen, realiſtiſchen Zügen, ohne jeglichen Ausdruck ſterndeuteriſcher Speculation. Auch Kaiſer Leopold I. beſuchte einſt den Ort, noch im Jahrhundert der Ermordung. Als einer der Hofherren mit loyalem Eifer ausrief, daß hier die Stätte ſei, wo der große Verräther ſeinen Lohn gefunden, wandte ſich Leopold und ſagte: „Weißt Du gewiß, daß er ein Verräther war?“ Schon damals alſo regten ſich Zweifel an der Echtheit der Beſchuldigung des Verrathes, vielleicht lag noch mehr in der Aeußerung des Fürſten: die vorſichtige Verneinung des Verdachtes. Durch die Convention von Znaim war die Macht des Kaiſers factiſch in Wallenſteins Hände gerathen, er hatte mit ſeinem höchſten Triumph ſein Todesurtheil unterzeichnet. Er oder der Kaiſer! Ferdinand konnte nicht anders; Wallenſtein hatte die Noth des Kaiſers in einer Weiſe ausgebeutet, die eine andere Löſung nicht zuließ. Dies iſt die Erklärung des Vorgangs, nicht ſeine Entſchuldigung. In der Burg beſichtigen wir noch die Doppelcapelle, neben denen von Landsberg und Freiburg an der Unſtrut eines der wenigen Beiſpiele dieſer merkwürdigen Bauten in Deutſchland.

Auf bergiger Straße kehren wir der alten Stadt den Rücken und wandern durch den Wald, immer auf der Landſtraße, über den Grenzort Wies, der mitten in hübſchen Baumgruppen liegt, nach dem bayeriſchen Markt Waldſaſſen, den man in zwei guten Stunden von Eger aus erreicht. Weithin ſieht man die Thürme der Ciſtercienſerabtei ſchimmern, die im zweiten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts in der Waldeinöde an der Wondreb gegründet wurde. Von dem alten Bau iſt, wie gewöhnlich in Bayern, nichts mehr übrig; an ſeiner Stelle erhebt ſich in jeſuitiſchem Barocſtil eine jener zweithürmigen, weißangeſtrichenen Kirchen mit rothem Dach und ſeltſam ausgeſchnittenen Fenſtern, die mit wenigen Ausnahmen in faſt allen katholiſchen Ländern des deutſchen Südens die edlen Formen des romaniſchen und franzöſiſch-deutſchen Stiles verdrängt haben. Ob man Maria Taferln und Mölk an der Donau ſieht, die Wallfahrtskirche von Friedberg im Lechgebiet oder Banz und Vierzehnheiligen am Main, überall derſelbe Charakter ſchnörkelhaften, zuckerbäckeriſchen Schwulſtes, mit dem allerdings die Malerei, Wolken und Poſaunenengelſculptur und die goldflitterſtarrenden Knochen im Innern wohl übereinſtimmen. Man darf wohl ſagen, daß die Natur bedeutend dadurch geſchädigt wird, in Umkehrung des Spruches auf jenem Karlsbader Denkmal, das ein Curenthuſiaſt „dem Verſchönerer der Natur“, Herrn Baron Soundſo, dankbar errichtet hat. Regensburger Würſtchen und ein Ablaßbrief des Biſchofs Ignatius, der an den Häuſern angeklebt iſt, verkünden einen neuen Culturkreis.

Von Waldſaſſen kann man auch einen Fußweg durch ein prächtiges Waldthal nach der Höhe der Annacapelle wählen, die weitleuchtend das Thal von Franzensbad

beherrſcht und von der man den Ort in einer guten Stunde erreicht. Der Weg iſt einſam und wenig begangen, ſchöne Kirſchfalter ſetzten ſich mir zutraulich auf Hut und Rock, und nur einen Holzfäller traf ich. Er zeigte mir den Weg zu einen traulichen Jagdhaus, wo ſich halbwüchſige Jungen eben damit beſchäftigten nach einem mächtigen Bilde des großen Kurfürſten, das Gott weiß wie dahin gekommen ſein mochte, mit Holzpfeilen zu ſchießen, natürlich in voller politiſcher Unſchuld. Sie kannten den alten Herrn übrigens nicht, ſie fanden nur, daß er eine ſehr dicke Naſe habe. Vom Forſthaus ſteigt man dann über Moorgründe den Berg zur Capelle hinauf, von wo man Gott ſei Dank den „Park" wiederſieht. Thalatta! Thalatta!

Das iſt wohl der größte und lohnendſte Ausflug, der ſich uns bietet. Nicht zu verachten iſt indeß ein nochmaliger Einfall auf bayriſches Gebiet, diesmal nicht in die katholiſche Oberpfalz, ſondern in das proteſtantiſche Franken. Da hängt ſteil über der Eger ſtark umwaldet ein altes Felſenneſt der Brandenburger, die Burg Hochberg, in den Huſſitenkriegen als ſtarke Feſte oft genannt, mit prächtiger Ausſicht über ein weites Waldgebiet.

Näher noch und bequem auf Wieſenpfaden zu erreichen iſt das Schlößchen Seeberg, einſt im Beſitze Caspar Schlicks, nun eine Domäne der Stadt Eger. Es trägt im Ganzen noch den Charakter der Burgen des fünfzehnten Jahrhunderts, etwa wie die ſächſiſchen Schlöſſer im Muldenthale: Kriebſtein, Rochsburg, Wolkenburg. Der Fels tritt hier in ſonſt einförmiger Gegend an einigen Stellen ſchroff zu Tage. Von Fels zu Fels führt eine Brücke, unter der der Seebach der Eger zueilt.

Wenn man zu dieſen Wanderungen nicht das langweilige Mariaculm, eine Wallfahrtskirche gemeinſten Schlages in der ſchattenloſen Höhe von mehr als dreitauſend Fuß, deren ſagenhafte Gründungsgeſchichte, vielfach dramatiſch verarbeitet, das Herz ſchon mancher gefühlvollen Köchin bewegt hat, hinzufügen will, ſo iſt damit der Kreis der landſchaftlichen Genüſſe unſeres Badeortes erſchöpft und es bleibt uns nichts übrig, als in einem Winkel des „Parks" nach der Scheibe zu ſchießen und der alten Wahrheit eingedenk zu ſein, daß das Nützliche nicht immer mit dem Angenehmen verbunden iſt.

Ein undankbares Geſchlecht, wie wir nun einmal ſind, laſſen wir uns nicht genügen an der Heilkraft allein; geiſtige Friſche wollen wir uns zugleich mit der körperlichen aus den Quellen holen. Aber die Naiaden achten des Spottes nicht, Segen gießen ſie aus ohne Ende über Gerechte und Ungerechte, unermüdet ſpenden ſie das perlende Naß und ſie wiſſen ja doch, daß Tauſende dankbar ihrer gedenken.

Parteien und Männer in Ungarn.

Die neueſte ungariſche Geſchichte datirt vom Jahre 1867, da die Länder der Stefanskrone aus dem Verbande des öſterreichiſchen Staatenbundes ausgeſchieden, ſich ſelbſt, oder vielmehr den Magyaren wiedergegeben wurden. Wenn auch das Ausland den Chauvinismus der Kalpakträger belächelte, die da meinten, es würde der neue Staat im europäiſchen Volksleben eine erſte Rolle ſpielen, ſo begleiteten dennoch die beſten Hoffnungen die Auferſtehung der ungariſchen Nation. Man hielt die Magyaren für ein politiſch reifes Volk, für patriotiſch und freiſinnig, und glaubte auch, daß es an Männern nicht fehlen würde, die Einſicht mit gutem Willen vereinigten, um das Land, das lange unter dem phyſiſch und geiſtig ertödtenden Drucke der Wiener Hofburg ſchmachtete, zu heben, zu veredeln. Und in der That beſaß die ungariſche Nation damals einen Mann, dem ganz Europa das vollſte Zutrauen mit Fug und Recht entgegenbrachte. Der edle Franz Deak ſchien vollſtändig geeignet, dem neuen Staatsweſen auf die Beine zu helfen, und daß die Nation dem Worte dieſes ſeltenen Mannes unbedingt Folge leiſtete, wird ihr auch zur Ehre gereichen. So lange Deaks Wort im ungariſchen Parlamente ertönte, ging es auch ganz leidlich; freilich war der greiſe Volks- und Staatsmann nicht im Stande, den magyariſchen Chauvinismus, der den „ungariſchen Globus" erfunden, auszurotten, allein er hielt ihn wenigſtens mit Kraft und Strenge nieder, ſo daß er blos zur Geltung kam, um ſich lächerlich zu machen. Doch leider geſtattete Deaks Geſundheit dem Staatsmanne nicht, ſich längere Zeit an den politiſchen Geſchäften ſeines Landes zu betheiligen, und in dem Momente, da es bekannt wurde, daß Deak für die Mitwelt geſtorben ſei, ging auch in Ungarn Alles außer Rand und Band. Wohl friſtete die Partei der Dealiſten noch einige Zeit hindurch eine Scheinexiſtenz unter verſchiedenen Häuptern, die ſich jedoch mit einer Raſchheit, die ſelbſt bei den Haremscreaturen in Conſtantinopel aufgefallen wäre, abnutzten, und immer mehr wich die Partei von ihren Grundſätzen ab. Der wahre Liberalismus, der in der Anerkennung Anderer beſteht, wurde beſeitigt, indem man den nichtmagyariſchen Nationalitäten ein angebliches Culturjoch aufnöthigte; man unterdrückte Slaven und Deutſche, und verſuchte Ungarn, das neben fünf Millionen Magyaren zehn Millionen anderer Nationalitäten beſitzt, in einen Nationalſtaat zu verwandeln. Die Sachſen in Siebenbürgen wurden vergewaltigt, die Slovaken und Ruthenen rechnete man gar nicht, und ſelbſt in Peſt, wo man Mühe hat, mit der magyariſchen Sprache fortzukommen, unterſagte man den Gebrauch der deutſchen Sprache im Gemeinderathscollegium.

Dieſe Politik, die von den Deakiſten inaugurirt wurde, war blos eine Conceſſion an die chauviniſtiſchen Elemente, welche auf der Seite der Oppoſition ſaßen. Dieſe denuncirten die gemäßigten Staatsmänner des Vaterlandsverrathes ob des mit Oeſterreich geſchloſſenen Ausgleiches, und verlangten die vollſtändige Unterdrückung der andersſprachigen Nationalitäten, um die ſtaatsrechtliche Sünde zu ſühnen. Und die Herren Szlavy, Bitto und wie die politiſchen Eunuchen alle heißen mögen, die den ungariſchen Standesgeſchäften vorſtanden, ließen ſich von dem Geſchrei der Linken vollends verwirren; ſie machten in großmagyariſcher Politik und vergaßen darob alles Andere. Unter ſolchen Umſtänden ging die Adminiſtration, die aus den Händen Oeſterreichs ziemlich gut übernommen worden war, zu Grunde; türkiſche Zuſtände bürgerten ſich ein, und im Gefolge hiervon blieben türkiſche Finanzcalamitäten nicht aus. Es kam die Zeit der ſchweren Finanznoth, da man Anlehen auf Anlehen aufnehmen und mit zwölf bis zwanzig Procent bezahlen mußte, Scandale beſchämender Art, durch welche Staatsmänner und Deputirte von Namen beſchmutzt wurden, kamen ans Tageslicht — und endlich ſah man auch in Peſt ein, daß es ſo nicht weiter gehen konnte. Der Ruin des Landes erſchien in drohender Geſtalt, und man begann zu fürchten, daß Ungarn, welches man trotz der vorangegangenen „Ausſaugung" durch Oeſterreich für fähig gehalten hatte, dreißig Procent zu den gemeinſamen Auslagen Oeſterreich-Ungarns beizuſteuern, nach achtjähriger Herrſchaft der Freiheit und Selbſtändigkeit ſo entnervt worden ſei, daß es dieſe Summe nicht mehr aufbringen könnte.

Endlich ließ man deshalb in Peſt die hohe Politik, die in ſtaatsrechtlichen Zänkereien gipfelte, fallen und beſchloß, fruchtbarere Gegenſtände auf die Tagesordnung zu ſetzen: es kam zu Beginn dieſes Jahres zur ſogenannten Parteifuſion. Die Deakiſten abdicirten und die Oppoſition begrub ihr ſtaatsrechtliches Programm, um gemeinſam mit den ehemaligen Anhängern Franz Deaks das rapide Sinken der Nation hintanzuhalten. Das deakiſtiſche Miniſterium Bitto trat zurück, und ein Fuſionsminiſterium Wenkheim-Tißa wurde inſtallirt, das von ſämmtlichen Parteien, die Altconſervativen und Koſſuthianer ausgenommen, freudig begrüßt wurde.

Dieſes Miniſterium ſteht heute an der Spitze der Geſchäfte. Das Programm dieſes Cabinets iſt ein rein finanzielles, die Herſtellung des Gleichgewichtes im Staatshaushalte ſein Hauptziel. Alle alten Parteidifferenzen ſind in den Hintergrund getreten, und Männer, die einander früher auf das Heftigſte bekämpften, ſitzen heute nebeneinander auf der Miniſterbank. Das Fuſionscabinet iſt entſchloſſen, Erſparungen einzuführen, allein zunächſt glaubt es blos durch eine ausgiebige Erhöhung der Steuern die finanzielle Ehre Ungarns retten zu können. „Vorerſt müßt Ihr zahlen, und dann werden

wir ſehen, Was zu reformiren iſt", lautet der troſtloſe Zuruf an die Steuerträger Ungarns, deſſen wenig logiſche Schärfe einer bedeutenden parlamentariſchen Minorität, die ſtaatsrechtliche und reactionäre Ziele verfolgt, zum Vorwande der Parteibildung diente. Die ſogenannten Altconſervativen, die einer klerical-abſolutiſtiſchen Regierung als Ideal nachjagen, haben die Fuſion nicht anerkannt und ſind aus dem Schooße der Deakpartei, dem ſie einige Zeit lang angehörten, geſchieden, um unter nationalökonomiſcher Firma politiſche Oppoſition zu üben. Das Haupt dieſer Partei, die berufen ſcheint in Ungarn eine Rolle zu ſpielen, da ihr die Sympathien des Hofes gehören, iſt Baron Sennyey, ihre Mitglieder, Repräſentanten der höchſten Ariſtokratie, die Apponyi, Andraſſy u. ſ. w.

Sennyey iſt einer der fähigſten Staatsmänner Ungarns; Freund einer guten Adminiſtration, ſcheint er auch Fähigkeiten genug zu beſitzen, dieſe dem Lande zu geben, und ſchon darum wäre er der Bevölkerung, die unter der Paſchawirthſchaft der Beamten ſchmachtet, willkommen. Sennyey würde Ungarn entſchieden in die Bahnen der Civiliſation lenken, die es gegenwärtig blos ſcheinbar wandelt — allein mit eiſerner Fauſt und rückſichtsloſer Strenge. Er iſt kein Freund des Parlamentarismus, am allerwenigſten des ungariſchen, und würde ohne Frage die Nationalverſammlung zu einer Scheinexiſtenz verurtheilen. Man iſt überzeugt, daß Sennyey der Mann wäre, Ordnung in die ungariſchen Verhältniſſe zu bringen — allein man glaubte das mit dem Verluſt oder der Einſchränkung der Freiheit zu theuer erkauft, und wandte ſich deshalb von dem Führer der Altliberalen ab. Allein die Sirenenrufe Sennyeys beginnen zu wirken und täglich vermehrt ſich die Zahl ſeiner Anhänger, ſo daß es nahezu feſt ſteht, daß nach dem nicht ganz unwahrſcheinlichen Sturze des Miniſteriums Tißa die Majorität des Parlamentes einen Verſuch mit den Altliberalen machen wird. Wohl ſtehen die Neuwahlen vor der Thüre, und Niemand kann deren Reſultat genau vorherſagen, allein die Phyſiognomie des neuen Hauſes kennt man ſchon; man weiß, daß ſich dieſelbe nicht weſentlich verändern wird. Bei dem Umſtande, daß Ungarn die Inſtitution des allgemeinen Stimmrechtes nicht kennt, iſt das Reſultat der Wahlen nicht allzu ſchwer vorauszuſehen.

Weniger maskirt, dafür aber energiſcher macht die äußerſte Linke, die Partei der Koſſuthianer, der Regierung Oppoſition; für dieſe iſt die finanzielle Noth des Landes nicht vorhanden, wie ſie überhaupt blos ein Ziel kennt: die vollſtändige Losreißung Ungarns von Oeſterreich. Dieſe Partei, deren Haupt die Herren Simonyi, Iranyi und Leute ähnlichen Schlages ſind, macht wohl ſehr viel Lärm, bedeutet aber ziemlich wenig, gar Nichts; ſie hat im Lande wenig Rückhalt, denn die Ueberzeugung hat ſich ſelbſt in den ſtockmagyariſchen Kreiſen Bahn gebrochen, daß die Aufrechterhaltung der

österreichischen Monarchie weit eher im Interesse Ungarns liege, wie im Interesse der Erblande. Es scheint übrigens diese Partei der Achtundvierziger auf dem Aussterbeetat gesetzt; sie wird mit den Männern aus dem Sturm und Drangjahre zu Grabe getragen werden.

Viel ernster zu nehmen, und weit gefährlicher für die Selbständigkeit Ungarns sind die verschiedenen nationalen Parteien, die im Parlamente wenig, dafür aber um so schärfer im öffentlichen Leben hervortreten. Diese Parteien und Fractionen unterstützten die Ungarn in ihrem Ringen um Selbständigkeit, da auch sie des deutschen Corporalstockes überdrüssig waren. Allein jetzt, wo sie Gelegenheit haben, einen magyarischen Erziehungscursus durchzumachen, sehnen sie sich zurück nach den entschwundenen Zeiten und arbeiten an dem Zerfall Ungarns; sie hassen und verabscheuen das ungarische Regiment und suchen das Joch abzuschütteln. Die ungarische Regierung hält wohl mit mächtiger Hand die Ruhe im Lande aufrecht, allein bei dem Umstande, daß zehn Millionen gegen fünf Millionen Magyaren stehen, ist es sehr fraglich, ob der Zustand für die Dauer haltbar ist. Namentlich gefährlich scheint den Ungarn die serbische Agitation, die mit ausländischem Gelde vom Abgeordneten Miletics sehr geschickt geleitet wird und trotz aller Strenge bisher nicht niedergehalten werden konnte. Allein auch die kroatische Opposition ist nicht zu verachten, trotzdem sie in einschmeichelnden Formen sich präsentirt.

Und diesen Parteien und Fractionen steht das Cabinet Wenkheim-Tißa mit einem rein finanziellen Programme und einer überaus zahlreichen parlamentarischen Unterstützung gegenüber. Das Programm dieser Regierung haben wir bereits angedeutet, und es läßt sich auch wenig mehr darüber sagen. Wollte man jedoch von den Männern des Cabinets auf dessen intime Politik schließen, dann wäre die Confusion groß. Die Elemente, aus denen es zusammengesetzt, sind durchaus heterogen. Die leitende Kraft des Ministeriums Koloman-Tißa ist liberal, ja schwärmerisch demokratisch. Tißa will die Trennung der Kirche vom Staate, Einführung der Civilehe, Gleichberechtigung der Confessionen, die in Ungarn noch nicht herrscht ꝛc. Der Ministerpräsident Wenkheim hingegen ist ein Staatsmann für Alles, nur nicht für die Demokratie. Durch und durch conservativ ist er ein Verehrer der katholischen Kirche, deren Einfluß er nach Kräften zu fördern trachtet. Und nun erst die übrigen Minister! Neben dem intelligenten Szell, der den Einfluß deutscher Bildung zu schätzen weiß, thront als Handelsminister ein Stockmagyare Pechy, der kaum in einem Duodezstaate als Amtsdiener Verwendung fände. Pechy ist von einer unvernünftigen Magyarisirungswuth befallen, und findet im Cabinet leider zu wenig Opposition.

Die hervorragenden Männer der Regierungspartei im Parlamente hängen

gleichfalls sehr verschiedenen Principien an. Ausgesprochene Jesuiten gehen Hand in Hand mit rothen Demokraten, und wahrlich, man muß die Macht des Patriotismus bewundern, der diese widerstrebenden Elemente zusammenhält. Ehrliche reichen gebrandmarkten — Ehrenmännern die Hand, ein Ghyczy schämt sich nicht der Bundesgenossenschaft eines Lonyay! Die allgemeine Noth hat sie zusammengeführt, und so lange diese andauern wird, kann die Coalition Bestand haben, wenn nicht die zahlreichen, unsauberen Elemente, die in derselben sich befinden, aus egoistischen Motiven eine Krise herbeiführen — was nicht nur möglich, sondern höchst wahrscheinlich ist.

Der weibliche Unterricht im Reichslande.

Weit mehr, als bei den Knabenschulen, tritt die Schwierigkeit einer Organisation des reichsländischen Schulwesens hervor, wenn man dem Mädchenunterrichte seine Aufmerksamkeit zuwendet. Die ungünstige Lage desselben in Frankreich ist bekannt; nachdem die Kammer aus dem Guizotschen Gesetz den Artikel über das Mädchenschulwesen gestrichen, blieb, von der unbedeutenden Ordonnanz des Jahres 1836 abgesehen, dieses ganze Feld bis zum Fallouxschen Gesetze vom 15. März 1850 unangebaut liegen. Die alsdann äußerlich angestrebte Besserung scheiterte in erster Linie an dem innerlichen Widerstreben der Regierung selbst, wie an der Gleichgültigkeit der Bevölkerung; erschwert wurde sie ohnehin durch die Abneigung der Franzosen gegen gemischte Schulen und durch die unbedingte Gültigkeit der lettres d'obédience für Lehrerinnen. Eine solche lettre d'obédience war die von der jeweiligen Oberin ausgestellte Bescheinigung, daß man einer Unterrichtscongregation angehöre; sie gab im Elementarfache alle Rechte einer geprüften Lehrerin und wurde sogar dem Bestehen des übrigens nicht öffentlichen Examens vorgezogen. (L. du 15 m. 50, art. 49).

Der Widerwille gegen gemischte Schulen entsprang aus dem südlichen Temperament und dem klericalen Element der Franzosen. Er erhöhte zunächst ungemein die Kosten. Gemeinden von 800, resp. 500 Seelen (l. du 10 avr. 67) neigten zur Herstellung von zwei getrennten Schulen, wo eine einzige genügt hätte. Wenn endlich der Drang der Umstände zum Nachsuchen um die Erlaubniß, eine gemeinschaftliche Schule zu errichten, zwang, so war dieselbe, abgesehen von der durch Unterhandlungen verlorenen Zeit, oft in sich nicht lebensfähig. (l. du 15 m. 50, art. 15). Die unbedingte Anerkennung der

lettres d'obédience aber ſpielte dieſen ganzen Unterricht den weiblichen Genoſſenſchaften umſomehr in die Hände, als die anfangs geringen pecuniären Anforderungen derſelben eine weſentliche Erleichterung den neu dekretirten Ausgaben widerſprachen.

Freilich lag die Erziehung der Mädchen in Frankreich ſchon längſt kraft der Geſchichte und Tradition in der Hand der Schweſtern. Aber ſeit dem Geſetze von 1850, d. h. ſeit der ſtaatlich auferlegten Nothwendigkeit des weiblichen Unterrichtes, läßt ſich ein ganz bedeutendes Anwachſen der Congregationen nachweiſen. Ihre Bemühungen zur Behauptung und zur Ausdehnung des ererbten Gebietes gelangen unter der geheimen Unterſtützung der Regierung und der offenen der Geiſtlichkeit vollkommen. Im Jahre 1843 wurden 505,775 Mädchen in 6496 kirchlichen Schulen von 13,830 Schulſchweſtern unterrichtet; 1863 war die Zahl der Schülerinnen in derartigen Anſtalten auf 1,166,942 geſtiegen, hatte ſich alſo um 661,167 vermehrt. Die Inſtitute eingerechnet, betrug um dieſelbe Zeit die Zahl der weiblichen Congregationiſten, welche dem Unterrichte oblagen, 38,205. Nach dem 1869 in Paris erſchienenen ſtatiſtiſchen Werk von Manié: „les progrès des congregations religieuses en France“ werden gegenwärtig in den öffentlichen Schulen Frankreichs mehr als ein Sechstel der Knaben und mehr als zwei Drittel der Mädchen, in den Privatſchulen mehr als zwei Fünftel der Knaben und über drei Fünftel der Mädchen von Mitgliedern religiöſer Genoſſenſchaften unterwieſen. Im Ganzen haben ſich nach Manié von 1861—1866 die congregationiſtiſchen öffentlichen Unterrichtsanſtalten um 3823 vermehrt, dagegen die öffentlichen Laienſchulen um 854 vermindert.

Von 17,565 Schulſchweſtern nun, welche 1863 an öffentlichen Schulen wirkten, beſaßen nur 802 ein Brevet de capacité und von 19000, welche an freien, d. h. an Privatſchulen arbeiteten, nur 1000. Ein gleiches Verhältniß läßt ſich bis in die vornehmſten Penſionate verfolgen. Die Folge dieſer Zuſtände iſt, daß ſelbſt in den gebildetſten Familien bei dem weiblichen Theile eine unglaubliche Unwiſſenheit — oft die Mutter der gerühmten Naivetät — und ein unglaublicher Fanatismus herrſchte. Dieſe Richtung gilt, ſoweit die Macht des Familienlebens ſich erſtreckt. Der weibliche Theil kommt nie aus ſeinem Kreiſe heraus; der Knabe aber unterliegt von vornherein häufig doppelten Einflüſſen: zu Hauſe der Bigotterie und der ängſtlichſten Beobachtung eines complicirten Ceremonials, im Lyceum aber einem gewiſſen human-ſkeptiſchen Liberalismus. Das leidenſchaftliche Jünglingsalter läßt den letzteren gewaltig anwachſen, ohne das entgegengeſetzte, durch Sympathieen und Kunſt befeſtigte Element gänzlich überwältigen zu können. Der Mann leidet an dem gleichen Widerſpruche zwiſchen öffentlichem und privatem Leben: die Gewißheit und Sicherheit der Ueberzeugung in vielen wichtigen Dingen

geht verloren; es bildet sich die Gewohnheit des Gehenlassens, des Abfindens mit Lächeln und Achselzucken. Aehnliches finden wir schon, durch die Leichtlebigkeit des gallischen Temperamentes begünstigt, seit Cartesius in den literarischen Kreisen Frankreichs vor; schließlich aber ergiebt sich die Gewährung von Zugeständnissen, deren Umfang und Wirksamkeit nur von der Energie der Frau abhängt. Jedenfalls leidet die Harmonie und Geschlossenheit der Bildung und zum Theil auf Grund dieser zu wenig gewürdigten Thatsachen, entstand die ausgeprägte Neigung und Fähigkeit des heutigen Franzosen zum Aufstellen von Theorien, welche er nicht befolgt, und zur Ausführung von Handlungen, welche er mit schönen Theorien zudeckt.

Aehnlichen Zuständen begegnen wir im Elsaß: neben großer Unwissenheit einen religiösen Fanatismus, der den Duldsamen oft erschreckt. Allerdings hat die germanische Natur der reichsländischen Frauenwelt, trotz ihres stark französischen Anstriches eine Tugend in höherem Maße bewahrt, als dieselbe in Frankreich vorhanden ist: die der bescheidenen, treuen Hausfrau. Das Bewußtsein dieses Unterschiedes macht sich gelegentlich geltend. Vergangenen Winter wurden durch Zusammenwirken mehrerer Kräfte der französischen Partei in einigen Städten sogenannte wissenschaftliche Vorträge gehalten, deren eigentlichster Zweck in Anspielungen gegen die deutsche Regierung gipfelte. Als in einem derselben geringschätzige Aeußerungen über die häusliche Tüchtigkeit der deutschen Frauen, gegenüber dem Salontalent der Französinnen fielen, trat in gewissen elsässischen Damenkreisen nachträglich ein lebhafter Widerspruch zu Tage; man schätzte die betreffende Eigenschaft hoch, weil man sie selbst noch besaß. Die würdige Beurtheilung der häuslichen Pflichten aber zeugt von einen tieferen, gemüthsvolleren Wesen, welches manche Einseitigkeiten der Bildung wieder gut macht.

Ein bedeutender Theil des weiblichen Unterrichtes nun ist auch hier in den Händen der Schulschwestern. Nach einer von Dr. Schricker veröffentlichten Statistik des Klosterwesens in Elsaß-Lothringen, giebt es in Oberelsaß 606, in Unterelsaß 619, in Lothringen 900 Schulschwestern, zusammen 2125 auf 1,223,000 Katholiken. Von diesen haben beispielsweise im Oberelsaß nur 3 ein brevet de capacité. Sie unterrichten in Elementarschulen wie in höheren Pensionaten. Von besonderem Bedeutung sind die Schwestern der göttlichen Vorsehung in Rappoltsweiler, die Schwestern von der Vorsehung mit einem Mutterhause in Portieux und einem anderen zu Evreux und in der Normandie, ferner die Schwestern von der Vorsehung von Peltre, einstweilen in Jouy aux arches. Welcher Genossenschaft indessen die Schwestern angehören mögen, ihr Fanatismus und ihre Abhängigkeit, durch die Zeitlage noch gesteigert, sind dieselben; ihre pädagogische Bildung wird im Princip da-

rch genügend gekennzeichnet, daß dieselbe auf einer Ersetzung der Staats- rch eine Genossenschaftsqualification beruht.

Je länger nun diese Klasse in Thätigkeit blieb, desto mehr wuchs bei r vorschreitenden Organisation des Knabenunterrichtes der zwischen der ildung beider Geschlechter vorhandene Spalt und drohte sich noch durch scharfe usprägung des anti-deutschen Elementes zu erweitern: wir liefen Gefahr, e dort mühsam errungenen Vortheile, durch die hier hervortretenden Nach- eile paralisirt zu sehen. Denn der Einfluß dieser Schulschwestern war ein deutender; sie erfreuen sich einer unstreitigen Beliebtheit. Den Schulbrüdern, e den männlichen religiösen Corporationen überhaupt, haftet seit der Zeit es Bestehens eine nicht zu überwindende Scurrilität an; die Schulschwestern, e alle weiblichen Genossenschaften, erscheinen als duldende Heilige, und als ilige Mitdulder. Neben ihrer Wirksamkeit in der Schule, entwickeln sie eine enso bedeutende als Krankenpflegerinnen, Freunde und Rathgeber in der amilie. Wenn dieser Einfluß auch in gewisser Hinsicht anerkennenswerth , so vermag er nicht die schädliche Wirkung ihrer hierarchischen Gesammt- htung zu ersetzen.

Erschwert schon diese Intimität mit der Bevölkerung ihre Verdrängung geschieht dies andererseits durch die mangelnde Selbständigkeit des weib- hen Wesens. Ein deutscher Lehrer mag sich unter Umständen hier auf nem Dorfe behaupten; eine Lehrerin bedarf in Folge ihrer schutzlosen Stellung, bst bei uns zu Hause, auf dem Lande der Anlehnung an eine bekannte amilie. Die im Elsaß geltenden französischen Anschauungen machen dies nothwendig, daß auch die Schulschwestern ohne ihren religiösen Charakter d den Schutz des Geistlichen nicht bestehen könnten. Nimmt man dazu den ringen Gehalt: 800 Fr. für eine Lehrerin der I., 700 Fr. für eine der II. Klasse, 0 Fr. für eine Hülfslehrerin und den Mangel an Lehrerinnen überhaupt, ergiebt sich die ganze Schwierigkeit der vorliegenden Frage.

Bei der Lösung derselben macht sich hier für den Unbefangenen ein Mangel leitenden Gesichtspunkten bemerkbar, der zum Theil von dem übergroßen nfluß der Verwaltung, auf nur von Pädagogen richtig zu beurtheilende erhältnisse, herrühren mag. Entgegen der gewöhnlichen Meinung muß die ermanisirung, zumal der weiblichen Jugend, nicht vom Lande, sondern von n Städten, und in zweiter Linie von den Cantonshauptorten ausgehen; in nen muß man sich concentriren, um allmählich nach allen Seiten Radien szustrahlen. Hier allein finden Lehrerinnen die nöthige Anlehnung an eine eamtenschaft und eventuell den erforderlichen Schutz; hier allein sind einst- eilen deutsche Lehrerinnen verwendbar. Freilich bedarf es dazu, den elsässer erhältnissen gegenüber, einer bedeutenden Erhöhung der Gehälter. Die oben nannte allgemeinen Sätze steigen zwar in einzelnen Städten für die fest

angeſtellten Lehrerinnen auf 12—1600 Fr.; indeſſen dürfte ſich kaum eine tüchtige Lehrerin bei dieſem Satze zu einer Wirkſamkeit in dem fremden und höchſt theuren Lande verſtehen. Nur tüchtige und erprobte Lehrerinnen aber ſind hier am Platze, da mittelmäßige Kräfte den Schwierigkeiten der Lage nicht gewachſen ſind und höchſtens ſchaden. Wenn daher die Regierung etwas von den Mitteln, welche ſie an einzelnen verlorenen Poſten zwecklos auf die Unterhaltung der Collegien verwendet, dem weiblichen Elementarunterricht zukommen ließe, die Ausgabe würde weit angebrachter und erſprießlicher ſein! Denn eine Heranziehung weiblicher Kräfte für die größeren Orte thut noth, da die bisher für die Unterweiſung der Mädchen getroffenen Anſtalten nicht genügen oder doch eine Erſetzung der Schulſchweſtern in zu weite Ferne rücken.

Dieſe Anſtalten culminiren zunächſt in den beiden weiblichen Seminarien zu Straßburg und Schlettſtadt. Erſteres, früher aus Privatfonds unterhalten und von Diakoniſſen geleitet, wurde nach Wiedererwerbung des Landes als evangeliſch-ſtaatliches Seminar eingerichtet; ſeine beſchränkten Räumlichkeiten geſtatten kaum die Aufnahme von mehr als vierzig Zöglingen; es dient ſelbſtverſtändlich für die 250,000 Proteſtanten. Letzteres, ſeit einem Jahre in Thätigkeit, iſt auf einen dreijährigen Curſus, à 25, alſo auf 75 Schülerinnen berechnet; es dient für die 1,223,000 Katholiken. Beide Anſtalten entwickeln ſich unter ſachgemäßer und tüchtiger Leitung vortheilhaft; aber das Bedürfniß deckt beſonders die letztere nicht annähernd.

Seit Juni 1872 bis Herbſt 1873 beſtand an der höheren Töchterſchule in Mülhauſen ein Curſus zur Ausbildung von Lehrerinnen beider Confeſſionen; derſelbe iſt trotz ſeiner guten Erfolge aufgehoben worden.

Die zuerſt beabſichtigte und ſchon angebahnte Errichtung eines Seminars in dieſer Stadt wurde plötzlich abgebrochen, obwohl ſie vortheilhafte Anerbietungen gemacht hatte.

Was die äußere Ausſtattung der Mädchenſchulen betrifft, ſo bleibt dieſelbe ſelbſt in den größeren Städten hinter aller Kritik zurück. Dieſe Seite des elſäſſiſchen Schulweſens iſt aber zu unbekannt, um viele Worte darüber zu verlieren. Wenn auch bei uns in Deutſchland nicht alles ſo gut iſt, wie es jetzt dem Deutſchen im Elſaß erſcheint, ſo ſteht doch verhältnißmäßig die Entwickelung auch der äußeren Seiten des Schullebens allenthalben höher.

Neben den öffentlichen Schulen nun beſtehen zahlreiche Penſionate. Dieſelben umfaſſen bei ihren billigen Preiſen alle einigermaßen beſſeren Elemente, vom halb vermöglichen Bauersmann an bis zur Geldariſtokratie. Sie ſind noch weit deutſchfeindlicher und unterliegen einer zu geringen Beaufſichtigung. Ein energiſcheres Eingreifen und eine ſchärfere Controle wäre dieſen Sammelplätzen des Fanatismus gegenüber höchſt angebracht, ſelbſt auf die Gefahr hin, bei dem zarten Geſchlechte in den Ruf der Barbarei zu kommen.

Solchen Verhältnissen entsprechend, war die Lage des mit Töchtern beglückten Beamten eine sehr bedauernswerthe. Der Besuch der Volksschule verbot sich bei dem dort herrschenden Elemente; der Besuch der Institute aber, wo solche vorhanden waren, wurde durch das geradezu feindliche Auftreten der Vorsteherinnen meist unmöglich gemacht. Als endlich die Gefahr wuchs, die Kinder ohne Erziehung aufwachsen zu sehen, griff die Beamtenschaft vielfach zur Selbsthülfe und ließ sich hier und dort eine gemeinschaftliche Lehrerin kommen. In anderen Orten gewährte die Regierung eine Unterstützung und errichtete unter Beihülfe der Lehrer an den Collegien höhere Töchterschulen, so in Zabern und Markirch. In Colmar wurde ein Contract mit einem Privatinstitute, bezüglich der Aufnahme deutscher Schülerinnen, geschlossen. Wo nun solche Anstalten selbst mit einem Regierungszuschusse von 3—400 Fr. bestehen, haben sie zunächst wenig Halt im Publicum; sie sind reine Beamtenanstalten, mit dem ausgeprägten bureaukratischen Charakter, den hier im Elsaß das Deutschthum leider an sich trägt.

Merkwürdig und eigenthümlich ist die Gestaltung der höheren Töchterschule in Mülhausen. Nach einem kürzlich erschienenen Programm begann die Organisation derselben, Herbst 1872 auf städtische Kosten, mit einem Regierungszuschusse von 5000 Franc, indem die sogenannten classes speciales des filles von der Centralprimärschule losgetrennt und selbständig mit dem den Umständen angepaßten Lehrplane einer höheren Töchterschule constituirt wurden. Im October dieses Jahres erfolgte die Verlegung in ein neues Local unter lebhafter Betheiligung der Stadtverwaltung. Gegenwärtig zählt diese Schule laut beigefügter Statistik 219 einheimische, 57 eingewanderte, also zusammen 276 Schülerinnen und scheint daher in der vollsten Entwickelung und Mischung elsässischer und deutscher Elemente begriffen zu sein. Obwohl nun Mülhausen seit langem durch sein Interesse für Unterrichtswesen in ganz Frankreich berühmt war, so ist doch bei dem ausgesprochenen französischen Charakter der Stadt obiges Resultat für den Kenner elsässischer Verhältnisse merkwürdig; es zeigt, was bei umsichtiger Benutzung der Verhältnisse geleistet werden kann.

Mit diesem Ereignisse, dessen Wichtigkeit bei näherer Betrachtung nur gewinnt, möge die im Einzelnen mangelhafte, im Ganzen richtige Darstellung der Lage des hiesigen Mädchenunterrichtes schließen. Sie zeigt, welches Capital von Energie und Opfern zur Wiedergewinnung des verlorenen Bodens nöthig ist. Ueberhaupt wird der Germanisationsproceß nicht dem raschen Verlaufe einer siegreichen Schlacht, sondern der langwierigen Belagerung einer zwar verlorenen, aber sich zähe vertheidigenden Stadt gleichen. So versinnbildlicht das Schicksal Straßburgs gleichsam das Schicksal des elsässischen Franzosenthumes.

Holländiſche Eindrücke.

Von Arthur Kleinſchmidt.

I.

Wir ließen das alte Cleve hinter uns und ein Trajectboot nahm die Eiſenbahn auf, um uns auf die linke Seite des Rheins zu bringen. Auch noch in Elten begegnete uns der ſchwarzweiße Schlagbaum und erſt in Zevenaar betraten wir den Grund und Boden eines anderen Volkes; wir hörten eine andere Sprache, wir waren Fremdlinge auf fremder Erde. Was mir ſogleich auffiel, war die Liebenswürdigkeit, mit der die Beamten Einem entgegenkamen, die Geduld, mit der ſie uns inſtruirten, wenn wir wie die Verkörperung des bekannten „kan niet verstan“ vor ihnen ſtanden, die Höflichkeit, mit der ſie das läſtige Geſchäft der Reviſion vornahmen. Die gemüthliche Gefälligkeit dieſer erſten Holländer widerſprach bereits dem Vorurtheile, welches ich als Deutſcher gegen die ſteifen, kalten und unfreundlichen Nachbarn bisher gehegt hatte. Noch ſtärker war der Eindruck, den ein anderer Umſtand auf mich machte. Nirgends erblickt das Auge Berge, üppige fette Wieſen indeß, wohin es ſich wende; mitten durch ſie ziehen ſich kleine Canäle, slooten, ſie in lauter Rechtecke zertheilend; ſie ſind die Urſache der reichen Fruchtbarkeit des Landes. Wer eine ſolche Trift geſehen hat, der hat ein Bild des ganzen holländiſchen Landes; überall kehren ſie wieder, dieſe herrlichen grünen Wieſen, dieſe ſegenſpendenden Canäle, umrahmt von niedrigen Weidenbäumen. Und überall erblickt man auf dieſem ſaftigen Grün die mächtigen holländiſchen Ochſen und Kühe, gewaltige Figuren, wie ſie Potter ſo unnachahmlich naturgetreu auf die Leinwand übertragen hat. Die Kräftigkeit dieſer Thiere ruht in erſter Linie daher, daß ſie von Frühjahr bis Herbſt Tag und Nacht im Freien bleiben, ohne ein anderes Obdach als den Himmel; ſelten kommt es vor, daß ein Bauer ſein Vieh ſo verzärtelt, um ihm bei gar zu ſchlechtem Wetter eine Decke überzuwerfen. Charakteriſtiſch ſind ferner die zahlreichen Mühlen, wie ja Holland das Land der Windmühlen iſt. Dieſe Landſchaften mit dem Vieh und den Windmühlen treten uns wie in der Natur, ſo auf den Bildern eines Paul Potter, eines Ruysdael und Hobbema entgegen. Der erſte Eindruck, den allenthalben der Fremde in Holland empfängt, iſt der der Wohlhabenheit und Behäbigkeit. Ueberdies fällt einem Jeden auf die große Reinlichkeit der Orte, die er paſſirt; mögen ſie klein oder groß, reich oder arm ſein. Es iſt für das Auge eine Wohlthat, dieſe mit glatten „Klinkers“ gepflaſterten Straßen, dieſe kleinen Häuſer aus braunrothen Ziegeln mit den blinkenden Fallfenſtern zu ſehen; mit Luſt verweilt es bei den kräftigen Geſtalten der Landleute. Wie appetitlich erſcheinen uns die Dorffrauen und die Mädchen, deren ganze Kleidung weiß

iſt mit Ausnahme der langen kleidſamen Jacke und des Oberrockes von hellila Kattun, dieſer Anzug mit der hohen weißen Haube iſt gleichſam Uniform der Dienſtmägde, nie habe ich während zweier Monate eine Dienerin in ſchmutzigem Kleide geſehen. Es genügt dem Holländer nicht, ſein Haus innen ſauber und pünktlich zu halten, auch das Aeußere ſoll untadelhaft ſein; mit einer wie Gold funkelnden meſſingnen Handſpritze werden alle Fenſter beſprengt und dann mit einer rieſenhaften Bürſte abgerieben, bis ſie die Helle eines Spiegels haben; auch das Haus ſelbſt wird abgebürſtet. Ein derartiges „schoonmaken“ kann nicht genug empfohlen werden; es erſchwert dem Ungeziefer ſeine Niederlaſſung beſſer als jedes Inſectenpulver, denn es beugt vor, während letzteres das vorhandene Unheil wieder beſeitigen ſoll. Nur einer Landplage kann es nicht in den Weg treten, den Mäuſen; dieſelben glauben in Holland eine Art Berechtigung zu haben. Denn dort pappt man nicht, wie bei uns, die Tapeten auf der Wand feſt, ſondern wegen der Feuchtigkeit, die dort herrſcht, leimt man ſie auf Leinewand, die loſe an der Wand hängt und nur oben nnd unten befeſtigt iſt. Hinter dieſen leinenen oder auch ledernen Wällen treiben die grauen Störenfriede ihr Spiel. Gegen die Plage der Feuchtigkeit aber braucht der Holländer das Waſſer ſelbſt als Gegengift. Er füllt die Wände ſeiner Keller, die durchgehends aus weißen Porcellantafeln beſtehen, bis zu einer gewiſſen Höhe mit Waſſer an und concentrit ſomit die Feuchtigkeit, die ſonſt ſein ganzes Haus ergreifen könnte, im Souterrain; wer in den Kellern einen Nagel einſchlägt, erhält einen Waſſerſtrahl als unerwartetes Douchebad.

Große Gebiete des Königreiches waren Moraſt oder mit Waſſer ausgefüllt; mit raſtloſem Fleiß aber trocknete ſie der Landmann aus und dämmte ſie ein, um eine neue Ueberfluthung unmöglich zu machen; ſolche Gebiete, die er dann anpflanzt, nennt er „polder“; ſie ſind von ungeheurer Ergiebigkeit. Einer der berühmteſten Polder iſt das Haarlemer Meer. Daſſelbe war vor nicht fünfundzwanzig Jahren noch ſechs Stunden lang und drei Stunden breit und ſtand mit der Zuyderſee in Verbindung; es drohte den Städten Haarlem, Amſterdam, Utrecht und Leyden Gefahr. Dieſem Uebel abzuhelfen, unternahm König Wilhelm II. 1840, und die Vollendung der Austrocknung iſt das unvergängliche Verdienſt ſeines Sohnes, des regierenden Wilhelm III. 1853 war das Werk mit einem Koſtenaufwande von acht Millionen Gulden beendet und $3^1/_2$ Meilen des herrlichſten Ackerlandes warteten der Anſiedelung. Derſelbe Monarch hat auch das Y, einen Arm der Zuyderſee, einzudämmen angefangen, wodurch wieder eine große Strecke Landes gewonnen wird. Dies ſind die Annexionen des Königs der Niederlande. Im Y wird der neue Centralbahnhof von Amſterdam Platz finden, der ſehr großartig zu werden verſpricht. Von dem ganzen Y ſoll nichts übrig bleiben als ein Canal, der

Amſterdam direct mit der Nordſee verbinden und an 26 Millionen Gulden koſten wird. Dadurch iſt Amſterdam die Stellung einer Seeſtadt erſten Ranges für ewig verbrieft, während Rotterdams Aufblühen ihm bisher bedenkenerregend erſchien.

Dem Umſtande, daß Holland ein Waſſerland iſt, iſt es nicht nur zuzuſchreiben, daß trotz aller Dämme und Erdarbeiten zuweilen furchtbare Ueberſchwemmungen eintreten, wie 1861 in der Gegend von Veenendaal und am Bommelerwaard, wobei der König in ſeine Krone das Reis des Erretters der Ertrinkenden flocht, ſondern auch daß das ganze Land unter Waſſer geſetzt werden kann, ſobald Holland in Noth iſt. Dies geſchah bekanntlich 1672 gegen Ludwig XIV. So iſt das feuchte Element zugleich Fluch und Segen der Niederlande.

An der intereſſanten Hauptſtadt Gelderns, Arnheim, vorübereilend, bringt uns das Dampfroß nach Utrecht. Dieſe alte fürſtbiſchöfliche Stadt iſt in unſerer Zeit wieder oft genannt worden, denn ſie iſt ſeit Jahrhunderten der Sitz der Janſeniſten; von hier aus erhielten jetzt die erſten Altkatholiken ihre Geiſtlichen, der utrechter Erzbiſchof gab ihnen die Weihe. Nachdem wir auch Gouda bei Seite gelaſſen, langen wir auf dem Rhyn Spoor in der Reſidenz, im Haag, an.

's Gravenhage oder 's Hage iſt der holländiſche Name der Stadt, der das Gehege des Grafen bedeutet, dies weiſt darauf hin, daß der Haag früher ein Jagdſchloß der Grafen von Holland war, um welches ſich mit der Zeit Wohnungen anſammelten.

An die alten holländiſchen Grafen erinnert noch gar Manches im Haag. Dort reſidirte Graf Wilhelm II., der ſich einen römiſchen König nannte und nach kurzem Schattenregimente 1256 von den freiheitliebenden Frieſen erſchlagen wurde; er erbaute, wie Merian ſagt, den Binnenhof. Wenige Schritte vor dem Eingang in denſelben bemerkt man einen rundlichen Stein, der das übliche Pflaſter unterbricht; er iſt das Denkzeichen an eine entſetzliche Scene. An dieſer Stelle ließ Graf Wilhelm VI. von Holland die Maitreſſe ſeines Vaters Albert, Alyt von Poelgeeſt, am 22. September 1392 erdolchen.

Mit der Tochter Wilhelms VI., Jacobäa, einer ſehr thatenluſtigen aber abenteuerlichen Frau, die viermal vermählt war, erloſch das bayeriſche Haus in Holland 1435. Von ihr ſieht man noch vielfach Kännchen und Töpfchen, die ſie in großer Anzahl ſelbſt aus Thon verfertigte; einige ſind in dem Curioſitätencabinet des Maurits-Huis zu finden. „Jacoba von Beyeren" lebte in der holländiſchen Dichtung fort. Ihren Namen tragen auch im Boſch einige mächtige Buchen, während ebenda eine Rieſeneiche von Kaiſer Carl V. herſtammen ſoll.

Der Binnenhof iſt ein höchſt intereſſantes Gebäude; er beſteht aus

verſchiedenen Häuſern, die nach und nach aneinander gereiht wurden; wohl der älteſte Theil iſt der ſogenannte Loteryzaal, ein Bau, an dem höchſtens die zwei Seitenthürmchen auf einige Schönheit Anſpruch machen können; derſelbe war früher Ritterſaal, ähnelt aber weit mehr einer Capelle. In dem Binnenhofe verſammeln ſich die Generalſtaaten von Holland noch jetzt. Hier reſidirten die Statthalter aus dem oraniſchen Geſchlechte. Aber im Binnenhofe ſpielten ſich auch furchtbare Ereigniſſe ab. Oldenbarneveld wurde im Binnenhofe am 13. Mai 1619 enthauptet. Der Binnenhof wird auf der einen Seite von einem Graben begrenzt, in deſſen Mitte eine kleine dichtbewachſene Inſel liegt. Von dem Weiher, den der Graben bildet, dem Vijver, heißt die breite ihm entlang laufende Avenue mit den herrlichen Bäumen der Vijverberg; an ihm und an der ein Quadrat weiter ſich hinziehenden Voorhout (Vorholz), die eben ſolche Alleen zieren, erheben ſich die zahlloſen Paläſte der reichen und vornehmen Holländer; hier vermählen ſich Geburts- und Geldariſtokratie. Man kann kaum etwas Schöneres und Prächtigeres ſehen als all dieſe ſtolzen Bauten, und ihre bequeme und comfortable Einrichtung iſt der Einſichtnahme würdig. Die Häuſer ſind hier wie überhaupt in den guten Quartieren des Haag breit und zwei, höchſtens drei Stockwerke hoch. Freilich architektoniſche Ausſchmückungen findet man ſelten an dieſen Paläſten; hierauf legt der Holländer weit weniger Werth als auf den Comfort. Selbſt die Palais des königlichen Hauſes im Haag bieten höchſt wenig architektoniſchen Zierrath; ſie imponiren nur wie die anderen großen Bauten durch ihren Umfang und ihre maſſige Erſcheinung. Weder das Palais des Prinzen Friedrich, noch das des Prinzen Heinrich oder das des Thronerben kann ein Kunſtwerk genannt werden, ebenſowenig wie die Reſidenzen des vorigen und des jetzigen Königs oder die Regierungsgebäude und Miniſterien. Ueberall iſt es derſelbe einfache Styl, der uns begegnet, überall iſt die Zweckmäßigkeit die Richtſchnur des Baumeiſters geweſen.

Sobald wir den Binnenhof, den Zeugen ſo vieler hiſtoriſchen Ereigniſſe, verlaſſen, betreten wir den Buitenhof. In demſelben ſteht ein Denkmal Wilhelms II., welcher jedenfalls würdig geweſen wäre, ein ſchöneres zu erhalten. Die Geſtalt des Monarchen iſt gänzlich verunglückt. Weit intereſſanter aber iſt das Haus, welches den Buitenhof abſchließt, die Gevangenpoort. In dieſem altersgrauen, verwitterten, einſtöckigen Häuschen haben viele Hunderte von Unglücklichen im Laufe der Zeit geſchmachtet, hier ſieht man die entſetzlichen Gefängniſſe, in die nie ein Strahl der Sonne dringen konnte, hier ſind doppelt und dreifach vergitterte Zellen, in denen man nicht aufrecht ſtehen kann. In einer derſelben, die von den anderen nur durch Größe ausgezeichnet iſt und wenigſtens ein freilich ſehr hoch angebrachtes Fenſter hat, ſaß 1672 Cornelis de Witt, fälſchlich eines Attentats auf das

Leben Wilhelms III. von Oranien beſchuldigt. Das ſchöne aber einfache Haus Jan de Witts am Kneuterdijk ſoll jetzt zum Wohnſitze des Prinzen Alexander der Niederlande eingerichtet werden, ein Oranier wird das Haus des ariſtokratiſchen Republikaners einnehmen, dem die Oranier den Tod gegeben haben.

Eines der ſchönſten Gebäude im Haag iſt die Bibliotheca regia an dem Voorhout. Das ganze Treppenhaus iſt von grauem und weißem Marmor. Die Bibliothek iſt täglich außer Samſtags und Sonntags von zehn bis drei Uhr geöffnet und geſtattet der liebenswürdige Oberbibliothekar, Dr. Campbell, bereitwilligſt ihre Benutzung; ſie zählt über 100,000 Bände und iſt trefflich aſſortirt; nur fehlt ihr ein alphabetiſcher Katalog, was mir ein Mangel ſcheint. In demſelben Bau, wie die Bibliothek, iſt die unter der bewährten Leitung des Dr. Meyer ſtehende Sammlung von Münzen, Medaillen und Cameen. Sie zählt über 40,000 Exemplare und es haben beſonders die Könige Wilhelm I. und II. viel zu ihrer Erweiterung beigetragen. Auch aus dem Orient weiſt ſie manche Rarität auf, ſelbſtverſtändlich auch aus den holländiſchen Colonien. Auch an Cameen birgt das Cabinet bedeutende Schätze, die meiſtens dem Alterthume angehören. Die größte dort befindliche Camee iſt die Apotheoſe des Kaiſers Claudius Nero auf Onyx. Ein Theil dieſer Cameenſammlung war Eigenthum des bekannten Philoſophen Franz Hemſterhuis und dann ſeiner Freundin, der geiſtvollen Fürſtin Amalie Galitzin.

Ein anderes Gebäude, in dem ich täglich ein- und ausging, war das Rijſarchief an dem ſchönen Platze, den man kurzweg Plein nennt; daſſelbe iſt eine wahre Fundgrube für archivaliſche Studien und die innere Einrichtung eine muſterhafte. Die Direction des Reichsarchives iſt in den Händen eines ausgezeichnet tüchtigen Fachmannes, L. Ph. C. van der Bergh, der mit der höchſten Liebenswürdigkeit die Benutzung ſeiner Schätze geſtattet. Das mächtige Archivgebäude war eine Zeit lang Reſidenz des Königs Wilhelm I. und dient noch nicht ſehr lange wiſſenſchaftlichen Zwecken. Ebenſo intereſſant iſt das königliche Hausarchiv im Noordeinde; es enthält die ganze Correſpondenz des oraniſchen Hauſes ſeit deſſen erſten Anfängen und wird gegenwärtig von dem penſionirten Generalmajor Mansfeldt, bisherigen commandirenden General in Hertogenboſch, adminiſtrirt; auch hier erfuhr ich dieſelbe Freundlichkeit, fand ich die gleiche Zuvorkommenheit wie überall und bei allen Behörden. Groen van Prinſterer hat aus dieſem Hausarchive ſeine Geſchichte Wilhelms des Schweigers zuſammengeſtellt; ſein Bild hängt inmitten des Saales, der die Correſpondenzſtücke Wilhelms enthält. Auch Motley und unſer Ranke haben hier gearbeitet.

Sprach ich oben davon, daß die Statue Wilhelms II. mißlungen ſei, ſo gebührt hingegen die vollſte Anerkennung dem Künſtler, der ſich die Perſon

des Schweigers zur Aufgabe genommen hat, Royer. Vor dem gothiſchen Palais des vorigen Königs, gegenüber dem jetzigen Reſidenzſchloſſe, erhebt ſich ſein herrliches Reiterſtandbild, welches mich unwillkürlich an dasjenige Eberhards im Barte im Hofe des alten Schloſſes zu Stuttgart erinnerte. An den Seiten des Poſtamentes ſind die Wappen der ſieben Provinzen angebracht und keine Inſchrift könnte beſſer gewählt worden ſein, als die ſcheinbar ſo einfache und doch die ganze oraniſch-holländiſche Geſchichte umfaſſende „Gubernatori rex", die Wilhelm II. 1845 an den Sockel ſchrieb. Drei Jahre ſpäter ſetzte das dankbare Volk dem Schweiger, dem „vader des vaderlands" ein zweites Standbild auf dem Plein. Der eherne Prinzſtatthalter, ebenfalls Royers Werk, ſteht da in Lebensgröße, angethan mit dem ſpaniſchen Hofkleide; um auf den Charakterzug des Fürſten, die Verſchwiegenheit hinzudeuten, erhebt die Statue ein wenig den Zeigefinger der rechten Hand. Zu Wilhelms Füßen ſchmiegt ſich ſein Hündchen, ebenſo wie auf ſeinem Grabmale in Delft; es erinnert daran, daß Wilhelm 1572 den Spaniern in die Hände gefallen wäre, wenn ihn nicht der Hund bei Zeiten aus dem Schlafe geweckt hätte. Noch ein anderes Denkmal verdient erwähnt zu werden; es iſt das am Ende des „korten Voorhout" errichtete zu Ehren des niederländiſchen Generallieutenants Herzogs Carl Bernhard zu Sachſen aus dem Hauſe Weimar. Daſſelbe verdankt aber doch wohl in erſter Linie dem Umſtande ſein Entſtehen, daß die Tochter des Herzogs einen holländiſchen Prinzen geheirathet hatte; aus Courteoiſie für Amalie ſetzte man ihrem Vater die Denkſäule und wählte ihretwegen den Platz vor ihrem Palaſte. Nicht aus Rückſichten der Convenienz und der Verwandtſchaft, ſondern aus dem Herzen der Nation hervorgegangen, aus der Liebe zu den Oraniern und der Unabhängigkeit geboren iſt das 1863 begonnene und 1869 enthüllte Nationaal Monument auf dem ſogenannten Plein 13. Im Willemspark November 1813 erhoben zuerſt Gysbert Karel van Hogendorp aus einer patriotiſchen Kaufmannsfamilie, Fr. Ad. van der Duyn und der Graf L. von Limburg-Styrum die verpönte oraniſche Cocarde wieder auf den Hut und ritten ſo im Haag einher; der alte Ruf: Orange boven! durchzitterte wieder die Luft, nachdem er ſo lange nicht gehört worden war. Man wagte es, Napoleon den Gehorſam zu kündigen und die Preußen rückten alsbald unter Bülow, die Ruſſen unter Benkendorf in Holland ein und trieben die Franzoſen hinaus. Von ſeiner Partei zurückgerufen, langte Prinz Wilhelm Friedrich von Oranien aus England an und betrat den befreiten Boden ſeines Vaterlandes am 30. November bei Scheveningen. An der Landungsſtelle errichtete das treue Volk 1865 einen Obelisken. Für die drei Männer aber, die zuerſt offen ihre oraniſche Geſinnung bekundeten, führte Holland das grandioſe Nationaldenkmal im ſchönen Wilhelmsparke auf, welches ſie, den Prinzen, die Wappen des Reiches und der Provinzen und die alle-

gorischen Gestalten der Freiheit und des Gesetzes darstellt. Denn nicht allein die Freiheit ging von ihnen aus; der von Wilhelm I., dem vom wiener Congresse zum König der Niederlande erklärten Oranier, gegrafte Hogendorp wurde der Gesetzgeber seiner Nation, er verfaßte „Neerlands Grondregt", er entwarf die Constitution vom 30. März 1814. Auf der Spitze des in den schönsten Formen errichteten Denkmals steht Batavia, in der Linken hält sie die glorreiche Fahne, in der Rechten das oranische Bündel Pfeile, und zu ihren Füßen lagert der Löwe der Dynastie Nassau. Das Denkmal ist entworfen durch van der Pieterszen. Ein neues Denkmal wird sich bald den anderen zugesellen, das des großen holländischen Staatsmannes Thorbecke; der haager Gemeinderath hat im September 1874 endlich die lange schwebende und mit großer Erbitterung der politischen Parteien geführte Streitfrage dahin entschieden; schmählicher Weise bestand die Majorität nur aus zwei Stimmen, obwohl Thorbecke der größte und weiseste Minister der Niederlande in unserem Jahrhunderte war.

Auch das schöne alte Rathhaus des Haag, welches die stolze Inschrift „Ne Jupiter quidem" trägt, verdient der Erwähnung, besonders wegen der berühmten „Doelen- und Regentenstücke" des Jan van Ravestein und des Bartholomäus van der Helst. Ein anderes Gebäude, welches seltene Schätze birgt, ist das schöne Museum Meermanno-Westreenianum, welches leider nur zweimal im Monate zugänglich ist und nur von zehn bis drei Uhr. Dasselbe ist eine Gründung des Grafen Meermann und des Barons Westreenen in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts; diese beiden Kunstfreunde hinterließen ihre Sammlungen nebst dem prächtigen Gebäude der Stadt Haag und stehen erstere unter der Obhut des Dr. Campbell, den ich schon früher nannte. Das Museum enthält Münzen, antike Vasen, eine Masse Ausgrabungen aus Pompeji, seltene Waffen u. s. w.; seine merkwürdigsten Schätze aber bestehen zum Theil in alten Drucken, z. B. besitzt es alle Bücher, die bei Elzevier in Leyden erschienen; sodann birgt es eine große Anzahl Manuscripte und Palimpseste. Der werthvollste Gegenstand der ganzen unschätzbaren Sammlung ist eine von Fust unterzeichnete Bibel, ein prachtvoller Druck in zwei Bänden, für den 100,000 Gulden geboten worden sind; sie ist in Mainz erschienen und einer der ersten Drucke, die gefertigt wurden. Viele Holländer machen freilich unserem Guttenberg die Erfindung der Buchdruckerkunst streitig und behaupten, dieselbe sei in Holland aufgekommen, Lourenz Janszoon Coster aus Harlem habe den Druck mit beweglichen Lettern erfunden und sein Gehülfe Jan habe die Kunst an Guttenberg verrathen. Der erste Druck Costers, „Spiegel onzer behoudenis" wird in Haarlem gezeigt, auch das Museum Meermanno-Westreenianum hat Drucke von ihm; Harlem setzte ihm 1856 ein großes Standbild. Aber alle

Gründe, die die Holländer für Coſter vorbringen, können mich nicht überzeugen, daß Guttenberg der Preis der Erfindung fälſchlich zuertheilt wurde und er ein zweiter Amerigo Veſpucci, Coſter aber ein Columbus geweſen ſei. Somit iſt und bleibt die Erfindung der lichtbringenden Buchdruckerkunſt durch die Holländer eine Erfindung, die patriotiſchem Stolze ihre Geburt verdankt.

Von dem intereſſanteſten Inſtitute der Reſidenz will ich nun ſprechen, von dem Muſeum, welches ſich in dem impoſanten weißen Gebäude befindet, welches mit der Front nach dem Plein, mit der Rückſeite nach dem ſchönen Vijver ausſchaut. Dieſer Bau, das Mauritshuis, wurde erbaut und bewohnt von dem Prinzen Jan Maurits von Naſſau-Siegen, holländiſchem Gouverneur von Braſilien, der 1679 verſtarb. Im Parterreſtocke ſieht man eine Flucht von Gemächern, angefüllt mit Reliquien und Erinnerungen der holländiſchen Geſchichte und der oraniſchen Dynaſtie, mit Erzeugniſſen der Colonien des Reiches, mit chineſiſchen und japaneſiſchen Gegenſtänden ohne Zahl. Ueber eine breite Treppe ſteigt man den zweiten Stock hinan und befindet ſich, ſobald man die letzte Stufe verläßt, mitten unter den Gemälden. In dieſer koſtbaren Galerie ſind ſie alle vertreten, die Rubens, van Dyck, Rembrandt, Teniers, Oſtade, Potter, Mieris, Steen, Hondekoeter, Weenix, Dou, Metzu, van der Werff, van de Velde, Snyders, Wouvermann, Breughel, Schalken, Netſcher, Ruysdael, Berchem, Backhuyzen und wie die anderen Größen Niederlands heißen. Die beiden Perlen der holländiſchen Gemälde der Galerie ſind der Stier von Paul Potter und die Anatomie Rembrandts. Erſteres Bild nahmen die Franzoſen nach der Occupation Hollands, welches Napoleon als Anſchwemmung der franzöſiſchen Flüſſe bezeichnete, mit ſich nach Paris, wo man es im Louvre, damals dem Sammelorte der geraubten Schätze der Welt, aufſtellte; es galt für das viertbeſte im ganzen Louvre. 1749 hatten es die Holländer für 630 Gulden gekauft, vergebens boten ſie Napoleon I. 60,000 Gulden; erſt in das befreite Niederland kehrte der feurig ſchnaubende Stier zurück. Vergebens haben ſich in unſerer Zeit Engländer erboten, das rieſenhafte Bild mit doppelten Sovereigns zu belegen, wenn es ihr Eigenthum werden könnte; trotz allen Erwerbsſinnes giebt es Holland nicht her, es hängt an dem einſt geraubten und mühſam wieder erworbenen Kinde. Die Anatomie Rembrandts war früher Eigenthum der anatomiſchen Schule zu Amſterdam, von der ſie der kunſtliebende König Wilhelm I. für 32,000 Gulden erſtand; ſämmtliche Köpfe des Gemäldes ſind Bildniſſe von Zeitgenoſſen Rembrandts; alle umdrängen den einen, den berühmten Anatomen Tulp, der einer Leiche den Arm ſecirt. Nach dem Tode König Wilhelms I., der als Graf von Naſſau 1842 verſtarb, kam das Bild in die Galerie ſeines Sohnes, der coloſſale Summen für letztere verwandte. Bei ſeinem Tode 1849 wurde die Sammlung verwerthet und in alle Winde zerſtreut; die Anatomie aber

kam in das Mauritshuis. Vor Potters wie vor Rembrandts Meisterwerke sind Gitter angebracht, vor denselben stehen Bänke, um dem Besucher der Galerie das längere Verweilen vor den beiden Gemälden zu erleichtern. Das Mauritshuis birgt eine Gemäldesammlung, die sich würdig den ersten und glänzendsten der Welt zur Seite stellen kann, wie sie in der That des Vaterlandes eines Rubens und Rembrandt würdig ist. Auch schöne Privatgemäldesammlungen sind im Haag zu finden, so die des Baron Steengracht de Osterland.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Berlin. Der Besuch des Königs von Schweden. Die Provinzialordnung. — Wenn man aus dem Herbeiströmen regierender Herren auf die politische Bedeutung einer Hauptstadt schließen darf, so nimmt Berlin zur Zeit unstreitig den ersten Rang in Europa ein. Im Laufe von vierzehn Tagen folgten sich der Kaiser von Rußland, der König von Sachsen und jetzt, als neuester Gast unseres Kaiserhauses, der König Oscar von Schweden. Ich will die ziemlich stereotypen publicistischen Erörterungen, welche in den Blättern an diese Fürstenbesuche geknüpft zu werden pflegen, nicht wiederholen; nur die eine Thatsache mag hervorgehoben werden, daß der jetzige König von Schweden eine durchaus freundschaftliche und anerkennende Gesinnung gegen Deutschland und Preußen hegt und sich hierin vortheilhaft von seinem verstorbenen Bruder unterscheidet. Während der letztere seine französischen Sympathien, die ihm als Sprossen der Bernadottes noch im Blute liegen mochten, niemals verleugnete, den Dänen in ihren Kämpfen gegen Deutschland unverhohlen seine, wenigstens moralische, Unterstützung und Gunst zu Theil werden ließ und von der Herstellung einer engen, gegen Deutschland keineswegs wohlwollenden scandinavischen Union träumte, hat König Oscar II. gleich bei seinem Regierungsantritt unzweideutig kundgegeben, daß er auf ein freundnachbarliches Verhältniß zum deutschen Reich entschieden Werth lege, wie denn auch sein persönliches Interesse an unseren Staatseinrichtungen, unserer Sprache und Literatur längst bekannt war und sich in der Begünstigung deutscher Wissenschaft und der eigenhändigen und zwar sehr gelungenen Uebersetzung von mehreren unserer classischen Dichtungen ins Schwedische bewährt hatte. Auch während des deutsch-französischen Krieges, zur Zeit, als er noch Kronprinz war, soll er seine Sympathien für uns niemals verhehlt haben, trotzdem er sich dabei keineswegs im Einklang mit der Mehrheit seines

Volkes befand. Daß dieſe perſönlichen Eigenſchaften des nordiſchen Herrſchers ihm einen über die conventionelle Höflichkeit hinausgehenden freundlichen und herzlichen Empfang an unſerem Hofe und im Volke verſchafften, iſt begreiflich.

Die Feierlichkeiten, die man hier fremden Fürſten vorzuführen pflegt, ſind überwiegend militäriſcher Natur. Was könnte man auch Anziehenderes und Impoſanteres zeigen, als unſere prächtigen Garderegimenter, welche die kunſtvollſten kriegeriſchen Exercitien mit unübertrefflicher Leichtigkeit und Präciſion ausführen? Es iſt kein Wunder, daß dieſe außerordentliche Zucht, Ordnung und Uebung die höchſte Anerkennung aller fremden Militärs findet. Bis in welche Ferne ſich Deutſchland des Ruhmes erfreut, die erſte Waffenmacht der Welt zu ſein, das beweiſt die Thatſache, daß nicht nur der Sohn des Vicekönigs von Aegyppten, ſondern ſogar ein naher Verwandter des Kaiſers von Japan gegenwärtig bei Berliner Regimentern Dienſte thun. Giebt es eine glänzendere Anerkennung unſerer kriegeriſchen Erfolge?

Mit der Abreiſe des ſchwediſchen Königs, deſſen Aeußeres übrigens keineswegs den nordiſchen Typus trägt, deſſen braune Geſichtsfarbe und ſchwarze Haare vielmehr deutlich die ſüdliche Abſtammung verrathen, wird es an unſerem Hofe ſtill werden: Die Kaiſerin iſt ſchon längere Zeit abweſend und in den nächſten Tagen rüſtet ſich auch der Kaiſer zur Abreiſe; das officielle Berlin ſchüttelt dann überhaupt, ſo weit es geht, den Staub der Reſidenz von den Füßen.

Dieſem Beiſpiele kann jedoch fürs Erſte der Landtag noch nicht folgen. Noch immer ſitzen die „Herren" und die Abgeordneten und arbeiten im Schweiße ihres Angeſichts. Und gerade in den letzten Tagen ſind parlamentariſche Ereigniſſe eingetreten, welche in vielen Gemüthern die ſchwere Beſorgniß erzeugt haben, die ganze Thätigkeit eines Vierteljahres ſei nutz- und zwecklos geweſen. Sie wiſſen, daß der Schwerpunkt der in dieſer Seſſion dem Landtag vorgelegten geſetzgeberiſchen Arbeiten in der Provinzialordnung ruht. Das Abgeordnetenhaus hatte dieſes Geſetz, welches die mit der Kreisordnung begonnene Selbſtverwaltung nach Oben hin um ein gutes Stück weiter führt, durchgängig im Einverſtändniß mit der Regierung in langer eingehender Berathung feſtgeſtellt, und nun kommt das Herrenhaus und bringt wieder einmal die traurigſte Stockung in die parlamentariſche Maſchine, der Miniſter des Innern, Graf Eulenburg aber, deſſen wechſelnde Taktik kein Menſch ergründen kann, ſpricht ſich ſehr anerkennend über die im Herrenhauſe aufgetauchten neuen Vorſchläge aus und ermuthigt gewiſſermaßen ſelbſt den Widerſtand, anſtatt das ganze Gewicht ſeines Amtes und ſeiner Perſönlichkeit für die Annahme des bis zu dieſem Stadium glücklich vereinbarten Geſetzes in die Wagſchale zu legen.

So hat denn das Herrenhaus eine Anzahl von Beschlüssen gefaßt, die für das andere Haus absolut unannehmbar sind. Der Streit dreht sich hauptsächlich um folgenden Punkt: den neuen Verwaltungskörpern der Provinzen sind neben den wirthschaftlichen Aufgaben, der Fürsorge für Kranken- und Wohlthätigkeitsanstalten, für den Chausseebau und dergleichen eine Reihe wichtiger staatlicher Functionen, „allgemeine Landesangelegenheiten" übertragen, welche bisher rein bureaukratisch von den Oberpräsidien und Bezirksregierungen ausgeübt wurden; namentlich gehört dahin die Aufsicht über die Kreise und Städte. Nach der Meinung des Abgeordnetenhauses und der ursprünglichen Regierungsvorlage sollten diese beiden Zweige der Thätigkeit von demselben Organ, dem Provinzialausschuß, besorgt werden, der sonach zugleich als staatliche und communale Behörde fungirte und seine doppelte Natur nur durch den wechselnden Vorsitz des Oberpräsidenten und des Landesdirectors kundgab. Daran nahm nun das Herrenhaus Anstoß und setzte für die „allgemeinen Landesangelegenheiten" an Stelle des Provinzialausschusses eine neue Behörde, den „Provinzialrath", der aus drei berufsmäßigen Beamten und nur vier Delegirten des Ausschusses bestehen sollte, sonach die Bureaukratie auf Kosten des nur zur Ausstaffirung hinzugezogenen Laienelementes ungebührlich in den Vordergrund schob und die Selbstverwaltung im Wesentlichen auf die allernächsten materiellen Interessen beschränkte. Und nicht nur die feudale Seite des Herrenhauses stimmte für diese Beschlüsse, sondern auch die liberalen Mitarbeiter, namentlich die Bürgermeister, welche als Vertreter der großen Städte der ganzen Provinzialordnung kühl gegenüberstehen, da sie eine Unterdrückung der Städte durch die ländlichen Elemente, den Junker und den Bauer, befürchten zu müssen glauben.

Die Provinzialordnung in derart verkümmerter Gestalt kommt nun an das Abgeordnetenhaus zurück, und dieses ist in großer Verlegenheit und einer wirklich peinlichen Situation. Der nächste und von Vielen empfohlene Gedanke ist: Ablehnen. Allein es ist doch auch kein leichter Entschluß, das mühsame Werk monatelangen Fleißes preiszugeben, die ganze Verwaltungsreform und eine Reihe anderer Gesetze, welche das Bestehen der Provinzialordnung zur Voraussetzung haben, zu einem verderblichen Stillstand zu verurtheilen, vor dem Lande mit leeren Händen zu erscheinen und die liberale Partei mit dem Vorwurf unfruchtbaren Schaffens und Strebens zu beladen, ganz zu schweigen von den neunzehn Millionen, welche den Provinzen als Selbstverwaltungsfonds überwiesen werden sollten und nach der Meinung sachverständiger Männer schwerlich noch einmal von einem preußischen Finanzminister angeboten werden dürften. Diese Erwägungen ziehen den Abgeordneten schwer durch Kopf und Herz und haben bei einem großen Theil derselben die Neigung erzeugt, bis an die Grenze des Möglichen zu gehen, um

das Gesetz zu Stande zu bringen. Es existirt nun ein von dem Oberbürgermeister Hobrecht von Berlin gestellter Vermittlungsantrag, welcher jenen Provinzialrath zwar beibehält, aber um je ein Mitglied das Laienelement darin verstärkt und das Beamtenthum vermindert, so daß der bureaukratische Charakter dieser Behörde wesentlich zurücktritt. Der Vorschlag ist allerdings vom Herrenhause abgelehnt worden, allein er wird möglicherweise im Abgeordnetenhause wieder aufgegriffen und dann auch von der Pairskammer als Compromiß zugestanden werden. Jedenfalls bildet er die einzig mögliche Basis, auf der eine Uebereinkunft geschlossen werden könnte. Ob die Dinge in der That diesen, verhältnißmäßig günstigen Verlauf nehmen, ist zur Stunde, wo wir schreiben, nicht mit Sicherheit zu sagen. Es wogt und gährt noch in der Volksvertretung und die Stimmung gegen das Herrenhaus, das sich als ewiges Bleigewicht an jede Reform hängt, und gegen die Regierung, der man nicht ohne Grund Mangel an Klarheit und Entschiedenheit vorwirft, ist eine keineswegs rosige. Hoffen wir, daß der parlamentarische Horizont sich bald wieder aufklärt und der große Ausgleicher der Gegensätze, der Compromiß, sich auch diesmal nicht verleugnet. D.

Literatur.

Vom Büchertisch. Zur Geschichte der Brockenreisen. Von Gustav Heyse. 4. Aufl. (Aschersleben, Schnock.) — Man braucht sich nur zu vergegenwärtigen, daß das vorliegende bescheidene Büchlein schon die vierte Auflage erlebt hat, um zuzugeben, daß der Brocken nicht zwar der höchste, doch der berühmteste und besuchteste ist unter den deutschen Bergen. Schon am Ende des sechszehnten Jahrhunderts botanisirte der berühmte Arzt Johannes Thalius an seinen Abhängen und einige Jahre darauf zeigte Heinrich Julius von Braunschweig seiner jungen Gemahlin, der dänischen Elisabeth, von seinem Gipfel einen Theil des ihr nun zugehörigen Landes. Dann ziehen ein Schulrector aus Ilsenburg; ein Gärtner, der nach seltenen Pflanzen sucht, herauf; im dreißigjährigen Krieg endlich eine Schaar Quedlinburger Gymnasiasten. Das sind die ersten bekannten Brockenbesucher. Daß indeß doch auch früh schon auf ein zahlreicheres Publicum gerechnet ward, beweist der Umstand, daß an einem guten Quell auf dem Gipfel an einer eisernen Stange sich durch eine Kette befestigt eine eiserne Kelle befand. Das war schon 1649 der Fall. Der Löffel ward natürlich bald gestohlen. Doch war der Besuch auch

im siebzehnten Jahrhundert noch ungemein beschwerlich und daher sehr schwach. Indeß findet sich schon eine gelehrte Reisebeschreibung in Hexametern vor, auch schrieb der berüchtigte abergläubische Johann Prätorius ein dickes Buch über den Brocken oder mehr noch über die Sagen, die von ihm gingen. Ewig zu beklagen ist, daß Otto von Guerike die von ihm beabsichtigte Besteigung nicht ausführte. Er wollte die Höhe des Berges barometrisch messen, aber dicht unter dem Gipfel zerbrach der Diener das unter einer Blechkapsel verschlossene Instrument. Im Jahre 1697 besuchte auch Peter der Große den Brocken. Sonst sind es noch einige jetzt verschollene deutsche Fürsten, ein paar Aerzte und vor allen auch Schatzgräber, von denen wir lesen. Hatten sich früher die Herzöge von Braunschweig um die Wege auf den Berg sehr verdient gemacht, so blieben im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die eigentlichen Herren des Brockens, die Grafen von Stolberg, nicht hinter ihnen zurück. Die kleine Hütte, die seit 1736 errichtet war, ward seit 1743 durch ein Wirthshaus auf der Heinrichshöhe unterstützt, im Jahre 1800 endlich ward auf dem Gipfel selbst ein größeres Haus erbaut. Die Besucher mehren sich, unter ihnen finden wir Albrecht von Haller; 1750 ward der Berg vom Grafen Schmettau zu Gradmessungen zuerst benutzt. Hatten früher die Kiselacks die Felsblöcke des Gipfels mit ihren werthen Namen bemalt, so ward nun seit dem Jahre 1753 ein Fremdenbuch aufgelegt, das seitdem ohne Unterbrechung fortgeführt worden ist, wenn es auch nicht ganz erhalten blieb. Es ist bekanntlich im Auszug von dem Brockenwirth Nehse im Jahre 1850 herausgegeben worden. Schon im Jahre 1779 finden wir 421 Besucher, heutzutage freilich durchschnittlich im Jahre 6000. Fast alle deutschen Fürsten nennt uns das Fremdenbuch; natürlich am zahlreichsten die Anhaltiner, auch der König von Westphalen übernachtete im Jahre 1811 auf dem Brocken. Gleim, Göckingk, Nicolai, Ebert, A. W. von Schlegel, Heine, Andersen, Coleridge treten auf, vor allen Goethe, der den Brocken dreimal erstiegen hat. Einmal auf der bekannten Harzreise 1777, am 10. December, nicht am 7., wie er selbst einmal irrthümlich annimmt in seinen Erläuterungen zur „Harzreise". Zum zweiten Male war Goethe am 31. September 1783 auf dem Brocken. Das Buch zeigt seinen Namen „J. W. v. Goethe — F. v. Stein. — v. Trebra, zum dritten Mal hier." Zum dritten Mal besuchte er den Berg am 4. September 1784. Er schrieb in das Fremdenbuch:

Quis coelum posset nisi coeli munere nosse,
Et reperire Deum, nisi qui pars ipse Deorum est?

Auch Leopold von Buch und Alexander von Humboldt gehören zu den Besuchern des Berges. Als Curiosum mag noch erwähnt sein, daß auf Uebungsmärschen auch Kanonen den Brockengipfel berührten, so eine braunschweigische Batterie von vier Sechspfündern im Jahre 1840. Der Transport

geſchah ohne alle Schwierigkeit. Das intereſſante Büchlein, das auch eine Ueberſicht der Brockenliteratur giebt, iſt dem Touriſten freundlichſt empfohlen.

Jacob III. Markgraf zu Baden. Von Arthur Kleinſchmidt (Frankfurt a. M., Winter). — Markgraf Karl II. von Baden Durlach hatte die Reformation in ſeinem Lande eingeführt, durch ſchmeichleriſche Jeſuiten zum alten Glauben zurückgeführt, rottete ſie ſein Sohn Markgraf Jacob III wieder aus. Dieſe Verhältniſſe bilden den Inhalt der fleißig gearbeiteten kleinen Schrift, die dem Andenken des erſten regierenden Convertiten in Deutſchland gewidmet iſt. Man ſieht wiederum klar, wie die faule Friedensſeligkeit der Proteſtanten, ihre Zerſpaltung und Haltloſigkeit, der geſchloſſenen Macht der katholiſchen Kirche, dem Eifer ihrer begabten und raſtlos thätigen Streiter nothwendig unterliegen mußte, wie jene gewaltige Machtentfaltung der Habsburger im erſten Viertel des ſiebzehnten Jahrhunderts vorbereitet ward, die wohl den alten Gedanken einer Univerſalmonarchie wieder aufnehmen konnte.

Löwenkämpfe von Nemea bis Golgatha. Von Paulus Caſſel. (Berlin, Calvary.) — In wunderlicher und widerlicher Weiſe hat der Verfaſſer die ſchönen Sagen des claſſiſchen Alterthums mit der chriſtlichen Ueberlieferung durch das Band myſtiſch-ſymboliſcher Erklärung zuſammenzuſchweißen ſich unterfangen. Für einen geſunden Sinn wird derartiges immer haarſträubend ſein. Es liege eine ungemeine Poeſie in den Legenden vom Chriſtuslöwen, meint der Verfaſſer, „denn in ihm geht in Erfüllung, was die Griechen in ihrem Herakles urſprünglich geſucht. Er iſt dazu gekommen, der Hydra auf das Haupt zu treten. Was Dionyſos bezeichnet, iſt in ihm wirklich vollendet. Das Sabazios findet in ihm die wahre Ruhe. Alle Löwenbändiger bis auf Orpheus vollenden in ihm. Kein Anderer als Er kann Leidenſchaft und Tod bewältigen. Herakles überwand den Löwen und nahm das Fell, um ſelbſt ein guter Löwe zu ſein. Jeſus überwand die Leiden des Kreuzes — und das Kreuz ward ſeine Herrlichkeit. In dieſem Zeichen liegt aller Sieg!“ Dies nur zur Probe. Es würde derlei Machwerk nicht der Erwähnung werth ſein, wenn nicht die Anmaßung, ſolche Dinge einem wiſſenſchaftlichen Publicum anzubieten, eine öffentliche Rüge verdiente.

Hallbergers Illustrated Magazine. Conducted by Ferdinand Freiligrath (Stuttgart, E. Hallberger) bringt in dreiwöchentlichen eleganten Heften eine Auswahl der neueſten in engliſchen Zeitſchriften erſchienenen Romane, Novellen und Gedichte und iſt für die Kenntniß der engliſchen Umgangsſprache allen Lernenden ſehr empfohlen.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 4. Juni 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Italien und Deutschland.

Nachdem die verschiedenen Zusammenkünfte zwischen den gekrönten Häuptern und die Rundreise des deutschen Kronprinzen in Italien, Ereignisse, an welche sich so viele politische Conjecturen geknüpft haben, ihren vorläufigen Abschluß gefunden, lohnt es vielleicht der Mühe, die Stellung, welche Italien zu den wichtigsten europäischen Fragen, namentlich Deutschland gegenüber, einnimmt, näher ins Auge zu fassen.

Dieses Land hat in den letzten Wochen das Schauspiel erlebt, daß einer der mächtigsten Monarchen und ein Fürst, der dazu bestimmt ist, dereinst die erste Krone Europas zu tragen, in feierlicher Weise seinen Boden betreten und die sympathischen Kundgebungen von Regierung und Bevölkerung mit hoher Befriedigung entgegengenommen hat. Diese selben Italiener, welche vor noch nicht zwanzig Jahren getheilt und zerrissen, ohne Kraft und Einfluß, ja mißachtet waren, haben mit Recht in diesen Besuchen einen Beweis davon gesehen, wie viel Gewicht heutzutage im Auslande auf das Verhalten ihres Vaterlandes gelegt wird.

In der That hängt von der Entscheidung, die Italien über die den wichtigsten Fragen gegenüber einzuhaltende Linie, getroffen hat oder treffen wird, nicht wenig ab, und dies bedingt zum Theil die Lösung derselben in diesem oder jenem Sinne. Seine geographische Lage ist eine derartige, daß es seinen beiden Nachbarn, wenn sie anderweitig beschäftigt sind, durch eine kleine Diversion ernste Schwierigkeiten und Verlegenheiten bereiten, andererseits durch eine freundliche Haltung ihre Unternehmungen außerordentlich begünstigen und unterstützen kann. Sein Heer ist freilich erst in der Bildung begriffen, hat aber von allen Fortschritten und Erfindungen der Neuzeit Gewinn gezogen und soll in seinem Material, Ausrüstung und Organisation, wie Sachkenner behaupten, keinem anderen nachstehen. Der höhere Unterricht nimmt einen solchen Aufschwung, daß er binnen kurzer Zeit dem Staat eine reiche Anzahl vortrefflich ausgebildeter junger Leute zuführen wird, die das beste Material für Staatsmänner und Feldherren abgeben. Die ungeheure ungenützte Arbeitskraft von so vielen Millionen Armen in den niederen Ständen, darf nur geweckt und richtig gelenkt werden, um den ökonomischen Zustand

des Landes zu heben und die drückenden finanziellen Schwierigkeiten zu beseitigen. Die Zeit scheint nicht mehr fern zu sein, wo dies in wunderbarem Aufschwung begriffene Land nicht mehr nöthig haben wird, alljährlich so viel Auswanderer über die Meere zu schicken und ganz Europa mit Steinklopfern, Straßenarbeitern und Bänkelsängern zu versehen.

Daß ein Staat mit solchen Perspectiven ein gesuchter Bundesgenosse ist, nimmt nicht Wunder. Wir haben fast alle nacheinander um seine Gunst buhlen sehen. Frankreich hat seinen Thiers geschickt, und will ihn wieder schicken, wie es heißt. Oesterreich hat sich durch seinen Kaiser selbst vertreten lassen, und der deutsche Kronprinz soll die Bahn ebnen für den unermüdlich angekündigten, obwohl immer wieder hinausgeschobenen Besuch seines Vaters.

Wer wird nun den Preis davontragen, und die vielumworbene Braut heimführen? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir uns vorerst die Interessen, Wünsche, Strebungen Italiens nach den verschiedenen Seiten klar zu machen suchen.

Die brennendste und schwierigste Frage betrifft die Stellung des Papstes. Noch hat die italienische Regierung, wie es scheint, keinen endgültigen Entschluß gefaßt, wie sie sich diesem Unterthan gegenüber, der doch kein Unterthan ist, verhalten soll? Aber die Strömungen, welche auf ihre Position einwirken und dieselbe schließlich bestimmen werden, sind doch erkennbar genug. Eine religiöse Frage, wie in Deutschland oder selbst in England, existirt in Italien nicht. Der gebildete Mittelstand und was von dem höheren Adel und Beamtenthum nicht gerade in unmittelbarem Zusammenhange mit dem Vatican oder den Jesuiten steht, alles was denkt und sich einer gewissen behaglichen Existenz erfreut — ist in diesem Lande religiös vollkommen indifferent. Die Gleichgültigkeit geht nur in Haß über, wo es sich um den höheren Klerus handelt, dieser ist nirgends beliebt. Bei den Gebildeten aber, obwohl sie sich im Grunde aus der Kirche nichts machen, findet die neuerdings viel gebrauchte Unterscheidung zwischen dem wahren Katholicismus und dem römischen unverhehlten Beifall und in dieser Beziehung scheint ihnen Bismarck lobenswerth. Den Katholicismus glauben sie nämlich nicht entbehren zu können, weil sie nichts an dessen Stelle zu setzen wissen und eine Art von horror vacui empfinden, wenn von Abschaffung desselben die Rede ist, schon der Kinder wegen, für die man es angemessen hält, sie durch etwas Positives zu dem Indifferentismus und der absoluten Negative übergehen zu lassen. Außerdem, wenn sie auch an keine Dogmen glauben und der positive Gehalt der Religion ihnen völlig gleichgültig ist, geben sie doch zu, daß es Situationen im Leben giebt, in denen man zu einem solchen Anhalt gern greift. In Krankheit, Unglück, namentlich in Gewissensqualen will der Mensch beruhigt sein und

nach dieser Seite hin erfüllt keine Kirche ihren Zweck so vollkommen, wie die katholische. Sie verlangt keine inneren Kämpfe, kein mühsames Ringen; auf das Sündenbekenntniß folgt die Absolution, um so unbedingter und großmüthiger, je geängstigter das Gemüth ist. Es wird von einem Priester in Rom erzählt, daß er sich in der Predigt darüber beklagt habe, daß die Beichte so schlecht besucht werde. Zu ihm sei einmal eine augenscheinlich in ihrem Gewissen schwer bedrängte Frau gekommen, und habe ihm anfangs nur geringe Sünden bekannt; da habe er gelächelt. Sie sei muthiger geworden und habe eine schwerere ausgesprochen; darauf habe er laut gelacht. Und je offener die Frau, durch sein Benehmen kühn gemacht, alle ihre gravissima peccata bekannte, um so schallender sei sein Gelächter geworden. Schließlich habe die Frau ihn gefragt: er der fromme Pater müsse doch wohl recht schwere Sünden begangen haben, wenn er über die ihrigen sich so erheitere. Der Priester darauf: ja ich habe viele Vergehen auf dem Gewissen, aber kein so schweres wie Du; wenn ich gelacht habe, so ist es nur geschehen, um Dich zum vollen Aussprechen zu bewegen, und dadurch Dein Herz zu erleichtern.

Daß eine solche Religion im Volke Anhalt findet, ist leicht begreiflich. Die ungebildete Masse möchte sie denn auch um keinen Preis missen. Viel innige Frömmigkeit ist freilich in den unteren Schichten der italienischen Bevölkerung auch nicht vorhanden; der colossale, wahrhaft unverschämte Götzendienst, der in den Kirchen verübt wird, begegnet beim Volke keiner ernsthaften Auffassung, sondern wird mehr naiv als eine Art von Unterhaltung betrachtet. Auch hier ist der höhere Kleriker verhaßt; nur der niedere Priesterstand steht in naher Fühlung mit dem Volke.

Mit diesen Factoren hat die Regierung zu rechnen, wenn sie eine Reform in der Kirchenverfassung in Angriff nehmen und sich mit den Grenzen der Machtvollkommenheit des Papstes befassen will.

Und dieser Papst selbst ist vor allen Dingen ein Italiener. Und die Italiener, will mir bedünken, haben sich alle untereinander gern. Nirgends verkehrt Hoch und Niedrig so liebevoll und ungezwungen miteinander. Ein jeder bleibt tactvoll innerhalb seiner Grenzen; aber als Sclave fühlt sich der Niedrigstehende dem Reichen oder Vornehmen gegenüber nicht und benimmt sich auch folglich nicht wie ein solcher. Nun ist aber dieser Papst ein Mensch, wie er mit so eigenthümlichen Befugnissen ausgerüstet (mögen sie angemaßt oder berechtigt sein, ist gleichgültig, auf die thatsächliche Ausübung kommt es an), nur einmal auf der Erde existirt. Und dieser Mann ist ein Italiener. Sollte er wieder einmal, wie früher, sein Interesse mit dem der italienischen Nation identisch halten, so würde daraus ein unberechenbarer Gewinn für diesen Staat zu ziehen sein. Der letztere Gedanke wird nur hier und da schüchtern geäußert; unbe-

dingt aber von Vielen im Stillen gehegt; und wenn er auch für den Augenblick wenig praktische Consequenzen haben könnte, so braucht man doch nur an Gioberti zu denken, um sich davon zu überzeugen, daß eine staatliche Nutzbarmachung der päpstlichen Persönlichkeit nicht außer dem Bereiche der Speculationen italienischer Politiker liegt.

Wie zaghaft die Regierung Jahre lang den Ansprüchen des Papstes entgegengetreten ist, haben die Interpellationen von La Porta und Mancini offen dargelegt. Wie wenig sie in sich die Kraft fühlt, in Zukunft energischer aufzutreten, hat sie selbst gestehen müssen. Nun kommt ein auswärtiger Staat und erhebt den Anspruch, man soll die kirchliche Gesetzgebung zu seinen Gunsten ändern. Eine Zumuthung, die für die Italiener fast unbegreiflich ist. Denn eine religiöse Frage haben sie, wie gesagt, nicht, und die deutschen Zustände, obwohl die Zeitungen mit den preußischen Kirchengesetzen und den Erzählungen eingekerkerter Geistlicher angefüllt sind, verstehen sie nicht. Aber abgesehen hiervon, haben die von Berlin erhobenen Anforderungen bei der italienischen Regierung, und was schlimmer ist, beim Volk, einen peinlichen Eindruck hinterlassen. Man darf nicht vergessen, daß dieses Land erst seit sechszehn Jahren im Besitz seiner Selbständigkeit ist, und wird begreiflich finden, daß es ängstlich und eifrig über der Erhaltung derselben wacht. Wir sind nun freilich der Meinung, daß Italien, wenn es energischer gegen die Uebergriffe des Jesuitismus einschritte, pro domo arbeiten würde, aber es kommt bei dieser Gelegenheit weniger auf die Sache, als auf die Form an. Man ist verletzt, weil man von außen gedrängt wurde. Ganz anders wäre das Verhältniß, wenn man vorher selbständig die Initiative ergriffen hätte. Nur der Pression eines Fremden glaubt man nicht nachgeben zu dürfen. In dieser Stimmung haben die Minister und alle Officiösen bei der Beantwortung der Interpellationen von La Porta und Mancini einen — zu ihrer Ueberzeugung wenig stimmenden — wohlwollenden und versöhnlichen Ton mit Rücksicht auf den Papst angeschlagen. In derselben Stimmung bekämpft die ganze officiöse und conservative Presse das Vorgehen Bismarcks gegen die Klericalen in Deutschland; ja ein Theil der unabhängigen, demokratischen und republikanischen Blätter, die sonst fast ausnahmsweise deutschfreundlich gesinnt sind, steht ihr hierin zur Seite. Aus derselben Stimmung sind die Worte geflossen, mit welchen sich die hochofficiöse Opinione mit unverkennbarer Tendenz über die Interpellation Sullivans im englischen Parlament und die Antwort D'Israelis vernehmen läßt: „Die Britische Regierung wohnt dem Kampf zwischen Klericalismus und moderner Civilisation mit Gleichmuth bei, und zweifelt nicht am Siege. Das Beispiel Deutschlands ermuthigt England nicht, die Klericalen mit repressiven und präventiven Gesetzen zu bekämpfen, und es sieht keine Veranlassung zur Aenderung seiner Regierungsmethode.

Auf die Zeit und auf den Sieg der Civiliſation muß man ſein Vertrauen ſetzen. Was mit Gewalt bekämpft wird, ſteht wieder auf; dagegen ſterben in Wahrheit nur diejenigen Inſtitutionen und Glaubensarten ab, welche ihren Geiſt und ihre Lebensberechtigung verlieren." Nun können wir freilich dieſen Gedanken nicht für aufrichtig halten; denn die Regierung ſieht mit ſteigender Beſorgniß — und die Berichte aus Bonghis Miniſterium legen officiell dafür Zeugniß ab — wie im Stillen die Macht der Jeſuiten in Schulen und Familien um ſich greift, wie ſie das Schlachtfeld nach allen Seiten hin durchſtreifen und die günſtigſten Poſitionen auszuwählen im Stande ſind, wie ſie ſich aus den Unwiſſenden, Verwahrloſten, Ungebildeten eine Armee ſchaffen — während die Fortſchritte der Bildung und Civiliſation auf der anderen Seite keineswegs gleichen Schritt halten. Wir ſind der Meinung, daß es eitle Phraſen und Heuchelei ſind, was die Opinione vorbringt, aber daß das erſte Organ der Regierung dergleichen auszuſprechen veranlaßt wird, iſt bezeichnend, und giebt einen Begriff von der Richtung, in welche die höheren Kreiſe ſich entweder freiwillig begeben oder durch den Gang der Ereigniſſe gedrängt werden. Dieſes Abwartungs- und Abſtinenzſyſtem, dies religiöſe und kirchliche Laissez-faire mag in England nicht übel angebracht ſein, obwohl ſeine letzten Conſequenzen auch dort erſt abzuwarten ſind; für Italien ſcheint es uns ſchlecht gewählt und kaum anwendbar, wird auch durch die aggreſſive Haltung des päpſtlichen Stuhles unmöglich gemacht. Weil aber die Regierung noch gar keinen feſten Plan gefaßt, noch gar keine Beſtimmung über die zukünftig einzuhaltende Richtung getroffen hat, ſucht ſie Zeit zu gewinnen, durch Adoption eines Syſtems, welches ihr bequem ſcheint.

Dieſe Unentſchiedenheit und Zaghaftigkeit der italieniſchen Regierung erſchwert in dieſem Augenblick ein gutes Einvernehmen mit Deutſchland. Das letztere verlangt einen klaren Standpunkt, eine unzweideutige Stellung; wir wollen nicht unterſuchen, ob es zur Hervorrufung derſelben nicht etwas geſchickter hätte vorgehen können. Dieſe Divergenz der Ausſichten über das gegen die Jeſuiten zu beobachtende Verfahren iſt auch der wahre Grund, weshalb die Reiſe des deutſchen Kaiſers nach Italien immer wieder hinausgeſchoben wird; es lagert ein unheimlicher Schatten zwiſchen beiden Regierungen. Ehe derſelbe zerſtreut iſt, ſcheint eine ungezwungene Annäherung unmöglich. An die Bedeutung der Geſundheitsrückſichten glaubt Niemand. Ebenſo gut wie der Kaiſer nach Gaſtein reiſen kann, kann er auch nach Verona gehen; und die kleine Strecke von dort bis Mailand oder Florenz wäre auch wohl zu überwinden. Schließlich fragen ſich die Italiener: wenn ihm etwas zuſtoßen ſollte, warum kann er in Italien nicht ebenſo gut ſterben wie in Deutſchland?

Und doch war dieſe Reiſe von Berlin aus mit ſo ängſtlicher Haſt an-

gekündigt, als sich die Nachricht von der Zusammenkunft Franz Josephs mit Victor Emmanuel verbreitete und es schien nothwendig, um den Eindruck der letzteren zu mildern, daß wenigstens der deutsche Kronprinz sich in Italien zeigte. Woher diese unruhige Geschäftigkeit? War es bloß die unangenehme Empfindung, in der Höflichkeit zurückgeblieben zu sein, indem man dem österreichischen Kaiser den Vorsprung bei Abstattung des Gegenbesuches lassen mußte? Gewiß faßte man die Bedeutung der Zusammenkunft in Venedig tiefer auf; und mit Recht.

Die Stellung Italiens zu Oesterreich ist in der That eine solche geworden, daß nichts mehr ihre Interessen scheidet und manches in den augenblicklichen Verhältnissen Europas dazu angethan ist, sie einander noch mehr zu nähern. In der römischen Frage beobachten beide Regierungen eine vorsichtige Haltung, vermeiden die Einmischung in kirchliche Dinge, so lange es nur angeht. Sie sind beide keine katholischen Staaten in dem Sinne wie Frankreich oder Spanien, die ungeheure Anzahl der religiös indifferenten Italiener und die verhältnißmäßig ebenso zahlreichen Katholiken in Oesterreich müssen der Kirchenpolitik hier und dort eine ganz andere Richtung geben, als der Fanatismus der fast ausschließlich katholischen Bevölkerung Frankreichs und die alten Denkgewohnheiten der Spanier sie erheischen. Andererseits werden beide Länder von der Curie absichtlich mit Rücksicht behandelt, um ihnen jeden Vorwand zu energischem Vorgehen zu nehmen. Sie befolgt die Taktik, zuerst den Hauptfeind, Deutschland, zu isoliren und niederzuwerfen, in der sicheren Hoffnung, nachdem dies gelungen, auch mit den übrigen in ihrem Sinne fertig zu werden. Daß beide Monarchen in Venedig übereingekommen seien, die päpstliche Frage als eine innere italienische zu betrachten, wie behauptet worden ist, scheint uns unwahrscheinlich, obwohl sicherlich die persönlichen Ansichten Franz Josephs und seiner hochkatholischen Hofkreise einem solchen Pact nicht abgeneigt sind. Wir glauben nicht, daß irgend welche bestimmte politische Abmachungen das Resultat der venetianischen Zusammenkunft gewesen sind, sondern daß — was an sich schon bedeutungsvoll genug ist — Besprechungen stattgefunden haben auf dem Grunde eines bereits vorher erzielten Einverständnisses über die wichtigen Fragen gegenüber zu beobachtende Haltung. Daß nun kein Grund vorliegt, weshalb Oesterreich in der päpstlichen Frage einen anderen Weg einschlagen sollte, als Italien, liegt auf der Hand. Beide Staaten scheinen entschlossen, sich ebenso fern von dem französischen Processionschwindel und der von Paris, Orleans und anderen Centren Frankreichs ausgehenden directen Ermuthigung der Aussprüche des Vaticans zu halten, wie sie abgeneigt sind, die Kampfweise Bismarcks nachzuahmen.

Aber in anderer Beziehung sind die Interessen Oesterreichs und Italiens

noch weit gleichartiger, fast identisch. Beide fürchten gleich sehr die Herrschaft Rußland auf der Balkanhalbinsel. Sobald Constantinopel und in Folge dessen auch Smyrna moscovitisch ist, wird nicht nur der bedeutendste Theil des Handels von Triest und Venedig schwere Verluste erleiden, sondern die Seemacht Rußlands wird im Stande sein, der italienischen die östliche Hälfte des Mittelmeeres zu verschließen. Wir wollen die Wichtigkeit dieses Ereignisses in seinen Consequenzen nicht weiter verfolgen, zumal diese bereits oft erörtert sind. Es genügt uns bei dieser Gelegenheit zu constatiren, daß die orientalische Frage, wie sie für Oesterreich über Leben und Tod entscheidet, so von Italien im antirussischen Sinne aufgefaßt wird.

Oesterreich ist es offenbar unheimlich in dem Bündniß mit seinen beiden übermächtigen Nachbarn. Wie kann es aufrichtig an Rußlands Seite stehen, dessen Interessen den seinigen diametral entgegengesetzt sind, ja für welches eine entscheidende Erfüllung seiner erträumten Mission nur über den Leichnam Oesterreichs hinüber stattfinden kann. Fast ebenso mißtrauisch muß Oesterreich gegen Deutschland sein, wenn dieses auch für den Augenblick die Erhaltung oder sogar die Beseitigung dieses unnatürlich zusammengeschweißten Mosaikstaates wünschen mag. Denn, daß weder die deutschen Bevölkerungen Oesterreichs auf die Dauer ihre Isolirung vom Reich und ihre oneröse Verbindung mit Polen, Magyaren und Serben, für die sie die fehlenden Steuern aufzubringen haben, ertragen werden, ist selbstverständlich. Aber sähe sich Oesterreich auch nicht direct in seinem Bestande bedroht durch die natürlichen Machterweiterungsgelüste seiner scheinbaren Alliirten, so müßte ihm doch unheimlich werden in ihrer Mitte, so oft es erwägt, wie vollkommen dieselben Interessen Deutschlands und Rußlands sich decken, welche den seinigen durchaus entgegengesetzt sind. In der That kann nur ein oberflächlicher Beurtheiler das deutschrussische Bündniß durch die Freundschaft der augenblicklichen Herrscher beider Länder bedingt sehen; auf welcher innigen Gemeinsamkeit aller wesentlichen Interessen es — unsrer Ansicht nach leider! — gegründet ist, wird erst dann recht klar werden, wenn die Stelle der jetzigen Monarchen in Berlin und Petersburg durch andere, die sich persönlich weniger nahe stehen, eingenommen sein wird.

Oesterreich sucht also naturgemäß anderswo nach einem Anhalt und findet ihn — da England ihm im entscheidenden Augenblick wohl günstig sein aber wenig nützen wird — nur in Italien. Was hat es aber Italien zu bieten, um nur seine freundliche Neutralität zu erwirken? Es ist bekannt, daß zum politischen Glaubenbekenntniß der Italiener die Erwerbung Südtirols ebenso gehört, wie die Rückeroberung Nizzas und die Annexion von Corsica. Obwohl die Bewohner der Apenninenhalbinsel sehr höflich sind und z. B. in einem am Vorabend der Zusammenkunft in Venedig im Teatro

della Scala in Mailand ausgeführten Galaconcert die österreichische Nationalhymne mit den Variationen von Haydn aufführen ließen und am Tage darauf in den Zeitungen unbedingte Uebereinstimmung darüber herrschte, daß dieses Stück — trotzdem der immortale Maestro Rossini, Beethoven nnd Weber zugleich durch ihre ersten Meisterwerke vertreten waren — den Preis davon getragen habe — alles, wie gesagt, aus purer Höflichkeit —; so sind sie doch sehr praktische Leute, die ihr Hauptziel nie aus den Augen verlieren. So haben sie denn auch nicht unterlassen, bei Gelegenheit der Zusammenkunft in Venedig wieder und immer wieder daran zu erinnern, daß Südtirol noch in den Händen Oesterreichs sei; und haben Victor Emmanuel und Visconti-Venosta in allen Tonarten apostrophirt, daß sie nur ja keine voreiligen Tractate mit Franz Joseph schließen sollten, wodurch ihnen die Hände für die Zukunft gebunden würden. Die Italiener pflegen zu sagen: für Oesterreich ist Südtirol wenig, aber für uns viel. Wir begreifen eigentlich nicht, warum das so sein soll? Aber gewiß ist Oesterreich einer von den Kranken, die zur Erhaltung ihrer wesentlichsten Glieder von Zeit zu Zeit ein unwesentliches amputiren lassen müssen. Das wird es sich auch in dem vorliegenden Falle ins Gedächtniß gerufen haben und gerne Südtirol hingeben, wenn damit eine festere Bundesgenossenschaft Italiens zu erkaufen ist, zumal dieses noch ein ganz besonderes Interesse an der Erhaltung der wesentlichen Gliedmaßen Oesterreichs hat, und es im Fall der Cession von Südtirol sicherlich auch mit materieller Kraft zu unterstützen bereit ist. Triest ist bekanntlich eine schöne, herrliche, reiche Stadt, man spricht dort auch vorzugsweise Italienisch; sie ist im Handel eine siegreiche Rivalin Venedigs geworden. Mit sehnsüchtig-begehrlichem Auge schaut der Italiener nach dem benachbarten Istrien hinüber und findet, daß von dort noch eine schöne Perle dem Kranze seiner vaterländischen Provinzen hinzuzufügen wäre. Aber die Verständigen und alle politisch denkenden Leute begreifen, daß dieses Kleinod nun einmal weder auf die eine noch auf die andere Weise zu haben ist. Auf die eine Weise nicht, weil Oesterreich es nicht herausgeben würde, bevor es nicht am Ende seiner Kraft wäre; auf die andere Weise nicht, weil das deutsche Reich, wenn es sich über die deutsch-österreichischen Provinzen ausdehnt, noch viel weniger gesonnen sein wird, sich vom adriatischen Meer ausschließen zu lassen. Unter diesen Umständen fragen sich die Italiener natürlich, in welchen Händen ist es am besten aufgehoben? und unter welchen Bedingungen schadet es uns am wenigsten? Die Antwort hierauf ist leicht für sie; in Oesterreichs Händen dünkt es sie weniger gefährlich; während sie meinen, die ungeheure deutsche Macht in unmittelbarer Nachbarschaft würde empfindlich auf Italien drücken.

Also auch auf dieser Seite liegt die Erhaltung Oesterreichs im Interesse Italiens und Deutschlands Machtausdehnung scheint ihm furchtbar.

Wohin wir blicken, in diesem Augenblick kreuzen sich überall die Bestrebungen und Interessen Deutschlands und Italiens, während Oesterreich auf das letztere und dieses wieder auf Oesterreich naturgemäß gewiesen scheint. Mögen die drei Kaiser noch so oft zusammenkommen, mögen die Begrüßungen zwischen ihnen noch so warm und herzlich sein, Rußland und Oesterreich können auf die Dauer nicht zusammengehen, weil die Interessen der respectiven Staaten entgegengesetzt sind. Auch täusche man sich in Deutschland nicht, wie der Kronprinz selbst getäuscht worden zu sein scheint, über die Tragweite der herzlichen Umarmungen und den cordialen Empfang, den „Fritz", wie ihn die Italiener mit mühsamer Aussprache aber unverkennbarem Behagen zu nennen lieben, in Neapel beim König und sonst von Ministern und Würdenträgern des Reiches erfahren hat. Man vergesse namentlich nicht, daß dieser König und seine ganze Umgebung die ausgesprochensten französischen Sympathien haben und daß, wenn der zweite Theil von Lamarmoras „Un po più di luce" erscheinen wird, kein Zweifel mehr übrig bleibt, warum der Krieg 1866 nach Custozza nicht energischer fortgeführt wurde? Doch was davon und wann es der Oeffentlichkeit übergeben wird, warten wir ruhig ab. Vorläufig ist dazu noch keine Aussicht.

Für uns gilt es nur, muthmaßlich zu ergründen, welche Stellung Italien in dem großen Weltkampfe einnehmen wird, dessen fernes Donnergrollen wir schon vernehmen, welchen keine künstlichen Kriegsgerüchte zu beschleunigen, aber auch keine Friedenshymnen hinauszuschieben vermögen, ja welchen, wir wagen es zu behaupten, auch keine Kaiserzusammenkünfte zu beschwören im Stande sind.

Um darüber zu einiger Klarheit zu gelangen, haben wir bisher nur die Stellung der italienischen Regierung und die Verhältnisse der großen auswärtigen Politik betrachtet; wollen wir aber zu einem abschließenden Urtheil gelangen, so müssen wir auch die Stimmungen und Strömungen im Volk mit in Anschlag bringen. Die Regierung ist französisch gesinnt, die deutsche Politik ist ihr antipathisch; sie findet in Oesterreich einen natürlicheren Anhalt; sie fühlt nicht die Kraft in sich und will sich der Unbequemlichkeit nicht aussetzen, den Vatican energisch zu bekämpfen. Alle diese Punkte sind ebensoviel Trennungsmittel von Deutschland. Aber das italienische Volk, der unabhängigere Theil, namentlich die Jugend, denkt ganz anders. In diesen Schichten sind aufrichtige lebhafte Sympathien mit Deutschland vorhanden. Dazu trägt weniger die Begeisterung für die jüngsten Errungenschaften des Reiches und die entgegenstehende Abneigung gegen Frankreich bei, als vielmehr der Haß gegen Papstthum und Jesuitismus und der offen ausgesprochene Wunsch im bevorstehenden Kriege an der Seite Deutschlands Nizza und Corsica zu erkämpfen. Die demokratischen und republikanischen Blätter fordern offen dazu auf und unterstützen die Regierung bei jedem Schritt, den sie zur Verbesserung

des Heerwesens thut. In diesem Sinne sprechen namentlich das Diritto in Rom, das Secolo (seit kurzer Zeit mit der Gazetta di Milano zu einem Blatt verschmolzen) im Besitz Eduard Sonzognos; die Opinione nazionale in Florenz, die Zeitung der Stallknechte, Kellner, Friseure, Kleinhändler ꝛc. geschickt redigirt und von entscheidendem Einfluß auf die großen Massen, eine ähnliche Rolle in Mittelitalien spielend, wie das Siècle ehedem in Frankreich.

Wie entschieden die eben genannten und andere Organe derselben Farbe es mit der Bismarckischen Kirchenpolitik halten, zeigte sich namentlich in dem Moment, als die Versuche des Reichskanzlers, das italienische Garantiegesetz abändern zu lassen und die belgische Preßgesetzgebung zu beeinflussen nicht aller Billigung fanden. Damals beschworen ihn die unabhängigen italienischen Organe, von diesen fruchtlosen Einmischungsversuchen abzustehen, weil er damit nur seinen Feinden in die Hände arbeite, die nichts mehr ersehnten, als den Augenblick, wo er isolirt darstehen würde.

Dieser Theil der italienischen Presse, der auch in anderen Fragen wie auf eine Art von mot d'ordre immer auf Seiten der deutschen Interessen steht, hat seinen entsprechenden Hintergrund im Volke selbst. Es giebt namentlich einen vielversprechenden Theil der italienischen Jugend, vornämlich an den Universitäten, welcher entschieden zu Deutschland hinüberneigt, sich zur deutscher Wissenschaft und Literatur heranbildet, von der Verbindung beider Völker eine schönere Zukunft träumt.

Gewiß ist, daß die Regierung, sollte sie wagen, in einem zu erwartenden Weltkrieg, wenn nicht activ, so doch durch eine freundliche Neutralität die Sache Frankreichs gegen Deutschland zu schützen, in diesem Theil des italienischen Volkes einen schwer zu überwindenden Widerstand finden würde. Andererseits ist es sehr fraglich, ob die deutsche Politik von dieser günstigen Volksstimmung Gebrauch zu machen, d. h. sie im rechten Augenblick für sich zu stärken und nutzbar zu machen versteht? Bisher hat sie in dieser Richtung keine Erfolge aufzuweisen; im Gegentheil durch mancherlei Ungeschicklichkeit Alles gethan, um ihre Sache zu verderben. Ueber dem Bündniß zwischen Preußen und Italien, dessen erste Keime sich bis in die Geschichte Savoyens und Brandenburgs zurückverfolgen lassen, von dem die Fieberträume Canonas auf seinem Sterbebett erfüllt waren — über diesem Bündniß waltet ein werkwürdiger Unstern. Oft ist es vorbereitet, in der Regel nie zur Ausführung gekommen; gewöhnlich aber nach langen und schmerzlichen Wehen als Fehlgeburt ans Licht gekommen. So namentlich 1866. So steht es wieder, wie sich jetzt herausstellt, mit dem neuen Versuch, der 1873 feierlich sanctionirt wurde durch Victor Emmanuels Besuch in Berlin. Preußen und Italien sind wie zwei Liebende, die wohl bei flüchtigen Begegnungen früh erkannt haben, daß sie für einander bestimmt sind, über deren Lippen aber zur rechten Zeit das

ſchüchterne Wort der Erklärung nicht gekommen iſt, und die in vorgerückter Lebenszeit, nach dem viel andere Eindrücke auf ſie gewirkt und nach dem ſie ihre Augen bereits nach zu vielen Seiten geworfen haben, zu einer feurigen jugendkräftigen Umarmung nicht mehr gelangen können. Es trennt ſie des Gedankens Bläſſe. Nur der Augenblick würde wahrhaft fruchtbar für eine große gemeinſame Action beider Staaten gemacht werden, welcher einen großen italieniſchen Staatsmann an der Seite eines ebenſo großen deutſchen fände; welche beide die reſpectiven Intereſſen ihrer Länder mit Uebergehung alles Unweſentlichen ſcharf ins Auge zu faſſen und den entſcheidenden Verbindungspunkt entdecken vermöchten. Hoffen wir, daß ein ſolches glückliches Zuſammentreffen ſtattfindet und daß es nicht zu ſpät dafür geworden iſt!

Karlsbad.

Von Richard Radonet.

Karlsbad iſt ohne Zweifel das erſte Bad der Welt. Denn die intenſive Wirkung ſeiner heißen Quellen ſteht einzig da im Geſammtbereich der Culturländer und ſein altbewährter Ruhm trotzt der Mode, deren feine und feſte Hand auch den Beſuch der Heilbäder lenkt. Es iſt im Ganzen gleichgültig, wo man den ſtärkenden Wogenſchlag der See genießt: in Trouville, Brighton, Oſtende, am Strande von Scheveningen oder auf der Düne von Sylt; nicht viel Unterſchied wird es machen, ob man vertrauensvoll in Marienbad oder in Kiſſingen den perlenden Becher leert, ob man in Gaſtein oder in Teplitz badet, in Wiesbaden oder in Iſchl ſpazieren geht: Karlsbad aber duldet keine Vergleichung. Es mag ſein, daß in unſeren Zeiten, in denen Zahlloſen das Leben am Pulte des Contors, des Büreaus oder der Studierſtube verfließt, die Allgemeinheit und weite Verbreitung jener Krankheiten, die dem Mangel an körperlicher Bewegung ihren Urſprung ſchulden, den Zuzug ſo Vieler in das enge Thal der Tepel gelenkt hat. Auch die Lage des Ortes, ſo recht im Centrum des Welttheils, hat das ihre gethan, vielleicht auch die Pracht des wundervollen Waldthals, in deſſen Engen und an deſſen Hängen die freundlichen Häuſer und Häuschen des Curortes liegen.

Freilich iſt die Erkenntniß, daß es kein zweites Karlsbad gibt, dem Bade, was Comfort und Eleganz betrifft, lange Zeit nicht günſtig geweſen; erſt in den letzten Jahren hat man vernachläſſigte Quellen gefaßt, Colonnaden erneuert, das ſtattliche Curhaus errichtet, das nun doch wiederum kaum dem Bedürfniß genügt. Wenn ſo nun auch Karlsbad keine Prachtbauten aufzu-

weisen hat, so gewähren seine hellen Gebäude, die in bunter Mannigfaltigkeit den Windungen des Thales folgen, einen ganz allerliebsten Anblick.

Besonders schön ist die Aussicht auf die Stadt vom „Friedrich Wilhelmssitze", noch umfassender vom Dreikreuzberg. Die beiden langen Straßen längs der Tepel sind die Wiesen, der winklige Häuser- und Straßencomplex an der Krümmung des Flusses ist die eigentliche Stadt, weiterhin nach dem Bahnhof ziehen sich wieder freundliche Straßen und Häuserreihen am Abhang felsiger Höhen hin, hie und da von Gärten umgeben. Allenthalben schimmern aus dem Waldesdunkel an den Berghöhen Villen, Wohnhäuser und Gastwirthschaften, dazwischen an den Waldblößen die Spuren wohlgepflegter Wege bis auf die höchsten Gipfel hinan. Auch die Straßen der eigentlichen Stadt klettern und winden sich an den Felsen herum, die dann, wie in manchen Häusern der Mühlbadgasse, theilweise die Mauern des Kellers und der Hintergebäude ersetzen müssen oder doch mit ihren farrenbewachsenen, von ewiger Feuchtigkeit rinnenden Wänden die engen Höfe begrenzen; in schmalen Gäßchen klimmt man auf Stiegen oft mühsam zu breiteren Straßen, selbst der Marktplatz ist theilweise auf einer Treppe von Steinfließen zu begehen. Er liegt auf dem linken Ufer der Tepel, welche die Stadt in zwei Theile schneidet, und bildet in Wahrheit das Centrum des Curortes, da mehrere Quellen auf ihm selbst, andere in seiner unmittelbaren Nähe entspringen. Der Fluß, der mit laulichem, schlammigen Wasser dahinfließt, welches die Fische, die er nährt, ungenießbar macht, umfließt bald darauf in einem Bogen die steilen Felshänge des Hirschensteins und ergießt sich in der Nähe durch Wiesengebreite in die stattliche Eger. Gegenüber dem Marktplatz auf dem andern Ufer des vielfach überbrückten Flusses lehnt sich an die ziemlich steilaufsteigende Höhe ein sehr ausgedehnter Stadtheil an, aus dem die doppelthürmige Kirche hervorragt. Er verengert sich auf der einen Seite nach der neuen Wiese zu, auf der andern nach einer freundlichen Straßenzeile; hoch über ihm windet sich am Horizont auf imposanten Steinrampen die Straße nach Prag. Hier liegt auch am Abhang mit Glasfirlefanz und allerlei Statuen sehr geschmacklos ausgeschmückt die Lützowsche Villa, ein besuchter Vergnügungsplatz. Nach einer andern Seite zu erhebt sich einsam und still aus dunklem Gebüsch der Helenenhof, während der sechsziger Jahre ein paarmal der Aufenthalt des Reichscanzlers, der den König von Preußen hierher begleitete. Man sah seine hohe Gestalt nicht häufig und seine Secretäre pflegten sich über die Fülle der Arbeit zu beklagen, die ihnen nur selten erlaubte, an schönen Abenden im „Hopfenstock" ein Glas Bier zu trinken und der munteren Resi die Cour zu schneiden. König Wilhelm aber pflegte stattlich im Civil die alte Wiese hinabzuschreiten, er zeigte sich heiter und leutselig, kaufte wagenradgroße Blumenbouquets, unterhielt sich mit den reizenden Kaffeemädchen im „Elephanten", be-

lachte im Theater die Wiener Poſſen und erlaubte ſich gelegentlich auch ein Späßchen mit den Häuptlingen ſeines Heeres, denen er auf ſeinem Gang begegnete. Er galt für den eifrigſten Sprudeltrinker und ſchon deßhalb ſah der Curgaſt ehrfurchtsvoll zu ihm auf, obwohl noch nicht die Kränze von 1866 und 1871 ſein graues Haupt ſchmückten. Auf dem rechten Ufer hinter der neuen Wieſe liegt dann noch die proteſtantiſche Kirche, weiterhin kommt man durch dichten Wald zum „Dorotheentempel" und zu einem Sauerbrunnen, der das Karlsbad am rechten Ufer hier abſchließt, wie auf demſelben Ufer am entgegengeſetzten Ende ein reizend gelegener Eiſenquell; mit beiden ſind Badeanſtalten verbunden.

Mit Ausnahme des Sprudels und der ihm benachbarten Hygieaquelle durchbrechen die meiſten Quellen Karlsbads auf der linken Seite der Tepel die braune Kalkſinterdecke, die, ſeit Jahrtauſenden aus dem Niederſchlag der Quellen gebildet, nun faſt den ganzen Badeort trägt. Nicht weniger als vier Quellen entſpringen am Markte oder in ſeiner Nähe; das Centrum dieſer Quellen wird vom Marktbrunnen gebildet, der mit dem Schloßbrunnen hier am meiſten getrunken wird. Einen anderen Mittelpunkt bildet der Mühlbrunnen mit dem Neubrunnen und Thereſienbrunnen, noch einen anderen endlich die Bernhardsquelle mit wieder vier in ihrer Nähe entſpringenden Brunnen. Ich weiß freilich nicht, ob ſich dieſe topographiſche Eintheilung auch aus inneren Gründen rechtfertigen läßt. Jedenfalls ſteht feſt, daß der Unterſchied dieſer Quellen, die ſämmtlich einem großen Waſſerreſervoir angehören, deſſen unmittelbarſte Oeffnung der Sprudel ausmacht, nur ein Temperaturunterſchied iſt, der mit der Entfernung vom Sprudel zu wachſen ſcheint. Dieſe Differenz beläuft ſich auf beinahe zwanzig Grad, am kälteſten iſt die Quelle zur ruſſiſchen Krone am Markte, die nur dreißig Grad, am heißeſten der Sprudel, der neunundfünfzig Grad zeigt. Die chemiſche Zuſammenſetzung dieſer glauberſalzhaltigen Quellen enthält nur wenige Nüancen, auch ſind Ausſehen und Geſchmack des Waſſers faſt aller Quellen ganz dieſelben. Das Waſſer ſieht überall etwas trübe und bräunlich aus und ſchmeckt bald wie heiße, bald wie lauwarme, ſtark verdünnte Geflügelbrühe. Im Beginn der Cur bringt es im Verein mit der veränderten Lebensweiſe leicht Schwindel und einen der Trunkenheit ähnlichen Zuſtand hervor, den ſogenannten „Brunnenduſel". Da begegnet es wohl, daß einer am Briefſchalter viertelſtundenlang einen Brief anſtarrt, der ſeinen Namen trägt, und dann doch ſeufzend davon geht, ohne ihn mitzunehmen. Indeß man gewöhnt ſich bald daran und die wohlthätigen Wirkungen des Waſſers, der Diät, der Ruhe und der Bewegung in freier Luft treten erfreulich hervor, wenn anders das Leiden nicht zu eingewurzelt war.

Die genannten und angedeuteten Quellen ſind nicht die einzigen; im

Keller manchen Hauſes entſpringt noch mancher warme Brunnen und der Bohrer würde deren noch viele zu Tage fördern können. Auch unter der Brücke entquillt der Kalkſinterdecke, über die der Fluß geht, ein Quell, der weithin das Waſſer erwärmt. Hier mag man Eierſchalen, Strohhalme, Aehren und Blumen hinlegen, die in einiger Zeit mit einer dünnen rothbraunen Kalkſchicht überzogen werden, die ihnen doch ihre Form läßt. Neben den aus dem Kalkſinter der Brunnen, dem ſogenannten „Sprudelſtein", gefertigten Doſen, Briefbeſchwerern und Zündbüchschen, neben den prächtigen Kryſtallgläſern böhmiſcher Arbeit, deren gelblicher Glanz dem bläulichen des engliſchen Fabricats nichts nachgiebt, neben dem ſoliden Schuhwerk, den Stecknadeln und den „Oblaten", einem runden, waffelartigen Gebäck, bilden dieſe Incruſtate mit einen Hauptbeſtandtheil des Karlsbader Kleinverkehrs.

Die Hauptmerkwürdigkeit bleibt immer der Sprudel. Wie durch Dampfgewalt getrieben ſteigt brodelnd und kochend in kurzen Stößen die ſchäumende Waſſerſäule durch eine Holzröhre, die direct in die Sinterdecke eingeführt iſt, ein paar Fuß hoch empor, um weithin ſpritzend und klatſchend in ein Steinbecken niederzufallen, durch welches das Waſſer dann theils abfließt, theils zu weiterer Verwendung aufgefangen wird. In weißem Dampf lagern die condenſirten Waſſerbläschen über der Schüſſel, um die ſich die Trinkenden ſammeln, puſtend und in kleinen Schlucken den Heiltrank genießend. Nicht jeder Beſucher des Curorts wird zu dieſem energiſch wirkenden Quell vom Arzte zugelaſſen und keinenfalls wird mit ſeinem Genuſſe begonnen. Nur fortgeſchrittene Krankheiten des Magens und der Leber, der Galle und der Milz, ſowie der Nieren berechtigen zu ſeinem Gebrauch, und Diätfehler haben ſchon manchen hier in ernſtliche Gefahr gebracht, aber Linderung hat der Genuß der Quelle ſtets und Heilung in den meiſten Fällen geſpendet. An ſie allein knüpft ſich der Ruhm Karlsbads und ſeine Bedeutung und es wäre wohl Zeit, daß auch ihr die Stadt einen würdigen Tempel baute. Die Temperatur des Sprudels, der in der Minute über ſechs Eimer Waſſer auswirft, hat ſich in einem Jahrhundert nicht verändert, ſo ſehr er gerade in dieſer Zeit ſonſtigen Veränderungen ausgeſetzt war. Oft brach das Waſſer an einem anderen Orte aus und der alte Quell verſiegte dann. Da hieß es ſchon im ſechszehnten Jahrhundert, daß der Sprudel zur Strafe der geizigen Einwohner verſchwunden ſei. Denn ſolche Ausbrüche verdankten ihren Urſprung allerdings der mangelhaften Bohrung und Faſſung, wohl auch heftigen Eisgängen, die die Sinterdecke zertrümmerten, wie dies im Jahre 1620 der Fall war. Als ein Jahrhundert ſpäter, im Jahre 1727 ein neuer Ausbruch der Art ſtattfand, daß die gewöhnlichen Mittel nicht mehr zu verfangen ſchienen, beſchloß der Rath endlich dem Uebel gründlich zu begegnen und ordnete zu dieſem Zwecke eine Durchbrechung der Kalkſinterdecke an. Das heiße Waſſer

drang denn auch häufig hervor, man fand unter der ersten Sprudelschale viele größere und kleinere Höhlen, alle mit Wasser angefüllt, auf diese folgte abermals eine Sprudelschale, unter der sich wiederum ein großes mit Wasser gefülltes Bassin vorfand, das seinerseits auf einem dritten festen Grunde ruhte, über dessen Beschaffenheit man sich indeß zunächst nicht klar ward, da Dampf und Hitze ein weiteres Fortarbeiten unmöglich machten. Indeß fand man doch, daß es abermals eine Sintercruste war, nach deren Durchbrechung man endlich auf das große Wasserreservoir gelangte, das die Karlsbader seitdem den „Kessel" nennen. Indeß geschah keine Abhülfe; im Jahre 1749 durchbohrte man das heutige Springerloch, das bis zum Jahre 1766 so zugewachsen war, daß da abermalige Ausbrüche erfolgten; nicht minder 1788 und 1799, vor allem aber im September 1809. Hoch auf wallte das Wasser bis zur Spitze des Tempels, dann sank es plötzlich und rührte sich nicht, an anderer Seite aber sprang krachend die Sprudelschale handbreit kreuz und quer nach allen Richtungen, das Gemeindebadhaus erhielt mehrere große Risse, mehrere Sprudelmauerquader trennten sich zollbreit, selbst das Gassenpflaster nahe am Sprudel hatte fingerbreite Spalten. Das alles in ein paar Minuten. Schwarzes und rothes Wasser färbte weithin den Fluß. Uebrigens wissen wir, daß der Sprudel schon 1571 an der jetzigen Stelle entsprang. Bis 1797 war er nur mit schlechtem Holz und Mauerwerk eingefaßt, in diesem Jahre erhielt er einen Tempel mit korinthischen Säulen. Der Mühlbrunnen ward erst seit dem Beginn des achtzehnten Jahrhunderts benutzt, seit dessen Mitte der Neubrunnen, noch später wurden die übrigen Brunnen benutzt und entdeckt. Ganz besonders war es damals die Gunst Karls VI. und seiner großen Tochter, die dem Badeorte von weitgreifendem Nutzen war, wie früher die Karls IV.

Denn Karl IV. ist es bekanntlich gewesen, der den alten Badeort, den die Tschechen einfach das Warmbad nannten, Wary, zuerst in Aufnahme brachte. Nur dieser Thatsache gedenken die beiden ältesten Schriftsteller über Karlsbad, Wenzel Payer und Caspar Bruschius; die bekannte Hirschgeschichte taucht erst 1571 bei Fabian Summer auf, der ein vielgelesenes Buch über unsere Thermen schrieb. Nur soviel steht sicher fest, daß Karl von Böhmen, der oft auf seiner nahen Burg Elbogen saß, hier die Cur gebrauchte, sich ein Schloß baute und als Kaiser im Jahre 1370 der Stadt Karlsbad dieselben Freiheiten verlieh, wie seinem lieben Elbogen, wo er bekanntlich seine traurigen Jugendjahre verbracht hatte. Kaiser Sigmund verpfändete das Elbogner Gebiet und mit ihm Karlsbad an die Grafen von Schlick, von denen es im Jahre der Schlacht bei Mühlberg an Ferdinand I. und somit wieder an die Krone Böhmen kam. Wenzel und Rudolf II. bestätigten die Privilegien Karls, gewährten der Stadt Jahrmärkte und das Recht mit rothem Wachs

zu ſiegeln; kein Jude durfte ſich ſeßhaft machen und ſeit Ferdinand II. und III. brauchte Karlsbad keine militäriſchen Einquartierungen mehr aufzunehmen, Beſtimmungen, die indeß die Beſtätigung Franz II. vom Jahre 1793 weſentlich modificirte. Im ſechszehnten Jahrhundert war der Umfang des Städtleins nur gering und als 1614 ganz Karlsbad abbrannte, waren nur 102 Häuſer vom Feuer verzehrt worden. Schon lange vorher hatten die Schlicks ein Armenbad angelegt. Der Beſchreibung Summers nach muß es dem Stadthurm gegenüber gelegen haben.

„Unter demſelben Fels", Summer hat eben vom Schloß geſprochen, „iſt vor Zeiten eine große quell geweſen, die mit großem rauſchen und brauſen aufquollen. Welches Waſſer für andern quellen heißer, aber etwas dann der Brudel lälichter geweſen. Dieſer quell iſt vor etlichen Jaren der Creuſin bad genaimt worden, wegen deſſelben herbrig. Und derweil er der leut haut bald auffgebiſſen oder auffgefreſſen iſt er genannt der Freſſer; denn in dem auffbeißen hat ſolches Waſſer die andern alle übertroffen." Man erinnert ſich dabei, daß es Sitte war, ſtundenlang in dem heißen Waſſer zu ſitzen, bis abgeſtorbene Hautreſte ſich löſten, was man damals als eine der wohlthätigſten Wirkungen des Bades betrachtete. An vielen Orten ſonſt quoll das Waſſer nach Summer hervor, und die Quellen, die man ſpäter faßte, ſind wohl in der Hauptſache ſchon zu ſeiner Zeit bekannt geweſen. Damals hat Philippine Welſer das Bad benutzt, um Anderer zu geſchweigen. Nach dem großen Brande von 1617 beſuchte Peter der Große Karlsbad, ſechsmal war Auguſt der Starke da, der mancherlei Bauten aufführte und allerlei Feſte gab. Im Mai 1759 brannte die Stadt abermals ab, diesmal ſchon 224 Häuſer. Seitdem iſt ſie von größerer Feuersgefahr verſchont geblieben, wenn auch, wie leicht begreiflich, um ſo verheerender Ueberſchwemmungen gewirkt haben, die in dem engen Thale oft genug vorkamen, beſonders im Jahre 1582, wo der geſchwollene Fluß ganze Häuſerreihen darniederriß.

Der Beſuch wechſelte: während des Jahres 1778 finden wir nur 59 Parteien, im Beginn unſeres Jahrhunderts werden nicht viel über 800 jährlich aufgeführt, das letzte Jahr aber wies über 20,000 Perſonen auf.

Aber auch die Art des Gebrauchs hat ſich vielfach verändert. In den erſten Zeiten pflegte man das Waſſer nicht zu trinken, ſondern nur in ihm zu baden. Das Trinken kam erſt etwa während der Reformationszeit auf, aber auch da noch herrſchte das Baden vor und zwar derart, daß, wie unſer alter Gewährsmann Summer erzählt, die Leute oft zehn bis zwölf Stunden im Bade ſaßen „bis ihnen die ganze Körperhaut aufgefreſſen war und aus derſelben durch mehrere Tage eine häufige Feuchtigkeit floß". Auch das Trinken artete aus, vor hundert Jahren trank man vierzig Becher an einem Morgen, zur Zeit der Befreiungskriege etwa die Hälfte davon, heutzutage kaum ein Viertel. Auch

trank man damals bei geschlossenen Fenstern und in warmen Kleidern, um tüchtig zu schwitzen, während man heute bei ziemlich niedriger Temperatur im Freien herumläuft.

Außer den wirklich Leidenden, die man am Gange wie an der gelben Gesichtsfarbe leicht erkennt, besteht der Haupttheil der Curgäste aus Hypochondern, stattlichen Herren und Damen mit leidlichem Teint und strammer Haltung, aber mit äußerst besorgten Mienen. Mit einer ausführlichen Darstellung seines Zustandes von der Hand seines Hausarztes naht der Leidende in besorgter Erwartung dem berühmten Badearzt, geheimen Medicinalrath, Ehrenbürger, emeritirten Secundararzt des Wiener Krankenhauses, Stadtrath, Ritter, u. s. w. der ihn in seinem eleganten Sprechzimmer empfängt, durch die golden Brille einen Blick in den Bericht wirft und ihn dann bittet, sich etwas zu entkleiden und auf ein Ledersopha zu legen. Mit prüfender Miene und kalten Fingern pocht der Schweigsame ihm dann auf der Leber und auf dem Magen herum. „Anschoppungen!" sagt er nach langer Pause, indem er eine Prise nimmt. „Trinken Sie drei Becher Mühlbrunnen! Ich sehe Sie morgen". Die erste Consultation ist glücklich beendet, weitere finden nun im Freien statt. Während der Trinkcur in den frühen Morgenstunden steht der Arzt an einer bestimmten Stelle in der Nähe irgend eines Brunnens und hört die Berichte seiner Kranken ab, die in langer Reihe einer nach dem andern, den weißen Porzellanbecher in der Hand, aufmarschiren, etwa wie auf ägyptischen Denkmälern die Todten vor dem Osiris erscheinen. Das Antlitz des Arztes verräth die strengste Aufmerksamkeit und den feierlichsten Ernst. „Trinken Sie zwei Becher mehr"! „Trinken Sie einen Becher weniger"! „Wir wollen nun zum Schloßbrunnen vorschreiten"! „Essen Sie keine Erdbeeren"! „Meiden Sie schlechtes Bier"! Das ist ungefähr, was man zu hören bekommt. Dankbar und ehrfurchtbewegt tritt der Hypochonder zurück, um einem anderen Platz zu machen, trinkt einen Becher mehr, schaut verächtlich auf die schönsten Erdbeeren, gönnt sich ein besseres Glas Bier und ist bis zum nächsten Morgen gerettet. Bald darauf rasselt die Equipage des Orakelspenders donnernd über das Pflaster des Marktes, um irgendwo anders Trost und Hülfe zu bringen, was ihm um so leichter wird, als er nichts dazu bedarf als ein unbefangenes, zutrauliches Entgegenkommen.

Während die Curcapelle, unter des jungen Labitzky Leitung, treffliche Weisen spielt, wandert gedrängt aneinander vorüber ein Publicum aus allen Welttheilen. Noch haben die einen ihre Curpromenade nicht beendet, die sie vielleicht eben unterbrochen haben, um hastig einem jener weißen, fensterlosen Hüttchen zuzueilen, die überall durch die Blätter schimmern und deren Bestimmung nicht zu verkennen ist; noch steht eine Anzahl in Reih und Glied wartend an den Quellen, um der Hand der Waisenmädchen den gefüllten Becher zu

entnehmen, da wanderen andere ſchon mit großen Papierdüten in die Bäckereien, vielleicht zu Pitroff, um ſich voller Appetit das blendendweiße Gebäck, den Ruhm der Stadt, ſelbſt zu holen, die trefflichen „Kipfeln", „Stangeln" und das unübertreffliche „Potockibrod", mit Erdbeeren in friſchen „Schmetten" getaucht, wie die Sahne hier heißt, eine nicht curgemäße, aber köſtliche Näſcherei der auch in Karlsbad nicht ſelten vertretenen Backfiſche.

Schaaren von Mädchen mit Erdbeeren lehnen am Gemäuer der Tepeleinfaſſung an der Mühlbadbrücke und bieten die verführeriſche Waare preis, die dem Curgaſte verſagt iſt; daneben die Fülle der herrlichſten Blumen, Sträuße und Kränze, welche bald die zahlloſen Kaffeetiſche ſchmücken, die die Straßen entlang vor den Häuſern ſtehen oder im Grün der Gärten, und an denen der Kaffee getrunken wird, hier ein Stück des täglichen Brodes, nicht ein bloßes Genußmittel. Denn da in Karlsbad die Diät mit zur Cur gehört, ſo iſt das Eſſen allewege erbärmlich; die dünnen Suppen, die mageren Braten und Gemüſe mit ihrem Minimum Fettzuthat erfüllen jeden gebildeten Magen mit wahrem Abſcheu; er ahnt, daß hier ärztliche Tyrannei und gaſtwirthlicher Geiz ein tadelswerthes Bündniß geſchloſſen haben, und knurrt prüfend vom „Sächſiſchen Saal" zu den „drei Faſanen", von der „Stadt Hannover" zu „Angers", vom „Goldenen Schild" zur „Fiſchotter", ohne zu einem anderen Reſultat zu kommen, als zu der Einſicht, daß er ſich fügen müſſe. So kommt es, daß der Kaffee, den man bald als „Verkehrt" d. h. vorherrſchend weiß, bald als „Capuziner" d. h. vorherrſchend ſchwarz trinkt, eine präponderirende Rolle im Leben des Curgaſtes ſpielt, eine Thatſache, die zugleich ein Grund ſeiner Vortrefflichkeit ſein mag. Das Abendeſſen iſt im Ganzen auch unterſagt, nur eine dünne Gerſtelſuppe wird verordnet, obwohl man auch hierin in neueren Zeiten liberaler geworden iſt.

Aber nicht nur der Gebrauch der Quellen und die dadurch bedingte Diät gehören zu den Curmitteln, vor allem wird auch Ruhe erfordert. Und wer den rechten Gewinn haben will, der ſoll Sorgen und Geſchäfte bei Seite laſſen und jegliche Aufregung, welcher Art ſie ſei. Darum hat auch nie das leidige Spiel hier Fuß faſſen können, wenigſtens iſt es nicht öffentlich getrieben worden, ſelbſt in den Tagen der Karlsbader Beſchlüſſe nicht, die leider das Andenken an unſere ſchlimmſten Zeiten mit dem ſchönen Orte auf immer verknüpft haben. Und auch die Demimonde hat hier nie Boden gefunden, wohl haben ſich dann und wann die flatternden Roben de ces dames blicken laſſen, aber immer nur auf kurze Zeit; die Badepolizei hat ihrer Abreiſe nichts in den Weg gelegt und die eigene Erfahrung ſie nur beſchleunigt.

Harmloſer ſind die Genüſſe, welche die Cur bedingt: hübſche Concerte am Nachmittag, eine ziemliche Auswahl jeglicher Lectüre, recht gute Poſſen im Theater und vielleicht einmal eine tanzende Reunion im ſächſiſchen Saal

oder Curhaus. Dazu das behagliche Flaniren in den Straßen der Stadt, leichtgeſchloſſene Bekanntſchaften und der angenehme Verkehr mit der Bevölkerung, welcher der ſtete Umgang mit gebildeten Fremden Gewandtheit und gefällige Formen verlieh. Man ſetzt ſich auf die grüne Bank etwa vor der „böhmiſchen Krone“ und erfährt von der angenehmen Hauswirthin die Chronik der Saiſon, Namen und Geſchicke der oder jener vorüberſchwebenden Schönheit und all das Wiſſenswerthe der neueſten Badeliſte. Dann ſtreicht man an den Läden der alten Wieſe herum, feilſcht zum hundertſten Male um den Preis eines Trinkglaſes, das man erſt in drei Wochen kaufen wird, entdeckt eine neue Sorte Meerſchaumpfeifen, ohne die man Karlsbad doch gewiß nicht verlaſſen kann, ſieht einem Schuſter zu, der in offener Bude arbeitet, trinkt ein Glas Gieshübler Sauerbrunnen und ſtarrt in den tiefblauen Himmel, der ſich über den grünen Bergen erhebt. Endlich kommt langſam aus allen Ecken zögernd die zuſammengewürfelte Schaar der Spaziergenoſſen, die der gemeinſame Brunnen oder der gemeinſame Tiſch vereint hat, und die nach Tiſch, wie ſie ſagen, nur „ein wenig auf dem Sopha geſeſſen haben.“ Denn der Schlaf iſt auf das Strengſte verboten. Und doch ſitzt er ihnen allen noch in den zwinkernden Augen und auf den gerötheten Wangen. Aber der Sanitätsrath darf es beileibe nicht wiſſen. Es iſt nicht „curgemäß“. Dies kleine Wörtchen iſt das Schiboleth des Beſuchers von Karlsbad, man würde ihn erkennen an dieſem Zeichen, es iſt ſein Moralcodex, ſeine ganze Lebensweisheit in nuce. Handle curgemäß! lautet ſein kategoriſcher Imperativ. Und er handelt nach ihm, ſo lange, bis er vor ſeiner Abreiſe gewogen worden iſt, gefunden hat, daß er nun neunzehn Pfund leichter ſei und in blumengeſchmücktem Wagen der Heimath zurollt. „Nun kann ich mich doch wieder anſtändig heranarbeiten!“ ſagte mir ein Herr, der auf das peinlichſte Vorcur, Cur und Nachcur, wie die ſinnige Trias heißt, durchgemacht hatte. „Ha, das thut wohl, der erſte nach ſechs Wochen!“ fügte er hinzu, als er auf dem Bahnhof in Reichenbach ein halbes Fläſchchen Sect leerte. Aus ſolchen jovialen Leuten mag doch auch ein Theil der Curgäſte beſtehen und es iſt dies ein tröſtlicher Gedanke, wenn man die ſchweren Ziffern der Beſuchsſtatiſtik überläuft.

Das hauptſächlichſte Arzneimittel iſt aber die Bewegung in freier Luft. Und dafür iſt denn in Karlsbad auf das reichlichſte und reizendſte geſorgt; ich weiß nicht wie viel Ellen Fußweges im Zickzack und in Schlangenlinien in die Nähe und Ferne, über Berg und Thal hinlaufen; der Karlsbader pflegt ſeinen Stolz in dieſe Zahl zu ſetzen. Immerhin mag es einige Wochen koſten, ſie „curgemäß“ abzulaufen. Der Zug der Spaziergänger drängt naturgemäß nach Weſten, dem Tepelthal und ſeinen Bergen zu. Die beſuchteſten Punkte im Grunde des Thales: der „Poſthof“, die „Freundſchaft“ und der

„Kaiserpark" sind äußerst langweilige Orte, die nur, weil sie bequem zu erreichen sind, noch besucht werden, denn sie haben durchaus nichts charakteristisches an sich, und könnten ebensogut sonstwo liegen. Dazu sind sie entweder zu schattig, wie der „Posthof", oder zu sonnig, wie der „Kaiserpark". Die Glanzpartie schien mir persönlich immer der Weg über den Hirschensprung zum Aberg. Mit ein paar Schritten ist man aus dem Staub der sonnigen Straße unter dem Blätterdach des Buchenwaldes, an einer Kapelle vorüber dringt man auf steilen Pfaden zu den mit Tempeln und Obelisken geschmückten Felsklippen des Berges, der gerade über der Stadt hängt. Steigt man aber wieder abwärts, so befindet man sich bald auf einem prächtigen Plateau, unter einer gewaltigen Buche, und weidet die Blicke an den Linien des Erzgebirges, an der Kegelform des Spitzberges und den breiteren Segmenten des Fichtelberges und Sonnenwirbels, wie der Keilberg sinnvoll bei den Deutschen des Egerthales geheißen wird. Fast steil fällt das waldige Gebirge in das breite Flußthal hinab, das mit Dörfern und Städtchen in reicher Menge geschmückt ist. „Wandrer, bleibe stehen und sei Mensch!" sagt die köstliche Inschrift einer nahen Klippe. Am Wirthshaus aber saß früher immer ein unermüdlicher Fiedler, der augenblicklich sein: „O du mein Oesterreich!" zu geigen begann, sobald man aus dem Walde heraustrat. Wenn man ihm zu schweigen winkte, so spielte er: „Wenn ich zu meinem Kinde geh" und darin ließ er sich dann nicht weiter stören. Vom Hirschensprung gelangt man schnell zum „Jägersaal", am „Klein Versailles" vorüber, Goetheschen Andenkens, und nach der „Freundschaftsanhöhe". Von da führt ein breiter Weg nach einer großen Tanne mit dem Bilde der schwarzen Mutter Gottes, welches in sagenhafte Verbindung mit den Hussitenkriegen gesetzt wird. Von hier theilen sich verschiedene Wege in die Seitenthäler, gerade aus führt durch den der Stadt zugehörigen Hochwald über Höhen und Thäler der Weg an den Gipfel des Aberges, den man durch einen gewundenen engen Pfad durch dichtes Fichtendunkel erreicht. Auf dem Plateau erhebt sich ein Aussichtsthurm, in der Bretterhütte und Erdhöhle, die im Sommer die Restauration birgt, fehlt es auch nicht an einem Situationsplan, der uns aus der Menge waldiger Kuppen, die uns umgiebt, eine Menge Namen nennt, die wir wieder vergessen haben, ehe wir vom Thurme herunterkommen. Unvergeßlich aber wird uns die weite, einsame, prächtige Waldlandschaft sein, Ruhe und Frieden ausathmend aus ihrem dunkelgrünen Wipfelmeer.

Wer ein guter Fußgänger ist, wird gutthun, durch den Wald nach Aich hinabzusteigen im Thal der Eger und dann den Fluß entlang, dessen Thal immer enger wird, zu dem Wirthshaus zu wandern, dem gegenüber sich die grotesken, zerklüfteten Felsklippen erheben, die als Hans Heilingsfelsen bekannt

ſind. Jedermann kennt ſie aus Marſchners Oper. Der Name Heiling iſt uralt, in einem Urbar der Stadt Elbogen aus etwa der Zeit von 1530 wird eine „Heilingswieſe" erwähnt, die an anderen Orten, die „Heilige Wieſe" heißt, deren Oertlichkeit aber mit der Lage der heutigen Hans Heilingswieſe übereinſtimmt. Der Hans iſt alſo erſt in den letzten Jahrhunderten hinzugekommen. Wer die Felſen von Adersbach bewundert, an der harziſchen Teufelsmauer oder an der ſächſiſchen Schweiz Geſchmack findet, wird ſich auch mit den Heilingsfelſen befreunden können. Es iſt das Tropfſteinhöhlenpublicum, welches ſeinen Spaß daran findet, einen Felſen in Geſtalt eines Meerſchweinchens, eines Zuckerhutes oder einer Biſchofsmütze zu ſehen, dasſelbe Publicum, welches an Kälbern mit zwei Köpfen und an Katzen mit acht Beinen am liebſten die Allmacht der Natur bewundert, dieſes Publicum iſt es, welches auch die „frappante" Aehnlichkeit der Felſen mit einer nordböhmiſchen Bauernfamilie vor ein paar Jahrhunderten herausfindet. Uebrigens iſt die Scenerie wild genug, um die Fabel, die vielleicht erſt Körner und Spieß den beſten Theil ihrerſelbſt verdankt, vergeſſen zu laſſen. Man kommt dann durch das wilde Thal weiter nach dem alten Sitz der Vohburger, Elbogen, an einer Krümmung der Eger, über die hier eine Kettenbrücke führt. Auf ſchroffem Granitfels hängt das finſtere Schloß, man zeigt noch das Gemach, in welchem Johann von Luxemburg ſeinen dreijährigen Prinzen Wenceslaus, den ſpäteren Karl IV., gefangen hielt, weil ihn die Großen auf den Thron zu heben gedachten; man zeigt auch dort den „verwunſchenen Markgrafen", einen mächtigen Meteorſtein, der ſchon im ſiebzehnten Jahrhundert zu den Alterthümern der Stadt gehörte. Karlsbad erreicht man auf der Egerer Straße mit dem Wagen in zwei Stunden, man kann auch nach Chodau gehen und von dort mit der Eiſenbahn fahren.

Nach ganz entgegengeſetzter Seite führt ein breiter Fahrweg meiſt durch den Wald an den Klippen des Schömitzſteines vorüber und an einer Felswand, in der ſich in den künſtlichen „Zwerglöchern" wohl Spuren eines uralten vorhiſtoriſchen Bergbaues finden, nach dem Sauerbrunnen von Gieshübel, zu Ehren des Königs von Griechenland, Ottosquelle genannt. Das ſtarkſchäumende, kriſtallklare Waſſer, das jetzt weit verſendet wird, wie der Brunnen von Selters, entſpringt unter einer Colonnade am Berghange. Das nahe Dorf Rodisfort hat vielleicht nichts Merkwürdigeres, als die Sage ſeiner Entſtehung, welche in Ausſicht auf baldig erſcheinende Curgäſte von einem Schwachkopf ſchnell fabricirt ward, und nun ſchon als Volksſage in den Reiſebüchern ſteht. Ritter Rod, lieſt man da wörtlich, war ein leichtſinniger Patron, der all ſein Hab und Gut verpraßte, verſpielte, vertrank. Als ihn ſeine Gläubiger einſt in ſeiner Burg belagerten, empfahl er ſich heimlich, und als dieſe nun fragten, wo er ſei, ſagte die Dienerſchaft: „Herr Rod is fort"! Man

beeilte ſich, die Burg alſo zu nennen, die natürlich auch erſt erfunden werden mußte. Iſt das nicht ſinnig? Iſt die ſagenbildende Kraft im Volke wirklich erloſchen, wie ſo mancher gelehrte Märchenromantiker meint?

Wenn man die Höhe der Pragerſtraße erſtiegen hat, ſieht man in der Ferne auf einem 2000′ hohen baſaltiſchen Phonolith die Ruine der Burg Engelhaus emporragen, die wegen des Berges, auf dem ſie ſteht, wie wegen der Ausſicht wohl beſucht zu werden verdient. Auch über Engelhaus gehen manche Sagen, die ſchon der Name veranlaßt, ſonſt weiß man nicht viel von ihr. Die Burg war ſeit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts im Beſitz der Herren von Plauen und noch am Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts bewohnt. Früher ward man von einem alten Schulmeiſter des Dorfes auf die Burg geführt und erhielt die in Verſe gebrachte Sage, die auch ſchon Maltitz, neben Theodor Körner der Hauptſänger Karlsbadiſcher Localitäten, in einem langen, langen Gedicht verarbeitet hat.

Dieſe drei Ausflüge, die ungefähr in der Richtung der drei Straßen gehen, die in Karlsbad münden, der nach dem Weſten, Oſten und Süden ſind die weiteſten, aber auch lohnendſten. Innerhalb ihres Bezirks giebt es der Spazierwege noch in Maſſe. Da iſt das Dorf Hammer im Tepelthal, am Fuße der impoſanten Mecſéryhöhe, mit ſeiner intereſſanten Porzellanfabrik und ſeiner weitberühmten Stiefelinduſtrie; da iſt der ſtattliche Dreikreuzberg am Eingang des Thales mit den drei Kreuzen auf ſeinem Gipfel und der weiten, über die ganze Gegend orientirenden Ausſicht; da iſt Dallwitz, jenſeits der Eger, deſſen gewaltige Eichen und Linden Körner und Egon Ebert beſungen haben.

Noch näher ſind dann die zahlloſen, oft mit zweifelhafter Architektur, Plaſtik und Poeſie verzierten „Höhen", „Sitze", „Ruhen", „Plätze" und „Plätzchen" an denen Karlsbad vor anderen Bädern reich iſt. Man kann oft nicht zehn Minuten gehen, ohne auf eine ſolche Erinnerung an längſt verſchollene Perſonen zu ſtoßen, denen die ſchwärmeriſche Freundſchaft Mitbadender oder die Dankbarkeit der Stadt ein Stückchen Erde geweiht hat. So jammert E. F. v. N. an der Felsbank der „Vieruhr Promenade":

„Heilig war uns mancher Tag,
Mancher Abend heilig;
Freundſchaft ſchuf uns manches Gutes,
Freundſchaft macht uns frohes Muthes,
Ach! und ſchwand ſo eilig."

So haben „Hulda und Sophie", im Jahre 1808 in ein Felsſtück ſchreiben laſſen: „Wem höher die Freundſchaft den Buſen ſchwellet, der trette hieher!" So ſtand auf einer Bank: „Haltet hier und huldiget dem Gotte der Liebe, denn dieſe Bank war der Ruheplatz ſeines Meiſterſtückes. Frau von Nariſchkin hatte ſich auf dieſen Platz geſetzet, als ſie den Hammer zu Fuße be-

ſuchte. Dieſe Bank wurde zum Andenken erhoben durch ihren Schwager Grafen Sollohub am 9. Auguſt 1806." So las man in „Dorotheens Tempel": „Ich fliehe die Menſchen, nicht weil ich ſie haſſe, ſondern weil ich ſie zu lieben fürchte", aber doch auch wiederum aus trauriger Zeit an hoher Felswand: „So kühn und frey wie dieſer Fels erheb auch dich o Deutſchland! 1808". Hervorzuheben ſcheint uns von allen dieſen Orten nur der „Ruſſellſitz" der ſehr bequem zu erreichen iſt, etwa vom Hirſchenſprung aus, ein mächtiger Felsblock mitten im Walde, von üppiger Vegetation umgeben. Nach allen Punkten hin führen ſaubere Wege und Straßen und es fehlt nicht an Wegweiſern, ſo daß man des läſtigen Fragens überhoben iſt. Von allen Wanderungen aber wird man immer wieder gern in die freundlichen Straßen der Stadt zurückkehren, die es ſo meiſterlich verſteht uns in kurzer Zeit heimiſch zu machen.

Heutzutage fährt man von Norddeutſchland bequem über Leipzig und Dresden mit der Bahn nach Karlsbad; noch vor wenigen Jahren mußte man über die Päſſe des Erzgebirges, ſei es über den Keilberg und Joachimsthal, ſei es, was vorgezogen ward, über Schwarzenberg, von wo man im Wagen in der Nacht durch das Gebirge fuhr, große Strecken durch den Wald, an hohen, ſteilen Bergwieſen vorüber, auf denen der Mond ſchimmerte, nur begleitet von dem weithallenden Rauſchen der Waſſer. Noch in der Nacht ward die Grenze paſſirt, Koffer und Reiſetaſchen unterſucht, noch einmal ein Umſpannen der Pferde in einem in tiefer Dämmerung liegenden Städtchen, auf deſſen Markte die Bildſäule des heiligen Nepomuck ſtand, in deſſen Poſtſtube ſchlafende Harfeniſtinnen am Boden lagen, während Fuhrleute bei einer Laterne Karten ſpielten und Pflaumenſchnaps tranken, und weiter ging es in das böhmiſche Land hinein durch halbſchlafende Städtchen und Dörfer, in denen zerlumpte, ſchmutzige Kinder neugierig ans Fenſter eilten beim Ton des Poſthorns, an Chriſtusbildern vorbei, die dem nordiſchen Gaſte ein ungewohnter Anblick waren, bis endlich der Dreikreuzberg ſichtbar ward und man nach langer Fahrt über die weite Flußebene durch die Egerſtraße in Karlsbad einfuhr. Freundlich und einladend erſchien dann ſchon dem übernächtigen Reiſenden die Stadt und gar bald mußte er, um mit den Worten Goethes zu ſchließen, erfahren, wie

Dem Geneſ'nen, dem Geſunden
Biethen ſich ſo manche Schätze,
Daß der Freund den Freund gefunden
Zeugen die erwählten Plätze,
Wie Erinnerung köſtlich ſey.
Und ſo wurden Wald und Wieſe
Zum bewohnten Paradieſe,
Daß ein jeglicher genieße,
Sich empfinde froh und frey.

Holländiſche Eindrücke.

Von Arthur Kleinſchmidt.

II.

In der Nähe des Mauritshuis auf dem Plein verdient noch ein herrliches Bauwerk Beachtung; ich meine das Geſellſchaftshaus der „Nieuwe Societeit"; dieſes auf das Prachtvollſte und Comfortableſte ausgeſtattete Haus mit ſeiner Verſchwendung an Marmor und Stuccatur umſchließt eine Reihe der reichſt aſſortirten Leſezimmer. Durch einfache Einführung von Seiten eines Mitgliedes der Geſellſchaft, die ſich auch „Literaire Societeit" nennt, iſt man berechtigt, hier ſeine Zeit zu verbringen; nach einem Monate hört die Erlaubniß auf, denn dann muß man Mitglied werden. Mit den Leſeſälen ſteht auch eine größere Bibliothek in Verbindung. Dieſe Geſellſchaft hat im Boſch ein abgeſperrtes Vergnügungslocal, die Tent (Zelt), zu dem es einer weiteren „Introductie" bedarf. Der Boſch iſt eine der Hauptzierden der ſchönen Reſidenzſtadt, einer der herrlichſten Wälder, der ſich ſtundenweit ausdehnt, und der theilweiſe Urwald geblieben iſt, theilweiſe durch die Anlage der breiteſten und ſchattigſten Alleen zu einem Lieblingsorte der Haager geworden iſt. Hier im Boſch ſpielt die ausgezeichnete Grenadiermuſik unter der Direction des auch als Componiſt bedeutenden Dunkler. Zur Seite dieſes wundervollen Parkes liegt das Schloß der regierenden Königin, ihr Sommerſitz, Huis ten Boſch; daſſelbe macht einen eigenthümlichen Eindruck dadurch, daß das mittlere Gebäude in weißen, die anderen Theile in den landesüblichen braunrothen Steinen aufgeführt ſind. Das Schloß, vor deſſen Aufgang zwei vom Czaren geſchenkte coloſſale Marmorvaſen ſtehen, wurde 1647 von der Wittwe des großen Oraniers Friedrich Heinrich, Amalie von Solms, zu ſeinem Gedächtniſſe erbaut und in ihrem Auftrage ſtellten die berühmteſten Maler Hollands, Jordaens, Honthorſt, Everdingen und andere Schüler Rubens, das berühmte curriculum vitae des Prinzen zuſammen, indem ſie den achteckigen hohen Saal des Schloſſes mit Gemälden bis zur Kuppel hinan bedeckten, die das Leben und die Thaten Friedrich Heinrichs von der Wiege bis zum Grabe, zum Theil in allegoriſcher Form, darſtellen. Dies iſt der merkwürdige Oranjezaal.

Im Arbeitszimmer der Königin, deren großer Verſtand von ganz Holland gewürdigt wird, hängt ein treffliches Bild des amerikaniſchen Hiſtorikers der Niederlande, Motley, welcher ſich lange als Gaſt der Königin Sophie im Haag aufhielt und ihrer Freundſchaft ſich erfreute. Von Napoleon III., ihrem Freunde, ſowohl als auch von dem Papſte ſind ſchöne Gaben an die Monarchin gelangt und in dem Schloſſe zu ſehen.

Die bisher genannten Bauten und Sammlungen ſind wohl die bedeutendſten des Haag. An Kirchen bietet derſelbe wenig der näheren Erwähnung würdige, denn die St. Jacobskirche iſt ohne weiteres Intereſſe; nur beſitzt ſie mehrere ſchöne Grabmäler und ſtört ihre Nachbarſchaft jede Viertelſtunde durch ein altes Glockenſpiel, welches irgend eine bekannte Weiſe in höchſt primitiver Art hören läßt; es iſt ſeltſam, daß die im Allgemeinen ſo ernſten Holländer dieſe Glockenſpiele, die in jeder Stadt vertreten ſind, die allerbanalſten Melodien, die erbärmlichſten Gaſſenhauer recitiren laſſen. Eigenthümlich iſt von den Kirchen des Haag nur die Nieuwe Kerk gebaut. Im Gegenſatz zu den Kirchen muß ich aber nun vom Theater reden. Daſſelbe ſteht auf dem Tournooiveld, am Ende des Voorhout, und wird in holländiſcher Sprache „Schouwburg" genannt. Man ſpielt dreimal wöchentlich franzöſiſch und zweimal holländiſch; ich war wegen zu geringer Kenntniß der letzteren Sprache nur in franzöſiſchen Repräſentationen. Das théâtre royal français iſt vorzüglich dirigirt von Monsieur Deſoſſez, der über die beſten Kräfte verfügt. Ich ſah dreimal die allerliebſte Oper, welche jetzt die Runde in Europa macht, Lecocqs Fille de Madame Angot. Vergebens hat man dieſelbe in das Deutſche und Holländiſche übertragen, in dieſen Sprachen wird ſie gemein, weil ihr die unnachahmliche franzöſiſche Grazie und verve verloren geht. Außerdem wohnte ich der Aufführung der Oper Romeo und Julie bei, ſowie der großartigen Abſchiedsvorſtellung, in der die ſchönſten Scenen aus den Hugenotten, Fauſt, dem Capellmeiſter von Venedig, dem Troubadour, Lucie von Lammermoor u. ſ. w. zur Darſtellung gelangten, auch ein prächtig gelungenes Ballet ſtattfand. Die bedeutendſten Künſtler wurden mit Blumen überhäuft, ſo Mademoiſelle Mezeray, Madame Maſſart, die Tenore Jordan und Rouſſel, der Baſſiſt Horeb, der Comiker Staveaux; ja die Primadonna Mademoiſelle van den Berghe, erhielt einen vollſtändigen Brillantſchmuck, auf offener Scene überreichte ihr denſelben der älteſte Acteur. Der Beifallsſturm wollte kein Ende nehmen, nicht nur dieſen Abend, an welchem man von ſieben bis ein Uhr ſpielte, ſondern auch bei den anderen Darſtellungen. Die Holländer erwieſen ſich als nichts weniger als apathiſch, ſie jubelten laut; die Fille de Madame Angot iſt dem leidenſchaftlich den Geſang liebenden Holländer zu einer Art Nationalhymne geworden; wohin immer man kommt, eine der packendſten Melodien der fille wird Einem entgegentönen. Sein Theater liebt der Haager und er hat wahrlich alle Urſache dazu, denn es iſt vortrefflich zu nennen; das Gebäude ſelbſt läßt freilich Manches zu wünſchen übrig, doch iſt dem um ſo ſchwerer abzuhelfen, da ſich der Hof gar nicht um das Theater bekümmert; der König beſucht es nie. Alles in Allem genommen, iſt's Gravenhage eine der ſchönſten Städte Europas, wie dies Voltaire ſchon 1722 ausſprach. Der Haag hat indeß etwas ausgeprägt Ariſtokratiſches, er iſt

der Sitz des Königs und des Hofes, des Adels, der Regierung und der erſten Beamten; zugleich hat er ein reiches Gepräge, denn hierher ziehen ſich die „gemachten Leute“ zurück, um von ihren Renten zu leben. Hier wohnen die in Indien reich gewordenen Holländer, ein mit den ſtattlichſten Häuſern beſetzter Complex im Norden der Stadt heißt die Java Straat; hier verleben ſie in ungeſtörtem Genuß ihren Lebensabend. Immer hatte der Haag dieſes ariſtokratiſche Weſen, ſchon als er noch Dorf war, denn die Regierung hatte hier ihr Centrum. Erſt König Ludwig Napoleon erhob den Haag zu einer Stadt; letztere zählte im Jahre 1796 41,266, 1830 56,105, am letzten December 1861 bereits 81,393 Einwohner und hat deren jetzt an 95,000, eine ziemlich ſtarke Vermehrung für eine ariſtokratiſche Stadt, die keine Quellen inneren Reichthums hat, wie ſie in Amſterdam und Rotterdam fließen. Ein Kranz ſchöner Villen umgiebt die ſtolze Capitale Hollands von allen Seiten; ihre reizende Lage und ihr geſundes Klima locken die Holländer an, ſich hier niederzulaſſen.

Der nächſte Ausflug, den wir vom Haage aus unternehmen wollen, gilt dem Seebade Scheveningen. Eine dichte Allee alter Bäume, zumal Eichen, führt dahin; auch kann man mit der Pferdebahn oder dem Ziehſchiffe (Treckſchuit) raſch dahin gelangen. Auf dem Wege liegen die königlichen Villen Zorgvliet, Ruſtenburg und Buitenruſt, welche einſt der Königin Anna Paulowna gehörten, dann aber ihrer Tochter, der regierenden Großherzogin Sophie von Sachſen-Weimar, zufielen, und durch einen großen prachtvollen Park verbunden ſind. Zorgvliet iſt das holländiſche Wort für Sansſouci. Man liebt in Holland ſehr die Bezeichnung der Villen oder buitenplaatſen mit derartigen Inſchriften, die man am Thore oder oben an dem Landhauſe anbringt. Das Haus Zorgvliet wurde eine Zeit lang bewohnt von Jacob Cats, einem Staatsmanne und Gelehrten, der 1660 daſelbſt verblich; er war ein Mann von umfaſſender Gelehrſamkeit und der Lieblingsdichter ſeiner Nation, die naiver Weiſe den oft ſehr cyniſchen „Vater Cats“ direct neben die Bibel ſtellte. Trotz aller Verehrung, die Holland für ſeinen Cats hegt und trotzdem es wagt, Aehnlichkeit zwiſchen ihm und Shakeſpeare zu finden, kann ich nach dem wenigen höchſt Mittelmäßigen, was ich von ihm geleſen, nicht in dies Lob einſtimmen. Später gehörte Zorgvliet der gräflichen Familie Bentinck. In Scheveningen angelangt, beſtieg ich die Terraſſe des Hotel Zeeruſt (Seeruhe), und als ich die Augen erhob, lag das Meer vor mir. Eine hohe Düne ſchützt das Fiſcherdorf Scheveningen, welches eine Vorſtadt des Haag iſt und etwa 8000 Einwohner hat, gegen das Meer. Die Düne wird mit Seegras bepflanzt, um den Sand feſtzuhalten, welchen das Meer aufwühlt und der Wind herbeiträgt. Dieſe Dünen ſind Hollands Schutz gegen den Ocean und es iſt die erſte Sorge der Regierung, ſie ſtets

in gutem Zuſtande zu erhalten. Zugleich dienen ſie zum Vergnügen, indem es eine Nationalbeluſtigung iſt, ſich von denſelben an den Strand herabzurollen, ähnlich wie man in Rußland die Eisrutſchpartien liebt. Scheveningen iſt zwar ein Dorf, aber ſeine lange Straße, die Keizer Straat, hat viele Häuſer, die einer Stadt Ehre machen würden. Die Kirche ſoll früher inmitten des Dorfes geweſen ſein, dann aber ſoll 1. November 1570 eine Springfluth 125 Häuſer verſchlungen haben, wodurch die Kirche das Weſtende des Ortes bildet. Am Strande liegen reiche Villen, der königlichen Familie und Privaten gehörig, außerdem mehrere Hôtels und Badehäuſer im eleganteſten Stile. Das neueſte iſt jetzt in der Vollendung begriffen und ſtellt ſelbſt das große Badehaus, ein Rieſengebäude, welches der Stadt Haag gehört, in den Schatten; es iſt im Eliſabethenſtile aufgeführt und beſteht aus lauter kleinen Häuſern, die zwei Zimmer mit Küche parterre und zwei weitere im erſten Stocke haben; eine ſolche Wohnung koſtet in der Badezeit den Monat 500 Gulden. Ueberhaupt iſt Scheveningen eines der theuerſten Seebäder, weit koſtſpieliger als Oſtende. Hier baden die Geſchlechter getrennt, während ſie in Oſtende gemeinſchaftlich baden. Den ganzen Tag ſitzt man am Strande in eigenthümlich geformten Stühlen mit Oberdach; ſtellt man deren mehrere zuſammen, ſo kann man ſich nach Herzensluſt mit ſeinen Nachbarn unterhalten und empfindet weder Wind noch Sonne. Sehr ſtörend iſt in Scheveningen die auf Betteln und Stehlen eingeübte Fiſcherjugend. Steht Jemand vor dem früher erwähnten Obelisken zur Erinnerung an die Landung König Wilhelms I., ſo drängt ſich gewiß ein Junge herzu, inſtruirt ihn: „Mynheer, dat is de naald (Denkmal)“ oder deutet auf das Meer und ſagt treuherzig: „Mynheer, dat is de zee“ — dann aber ſtreckt er die Hand aus, um ſein Trinkgeld zu erhalten. Am Strande liegen eine lange Reihe von Pinken (Fiſcherbote), die von der Fahrt ausruhen oder der Reparatur harren. Die gefangenen Fiſche und kleinen Krebſe, beſonders Schollen, Zungen und Garneelen werden in großen Körben an das Land getragen und dort verſteigert. Auch Häringe werden viele gefangen. Kräftige Weiber bringen die erſteigerten Fiſche und Krebſe auf dem Kopfe oder auf Hundekarren nach dem Fiſchmarkte im Haage. Die Scheveninger ſind ein luſtiges Völkchen, voll Patriotismus und Anhänglichkeit an die Oranier, dabei aber voll Sinn für die Unabhängigkeit ihrer eigenen Perſon. Dem Militärdienſte ſind ſie deshalb abhold und entziehen ſich ihm. Ihre Sprache iſt ein verſchlechtertes Holländiſch und für den Fremden durchaus unverſtändlich. Die eigenthümliche Tracht iſt im Gegenſatze zu ſo manchem Nationalcoſtüme unſchön. Die Frauen tragen unter der ſorgfältig gebügelten und gefälteten Haube ein Kopfeiſen von echtem Silber oder Gold, welches über den Schläfen in Verzierungen ausgeht, die wie Schmetterlinge ausſehen. Dieſer Schmuck und die echten Spitzen, die man

ſo vielfach bei den Scheveningerinnen vertreten ſieht, vererben ſich von Generation zu Generation. Die Röcke ſind ſehr weit und abſtehend, und werden von an den Hüften angebrachten Polſtern gehalten; den Oberkörper umſchließt die lange Schoßjacke. Die ungeheuren Sturmhüte, die ſie tragen, erinnerten mich an diejenigen, womit die Damen zur Zeit des Directoriums in Frankreich den Kopf bedeckten. So viele Hunderte von Frauen und Mädchen ich hier ſah, ſo habe ich doch keine ſchöne Erſcheinung unter ihnen gefunden; alle waren von großer Kraft und geſundem Bau, dabei aber plump und ganz ohne den Reiz der Naivetät, den unſere Landmädchen ſich oft noch bewahrt haben. Dieſe Frauen und Mädchen arbeiten außergewöhnlich viel und tüchtig, rauchen aber Pfeifen und ſind den Getränken ſehr hold und ich habe nie etwas Abſcheulicheres geſehen, als eine betrunkene Scheveningerin. Die Männer gehen für gewöhnlich in hohen Waſſerſtiefeln, kurzen rothen Hoſen und langen, blauen Kitteln einher.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus der Schweiz. Volksabſtimmung über Bundesgeſetze. Internationales. Innerer Conflict. — Der 23. Mai war für die Schweiz ein wichtiger Tag. Die am 19. April des vorigen Jahres mit einer Mehrheit von 100,000 Stimmen angenommene neue Bundesverfaſſung ſtellte die Erlaſſung einer Reihe neuer Geſetze in Ausſicht, zugleich aber ertheilte ſie dem Volke das Recht, über die von den eidgenöſſiſchen Räthen verfaßten und angenommenen Geſetzentwürfe innerhalb einer beſtimmten Friſt Abſtimmung zu verlangen. Von dieſem Rechte wurde ſofort Gebrauch gemacht gegenüber den zwei Geſetzen betreffend die Führung der Civilſtandsregiſter durch weltliche Beamte und die obligatoriſche Civilehe und betreffend das Stimmrecht der Niedergelaſſenen und Aufenthalter. Es gelang den Gegnern dieſer Geſetze in kurzer Zeit die für das Verlangen einer Volksabſtimmung nöthige Zahl von Unterſchriften weit zu überbieten; von mehr als 100,000 Stimmen wußte man alſo zum voraus, daß ſie die Geſetze verwerfen würden. Auch die Gegenpartei blieb nicht unthätig; in Zeitungen und Verſammlungen wurden die Geſetze, dasjenige über das Stimmrecht allerdings weniger entſchieden als das andere, den Bürgern zur Annahme empfohlen. Daß die ultramontane Partei die Civilehe verwirft, bedarf keiner Erklärung; aber auch proteſtantiſche Elemente ſchloſſen ſich, freilich aus verſchiedenen Gründen, der Oppoſition an. Eine conſervativ-föderaliſtiſche Partei, welche noch kurz vor der Abſtimmung ſich als förmlicher Verein gegenüber der mehr centraliſtiſch fort-

schreitenden Tendenz des schweizerischen Volksvereins organisirt hat, erklärte sich mit der Civilehe materiell einverstanden; fand aber in dem vorliegenden Gesetzentwurf die Competenz der Bundesversammlung und den Wortlaut der Bundesverfassung überschritten, indem das Gesetz nicht blos die Schließung, sondern auch die Scheidung der Ehe in seinen Bereich gezogen habe, wodurch die Glaubensfreiheit der Katholiken verletzt werde; auch tadelte man einzelne materielle Bestimmungen, daß z. B. jungen Leuten die Schließung der Ehe allzusehr erleichtert werde. Diese Bedenken waren ungegründet oder engherzig, aber sie wurden in anständiger Form vorgebracht und erweckten keine Leidenschaft. Anders verhielt es sich mit dem Gesetz über das Stimmrecht. Dieses war erlassen worden, weil in manchen Cantonen Niedergelassene und Aufenthalter in cantonalen und Gemeindeangelegenheiten wirklich unbillig vom Stimmrecht ausgeschlossen oder von der Ausübung desselben abgehalten wurden, während man sie doch zu Leistungen heranzog. Da nun die neue Bundesverfassung unter andern das Postulat enthält, daß die Verhältnisse der Niedergelassenen und Aufenthalter überhaupt, also auch ihre Besteuerung, durch ein Bundesgesetz geregelt werden sollen, fanden Manche, es widerstreite dem Wortlaut jener Bestimmung, das Stimmrecht allein und zum voraus schon zum Gegenstand eines Gesetzes zu machen. Aber weder jener Wortlaut noch die Logik der Sache selbst verbieten das eingeschlagene Verfahren, und es ist nichts als billig, daß die von dem Gesetz Betroffenen, wenn dasselbe zur Abstimmung kommt, auch selbst an derselben sich betheiligen dürfen. Schwerer als dieses formelle Bedenken wog aber an vielen Orten das Widerstreben der Bürgerschaft, ihre Interessen gegen die Mitbestimmung derselben durch fremde Elemente, besonders das unstäte der bloßen Aufenthalter in größeren Städten, gefährden zu lassen; man prophezeite daraus den Verfall der Grundlage des ganzen republikanischen Wesens, eines gesunden und soliden Gemeindehaushaltes. Dieser Gesichtspunkt vereinigte Leute von sonst sehr verschiedenen Ansichten, und man konnte wieder einmal erkennen, daß Menschen, die bereit sind, in Angelegenheiten eines weiteren Gebietes einen gewissen Freisinn und Fortschritt walten zu lassen, leicht ängstlich und engherzig werden, je näher es ihnen an die eigene Haut geht.

Bei dieser Sachlage war das Schicksal der beiden Gesetze sehr zweifelhaft, und das Ergebniß der Abstimmung, welche übrigens allenthalben in völliger Ruhe und Ordnung verlaufen ist, konnte nicht viel anders ausfallen als es nun vorliegt. Das Civilehegesetz ist mit einer Mehrheit von ungefähr 8000 Stimmen angenommen, das Stimmrechtgesetz mit einer Mehrheit von ungefähr 4000 verworfen worden; es konnte also, auch wenn geschlossene Parteien sich gegenübergestanden hätten, jedenfalls keine sich eines Sieges rühmen; daß das Civilgesetz gerettet worden ist, darüber muß man froh sein,

denn das Gegentheil wäre eine Calamität gewesen, ein wirklicher Rückschlag, den besonders die Ultramontanen ausgebeutet hätten; aber eigentlich freuen kann man sich nicht, wenn ein Gesetz von solcher Bedeutung nur mit so geringer Mehrheit durchzudringen vermochte. Daß das Stimmrechtgesetz gefallen ist, ist Schade, aber kein Unglück; das war keine so principielle Frage und die betreffenden Bestimmungen werden ohne Zweifel wenig verändert in Verbindung mit dem ganzen Gesetz nächstens wieder aufgenommen werden. Immerhin muß die Mehrheit der Bundesversammlung aus dieser Abstimmung dieselbe Lehre entnehmen wie aus der Verwerfung der Revision im Jahre 1872: daß man dem Volke nicht zu viel auf ein Mal zumuthen darf und mit den Verhältnissen rechnen muß. Aus den Ergebnissen der Abstimmung läßt sich noch manche andere, nicht gerade erfreuliche Beobachtung schöpfen, die aber für das Ausland von geringerem Interesse ist. Daß die Betheiligung an der Abstimmung in vielen Cantonen geringer war als bei der Abstimmung überi de Bundesverfassung selbst, erklärt sich aus der umfassenderen Wichtigkeit der letzteren; daß aber die Stimmenzahl für und wider beide Gesetze überall ziemlich gleich war, deutet darauf, daß die Stimmung vom einen auf das andere übertragen und die innere Verschiedenheit beider einigermaßen übersehen wurde.

Durch die Annahme des Civilgesetzes ist ein großer Schritt zur Vermeidung kirchenpolitischer Streitfragen für die Zukunft gethan; aber daß durch dieselbe die schon seit einiger Zeit schwebenden Fragen dieser Art gelöst werden, ist leider nicht zu erwarten, da ja auch in diesem Sinn kein Gesetz rückwirkende Kraft haben kann.

Die Bundesversammlung hatte im März die Recurse, welche aus dem bernischen Jura gegen die Absetzung des Bischofs von Basel erhoben worden waren, abgewiesen, weil durch jenen Act keine verfassungsmäßigen Rechte verletzt worden seien. Ein Mitglied des Nationalrathes hatte damals ganz treffend gesagt, mit der Freiheit des Glaubens sei nicht auch die Freiheit der katholischen Kirche als Staat im Staate durch die Bundesverfassung garantirt. Im Nationalrath standen 80 Stimmen gegen 24 für jenen Entscheid; die Minderheit wünschte gütliche Beilegung des Streites durch den Bundesrath. Der Ständerath stimmte dem Nationalrathe bei, übrigens in der Voraussicht, daß die Sache dadurch nicht erledigt sei, da unterdessen bereits neue Recurse aus dem Jura eingelaufen waren, welche sich, auf Grundlage der neuen Bundesverfassung, gegen die Beschränkung des römisch-katholischen Cultus in der Mehrzahl der Gemeinden durch Ausweisung der Geistlichen richteten. Da man vermuthen zu müssen glaubte, der Bundesrath werde diesen Recurs nicht leicht abweisen können und wahrscheinlich der bernischen Regierung zumuthen, die in jenem Landestheil herrschende Auf-

regung endlich irgendwie zu beschwichtigen, so versammelten sich noch am Schlusse der Sitzung der Bundesversammlung die bernischen Nationalräthe mit den Gesinnungsgenossen aus andern Cantonen und beschlossen, für den Fall, daß der Bundesrath den neuen Recurs gutheißen würde, eine außerordentliche Sitzung der Bundesversammlung zu verlangen. Die damit eingetretene Spannung wurde natürlich nicht gemindert durch den Erlaß einer päbstlichen Encyclika an die schweizer Katholiken, worin u. a. auch die neu angestellten Professoren der altkatholischen Facultät in Bern verdammt und die Gläubigen zum Widerstand gegen das neue Ehegesetz aufgefordert wurden. Andrerseits erklärte die Regierung von Bern auf die Zumuthung der katholischen Abgeordneten der Bundesversammlung, es möchte die katholische Kirche in der Stadt Bern, welche den Altkatholiken überliefert worden war, den Neukatholiken zurückgegeben werden, nicht eintreten zu können. Diese locale Streitfrage bildet nur ein kleines Intermezzo und soll jetzt auf dem Wege des Civilprocesses entschieden werden; es darf aber nicht verschwiegen bleiben, daß die Gesandten der katholischen Mächte in Bern mit einiger Ostentation den Besuch der altkatholischen Kirche vermeiden und ihre Equipagen vor einem Privatlocal halten lassen, in welchem unterdessen die römisch-katholische Messe gehalten wird.

Schon am 27. März hatte der Bundesrath den neuen Jurarecurs, betreffend Rückgabe der Kirchen und Kirchengüter und Herstellung des römisch-katholischen Cultus, abgewiesen, da die neue Bundesverfassung keine Rechte bestimmter Kirchen anerkenne und das neue bernische Kirchengesetz die Cultusverhältnisse geordnet habe. Soweit kam also der Bundesrath der Berner Regierung entgegen und es war zu erwarten, daß nun auch diese etwas nachgeben werde, um so mehr, da auch freisinnige schweizer Blätter davor warnten, den Culturkampf aufs Aeußerste zu treiben. Aber in dem Hauptpunkt, der jetzt noch schwebte, betreffend Zurücknahme der Ausweisung der jurassischen Priester, welche Schweizerbürger waren, glaubte die Regierung noch immer nicht ohne Weiteres nachgeben zu dürfen, weil die Zurückgekehrten neue Unruhen veranlassen würden. Nun entstand die Frage, ob der Bundesrath alle Maßregeln, welche eine Cantonsregierung zur Aufrechthaltung des confessionellen Friedens und der öffentlichen Ordnung treffen zu müssen glaube, einfach gutzuheißen habe, auch wenn sie gegen andere Bestimmungen der Bundesverfassung (betreffend individuelle Rechte der Bürger) verstoßen. Der Bundesrath glaubte ein Oberaufsichtsrecht ansprechen zu müssen und wenn insbesondere in Betreff der Ausweisung schweizer Bürger das Beispiel des Bischofs Mermillod angeführt wurde, welcher, obwohl schweizer Bürger, vom Bundesrathe selbst ausgewiesen worden sei, so wurde dagegen erinnert, daß dies ein internationaler Conflict der Schweiz mit dem päpstlichen Stuhle gewesen sei, der in Genf unrechtmäßig ein neues Bisthum errichten wollte.

Am 31. März antwortete die Berner Regierung dem Bundesrathe, daß sie durch den Entscheid desselben zunächst befriedigt sei und daß sie zur Erledigung des Uebrigen ein Gesetz ausarbeite, welches die Maßregeln enthalten werde, die gegen die Priester zu ergreifen wären, wenn sie nach ihrer Rückkehr abermals widerspenstig gegen die Staatsordnung sich zeigen würden. Da das Erscheinen dieses Gesetzes zögerte, so erließ der Bundesrath eine neue Nachfrage, was die Regierung zu thun gedenke, um den Ausnahmszustand im Jura aufzuheben. Darauf erfolgte die Antwort, das versprochene Gesetz könne zwar dem bernischen Großen Rath erst im August vorgelegt werden, es solle aber dem Bundesrath schon nächstens mitgetheilt werden. Abzuwarten ist, was die auf den 14. Juni einberufene Synode der schweizer Altkatholiken beschließen werde. Es wird ihr der Entwurf eines Gesetzes über die Competenz des Synodalrathes und über die Wahl eines Bischofs vorgelegt werden. Die Bestimmungen lauten befriedigend und werden ohne Zweifel angenommen werden; aber daß die altkatholische Kirche der Schweiz auf dieser Grundlage eine Macht werde, welche weiter um sich greife, bleibt fraglich; denn auch die altkatholischen Gemeinden des Cantons Bern haben sich organisirt, ohne daß der oben geschilderte Zustand dadurch verändert werden wird.

Es ist gut, daß zu den innern Streitfragen in letzter Zeit nicht auch noch äußere hinzugekommen sind. Die Verhandlungen zwischen Deutschland und Belgien mußten die Schweiz jedenfalls interessiren; denn wenn auch ein ähnlicher Fall zwischen Deutschland und der Schweiz gegenwärtig nicht vorliegt und durch den Kirchenstreit schwerlich veranlaßt werden wird, so kann er bei anderm Anlasse einmal unerwartet gegenüber irgend einer benachbarten Großmacht eintreten. Alsdann wird die Schweiz, wie Belgien, einerseits erklären, allen Verpflichtungen, die ihre Neutralität und schon die Nachbarschaft überhaupt ihr auferlegen, gewissenhaft nachkommen zu wollen; aber so lange der Umfang und das übrige Maß jener Verpflichtungen nicht durch einen internationalen Vertrag für alle Staaten festgesetzt ist, werden diese sich das Recht vorbehalten, in streitigen Fällen selbst zu entscheiden, was sie schuldig zu sein glauben. Das Compliment, das deutsche Blätter der Schweiz gemacht haben, als ob sie Strafgesetze von der Art besitze, wie man sie Belgien zumuthete, beruht auf irriger Auffassung oder gewaltsamer Ausdeutung von Bestimmungen, welche sich auf hochverrätherische Unternehmungen gegen das eigene Land beziehen, nicht auf Bezeugung von Sympathie mit Bewegungen in einem andern Lande, welche diesem allerdings unangenehm sein, aber nicht von ihm einseitig und ohne Weiteres als feindliche Gefährdung angesehen und behandelt werden darf, wenn überhaupt zwischen den Staaten ein Recht, nicht die bloße Macht gelten soll.

Am 31. Mai hat der Bundesrath auf die letzte Erklärung der Regierung von Bern, wonach dieselbe die Ausweisung der Geistlichen erst, nachdem das fragliche Gesetz vom Großen Rathe und vom Volke angenommen sein werde, successive aufheben könne, geantwortet: die Regierung von Bern ist eingeladen, die Ausweisung der Geistlichen aufzuheben; es wird ihr hierzu eine Frist von zwei Monaten bewilligt.

Die Regierung von Bern hat gegen den Beschluß des Bundesrathes an die Bundesversammlung recurrirt und den Großen Rath einberufen, um den Recurs bestätigen zu lassen, zugleich aber auch um das fragliche Gesetz vorzulegen. Der Conflict steht also in voller Blüthe, wird aber trotzdem schwerlich ernsthaft werden, da die Bundesversammlung, welche nächste Woche beginnt, ihn irgendwie beizulegen wissen wird, oder schließlich das Bundesgericht. Weitere Schritte sind nun nächstens nicht mehr zu erwarten.

Aus Berlin. Auswärtige Politik. Parlamentarisches. Georg v. Vincke †. — Die Enthüllungen und Erörterungen über das Entstehen und Vergehen des jüngsten Kriegsallarms sind in der Presse noch in vollem Flusse begriffen und aufs Neue durch die Rede Lord Derbys im englischen Oberhause angeregt worden. Viel Klarheit hat diese Rede freilich auch nicht in die Situation gebracht, zumal es bei dem wichtigsten Punkte, wo es sich nämlich um die Vorstellungen unseres Botschafters Grafen Münster wegen des französischen Cadresgesetzes handelt, bis jetzt nicht hat festgestellt werden können, was der Lord eigentlich gesagt hat. Die Derbysche Rede ist überhaupt für Staatsmänner ein Muster, wie man lästigen Fragern einen weitschweifigen und anscheinend eingehenden Bescheid ertheilen kann, ohne daß dieser und mit ihm die lauschende Welt im Grunde auch nur um das Geringste klüger geworden wäre als vorher. Es ist Schade, daß der Reichstag nicht beisammen ist, sonst hätte der Abgeordnete Jörg unzweifelhaft wieder gefragt, wo denn in dieser schweren Stunde der Noth der Bundesrathsausschuß für auswärtige Angelegenheiten gesteckt habe, und hätte vielleicht den Reichskanzler veranlaßt, seinerseits etwas Licht in diese Vorgänge zu bringen. Wie es heißt, soll ja in der That dieser mysteriöse Ausschuß jetzt in Gang gebracht werden. Wir zweifeln hieran allerdings, bevor wir Proben seiner Wirksamkeit erblicken, und können uns auch nicht denken, welchen Werth es haben soll, wenn etwa ein bayrischer oder sächsischer Legationsrath die Thätigkeit unseres auswärtigen Amtes unterstützen würde.

Um auf die Haltung der englischen Regierung bei den jüngsten diplomatischen Vorgängen zurückzukommen, so läßt sich nicht verkennen, daß die Schritte des Londoner Cabinets in hiesigen leitenden Kreisen eine gewisse Verstimmung hervorgerufen haben. Es könnte diese Thatsache befremdlich erscheinen, da doch

die Vermittelungsdienste, auf die man sich in England so viel zu gute thut, in der wohlmeinenden und aufrichtigen Absicht angeboten waren, den bedrohten Frieden zu erhalten. Allein es läßt sich nicht leugnen, daß die englische Friedensstiftung von vornherein von einem für Frankreich sympathischen Standpunkt ausging. In befangener und voreingenommener Weise wurde von Anfang an Berlin als der Sitz des Allarms angesehen. Wenn die französische Diplomatie und Presse zu verstehen gab, daß die angeblichen Besorgnisse wegen des französischen Cadresgesetzes lediglich ein Vorwand seien, um über das wehrlose und unschuldige Frankreich aufs Neue herzufallen, so beeilte man sich in London, dieser Anschauung vollständig beizupflichten und erblickte seine friedenstiftende Aufgabe darin, die angebliche kriegslustige Stimmung in Berlin zu beschwichtigen. Eine solche von Anfang an parteiische diplomatische Intervention kann dann freilich bei der benachtheiligten Seite nicht auf Dank rechnen. Wir sind auch, ohne auf Vertrautheit mit diplomatischen Geheimnissen im Geringsten Anspruch erheben zu können, der Ansicht, daß das schließliche Ende des ganzen Zwischenfalls dadurch herbeigeführt wurde, daß man den Hochdruck an der wirklichen Quelle der europäischen Beunruhigungen, in Paris, anbrachte, nicht, wie die englische Staatskunst meinte, in Berlin.

Doch lassen wir diese dem gewöhnlichen Sterblichen verschlossenen Regionen der hohen auswärtigen Politik, zumal die Erörterung dieser Vorgänge eigentlich nur noch ein historisches Interesse hat, und sehen wir uns in unsern eigenen vier Wänden um, wo die Dinge wenigstens den Vorzug haben, sich vor Aller Augen zu vollziehen.

Die Wolken, welche den parlamentarischen Horizont in der vergangenen Woche verdüstert, haben sich jetzt gelichtet. Es ist kein Zweifel mehr, daß die Provinzialordnung auf Grund des bekannten Compromisses zu Stande kommt. Es hat sich freilich im Abgeordnetenhause und noch mehr in der Presse eine starke Opposition gegen diese Uebereinkunft erhoben und die nationalliberale Partei insbesondere ist mit einer Fluth von Schmähungen und Vorwürfen überschüttet worden, als ob sie ihre eigenen Grundsätze preisgegeben und der schwärzesten Reaction Schergendienste geleistet habe. Wie solche Anklagen erhoben werden können, ist geradezu unerklärlich, wenn es nicht aus bösem Willen geschieht. Die liberale Grundforderung, daß die Selbstverwaltung sich neben wirthschaftlichen Dingen auch auf staatliche Angelegenheiten erstrecke und auch bei der Verwaltung der letzteren eine ausreichende und wirksame Betheiligung des bürgerlichen Elementes stattfinde, ist in dem Gesetze nach der Fassung des Compromisses ebensogut gewahrt, als in dem ursprünglichen Entwurfe, und die Thatsache, daß auch die hervorragendsten Mitglieder der Fortschrittspartei, namentlich der sächsisch-holsteinische Professor Hänel, die erste Autorität der Fraction in diesen Fragen,

ſich für den Ausgleich entſchieden haben, ſollte doch ſchon die Grundloſigkeit oder mindeſtens Uebertriebenheit der Behauptung darthun, daß man in ſchwachmüthiger Nachgiebigkeit die wichtigſten Grundſätze geopfert habe. Eine neue Abſplitterung einzelner Mitglieder wird wohl für die Fortſchrittspartei, die bereits im Reichstage ihre fähigſten Köpfe verloren hat, die Folge dieſer Vorgänge ſein.

Die Anklagen gegen die Freunde des Compromiſſes entſpringen im Grunde auch gar nicht der Ueberzeugung, daß das Geſetz weſentlich entſtellt oder verkümmert ſei, ſondern ein großer Theil unſerer Preſſe, voran ſämmtliche kleinere Berliner Zeitungen und viele der großen Provinzialblätter, ſind noch immer derart in den alten fortſchrittlichen Traditionen und Doctrinen befangen, daß ſie den Conflict als die Seele des Conſtitutionalismus betrachten und jedem Pactiren mit der Regierung oder gar mit dem Herrenhauſe Mißtrauen entgegenſetzen; das gute Einvernehmen, welches in allen großen Fragen zwiſchen der Regierung und der nationalliberalen Partei beſteht oder hergeſtellt wird, iſt dieſen Politikern längſt ein Dorn im Auge.

Und nun laſſen Sie mich von dem parlamentariſchen Leben des heutigen Tages einen flüchtigen Blick auf eine kurze Vergangenheit werfen. Der Tod des Mannes, der in den Annalen des deutſchen Parlamentarismus einen Namen faſt ohne Gleichen hatte, des Freiherrn Georg von Vincke, legt eine ſolche Betrachtung nahe. Erſt acht Jahre ſind es, daß dieſer Mann, der zwei Jahrzehnte hindurch unſtreitig den erſten Rang in den verſchiedenſten Landtagen einnahm, ſein Volksvertretermandat niederlegte und ſich vom öffentlichen Leben in ſtille Abgeſchiedenheit zurückzog: und doch iſt ſein Name ſchon halb verklungen, nur die älteren unter uns erinnerten ſich noch bisweilen ſeiner mächtigen Perſönlichkeit. So raſch leben wir und ſo ereignißreich iſt die Zeit, daß ein Jahrzehnt genügt, um aus dem lebendigen Bewußtſein der Mitwelt zu verſchwinden. Und vor Allem vergänglich iſt der parlamentariſche Ruhm; wenn das Wort des Redners ausgeklungen, iſt er auch von der Menge vergeſſen.

Vinckes Beredtſamkeit war, wie Männer, die ihn gekannt, verſichern, außerordentlich hinreißend und zündend, ſtets ſchlagfertig, alle Töne beherrſchend vom höchſten ſittlichen Pathos bis zur bittern Polemik und zum beißenden Witze; auch die Gegner erkannten ſeinen reinen Patriotismus, ſein ernſtes Streben und ſeine ſtaatsmänniſchen Fähigkeiten an, die er freilich praktiſch zu bethätigen niemals Gelegenheit hatte; denn in der Beamtenlaufbahn brachte er es nur zum Landrath. Als der vereinigte Landtag im Jahr 1847 zuſammentrat und damit das parlamentariſche Leben in Preußen begann, wußte der damals 36jährige Mann bereits einen bedeutenden Einfluß auszuüben als der eigentliche Führer der „Verfaſſungspartei", welche, ebenſo-

fern vom ständiſchen Feudalismus und vom Abſolutismus wie von der revolutionären Demokratie, ein wahrhaft conſtitutionelles Staatsleben zu begründen trachtete, ein Streben, welchem freilich die Revolutionsſtürme der folgenden Jahre hemmend in den Weg traten. Dann gehörte Vincke der deutſchen Nationalverſammlung in der Paulskirche an, und zwar mit Radowitz als der Führer der äußerſten Rechten, viel geläſtert als ſtarrer Reactionär und gefürchtet als ſchneidiger Gegner der ziel- und haltloſen Demokratie. Was er und die „erbkaiſerliche" Partei damals wollten, iſt im Grunde daſſelbe, was wir in den letzten Jahren erreicht: eine feſte Einigung der deutſchen Staaten unter preußiſcher Führung, aber auf vertragsmäßiger Grundlage, nicht unter revolutionärer Zerſtörung der beſtehenden Staatszuſtände. Der Mann, der dieſe Idee ſchließlich verwirklicht, Fürſt Bismarck, erging ſich damals noch in ſehr reactionären Bahnen und kam mit Vincke vielfach in gegneriſche Berührung, ohne daß jedoch die Anerkennung, welche die beiden gegen einander hegten, darunter gelitten hätte. Die deutſche Politik des ſpätern Miniſterpräſidenten Bismarck hat Vincke von Anfang an kräftig unterſtützt, wenn er auch in Fragen der innern Politik weit liberalere Grundſätze hegte.

Seit 1849 gehörte dann Vincke faſt ununterbrochen bis 1867 dem preußiſchen Landtag an und zwar durch die „neue Aera" und die Conflictsperiode hindurch als eigentlicher Führer der conſtitutionellen Mittelpartei. Die bittern Erfahrungen während dieſer Zeit mögen ihn am parlamentariſchen Leben, das verfaſſungstreuen und liberalen Männern ſo viele Enttäuſchung bereitete, überſättigt haben; bald darauf, nachdem er noch dem erſten norddeutſchen Reichstag beigewohnt, entzog er ſich der öffentlichen Wirkſamkeit. Vielleicht hätte er auch unter den neuen Verhältniſſen eine bedeutende Rolle geſpielt, denn unſere geſetzgebenden Körperſchaften ſind nicht überreich an Männern von ſo glänzenden Geiſtesgaben, ſolcher Feſtigkeit des Charakters und ſo aufrichtigem und edlem Streben. O.

Literatur.

Die neue Machiavelliausgabe. — Von der neuen Geſammtausgabe der Werke Niccolo Machiavellis iſt kürzlich der dritte Band erſchienen, alſo ſeit dem Jahre 1873 je ein Band; dies zeigt ein, wenn auch langſames, ſo doch ſtetiges Vorrücken an. Die Vorbereitungen haben freilich ſchon viel früher begonnen, ſie gehen bis zum Jahre 1859 zurück, wo es einer der erſten Beſchlüſſe der proviſoriſchen Regierung Toscanas war, dem großen Landsmann,

den man mit Recht als einen Begründer der Nationalität, als Propheten der italieniſchen Einheit feierte, durch Veranſtaltung einer vollſtändigen Ausgabe ſeiner Werke ein würdiges Denkmal zu ſetzen. Verſchiedene Hinderniſſe verzögerten die Ausführung, vor Allem der Tod mehrerer Gelehrten, die ſich zur Herausgabe verbunden hatten, ſo daß erſt im Jahre 1873 der erſte Band erſcheinen konnte. Die Herausgeber waren P. Fanfani und L. Paſſerini (Firenze, tipogr. Cenniniana); auf den beiden folgenden Bänden iſt G. Milaneſi neben Paſſerini als Mitherausgeber genannt — lauter Namen, denen man gerne ein ſolches Unternehmen anvertraut weiß.

Der erſte Band enthielt außer einer kurzen Biographie, in welche der freilich ſpärliche Ertrag neuerer Funde überſichtlich eingetragen iſt, die Istorie Fiorentine revidirt nach der Handſchrift in der Laurenziana und nach den älteſten Drucken. Der zweite Band gab eine Nachleſe hinzu, beſtehend in hiſtoriſchen Fragmenten und Skizzen, ſowie die im Jahre 1520 geſchriebene Lebensbeſchreibung des Caſtruccio Caſtracane. Der dritte Band bringt nun den Anfang der Legationen und Commiſſariate, bis zum Jahre 1502. Es verſteht ſich, daß die Herausgeber auf die Quellen zurückgingen und dem Wiederabdruck dieſer Correſpondenzen die Manuſcripte zu Grunde legten, die man zu Ende des vorigen Jahrhunderts aus Staub und Moder wieder zu Tage gefördert hat. Sie haben ſich aber nicht darauf beſchränkt, die von Machiavelli geſchriebenen Geſandtſchaftsberichte mitzutheilen, ſie trugen vielmehr ſorgfältig aus den Archiven alle Schriftſtücke zuſammen, welche ſich auf die Gegenſtände ſeiner diplomatiſchen Reiſen beziehen, ſo namentlich die Inſtructionen, welche ihm mitgegeben wurden, aber auch anderweitige Inſtructionen und Beſchlüſſe der Dieci, die zu denſelben Staatsactionen gehören, und die allerdings zum Theil von der Hand Machiavellis ſelbſt, in ſeiner Eigenſchaft als Staatsſecretär, geſchrieben ſind. Es läßt ſich ja überhaupt nicht ſtrenge ſcheiden zwiſchen dem, was er als Schriftſteller und dem, was er als Beamter geſchrieben hat. Auf dieſe Weiſe iſt manches ans Licht geſtellt worden, was bisher unveröffentlicht war, und, an ſich von ungleichem Werth, doch zum beſſeren Verſtändniß der Miſſionen Machiavellis dient. Außerdem iſt eine fortlaufende kleine Chronik über die politiſchen Ereigniſſe dieſer Jahre mitgetheilt, die in der Nationalbibliothek zu Florenz ſich befindet, unter den Papieren, die einſt Machiavelli gehörten. Sie iſt, wie es ſcheint, von Biagio dei Buonaccorſi verfaßt und im Weſentlichen identiſch mit derjenigen, welche Polidori bereits im IV. Band des Archivio Storico veröffentlicht hat. Doch finden ſich auch wieder Abweichungen; das in der Nationalbibliothek aufbewahrte Exemplar, ſcheint im Secretariat der Dieci und zwar ſpeciell für den Gebrauch der Canzlei nach den eingelaufenen Berichten verfaßt worden zu ſein; es iſt auch nicht durchaus von derſelben Hand

geſchrieben und enthält eigenhändige Correcturen Machiavellis. Dieſe Chronik thut den Dienſt einer gedrängten Zuſammenfaſſung des Materials, das in den Documenten dargeboten wird, und außerdem iſt durch einleitende Bemerkungen der Herausgeber für zweckmäßige Orientirung geſorgt.

Die wichtigſten Geſandtſchaften Machiavellis in dieſen Jahren ſind einmal die im Piſanerkrieg vom Jahre 1499, welchen Florenz mit Hülfe des Königs von Frankreich führte, dann im folgenden Jahre die erſte Geſandtſchaft an den franzöſiſchen Hof, die mit dem unerwünſchten Verlauf des genannten Krieges in Zuſammenhang ſtand, ferner die drei Commiſſionen nach Piſtoja im Jahre 1501, wo es galt, die durch den Zwiſt der beiden Parteien der Panciatichi und der Cancellieri ſchwer geſtörte Ordnung wieder herzuſtellen, endlich die Commiſſionen im Feldzug gegen das rebelliſche Arezzo im Jahre 1502. Den Schluß des Bandes bildet das bekannte Gutachten Machiavellis „über die Art und Weiſe, die aufrühreriſchen Völker der Valdichiana zu behandeln", das ſich eben auf die Pacification Arezzos bezog und in dem wir bereits der Eigenthümlichkeit des Autors begegnen, zeitgenöſſiſche Vorgänge durch Beiſpiele aus der altrömiſchen Geſchichte zu illuſtriren.

Von Berichtigungen, welche dieſer Band enthält, erwähnen wir einmal, daß diejenige Legation, die bisher als die erſte Machiavellis galt, nämlich die an Jacopo d'Appiano, Herrn von Piombino, vom November 1498, geſtrichen wird, da ſich aus den Originaldocumenten herausgeſtellt hat, daß dieſe Legation vielmehr einem Niccolo Mannelli anvertraut war. Erſt vier Monate ſpäter, im März 1499, wurde Machiavelli an den Herrn von Piombino abgeſandt, der als Condottiere im Dienſt von Florenz Erhöhung ſeines Soldes verlangt hatte. Eine andere Berichtigung iſt dieſe: während des Bürgerkrieges in Piſtoja wurde Machiavelli dreimal in dieſe Stadt geſchickt, aber je nur auf kurze Zeit. Dagegen war ſein Vetter gleichen Namens, Niccolo Machiavelli, Sohn des Aleſſandro, drei Monate lang reſidirender Commiſſär in dieſer Stadt, und dieſer war in den bisherigen Ausgaben mit unſerem Niccolo, Sohn des Bernardo Machiavelli, verwechſelt worden. Die Documente, welche über die Parteiunruhen in Piſtoja von unſeren Herausgebern veröffentlicht worden, ſind in Anbetracht ihrer Bedeutung faſt allzureichlich; freilich ſind auch die zahlreichen Inſtructionen, welche die Dieci ihren Commiſſären nach Piſtoja ſenden, durch ſeine Hand gegangen, häufig von ihm ſelbſt geſchrieben, und er war, wie aus einem zuſammenfaſſenden, jetzt zum erſten Mal veröffentlichten Bericht über die Ereigniſſe in Piſtoja hervorgeht, der Urheber der ſtrengen Maßregeln, die gegen die Häupter beider Parteien ergriffen wurden und die wenigſtens eine Zeit lang die Ruhe daſelbſt wieder herſtellten.

Ueberhaupt iſt ſchon in dieſer früheſten Zeit Machiavelli der fertige,

überall verwendbare Diplomat seines Staates. Er eignet sich wegen seines Ranges und seines Vermögens nicht zu eigentlichen Botschafterposten, aber zu gelegentlichen leichteren und schwierigeren Missionen wird er jeden Augenblick verwendet, frühzeitig schätzt man seinen Scharfblick und seinen Eifer, in seinen Berichten ist die Lust zu spüren, die es ihm macht, in diesem Element sich zu bewegen. Von ausdauernder Zähigkeit, Geduld und Biegsamkeit, wenn er mit mächtigen Herren, wie am französischen Hofe, verhandelt, ist er von rücksichtsloser Kälte und Härte, wo er es mit kleinen Herren oder mit bezwungenen Rebellen zu thun hat. Von idealen Motiven, gar von nationalen Träumen noch gar keine Spur: er ist ganz der hingebende Diener seines Gemeinwesens, ein eifriger Anhänger des französischen Bündnisses, mit dessen Hülfe Florenz allein seiner Bedrängnisse sich erwehrt; er macht sich kein Gewissen daraus, die Lucchesen und andere Landsleute gelegentlich beim allerchristlichsten König anzuschwärzen. Mit allen Mitteln auf die Verfolgung des speciellen Zweckes bedacht, der ihm aufgegeben ist, hält er sich zugleich immer den Blick frei für den Zusammenhang der politischen Lage, er späht nach den Zeichen am Horizont und wird nicht müde, seine Auftraggeber auf die bedenklichen Punkte hinzuweisen, zumal auf die Gefahren, die der Republik in diesen Jahren von den angemessenen Entwürfen Cäsar Borgias drohten. Dabei werden aber schon in den Briefen aus Frankreich jene peinlich berührenden Klagen laut über die allzu kärgliche Besoldung, die ihn zwingt, sich Entbehrungen aufzulegen, vom eigenen Vermögen zuzusetzen, um seine diplomatische Würde nicht zu compromittiren, und die ihn sogar nöthigt, wichtige Staatsdepeschen der königlich französischen Post anzuvertrauen, weil er nicht im Stande ist, eigene Couriere abzusenden. Es scheint aber nicht, daß seine dringenden Bitten erhört würden, wenigstens wiederholen sie sich fortwährend und motiviren ab und zu seinen Wunsch, abberufen zu werden. Mit der Staatscasse in Florenz scheint es freilich übel bestellt gewesen zu sein. Wenigstens ist der Rath der Dieci zähe, wenn Frankreich Geldforderungen an die Republik erhebt, und an ihre Commissäre in Pistoja schreiben sie einmal kläglich: „Vom Heere des Valentino (Cäsar Borgia) wissen wir nichts Neueres, als was Euch gestern amtlich geschrieben worden ist; wir sind in beständigen Sorgen und bieten Alles auf, was möglich ist, bei so knappen Mitteln und meist schlechten Zeiten."

Den nächsten Band wird die Gesandtschaft zu Cäsar Borgia eröffnen, zu dem dämonischen Mann, dessen Unternehmungen Machiavelli als so bedrohlich für seine Vaterstadt erkannte, mit dem ihn aber zugleich ein unverkennbarer Zug der Sympathie verband und aus dessen Erfolgen er für seine Staatskunst so viel erlernte, als aus den Beispielen der Alten. Schreiten die Herausgeber in derselben Weise fort, so werden allein die Gesandtschaftsberichte noch eine Reihe von Bänden füllen. Allerdings stellen sie damit

einen Reichthum von Documenten zusammen, die, wenn auch nur zum Theil für die Biographie Machiavellis, doch jedenfalls für die Detailgeschäfte von Florenz von Werth sind. Am meisten darf man darauf begierig sein, welche Ausbeute der vervollständigte Briefwechsel liefern wird. Bis jetzt scheint ein eigenes Mißgeschick über den Briefen Machiavellis zu walten, von denen bis dahin nur ein kleiner Theil, aber auch dieser für die Beurtheilung des Mannes vom höchsten Interesse, zur Veröffentlichung hat gelangen können. Ganze Bände der Familienbriefe, die sich im Besitz der Familie Vettori befanden, sind, wie die Herausgeber erzählen, aus Italien verschwunden, durch Habsucht und Betrug eines Priesters sind sie an den Lord Guildford verkauft worden, später gelangten sie in die Hand eines Mr. Philipps, der, so lange er lebte, seine kostbaren Schätze mit eifersüchtiger Sorge verschlossen hielt. Er gestattete nicht einmal Einsicht davon zu nehmen, noch weniger sie zu copiren, als die provisorische Regierung von Florenz für die im Jahre 1859 angeordnete Ausgabe durch ihren Gesandten darum ansuchen ließ. Als er starb, vermachte er seine Schätze dem britischen Museum; allein auch jetzt sind sie noch unzugänglich, denn die Gläubiger des Verstorbenen haben sich ins Mittel gelegt, und verhindern bis jetzt die Ausführung des Testaments.

Hoffentlich wird dieses Hinderniß längst beseitigt sein, bis die Herausgeber an die Briefe gelangen. Allein, auch von dieser Hoffnung abgesehen, ist jetzt schon ein reichliches Material vorhanden, das seiner Verwerthung für eine eigentliche Biographie noch immer harrt. Man weiß, daß ein Gelehrter, der wie Wenige dazu berufen ist, Pasquale Villari, an einer Biographie Machiavellis arbeitet; möge ihm das Unternehmen bald ebenso glücken, wie ihm sein Savonarola geglückt ist. Hätte Herrmann Grimm mit seinem Leben Michelangelos warten wollen, bis auch der briefliche Nachlaß seines Helden endlich ans Tageslicht gekommen wäre, so besäßen wir heute noch nicht das schöne Buch, an dem wir uns seit fünfzehn Jahren erfreuen. Es ist wahr, ein Leben Machiavellis kann erst auf Grund eindringenden Studiums eines Materials geschrieben werden, das sich noch fortwährend vermehrt. Aber andererseits kann auch erst der gelungene Versuch eines ausführlichen Lebensbildes das volle Verständniß des merkwürdigen Mannes erschließen, den der neueste Literarhistoriker Italiens mit einem kühnen und paradoxen, aber doch sinnvollen Worte den Luther Italiens genannt hat.

Wilhelm Lang.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 11. Juni 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Georg von Vincke.

Von einem Zeitgenossen.

Zu den bedeutenden Männern, welche in der Mitte unseres Jahrhunderts von 1840 bis 1864 der Entwickelung freierer Zustände, dem Ansehen Preußens und der Einigung Deutschlands vorarbeiteten, gehört vorzugsweise Georg v. Vincke, der Mann, welcher getragen von sittlichem Ernste und strengem Pflichtgefühl zuerst wagte, der Krone entgegenzutreten und sie muthig und energisch an ihre Pflichten zu erinnern, gleichviel, ob es galt, das nach schweren Freiheitskämpfen errungene Versprechen vom Jahre 1815 zur Erfüllung zu bringen oder das in Olmütz untergrabene Ansehen Preußens zu wahren oder Deutschlands Einigung durch die Consolidirung Italiens zu befördern.

Im raschen Wechsel zwischen Beifall und Anfeindung wurde er von dem Volke bald hochgetragen, bald tief in den Staub herabgezogen, das eine Mal als „westphälischer Junker" geschmäht, das andere Mal als Liebling des Volkes, als kühner Vertheidiger seiner Rechte gepriesen. Mehrere Male war ihm das Ministerium angeboten worden, während ihn zu anderen Zeiten der König Friedrich Wilhelm IV. seinen Unwillen und seine Abneigung fühlen ließ. Er selbst hatte sich in den Reihen der kühnsten Opposition, wie an der Spitze der Reaction befunden und doch hatte dieser ächte Sohn der rothen Erde zu keiner Zeit seine politische Anschauung gewechselt und seinen Grundsätzen war er unter dem Getriebe der Parteileidenschaft mit eiserner Beharrlichkeit treu geblieben.

Bereits auf dem westphälischen Provinziallandtage hatte er Reichsstände verlangt und auf dem Vereinigten Landtage war von ihm der Kampf der Opposition begonnen worden. Schon war damals der größere Theil der Versammlung geneigt, dem Antrage des Grafen von Arnim, welcher die Wahrung der Rechte in der Adresse als unnöthig, unzeitig und schädlich dargestellt hatte, beizustimmen, als Vincke mit kühnem Muthe entgegentrat und Worte aussprach, welche seit 1815 nicht mehr in Preußen gewagt waren. Er erklärte, „daß die Rechte, welche das Volk bereits besitzt, nicht zu erbitten wären. Zwar sei dankend anzuerkennen, daß die Stände aus dem beschränkten Kreise der Provinzialstände zu dem gemeinsamen Gefühle des Staatsverbandes

und der gesammten Landesinteressen wiedergeboren worden, jedoch liege in dem Patente eine Verletzung wohl hergebrachter Rechte und der Monarch sei nicht befugt, verfassungsmäßige Grundgesetze ohne Zustimmung der Stände aufzuheben. Vor Allem sei daher nothwendig, daß die Stände ihre durch frühere Gesetze verbürgten Rechte wahren." Aus diesen Gründen war er auch der erste, welcher sich gegen die Bewilligung eines, für den Bau der Ostbahn bestimmten Anleihens erklärte, obwohl er anerkannte, daß die Bahn für die Verkehrsverhältnisse der Provinz Preußen dringend nothwendig wäre. „Es giebt Lagen in dem öffentlichen Leben der Staaten," — so sprach er — „wo der Patriot sein Haupt verhüllt, in sein Innerstes zurückgeht und den festen Entschluß faßt, nur der inneren Stimme zu folgen, welche ihm zuruft: thue recht und scheue Niemand. In einem solchen Momente befinden wir uns jetzt. So lange nicht die Uebereinstimmung der gegenwärtigen Gesetzgebung, die das Datum des 3. Februars trägt, mit den Gesetzen vom Jahre 1820 hergestellt ist, so lange ferner die Stände der allernothwendigsten Grundlage für die Erhaltung ihrer Rechte entbehren, der Grundlage, daß, wie es stets in Deutschland Rechtens gewesen, ihre Rechte nicht alterirt werden können, ohne ihre ausdrückliche Zustimmung, — so lange werde ich mein Votum nicht für die Bewilligung irgend eines Darlehns zu Gunsten des Staates abgeben." Nicht blos die Regierung, auch den König persönlich griff er an, indem er seine Lieblingsidee vom christlichen Staate mit sarkastischen Worten bekämpfte. „Die Religion," sagte er, „beruhe auf der inneren und individuellen Ueberzeugung; der Staat aber, als ein Complex von Individuen, könne keine allgemeine Ueberzeugung, also auch keine bestimmte Religion haben. Er habe auch nicht die Bestimmung, als Executor der Kirche die Glaubenssätze einer bestimmten Confession zu realisiren, und ebenso wenig könne er die Grundsätze der christlichen Moral in der Gesetzgebung durchführen; der Staat verdamme nicht den Krieg, er gestatte Eide und kenne in der auswärtigen Politik nicht die Gebote „liebet eure Feinde" und „wenn dir Jemand einen Backenstreich giebt, so halte ihm die andere Backe auch hin."

Heute erscheinen diese Worte von geringerer Bedeutung, aber zu der Zeit, wo sie gesprochen wurden, gehörte Muth und Kühnheit dazu, um den Herrscher in seinen Lieblingsideen anzugreifen und die Unhaltbarkeit derselben zu zeigen, und wie sich Vincke nicht scheute, dem Könige selbst gegenüber zu treten, so war er auch der gefährlichste und schärfste Feind der damals noch allmächtigen Bureaukratie. Er trat ihr offen entgegen, riß ihr den Schleier ab, zeigte ihre Blößen, durchlöcherte ihre Untrüglichkeit und forderte zum Schutze gegen ihren Absolutismus die längst versprochene Reichsverfassung.

Solche Sprache war bisher in Preußen nicht gehört worden. Er war der Träger der Wünsche seines Volkes, der Führer und Leiter der Gesinnungs-

genoſſen, der muthigſte Vorkämpfer der liberalen Partei. Welche bedeutende Männer auch der Vereinigte Landtag zählte, ſo hatte doch Preußen, ja das ganze deutſche Volk damals keinem ſo viel zu danken, als ihm; keiner wurde aber auch von der Regierung ſo gehaßt, wie er, welcher ihr mit offenem Viſir und ſcharfen Waffen entgegengetreten war, und doch gehörte Vincke wenige Monate ſpäter, als die Tage, welche dem 18. März vorhergingen, Gefahr für den Thron befürchten ließen, zu den Erſten aus der Ariſtokratie, welche nach Berlin eilten, um den Thron zu ſchützen und die Autorität der Regierung aufrecht zu erhalten. Mit demſelben Muthe, mit welchem er ein Jahr vorher dem Könige und der Regierung opponirt hatte, trat er jetzt den Uebergriffen des Volkes entgegen. Die Mißbilligung der Maſſen war ihm ebenſo gleichgültig, wie die Gunſt des Hofes. Er ſtimmte bei dem zweiten Vereinigten Landtage gegen das Verſammlungsrecht und wollte die Wählbarkeit der Abgeordneten von ſpäteren Jahren abhängig machen. Andererſeits war er bemüht, das Vertrauen zu dem neuen Miniſterium zu erwecken, und ihm vorzugsweiſe war zu verdanken, daß demſelben die geforderten vierzig Millionen bewilligt wurden.

Je mehr die Revolution um ſich griff, deſto inniger und feſter ſchloß er ſich der conſervativen Partei an und in der Paulskirche waren er, der eifrige Proteſtant, und Radowitz, der ſtrenggläubige Katholik, die Führer ihrer Partei. Um ſeinen Standpunkt von Anfang an der Verſammlung kund zu thun, erklärte er ſchon im Mai 1848, „er ſei weder reactionär, noch revolutionär. Er halte dafür, die Verſammlung habe Deutſchland zu conſtituiren, ihm eine Verfaſſung zu geben und an die Stelle ungeordneter Zuſtände wieder einen geordneten Rechtsboden zu ſetzen.“ Bald darauf, bei der Berathung über die proviſoriſche Centralgewalt, wies er darauf hin, daß er von der Grafſchaft Mark gewählt ſei, deren Bewohner noch jetzt ſtolz darauf ſind, daß ſie der große Kurfürſt „ſeine erſten und gehorſamſten Unterthanen“ genannt habe. „Wir, in der Grafſchaft Mark“ — ſo erklärte er — „begeiſtern uns gern für die Einheit und denken dann auch daran zurück, daß Deutſchland am größten unter ſeinen Kaiſern war. Wir lieben die Monarchie, weil wir in ihr die Krone auf eine Höhe hinaufgerückt ſehen, wo ſie nicht durch den niederen Ehrgeiz angeſtrebt werden kann, weil wir glauben, daß unſere Fürſten ſich des Ruhmes erinnern werden, den ihre Väter ihnen hinterlaſſen haben, und weil wir in ihnen die erblichen Träger jener ewigen Grundſätze des Rechts erblicken, die ſtärker ſind, als die ephemeren Launen des Tages.“

Von dem Streben ausgehend, einen feſten Rechtsboden wieder zu gewinnen und Autorität und geſicherte Zuſtände herbeizuführen, verlangte er, daß die Berathung über die Grundrechte, welche nur die Rechte der einzelnen Individuen im Volke feſtſtellten und wodurch man nur den Particularismus

aufrege, aufgeschoben und vor Allem eine definitive Organisation der Centralgewalt durch die Feststellung der Befugnisse derselben und durch die Organisation der gesetzgebenden Körper in Deutschland gegründet werde. Den Abschluß des Waffenstillstandes mit Dänemark forderte er, weil nach Lage der europäischen Verhältnisse von Dänemark nicht mehr, als es eingeräumt hatte, beansprucht werden könnte. Er erachtete es als ein Misére, daß Deutschland vierunddreißig Nationen habe, und hielt es für eine Hauptaufgabe des Reichstages, diesem Misére ein Ende zu machen. Er hielt aber auch dafür, daß Erniedrigung der höchsten Gewalt im Staate den Staat selbst stürze, und forderte daher absolutes Veto und Erbkaiserthum, welches er für Preußen in Anspruch nahm.

Aus seinen Worten und seiner Thätigkeit in Frankfurt geht hervor, „daß ihm das Recht," — wie er einmal Heinrich Simon erwiderte, — „stets ein und dasselbe war," daß es ihm durch die Zeitverhältnisse nicht geschmälert und geändert werden konnte, daß er es in gleicher Weise gegen alle Parteien in Berlin gegen die Reaction und in Frankfurt gegen die Uebergriffe der Demokratie aufrecht hielt und daß er stets den Muth hatte, seine Ueberzeugung offen und wahr auszusprechen. Er war sich consequent geblieben, während die Parteien und die Männer, welche ihnen angehörten, durch die Zeitereignisse fortgerissen waren.

Noch vor der Abstimmung über Reichsverfassung und Kaiser war Vincke als Abgeordneter der zweiten preußischen Kammer nach Berlin gegangen und finden wir ihn am 22. Februar 1849, dem Tage der Eröffnung derselben, als Führer der rechten Seite. Neben ihm Graf Arnim-Boitzenburg, Kleist-Retzow, Meusebach, Graf Renard, Bismarck, aber auch Wenzel, Heyland, Fürst Hatzfeld, von Saltzwedel, Immermann, Auerswald, Harkort, v. Bodelschwing, v. Patow u. s. w. Nicht lange vermochte er mit Männern, wie Arnim, Kleist-Retzow und dem damaligen Bismarck zusammen zu bleiben, und als die Adresse beschlossen und die octroyirte Verfassung anerkannt war und die deutsche Frage zur Berathung kam, trennte er sich von der conservativen Partei. In der Kammer erklärte er die Politik des Ministeriums als entschieden nachtheilig für die deutsche Angelegenheit, verlangte Anerkennung der deutschen Reichsverfassung und Annahme der deutschen Krone, jedoch unter Zustimmung der übrigen deutschen Regierungen. Er verwies den König „auf das Beispiel seiner Ahnen, die sich an die Spitze der Zeitrichtungen gestellt hätten", und erklärte mit Hinblick auf das Schwanken und rathlose Umhertreiben der Regierung, „daß das Staatsschiff die günstige Luft der öffentlichen Meinung in vollen Segeln aufnehmen und getragen von ihr zu der Höhe hinan segeln müsse, der es jetzt so nahe sei."

Wahrscheinlich wäre er bei längerer Dauer der Kammer an die Spitze der durch Wentzel einerseits und durch Harkort andererseits gebildeten Mittel-

parteien getreten und nicht mit Unrecht rief ihm damals Bismarck zu, „daß alte Liebe nicht roste". Diese alte Liebe, nicht für die Opposition, wohl aber für Recht und Vaterland zeigte sich aufs Neue beim Erscheinen des octroyirten Wahlgesetzes. Vincke erklärte, daß dasselbe mit der Verfassung des 5. December im Widerspruche stehe und zu Unrecht erlassen sei und in Uebereinstimmung mit der Demokratie wurde auch von ihm jede ihm angebotene Wahl abgelehnt.

Nachdem die Verfassung beschworen und das Wahlgesetz angenommen war, wurde er aufs Neue zum Abgeordneten gewählt und nahm diese Wahl an. Damals war er der Erste, welcher nach der schmachvollen Niederlage bei Olmütz die erbärmliche Politik des preußischen Ministeriums und die traurige Situation des Landes mit frischen Farben schilderte. Er erklärte: „die Ehre des Landes sei verletzt und dasselbe sei an den Rand des Verderbens gebracht, alle seine Wünsche concentrirten sich in dem einen: „weg mit dem Ministerium". Zugleich verlangte er, daß beim Könige darauf angetragen werde, dem Systeme ein Ende zu machen, durch welches das Land in die verhängnißvolle Lage gebracht sei und dessen Träger die verantwortlichen Rathgeber der Krone wären. Der Antrag bewirkte Vertagung der Kammer und als sie wieder zusammenkam, hatte die Reaction volle Kraft erhalten und scheute sich nicht mehr, sich offen kund zu geben. Von dieser Zeit an trat Vincke aufs Neue an die Spitze der Opposition und redlich und kräftig hat er seinen Platz ausgefüllt. Auch dann noch behauptete er ihn, als seine politischen Freunde, ihm gleich an Gesinnung, nicht aber an Muth und Entschiedenheit, zur Zeit der sogenannten neuen Aera die Leitung des Staates übernahmen.

Erst als Waldeck Anfang 1861 in die Kammer trat, trennte sich die freisinnige Partei und Vincke gehörte von da an zu der Mittelpartei; aber nach wie vor war er es, der am entschiedensten die nationalen Ideen durchzuführen suchte und es durchsetzte, daß in der Adresse von 1861 der Satz aufgenommen wurde, „der fortschreitenden Consolidirung Italiens entgegenzutreten, erachten wir weder im preußischen noch im deutschen Interesse."

Nach dem Kriege von 1866 unterstützte er Bismarck mit der kleinen Partei, die ihm treu geblieben war. Schon 1860 hatte er bei einer Besprechung mit vertrauten Freunden erkannt, daß v. Schleinitz, der damalige Minister, zu schwach sei, um die äußeren Angelegenheiten zu leiten, und daß allein Bismarck der Mann wäre, welchem in der schwierigen Lage Preußens die Leitung nach Außen anvertraut werden könne.

Auf dem ersten Reichstage ging Vincke mit der Unterstützung Bismarcks weiter, als selbst die freie conservative Partei, die zum großen Theile aus seinen langjährigen reactionären Gegnern bestand.

Selbständigkeit und Consequenz waren Vincke eigen. Er beugte sich weder vor einem Menschen, noch vor der schnell wechselnden Meinung der Massen. Fest stand er, gleichviel, ob Ebbe oder Fluth vorherrschte, ob die Wogen der Bewegung oder die der Reaction stiegen; aber eben darum wurde er auch nicht selten Gegner der herrschenden Meinung und die Folge hiervon war, daß die Menge die Größe seines Charakters und seine Verdienste um das Vaterland verkannte und herabzog. Seine Feinde benutzten dies und er hatte deren nicht wenige. Seine Rücksichtslosigkeit, seine Schlagfertigkeit, sein Witz, sein sarkastischer Humor, seine Herrschsucht und seine gänzliche Formlosigkeit ließen bei seinen Angriffen Wunden zurück, die nicht leicht vernarbten. Selbst seine Parteigenossen schonte er nicht und nicht wenige unter ihnen fanden sich schon um deshalb zurückgestoßen, weil sie nicht begreifen konnten, warum der kühne und entschiedene Mann, der bis dahin nicht blos mit ihnen gegangen, sondern sie auch in den Augenblicken des heftigsten Kampfes geführt hatte, plötzlich stillstand, allein zurückblieb und im weiteren Ringen und Kämpfen nicht mehr auf ihrer Seite war, sondern sich bemühte, die Gegner um sein Banner zu sammeln.

Solche Charaktere sind der Menge unerklärbar, denn sie stehen über Parteihaß und Parteileidenschaft, ihnen steht das Vaterland höher, als das Parteiinteresse. Niemals war Vincke Parteimann. Sein Ziel war, dem Vaterlande zu dienen, dessen Heil und Größe zu erstreben und den Rechtsboden gegen jeden Uebergriff der Parteien zu schützen.

Zur Geschichte von Trippels Goethebüste.

Von F. Jonas.

Nachfolgende zwei Briefe Trippels, deren Originale sich in der Fürstlichen Bibliothek zu Arolsen befinden, geben einen interessanten Beitrag zu der Entstehungsgeschichte der Büste Goethes von Trippels Meisterhand, über welche bekanntlich einige spärliche Aufschlüsse Goethe selbst schon in seiner „Italienischen Reise" gegeben hat.

Der kunstsinnige oder, wie Goethe ihn nennt, „vollkommene und unterrichtete" Prinz*) hatte den Dichter in Rom und Neapel mehrfach zum gemeinsamen Genusse der Sehenswürdigkeiten eingeladen und scheint Goethes Gesellschaft sehr werth geachtet zu haben. Wenigstens schreibt dieser am 28. März 1787: „Der Fürst von Waldeck beunruhigte mich noch beim

*) Geb. 1744, wurde 1794 österreichischer General der Cavallerie, 1797 portugiesischer General-Feldmarschall, starb 1798 zu Cintra.

Abſchied: denn er ſprach von nichts weniger, als daß ich bei meiner Rückkehr mich einrichten ſollte, mit ihm nach Griechenland und Dalmatien zu gehen." Gerade fünf Monate ſpäter an ſeinem Geburtstage meldet der Dichter: „Hab' ich Dir ſchon geſagt, daß Trippel*) meine Büſte arbeitet? Der Fürſt von Waldeck hat ſie bei ihm beſtellt. Er iſt ſchon meiſt fertig und es macht ein gutes Ganzes. Sie iſt in einem ſehr ſoliden Stil gearbeitet. Wenn das Modell fertig iſt, wird er eine Gypsform darüber machen und dann gleich den Marmor anfangen, welchen er dann zuletzt nach dem Leben auszuarbeiten wünſcht; denn was ſich in dieſer Materie thun läßt, kann man in keiner andern erreichen". In dem auf dieſen Brief folgenden „Bericht" rühmt Goethe den Einfluß des Umgangs mit Trippel auf ſich: „Eine höchſt angenehme, belehrende Unterhaltung, mit meinen Wünſchen und Zwecken unmittelbar zuſammentreffend, knüpfte ich mit dem Bildhauer Trippel in ſeiner Werkſtatt an, als er meine Büſte modellirte, welche er für den Fürſten von Waldeck in Marmor ausarbeiten ſollte. Gerade zum Studium der menſchlichen Geſtalt und um über ihre Proportionen als Kanon und als abweichender Charakter aufgeklärt zu werden, war nicht wohl unter andern Bedingungen zu kommen. Dieſer Augenblick ward auch doppelt intereſſant dadurch, daß Trippel von einem Apollokopf Kenntniß erhielt, der ſich in der Sammlung des Palaſts Giuſtiniani bisher unbeachtet befunden hatte. Er hielt denſelben für eins der edelſten Kunſtwerke und hegte Hoffnung, ihn zu kaufen, welches jedoch nicht gelang. Dieſe Antike iſt ſeitdem berühmt geworden und ſpäter an Herrn von Portalis nach Neufchatel gekommen."

Ich will hier auf die Wahrſcheinlichkeit aufmerkſam machen, daß gerade dieſer Apollokopf auf die „Apolloniſirung" Goethes durch Trippel eingewirkt habe, ob dies aber wirklich und in welchem Maße es geſchehen ſei, überlaſſe ich geübten Kunſtforſchern zu beurtheilen.

Trippels Büſte wird gewiß mit Recht als Kunſtwerk allgemein hochgeſchätzt, aber wie ſie ähnlich geweſen ſein ſoll, werden alle Beſchauer derſelben wohl gleich mir nicht verſtehen. Und doch ſchreibt nicht nur Trippel, daß Goethe mit der Aehnlichkeit zufrieden geweſen, ſondern wir haben Goethes eigenes Zeugniß ſeiner Befriedigung. Am 12. September 1787 ſchreibt er: „Meine Büſte iſt ſehr gut gerathen; jedermann iſt damit zufrieden. Gewiß iſt ſie in einem ſchönen und edlen Styl gearbeitet, und ich habe nichts dagegen, daß die Idee, als hätte ich ſo ausgeſehen, in der Welt bleibt. Sie wird nun gleich in Marmor angefangen und zuletzt auch in den Marmor nach der Natur gearbeitet".

*) Geb. 1744 zu Schaffhauſen, geſt. 1793 zu Rom.

Das Räthsel löst sich leicht, wenn wir beachten, wie bescheiden und gänzlich verschieden Goethes Ansprüche in Bezug auf die Aehnlichkeit seines Portraits waren von denen unserer Zeit, in welcher den Malern und Bildhauern bekanntlich in dieser Hinsicht die unfehlbare Sonne gefährliche Concurrenz macht. Ein geistvoller Mann, dem ich die Briefe Trippels in Abschrift mittheilte und dem ich manchen guten Wink zu danken habe, schrieb mir, er sei geradezu geneigt, anzunehmen, Goethe habe folgende Worte im Wilhelm Meister (Buch 8, Cap. 1) in Gedanken an seine Büste von Trippel ausgesprochen: „Er sah zum ersten Mal sein Bild außer sich, zwar nicht wie im Spiegel ein zweites Selbst, sondern wie im Portrait ein anderes Selbst: man bekennt sich zwar nicht zu allen Zügen, aber man freut sich, daß ein denkender Geist uns so hat fassen, ein großes Talent uns so hat darstellen wollen, daß ein Bild von dem, was wir waren, noch besteht, und daß es länger als wir selbst dauern kann."

In Trippels Briefen wird eine zweite Büste des Meisters erwähnt, die Friedrich den Großen darstellte, und ebenfalls auf Bestellung des Prinzen von Waldeck gefertigt wurde. Dieser machte später beide Büsten seinem Bruder, dem damals regierenden Fürsten Friedrich zu Waldeck, zum Geschenk, und noch heute schmücken sie würdig das stolze Treppenhaus des weiten, stattlichen Residenzschlosses zu Arolsen.

Ich lasse nun die Briefe Trippels ihrem genauen Wortlaute nach folgen, mit peinlicher Beobachtung sogar der Orthographie, wenn anders dieser Name der verworrensten Schreibweise gegenüber überhaupt noch gemißbraucht werden darf.

I.

Durchlauchtigster Fürst
Gnädigster Herr.

Vor etlichen Monathen berichtete ich den Hrn. Dischbein nacher Neapel das ich das Modell zu der Buste des Hrn. Geheim Ratht Göden fertig habe, und ob Ihre Durchlaucht einen Abgus dafon verlangten, da ich aber keine antwort darauf von Hrn. Dischbein erhalten habe, so gebe ich mir die Freiheit, um Ihro Durchlaucht nachricht zu geben, das die Buste jetzunder in Marmor fertig ist. Der Marmor ist vortrefflich und ohne Flecken sehr weis, geht aber ein wenig in das gelblichte über und verursacht ihm einen warmmen Thon. sie ist gantz in dem Anticken still, die Harre sind lang und hangen gantz locker herunder, ud machen von fornnen die Form eines Apollo Kopff, er hat ein Mantel um, der ist auf der Rechten Schulter zusammen geknüpft. Der Knopff dafon stelt eine Tragische Muse vor. mit

gleichheit wahr der Hr. G: R: von Göeden sehr damit zufrieden, wie alle, die sie gesehen haben, ud was das gantze da habe ich meinen Möglichsten Fleiß dabey angewandt.

Die Buste des letzts Verstorbenen Königs von Preußen ist das Modell fertig in Gips, alle Preußen, die hier sind ud die übrigen Leüte, die ihn im Leben gekannt haben, finden sie auserordentlich gleich, nicht nur allein in der Geschicht bildung sondern auch in dem ausdruck ud bewegung des Kops mit den Schultern, welches ihn ein wenig geschmuckt ausdrückt so wie er ihm Leben wahr, seine Harre kurtz ud Strublicht Thut zu seinem feurigem Geschicht sehr gut, der Harnisch ist Römisch ud einfach, auf der Brust ist ein Adler angebracht mit ausgebreiteten Flügeln ud steht in einem Lober Krantz, der Mantel hängt nachläsig über seiner Linken Schulter mit einem großen Knopff der ihn zusammenhängt. Darauf ist der Medusen Haupt angebracht. Die Verwitwete Hertzogin von Sagssen Weimmer hat die Buste sehr gleich gefunden, ud sagte noch das seine Buste wehre besser gemacht worden nach seinem Tod als sie ist bey seiner Lebzeit gemacht worden, dieser Tage habe ich sie in Marmor angefangen, es wahr mir sehr Leid, das ich sie nicht eheder habe können anfangen, die ursach wahr weillen ich die Masque von Berlin nicht eheder habe bekomen können. Das Sinnbild oder das Parelief was zu des Königs Postament kommen soll ist das Modell fertig ud stelt vor, wie die Weisheit under der Gestalt der Minerva ud des Mars sich einander die Händen geben, zwüschen ihnen ligt ein Schild, worauf eine Eüle sitzt, dise Alogri hat dem Marchese Lucasini sehr gefallen, wie auch dem Hrn. G. R. von Göden. Nun weis ich nicht wie Ihro Durchlaucht befehlen das Postament machen zu lassen viereckit oder Rund, ich glaube aber das das letzstere am besten darzu Acordieren würde, ud ob Sie befehlen sie hier machen zu laßen oder in Deuschland, so wolte ich eine Zeichnung darzu machen mit dem Masstab darzu, ich glaube aber hier hat man mehr die Wahl den Marmor zu wehllen als in Deüschland.

Nun bleibt mir nichts mehr übrig zu wünschen, als das dise wenige Arbeitten Dero Hohen beifall von Eüver Durchlaucht als den Würdigsten Kenner Zugefallen, so würde ich mich glücklich schätzen, ud meine Wünsche wurden dadurch erfült mich ferner in dero Hohe Gnade ud Huld zu Entfehlen, der mit aller Tiefferster Demutht die Gnade hat zu sein

Dero

aller underthenigster

ud Gehorsamster

Diennrd

Rom d 18t. Novbr. 1788.

Alexander Trippel.

II.

Durchlauchtigſter Fürſt Gnädigſter Herr!

Dero Gnädiges Schreiben von Semelin aus habe ich zu ſeiner Zeit richtig erhalten, es wahr wider all mein vermuthten, mitten aus dem Waffen Platz wo Sie mit überhäuften Geſchäfften beſchwert ſind nachricht zu Erhalten, aber die Gröſten Helden ud Eroberer bey all Ihrer Beſchwerlichen ud Mühſammen arbeit verlangt die Natur einige Augenblicke der ausruhung, ud haben diſe den Künſten gewipmet, ſowie Ihro Durchlaucht die Ihrigen denen Künſten Schenken.

Die Buste des verſtorbenen Königs von Preuſen würd in Zeit von ein Par Monat ferttig. ich bin ſehr Glück mit dem Marmor er iſt vortrefflich ausgefallen ud von einer Warmmen und angenemmen Farbe, es giebt welchen der Kalt ud Kalchicht auſſiht diſer aber komt dem Griſchiſchem gleich. Das Parelief iſt in Arbeit ud kan beynahe zu der nemlichen Zeit ferttig werden mit der Buste. Nun weis ich nicht ob ich recht gethan habe die Postamenten laße ich von ſchönem Rothtem orientalishem Granit*) machen, ich habe vor die oſter Feier Tage gutte gelegenheit gehabt um ihn Wohlfeil zubekommen, ſo das er nicht vill mehr koſt als der gefärbte Marmor, vom Weißem würde er ſich nicht geſchickt darzu haben, den eins würde ſich von dem andern nicht abgenommen haben, diſe angenehme Röthte würd ſich vortrefflich mit einander verbinden ud iſt Rahrer als alle andere Marmor in Deüſchland, was die arbeit betrüfft, da bin ich beſorgt das ſo billich als möglich iſt zu machen, ohne das dadurch die arbeit ſoll vernachläſiget werden.

Was die Beſorgung der Einpackung betrüfft, da werde ich ſehr darauf acht geben wie auch mit der Spedition, das alles wohl erhalten in Wien ſoll anlangen, da ſtehe ich gutt dafor, ud die Angabe ihres Werths davon würd allezeit gering angegeben von Kunſtſachen in den Fracht Brieffen. Es gibt oefters gelegenheit gutte Anticken Busten zu Kauffen ud beſonders Philoſoffen, ich werde mich beſonders bemühen um was guttes zu bekommen, das wahr Antick iſt ud vom beſten Still, das wenig daran Restariert iſt oder gar nichts, es iſt mir um ſo vill lieber das es keine Eile hat, ſo hat man Zeit zu wehlen.

Ich habe den auf Trag bekommen von der Frau Hertzogin von Sagſen Weimart vor Ihren Herren Sohn dem Hertzog die Buste von Hrn. v: Goethen in Marmor zu machen, ud die von Hrn. Consistorial Ratht Herder, welcher

*) Die Büſten ſtehen in Arolſen auf Poſtamenten von rothem Granit.

sich in dem Gefolge der Hertzogin befindt, das Modell dafon habe ich ferttig, ud sobald der König ferttig ist so werd ich dise zwey letzstere anfangen in Marmor *).

Vor acht Tagen ist das Grabmahl welches ich vor den Graffen von Czernichew verfertigte von hier abgegangen nacher Petersbourg, ich habe es hier oeffentlich sehen laßen, wan ich mir selber schmeicheln darff ohne zuerröthten, so scheint das es zimlich den beyfall des hiessigen Bublicum erhalten, ich werde es Jetzunder in Kupffer Stechen laßen von einem der besten Kuper Stecher hier.

Nun bleibt mir nichts mehr übrig zu wünschen, als Jhro Durchlaucht Sigreich ud gesund wider zu sehen der es von gantzem Hertzen ud Selle wünscht Empfihl sich in Dero Hohe Gnade

Dero aller unterthenigster
Diener
Alexd. Trippel.

Rom d. 25t April
1789.

Der Hr: Dischbein ist über die oster Feier Tage hier gewesen, ich sagte ihm das Sie so lange kein Brieff von ihm bekommen haben die villen geschäfften hätten ihn dafon abgehalten, sobald er wider in Neapel anlange, so werde er sich die Freiheit geben ud Schreiben.

Das Fagnanische Institut zu Brixen.

Neben dem alterthümlichen Schloß, dessen Thürme und Kapelle sich mit dem einförmigen Viereck der Flügelgebäude zu einem gefälligen Ganzen verbinden, schmiegt sich ein winziges, von Baumgrün umwobenes Häuschen an die verwitterte Umfassungsmauer. So farblos Dach und Außenwände und so bescheiden die Zimmer, in denen einst Baumann und Caplan, des Grafen weltlicher und geistlicher Diener, gehaust, so malerisch der Schloßhof, Garten und Wald. Mehr als die prächtigen Linden mit zersplitterten Kronen und

*) Beide Büsten befinden sich in Weimar. Goethes Büste genau wie die Arolsener, nur daß der Knopf statt mit der Tragischen Muse mit Arabesken geschmückt ist. Es ist mir erzählt, Trippel habe dieselbe Büste zum dritten Male für den Herzog von Mecklenburg-Strelitz in Marmor gearbeitet. Die Büste zu Neu-Strelitz habe wiederum den Knopf mit der Muse, aber das Gewand sei verändert und lasse die linke Seite der Brust frei.

der Cypresse schlanker Schaft, mehr als das Epheugeflecht auf dem zerbröckelnden Gemäuer, als Rebenleiten und des Feigenbaums Blätterschmuck fesselte mich das parkartige Gehölz, an dessen Saum ein Trümmerfeld von Porphyrblöcken die Scenerie der Wildniß in die gesegneten Fluren des Hochlandes stellt.

Ein Junimorgen hatte allen Zauber des Südens über diese Landschaft gebreitet, Goldglanz auf das Dolomitgebirge, goldigen Schimmer auf die Föhrenwipfel gelegt, des Kastanienlaubes breite Schatten mit den feineren Strichen des Nadelgewebes gekreuzt. Amsel- und Finkenschlag, des Spechts Gehämmer und des Kukuks Ruf mischten sich mit dem Sang der Meisen, mit der Grasmücke Lied, und wenn die Vöglein schwiegen, ging ein geisterhaftes Flüstern und Säuseln von Zweig zu Zweig. War es das Morgenlied der gefiederten Sänger, war es des Waldes würziger Hauch, was jenen träumerisch sinnenden Jüngling, der mit aufgestütztem Kopf vor einem grünen Tische saß, so früh auf den einsamen Waldsteig gelockt? Dann und wann schweifte sein Blick in die Weite, als wollte er die Geheimnisse des Waldes erspähen, dann und wann schloß sich sein blaues Auge, um wieder über die Zeilen eines aufgeschlagenen Buches zu gleiten; doch blieb er regungslos auf einem Felsblock sitzen als der geflügelte Chor in den Schatten des Unterholzes verschwand, und schien erst durch das Geräusch meiner Schritte aus tiefen Betrachtungen aufgeschreckt. Es war Graf B., des Hauses jüngster Sproß, den die Freude an den Erscheinungen des Naturlebens aus seinem Studirzimmer ins Freie getrieben, und der sein Lehrbuch der Geschichte bei Seite schob, um mir Geschichten aus dem Fagnanischen Institut zu erzählen, das unter Leitung der Jesuiten die Förderung hierarchischer Zwecke auf tirolischem Boden verfolgt, seitdem ihr Orden Italien verlassen hatte.

Zu meiner Zeit, sagte der Graf, mochte die Anstalt dreihundertdreißig Zöglinge zählen, von denen die Mehrzahl der italienischen Nationalität angehörte, ein kleiner Bruchtheil aus Spanien, Frankreich, Belgien und Deutschland stammte. Der Unterricht ward ohne Innehaltung des Lehrplans nach einer Methode ertheilt, die weder der geistigen Kraft des Schülers noch den Grundsätzen der Pädogogik entsprach, mehr auf Uebung des Gedächtnisses als Entwickelung des Verstandes berechnet war und außer den theologischen Fächern, der Kirchengeschichte u. s. w., nur dem Latein eine gründlichere Pflege angedeihen ließ. Wenn die Professoren wechselten, fragte der Nachfolger nicht, wie weit wir gekommen seien, sondern begann nach Belieben auf einer niedrigeren oder höheren Stufe, ohne sich um Systematik oder Vortragsweise seines Vorgängers zu kümmern. Physik, Natur- und Erdkunde blieben vernachlässigt, das Turnen ausgeschlossen — in einem Semester war nur zweimal Geschichte vorgetragen worden —, dagegen hatten wir um so

fleißiger Märtyrergeschichten und Lebensbilder der Heiligen zu lesen und zweimal wöchentlich unsere Versündigungen gegen den Geist der Anstalt zu beichten. Freilich sahen wir uns genöthigt, dem Pater auch über andere Dinge Aufschluß zu geben, denn wir wurden ebenso sorgfältig nach den Familienverhältnissen, geselligen Beziehungen, Verbindungen und dem Vermögen der Eltern als nach unsern Fehltritten befragt und nicht minder über die Neigung ausgeforscht, unsere Kraft für das Leben dem Orden zu widmen. Nachdem ich vier Studienjahre vertrauert und mein Vater jährlich siebenhundert Gulden Unterhaltungskosten geopfert hatte, mußte ich zu meinem Schmerz erfahren, daß mir nicht blos in den Realien, sondern auch im Latein die Kenntniß für die fünfte Klasse des Obergymnasiums fehle.

Von allem Umgange mit der Außenwelt abgeschlossen, jedem Verkehr mit Fremden, jeder formlosen Unterhaltung mit Studiengenossen entrückt, empfand ich nach meinem Eintritte nur zu bald den Druck der einförmigen Lebensweise und des erziehlichen Zwanges, der alle freien Regungen frohsinniger Naturen niederhielt. Wenn den Zöglingen ausnahmsweise gestattet wurde, ihre Angehörigen in der Anstalt zu sehen, so mußte immer ein Professor Zeuge der Unterredung sein; als die Mutter eines italienischen Knaben aus Besorgniß über dessen Schicksal von Palermo nach Brixen gekommen war, durfte sie mit ihrem Sohn weder allein, noch außerhalb des Sprechzimmers zusammentreffen: mit bewundernswürdiger Umsicht war dafür Sorge getragen, daß von den Vorgängen im Innern keine Kunde nach außen dringe, daß selbst den Eltern der Studirenden die Art und Weise der Lehre, Zucht und Gewöhnung ein Geheimniß bleibe. Erst wenn die Zöglinge das Institut verließen, ohne dienende Werkzeuge des Ordens geworden zu sein, fanden sie Gelegenheit, ihre Erlebnisse zu Nutz und Frommen Anderer mitzutheilen. Dessenungeachtet war der Andrang der Zöglinge aus Italien so groß, daß der Director zweitausend Zöglinge hätte aufnehmen können, wenn nicht die Räumlichkeit der Anstalt für eine solche Zahl zu klein gewesen wäre.

Obwohl wir gegen Zahlung regelmäßiger Beiträge in eine besondere Casse die Berechtigung erhielten, an gemeinsamen Ausflügen theilzunehmen, blieben wir doch auf Wegen und Stegen wie an dem Ziel der Reise von jeder Berührung mit Fremden ausgeschlossen. Still und trübselig zogen wir paarweise durch die Straßen der Stadt, sahen Bürger, Soldaten, Dienstmädchen und Arbeiter sich frei bewegen, nach Belieben plaudern, — und mußten lautlos, wie Gefangene, an allem vorüberschreiten, was uns das Leben Verlockendes vor die Augen stellte. Nachdem ich auf einer sogenannten Vergnügungsfahrt dicht in die Nähe meiner Heimath gekommen war, wurde mir die Erlaubniß zum Besuch meines kranken Vaters versagt. Ebenso systematisch wußte man uns den Naturgenuß zu verkümmern. Nicht im

Walde, wo wir am Sang der Rothschwänzchen und Grasmücken uns erfreut, Eindrücke aus der Kinderwelt erneuert haben würden, sondern auf schattenlosem Anger war unser Lagerplatz, und während die Sonne unsere Scheitel durchglühte, bereitete sich der Präfect das Vergnügen, durch eine langweilige Vorlesung über die Gedankenverirrung unbekannter Heiligen uns jedes Bewußtsein der freien Stunde zu rauben. So konnte selbst das klingende Spiel der Capelle, die uns bisweilen begleitete, keine heitere Stimmung der Spaziergänger erzeugen. Wenn der Aufseher dennoch eine Aeußerung der Freude über den Anblick des Gebirges, über das Gezwitscher einer Meise erlauschte, so säumte er nicht, das aufkeimende Naturgefühl durch den Tadel weltlicher Gesinnung, durch den Ruf Silentium, augenblicklich zu ersticken. Wie bestäubt, erhitzt und durchnäßt wir endlich von der Wanderung heimkehren mochten: niemand durfte seinen Körper von Unsauberkeit befreien, durch Bad oder Abwaschung erfrischen, niemand im Laufe des Tages auch nur die beschmutzten Hände waschen, wenn ihm dies nicht als Eitelkeit verwiesen werden sollte.

Wie der Unterricht, ließ auch die Tagesordnung die Absicht auf Gewöhnung an äußere Form und Regel erkennen. Sämmtliche Zöglinge waren nach Alter und Größe in sechs Abtheilungen geschieden, deren jede einen besonderen Schlaf- und Studiensaal benutzte. Drei Aufseher, die sich erst um Mitternacht zur Ruhe begaben und schon um vier Uhr früh ihr Lager verließen, hatten bei uns die Innehaltung der Hausordnung zu überwachen. Unser Schlaf mußte mit der fünften Morgenstunde beendet sein. Jeder schlüpfte in einen weiten, den Körper bis zur Fußspitze verhüllenden Sack, streckte den Kopf durch einen Schlitz und mühte sich dann, so gut es gehen wollte, die Kleider anzulegen. Beim Waschen war das Aufstreifen der Rock- und Hemdärmel, das Entblößen des Arms oder einer anderen Körperstelle als unkeusch verboten. Im anstoßenden Studienzimmer gaben uns gemeinsames Gebet und beschauliche Betrachtungen eine Stunde lang Beschäftigung; der Vorbereitung für den Unterricht durften anderthalb Stunden gewidmet werden; um $7^1/_2$ Uhr gingen wir zur Messe, um 8 Uhr war das Frühstück, Kaffee, Milch und Brot aufgetragen: fünfzehn Minuten später begann der Unterricht, der nur auf eine halbe Stunde durch geistliche Exercitien unterbrochen und um zwölf Uhr beendet wurde. Jedes Pult barg die Lehr- und Andachtsbücher des Schülers, war zur Arbeit wie zum Knien während des Gebets eingerichtet und mit beweglichem Sessel versehen.

Betend stiegen wir die Treppe zum Speisesaal hinauf und hinab, schweigend setzten wir uns zu Tische, gaben dem Diener durch Zeichen mit den Fingern unser Begehr zu erkennen und hörten während des Mahls, zu dem jeder Schüler ein Seidel kräftigen Weines erhielt, Legenden und Märtyrergeschichten, die uns

regelmäßig vorgelesen wurden. Nach dem Essen war uns freie Bewegung auf dem Hofplatze vergönnt, doch blieb hierbei jede Abtheilung von der andern getrennt. Und während wir paarweise nebeneinander einherschritten, plauderten, oder Kegel spielten, mußten wir sowohl Lachen als Schreien vermeiden und durften nicht vergessen, daß die Aufseher jedes Wort unseres Gespräches hören konnten, daß sich auch unter den Schülern Spione befanden.

Der Nachmittag war, von zwei bis vier Uhr, dem Unterricht, geistlichen Uebungen, Privatstudien, der Erholung und dem Gebet, immer unter Aufsicht, gewidmet: an den Vacanztagen Dienstag, Donnerstag und Sonntag, wurde die Vorlesung des Statutes wiederholt, das die Bildung christlicher Grundsätze durch Lehre und Uebung als wichtigsten Zweck des Institutes bezeichnete und 136 Regeln für die äußere und innere Dressur der Studirenden enthielt. So groß die Zahl, so verwirrend das Gemisch von bedeutsamen und bedeutungslosen Satzungen. Weshalb wir beim Sprechen mit Anderen nicht die Augen aufschlagen, beim Sitzen nicht die Beine kreuzen sollten, das ist mir noch heute nicht klar geworden; wohl aber habe ich die Tragweite jenes Paragraphen erkannt, der uns zu unbedingtem, schweigendem Gehorsam gegen das Gebot der Oberen auch dann verpflichtete, wenn wir offenbares Unrecht begehen sollten, indem nicht uns, sondern den Vorgesetzten allein die Verantwortlichkeit träfe.

Nach dem Abendessen kehrten wir auf eine Stunde in den Studiensaal zurück, stellten unsere Sessel in einen Kreis, erfreuten uns an der Tagesübersicht, welche der Präfect mit überraschender Kenntniß aller Einzelheiten zusammenstellte, und konnten dann, falls nicht Märtyrergeschichten unsere Phantasie erhitzten, mit harmlosem Geplauder und stillen Betrachtungen über ein gegebenes Thema das Tagewerk beschließen. Diese Meditationen däuchten mir eben so seltsam als nutzlos und waren in der That wenig mehr als ein äußerer Bann; wir knieten nieder, stützten den Kopf auf das Pult, verdeckten das Gesicht mit beiden Händen, dachten der Heimat und — schliefen. Der Act des Auskleidens ward uns durch den übergestreiften Sack unnöthig erschwert. Die Zöglinge durften weder einen entblößten Körpertheil sehen, noch zur Schau stellen; nur der Kopf blieb sichtbar, nur die Bewegung der grauen Leinwand verrieth das Bemühen jedes Einzelnen, die Kleidung abzustreifen, und erst im Bett durfte man sich dieser Hülle entledigen. Das mitgebrachte Bett ward häufig zur Vermeidung von Ungleichförmigkeit gegen ein gröberes umgetauscht und beim Austritt aus der Anstalt selten zurückgegeben. Kurze Zeit nach meinem Eintritt fand ich eines Morgens die linke, acht Tage später auch die rechte Tasche des Beinkleides zugenäht.

Selbstverständlich war den Schülern nur die Benutzung von Büchern erbaulichen und beschaulichen Inhaltes gestattet und zur Pflicht gemacht: —

alle Erzeugnisse der profanen Literatur, die deutschen Classiker nicht ausgenommen, blieben aus den geheiligten Räumen des Institutes verbannt, wurden confiscirt, vernichtet und durch Schriften aus der Bibliothek ersetzt. Einem Ankömmling wurden Goethes und Schillers Werke ohne Rücksicht auf den Anschaffungspreis der sechsunddreißig schöngebundenen Bände fortgenommen und im Ofen verbrannt, auf den Versuch bescheidener Einsprache die Strafe der Entlassung angedroht.

Aus der genauen Kenntniß dessen, was wir Auffälliges gesprochen und gethan, wie geheim wir es gehalten hatten, entnahm ich bald, daß der Präfect ein Spionirsystem ausgebildet haben müsse, das für die Charakterbildung der Zöglinge von den verderblichsten Folgen war. Der Angeber fand Gunst und Aufmunterung, der Verräther Lob und Lohn: wie der graue Sack, war die Heuchelei eine Maske, die uns mit Nothwendigkeit aufgezwungen wurde. Wer sich nicht zum willenlosen Werkzeug erniedrigen lassen wollte, der hatte die Tyrannei des Präfecten zu erdulden, seinen Freimuth durch geistige Vereinsamung zu büßen. Um den Eigenwillen eines selbstbewußten Knaben zu brechen, verbot der Aufseher allen Kameraden, auch nur ein Wort mit ihm zu sprechen, und ließ diese grausame Strafe drei Jahre lang in Kraft. Zufällig fand ich einmal in meinem Pult ein Blatt, das die Adresse „an den Senior der Congregation zum heiligsten Herzen Jesu" trug und die schriftliche Weisung enthielt, auf das Wohl der Mitstudirenden in jeder Weise bedacht zu sein, sie deshalb vorsichtig zu überwachen und den Inhalt ihrer Reden treulich dem Präfecten zu berichten. Wo sich Streit erhöbe, wo ein Schüler beschuldigt werde, da möge er sofort zur Schlichtung oder Vertheidigung herbeieilen, um über Ursache, Entwickelung und Abschluß des Zwischenfalls genauen Aufschluß geben zu können.

Nachdem dies Schriftstück, das nur aus Versehen in meine Hand gekommen war, den Beweis für die Anwendung der Spionage geliefert hatte, beschloß ich im Verein mit zuverlässigen Genossen den Director um Beseitigung des Ueberwachungssystems und um Schutz gegen das Willkürregiment des Präfecten Recagni zu bitten. Von dem Grafen Pallavicini, der sich durch Aufstachelung seines Ehrgefühls zur Aufgabe der übernommenen Rolle und zum Anschluß an unsere Verschwörung bestimmen ließ, erfuhr ich die Namen der geheimen Wächter und ward dadurch in den Stand gesetzt, das Geheimniß meines Planes zu bewahren. Die Beschwerdeschrift verbarg ich auf der Brust vor ihren Späheraugen und übergab sie mit der Unterschrift von dreißig Genossen dem Leiter des Instituts. Graf Salis schien von den Mißbräuchen in unserer Abtheilung wenig oder nichts zu wissen und erwiderte auf meine Klage über die Tyrannei des Präfecten, der uns mit geistlichen Exercitien und Vorlesungen, von Märtyrer- und Heiligengeschichten martere,

den Zwang der Anstalt in unerhörter Weise verschärfe und ein so gehässiges, rücksichtsloses, auf Spionage gegründetes Regiment übe, daß alle Lust und Freudigkeit zum Studium in uns ertödtet werde: „Was die Anstalt von ihren Zöglingen fordert, das ist in den Regeln des Statuts ausgesprochen; werden diese Vorschriften gewissenhaft erfüllt, dann dürfte es kaum nöthig sein, daß für euer Wohlverhalten noch durch besondere Aufmerksamkeit der Mitschüler Sorge getragen, daß die allgemeine Ordnung durch beschränkende Bedingungen für eure Abtheilung abgeändert werde." Zwar entsprach der Erfolg des Wagnisses nur theilweise unseren Erwartungen, da der Präfect erst im folgenden Jahre versetzt wurde, aber es hatte den Muth meiner Kameraden gehoben, die Späher allgemeiner Verachtung preisgegeben. Nach wie vor blieben wir der Gewalt unserer Oberen auf Gnade und Ungnade unterworfen; Klagen an die Eltern über Bedrückungen hätten nichts gefruchtet, da alle Briefe durch die Hände des Präfecten und Directors gingen, ehe sie zur Post gelangten oder dem Schüler ausgehändigt wurden: meine Gesuche um Rücknahme aus dem Institut hatte der Vater gar nicht erhalten, viele eingelangte Briefe wurden den betreffenden Zöglingen blos auszugsweise vorgelesen.

Die leibliche Pflege war gut, obwohl die Beschränkung auf drei Mahlzeiten uns verleitete, beim Mittagessen des Guten zu viel zu thun, uns den Magen übermäßig zu beschweren. Wenn die Abgeschlossenheit in den Mauern der Anstalt, die Eintönigkeit des täglichen Getriebes, die Mechanik der geistigen Arbeit die meisten Zöglinge anfangs mit Widerwillen gegen die Clausur erfüllte, so wich dieser Zustand der Mißstimmung in der Regel dumpfem Hinbrüten und unbewußter Hingabe an die Zwecke der Erziehung. Was mich vor Verzweiflung bewahrte, das war die Theilnahme an den Uebungen des kirchlichen Gesang- und Musikchors und an den Unterrichtsstunden, welche der Capellmeister von Brixen dreimal wöchentlich in der Anstalt gab. Konnte hierbei keine Unterhaltung gepflogen werden, da dem Lehrer nur die Erläuterung technischer Ausdrücke gestattet war, so vergaß ich doch über dem freien Rhythmus der Melodien den Zwang und ergötzte mich an den weltlichen Stücken, welche, mit umgetauftem Namen, den Kreis der Hymnen und heiligen Lieder erweiterten. Noch heute erinnere ich mich eines, zu Ehren der Unfehlbarkeit Pio Nonos componirten Marsches, der außerhalb des Instituts als Parodie auf die Verherrlichung des Papstes galt.

Daß die Professoren sich beim Unterricht der italienischen Sprache bedienten und deutschen Knaben den Gebrauch ihrer Muttersprache verboten, diese Rücksicht auf die Nationalität der Lehrer und ihrer wälschen Zöglinge hielt viele Deutsche von dem Eintritt in die Anstalt zurück. Der Director war ein Schweizer, von deutscher Gesinnung und ehrenhaftem Charakter, aber

kaum im Stande, seine mildere Auffassung in dem festgeschlossenen, streng-gegliederten Gefüge der Anstalt gegen die italienischen Patres zur Geltung zu bringen. Die Mängel des Unterrichts konnten dem staatlichen Schulaufseher nicht verborgen bleiben. Man hatte am ersten Tage der öffentlichen Prüfung alle Deutsche zurückbehalten, um das italienische Gepräge der Anstalt deutlicher hervorzuheben; allein der Schulrath mochte diese List durchschaut haben und ließ am folgenden Morgen alle Vertreter des germanischen Stammes versammeln, um in Gegenwart des Directors ihr Wissen und Können zu erforschen. Das Ergebniß war so ungenügend, daß Herr Dr. Krischeck seine Unzufriedenheit über die Schwäche unserer Leistungen nicht verbarg und mich dadurch ermuthigte, unsere Unwissenheit durch Hinweis auf die Gebrechen der Lehrweise zu entschuldigen. Von der Willkür, welche die Professoren in Abänderung des Lehr- und Stundenplans und in der unmethodischen Behandlung der Unterrichtsgegenstände geübt, mußte ich freilich im Beisein unseres verehrten Herrn Directors — schweigen und durfte ebenso wenig verrathen, wie sehr die Mechanik des Erziehungssystems mit seinem Zwang, seinen religiösen, kirchlichen, erbaulichen und beschaulichen Uebungen darauf berechnet sei, die Geisteskraft einzuschläfern, den Willen zu brechen, das Urtheil abzustumpfen, das Selbstgefühl zu tödten und die Sittlichkeit zu untergraben, mit welchem Unbehagen diese Dressur strebende Naturen erfülle.

Der Tag meiner Erlösung nahte. Schon vorher mußten die Jesuiten erfahren haben, was ihnen bevorstand, denn ehe der Unterrichtsminister den Zöglingen aus Oesterreich die Freiheit gab, war schon im Institut ihre Entlassung beschlossen: mit dem Beginn der Vacanz, am 21. Juli, öffneten sich dreiunddreißig deutschen Studirenden die Pforten des Fagnanischen Instituts, nachdem fast alle Austretenden sich dem Orden für immer verpflichtet hatten.

Teplitz.

Von Richard Radonet.

Wer die Stadt Teplitz vom Bahnhofe aus betritt, merkt wenig davon, daß er sich in der Nähe eines großen Badeortes befindet; selbst auf dem weiten Markt und in seinen vielen Gassen wird man selten einen Fremden treffen, so rege hier das Leben oft zu sein pflegt. Erst wenn man die ganze Stadt durchwandert und am Ende der Langen Straße den Schloßplatz erreicht hat, deuten elegante Spaziergänger, zahlreiche Gartenrestaurationen und nach mittelalterlicher Weise benannte Häuser an, daß hier der Curort Teplitz begonnen hat.

Nach allen Seiten hin dehnt sich nun das Bad aus, so weit es auf der rechten Seite nicht durch die ansteigenden Hügel gehindert ist. Links

schiebt sich indeß bald eine mit Häusern und Gärten gekrönte Porphyrkuppe vor und hindert den Breitanschluß an das benachbarte Schönau, dessen Quellen Teplitz mit in seinen Bereich gezogen hat. Wenn auch dieses Dorf nur wenige Bäder besitzt, so wird es doch als Wohnort von den meisten Curgästen der geräuschvolleren nnd staubigeren Stadt vorgezogen, mit der es ja durch Gassen und Häuserreihen in naher Verbindung steht. Da nun so Quellen und Wohnungen auf einem sehr ausgebreiteten Terrain zerstreut sind, so wird es begreiflich, daß selbst dann, wenn das Bad überfüllt ist, der Eindruck des Badetreibens kein so imposanter ist, wie er durch natürliche Bedingungen hervorgerufen in den anderen böhmischen Bädern erscheint. Dazu kommt, daß in Teplitz fast gar nicht getrunken, sondern in der Hauptsache nur gebadet wird, welcher Umstand ein gleichzeitiges massenhaftes Auftreten der Curgäste, wie in Franzensbad oder Karlsbad, von selbst ausschließt. Und doch gehört das Bad mit zu den besuchtesten, beinahe zwölftausend Personen hatte die letzte Badeliste aufzuweisen, welche hier Hülfe, zumeist gegen die Qualen rheumatischer Affectionen, suchten.

Denn diese sind es hauptsächlich, denen der Gebrauch der warmen Bäder fast sichere Heilung verheißt, wenn natürlich auch noch eine Menge anderer Leiden als hier allein heilbar verzeichnet wird. Ganz besonders auch zur Heilung von Wunden und zur Kräftigung invalider Krieger dienen die Quellen, und sowohl Oesterreich, wie auch Preußen und Sachsen haben seit dem Beginn des Jahrhunderts schon in Teplitz ihre eigenen Militärhospitäler. Man darf dabei nicht vergessen, daß das Klima des Ortes, der durch die mächtige Mauer des Erzgebirges auf der einen und durch die Höhen des böhmischen Mittelgebirges auf der entgegengesetzten Seite vor Nord- wie Südwinden gleichmäßig bewahrt ist, durch eine rechte Vertheilung waldiger und unbewaldeter Strecken weder allzuviel Feuchtigkeit noch allzuviel Trockenheit aufkommen läßt, wenn auch die Uebergänge von Wärme zur Kälte und umgekehrt, wie in ganz Nordböhmen, nicht selten sehr rasch eintreten.

Nicht weniger als elf Quellen entspringen dem Boden, die jedoch nicht immer die Bäder ein und desselben Badehauses speisen, zuweilen auch zu zweien unter einem und demselben Dach sich befinden. Ihr Temperaturunterschied ist ein ziemlich bedeutender. Während die Urquelle im Stadtbad 39 Grad hat, die daneben befindliche Weiberbadquelle nur einen Grad weniger zeigt, beträgt die Wärme der im Curgarten befindlichen Augenquelle nur 22 Grad. Auch ist die Ergiebigkeit der Quellen eine sehr verschiedene. Das bedeutendste Bad ist das Stadtbad, das schon in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts angelegt wurde und in welchem sich auch die der Stadt gehörigen Bäder für die Armen befinden. Dann ist noch das Steinbad und das Stephansbad, die nahe bei einander liegen, hervorzuheben, alle Bäder

unter ſtädtiſcher Verwaltung. Von den Bädern, die dem Fürſten Clary gehören, verdient das Herrenhausbad genannt zu werden, am Curgarten, das indeß keine eigenen Quellen hat. In Schönau liegen das Neubad und das Schlangenbad, beide mit eigenen Quellen. Es ſind meiſt ſtattliche Gebäude, die die Bäder beherbergen, mit Säulengängen geſchmückt. Gegen Ende des ſechszehnten, im Laufe des ſiebzehnten Jahrhunderts ſind die meiſten Quellen ſchon mit Gebäuden verſehen. Die Badezeit iſt meiſt auf die Morgenſtunden beſchränkt. Nachmittags ſind die Bäder ſogar um die Hälfte billiger. Die Gründe ſind theils ſanitäriſcher, theils praktiſcher Natur. Vorher und nachher pflegt das Publicum ſich in dem ſchönen Curgarten zu ergehen oder in dem durch ſeine alten Bäume und ſeine Fiſchteiche berühmten Schloßgarten, ohne Zweifel einem der prächtigſten Parks in Böhmen. Vorzüglich vor Tiſch trifft man hier die Badewelt in der großen Hauptallee, die den Park der Länge nach durchſchneidet, verſammelt. Der Park grenzt unmittelbar an das impoſante, breit hingeſtreckte Schloß an, welches dem Fürſten Clary gehört, dem Grundbeſitzer von Teplitz. Ganz nahe am Eingange des Gartens ragen in einiger Höhe zwei uralte Thürme empor, die älteſten Baureſte in Teplitz, offenbar Ueberbleibſel eines alten tſchechiſchen Burgwardiums.

Hier ſoll der Sage nach jener Coloſtuj gehauſt haben, dem im Jahre 762 ſeine Schweine die heilkräftigen Quellen verriethen. Jedenfalls iſt das Bad, wie ſchon der Name Teplice zeigt, ſchon in älteſten Zeiten von den Tſchechen benutzt worden, vielleicht ſchon bald nach der ſlawiſchen Invaſion im ſechsten Jahrhundert. Denn das weite Thalbecken, in welchem die Stadt liegt, iſt mit den böhmiſchen Heldenſagen, den echten des Cosmas wie den unechten der berühmten Handſchrift, eng verwachſen.' Ich meine, daß das Lied von Zaboj und Slavoj, welche Böhmen im Kampfe mit dem feindlichen Heerführer Ludêk befreien, dieſen Gegenden zwiſchen dem Mileſchauer und der Elbe angepaßt iſt. Ebenſo ſoll das Lied der Königinhofer Handſchrift welches den Sieg eines Heerführers des Herzogs Neklan über den Fürſten Wlaslaw von Saatz beſingt, nicht weit von dieſen Gegenden ſeinen Schauplatz haben. Aber auch die echte böhmiſche Heldenſage knüpft an das Thal der Bila an; ohne Zweifel war hier ein Hauptausgangspunkt tſchechiſcher Geſchichten. Das weite fruchtbare Thal in der Nähe des großen Stromes war wohl früh bewohnt, uralte Begräbnißſtätten in der Umgegend, die noch an die keltiſchen Zeiten der Bojer heranreichen, ſind deß Zeugen. Gleich nach der ſlawiſchen Einwanderung mochte die Gegend eine einflußreiche Poſition einnehmen.

Von den drei Mädchen, die der alte Tſchechenführer Krok zurückgelaſſen, Bila, Teta und Libuſſa, heißt es, war die letzte durch die Kunſt der Weiſſagung emporgekommen über ganz Böhmen. In ihrer auf ſteilem Fels gelegenen Burg Libin, dem ſpäteren Wyſſegrad bei Prag, ſprach ſie Recht über ihre

Lechen und Wladyken, würgte die Männer, deren sie überdrüssig war und warf sie kurzweg aus ihrem Badgemach, das man noch heute sieht, in die darunter fließende Moldau, bis die Tschechen endlich darauf drangen, daß sie sich verheirathe und dem Lande einen Herzog gebe. Da, wie es scheint, keiner von den Großen rechte Lust hatte, dieser Xantippe sich zu nahen, so wählte sie einen Geringeren, den wackern Landmann Przemysl, der eben bei dem Dorfe Stadity, eine gute Stunde von Teplitz, im Schatten saß und auf einer blanken Pflugschar sein einfaches Butterbrod verzehrte, als ihm die vornehmen Gesandten mit leichterem Herzen Hand und Krone der Herzogin anboten. Vergnügt steckte der Cincinnatus von der Bila die Haselruthe, mit der er sein Gespann gelenkt, in den Boden und sie trieb alsbald üppig grünende Zweige. Er selbst aber hauste in Prag an der Seite seiner schönen Gemahlin und noch Cosmas sah die Schuhe aus Weidenbast, die der Herzog als Bauer getragen. Andere vermuthen freilich, es seien die Pantoffeln seiner Frau gewesen, die sie so mannhaft über ihm und ihren Unterthanen geschwungen hatte. Sie sind jetzt verloren gegangen, aber die Haselstaude bei der Mühle von Stadity blüht noch, und das Feld, das er gepflügt, ist auch noch zu sehen. Mehr noch als das Andenken der Przemysliden lebt im Volke heute noch der Name Libussas, der populärste neben dem des Königs Wenzel, dem man oft im Gespräche mit Leuten aus dem Volke begegnet. „Lustig wie der böhmische Wenz", sagt man, und die, die recht hoch hinaus will, wird wohl eine Libussa geheißen. Kurze Zeit nach dieser Begebenheit, die man in den Anfang des achten Jahrhunderts setzt, fanden eben die Hirten Kolostuis jenes Schwein, das sich im Stadtbad verbrüht hatte. „Tepla woda," „warmes Wasser", riefen sie aus, und Teplitz war entdeckt. Jedenfalls muß die Urbadquelle damals noch heißer gewesen sein als später, wo Peter der Große, einer andern Geschichte nach, noch einen Ofen in das Wasser setzen und mehrere Glas Branntwein trinken mußte, um die ihm passende Temperatur zu erzielen. Nach dem zweifelhaften Lichte dieser Sagen herrscht lange Dunkel über der Teplitzer Gegend. Im zwölften Jahrhundert hat die Böhmenkönigin Judith, Wladislav II. Gemahlin, hier ein Nonnenkloster gegründet, von dem auch nichts mehr zu sehen ist, zu dem aber das nahe Städtchen Grab, daher Klostergrab genannt, gehörte, im Beginn des dreißigjährigen Krieges oft genannt. Erst die Brandfackeln der Hussitenkriege werfen einen grellen Schein über die Gegend. Der Ausgang der Schlacht von Außig im Jahre 1426 lieferte auch Teplitz in hussitische Gewalt. Dann kamen die Schweden im siebzehnten Jahrhundert und im achtzehnten die Preußen und im neunzehnten Jahrhundert die Tage von Kulm und Arbesau und der Abschluß der heiligen Allianz hier im Hauptquartier der Verbündeten. So berührt sich Teplitz doch überall mit den großen Kriegen der neueren Geschichte.

Außer dem Schloßpark und dem Curgarten findet sich keine Promenade, welche die Curgäste in größerer Menge vereinigte, manchmal nur lockt die Curcapelle, die jeden Morgen im Schloßpark spielt, Nachmittags die Badenden auch an das Schlangenbad von Schönau, Abends aber recht leidliches Spiel viele von ihnen in das neue Schauspielhaus im Curgarten, welches seit kurzem die engen Räume des Claryschen Schloßtheaters ersetzt.

Immer noch sind die „Post" und „Stadt London" die besuchtesten Hotels, der „Gartensalon" und das „Goldene Schiff", einst das Wohnhaus Seumes, mit ihren eleganten Räumen die besuchtesten und empfehlenswerthesten Restaurationen. Das Essen ist, da besondere diätetische Vorschriften hier nur in gewissen Fällen angewendet werden, besser als in den übrigen böhmischen Bädern und auch ein gut Glas Wein ist im „blauen Hecht" zu bekommen.

Keines der böhmischen Bäder ist so reich an mannigfaltigen Ausflügen in die Nähe und Ferne, keines, selbst Karlsbad nicht, so prächtig gelegen. Fast von allen Punkten der Stadt aus gelangt man bald zu herrlichen Aussichtspunkten, schon mit wenigen Schritten kann man sich große landschaftliche Genüsse bereiten, sei es daß man die paar Stufen aus der Stadt bis zur Königshöhe emporsteigt, auf der ein Monument an Friedrich Wilhelm III., den alten Freund der Teplitzer Thermen, erinnert, oder die paar Schritte weiter zur Schlackenburg wandert, einem wunderlichen Bau aus Ziegelsteinen und zerbrochenen Bierflaschen, dessen Geschmacklosigkeit doch auch immer noch sein Publicum hat, sei es daß man bloß den Mont de Ligne ersteigt, jene natürliche Grenze zwischen Schönau und Teplitz, deren anmuthige Lage zuerst der geistvolle Fürst entdeckte, von dem der Berg seinen Namen trägt Auch Schönau selbst ist sehr lieblich gelegen und wem des Schattens hier nicht genug ist, der mag behaglich zum nahen Turner Park wandern, in welchem es ebenfalls nicht an lauschigen Stellen mangelt.

Etwas schattenlos ist der Weg zum Schloßberg, der sich hinter Schönau erhebt, mit seinen wenig bewachsenen Gängen und seinem kahlen Gipfel, auf dem die stattlichen Ruinen der Burg der Herren von Dubrowitz thronen. In den Wirren der Hussitenkriege setzte sich ein Herr von Wrzesowitz hier fest, er und sein Haus, das sich um das Aufkommen des Bades vielfach verdient gemacht hatte, beherrschen Burg und Stadt bis zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts. Dann traten die Kinsky auf, die ebenfalls den Bädern ihre Gunst zuwandten, und als ein Kinsky mit Wallenstein zugleich ermordet worden war, geht Schloß und Stadt an den kaiserlichen Feldmarschall Johann von Aldringen über, später an dessen Schwester, die den Italiener Clary heirathete, von dem noch die heutigen fürstlichen Besitzer abstammen. Die Burg, ehemals sehr fest, umfangreich und bedeutend, liegt seit dem siebzehnten Jahrhundert in Trümmern. Die Rundschau ist sehr ausgedehnt.

Ganz im Westen leuchten aus dem grünen Abhang des Erzgebirges Görkau und Rothenhaus, weiter rechts dann das Mückenthürmchen hoch auf dem Gebirgskamm, dann die Schlachtendörfer Kulm und Arbesau, weiterhin Aussig mit der Elbe, endlich der Mileschauer und all die Kuppen des Mittelgebirges. Der Schloßberg ist jedenfalls der schönste und bedeutendste Aussichtspunkt der Gegend, wenn man vom Mileschauer absieht, den Alexander von Humboldt hoch gepriesen hat, der aber doch schon eine starke Wanderung erfordert.

Der zahlreichste Zug der Wanderer richtet sich nach den waldgrünen Höhen des Erzgebirges, welches ziemlich steil nach Böhmen abfällt. Da wird das alte Bergstädtchen Graupen aufgesucht, von wo aus man entweder die Wilhelmshöhe, eine hübsch gelegene Restauration, ersteigt oder die prächtige Rosenburg, so genannt von dem Reichthum an Rosen, der die schönen, mit Grotten und Aussichtspunkten vielfach versehenen Anlagen schmückt, die geschickt die grauen Trümmer der Burg, Graupen mit in ihren Bereich ziehen. Der Gegensatz der verfallenden Mauerreste und des bunten Blumenlebens, das sie umrankt und umduftet, ist von trefflicher Wirkung. Unten im Städtchen wirft man wohl einen Blick in die am Wege liegende Pfarrkirche, einen Wallfahrtsort mit alten Holzbildern aus der heiligen Geschichte, deren häßlicher Realismus kleine Kinder schrecken könnte. Die holprige Straße hinan über alte Schutthalden hinweg, die von den Zinnbergwerken stammen, kommt man nach mühsamer Wanderung bei dem Mückenthürmchen auf der Höhe des Gebirges an, einem Aussichtspunkte, von dem der königlich sächsische Curgast mit Befriedigung die Gegend von Dresden erblicken kann. Sollte man überflüssige Zeit haben, so kann man sich noch die Wallfahrtskirche von Mariaschein ansehen, was sich indeß kaum eines Umweges verlohnt. Im Kloster und in seiner Nähe befinden sich ein paar Quellen, die in der Umgegend berühmt sind, und so wird auch diese Stiftung, wie so manche ähnliche, auf eine uralte Quellenverehrung zurückzuführen sein.

Lohnender noch ist, wegen des prächtigen Waldes, den man überall durchwandern muß, die Partie nach dem Clarysche Jagdschlosse Doppelburg, mit seinem großen Thierpark. In der Nähe des Forsthauses findet man Bänke und Tische, und gar oft kommen gewaltige Hirsche über die angrenzende Wiese bis an die Tische heran und setzen die Damen und ihre friedlichen Begleiter in unnöthige Angst.

Ein anderer schattiger Weg führt nach dem in kühler Bergschlucht gelegenem Eichwald, das eine Kaltwasseranstalt besitzt, und eine Menge stattlicher Häuser. Auf herrlichen Waldpfaden steigt man von da zu einem einsamen Forsthaus, dem Schweißjäger, das an der Spitze einer auf beiden Seiten von dunklen Waldsäumen begrenzten Bergwiese gelegen eine der entzückendsten Fernsichten bietet.

Weitere Partien, die einen Tag in Anſpruch nehmen oder mehr giebt es in Fülle: das freundliche Dux vor allem mit ſeinem Wallenſteiniſchen Schloſſe, in welchem ſich eine kleine Gallerie meiſt niederländiſcher Gemälde befindet, mit ſeiner Rüſtkammer, wo man einen blutigen Hemdkragen des Friedländers, ſeine Stiefel und die Hellebarde ſeines Mörders gezeigt bekommt, mit ſeiner Bibliothek, die reich iſt an venetianiſchen Geſandtſchaftsberichten, vielleicht noch ein Verdienſt des alten Caſanova, der hier als Bibliothekar ſeine berühmten Memoiren ſchrieb. Weiterhin ſchimmern die weißen Gebäude des Ciſtercienſerkloſters Oſſeg mit ſeiner Rieſenburg, das uralte Bilin am Fuße des eigenthümlich geſtalteten Borſchen, mit ſeinem berühmten Sauerbrunnen, den man in ſeinen blauen Glasflaſchen in ganz Oeſterreich vorfindet, Kloſtergrab mit den Grundmauern jenes Kirchleins, deſſen Niederreißung das Signal zum Ausbruch des dreißigjährigen Kriegs gab, eine grasbewachſene Stelle, die kein Tertianer ohne welthiſtoriſche Gefühle verläßt; die Geiersburg, eine alte Grenzveſte der Böhmen gegen Meißen ſchon in den Tagen Kaiſer Heinrichs III., die claſſiſche Stätte der böhmiſchen Ritter- und Schauerromane, Burg Koſtenblat, endlich das Schlachtfeld und die Siegesdenkmäler von Kulm und Prieſten.

Nur die allernächſten Touren ſind damit bezeichnet; der Mileſchauer, Auſſig, Tetſchen, Loboſitz, Eiſenberg, Komotau, Brüx ſollen nur genannt ſein, um den weiten, abwechſelungsvollen Kreis landſchaftlicher Genüſſe anzudeuten, die dem Teplitzer Curgaſt geboten ſind.

Holländiſche Eindrücke.

Von Arthur Kleinſchmidt.

III.

Trennen wir uns wieder von dem wundervollen Blicke auf die Nordſee und kehren nach dem Haage zurück. Ein kleiner Ausflug führt uns über Ryswyk nach Delft. Ryswyk iſt ein ſchönes Dorf, berühmt durch den 1697 auf dem dortigen Schloſſe Nieuwburg geſchloſſenen Frieden. An Stelle des verſchwundenen Schloſſes errichtete Prinz Wilhelm V. 1792 eine einfache Denkſäule. In einem Landhauſe in Ryswyk lebte der gefeierte patriotiſche Dichter Hendrik Tollens Corneliszoon, der Lieblingsbarde ſeiner Nation, der daſelbſt 1856 ſtarb und auf dem Friedhofe beigeſetzt wurde; in ſeiner Vaterſtadt Rotterdam ſteht ſein Denkmal. Von Ryswyk gelangen wir nach Delft, welches einſt ſeiner Fayencewaaren wegen hoch berühmt war, während letztere jetzt wenig geſucht werden; es ſind ziemlich geſchmackloſe Malereien, die man

auf diesem Halbporzellan findet. Delft ist der Sitz eines stark besuchten Polytechnicums, welchem eine ausgezeichnete Modellkammer angehört. In Delft zeigt man in der Caserne, dem frühern Prinzenhof, die Stelle, wo der Schweiger von Gérard erschossen wurde, 1584. Die alte gothische Kirche hat einen etwas schiefen Thurm, wie wir ihn in Gelnhausen besitzen; sie enthält die Grabmäler der großen Admiräle Tromp und Hein. Weit lohnender ist der Besuch der neuen Kirche, die ebenfalls aus dem funfzehnten Jahrhunderte herrührt; sie ist das Todtenhaus der Oranier; hier ruhen alle Glieder des Hauses von dem großen Wilhelm I., dem Opfer Gérards, an; der letzte Sarg wurde im Mai 1872 in die Gruft gesenkt, es war der der Prinzessin Heinrich. Hier steht man auf den Grüften eines glorreichen Hauses, das eine kleine Welt für sich bildet; die Geschichte von dreihundert Jahren liegt unter unseren Füßen. Ein ungeheures Denkmal haben die vereinigten Provinzen 1621 Wilhelm von Oranien hier über der Gruft gesetzt. Sein Sarkophag, auf dem er im Todtenkleide ruht, steht unter einem Thronhimmel, der von vier Säulen getragen wird. Die lebensgroßen Gestalten der Freiheit, Gerechtigkeit, Vorsicht und Religion umgeben den Todten, zu dessen Füßen sein historischer Hund lagert. Alle diese Figuren sind, wie die Säulen und der Thronhimmel, aus Marmor. Hinter dem Todtenlager sitzt der Prinz in voller Rüstung, eine sehr schöne Erzstatue, und das mächtige Erzbild der in die Posaune des Ruhms stoßenden Fama ist in höchst kunstvoller Weise nur mit einer Zehe des linken Fußes am Boden befestigt. Gegenüber diesem imposanten Monument, welches den Begründer des niederländischen Staates verherrlicht, ist in der Wand der Kirche eine lange lateinische Inschrift eingefügt, die uns verkündet, daß hier noch ein anderer Begründer den ewigen Schlaf schläft, ein Pionier des Lichtes, ein Bahnbrecher der Humanität; hier ruht Hugo Grotius, der Vater des Völkerrechts. Es überkam mich wie eine Weihe, als ich dachte, daß zu meinen Seiten die größten Männer Hollands schlummerten, daß nur ein kleiner Raum zu meinen Füßen ihre Särge von einander trennte. Delft ist berühmt als Geburtsort des Grotius, des großen Prinzen Friedrich Heinrich, des Großpensionairs Heinsius und des Naturforschers Antoni van Leeuwenhoek. In Delft ist auch das Grabmal jenes Abenteurers Naundorf, der als Ludwig XVII. auftrat und in Delft 1845 starb; auf dem Steine nennt man ihn den Sohn König Ludwig XVI. und Marie Antoinettens. Sein Sohn, Adalbert von Bourbon, der die Prätentionen an Frankreich erneuert hat und kürzlich abermals von den französischen Gerichten zurückgewiesen wurde, lebt im Haag und oft habe ich den wohlbeleibten „Bourbon", der holländischer Offizier ist, auf den Straßen flaniren sehen. Viele Leute in Holland, selbst aus der besten Gesellschaft, sind übrigens der Ansicht, er sei der legitime Enkel des sechszehnten Ludwig.

Die Eiſenbahn trägt uns von Delft über Schiedam, wo der Jenever, der Nationalbranntwein, erzeugt wird, nach Rotterdam. Die Stadt hat ihren Namen von dem Flüßchen Rotte, welches ſich hier in die Maas ergießt. Rotterdam iſt die zweite Handelsſtadt Hollands und zählt gegenwärtig ca. 122,000 Seelen, während es 1860 nur 106,000 und 1795 nur 53,000 Einwohner beſaß; es hat ſich alſo ſehr raſch vermehrt und verdankt ſein Emporblühen dem Jahre 1830. Durch die Ablöſung Belgiens von Holland wurde Rotterdam nämlich von der transatlantiſchen Concurrenz Antwerpens befreit, welches bis dahin ihm den Rang im holländiſchen Außenhandel ſtreitig gemacht hatte. Die Maas iſt bei Rotterdam, etwa fünf Stunden von ihrem Ausfluſſe in die Nordſee, ein mächtiger Fluß, der auf ſeinem breiten Rücken rieſenhafte Schiffe trägt. Ausgezeichnet geräumige und geſchützte Häfen bergen ſtets eine große Zahl von Oſtindienfahrern und Dreimaſtern, die längs der Quais hin ſich wie im Kranze lagern und mit ihren Segeln und dem Takelwerke in die Luft hineinragen, den Horizont ſtellenweiſe verdeckend. Viele Canäle oder Häfen durchſchneiden die Stadt, welche die Form eines Dreieckes hat; ſie ſind ſo tief, daß die größten Schiffe mit voller Ladung bis an die Magazine heranlaufen können. Die Kaufleute importiren beſonders Colonialwaaren, außerdem wird ſehr viel Baumwolle eingeführt und in den großen Kattunfabriken verarbeitet; daher ſieht man die enormen Ballen Baumwolle auf den Werften liegen. Rotterdam iſt zugleich der Sitz der Rheindampfſchifffahrt, ſowie großer Auswanderungscomptoire nach Amerika. Die verſchiedenen Theile der Stadt werden durch Dreh- und Zugbrücken verbunden, die beſeitigt werden, ſobald ein größeres Schiff unten vorbeiziehen will. Dann ſtaut ſich der Verkehr einen Augenblick; ſobald aber die Brücke wieder eingefügt iſt, ſtürzt der Menſchenknäuel hinüber; dies ſieht man noch deutlicher in Amſterdam. Ein hoher Damm durchſchneidet Rotterdam und ſchützt den hinter ihm gelagerten Stadttheil vor Ueberſchwemmung. Durch Zurückdrängung des Fluſſes hat man Raum für einen neuen Stadttheil, die „Willems Kade" gewonnen, und jetzt denkt man bereits an weitere Ausdehnung der Stadt. Man will Delfshaven mit Rotterdam vereinigen und ſo die Stadt zu einer erſten Ranges erheben. Der intereſſanteſte Spaziergang iſt der längs der Maas; hier zieht ſich eine lange Allee, mit kleinen Bäumen bepflanzt, hin, welche „de Boompjes" heißt; hier wohnen die reichen Rheder und Kaufherren; hier ſind die Entrepôts, die Handelsgeſellſchaften und derartiges. Die Gebäude in Rotterdam ſind meiſtens ſchmal und ſehr hoch, ſechs Stockwerke iſt durchaus keine Seltenheit; man ſucht eben den Raum in der Luft, weil er auf der Erde zu theuer iſt; die Bauart iſt übrigens die gleiche, wie in ganz Holland, mit den öfter erwähnten braunrothen Ziegeln. Oft ſieht man in Rotterdam Kneipen oder Geſchäftslocale, zu denen man eine Treppe hinunterſteigen muß,

natürlich sind diese Läden oder Wirthschaften zum Bewohnen höchst ungesund wegen der Feuchtigkeit. Letztere sind stets überfüllt von Matrosen und dem niederen Volke, welches sehr nach „sterke dranken" lüstern ist. Durch diese plebejischen Massen unterscheidet sich Rotterdam völlig von dem Haag; dort ein Jagen und Drängen nach Erwerb, eine Anwendung des „time is money", im Haag das Ausruhen nach gethaner Arbeit. Dadurch kommt es auch, daß Rotterdam nie die Reinlichkeit der Residenz nachahmen kann und daß es mit seinen schmalen hohen Häusern, die auf Sparsamkeit und Verwerthung hindeuten, nie den Vergleich mit den breiten vornehm dreinschauenden Bauten von 's Gravenhagen wagen darf. Ueber die Maas ist jetzt eine auf vier mächtigen Pfeilern ruhende Eisenbahnbrücke errichtet worden, welche am Ende der Boompjes steht; dieselbe wird als Viaduct weiter geführt über einen Theil von Rotterdam hin —, stellt also die Verbindung zwischen beiden Ufern der Maas her und schließt sich an die Riesenbrücke an, welche über das „Hollandsche Diep" nach Moerdyk und Belgien führt.

Auch die Kunst und Wissenschaft hat in Rotterdam ihre Stätte. Wir finden dort eine schöne Gemäldegalerie, das Museum Boymans, welches leider seine Hauptbilder durch einen Brand 1864 verloren hat, aber noch viel Sehenswerthes, besonders aus der holländischen Malerei, besitzt. Auch ist dort eine Academie für bildende Künste und Wissenschaften, eine Musikschule ꝛc. Wie wäre aber auch der Mangel an gelehrten Anstalten mit einer Stadt vereinbar, in deren Mauern der feine Epikuräer, der philosophische Theologe Erasmus — sein eigentlicher Name war Gerrit Gerrits — das Licht der Welt erblickte, und in der Tollens geboren wurde. Beide haben hier ihre Denkmäler, Erasmus auf dem großen Markte. Bemerkenswerth ist noch die Laurentiuskirche mit ihrer berühmten Orgel. Nahe der Bahn befindet sich der zoologische Garten. Derselbe hat sehr schöne Thiere, doch gefielen mir ihre Behälter gar nicht und fand ich diejenigen in dem Thiergarten im Haag viel besser und zweckmäßiger. Die Anlagen des rotterdamer zoologischen Gartens hingegen sind allerliebst und wohl noch gemüthlicher als die im Haag und in Amsterdam.

Wir kommen ferner nach Leyden und finden hier den Vater Rhein wieder, aber in einem höchst erbärmlichen Zustande, er hat bereits die Schwindsucht im höchsten Grade. Der Rhein gleicht hier einem breiten Canale, trägt noch Dampfschiffe und ergießt sich bei Katwyk, zwei Stunden von Leyden, in die Nordsee.

Den reizendsten Anblick bieten Ende April bis Anfang Mai die Umgebungen der Stadt Haarlem; man kann nichts Lieblicheres sehen als diese weiten Flächen, die Riesenteppichen in den lebhaftesten und schillerndsten Farben gleichen, als die Hyacinthen- und Tulpenbeete, die weithin ihre herrlichen

Wohlgerüche entſenden. Haarlem iſt das Centrum der holländiſchen Blumenzucht, die von hier aus ſich gleichſam in Strahlenform über das ganze Reich verbreitet; von hier und den Nachbarorten Overveen und Bloemendaal werden die Zwiebeln in alle Welt verſchickt. In den Jahren 1636 und 1637, in dem goldenen Zeitalter der Nation, zur Zeit Friedrich Heinrichs, herrſchte in Haarlem ein Blumenſchwindel ohne gleichen, der bald ganz Niederland ergriff. Für eine ſeltene Zwiebel zahlte man bis zu 13,000 Gulden und wenn man keine Seltenheiten beſaß, ſo verſprach man ſie bis zu einem gewiſſen Termine zu beſchaffen, ganze Vermögen gingen auf dieſe Weiſe verloren oder wurden gewonnen; der Schwindel erreichte ſchnell ſein Ende und die Zwiebeln ſanken eben ſo raſch im Preiſe wie ſie geſtiegen waren. Haarlem iſt der Sommeraufenthalt der reichen Amſterdamer, die hier reizende Landhäuſer beſitzen. In der Nähe von Haarlem liegt eine viel beſuchte kleine Stadt, Zaandam, die mit ihren unzähligen Windmühlen einen eigenthümlich ländlichen Eindruck macht. Hier concentrirt ſich der ganze Fremdenſchwarm um eine kleine Hütte, die aus rohen Brettern zuſammengefügt iſt, hier arbeitete Peter der Große acht Tage lang als Zimmermann, dann aber ging er auf die Werfte der oſtindiſchen Compagnie in Amſterdam, da ihn in Zaandam das ganze Dorf neugierig begaffte. Nicht weit von Zaandam iſt der als der reinlichſte Ort der Welt gleichſam verſchrieene Ort Broek im Waterland, von wo die Edamer, die bekannten Käſe aus ſüßer Milch, ausgehen. Die Straßen ſind mit Klinkers, oft in Figuren, gepflaſtert. Manches der Häuſer öffnet ſeine große Thür nur zu beſonderen Feſtlichkeiten oder Familienereigniſſen. Durch den Kuhſtall geht man in das Haus; derſelbe iſt ſo reinlich, daß man ohne jeden Ekel darin wohnen, eſſen und ſchlafen könnte. In Broek leben viele reiche Leute, auch mancher Großhändler, und iſt ein Einwohner des Ortes durch einen Unglücksfall heruntergekommen, ſo muß ihm das Rathhaus jährlich achthundert Gulden anweiſen, damit er anſtändig leben kann und dem Orte keine Unehre bereitet. Die Broeker heirathen nur unter einander und ſind eine ſehr reiche und induſtrielle Bevölkerung.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Vom Rhein. Bürgermeiſtergeſchichten. — Unſer „kleiner Kaufmann" wird alſo im Reichstage chemiſch analyſirt werden, oder um eine reſpectsvollere Sprache zu gebrauchen: der Miniſter Eulenburg wird in ſeiner Antwort auf die Interpellation Windthorſts die Gründe angeben, welche die Regierung beſtimmt haben, dem einſtimmig gewählten Oberbürgermeiſter von Bonn,

Leopold Kaufmann, die Bestätigung zu versagen. Aufrichtig gesagt, wir Rheinländer, die wir uns zur liberalen Partei rechnen, glauben nicht, daß der Vorgang der Regierung in dieser Sache sich durch Klugheit auszeichne und bleiben der Ansicht, daß die fernere Amtsführung des Herrn Kaufmann ein geringeres Uebel gewesen wäre, als der jetzt bewirkte Eintritt der ganzen Kaufmännischen Sippe — denn Herr Kaufmann repräsentirt eine zahlreiche Menschenclasse am Rhein — in die Reihen der Centrumpartei.

Wir wollen zwei Dinge gleich vorweg feststellen. Erstens, daß die Motive der Windthorstschen Interpellation durchaus der Wahrheit entsprechen, nur wörtlich wiederholen, was der Bürgermeister Kaufmann seinen Freunden im Stadtverordnetencollegium über sein Examen durch den Kölner Regierungspräsidenten im strengsten Vertrauen mitgetheilt hatte. Zweitens, daß wir für den Bürgermeister Kaufmann durchaus nicht schwärmen, und wenn wir in den folgenden Zeilen sein Portrait zeichnen, durchaus nicht die Absicht haben, ihm zu schmeicheln. Herr Kaufmann taucht zuerst im Jahre 1848 als Referendar und Verweser eines Landrathamtes auf. Wie die meisten jungen katholischen Juristen der Rheinlande zeigt er damals eine bedenkliche Zuneigung zur Demokratie und hätte vielleicht nichts Arges darin gefunden, wenn der in ultramontanen Kreisen geflüsterte Plan eines selbständigen katholischen Rheinstaates verkörpert worden wäre. Jedenfalls blühten ihm keine glänzenden Aussichten in Staatsdiensten und als die Bonner ihn an des wackeren Oppenhof Stelle 1850 zum Bürgermeister wählten — er besaß in dieser seiner Geburtsstadt eine zahlreiche Verwandtschaft —, nahm er das Communalamt freudig an. Wir können nicht sagen, daß ihm die ersten zwölf Jahre seiner Amtsführung viele Freunde verschafft hätten, aber bei der wiederholten Wahl siegte er doch immer, da es unmöglich war, einen Gegencandidaten mit Hoffnung auf Erfolg aufzustellen, und das letzte Mal einigten sich sogar alle Stimmen, auch die der protestantischen Stadtverordneten auf seine kleine, allmählich rund gewordene Person. Das ging so zu. Nur ein katholischer Jurist hat in Bonn Aussicht, die Mehrheit bei der Bürgermeisterwahl zu gewinnen. Die Umschau zeigte, daß weder das Amt eines Bürgermeisters unter den gegenwärtigen Verhältnissen als ein begehrenswerthes gilt, noch unter den vorhandenen Candidaten irgend einer den besonderen Vorzug vor Kaufmann verdient, für welchen der Umstand spricht, daß seine Mängel längst bekannt sind, und daß mit ihm wie mit einer bekannten Größe (das Wort nur im mathematischen Sinne genommen) genau gerechnet werden kann. Herr Kaufmann nahm sein Amt ziemlich leicht, von der Energie, welche Männer wie Bredt, Lischke, Bachem im Communaldienste zeigten, war bei ihm nichts zu merken. Aber in der kleinen stillen Stadt Bonn war großer Eifer bald gegenstandslos. Er besaß, wie die Schwaben sagen, ein ästhe-

tiſches Geſchmäckle. Die Decoration des Kirchhofes, die Reſtauration kleiner Capellen u. ſ. w. bildeten ſeine Liebhaberei. Das war zuweilen läſtig aber, nicht gemeinſchädlich. Für die Univerſität hatte er beſonders in früheren Jahren kein übermäßiges Wohlwollen bereit, er wahrte jedoch wenigſtens mit derſelben ein äußerlich höfliches Verhältniß, was man von den hohen Regierungsbeamten in Köln und Koblenz während der Reactionsperiode nicht unbedingt behaupten kann. Durch ſeine Heirath in eine ultramontane kölniſche Familie band er ſich allerdings an die ultramontane Partei und war gewiß nicht zu bewegen, direct dieſelbe anzugreifen, unmittelbar gegen ſie vorzugehen. Er war aber vom Fanatismus ziemlich frei und nicht unempfänglich für weltliche Auszeichnungen und politiſche Ehren. Wir zweifeln nicht, daß er den rothen Adler dem päpſtlichen Sylveſter vorzieht und ſich lieber Geheimrath nennen läßt als Ritter des goldenen Sporns. So iſt der Mann beſchaffen, welcher ſeit einigen Wochen zu unverdienter Berühmtheit emporſtieg. Was hat er gethan, um die Regierung zu veranlaſſen, an ihm ein beſonderes Exempel zu ſtatuiren? Die öffentliche Meinung in Bonn (freilich nur durch die nicht ultramontane Minorität vertreten) hat es ihm in hohem Maße verdacht, daß er ſeinen Urlaub im letzten Jahre am Tage vor der Sedanfeier angetreten hat. Das war in der That unklug und unvorſichtig. Einen Tag zu früh oder eine Woche zu ſpät hat er Bonn den Rücken gekehrt. Da er aber nur einen von der Regierung ihm bewilligten Urlaub benutzt hat, kann die Anklage ſich nicht auf dieſen Punkt berufen und bleibt es bei den anderen Vorwürfen, daß er den Maigeſetzen nur einen äußerlichen Gehorſam entgegenbringe und daß er gegen den Bonner Oberpfarrer Neu, den ultramontanen Pfiffikus von Bonn, deſſen Treiben, ſo gehäſſig es ſein mag, doch kein Geſetz bis jetzt entgegenſtand, nicht gern vorgehen wolle. Hier verliert die Angelegenheit die perſönliche Spitze und wird principiell bedeutſam. Was liegt der Welt daran, ob in dem kleinen Bonn dieſer oder jener Mann die Bürgermeiſterkette trage, was will es ſchließlich ſagen, ob der Bonner Stadtvorſtand Kaufmann oder Krämer heiße. So ſteht aber die Sache nicht. Wir fragen vielmehr: verlangt die Regierung nicht Dinge, die von der Mehrzahl der rheiniſchen Katholiken ſchwerlich erfüllt werden können? Kann ſie hoffen, auf ſolche Weiſe den Sieg zu erringen? Daß wir dieſes bezweifeln müſſen, erfüllt uns mit tiefer Trauer.

Von dem Miniſter Eulenburg rührt das geflügelte Wort der „eleganten Kriegsführung" her. In dem Culturkampfe, ſo weit er von ſeinen Organen geführt wird, hat ſich dieſe elegante Methode bis jetzt nicht gezeigt. Wir klagen nicht über die allzugroße Strenge und Härte, wir bedauern dagegen die ungleichmäßige, bald ſcharfe bald ſchwache, immer nervöſe, immer aufgeregte, immer befangene Ausführung der Geſetze, und beſchweren uns über

das Schwankende, Unsichere und darum wenig Vertrauen Weckende der administrativen Politik.

Wir sind die letzten, welche glauben, daß eine rückhaltlose Strenge voraussichtlich keinen Erfolg verspreche. Wenn der Gensdarm nur ebenso derb und grob auftreten würde, wie der Hetzcaplan, so dürften die Wahlen gar bald ein regierungsfreundlicheres Gepräge empfangen. Bei der Masse der Bevölkerung wirkt der Ton der Drohung meistens mehr als der Inhalt, und entscheidet das größere Maß von Furcht; was aber viele der sogenannten intelligenten Römisch-Katholiken betrifft, so hat ihr Betragen, als die Klosterfrau Lasaulx, die Oberin des katholischen Hospitals in Bonn von ihrem ultramontanen Vorgesetzten geplagt und gepeinigt wurde, bewiesen, daß in ihren Wörterbuche das Wort Courage keinen Platz hat. Wenn es eine katholische Aristokratie am Rhein giebt, so zählte die Familie Lasaulx dazu, wenn eine Person für die Hebung der katholischen Interessen am Rhein, für die gesteigerte Achtung der Klosterfrauen, für die Ueberlassung der Krankenpflege an geistliche Orden große Dienste leistete, so war es das Fräulein oder die Schwester Lasaulx. In den gutkatholischen Kreisen wurde sie anfangs wie eine Heilige verehrt. Und dennoch, als ihr Gewissen sich gegen die Anerkennung der vaticanischen Ordonanzen sträubte, und als sie das Bekenntniß ihrer Gewissensscrupel mit der Vertreibung aus dem Bonner Hospital, mit der Internirung im Kloster zu Vallendar büßen mußte, wagte es kein einziger ihrer „intelligenten" Freunde und Verehrer, die Hand zu ihren Gunsten zu erheben. Und als sie im Winter 1872 in Vallendar bei Koblenz starb, war wieder Niemand rechtzeitig bereit, für die letzten Ehren der seltenen Frau Sorge zu tragen. Der kräftigen Intervention zweier protestantischen Damen, von welchen die eine ihren fürstlichen Rang in die Wagschale werfen durfte, bleibt es zu danken, daß nicht Schwester Lasaulx in einem stillen Winkel verscharrt wurde. Glaubt man etwa, die früheren römisch-katholischen Verehrer hätten sich innerlich von ihr abgewandt? Mit nichten. Heimlich verehrten sie die Verstorbene nach wie vor, heimlich ärgerten sie sich über die intoleranten ultramontanen Geistlichen, welche der Armen die letzten Lebenswochen verbittert, heimlich verwünschten sie deren Macht und hätten jedem gedankt, der dieselbe gebrochen. Und das thun die intelligenten Römisch-Katholischen auch heutzutage noch. Wer sie von dem ultramontanen Joch befreit, darf auf ihre Zustimmung rechnen, nur möge er nicht verlangen, daß sie selbstthätig mitwirken, ihren eigenen Willen kundgeben. Sie werden die Freiheit tragen, wie sie das Joch getragen haben, passiv bleiben und sich ihr Schicksal schenken lassen. Denn sie haben ihren Willen geopfert, wie die unter ihnen stehende Masse den Verstand.

Wenn also die Regierung in den Rheinlanden ein strenges Regiment durchführen will, so wird ihr kein Widerstand begegnen. Aber gleichmäßig

muß ſie daſſelbe durchführen, nicht in Düſſeldorf dulden, was ſie in Bonn verdammt, nicht in jedem Regierungsbezirke, in jedem Kreiſe eine andere Politik gelten laſſen, nicht ihre Unentſchloſſenheit und ihre Schwäche dadurch verrathen. Wen der Rheinländer nicht fürchtet, dem folgt er auch nicht.

Nun kann aber die Regierung ſich auch für einen anderen Weg entſcheiden, und wir glauben nicht zu irren, daß ſie dieſen anderen Weg in der That einzuſchlagen die Abſicht hat. Ihr entgeht es ſo wenig, als es uns entgangen iſt, daß die deutſche Bildung längſt die katholiſchen Geleiſe verlaſſen hat, die römiſche Kirche als Culturmacht bei uns nicht die geringſte Bedeutung mehr beſitzt. Das erklärt den Haß der Curie gegen Deutſchland, das verleiht uns aber auch volle Zuverſicht zum Ausgang des Streites. Wir haben nur zu ſorgen, daß in den rheiniſchen Schulen die deutſche Bildung heimiſch werde, was ſie bis jetzt nur ausnahmsweiſe war, und wir haben das römiſche Element aus unſerem nationalen Organismus gründlich und für immer vertrieben. Nichts iſt lehrreicher, als die Propaganda, welche die deutſche Wiſſenſchaft zu unſeren Gunſten in katholiſchen Kreiſen treibt. Mit ſtrengen katholiſchen Anſchauungen beginnt der Jünger, aber ſchon in kurzer Friſt, wenn er es nur ernſt meint mit ſeinen Studien, verlieren dieſelben alles Herbe und Ausſchließliche. Zuletzt hat ſich der gebildete Mann mit den Grundgedanken der Reformation befreundet und lebt mit uns in demſelben Ideenkreiſe und unterordnet dieſem, was ſich als Reſt katholiſcher Erziehung etwa in ihm erhalten hat. Das künftige Geſchlecht gehört uns, mit dem gegenwärtigen müſſen wir verſuchen, uns theils gütlich auseinander zu ſetzen, theils durch Gewalt es zu bändigen.

Wäre der römiſche Katholicismus nur ein Bekenntniß, ſo hätte der Streit niemals einen ſo großen Umfang angenommen. Denn das Bekenntniß iſt bei der Mehrzahl der beſſer erzogenen Katholiken durchlöchert. Auf wie viele Dogmen wird nicht das bekannte Wort Reichenſpergers angewandt: das iſt ja nur römiſcher Curialſtil. Der römiſche Katholicismus iſt aber, wenigſtens in den Rheinlanden, auch Sitte, eingebürgert durch die Familientradition, verknüpft mit unzähligen Gewohnheiten, ehrwürdig durch alte Erinnerungen und wird feſtgehalten, nicht weil man von ſeiner Wahrheit überzeugt iſt, ſondern weil er zur rheiniſchen Eigenart gehört, durch welche man ſich von den Bewohnern anderer Provinzen unterſcheidet. Das zwingt zu einem bedächtigen Vorgehen und mahnt die Regierung zur Vorſicht. Sie darf nicht den Schein wecken, als wollte ſie die Sitte ſelbſt unterdrücken, ſie muß ſich begnügen, die Herrſchaft derſelben einzuengen, die Einförmigkeit der Partei zu brechen. Mit den biſſigen, finſterblickenden, abgezehrten Fanatikern, wie ſie ſich unter dem jüngeren Klerus, unter dem untergeordneten Gerichtsperſonale und herabgekommenen Handwerkern vorfinden, iſt keine Verſtändigung möglich.

Eine nicht geringe Anzahl von Katholiken giebt es aber im Rheinlande, die wie sie den Kampf des Staates mit der Kirche beklagen, so auch den Kampf der Kirche gegen den Staat verdammen, die den Frieden und die Ruhe wünschen, und die unter der Voraussetzung, daß man nicht fromme Ueberzeugungen von ihnen fordert, geneigt sind, mit dem Staate in Frieden zu leben. An diese behaglichen, nicht granitenen, aber wie Ziegelsteine zum Bauwerke ganz brauchbaren Elemente muß die Regierung sich wenden, diese muß sie und kann sie durch ein schonendes Verfahren, durch mannigfache Begünstigungen für sich gewinnen. Man kann sicher sein, daß sie keinen Angriff gegen die Staatsgesetze unternehmen werden, sie werden dann in ihrem eigenen Interesse es verhindern, daß nicht andere diese Angriffe versuchen, sie werden den Gesetzen zuerst nur äußerlich gehorchen, aber allmählich auch Vernunftgründe für diesen Gehorsam entdecken. Wenn die Regierung mit diesen Leuten es verdirbt, erschwert sie sich nur den Sieg und macht dies Interregnum, bis das neue deutsch gebildete Geschlecht heranwächst, für uns alle unerträglich. Und da kommen wir wieder auf den speciellen Bonner Fall zurück. Gerade solche Männer, wie der Bonner Bürgermeister, ließen sich, geschickt behandelt, noch verwenden und verwerthen und hätten den Grundstock zu einer Mittelpartei gebildet. Man sagt jetzt freilich: aus dem Umstande, daß Windthorst sich des Bürgermeisters so warm annahm, ersehe man, daß auch der letztere innerlich zur Centrumpartei gehöre. Wir antworten darauf: ohne seine Absetzung wäre er ihr niemals in die Arme getrieben worden. Es ist gewiß wünschenswerth, daß die Beamten auch von der Würdigkeit und Nothwendigkeit der Gesetze, welche sie handhaben, überzeugt sind; wenn aber die Regierung von den katholischen Beamten der Rheinprovinz mehr fordert, als äußeren Gehorsam, dann wird sie ihre Reihen noch sehr lichten müssen. Liegt das in ihrem Interesse?

Jupp.

Aus der Provinz Preußen. Handel und Industrie. — Auch bei uns ists wirklich in diesem Jahr grün geworden. Ja, wer nur Geduld hat! Geduld muß man freilich bei uns haben, mehr als anderswo. Aber mit der Zeit pflückt man auch in der Provinz Preußen Rosen. In diesen Tagen ist die Bahnstrecke von jenseits Tilsit bis Memel — mitten durch das Littauerland — eröffnet, und wir erleben es wohl noch, daß auch die gewaltige Brücke über den Memelstrom fertig wird und jener nördlichste Zipfel deutschen Gebiets durch eiserne Klammern in sichere Verbindung mit dem Hauptkörper gebracht erscheint. In der sonst so rührigen Seestadt hat es in letzter Zeit auch sehr bedenklich „gekracht"; ein großes Fallissement ist schon gemeldet und andere dürften nahe bevorstehen. Die Holzhändler klagen, daß ihre Geschäfte zurückgehen, und die Flachsvorräthe entwerthen sich bei dem Preis-

rückgang täglich mehr und mehr. Ob ſich nun die Hoffnungen, die auf die Eiſenbahn geſetzt ſind, auch nur zu einem beſcheidenen Theil erfüllen werden? Es wäre zu wünſchen. Aber Sachverſtändige haben von Anfang an darauf aufmerkſam gemacht, daß dieſe Bahn erſt durch eine Fortſetzung nach Rußland hinein im Anſchluß an Libau und Riga ihren rechten Werth erhalten könnte. Riga hat Verbindung mit der großen Eiſenbahnlinie Petersburg-Warſchau-Odeſſa und durch ſie mit dem weiten ruſſiſchen Hinterlande. Der Seeexport von Riga aus iſt aber während der fünf bis ſechs Wintermonate theils gänzlich ausgeſchloſſen, theils ſehr behindert; auch Libau leidet unter klimatiſchen Einflüſſen, Memel aber hat einen ſtets offenen Hafen und würde — übrigens ohne Schädigung der ruſſiſchen Seeplätze — im Winter per Bahn die Waaren heranziehen können, die nicht auf die Ausfuhr von Riga oder Libau warten wollen. Es iſt zwar richtig, daß eine Bahn, die in einen Seehafen ausläuft, nie als eigentliche Sackbahn bezeichnet werden kann, aber gewiſſe Nachtheile einer ſolchen können doch nicht ausbleiben, wenn ſie dem Exportplatz nicht das ihm nach der geographiſchen Lage zukommende nächſte Handelsgebiet öffnet, ſondern ihn auf die Concurrenz mit dem viel ſtärkeren Nachbar anweiſt. Dieſer Nachbar iſt Königsberg. Sehen wir den Handels- und Schifffahrtsbericht für das Jahr 1873 ein — der für das letzte iſt noch nicht erſchienen — ſo finden wir das erfreulichſte Wachsthum conſtatirt. Königsberg iſt nicht vorwiegend Fondsbörſenplatz und „unſere Börſe war dem ſoliden und bedächtigen Charakter der hieſigen Bevölkerung entſprechend bei den ſpeculativen Ueberſchreitungen auch nicht entfernt ſo weit gegangen, wie manche andere Fondsbörſe.“ So wurde denn auch der Handel nicht in demſelben Maße wie wohl anderwärts in Mitleidenſchaft gezogen, und das Reſultat konnte im Allgemeinen als ein „befriedigendes“ bezeichnet werden. In beſonders günſtigem Aufſchwunge begriffen zeigte ſich das Getreidegeſchäft; das bis dahin beiſpiellos daſtehende Jahr 1871 (mit einer Geſammtausfuhr von 6,388,000 Centner im Werth von 17,900,000 Thaler gegen circa drei Millionen Centner im Werth von 8½ Millionen Thaler im Jahr 1869) wurde noch durch einer Geſammtausfuhr von 7,314,000 Centner im Werth von 20,400,000 Thaler nicht unerheblich übertroffen. Nicht ohne Intereſſe iſt es dabei zu erfahren, daß davon mehr als vier Millionen Centner im Werthe von reichlich zwölf Millionen Thaler aus unſerer Provinz herrührten und in ihrem Erlöſe ihr zu Gute kamen, während nur der kleinere und überdies nicht gleichwerthige Reſt von Rußland herangezogen war. Es ergiebt ſich daraus ebenſo die geſunde Grundlage des Königsberger Handels in dieſer Branche, als die Berechtigung der Annahme, daß derſelbe noch einer großen Erweiterung in der Zukunft fähig iſt, da der Größe der bebauten Länderſtrecken nach in der Zufuhr von Rußland und von der Provinz her das

umgekehrte Verhältniß richtiger erscheinen würde und bei ruhiger Fortentwickelung unserer Verbindungen mit dem Nachbarlande unzweifelhaft auch faktisch werden wird. „Nicht minder colossal", wir geben absichtlich die Worte des Berichts wieder, „war das Wachsthum in der Zufuhr des zweiten Hauptproductes, welches uns aus Rußland zugeht. 763,000 Centner Flachs, Hanf, fast acht Millionen Thaler werth und überwiegend russisches Product, kamen hier an", und die Ausfuhr war noch bedeutender. Finanziell befriedigend war auch der Heringshandel mit einer Zufuhr von 172,000 Tonnen. Ueber zweitausend Schiffe gingen im Vorhafen Pillau ein und aus. Der Import betrug im Ganzen 14½ Millionen Centner im Werthe von beinahe 85 Millionen Thaler, der Export zwölf Millionen Centner im Werthe von mehr als 78 Millionen Thaler. Davon kommt bei der Einfuhr etwa ⅓, bei der Ausfuhr etwa ½ auf den Seeverkehr. Diesem Aufschwung des Handels giebt das neue Börsengebäude, ein von dem Bremer Baumeister Müller ausgeführter Monumentalbau von würdigster Gestaltung, sichtlichen Ausdruck. Im Uebrigen aber geschieht für die Verschönerung der alten, höchst unregelmäßig gebauten Stadt wenig, und daß ein reicher Privatmann sich zu seinem Gebrauch ein stattliches Haus baut, das über die gewöhnlichste Handwerkerarchitektur hinausgeht und die Augen der Vorübergehenden mit einigem Recht auf sich ziehen darf, gehört noch immer zu den größten Seltenheiten. Die Betheiligung bei gemeinsamen Werken zur Erinnerung an verdiente Mitbürger ist meist eine recht spärliche, und die Beiträge stehen außer jedem Verhältniß zu der Wohlhabenheit der Zeichnenden. So müht sich die Bankgesellschaft schon seit Jahren vergebens, ein Capital zur Wiederherstellung der sogenannten Stoa Kantiana hinter dem Dom, der Begräbnißstelle des weltberühmten Philosophen, nach dem sich Königsberg noch jetzt so gern die „Stadt der reinen Vernunft" nennen hört, zusammenzubringen; so fließen die Beiträge zu dem Monument, für einen um die Stadt sehr verdienten Arzt (Dr. Burow) langsam marktweise zusammen; so muß für ein Kriegerdenkmal im Volksgarten gesungen und geredet und schließlich vielleicht sogar Lotterie gespielt werden. In allen diesen Fällen handelt es sich um einige Tausend Thaler, soviel eine kleine Zahl wohlhabender Männer, die das Herz nicht im Geldsack stecken haben, zur Ehre der Vaterstadt einwerfen könnte, um sich zugleich selbst eine Ehre zu erweisen. Aber dafür fehlt noch gar sehr das Verständniß. Bei solcher Generosität könnte die Einschätzungscommission ein höheres Einkommen wittern und die Steuerschraube anziehen. Was den Sinn für Gemeinnütziges anbetrifft, ist Danzig der Provinzialhauptstadt weit voraus. Dort ist noch ein schöner Rest von dem altpatrizischen noblesse oblige zu finden. — „Gegründet" ist auch bei uns, aber in einigen Fällen recht reell, und nur in wenigen geradezu unreell. Zu den

letzteren gehören noch nicht ohne Weiteres die Unternehmungen, die zu Grunde gegangen sind, wie die Elbinger Actiengesellschaft für Eisenbahnbedarf. Das beste Gründungsmaterial haben die Bierbrauereien hergegeben; die Actien einiger derselben sind auch in der schlimmsten Zeit kaum gewichen; sie stehen noch heute weit über pari, und andere, die allerdings zeitweise einbüßten, haben sich schnell wieder gehoben. Es müssen aber auch selbst die Baiern, die hieher verschlagen werden, einräumen, daß man selbst in München so schönes und kräftiges Bier nicht trinkt. Eine Spinnerei, eine Torffabrik und wenige andere Unternehmungen, bei denen die Verarbeitung heimischen Materials ins Auge gefaßt war, halten sich; die Zeitungen, die an Actiengesellschaften übergegangen sind, werfen den Inhabern des Papiers gute Procente ab. Die Gründer werden sich auch hier nicht vergessen haben, aber neben den Collegen auswärts, in deren Machinationen das Publicum in letzter Zeit Einsicht erlangt hat, scheinen sie doch immer noch „ehrliche Ostpreußen" gewesen zu sein und sich mit bescheidenen Vortheilen begnügt zu haben. Im Allgemeinen hat, in Folge des Aufschwungs unseres Handels und der Verbesserung unserer Communicationen, der Wohlstand in allen Schichten der Bevölkerung zugenommen; Landwirthschaft und Handel arbeiten einander in die Hand. Noch vor wenigen Jahren war oft für die besten Hypotheken kein Geld vorhanden, heute wird es oft vergeblich ausgeboten; obgleich die Landschaft die Beleihungsgrenze für ländliche Grundstücke nicht unerheblich erweitert hat, stehen doch die $4^1/_2$ procentigen Pfandbriefe 102—103. Sollte es sich bestätigen, daß die beiden hochmögenden Herren Canzler bei der letzten Kaiserzusammenkunft in Berlin auch über Erleichterungen des Grenzverkehrs verhandelt haben, so würde die Provinz Preußen sich bedanken können. Die Freude über diese Nachricht ist nur ein wenig durch das unheimlich auftauchende Gespenst des Schutzzolls gestört. Hoffentlich nur ein Gespenst! Aber das Vorsteheramt der Königsberger Kaufmannschaft hat doch für gerathen gehalten, ihm sofort zu Leibe zu gehen. Mit Bremen, dem Vorort für die Freihandelsagitation, ist schon in einer Adresse Fühlung gesucht, und so wird man gerüstet zum Kampfe dastehen, wenn er wirklich versucht werden sollte. Wir haben lange genug unser Eisen zu Gunsten der westlichen Provinzen theuer bezahlen müssen, und haben wenig Lust, uns wieder als Stiefkind behandeln zu lassen. N—s.

Aus Berlin. Der Schluß des Landtags. Proceß Arnim. — Endlich ist unser Landtag, der sich schon wie weiland der Regensburger Reichstag für permanent erklären zu wollen schien, doch zu Ende gegangen, und es ist zu guterletzt Alles erreicht und zu Stande gebracht worden, was überhaupt in Gefahr stand. Die Hitze der letzten Tage und das allgemeine Gefühl, daß es jetzt Zeit sei nach Hause zu gehen, hatte die friedfertige Stimmung

in beiden Häuſern des Landtags ſo verſtärkt und das Entgegenkommen beiderſeits ſo befördert, daß ſchließlich Alles mit einer Glattheit abging, als hätte eine Meinungsverſchiedenheit nie beſtanden. Das Abgeordnetenhaus hat, um die Seſſion nicht unfruchtbar verlaufen zu laſſen, in allen trennenden Punkten nachgegeben, ſoweit es nur möglich war, und das Herrenhaus hat dann ſeinerſeits gezeigt, daß es nicht ſo ſchlimm iſt als ſein Ruf, und hat, nachdem es ſeine Würde und Selbſtändigkeit gewahrt und eine Zeitlang die wichtigſten Geſetze in die äußerſte Gefahr gebracht, am Ende die dargebotene Friedenshand ergriffen und die Dinge ohne weiteres Beſehen angenommen, wie ſie aus der neuen Beſchlußfaſſung des anderen Hauſes zurückkamen.

Auf ſolche Weiſe iſt auf der Grundlage des bereits in dieſen Blättern beſprochenen Compromiſſes die Provinzialordnung glücklich zu Stande gekommen; zu der Oppoſition im Herrenhauſe gehörten ſchließlich faſt nur eine Anzahl von Bürgermeiſtern, wie die Herren von Forckenbeck und Haſſelbach, welche nun einmal an der Beſorgniß feſthalten, die ſtädtiſchen Intereſſen ſeien bei den neuen Provinzialbehörden nicht hinlänglich vertreten. Es iſt freilich in vieler Hinſicht ein Experiment und zwar ein gewagtes, was mit der Uebertragung wichtiger ſtaatlicher und wirthſchaftlicher Angelegenheiten an dieſe Selbſtverwaltungskörperſchaften gemacht wird, von denen im Grunde noch Niemand weiß, wie ſie ausfallen, weß Geiſtes Kind ſie ſind und welche Geſinnung und Hingebung für öffentliche Dinge bei ihnen herrſchen wird. Allein ohne eine ſtarke Doſis von Optimismus und Vertrauen werden große Reformen niemals ins Leben gerufen werden können, und ein Geſetzgeber, der nicht wagt, iſt überhaupt nicht im Stande, grundlegende Umgeſtaltungen vorzunehmen. So wollen wir denn hoffen, daß dies Vertrauen gerechtfertigt wird und die Provinzialordnung ſich als ein weiterer feſter und gediegener Grundſtein bei dem Umbau der innern Landesverwaltung in Preußen bewährt.

Wenn wir auf die Thätigkeit des nunmehr verfloſſenen Landtags zurückblicken, ſo ragen neben den Verwaltungsgeſetzen als zweite große Gruppe die Kirchengeſetze hervor. Auch ſie ſind ſämmtlich, fünf an der Zahl, nachdem das Herrenhaus erſt einige derſelben aufs Häßlichſte entſtellt und verunziert hatte, nach den Beſchlüſſen des Abgeordnetenhauſes angenommen worden. So iſt denn jetzt die Verfaſſung von einigen unklaren, phraſenhaften und vielmißbrauchten Sätzen befreit, den unbotmäßigen katholiſchen Prieſtern iſt der ſtaatliche „Brodkorb“ entzogen, die Klöſter ſind aufgehoben, die Verwaltung des katholiſchen Kirchengemeindevermögens iſt gegen ſchlechte Wirthſchaft und Entfremdung ſichergeſtellt; auch das aus dem Schooße der Volksvertretung hervorgegangene Altkatholikengeſetz iſt von beiden Häuſern gebilligt und der Zuſtimmung der Regierung gewiß; es wird ſonach der ſtaatstreuen Genoſſenſchaft innerhalb der katholiſchen Kirche der gebührende Genuß und Antheil am

Kirchenvermögen in Preußen nicht länger vorenthalten werden. Wir könnten die Aufzählung der legislatorischen Errungenschaften noch lange fortsetzen, denn nie ist eine Session fruchtbarer gewesen. Ich erinnere nur an ein so wichtiges und schwieriges Gesetz wie die Vormundschaftsordnung, welches unter anderen Umständen den Hauptinhalt einer ganzen Session hätte bilden können, jetzt aber im Drange anderer Angelegenheiten von noch größerem Interesse fast spurlos an der öffentlichen Aufmerksamkeit vorübergegangen ist. Wir leben nun einmal in einer Zeit des überspanntesten Bedürfnisses nach Reformen auf allen Gebieten des inneren Staatslebens. Die deutsche Einigung sowohl als die Vergrößerung und Neugestaltung des preußischen Staates stellen Ansprüche an die gesetzgeberische Thätigkeit, die geradezu beispiellos in der Geschichte sind. Man sollte aber nicht, wie es von conservativer Seite geschieht, diese Thatsache, welche aus den Ereignissen sich mit Naturnothwendigkeit ergiebt, einem unserer Zeit eigenthümlichen krankhaften Drange zuschreiben, Alles umzuändern und auf den Kopf zu stellen. Es werden auch wieder stillere Zeiten kommen, wo wir die Grundlagen für unser öffentliches Leben, wie sie die heutigen Verhältnisse erfordern, fertiggestellt haben und ruhig an Ausbau und Entwickelung arbeiten können.

So mögen denn jetzt Herren und Abgeordnete mit dem Bewußtsein treuer Pflichterfüllung und erfolgreichen Fleißes in die sauer verdienten Ferien gehen und sich stärken für die in einigen Monaten aufs Neue beginnenden Arbeiten des Reichstages. In Berlin aber wird es still und öde werden, und der stoffbedürftige Journalist kann nur hoffen, daß irgend ein auswärtiges Land die Kosten der politischen Unterhaltung für Europa übernimmt. Von unserm regen parlamentarischen Leben, wie es während fast neun Monaten geherrscht, ist jetzt nichts mehr übrig als die Reichsjustizcommission, welche mit rühmlichem Eifer die ganze lange Civilprozeßordnung durchberathen und sich bereits an den Strafprozeß gemacht hat, auch gesonnen ist, in edler Aufopferung und Entsagung noch länger allen Unbilden des Berliner Sommers zu trotzen. Allein der Fachmann mag ihren Berathungen mit höchstem Interesse folgen, das große Publicum muß darauf verzichten, in die Geheimnisse des juristischen Handwerks einzudringen.

Auch der Bundesrath, der etwas Leben in die politische Windstille zu bringen vermöchte, wird sich in den nächsten Tagen verflüchtigen; über seine Thätigkeit in der letzten Zeit verlautet, daß er die Steuererhöhungsfrage lebhaft und erfolgreich discutirt und zwei der eifrigsten Factoren des socialen Lebens der Neuzeit als die geeignetsten Objecte für diesen Zweck ausersehen habe, nämlich die Börse und das Bier.

Wenn dann auch der Bundesrath der Reichshauptstadt den Rücken gekehrt haben wird, sind wir vollständig in der Zeit der „sauren Gurke" angelangt.

Das einzige „Ereigniß", welches die allgemeine Stille durchbricht, ist der Proceß Arnim, der nunmehr in zweiter Auflage erscheint. Bekanntlich haben beide Parteien gegen das erstinstanzliche Erkenntniß Berufung eingelegt und das Kammergericht ist zur Stunde, wo wir schreiben, gerade daran, die Angelegenheit in zweiter Instanz zu behandeln. Der dicke Actenstoß wird noch einmal durchgearbeitet und die schlagfertigen Vertheidiger des Grafen legen noch einmal ihre scharfe Lanze zu seinen Gunsten ein. Ob es ihnen gelingen wird, ein günstigeres Urtheil für ihren Clienten zu erzielen, darüber wollen wir gerne keine Prophezeihung aussprechen, wir bezweifeln es aber sehr, selbst gegen die Autorität der vier berühmten ausländischen Juristen, welche die „Arnimschen" ins Treffen geführt haben. Das Interesse an diesem Proceß hat sich begreiflicher Weise sehr abgeschwächt, und es ist im Grunde ziemlich gleichgültig, wie der Gerichtshof urtheilt, zumal der Angeklagte seine Strafe durch die Untersuchungshaft bereits nahezu verbüßt hat. Sein Ruf als Diplomat und Beamter würde auch durch eine etwaige Freisprechung nicht wiederhergestellt werden; politisch und moralisch ist doch gegen ihn entschieden, wenn auch der Strafrichter keine Schuld an ihm entdecken sollte.

D.

Literatur.

Al. v. Humboldt über Varnhagens „Gallerie von Bildnissen". — In der russischen Zeitschrift Otetschestwenija Sapiski (Vaterländische Denkwürdigkeiten) schilderte N. Melgunoff seinen Besuch bei Alexander von Humboldt. Der Artikel ging auch in deutsche Zeitschriften über (Magazin für die Literatur des Auslandes. Nr. 37. 1840). Melgunoff berichtete darin:

Humboldt sprach von Varnhagen: — „Das ist," sagte er, „auch ein Mann, der gern Portraits zeichnet, und ohne Zweifel wird ihm Niemand seine große Geschicklichkeit abstreiten. Unlängst hat er eine Gallerie von den Personen herausgegeben, welche zu dem geselligen Kreise seiner Frau gehörten. Er schneidet darin hier und da zwar ins frische Fleisch (il coupe dans les chairs vives)", „doch dies Alles," fügte er lächelnd hinzu, „sind kleine Indiscretionen, die ich ihm seines guten Zweckes wegen gern verzeihe."

Kaum war Melgunoffs Artikel in Deutschland bekannt geworden, so desavouirte Humboldt Varnhagen gegenüber diese ihm zugeschriebene Aeußerung. Am 18. März 1840 schrieb er ihm (Briefe A. v. Humboldts an Varnhagen Nr. 41): „Eine geschmacklose Streitschrift des Herrn Gretsch gegen Melgunoff und gegen das mir ganz unbekannte Buch von König, voll Sibirien, Strangulation, geheimen Fonds und russischem Patriotismus, ein unausstehliches Machwerk! Wollen Sie es lesen, mein Theurer? Denn Sie allein verstehen es ganz. Das Buch könnte mich fast mit Herrn Melgunoff versöhnen, gegen den ich schon einigen Groll gefaßt. Ich habe zwar

keine Erinnerung von ihm und meinem Gespräch mit ihm, aber die Sprache, in der ich zu ihm sprach, muß er sonderbar gedeutet und in die seine übertragen haben, wenn er mich gegen den auftreten läßt, dessen große geistige Gaben und Anmuth des Stils wie der Sitten ich überall preise. Wie ist es glaublich, daß ich gegen Sie ausbrechen werde in der einzigen Unterhaltung, die ich mit einem Manne habe, der mir einen Brief von Ihrer Hand bringt! Wer kennt an mir so unvorsichtige Orinoco-Sitten? —"

Diese Aeußerung sollte aber wohl nur ein calmirender Bleiwasserumschlag auf Varnhagens eitle, leicht reizbare Empfindlichkeit sein. Denn in der That hatte Humboldt schon vier Jahre früher, bald nach dem Erscheinen der erwähnten „Gallerie von Bildnissen," am 25. Mai 1836 auch an Frau v. Wolzogen fast wörtlich dasselbe Urtheil geschrieben.

„Lesen Sie," schreibt er der Freundin in einem bisher unbekannt gebliebenen, uns im Original vorliegenden Briefe, „Varnhagens Gallerie von Bildnissen aus Rahels Umgang. Die Briefe von Genz sind wundervoll, die von Caroline Humboldt, so schön sie sind, hätte ich doch weggewünscht, die Gesellschaft mit Graf Tilly, Gualtieri . . . . . mißfällt mir. Caroline gehört einer höheren, reineren Sphäre an. Von Burgsdorf steht auch mehr darin, als ich wünschte. Doch seien Sie nicht ängstlich deßhalb. Diese Art, wie ein Ehemann aus intellectueller Ruhmbegier die zartesten Verhältnisse der Gattin, wie das Kind*) (dont le livre est plustot une gest qu'un discours) seine weibliche Unwürde zur Schau giebt, sind Zeichen der Zeit, — nicht der Zeit, die Sie, Edle, so meisterhaft geschildert: Solche Publicität erfreut allerdings nach Jahrhunderten. Wie gewinnt man es aber über sich selbst, wenn die Asche noch kaum erkaltet ist, so rauh einzuschneiden in das, was Fleisch war!" —

Nun, auch Ludmilla hats über sich gewonnen, die „theure, liebe, geistreiche Freundin," wie sie Humboldt öfter nennt, in der von ihr schon in seinem Todesjahre besorgten Ausgabe der „Briefe Humboldts an Varnhagen." Von Humboldts Zweizüngigkeit war übrigens auch der General Friedrich von Gagern überzeugt. Er saß einst in Berlin neben Humboldt zu Tische, und dieser unterhielt ihn von der doppelten Rolle des Malers Vernet, der bald in Paris sich über den russischen Hof, bald in Petersburg sich über den französischen Hof lustig mache. Gagern fügt dieser Erzählung hinzu: „Ich glaube, daß andere Leute eine ähnliche spielen." (Leben Friedrichs von Gagern, von Heinr. v. Gagern. III. 488). J. L.

*) Bettina, „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde." Berlin 1835.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 18. Juni 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

Eduard Mörike.

Von Wilhelm Lang.

In den letzten Tagen, bevor er von der tödtlichen Krankheit befallen wurde, trug sich David Friedrich Strauß mit dem Gedanken, einen biographischen Versuch über Eduard Mörike auszuarbeiten und denselben seinen Ludwigsburgern vorzutragen, in deren Mitte er vor Kurzem zurückgekehrt war. Die Landsleute sollten wissen und schätzen lernen, welch seltener Dichtergenius aus ihrer Mitte hervorgegangen sei. Ihm selbst wäre es eine erquickliche Beschäftigung gewesen, inmitten der verstimmenden Kämpfe, in die ihn der Alte und Neue Glaube verwickelt hatte, ein stilles Asyl, in das er vor dem tobenden Lärm sich zu retten gedachte. Von früher Zeit hatte er den älteren Freund beobachtet, zum Studium gemacht, sich dessen eigener Art erfreut und sie mit so viel Strenge als Liebe beurtheilt. Die gelegentlichen Aeußerungen, die er über Mörike veröffentlicht hat, zeigen, daß er sich ebenso in den innersten Kern von dessen Natur zu versetzen und mit ihr zu empfinden wußte, als ihm die Schranken derselben und ihre Mängel gegenwärtig waren. Der Tod hat ihn verhindert, seinen Vorsatz auszuführen, Jetzt entbehren wir eine Charakteristik aus der competentesten Feder. Strauß stand ihm nahe genug, daß er mit den Bedingungen völlig vertraut war, aus denen ein so eigenartiges Talent erwuchs, und sein Urtheil war andererseits unbestochen genug, auch dem Freunde die Wahrheit nicht zu ersparen. Er stand zu ihm in einem ähnlichen Verhältniß wie zu Justinus Kerner, an den ja auch mehr als eine Seite in Mörikes Wesen erinnert. Freilich der Eine war immer im Verkehr mit allerlei Arten von Menschen, die ganze Welt drückte er an sein weites Herz, während der Andere ängstlich darauf bedacht war, sie sich vom Leibe zu halten. Aber die beiden Ludwigsburger Poeten waren Originale. Darin vor Allem glichen sie sich, daß auf ihrer Persönlichkeit ein eigener poetischer Zauber lag. Man kannte sie nur halb, wenn man nur ihre Gedichte kannte. Bei beiden gehörte die Kenntniß des Menschen dazu, um den Dichter zu verstehen.

Das äußere Leben Mörikes ist freilich einfach genug verlaufen. In sich selbst eingesponnen begehrte er wenig von der Welt. Nur den nächsten

Freunden erschlossen und mittheilsam, kümmerte ihn wenig was draußen vorging. Heiter, voll innerer Freiheit, die ihm widrige Lebenserfahrungen nicht rauben konnten, voll Schalkhaftigkeit und Laune, die er in der Gebrechlichkeit des Leibes sich bewahrte, so verharrte er bis zum Ende in seinem Schneckenhaus, die feinen Fühlfäden fest eingezogen, sich selbst genug in der eigenen Welt, die ihm die ewig bewegliche, immer neue Tochter Jovis zu einem seltsam wunderprächtigen Palast ausschmückte.

Er war am 8. September 1804 zu Ludwigsburg geboren, als Sohn des dortigen Oberamtsphysicus, achtzehn Jahre jünger als Justinus Kerner, drei Jahre älter als Strauß und Vischer. Zur Theologie bestimmt, kam er mit vierzehn Jahren in eine jener klösterlichen Anstalten Württembergs, deren Vorzüge und Schattenseiten schon so oft beschrieben sind. Für seine Promotion war Urach an der Reihe; wie Blaubeuren in einem verborgenen Waldthal der schwäbischen Alb gelegen. Fächerartig verzweigen sich hier nach allen Seiten die Thalgründe, dichte Buchenwälder bedecken rings die Berge, ihre Stirnen sind mit sonnigen Kalkfelsen bekrönt, auf einem derselben steht die Burg Hohenurach aufgerichtet und hinter ihr aus heimlicher Waldesecke stürzt ein Wasserfall in leichtem Schwung zu Thale. Mörike hat die Reize des geliebten Thals — „Du meines Lebens andere Schwelle! Du meiner tiefsten Kräfte stiller Heerd! Du meiner Liebe Felsennest!“ — in einem seiner schönsten Gedichte besungen, ein Denkmal zugleich und classischer Ausdruck der süßen Gefühle, unter denen empfängliche Jugend Jahr aus Jahr ein in dieser klösterlichen Einsamkeit heranreift.

Im Jahre 1822 traf er mit seiner Promotion im Tübinger Stift ein. Es scheint aber nicht, daß er jemals ernstlich irgend welchen Studien obgelegen hat. Von der Muse berührt, begabt zu allen Künsten, ein musikalisches Talent und mehr noch ein mimisches, wob er schon jetzt eine poetische Welt um sich, zu der nur wenige gleichgestimmte Freunde Zutritt hatten. Als die Eingeweihten schlossen sie sich streng gegen die profane Welt ab, sie ersannen sich eine eigene Mythologie, ein eigenes Fabelland, das sie mit den Gestalten ihrer schwelgerischen Phantasie bevölkerten. Aus dieser Zeit stammt „der letzte König von Orplid“, der später als Schattenspiel seine Stelle im Maler Nolten gefunden hat, wie ihr Ludwig Bauers „Heimlicher Maluff“ und „Orplids letzte Tage“ angehören. Der frühreife Wilhelm Waiblinger, freilich eine ganz andere Natur, war anfangs ein Genosse dieses Kreises, er war gleichen Alters mit Mörike, in demselben Jahre ins Stift getreten. Enger schloß sich dieser an L. Bauer an, der ein Jahr älter war, und der Schilderung, welche Strauß von dem Letzteren entworfen hat, verdanken wir auch einige Federstriche über Mörike, welche zeigen, wie früh sich dieser zu der eigenthümlichen Natur entwickelte, deren Züge seitdem unverändert feststanden.

„Welche Kluft" — ſchreibt Strauß — „zwiſchen Mörike, der mit nordiſch-oſſianiſcher Sehnſucht in den verödeten Gaſſen ſeines ſelbſtgeſchaffenen Orplid weilt, und Waiblinger, den ſein Genius unwiderſtehlich nach dem Süden, zu den Denkmälern römiſcher Kunſt und Größe treibt. Jener ſo innerlich, daß es ihm ſchwer wird aus ſich herauszukommen; dieſer ſo außer ſich, daß er oft genug ſich ſelbſt verliert! Jener mit unwiderſtehlicher Neigung zum Träumen; dieſer mit nie geſtillter Sehnſucht nach Geſtalten. Der Eine in ſeinem Schneckenhauſe ſich reinlich aber weichlich gegen die Wirklichkeit verbauend; der Andere in den Strudel des Lebens ſich werfend, ohne weder den Kampf noch den Schmutz deſſelben zu ſcheuen . . . War Waiblinger impoſant, ſo erſchien Mörike räthſelhaft. Er blendete ſchon deswegen nicht, weil er ſich entzog. Von dem geheimnißvollen Brunnenſtübchen, von dem am Tage künſtlich verdunkelten und kerzenerleuchteten Gartenhauſe, worin er mit ſeinen Erwählten im Shakeſpeare leſe, oder von Orplid, der Stadt der Götter, ſich unterrede, gingen nur dunkele, wunderliche Sagen im Volke. Nun wurde es Einem einmal ſo gut — das hielt aber ſchwer —, in ſeine Nähe zu kommen, und war er ernſt, von ſeinem aus innerſten Seelengrunde heraufquellenden Worte getroffen, oder in heiterer Stunde von ſeinem unvergleichlichen Talente humoriſtiſcher Mimik fortgeriſſen zu werden. Man wußte nicht, wie Einem geſchah; an die Geniefrage dachte man gar nicht, ſo wenig als Mörike ſelbſt daran dachte: das aber wußte man, faſt ohne noch ſeine Gedichte zu kennen, daß hier ein Dichter ſei. Ja, Mörike iſt für uns Alle, die ſein Weſen unmittelbar oder mittelbar berührt hat, das Modell deſſen geworden, was wir uns unter einem Dichter denken. Und wir waren an kein ſchlechtes Modell gerathen, ſollte ich meinen. Ihm verdanken wir es, daß man Keinem von uns jemals wird Rhetorik für Dichtung verkaufen können, daß wir allem Tendenzmäßigen in der Poeſie den Rücken kehren; daß wir Geſtalten verlangen, nicht über Begriffsgerippe hergezogen, ſondern ſo wie ſie leiden und leben, mit einem Blick vom Dichter erſchaut und ins Daſein gerufen. Ja, Mörike iſt Dichter, jeder Zoll ein Dichter." Das war der Eindruck, den Alle von ihm hatten. Noch während der Univerſitätszeit ſchrieb Ludwig Bauer an den wegen Krankheit Abweſenden im Ueberſchwang jugendlichen Freundſchaftgefühls: „Wenn ich an Dich gedenke, iſt mirs, wie wenn ich im Shakeſpeare geleſen hätte. Aber dies iſt mir lieb, daß nur dann Dein ganzes wunderbares Selbſt vor mir ſteht, wenn ſich die gemeinen Gedanken wie müde Arbeiter ſchlafen legen und die Wünſchelruthe meines Herzens ſich zitternd nach den verborgenen Urmetallen hinabſenkt. O Eduard, jetzt weiß ich erſt, wie lieb ich Dich habe. Die Poeſie des Lebens hat ſich mir in Dir verkörpert, und Alles was noch gut an mir iſt, ſehe ich als ein Geſchenk von Dir an."

Zunächst verlangte die Prosa ihr Recht. Von Tübingen ging es den gewöhnlichen Weg eines württembergischen Theologen. Der geprüfte Candidat wurde Pfarrvicar in verschiedenen Dörfern des Landes, und im Jahre 1834 erhielt er die Pfarrei Cleversulzbach bei Weinsberg. Es ist dasselbe Dorf, in welchem Schillers Mutter begraben liegt. Mörike ließ ihr im Jahre 1837, zur Zeit da Schillers Denkmal in Stuttgart aufgerichtet wurde, einen Denkstein setzen und widmete ihr die Distichen: „Auf das Grab von Schillers Mutter." Schon zwei Jahre, bevor er in das Pfarrhaus zu Cleversulzbach zog, dessen Idylle im „Alten Thurmhahn" verewigt ist, war sein Roman „Maler Nolten" erschienen, ein Jugendwerk, das aber, reich an Erfindung, zugleich eine ungewöhnliche Reife verrieth, in der Mannigfaltigkeit der eigenthümlichen Charaktere, wie in der Kunst der Darstellung. Ein eigener Zauber lag in der kunstvoll behandelten Sprache. Das Tragische und das Komische schien gleichmäßig dieser Dichter zu beherrschen, der seltsam ergreifende Töne anzuschlagen verstand. Für einen Achtundzwanzigjährigen, der noch nichts von der Welt gesehen, war es ein vielversprechender Anfang, der nicht voraussehen ließ, daß der Dichter nie wieder an einem Stoff von ähnlichem Umfang und ähnlicher Bedeutung sich versuchen werde. Mörike hat später noch andere erzählende Gedichte geschrieben, in Prosa und in Vers, aber sie sind anspruchslos, sie wollen blos erzählen, sie erzählen vortrefflich, aber das ist Alles. In jenem Roman hatte es geschienen, als traue er sich die Kraft zu, an gewaltige Schicksalstoffe, vielleicht an gesellschaftliche Probleme sich zu wagen. Allein diese Saiten hat er nie wieder berührt. Die Lust am Erfinden und Erzählen ist ihm geblieben, aber was er erzählt ist ein heiteres Begebniß, ein Schwank, ein Märchen, ein Idyll. Die Idylle vom Bodensee hat nur ein echter Dichter erfinden können, aber es fehlt ihr der Hintergrund von Hermann und Dorothea.

Die volle Eigenthümlichkeit des Dichters offenbarte sich erst in den Gedichten, deren erste Sammlung 1838 erschien. Im Jahre 1873 erschien die fünfte, ein Hinweis, wie langsam er sich Bahn brach. Vergebens hatte Friedrich Vischer sofort in den hallischen Jahrbüchern auf den Goldgehalt dieser Dichtungen hingewiesen. Nur spät gewann das Publicum ein Verhältniß zu dem Dichter, der in der That in so eigenartiger und fragwürdiger Gestalt hervorgetreten war, daß er eher ein Räthsel aufzugeben als zum Genuß einzuladen schien. Auch die schönste Gabe war wenigstens nicht ohne eine Beimischung von Räthselhaftem. Aus verborgenen Tiefen glänzten die Edelsteine herauf, aber sie ließen sich nicht mit Händen greifen. Wunderbar trifft Mörike den Ton des Volksliedes, wie nur Wenige, aber das frischeste und leichteste Gebilde hat zugleich wieder einen vornehmen hohen Klang, der die Profanen abweist. Man sollte nicht so viel darüber schelten, daß er nicht

populär geworden ist. Er ist wirklich nicht für die große Menge. Die Schönheit seiner Muse ist schlicht und doch fremdartig, sie liegt nicht offen zu Tage, ja sie scheint sich scheu und absichtlich zu verbergen. Sie läßt sich suchen, beglückt überreich den, der sie gefunden, und wer sie dann kunstgerecht zergliedern will, dem zerfließt sie ins Weite.

In den hergebrachten Kategorien war dieser Dichter schwer unterzubringen. Mit der älteren schwäbischen Schule hatte er offenbar kaum einen Zusammenhang. Am ehesten durch die romantischen Elemente seiner Poesie; allein auch sie erscheinen bei ihm in neuer selbständiger Gestalt. Nichts ist überkommen, Alles frei ersonnen. Wo er Romanzen singt, bearbeitet er nicht ältere, gegebene Stoffe, er erfindet sie selber, und er gewinnt so an Stimmung, was an Deutlichkeit der Zeichnung abgeht. Denn in der Stimmung sind diese Bilder immer vortrefflich, auch wenn die Umrisse vor der Einbildungskraft des Lesers unsicher verschweben. Mörike hat das Wunderbare, Traumhafte, das Märchen mehr cultivirt, als irgend einer der schwäbischen Dichter. Allein vom Mittelalter ist in seinen Liedern keine Spur. Nichts von biederen Recken, mächtigen Humpen, Harfenspiel und zarten Ritterfräulein. Der ganze Apparat des Mittelalters, nicht blos die Tendenz, ist abgestreift; nur als reines Spiel der absichtslosen Phantasie tauchen seine Gestalten auf und flattern vorüber, nachdem sie die Seele geisterhaft berührt. Mit seinen Traumgestalten war es übrigens Mörike sozusagen Ernst. Wirklichkeit und Dichtung flossen ihm ineinander. So sehr hatte er sich in seine poetische Welt eingelebt, daß sie ihm als die wirkliche galt. Verborgene Kräfte fühlte er um sich walten, er glaubte an Ahnungen, an einen mystischen Zusammenhang mit den Geistern abgeschiedener oder ferner Personen; aus seinem eigenen Leben konnte er mehr als einen Vorfall dieser Art gläubig erzählen und sich ernsthaft darüber besinnen, wie dies mit den Gesetzen des gemeinen Lebens zusammenhänge. Gespenster pflegten ihn in jedem Hause zu beunruhigen, ihm sprachen die Vögel, die Quellen, der Wind und der Wald, nur daß man freilich nie bei ihm wußte, wo der Dogmatiker aufhörte und der Poet begann, wo der Ernst in Schalkhaftigkeit umschlug. Denn er vermied eine klare Auseinandersetzung zwischen dem naiven Dichter und dem aufgeklärten Denker in ihm. Vielmehr ergötzte ihn das verworrene Spiel, das die beiden in ihm trieben. Und wenn er in witziger Laune war, schonte er sich selber am wenigsten.

Zu jenem romantischen Element seiner Poesie kam aber nun ein anderes, das er noch weniger von den älteren Schwaben überkommen hatte: die zierliche Heiterkeit, die spielende sinnvolle Grazie. Er hatte sie bei den Griechen gelernt, von denen die Elegiker und die Epigrammatiker ihm ganz besonders ans Herz wuchsen. Das Sonett „Antike Poesie" ist schon aus dem Jahre 1828, seine Distichen an Theokrit von 1837. Im Jahre 1840 gab er eine

„Klaſſiſche Blumenleſe" heraus, „eine Auswahl von Hymnen, Oden, Liedern, Elegien und Idyllen, Gnomen und Epigrammen von Griechen und Römern". Er übte ſich auch ſelbſt in der Ueberſetzung namentlich Anakreons und Theokrits, und zumal die ſpäteren Gelegenheitsgedichte ſind ganz im Geiſte dieſer Vorbilder erfunden und ausgeführt. Aber etwas von dieſem Sinn für graziöſe Form iſt ſeinen Liedern überhaupt eigen; auch wenn er ein phantaſtiſches Märchen erzählt, iſt es von einem Strahl claſſiſchen Formenſinnes durchleuchtet, ſelbſt das Märchen vom „Sicheren Mann" iſt in das homeriſche Versmaß gegoſſen, und ſo wird denn, wenn man überhaupt die Ingredienzien ſeiner Poeſie am Finger herzählen will, geſagt werden können: auf dem Boden des Volksliedes breitet ſich eine phantaſtiſche Traumwelt aus, die aber durch die Form der Antike gebändigt und zur Schönheit bezwungen iſt: die Miſchung dieſer Elemente, das war eben ſeine Eigenthümlichkeit, ſeine dichteriſche Individualität.

Auch ſo noch umſpannte dieſe Poeſie ein Gebiet von nur mäßigem Umfang. Die Welt der Wirklichkeit dichteriſch zu geſtalten, war ihm nicht gegeben. Wie er in ſich ſelbſt, eine reine harmoniſche Natur, nichts von Kämpfen wußte, ſo griff auch ſeine Muſe nichts an, das ſie erſt hätte bewältigen müſſen. Strauß nannte ihn einen Schmetterling. „Wir möchten Mörike", ſchrieb er ſchon vor dreißig Jahren, „ſtärkere Aſſimilationsorgane, oder um es richtig zu ſagen, derbere poetiſche Freß- und Verdauungsorgane wünſchen. Die rauhe rohe Wirklichkeit, die Geſchichte mit ihrem oft herben Kern in bald lederner, bald ſtachlicher Schale iſt unſerem zartgefügten Dichter eine zu harte Nuß, für die er kein Gebiß, keinen Magen hat." Die Freunde haben Mörike nicht verwöhnt, ſie ließen es nicht an Rath und Aufmunterung fehlen. Aber verſuch es bei dem Vogel, der in den Zweigen ſingt, mit wohlgemeinten Rathſchlägen! Mörike wäre nicht Mörike geweſen, wenn er ſich wirklich an die harte Nuß hätte machen wollen. Alles äußere Begebniß war für ihn nicht vorhanden; die Zeit, in der er lebte, hat keinerlei Spur in ſeine Dichtungen eingedrückt. Es ſoll nicht als Tadel geſagt ſein, aber es iſt charakteriſtiſch, daß die fünfzig Jahre Weltgeſchichte, die der Dichter miterlebte, daß die Kämpfe der Zeitgenoſſen, des Vaterlandes Sorgen, Leiden und Triumphe ihm auch nicht eine Zeile zu entlocken vermochten. Und doch war er nicht theilnahmlos. Man weiß durch Paul Heyſe, daß Mörike über der Politik mit ſeinem demokratiſchen Freund Hermann Kurz zerfiel. Doch ſeine Muſe hielt er rein und frei von ſolcher Berührung. Zeitlos, träumend von anderen Sternen, ging ſie durch dieſe Welt.

Volle Gaben hat ſie geſpendet, aber ſeltene. Mörikes Dichterquell iſt kein reichſprudelnder geweſen: die ſpäteren Ausgaben haben nicht ſehr erhebliche Bereicherungen erfahren. Um die Wahrheit zu ſagen: die Willenskraft iſt

unter den Eigenſchaften des liebenswürdigen Dichters nicht die vornehmſte geweſen. Er rief die Muſe niemals heran, noch ſuchte er die widerſtrebende feſtzuhalten; vielmehr wartete er die glückliche Stunde ab, da ihm die Göttin erſchien. Er dichtete, wenn er bei Laune war; alle ſeine Lieder ſind, im Goetheſchen Sinne, Gelegenheitsgedichte. Was er außerdem ſchrieb, geht in wenige Bändchen zuſammen: eine Sammlung erzählender und dramatiſcher Dichtungen unter dem Titel „Iris" (1839), die Idylle vom Bodenſee (1846), das Stuttgarter Hutzelmännlein (1853), Mozart auf der Reiſe nach Prag (1856), vier Erzählungen (1856), dazu noch Ueberſetzungen aus der griechiſchen Anthologie und den Elegikern; das iſt Alles. Auch die Beſchwerden des Leibes mochten ſein Schaffen vielfach hemmen. Kränklichkeit, und wohl auch Mangel an innerer Neigung, hatten ihn veranlaßt, die Pfarrerſtelle in Cleverſulzbach aufzugeben. Die nächſte Zeit hielt er ſich in Hall, ſpäter in Mergentheim auf. Später wurde ihm eine Lehrſtelle für deutſche Literatur am Katharinenſtift in Stuttgart, einer Erziehungsanſtalt für Töchter, übertragen, die er bis zum Jahre 1866 bekleidete. Von da an lebte er zumeiſt in ländlicher Abgeſchiedenheit in den Städtchen Lorch und Nürtingen, über die Grenzen Schwabens iſt er nicht hinausgekommen, und die letzten Jahre brachte er wieder in Stuttgart zu, faſt völlig vereinſamt, in ſeinen Griechen überſetzend, zuweilen durch kleine poetiſche Gaben die wenigen Freunde erfreuend, und in der letzten Zeit noch mit dem Plane beſchäftigt, eine zweite, theilweiſe umgearbeitete Ausgabe des „Maler Nolten" zu veranſtalten. Sorge, häusliches Ungemach und Krankheit haben ihn bis zuletzt heimgeſucht, dem Adel ſeiner Seele vermochten ſie nichts anzuhaben. Er war ein ſeltener Menſch und ein Dichter von Gottes Gnaden, der dem geiſtigen Beſitz unſeres Volkes echte, unvergängliche Perlen hinzugefügt hat.

Die Vorbildung der Geiſtlichen.

Von Janus.

Die Nummer 16. dieſer Zeitſchrift brachte einen Aufſatz über „den Theologenmangel und die Zukunft der theologiſchen Facultäten", in welchem die Auflöſung der letzteren befürwortet wurde. Es war damit erſtmals ein Gedanke zur öffentlichen Beſprechung gebracht, der Vielen längſt im Sinne lag, und der ſicher einmal angeregt, nicht wieder zur Ruhe kommen wird, bis er irgendwie Verwirklichung gefunden hat. Je ernſtlicher man jenen Vorſchlag von den verſchiedenſten Seiten aus erwägt, deſto entſchiedener empfiehlt er ſich. Daß der Staat, der jetzt eben im Begriff ſteht, ſeine bisherigen engeren Beziehun-

gen zu den privilegirten Kirchengeſellſchaften aufzuheben, ohne Selbſtwiderſpruch künftig nicht mehr Facultäten zur Ausbildung der Diener zweier beſonderen Confeſſionen halten darf, das iſt ja wohl eine Jedermann einleuchtende, faſt ſelbſtverſtändliche Wahrheit. Kommt dann noch hinzu, daß innerhalb jeder der beiden Confeſſionen der Gegenſatz der Richtungen zwiſchen Alt- und Neugläubigen ein ſo ſchroffer und unverſöhnlicher wird, wie dies eben ſeit den letzten Jahren in beiden Kirchen der Fall iſt, ſo wird es ja dem Staate geradezu unmöglich, bei der Beſetzung der theologiſchen Facultäten diejenige Unparteilichkeit zu bewahren, die doch in Zeiten erregter religiöſer Leidenſchaften für den Staat geradezu erſte Pflicht einer weiſen Politik ſein muß.

Dieſer Grund fällt allein ſchon ſo ſtark ins Gewicht, daß ſchon von hier aus angeſehen, die Aufhebung der theologiſchen Facultäten von Regierungen und Volksvertretungen alles Ernſtes ins Auge gefaßt zu werden verdient. Wir mögen uns ja immerhin der Ueberlegenheit unſerer deutſchen Kirchenpolitik über die italieniſche rühmen; aber Etwas von den klugen Italienern zu lernen dürfte denn doch auch uns ſchwerfälligen Germanen gar nichts ſchaden. Möchten alſo die Leiter unſerer inneren Politik doch auch einmal etwas eingehender die Frage ſtudiren, ob denn nicht am Ende doch dieſelben Gründe, welche im neuen Italien für Aufhebung der theologiſchen Facultäten ſprachen, auch im neuen deutſchen Reich ebenſo entſchieden dafür ſprechen dürfen, rein vom politiſchen Geſichtspunkt aus betrachtet.

Allein dieſer Geſichtspunkt iſt nach unſerer Anſicht noch nicht der einzige. Außer dem Intereſſe des Staats, ſpricht auch dasjenige der Univerſität oder Wiſſenſchaft und ſogar das des religiöſen Volkslebens für die Aenderung der bisherigen Weiſe der Vorbildung der Geiſtlichen.

Daß unſer Univerſitätsweſen an tiefgehenden Mängeln leidet, welche dringend der Abhülfe bedürfen, ſoll nicht der Nutzen dieſer Bildungsanſtalten für die Zukunft arg verkümmert werden, das iſt ja wohl von allen competenten Stimmen gegenwärtig anerkannt. Ebenſo iſt auch darüber kaum ein Zweifel, daß unter den der Abhülfe bedürftigen Mängeln die zunftmäßige Abſperrung der Facultäten und der Disciplinen gegeneinander nicht der kleinſte und letzte iſt. Nun ſcheint uns aber dieſer Zunftcharakter bei keinem Fach ſo groß und ſchlimm zu ſei, als bei der Religionswiſſenſchaft. Die Religion iſt in der Wirklichkeit des Menſchenlebens eine Erſcheinung von nichts weniger als iſolirtem Charakter; ſie greift thatſächlich, empfangend wie gebend, in alle andern Lebensgebiete ein und zwar oft genug als ein Hauptfactor ihrer Geſtaltung und Entwickelung. Die politiſche und Culturgeſchichte läßt ſich ohne ſie gar nicht verſtehen; ſie ſteht mit der Philoſophie bald im Bund bald im Gegenſatz; ſie greift tief ein in die Geſchichte der Sprachbildung und der Poeſie der Völker; ſie ſpielt in der Geſchichte der Erziehung und des Schulweſens

eine hervorragende Rolle; ſie übt auf die Bildung des Rechtsbewußtſeins und der Rechtsinſtitutionen zeitweiſe einen wichtigen Einfluß; ſelbſt in der Geſchichte der Medicin wäre es nicht ſchwer, ihre Spuren aufzuweiſen. Hiſtoriker alſo, Philoſophen und Philologen, Pädagogen und Juriſten und faſt auch Mediciner — ſie alle hätten eigentlich Grund, ſich für die Religionswiſſenſchaft zu intereſſiren. Warum thun ſie es doch factiſch nicht? — weil dieſelbe ihnen nur als theologiſche Zunftweisheit entgegentritt! Eingeengt in die Grenzpfähle einer beſonderen Facultät, welche durch ihren praktiſchen Zweck als Bildungsanſtalt für die Diener der einzelnen Kirchen, an deren particuläre Intereſſen und Statuten gebunden iſt, kann natürlich die Wiſſenſchaft der Religion kaum anders als von engen und einſeitigen Geſichtspunkten aus behandelt werden. Daraus ergiebt ſich aber die nothwendige Folge, daß die in ſolcher Zunftweisheit gebildeten Religionsdiener ihr Leben lang eine einſeitige und verſchrobene Anſicht über Religion und Kirche und deren Verhältniß zu Wiſſenſchaft, Staat, Geſellſchaft und dergleichen behalten, daß ihnen die wirkliche Welt, in der ſie leben und wirken ſollen, von Anfang und für immer ganz fremd und unverſtändlich iſt, daß ihnen das irdiſche Vaterland, deſſen Bürger ſie miterziehen ſollen, dem himmliſchen gegenüber ganz werthlos iſt. Ebenſo natürlich iſt es aber auch auf der andern Seite, daß die meiſten Nichttheologen ſich um eine zünftige Theologie nichts kümmern und in Folge deſſen dann freilich von religiöſen Dingen überhaupt nur eben ſoviel wiſſen, als ſie von den dunklen Erinnerungen ihrer Schulzeit her noch etwa zufällig behalten haben. Begreiflich iſt dies Alles recht gut; aber gut und heilſam iſt es gewiß nicht, am wenigſten in unſerer kirchlich ſo bewegten Zeit. Wie können denn die Männer, die ſich über dieſes ganze Gebiet nie klare und wiſſenſchaftlich begründete Anſichten gebildet haben, in richtiger Weiſe in den kirchlichen Kämpfen mitrathen und thaten? Oder wie Viele unter den am kirchlichen Kampf betheiligten Nichttheologen mögen es wohl ſein, die jemals es der Mühe werth fanden, die Entſtehung und die Entwickelung der chriſtlichen Religion und Kirche zum Gegenſtand eines über die Schulcompendien und über das Converſationslexicon hinausgehenden Studiums zu machen? Nein, man iſt ja von der Univerſität her nicht anders gewohnt, als daß dieſe Dinge Niemanden etwas angehen, als eben nur den Fachtheologen; dazu ſind ja eben die theologiſchen Facultäten da, um das eben ausſchließliche Privilegium auf alle dieſe Wiſſenszweige zu haben und anderen Leuten das unbequeme Nachdenken darüber zu erſparen! Wie nun aber, wenn gerade die Fachtheologen meiſtens jene Fragen eben nicht rein wiſſenſchaftlich geſchichtlich, ſondern vielmehr nach feſtſtehenden dogmatiſchen Vorausſetzungen und im Dienſte der apologetiſchen Intereſſen ihrer Kirchen behandeln, alſo von einem Standpunkt aus, der zum Geiſt der Gegenwart in ſo ſchneidendem Wider-

ſpruch ſteht, daß in ſeinem Lichte betrachtet, die heutige Kirchenpolitik des Staates faſt nur als ſacrilegiſcher Frevel erſcheint? Denn man bedenke wohl, daß eine derartige kirchlich gebundene Theologie, wie ſie an faſt allen Facultäten gelehrt wird, jene Autonomie der Schule und Wiſſenſchaft, der Ehe und des Staates, wie ſie unſere Zeit kategoriſch fordert, nun und nimmer zugeben kann, ohne ihren eigenſten Vorausſetzungen von der Kirche als ausſchließlicher Inhaberin der Wahrheit und Gerechtigkeit ungetreu zu werden! Zu welch heilloſer Verwirrung der Geiſter muß es am Ende führen, wenn ein Theil der künftigen Volkserzieher an der ſtaatlichen Hochſchule, alſo im Namen und Auftrag des Staates ſelbſt, zu Anſchauungen herangebildet wird, die denen des Staates ſelbſt und den Principien ſeiner Geſetzgebung und Praxis diametral widerſprechen?

Wir wiſſen nun zwar wohl, daß unter den fachmäßigen Theologen nicht alle an jener kirchlichen Gebundenheit leiden, ſondern daß auch Einzelne und ſogar einige ganze Facultäten liberale Theologie treiben. Aber wer kann es verkennen, daß die Stellung dieſer liberalen Theologen gegenwärtig höchſt precär, ihr öffentlicher Einfluß ſogut wie ganz verſchwindend iſt? Welcherlei Gründe auch zu dieſer auffallenden Erſcheinung mitgewirkt haben mögen — leugnen läßt ſie ſich nicht wohl. Und vielleicht ſind doch auch die liberalen Theologen ſelbſt dabei nicht ohne Schuld. Ihre ſteten Verſicherungen, ſich mit der Kirche der Apoſtel und Reformatoren in weſentlichem Einklang zu wiſſen, mögen ſie immerhin ſubjectiv ganz wahr und von den edelſten Motiven der Pietät gegen das geſchichtlich Beſtehende eingegeben ſein, ſind doch ein ſchwacher Punkt, die eigentliche Achillesferſe ihrer Stellung in der Gegenwart. So lange ſie daran feſthalten, werden ſie immer den Orthodoxen gegenüber dieſelbe unhaltbare Poſition einnehmen, wie ſie Luther bei der Leipziger Disputation gegen Eck einnahm, ehe er mit der Autorität der Concilien rund und offen zu brechen wagte. Ueberdies werden ſie der ſtudirenden Jugend gegenüber, welche für gar zu feine dialectiſche Diſtinctionen wenig Sinn und noch weniger Geſchmack zu haben pflegt, ſtets mit dem Odium der Unklarheit, wo nicht einem noch ſchlimmeren, behaftet ſein. Und während alle ihre Bemühungen um kirchliche Anerkennung und Gleichberechtigung von orthodoxer Seite ſtets nur mit höhniſchem Proteſt zurückgewieſen werden, verſcherzen ſie nur immer mehr auch das Vertrauen der gebildeten Welt, die ſich nun einmal ſchwer davon überzeugen kann, daß man zugleich und gleich gut im Dienſte der Kirche und der Wiſſenſchaft ſtehen könne; die ihnen daher im günſtigſten Falle jene gnädige Duldung zu gut kommen läßt, welche ſich vorbehält, „im Stillen über die Halben und Geſprenkelten zu lächeln“. Wir können kaum glauben, daß dieſe Situation der liberalen Theologen eine ſo angenehme ſei, um ihre Verlängerung wünſchenswerth erſcheinen zu laſſen;

wir sollten daher meinen, daß ihnen der Gedanke eines Uebergehens in die von keiner Kirche mehr gebundene philosophische Facultät sich wohl empfehlen dürfte. Immerhin wäre es interessant, über diese Frage auch einmal aus der Mitte der liberalen Theologen eine Stimme zu vernehmen, wozu wir hiermit Anlaß geben möchten.

Was aber ferner die orthodoxen Theologen betrifft, so werden diese hoffentlich am wenigsten sich beschweren wollen, wenn man ihr stetes Verlangen, die Wissenschaft solle den Glauben unbehelligt lassen, nun einmal so gründlich erfüllt, wie es eben durch Aufhebung der theologischen Facultäten geschehen würde. Ihre Kirchenlichter haben von Katheder und Kanzel aus so unermüdlich versichert, daß die menschliche Vernunft grundverderbt und die weltliche Wissenschaft grundverkehrt sei, daß sie sich nicht wundern dürfen, wenn die Gesellschaft die Consequenzen aus diesen Sätzen in der Art zieht, daß sie das Tischtuch zwischen Kirchenglauben und Wissenschaft oder Universität definitiv entzwei schneidet. Und wenn es wahr ist, was man stets von jener Seite hörte, daß die Brust den Theologen mache (Pectus est, quod facit theologum), so wird ja wohl der volle kräftige Brustton in der frischen Luft des bewegten Menschenlebens noch besser gedeihen, als in der gepreßten Luft der theologischen Hörsäle. Im Ernst, wir halten einen einfachen, natürlichen und unbefangenen Herzensglauben für ebenso berechtigt und menschlich schön, wie irgend eine wissenschaftliche Bildung; und es mag auch ganz wohl sein, daß solch ein Glaube bei der großen Mehrzahl der Menschen ohne wissenschaftliche Ausstaffirung lebendiger und gesünder sich erhält als mit ihr. Unschön aber und geradezu schädlich finden wir nur den Glauben, der seine natürliche Gestalt in den Schnürleib einer falschen Wissenschaft, einer theologischen Scholastik, einpressen läßt, und seine frische Naturfarbe mit der Schminke einer auf Theatereffecte berechneten Apologetik verdirbt.

Damit sind wir schon auf einen weiteren Hauptpunkt gekommen: auch dem religiösen Volksleben würde der besprochene Vorschlag nicht nur nicht schaden, vielmehr mehrfach nützen. Wenn man sich fragt, woher doch wohl die auffallende Abnahme des Einflusses der (besonders protestantischen) Geistlichen auf das Volk zu erklären sei, so kann man sich des Gedankens kaum erwehren, daß die jetzige Vorbildung der Geistlichen eine unrichtige sein müsse. Und zwar will uns scheinen, sie sei theils zu hoch, theils zu nieder, durchweg aber dem lebendigen Volksbewußtsein zu weit entfremdet.

Was man auf dem Lande vom Pastor begehrt, ist vor allem ein warmes Herz für des Volkes Wohl und Wehe in geistiger wie auch leiblicher Hinsicht, ein eingehendes Verständniß für seine Denk- und Lebensart, für seine Sitten, Bräuche, Meinungen und Vorurtheile, ein kluger Tact in Behandlung der verschiedenen Menschen und Stände, endlich ein gewisses Decorum in allen kirch-

lichen Dingen. Zu all dem bedarf es nun eigentlich keiner akademiſch-theologiſchen Vorbildung, die vielmehr jenen Eigenſchaften oft mehr ſchädlich als förderlich ſein dürfte. Iſt es doch bekanntlich eine häufige Erſcheinung, daß Candidaten, die in Folge allzu jovialer Studienzeit ihr theologiſches Examen höchſt nothdürftig beſtanden haben und auf eine abgelegene Dorfpfarre geſchickt wurden, ſich hier binnen kürzeſter Zeit als vortreffliche Paſtoren erweiſen; während umgekehrt Andere, die den Kopf mit theologiſcher Schulweisheit angefüllt haben, für die praktiſchen Bedürfniſſe ihrer Gemeinden häufig wenig Sinn haben und den richtigen Ton in deren Behandlung nur ſchwer und ſpät, wenn überhaupt je, finden lernen. Solche Erfahrungen laſſen den Werth und die Nothwendigkeit der akademiſchen Vorbildung für die ländliche Pfarrgeiſtlichkeit höchſt zweifelhaft erſcheinen. Wie wäre es nun, wenn man bei dem immer ſtärker werdenden Theologenmangel den Lehrern an den Volksſchulen die Möglichkeit eröffnete, Landpaſtoren zu werden? Faktiſch ſind ſie es ja ſchon jetzt nicht ſelten, indem ſie nicht nur den Religionsunterricht in der Schule haben, ſondern auch in den Filialkirchen den Paſtor ganz vertreten. Es würde ſich alſo einfach darum handeln, durch geſetzliche Beſtimmungen ihnen die ſelbſtändige Führung eines Pfarramtes zu ermöglichen und die hierzu etwa noch nöthige Ergänzung ihrer Seminarbildung ihnen leicht zugänglich zu machen. Ein halbjähriger oder höchſtens einjähriger Curs an einem Predigerſeminar oder als Pfarrgehülfe bei einem älteren erfahrenen Geiſtlichen könnte hierzu reichlich ausreichen. Der Vortheil dieſer Einrichtung wäre aber ein mannigfacher. Nicht nur würde ſie dem Theologenmangel aufs Einfachſte abhelfen; ſie würde auch die bedauerliche Kluft zwiſchen Schule und Kirche wieder überbrücken. Der Lehrer, der wüßte, daß ihm ſelber jederzeit der Weg ins Pfarrhaus offen ſtehe, würde von ſelbſt bald aufhören, ſich dem geiſtlichen Stande wie einer feindſeligen Macht entgegenzuſtellen, würde ſich vielmehr bald mit demſelben ſolidariſch verbunden fühlen. Zugleich wäre aber die ſo hergeſtellte Verbindung von Kirche und Schule frei von all den mißlichen Folgen, welche die früher beſtandene oft hatte; der in Mitte des Volkslebens aufgewachſene, ihm wie entfremdet gewordene, blos durch Seminar und Volksſchule hindurch gegangene Lehrerpaſtor, würde wohl keinerlei Neigung zu ſtaatsfeindlichen Umtrieben verſpüren und würde ſchon als ein self-made-man mehr Selbſtändigkeit kirchlichen Oberen gegenüber beſitzen, als dies jetzt bei der niederen Geiſtlichkeit beider Kirchen meiſtens der Fall iſt. Und, was die Hauptſache iſt, es würden ſolche Paſtoren, die mit dem Volke ſchon durch das Medium der Schule in ſo inniger Fühlung blieben und durch keine ſpecifiſch höhere Bildung ſeinem Bildungskreis entfremdet wären, ſein Vertrauen von Anfang an viel leichter gewinnen und wären ſo im Stande, den ſchwindenden Einfluß des Pfarramtes auf Volkserziehung wieder herzuſtellen.

Während wir alſo eine akademiſche Vorbildung überhaupt für viele Landpfarrer nur als überflüſſigen Luxusartikel betrachten, glauben wir andererſeits, daß für ſtädtiſche Geiſtliche diejenige ſpecifiſch theologiſche Bildung, wie ſie an den theologiſchen Facultäten überliefert wird, durchaus ungenügend, ja zweckwidrig ſei. Denn die gebildete ſtädtiſche Bevölkerung verlangt von ihren Geiſtlichen durchaus eine der ihrigen ebenbürtige humane Bildung. Dieſe aber liegt von der theologiſchen Fachgelehrſamkeit ſehr weit ab und fällt faſt ganz mit demjenigen Bildungsgebiet zuſammen, wie es die höheren (humaniſtiſchen) Schulmänner ſich anzueignen pflegen. Es gehört dazu die Kenntniß der antiken und modernen (deutſchen) claſſiſchen Literatur, der Geſchichte und der Philoſophie. In dieſen Stücken ſollte ein ſtädtiſcher Geiſtlicher nicht etwa nur ſo nebenher bekannt, ſondern gründlich bewandert ſein, wenn er als Ebenbürtiger mit den Beſten der Gemeinde auf gleichem Fuße verkehren will; und ohne das fehlte es ja ſeinem amtlichen Wirken an allem Boden. Ueberdies bietet eine ſolche humane Bildung auch die beſte Garantie dafür, daß der Geiſtliche ſeine einflußreiche Stellung nicht in inhumaner Weiſe mißbrauche. Staat und Geſellſchaft haben alſo das Recht, eine derartige akademiſche Vorbildung zur Bedingung für das höhere, ſtädtiſche Kirchenamt zu machen. Zu ihrer Erlangung bedarf es aber wieder keiner theologiſchen Facultät, ſondern einfach eines Curſes an der philoſophiſchen Facultät, zumal wenn dieſe unter ihren Disciplinen neben der claſſiſchen auch bibliſche Exegeſe und neben der Weltgeſchichte auch Kirchengeſchichte aufgenommen haben wird.

Iſt nun hiernach der Bildungsgang für den höheren Lehrer und für den höheren Geiſtlichen ſo ziemlich derſelbe, ſo bietet ſich auf dieſer Stufe wieder die Möglichkeit eines ähnlichen Ueberganges vom einen zum andern, wie zwiſchen dem Volksſchullehrer und dem ländlichen Paſtor. Und das hat wieder ſeine mannigfachen Vortheile. Es braucht dann nicht mehr der Abiturient gleich beim Betreten der Univerſität ſich für Theologie oder Philologie zu entſcheiden, ſondern er wird in voller Unbefangenheit ſo ſtudiren, daß ihm nachher der Weg ins Lehr- oder geiſtliche Fach offen ſteht; es wird dann auch nicht mehr der Candidat ſich ſchon mit jenem ſpecifiſch geiſtlichen Nimbus umgeben zu müſſen meinen, wie er ein ſo häßliches Attribut der meiſten neumodiſchen Candidaten zu ſein pflegt. Und auch ſpäter noch wird dem Lehrer der Rückzug ins geiſtliche Amt, dem Geiſtlichen der in ein Schulamt jederzeit offen ſtehen, was für den Einen, wie den Andern unter Umſtänden willkommen ſein dürfte. So werden dann jene feinſinnigen und wohlwollenden Pfarrherren aus der guten alten Zeit wieder häufiger werden, welchen ihr Schiller und Goethe ſo vertraut war, wie ihr Geſangbuch, oder welchen ein ſchöner Spruch aus Horaz und Virgil näher lag, als eine Fluchformel aus dem Syllabus. Freilich das ſind für die heutige Generation unerhörte Dinge aus

antediluvianiſcher Zeit; antediluvianiſch war ſie auch, denn ſie lag jenſeits der leidigen Sündfluth kirchlicher Reaction.

In der That dürfte die weſentliche Gleichartigkeit der akademiſchen Vorbildung für Geiſtliche und Lehrer von unſchätzbarem Segen für beide Theile ſein. Sie würde Chriſtianismus und Humanismus wieder in die enge Verbindung bringen, in welcher beide von Gott- und Rechtswegen immer ſtehen ſollten, und welche nur durch ein künſtlich zurechtgemachtes Kirchlichkeitsſyſtem abgebrochen wurde. In dieſer Verbindung würden die Religionsdiener ihren Vernunft- und Welthaß verlernen, der ebenſo ſehr gegen den Sinn der großen alten Kirchenlehrer (der griechiſchen Logoslehrer z. B.) iſt, wie er dem modernen Bewußtſein nun einmal ſo unerträglich erſcheint, daß dieſes, vor das Dilemma: Chriſtianismus oder Humanismus? geſtellt, letzterem ſicher den Vorzug geben würde. Aber auch die Schulmänner könnten aus dieſer Verbindung mannigfachen Nutzen ziehen und Einſeitigkeiten, die ſich immer fataler fühlbar machen, verbeſſern lernen.

Denn wer mag es leugnen: auch in der Vorbildung der Philologen ſteht nicht Alles ſo, wie es ſollte? Wenn dieſe jungen Herren ins praktiſche Schulamt kommen, ſo wiſſen ſie ſich viel mit allerlei Conjecturalkritik, vergleichender Grammatik und dgl., aber daß ſie den Geiſt des Alterthums der Jugend aufſchlöſſen und an demſelben das jugendliche Gemüth mit Liebe zum Wahren, Schönen und Guten überhaupt erfüllten, daran fehlt es jetzt leider mehr denn je. Es iſt eben im Grunde hier derſelbe Formalismus, der über dem Buchſtaben den Geiſt vergißt, wie bei den Theologen, die in den ſcholaſtiſchen Bekenntnißformeln die Religion erſticken. Darum, meine ich, könnte es den Schulmännern nur nützlich ſein, wenn ſie ſchon von der Univerſität her auf die erziehende, charakterbildende Aufgabe der Schule directer hingewieſen würden, als dies jetzt der Fall zu ſein pflegt. Dazu würde aber ganz beſonders auch dies beitragen, wenn ſie ſchon bei den akademiſchen Studien auf die große Erziehungsanſtalt der Menſchheit, auf die Religionsgeſchichte, eine nähere Aufmerkſamkeit richteten. Es führt uns das auf das ſchon Bemerkte zurück. Die Religion iſt in der Wirklichkeit des Lebens eine Macht, die ſich nichts weniger als iſoliren läßt, die vielmehr in alle Gebiete eingreift. Ob in ſegensreicher Art, das hängt zumeiſt davon ab, daß ſie gepflegt wird im Sinne jenes ſchönen Heidenwortes: Nil humani a me alienum puto, oder des Apoſtelwortes: Alles iſt euer, ihr aber ſeid Gottes; es hängt m. a. W. davon ab, daß die Religion in lebendiger Wechſelwirkung mit allen Seiten des Menſchenlebens ſtehe, von allen ebenſo geſunde Einflüſſe empfangend, als ſie alle mit ihrer ethiſirenden Kraft veredelnd. Statt nun aber dieſe Wechſelwirkung auf jede Weiſe zu fördern, ſchließt man die künftigen Religionsdiener in die Hürde einer Facultät ein, welche (ſchon um ihr Pri-

vilegium auf abſonderliche Weisheit zu documentiren) ihren Geſichtskreis in einer durch ein Jahrtauſend von uns geſchiedenen Vergangenheit nimmt, welche ihren Schülern die Controverſen über die drei Perſonen der Trinität und über die zwei Naturen Chriſti als höchſte Wiſſensprobleme vordocirt, und welche die künftigen Volkserzieher mit der Ueberzeugung von der totalen Verdorbenheit und Verfinſterung der menſchlichen Vernunft erfüllt! Iſt es da noch ein Wunder, wenn zwiſchen Kirche und Schule, zwiſchen Religionsunterricht und profanem Unterricht die Kluft immer gähnender wird? wenn die zwiſchen ſolchen Gegenſätzen hin- und hergezerrte Jugend bald den Glauben an alle Wahrheit verliert und in jene Stimmung geräth, wie ſie auf unſern Schulen immer häufiger ſich findet, in eine Blaſirtheit, die das Gegentheil alles Idealismus, aller Virtus iſt?

Wer es gut und redlich meint mit unſerer Jugend und mit der Zukunft unſeres Volkes, muß wünſchen, daß hier bald der Hebel des Culturkampfes angeſetzt werde, ſonſt könnte am Ende aller politiſche Kampf doch nur zu ephemeren und ſcheinbaren Erfolgen führen. Alſo — videant consules, ne quid detrimenti capiat respublica!

Ruſſiſche Truppen in Mittelaſien.

Unter den fünf Mächten, in deren Hand die alten Publiciſten die Geſchicke der Welt legten, waren der König von Abeſſinien und der Chan der Tataren nicht die letzten. Während jenem das fabelhafte Afrika gehorchte, war dieſem das ganze weite Aſien unterworfen, ſoweit es nicht dem Schah von Perſien gehörte. Die Vorſtellungen verliefen ſich faſt in das Mythiſche, der Maßſtab der Macht war der der räumlichen Ausdehnung. Selbſt ſo umſichtige Staatsmänner, wie Rusdorf im ſiebzehnten Jahrhundert hielten daran feſt, und bis in die neueſte Zeit hatte ſich beim gemeinen Manne die Tradition von einer gewaltigen Heeresmacht im Herzen Aſiens erhalten, die den europäiſchen Waffen gewachſen ſei, eine Ueberlieferung, die vielleicht ihre letzten Wurzeln in den Zügen Solimans hat. Es waren die Völker, die „hinten weit in der Türkei" aufeinanderſchlugen. Der Beſuch des Schah von Perſien, die Flucht der Chiweſen, der Sieg von Magdala haben dieſen alten Aberglauben für immer zu nichte gemacht. Die beiden großen internationalen Mächte der Gegenwart haben raſch mit den Ueberbleibſeln dieſer ſagenhaften Herrlichkeit aufgeräumt; zwei kurze Sommerfeldzüge genügten, ſie zu ſtürzen. Dem engliſchen Sieg über Habeſch war bald der ruſſiſche über Chiwa gefolgt.

Die Umſicht der ruſſiſchen Führer, wie die Ausdauer ihrer Truppen haben allenthalben die gerechte, wenn auch nicht neidloſe, Anerkennung gefunden. Wenn man die Schwierigkeiten ins Auge faßt, welche Klima und Natur des Bodens dem Unternehmen entgegenſtellten, ſo wird man in der bekannten Geſchichte vielleicht nur ein Analogon finden, den Zug des Kambyſes durch die lybiſche Wüſte nach der Oaſe von Siuah. Die Mühſale waren bei weitem bedeutender als in irgend einem der letzten Barbarenkriege, mögen wir an das geſtrüppreiche Terrain des Aſchantifeldzuges oder an die Lavabetten der Modocs denken, an Sir Samuel Bakers Züge in den Nilgebirgen oder an die Atchineſen. In dieſem eigenartigen Feldzuge haben ſich die ruſſiſchen Truppen entſchieden Ruhm erworben, weniger wegen der Bezwingung eines Feindes, der kaum Stand hielt, als wegen der Ueberwindung jener natürlichen Hinderniſſe. Nicht mehr ſichert die waſſerloſe Steppe dem turkmeniſchen Räuber Strafloſigkeit zu; in dieſen weiten Strichen hat ſich der ruſſiſche Name durch dieſe gelungene Unternehmung eine Bedeutung verſchafft, die England unmöglich gleichgültig überſehen kann.

In dieſen Tagen, in denen die europäiſche Preſſe den Gedanken einer engliſch-ruſſiſchen Allianz hin und her wendet, iſt man beſonders verſucht, um hier den rechten Maßſtab zu gewinnen, Hiſtorie und politiſche Traditionen wieder hervorzuholen. Zum mindeſten zweifelnd wird man die Gründe zu Gunſten eines ſolchen Projectes betrachten, immer wird man ſich ſagen müſſen, wie wenig gemeinſam doch, von einzelnen Fällen abgeſehen, die Intereſſen beider Länder ſind, wie gerade der Punkt, an dem ſie ſich vorausſichtlich einmal räumlich berühren werden, ſie für immer trennen wird: Mittelaſien. Die Furcht vor einem Zuſammenſtoße an den indiſchen Grenzgebirgen gegen Norden hat in den letzten Jahren wieder neue Nahrung gewonnen und ſie wird nicht erlöſchen, ſo lange England an der Herrſchaft über den indiſchen Handel gelegen iſt. Denn hierin liegt der Grund jener neidiſchen Aufmerkſamkeit, mit der man in London die Politik der Ruſſen in Centralaſien verfolgt, ihre Bündniſſe mit den Hordenführern der Steppe, ihren freundlichen Verkehr mit Perſien. Es war gewiß richtig, wenn nach der Unterjochung Chiwas durch die Ruſſen die engliſche Preſſe mit ſauerſüßer Miene verſicherte, daß das Ereigniß für England kein unmittelbares Intereſſe habe. Seine Beziehungen zum Chanat waren allerdings ſehr unbedeutend, weder in Freundſchaft noch in Feindſchaft trat es England nahe. Waren es doch nur Sklaven, mit denen der Steppenſtaat Handel trieb und fand doch England damals gerade in ſeinen Bemühungen, den Menſchenhandel an der afrikaniſchen Oſtküſte zu unterdrücken, daß dies ein mehr koſtſpieliges, als erſprießliches Geſchäft ſei. Indeß ließen die Zeitungen doch

die Behauptung weniger Optimiſten, daß das Vordringen der Ruſſen in Centralaſien ein reiner Gewinn für England ſei, da Rußland die Tatarei der Civiliſation erſchließe, nur mit Vorbehalt gelten. Während Indien, meinte man, jedem Reiſenden geöffnet iſt, bleibt das ruſſiſche Turkeſtan jedem Britten verſchloſſen, da die ruſſiſche Handelspolitik ausſchließlich danach ſtrebt, das Gebiet ihrer Monopole zu erweitern. So hatte Rußland in allen neuerworbenen Provinzen Prohibitivzölle gegen die engliſchen Waaren eingeführt, und ſelbſt dem unabhängigen Buchara verſtand es mercantile Feſſeln anzulegen. Die ruſſiſche Preſſe machte damals kein Hehl, daß es ihr um die Gewinnung neuer Handelsgebiete zu thun ſei, und ſo ſehr man ſich in England bemühte, dies um des guten Friedens willen zu ignoriren: der erneute Verſuch, die mittelaſiatiſchen Märkte zu monopoliſiren, erfüllte die kaufmänniſchen Kreiſe Englands — und welche Ausdehnung haben dieſe nicht — mit Haß und Beſorgniß, gegen welche das damals noch im Gerücht erſt vorhandene Project einer Familienverbindung durchaus kein Gegenwicht bildete. Es iſt auch ganz erklärlich; daß Handelsintereſſen in Ländern ſo primitiver Natur die erſte Rolle ſpielen.

Man war ſich in England gleich im Januar 1873 klar, als Graf Schuwalow in vertraulicher Sendung von Petersburg eintraf, welche Stellung man einzunehmen habe. Gleich damals erklärten einflußreiche engliſche Blätter, daß man eine „Nichtinterventionspolitik" feſthalten werde, ſo lange nicht Afghaniſtan oder die Fürſtenthümer am oberen Amur und Sir, welche letzteren von Afghaniſtan als botmäßige Landſchaften betrachtet wurden, bedroht wären. Darauf iſt man denn im Laufe des nächſten Halbjahrs in England immer wieder zurückgekommen, ohne daß die faule Friedenspolitik Gladſtones in der That ſich zu Präventivmaßregeln bewegen ließ, wie ſie im Parlament des öftern vorgeſchlagen wurden. Die Herren Grant Duff und Eaſtwick, die bewährten Kenner aſiatiſcher Verhältniſſe, hielten ſtundenlange Reden, deren Gelehrſamkeit die Preſſe wohlgefällig verbreitete: man müſſe Afghaniſtan, Kelat, Nepal und Burmah auf das feſteſte an England ketten, mit Kaſchgar und Perſien dauernde Bündniſſe ſchließen, Peſchawer zu einer uneinnehmbaren Poſition machen. Es geſchah nichts von dem, auch dann nicht, als nach dem Tode des Kaiſers Napoleon die Frage in aller Schärfe in den Vordergrund getreten war. Nur zogen nach wie vor brittiſche Agenten in den Grenzlanden umher, wo ruſſiſche meiſt ſchon geweſen waren. Und ſo gingen die Dinge ihren Lauf. Die mittelaſiatiſche Frage klärte ſich zu der Erkenntniß ab, daß Rußland ſich Indien nicht über Perſien, ſondern über Turkeſtan nähern werde. Früher oder ſpäter wird England hier die Grenzlinie aufzuſtellen haben. Das iſt auch jetzt noch der Stand der Frage, die jeden Augenblick eine brennende werden kann und zwiſchen einem herzlichen

Einvernehmen Englands und Rußlands ein für allemal ſteht. Wer die engliſchen Zeitungen jenes Jahres täglich verfolgt hat, wird über die Wichtigkeit einer räumlich wie zeitlich ſcheinbar ſo fern liegenden Eventualität kaum Zweifel hegen.

Um ſo bedeutſamer erſcheint im gegenwärtigen Moment das Werk des preußiſchen Lieutenants Hugo Stumm*), welcher bekanntlich auf ruſſiſche Einladung freiwillig den chiweſiſchen Feldzug mitmachte. Zunächſt liegt der erſte Theil vor, welcher die geographiſchen und militäriſchen Operationsbaſen der ruſſiſchen Expedition behandelt. Die erſteren ſind durch mehrere Publicationen auch der größeren Menge näher gerückt worden, nur bei den letzteren ſei hier geſtattet, ein wenig zu verweilen, da die Darſtellung dieſer Verhältniſſe wohl der dankenswertheſte Theil des ſchönen Buches iſt.

Der Schauplatz der ruſſiſchen Operationen während des chiweſiſchen Feldzuges gehört zum größten Theil dem Turaniſchen Tieflande an, in deſſen Mitte der Staat Chiwa liegt, ringsum von einem Wüſtengebiet umgeben, das ungefähr den Geſammtflächeninhalt Deutſchlands, Italiens und Frankreichs umfaßt. Dieſer Wüſtengürtel wird von der ruſſiſchen Machtſphäre allerdings zum großen Theil umſchloſſen, nur im Südoſten nicht, wo er an die Gebiete von Choraſſan, Afghaniſtan und Buchara grenzt. Sonſt ſtehen im Weſten, Norden und Nordoſten ruſſiſche Poſten, ſelbſt im Südweſten. Die Oſt-, Nord- und Weſtfront ſind es die bei den Operationen in Betracht kommen, da die Südfront nur eine beobachtende Neutralitätsſtellung einnahm. Naturgemäß theilen ſich die in Betracht kommenden Länder in drei große Operationsfelder, die im Ganzen mit amtlichen und militäriſchen Bezirken übereinſtimmend ſind: das weſtliche oder kaukaſiſche, welches in den Mangiſchlaker Abſchnitt, das Marſchterrain Oberſt Lomakins, und in den Balkanabſchnitt, das Marſchterrain Oberſt Markoſows zerfällt; das nördliche oder Orenburgiſche, das Operationsgebiet des Generallieutenants Werewskin, und das öſtliche oder Turkeſtaniſche, auf welchem General von Kauffmann ſelbſt vorrückte. Dieſe Gebiete entſprechen amtlich der Statthalterſchaft des Kaukaſus und den beiden Generalgouvernements von Orenburg und Turkeſtan. Der Hauptſitz des Stabes iſt natürlich Petersburg, deſſen Entfernung von den drei politiſchen und militäriſchen Hauptorten der genannten Operationsfelder: Tiflis, Orenburg und Taſchkend ſchon in der bloßen Luftlinie eine ganz enorme iſt, 436 geographiſche Meilen von Taſchkend, 244 von Orenburg und 308 von Tiflis. Directe Eiſenbahnverbindungen giebt es nicht, wenn auch eine telegraphiſche. Nur bis zur Wolga reichen die Bahnen, dann

*) Der ruſſiſche Feldzug nach Chiwa. 1. Theil. Hiſtoriſche und militärſtatiſtiſche Ueberſicht des ruſſiſchen Operationsfeldes in Mittelaſien. Von Hugo Stumm. Mit drei lithographirten Karten in Buntdruck. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn.

ein Stück Dampfschifffahrt, endlich die Poststraßen nach Orenburg und weiter nach Turkestan, die Steppe ist natürlich ganz weglos. Zwischen neun und vierzehn Tagen liegt das Mittel der schnellsten Beförderung zwischen Petersburg und Tiflis, noch viel ungünstiger gestalten sich die Verhältnisse für Orenburg und Taschkend, wohin der Courier drei Wochen brauchen würde, Postsendungen aber erst nach Ablauf eines Monats eintreffen. Dies alles durch staubige oder grasbewachsene Flächen bei geringer und schlechter Verpflegung. Man wird an die römischen Itinerarien der Kaiserzeit erinnert, wenn man die Stationenverzeichnisse bei Stumm liest, oft sind nur einzelne Gebäude genannt, wie die mutationes der Römer. Ueberhaupt hat die ganze Organisation hier an den Barbarengrenzen ungemein viel Aehnlichkeit mit den altrömischen Einrichtungen und kann vielfach dazu dienen, uns diese zu vergegenwärtigen. Man kann sich unter diesen Verhältnissen die Bewegung großer Truppenmassen denken. Eine marschirende Truppenabtheilung, die ihren Proviant bei sich führt, könnte im günstigsten Falle den Weg von Orenburg bis Taschkend in $4^1/_3$ Monat zurücklegen. Da der Kaukasus mit Orenburg nur durch die Wolgalinie in Verbindung steht, so ist im Winter jeder Verkehr aufgehoben, nur zwischen Orenburg und Turkestan findet einige Berührung statt. Daher ist nur über St. Petersburg eine zuverlässige Verbindung zwischen den drei Gebieten möglich.

Von diesen drei großen Militärbezirken ist der Kaukasus der einzige, dessen Kriegsmacht neben den Grenztruppen und den Irregulären größtentheils aus russischen Linientruppen besteht, deren Traditionen höchst ruhmvoll sind, deren Officiere auf unseren Berichterstatter einen sehr guten Eindruck machten. Militärische Gewandheit und Eleganz vereinigen sich hier mit ganz besonderer Kriegstüchtigkeit, zu der sich noch eine durch das Klima bedingte Zähigkeit und Ausdauer gesellt, welche den kaukasischen Soldaten ganz besonders zu Unternehmungen in extremen Temperaturzonen geeignet machen. Die Streitmacht zerfällt, wie auch im europäischen Rußland in die Feldarmee und die Localtruppen, beide Körper wiederum mit irregulären Elementen versetzt. Von der allgemeinen Wehrpflicht, die ja neuerdings auch in Rußland proclamirt ward, ist der Kaukasus eximirt. Der Kriegsetat der ganzen Armee betrug 1873 196,331 Mann, und 344 Geschütze, während sich der Friedensetat auf 140,340 Mann mit 172 Geschützen belief. Die Feldarmee besteht außer den regulären Truppen noch aus den Grenztruppen, die zum Schutze der Provinz an deren Grenze sie stehen, verwendet werden sollen, sowie zum Theil auch aus irregulären Truppen, von denen besonders die Cavallerie gern zur Feldarmee verwendet wird. Während die kaukasischen Liniensoldaten hauptsächlich aus Großrußland rekrutirt werden, werden die Irregulärtruppen ohne Ausnahme aus den Kosakenländern rekrutirt. Die Kosaken sind vom siebzehnten Jahre an militärpflichtig, früher auf Lebenszeit, jetzt nur auf fünfundzwanzig

Jahre, werden durch Landbeſitz und reichlichen Urlaub entſchädigt und bilden zwei Heere: das Kuban- und das Terekheer. Die Localtruppen beſtehen theils aus Reſerven und aus den Feſtungsbataillonen, theils aus Stadtbeſatzungen und aus den eingeborenen kaukaſiſchen Milizen. Von dieſen erwähnten Streitkräften garniſoniren die Truppen der eigentlichen Feldarmee abwechſelnd in den größeren Städten und Feſtungen, die Localtruppen in ihren ſtehenden Garniſonen, die irregulären in ihren Bezirken am Terek und Kuban, die Milizen in den Diſtrikten, in denen ſie entſtanden ſind. Vielfach ſtehen die Soldaten der Feldarmee auch in den kleinen Forts, die überall zum Schutz der Straßen und Päſſe angelegt und meiſt ſehr urſprünglicher Natur ſind, oft nur aus einem Thurme beſtehend, oder aus mehreren, die durch ein Mauerwerk verbunden ſind. Zwiſchen den einzelnen Forts liegen dann allarmirende Wachtpoſten, ganz genau ſo, wie wir es im Alterthum an der römiſchen Militärgrenze im weſtlichen Deutſchland finden. Die Mortalität iſt eine höchſt geringe, während hingegen die Ziffer der leichten Erkrankungen eine ſehr hohe iſt. Die Flotte des ſchwarzen Meeres beſteht aus achtundzwanzig Schiffen mit dreiundfünfzig Kanonen, die des kaſpiſchen aus einunddreißig Schiffen mit fünfundvierzig Kanonen. Außerdem ſtehen im Kriegsfalle die Dampfer der Wolgageſellſchaften der Krone zur Verfügung. Was die Naturalverpflegung der kaukaſiſchen Armee betrifft, ſo wird ſie durch die Production des Landes reichlich geſichert, obwohl der Kaukaſus ein Hauptbedürfniß Thee und Zucker nicht liefert. Weizen und Roggen werden in großer Menge hervorgebracht, auch der Tabak wird reichlich angebaut und die Weingärten Kachetiens liefern über hundert Millionen Hektoliter. Dazu werden überall Pferde gezüchtet, Rindvieh, Schafe, Schweine und Ziegen in gewaltigen Maſſen. Die Pferde, wenn ſie auch nicht immer zu den edleren Raſſen gehören, liefern doch ein unſchätzbares Material für den Steppenkrieg, wie das Donſche Koſakenpferd, das Steppenpferd und das kabardiniſche oder tſcherkeſſiſche Gebirgspferd. Ganz edeler Raſſe iſt dagegen das kleine Karabagſche, welches neben dem Turkmenenpferd unter den aſiatiſchen Pferden etwa denſelben Rang einnimmt, wie das engliſche Vollblut unter den europäiſchen. Bei allem Reichthum der Production für Militärzwecke fehlen doch dem Kaukaſus vor allem auch Salpeter und Schwefel, überhaupt vielerlei, das zur Kriegsausrüſtung gehört; die heimiſche Induſtrie liegt noch in der Entwickelung und iſt völlig außer Stande, den Bedarf auch nur annähernd zu decken; Geſchütze, Handfeuerwaffen und Seitengewehre werden nebſt allem, was dazu gehört, von auswärts bezogen, nur für die irregulären Truppen reicht die Handinduſtrie des Landes hin. Säbel und Dolche werden noch immer in großer Menge gefertigt, da die mittelalterliche Sitte des Waffentragens, gegen die die Regierung oft ſchon vergeblich Maßregeln getroffen hat, wie überall, wo die äußere Sicherheit

zu wünschen übrig läßt, nicht auszurotten ist. Man sieht, wie alle Bedingungen trotz einzelner Mängel vorhanden sind, den Kaukasus als eine militärische Position ersten Ranges erscheinen zu lassen.

Aus asiatischen und europäischen Bestandtheilen gemischt ist der Militärbezirk Orenburg, der zum großen Theil die Kirgisensteppe in sich begreift und sich seit dem vorigen Jahrhundert um die gleichnamige Hauptstadt, den Mittelpunkt des Handels zwischen Asien und Rußland, gruppirt hat. Der Uralfluß trennt hier zwei Welten. Auch hier ist die allgemeine Wehrpflicht beschränkt auf die Gouvernements Orenburg und Ufa. Die Occupation hatte durch das Vorschieben kosakischer Linienbataillone stattgefunden, die Folge davon ist eine weitausgedehnte Zerstreuung der einzelnen Truppenkörper, der man jetzt durch ein Streben nach Centralisation mehr und mehr entgegenarbeitet. Es ist dies um so nothwendiger, als die Stärke der hier vereinigten Streitkräfte nur eine geringe ist. Die Totalsumme des Kriegsetats beläuft sich auf 40,469 Mann, des Friedensetats auf 19,798 Mann, wobei noch die in Turkestan stehenden Kosaken, 3500 Mann stark, mit eingerechnet sind. Die Kirghis Kaissaken sind hier indeß nicht mit einbezogen, aber auch wenig verwendbar. Der allgemeine Charakter der Grenztruppen läßt sich nicht recht bestimmen, die Leute werden in den öden Forts und Garnisonen zu allen andern Verrichtungen mehr, als zum Militärdienst verwandt und ihre militärischen Qualitäten sind im Allgemeinen geringer. Aber auch ihnen ist Ausdauer und Fähigkeit im Ertragen klimatischer Strapazen nicht abzusprechen. Ihren wesentlichsten Bestandtheil bilden die Kosakenheere. Die Officiere sind meist aus Unteroffizieren hervorgegangen, die höheren Chargen werden von anderswoher besetzt. Erst in neuerer Zeit ist für die Ausbildung der Leute und Officiere mehr geschehen und immer noch werden Reformen vorbereitet, besonders auf taktischem Gebiete. Der Gesundheitszustand ist ein guter, auch läßt sich sagen, daß das Generalgouvernement von Orenburg gleichwie der Kaukasus durch seine Production den Kriegsbedarf seiner Truppen selbst deckt, doch trifft dies nur auf den cisuralischen Theil des Gouvernements, während der ganze asiatische Theil von Norden her versorgt werden muß. Der Ackerbau steht in hoher Blüthe und die Pferdezucht ist noch bedeutender als im Kaukasus. Auf 100 Einwohner rechnet man etwa 62 Pferde. Es fehlt an Kohle nicht und nicht an Salz; Honig wird viel gewonnen, Mastvieh in Menge gezüchtet. Auch der Tuch- und Lederbedarf für militärische Zwecke wird durch die Orenburger Industrie versorgt, während Montirung und Waffen, sowie größere Pulverquantitäten aus Westrußland bezogen werden müssen. Diese günstigen Verhältnisse beziehen sich natürlich nicht mit auf die Kirgisensteppen, welche den Truppen nur verschwindend kleine Ressourcen zu bieten vermögen. Von großer Wichtigkeit ist hier

neben dem Kamel als Zug- und Transportthier das Kirgiſenpferd, deſſen Verwendbarkeit im chiweſiſchen Feldzug ſich erprobt hat und welches in Zukunft auf dem centralaſiatiſchen Kriegsſchauplatz eine Rolle ſpielen wird.

Der jüngſte der drei aſiatiſchen Militärbezirke iſt Turkeſtan, etwa erſt ſeit zehn Jahren völlig in ruſſiſchem Beſitz. Die Grenzen nach Chiwa und dem Aralſee hin werden auf den ruſſiſchen Karten weislich nie angegeben. Im Beginn des Jahres 1873 iſt unter anderen auch Samarkand hinzugekommen und das Ganze als Provinz Turkeſtan dem General von Kauffmann unterſtellt worden, der, da ihm zugleich die diplomatiſche und politiſche Vertretung des weiten an Buchara grenzenden Landes anvertraut iſt, hier eine exceptionelle Stellung einnimmt. Der Generalgouverneur waltet hier rein despotiſch; Militär- und Civilverwaltung ſind in nichts getrennt, der Charakter militäriſcher Occupation noch nirgend verwiſcht. Ständige Geſandte der Chanate von Buchara und Choland weilen in ſeiner Hauptſtadt Taſchkend und zahlreiche Agenten kleinerer Fürſten, ſodaß dieſe Unabhängigkeit von Petersburg bei der Langſamkeit und Unſicherheit aller Communication wohl geboten erſchien. So kommt es, daß der Generalgouverneur den Namen „Halbſultan" bei den umwohnenden Stämmen führt. Der neue Verwaltungsplan, den man eben für Turkeſtan ausarbeitet, wird dieſe Verbindung der Militär- und Civilgewalt nicht alteriren, da ſie den aſiatiſchen Anſchauungen ſo ſehr entſpricht. Ihrem Werthe nach ſtehen die Streitkräfte des turkeſtaniſchen Militärdiſtriktes in der Mitte zwiſchen denen der obengenannten Provinzen. In Orenburg fehlen noch alle regulären Elemente, im Kaukaſus herrſchen ſie in einer Weiſe vor, daß die dortigen Truppen einen der beſten Beſtandtheile der ruſſiſchen Feldarmee bilden, in Turkeſtan ſind beide faſt gleichmäßig vertheilt. Es beläuft ſich ihre Stärke hier auf etwas über 25,000 Mann, deren größter Theil zur militäriſchen Occupation und zur Bewachung der Grenzen des Landes nach Süden und Südoſten dauernd verwandt werden muß, ſo daß nur ſehr wenige Tauſend zur freien Verfügung des Generalgouverneurs ſtehen. Stumm berechnet die Zahl dieſer verfügbaren Mannſchaften auf etwa 7500, was nach europäiſchen Begriffen allerdings ſehr gering, für die aſiatiſchen Verhältniſſe aber völlig hinreichend iſt. Fanden doch im geſammten chiweſiſchen Feldzug etwa nur 12,000 Mann Verwendung, die ſich auf fünf Colonnen vertheilten. Nie waren ſeit der erſten Expedition unter Bekowitſch gegen Chiwa im Jahre 1717 mehr als 4—5000 Mann ausgezogen, ſo daß dieſe Streittruppen ſicher ihren Zweck erfüllen können. Die wichtigſte Rolle bei der Feldartillerie ſpielen die Raketenbatterien, deren Wirkung auf der Furcht beruht, welche der Lärm und die Feuerentwicklung dem Steppenbewohner einflößen. Hunderte von Reitern wurden durch ein paar ſolche Geſchoſſe in regelloſe Flucht getrieben.

In der Koſakenreiterei erkennt unſer Gewährsmann „eine ſehr zweckmäßige und kunſtvolle Combination aller drei Waffengattungen, Cavallerie, Artillerie und Infanterie, wie ſie für irreguläre Verhältniſſe und Anforderungen kaum irgendwo anders ſo gelungen iſt und wie ſie namentlich für den Steppenkrieg ſehr tauglich erſcheint"; durch das Fußgefecht und eben durch den combinatoriſchen Charakter wird es den Koſakenheeren möglich, die ihnen an Zahl, Gewandtheit, Pferdematerial und Terrainkunde überlegenen aſiatiſchen Reiterſchaaren der Usbeken, Kirgiſen und Turkmenen zu überwinden.

Die Marine des Turkeſtaner Militärbezirkes auf dem Aralſee und auf dem Amu- und Sir Darja beläuft ſich auf 19 Schiffe mit etwa 22 Geſchützen. Ungemein raſch haben ſich die Turkeſtaner Truppen in ihren Garniſonen heimiſch gemacht, die Hitze, der Staub und das bösartige Ungeziefer der mittelaſiatiſchen Städte iſt von ihnen leicht überwunden worden, ein fröhliches Lagerleben hat ſich überall ausgebildet. Und wenn der Winter wenig Arbeit und wenig Vergnügen bietet, im Sommer fehlt es nicht an Abwechslung. Die Tigerjagd iſt eine der Hauptpaſſionen der Officiere. Wenn man die Dislocationstabelle der Turkeſtaner Truppen bei Stumm vergleicht, ſo muß man die Unerſchrockenheit der Ruſſen der numeriſchen Ueberlegenheit des Feindes gegenüber wohl bewundern. Der Dienſt iſt in der naſſen Jahreszeit ſehr anſtrengend und die Geſundheitsverhältniſſe ſind ſehr ungünſtig, es herrſcht hier die größte Sterblichkeit von allen Militärbezirken Rußlands. Die Flußniederungen ſind immer Stätten des Fiebers, die Temperaturunterſchiede ſind grell, Waſſer und Nahrung ſchlecht. Die Production für den Militärbedarf zeigt die größten Extreme, ſo jedoch, daß er nirgends auch nur annähernd durch das Land ſelbſt befriedigt wird. Der Geſammtbedarf der Truppen, alles Kriegsmaterial muß aus Europa bezogen werden; ein einziger Kanonenſchuß, der in Taſchkend abgefeuert wird, koſtet der Regierung 12 Rubel. Die Koſten der Verwaltung ſind ungeheuer, ſie betrugen in fünf Jahren 29 Millionen Rubel, von denen die Provinz ſelbſt nur 10 Millionen aufbrachte.

Wenn wir die ruſſiſchen Operationsbaſen in Mittelaſien, ein Gebiet von 46,000 Quadratmeilen mit $9^1/_2$ Millionen Einwohner, zuſammenfaſſend betrachten, ſo finden wir einen Kriegsetat von 264,000 Mann mit 424 Geſchützen, eine Macht, die geſchult, ausdauernd, landkundig wohl im Stande iſt, ihre Poſition zu behaupten, wie ihren Willen durchzuſetzen. Man kann den Stimmführern für die militäriſche Reorganiſation Indiens, die hin und wieder im Parlament auftauchen, nur die volle Berechtigung zu ihren Klagen zugeſtehen: mit einer ganz anderen Energie tritt Rußland an dieſen Flanken der Civiliſation auf, als England, deſſen großſprecheriſche Politik in neueren Zeiten doch allzuſehr des realen Hinterhaltes entbehrt.

Wir glaubten in Kurzem gerade dieſe Verhältniſſe an der Hand unſers Buches andeuten zu ſollen, da gerade ihre Darſtellung auf meiſt noch unbekannten Quellen beruht, da gerade ſie für die in dieſen Tagen wieder oft genannte mittelaſiatiſche Frage von großem Intereſſe und von maßgebender Bedeutſamkeit ſind.

Nicht als ob mit dieſen militäriſchen Dingen der Inhalt des Buches erſchöpft wäre, deſſen Werth neben dem gründlichen Studium gedruckter, aber dem des Ruſſiſchen nicht kundigen Leſer unzugänglicher Quellen, neben dem Verkehr Stumms mit den maßgebenden Perſönlichkeiten des Feldzugs, hauptſächlich auf der eigenen Anſchauung und Erfahrung des Verfaſſers beruht. Nicht gerade Neues dürfte der erſte Abſchnitt enthalten, welcher die Geſchichte der mittelaſiatiſch europäiſchen Beziehungen darſtellt, er war indeß der Vollſtändigkeit wegen wohl nicht zu umgehen; reich iſt das ſtatiſtiſche und geographiſche Material, welches von einigen Karten unſeres unübertrefflichen Kiepert zu klarſter Anſchauung gebracht wird, bedacht. Der Glanzpunkt der trefflichen Arbeit ſcheint uns die Schilderung des Gouvernements Turkeſtan zu ſein. Jedermann wird ſich an der klaren und friſchen Darſtellung nur erfreuen können.

In den tiroler Bergen.

Von Guſtav Dahlke.

Hatte im vorigen Jahre die Romantik des pragſer Sees mich an das Ufer des einſamen, von ſtolzen Felskoloſſen umgürteten Gewäſſers gelockt, deſſen Spiegel im Frühlicht wie im Abendſonnenſchein durch märchenhaften Farbenzauber das Auge verwirrt, ſo wollte ich diesmal den zweiten Arm des ſtillen Thals nach dem Bade Altprags verfolgen, das als Sammelpunkt von puſterthaler und etſchländiſchen Bauern, von Waldbeſitzern, Handelsleuten, italieniſchen Nobili, deutſchen Gelehrten, Bürgerfrauen und Edeldamen, die Annehmlichkeiten einer buntgemiſchten Geſellſchaft zu den Reizen der Bergwelt fügt. Um den Staub der Heerſtraße zu meiden und freieren Ausblick auf die Umgebungen zu gewinnen, überſchritt ich bei Welsberg die Rienz und das Bahngeleiſe, folgte dem ebenen, vielfach gewundenen Wieſenſteige bis zur Vertiefung des Seitenthals und traf hier auf grünem, von Gebüſch bekränzten Raſen eine Arbeiterfamilie, die nach dem Mittagsmahl Sieſta hielt. Das fahle Geſicht des ſchlafenden Mannes trug die Spuren der Erſchöpfung und war dem halberloſchenen Feuer zugewendet; ſeine abgezehrte, mit grauem Hemd und Leinenbeinkleid, verblichenem Hut und groben Holzſchuhen dürftig

bekleidete Gestalt stand mit der gefälligen Erscheinung seiner jugendlichen Frau und eines blühenden Mädchens, dessen glattgescheiteltes Haar in feinen Ringeln die sonnverbrannte Stirn umwob, in grellem Gegensatz. Auf die Frage nach der Entfernung des nächsten Ortes sprang die Kleine mit den Worten: „Mutter, ich zeig dem Herrn den Weg" hastig auf, ging mir, bald pfadlos, bald auf erkennbarem Geleise, bis in die Nähe von Schmieden voran und plauderte so vertraulich von ihrem Schicksal, als wollte sie einem Freunde Lust und Leid ihres Daseins offenbaren.

„Wir sind vorige Woche zweimal in Schmieden gewesen," erzählte die zehnjährige Barbara, „die Mutter Gottes um Regen für die Felder zu bitten und ihr dann für den Regen zu danken: unser nettes Caplanchen — Sie werden ihn wohl kennen — hat die Procession geführt. Ich weiß, daß meine Schutzpatronin bald mit einem Thurm, bald mit einem Becher in der Hand abgebildet wird, und hab auch im Bildstöckl die heilige Katharina geschaut, die der Kaiser für ihren Glauben rädern lassen wollte und, als das Rad zerbrach, mit dem Schwert hinrichten ließ." — „Wer hat Dir diese Legenden erzählt?" — „Der geistliche Herr in der Schule zu Gries." — „Haben Deine Aeltern dort gewohnt?" — „Wissen Sie," fuhr das Mädchen treuherzig fort, „ich bin ein lediges Kind und kenne meinen Vater nicht; die Mutter hat erst im vorigen Jahre geheirathet und mich, als ich noch klein war, zu einem Bauern in Gries am Brenner gegeben. Da fand ich harte Arbeit, schmale Kost, war im Sommer Hirtin und durfte nur im Winter zur Schule gehen." — „Was hast Du denn gelernt?" — „Nur lesen und schreiben — fürs Rechnen ist mein Kopf zu klein, das hab ich nimmer fassen können . . . aber in Gries werden bei der Prüfung auch nur kleine Bildchen, so für acht oder neun Kreuzer das Stück, vertheilt und in Welsberg bekommen die fleißigen Kinder große Prämien, Bücher mit Heiligengeschichten und schönere Bilder . . . da können sie wohl mehr und leichter lernen." So ausdruckslos Barbaras rundliches Gesicht im Schweigen blieb, so belebt erschienen die Züge im Fluß der Rede und wenn sie die Worte nur langsam aneinander reihte, so fehlte doch den Sätzen weder Zusammenhang noch richtiger Sinn. Rührend, wie die leise Klage über den Druck der Dienstbarkeit in Gries, war ihre Erzählung von der Werkthätigkeit in ihrem jetzigen Heim, des Stiefvaters gutherzigem Sinn, ihre Anerkennung der Mutterliebe. „Im Winter spinnt die Mutter Wolle, ich spule das Garn und der Vater wirkt Decken oder gemusterte Fußteppiche, die er bald nach Bruneck, bald an tefferegger Händlerinnen aus dem Hause verkauft."

Der Hintergrund des pragser Thales kam in Sicht. Neben der vielzackigen Felsenkrone des Dürrenstein trat die gegenüberliegende, am Fuße von Nadelholz beschattete Halde des Herstein, und weiterhin die Matte von

St. Veit ſo lichtvoll in den Vordergrund, daß ich über dem Schauen und Vergleichen der formenreichen Gebilde das Maß der Zeit vergaß. Auch die zerſtreuten Höfe des Weilers Schmieden in der Thalveräſtelung, und die kleinere Gebäudegruppe zur Linken mit Holzgallerien an den Giebeln der Häuſer und einer Capelle, beſchäftigten die Phantaſie, ehe das pragſer Badehaus, hart an der Felswand eines bewaldeten Kofels, ſich in das Sehfeld ſchob. Ehrfurchtgebietend thronen die wildzerriſſenen Schrofen des Dürrenſtein über der Wieſenau, an deren Saum das Hauptgebäude ſeine lange Fenſterreihe ausſichtverheißend nach Süden kehrt; aber der Morgenſonne erfreuender Strahl grüßt erſt ſpät die Bewohner und des Berges Schatten verdüſtert des Kranken Blick.

Das Waſſer der Heilquelle, nach unverbürgter Ueberlieferung von Jägern entdeckt, die einen angeſchoſſenen Hirſch in dem Naturbade belauſchten, und ſeit Jahrhunderten gegen Unterleibsleiden, Verwundungen, Lähmungen, Rheumatismus, Skropheln, Skorbut, Steinbeſchwerden und andere Uebel mit Erfolg benutzt, ſprudelt aus einer Kalkſteingrotte oberhalb der Badeanſtalt in durchſichtiger Klarheit hervor und verräth ſchon von weitem durch den Geruch ſeinen Schwefelgehalt. Beim Eintritt in das Badehaus und in die rückſeitig belegenen Zimmer fühlt man die Bruſt von dem kühlen Waſſerdunſt unangenehm berührt; und die mangelhafte, faſt ärmliche Einrichtung der meiſten Gemächer iſt ebenſowenig geeignet, heitere Empfindungen in dem Curgaſte zu wecken, als die rückſichtsloſe Weiſe, in welcher die Schaffnerin ihre Schlüſſelgewalt gegen Fremdlinge übt. „Alle Zimmer beſetzt, ein Bett können Sie haben, aber nicht allein im Zimmer.“ Dieſe Ankündigung, ein Blick auf die mir zugedachte, unſaubere Ruheſtätte und wenige Athemzüge in der dumpfen Zellenluft reichten hin, mich von weiterer Werbung um Herberge zurückzuſchrecken. Nicht minder rauh war der Empfang eines zweiten Touriſten, der von der Haushälterin mit den Worten: „Nun, wollen wir uns wieder um Bett und Zimmer zanken?“ in eine Zelle der Hinterſeite verbannt wurde, obwohl zwei freundliche Gemächer neben dem Saal zu freier Verfügung ſtanden. Ob Mangel an Verſtändniß oder Eigennutz des Wirthes ob die Anſpruchloſigkeit der Tiroler, denen eine reichbeſetzte Tafel und guter Wein genügen, dieſen Uebelſtand verſchuldet haben, iſt ſchwer zu ſagen. Jodelten doch junge Burſche und alte Schützen im Grünen ſo laut bei der Flaſche, als wollten ſie ihre überſprudelnde Lebensluſt der ganzen Welt verkündigen, und der volltönige Geſang:

„Beim Diendl ihrer Hütten Thür
Da ſingen die Schwalm,
Da ſtreichen die Gamſerln
Friſch über die Alm“ —

verrieth eine Freude am Naturgenuß, die keine Regung des Unmuths über die Trübseligkeit ihres Schlafgemaches dämpfte.

Stiller wars freilich im Nebengebäude, dessen bettenreicher Saal eher einem Lazareth als einem Sommerfrischhause glich, da die bresthaften Greise, halbgelähmten Männer und bleichen Jammergestalten, welche hier Kameradschaft hielten, in trauervolles Sinnen über eignes Leid versunken blieben, wie verlockend auch der Jubel zechender Sänger durch die geöffneten Fenster drang. Kaum bedurfte es des melodischen Scheidegrußes:

„Bhüt euch Gott, ös braven Leutlein all,
ich geh wieder heim ins liebe Pusterthal".

um mich an die Rückkehr von dem „Diplomatenbade" nach Schmieden zu mahnen, wo ich in dem sonnigen Eckzimmer des bäuerlichen Wirthshauses der zweifelhaften Badeherrlichkeit vergaß.

Bei heiterblauem Morgenhimmel durfte ich um so sorgloser die Wanderung nach Schluderbach wagen, als mir ein Bauer, der zur Heumahd auf die pragser Wiesen zog, seinen Buben zum Wegweiser und Träger meiner Tasche überließ. Hans kannte alle Vieh- und Wandersteige zum Her- und Dürrenstein und war unzufrieden, daß er mich auf dem gebahnten Fahrwege, nicht mitten durch das Dickicht zum Joche führen sollte; ohne auf das Meisengezwitscher, des Kreuzschnabels gellenden Pfiff und der Rinderheerde Geläut zu achten, ohne des Hirtenbuben Ruf aus dem Tann zu erwidern, schritt der Knabe durch das Stangengehölz der Schlucht schweigend bergan, und wenn ich stehen blieb, einen zerbrochenen Lärchenwipfel oder knorrigen Arvenstamm anzuschauen, irrte sein mattes Auge ziellos über dem Boden umher. Dennoch war es nicht Theilnahmlosigkeit, was ihn still und stumm an den Erscheinungen der Natur vorübergehen ließ, denn am Rande einer rinnsalartigen, von Dolomittrümmern eingefaßten Runst, die quer durch den Nadelwald eine Furche zog, bemerkte er in raschem Redefluß: „Hier hatte ein Hochgewitter den Weg und die Wiese verschüttet und so viele Bäume niedergerissen, daß die Bauern wochenlang das Holz zusammenlesen und nach Hause führen mußten" —, und als einmal der Bann gebrochen war, blieb Hans auch weiterhin ein gesprächiger Kamerad.

Seine Studien in der zweiten Klasse zu Schmieden waren beendet, seine Kenntnisse auf Lesen, Schreiben, Rechnen und die Glaubenslehre beschränkt geblieben, von Erd- und Naturkunde hatte er nichts erfahren, die Erzählungen aus der tirolischen Geschichte wieder vergessen. „Unser Lehrer ist brav, bei der Prüfung ist keiner weggeblieben, und der Schulinspector hat uns belobt." Nach dieser Einleitung fuhr das Büblein fort: „ich kann einen Brief nach Dictando schreiben, Gedrucktes und Geschriebenes mit deutschen und

lateiniſchen Buchſtaben leſen, aber s Rechnen hat mi nimmer gefreut und i bring nit zuſamm, wie viel i in zwei Wochen verdien, wenn i um ſechsundzwanzig Kreuzer Tagelohn zur Arbeit mi verding." — Wirſt Du die Wiederholungsſchule beſuchen, um das Verſäumte nachzuholen?" — „Nein." — „Biſt Du fleißig zur Schule gegangen?" — „Im Sommer hab i die Ochſen und Küh gehütet und im Winter bin i lieber mit dem Vater in den Wald gangen oder hab in Haus und Hof geſchaffet." — „Fragte der Lehrer, weshalb Du vom Unterrichte weggeblieben?" — „Gefragt hat er wol, aber i hab ihm gſagt: i hätt nit derweil — — und ſo an fünfzehn Bubn, die habens machet wie i und ſind weggeblieben, ſo viel ſie konnten."

„Kennſt Du die Vögel im Walde?" — „Meiſen, Grasmücken, Droſſeln, Zeiſige und Finken gibts gnua, der Gugu und der Kreuzſchnabel, der Specht und das Rothſchwänzchen ſind auch da, aber die Buben fangen ſie mit Leimruthen weg, ſperren ſie ins Bauer, verkaufen ſie, und ſchießen heimlich den Spielhahn, das Steinhuhn oder die Gams." — „Euer Sonntagsvergnügen?" — „Die Burſche kegeln und karten, ſingen und trinken, aber tanzen thun ſie nit — und wenn der Vater kirchen geht, gibt er mi im Wirthshauſe immer einen Wein." — So plauderte Hans Oberhammer unbefangen von ſeiner Schul- und Arbeitszeit, indeß wir langſam zur Matte aufſtiegen und einen niedrigen, mit Wachholder, Heidelbeer- und Alpenroſengebüſch bewachſenen Bergrücken überſchritten, deſſen Abhang weit und breit mit roſafarbenen Blüthen überzogen war, die in wunderbarem Farbenglanze auf dem grünen Grunde ſchimmerten. — „Siehſt du die Alpenroſen?" — „Ich ſiech ſie nicht, i kann ja kaum die Bäume erkennen" — klagte der kurzſichtige Begleiter und löſte mir das Räthſel ſeiner ſcheinbaren Gleichgiltigkeit gegen die Formenſchönheit der Natur; dann pflückte er von der nächſten Staude für Schweſter Anna einen Strauß.

Die Veränderung der Landſchaft bot auf jeder höheren Stufe neuen Reiz: während des Dürrenſteins Firſt dem Auge entſchwand, der hohen Geiſel blut- und ziegelroth betupftes Rieſenhaupt im Vordergrunde und des Seekofels trotzig aufſtarrender Scheitel zur Rechten über den Wald herniedergrüßten, glänzte rückſeitig — am nördlichen Horizont — der Tauernkette ſilberſtrahlender Firn. Maleriſche Lärchen- und Arvenſtämme, maſſenhafte Dolomittrümmer und die Zwerggeſtalten der Legföhre ließen die Natur des Hochwaldes an der Baumgrenze ahnen; aus der Mulde des Weidelandes am Fuß der hohen Geiſel leuchtete der Matte lichtes, von dunklem Nadelfilz überwobenes Grün — und des Dürrenſtein weſtliche Flanke ſchattiren halbverdorrte, bald aſt- bald wipfelloſe Nadelholzſtämme, die hier im Kampfe gegen die Elemente des Hochgebirges, gegen Schneelauinen, Steingeröll, Schuttmuhren, Sturm- und Regenfluthen — zu Grunde gehen.

Die Wasserscheide war erreicht. Runde, kunstlos übereinander gelegte, theilweis vermoderte Fichten und Lärchen trennen die Mahdwiesen von dem Weiderevier; ein roh gezimmertes Gatter schließt den Fahrweg, dessen Geleise quer über die sogenannten „Plätzen" an verstreuten Heustadeln vorüber zur südlichen Halde führt. Nachdem Hans mir die Ochsenmatte seines Vaters auf dem „Dürrelstein" gewiesen und seine erste Besteigung des Bergriesen, wie die Fernsicht von dem Gipfel „auf alle schiechen Kofel und Ferner rund herum" geschildert hatte, ließ er mich auf dem Joche allein. In ziellofer Wanderlust schweifte ich zwischen Dolomitblöcken und auf blumigem Rasen umher, hier von der Welt des Kleinen, dort von der Scenerie des Gebirges angezogen. Wenn Vergißmeinnicht, halbverblühte Primeln, Orchideen und Läusekraut — Pedicularis, dessen gefiedertes Blattwerk so reizende Blüthen umflicht, Gentianen, Eisenhut und grüner Germer, duftige Nigritellen, der Rapunzel blauer Schopf — Phyteuma hemisphaericum —, Scabiosen und Glockenblumen den Rasen der Matte musterten, so war der hügelige Boden außerhalb der Einfriedigung von Moos und Heidelbeeren, Farnen, Gras und Blattgewächsen überzogen, zwischen denen die Türkenbundlilie ihre prachtvollen Glocken niederhängen ließ. Dagegen zeigte das Thierleben geringe Mannigfaltigkeit: Schmetterlinge, Bienen und Käfer irrten wie verloren über den Blumen umher, wenige Steinschmätzer flogen von Stein zu Stein, aus der Ferne ertönte des Falken durchdringender Schrei.

Hatten sich beim Aufstieg zum Joch die zillerthaler Ferner scheinbar in die Weite und Breite gedehnt, so kamen von der Hochfläche der „wälschen Böden" das kahle Felsenriff des Monte Cristallo mit dem stumpfen Thurm des Piz Popena, südöstlich die nadelartigen Cadinispitzen in Sicht; gegenüber dem amphitheatralisch aufgebauten, in blutrother Marmorirung leuchtenden Dolomitkoloß der Geisel schmiegt sich des Dürrenstein abgerundeter Rücken in anmuthiger Senkung an die Wellenlinien der Alm, deren bewaldete, nach Süden und Norden abgedachte Halden den Ueberblick der Tauern und der ampezzaner Alpen gestatten. Hier, durch den „Daum" des Herstein in zwei Theile geschieden und das Schneefeld der Riesenfernergruppe überragend, blitzendes, glitzerndes Gletschereis; dort in grauenhafter Wildheit ein hochaufstarrendes, weißbetupftes Felsgewirr — Thurm an Thurm, Zinne an Zinne gereiht, Pfeiler und Pyramiden, mit hundertfachen Spitzen krabbenartig verziert. Bei dem gleichartigen Gefüge des Kalksteins und dem gleichmäßigen Gange des Verwitterungsprocesses erscheint das Formenspiel der äußern Gestaltung ebenso räthselhaft als die Größe dieser gewaltigen, von winzigen Korallen des Urmeers aufgebauten Berge.

Im Gegensatz zu den lieblichen, durch Duft und Farbenzauber ent-

zückenden Alpenblumen bieten die regellos gestalteten, zum Theil abgestorbenen Lärchen und Arven, welche noch fünf- oder sechshundert Fuß über dem Joch am Abhange des Dürrenstein aufsteigen, einen seltsamen Anblick dar, ob nun ihr wipfeldürrer Schaft armleuchterartig gebogene Glieder oder gerade Spieren, rechtwinklig abstehendes oder kraus verschränktes Astwerk mit lockerem oder dicht gewobenen Nadelfilze trägt, ob um den bleichenden, der Rinde und Zweige beraubten Stamm graue Flechten gespensterhaft flattern: jeder Baum ein Charakter mit eigenartigen Zügen — und neben den Riesen des Waldes der Legföhre zwerghaftes Gestrüpp!*) Verschiedenheit des Untergrundes und der Humusdecke, die bald flach über dürre Felsen gebreitet tiefgreifenden Wurzeln kümmerliche Nahrung beut, bald in mächtigen, von Quellen durchrieselten Schichten zahllose Keime des organischen Lebens zur Entwickelung bringt, bedingt die Fülle oder Armuth der Pflanzenwelt, deren wundersame Formen auf dem Hochgebirge Sinn und Phantasie des Beschauers berücken. Den Baumriesen gesellen sich gnomhafte Latschen, die mit hundertfachem, undurchdringlichen Ast- und Wurzelgeflecht lose Dolomittrümmer umspannen, Hasen, Schnee- und Steinhühner vor den Klauen des Adlers schirmen. — der Matte schützender Hort. Bisweilen findet man neben diesen Pionnieren der Cultur auch Wachholder, dessen dichtverschlungener Nadelfilz ebenso erfolgreich den Elementen trotzt und durch blaulich grüne Schattirung die Farbenharmonie des Untergrundes erhöht. Dem Forscher bieten Moose, Flechten, Lagerung und Zusammensetzung des Gesteins, dem Maler abenteuerliche Arven und die Umrisse des Gebirges zu Studien willkommenen Stoff: — des Aethers erfrischender Hauch schwellt des Touristen Brust.

Zwischen die südlichen Ausläufer der hohen Geisel und des Dürrenstein schiebt sich der rauhe Knappenfußberg, an dessen Westseite ein schaurig wilder Riß nach Ospedale — der ersten wälschen Ansiedelung im ampezzaner Thale — leitet, während man neben dem Seelandbach im Osten auf holperigem Pfade nach Schluderbach hinuntersteigt. Hin und wieder war der Weg überfluthet, da und dort durch umgestürzte Bäume versperrt — steile Abstürze ermüdeten den Fuß: aber die wechselnde Durchblicke auf der Tofana beeiste Gipfel, der Cadinispitzen ödes Riff und das Moränengeschiebe des Cristallogletschers hielten fort und fort die Schauluft wach, und den letzten Abschnitt des Weges erleichterte eine Holzriese, deren glattgeschliffenes Geleise als Rutschbahn für Alpenfahrer dient. Bald sah ich das Wirthshausschild

*) Von Emil Lotzes Ansichten aus den tiroler Bergen — Verlag von Fr. Moser in Bozen. 141. kl. Folio — geben die „Baumstudien im Oetzthale", „Gebirgsstudie in Villnöß", „Zirbelbäume" und „Zirbelwald bei Gurgl" ebenso anschauliche als anziehende Bilder des Hochgebirgswaldes.

„Zum Monte Cristallo" durch grüne Bogen blicken und fand mich wenige Minuten später aus der Wildniß in das Leben und Treiben einer bunten Gesellschaft versetzt, die jeden Sommer von Nord und Süd in Ploners lauschiger Einsiedelei zusammentrifft.

Bergsteiger, Gemsenjäger und Sommerfrischgäste füllten Saal und Nebenzimmer, hüben wie drüben verschönerten Damen und Kindergestalten die Gruppen, hüben wie drüben waren Künstler und Gelehrte den Freunden der Natur gesellt und mit der deutschen Rede mischte sich das romanische Wort. Stellwagen, Lohn- und Privatfuhrwerke brachten neue Gäste, die von der Hausfrau mit freundlichem Willkomm aufgenommen wurden, und noch in der Dämmerung sah sich die erfindungsreiche Wirthin durch die Mitglieder einer Gerichtscommission von Auronzo in Verlegenheit gesetzt, denen eine Leichenschau am Misurinasee willkommener Anlaß zur Vergnügungsfahrt über die Grenze gewesen war: es galt nicht blos für den Bezirksrichter und dessen Kanzelisten, für den Finanzcommissär und dessen Begleiter, sondern auch für den Adjunct, des Unterrichters Gemahlin und Knaben Raum zu schaffen, nachdem bereits alle Fremdenzimmer des Haupt- und Nebengebäudes besetzt waren —, und die heitere Stimmung der Südländer durch kein versagendes Wort zu trüben.

Nach der Abendtafel nahm der Schreiber, dessen Falstafffigur mit rundwangigem Gesicht und blondem Schnurrbart die künstlerische Ader kaum vermuthen ließ, seine Guitarre zur Hand und bezauberte mit wundersamer Melodei das Ohr der Genossen, die abwechselnd des Minnesingers Lied mit vielstimmigem Chor begleiteten, indeß das Bübchen schweigend die Saiten der Geige strich. Als der Quell der Poesie verronnen war, weckte der rechtsbeflissene Musikant durch Walzer, Polka und italienische Nationaltänze neue Lust; der Adjunct eröffnete mit seiner Signora den Reigen, die Töchter und Dienerinnen des Hauses traten ergänzend ein und Defreggers Ball auf der Alm — fand ein Gegenstück, das der Verherrlichung durch Stift und Pinsel würdig gewesen wäre, obwol die deutsche Tischgesellschaft sich kühl, fast abweichend gegen den Humor der Romanen verhielt. Der preußische Regierungsrath verrieth nur durch leises Lächeln seine geringschätzende Meinung über des Kanzelisten Belustigung. Die liebenswürdige Wienerin ließ beim Durchgange kaum einen flüchtigen Seitenblick über die tanzenden Paare gleiten —: und doch hatten die Aristokraten am Tage vorher dem Sang und Zitherspiel tirolischer Bursche mit Vergnügen gelauscht, doch hatten norddeutsche Herren und österreichische Damen dem Jodler des Buben und des Mägdeleins Lied rauschenden Beifall gezollt. Dessenungeachtet wurden die Fremden, welche aus Neugier näher traten, von den wälschen Nobili in verbindlicher Weise begrüßt, von dem Bezirksrichter freundlich zum

Verweilen eingeladen: deutſcher Ernſt und deutſche Geſinnung trat hier mit italieniſcher Höflichkeit und Liebenswürdigkeit zuſammen, die ſich gefällig in widerſtrebende Formen fügt. Signora reichte dem Finanzbeamten in ſilberbebortirter Uniform, wie dem Straßenarbeiter im beſtäubten Baumwollhemde mit gleicher Grazie die Hand, ſah ihren Gemahl, die dienende Maid in ebenſo achtungsvoller Weiſe als Ploners Tochter zum Tanze führen: nicht der beengte Raum und die Julihitze, nicht der fahrenden Themisgänger Ermüdung ſtörte das Faſchingsvergnügen, bis um Mitternacht der Hand des ſchlaftrunkenen Kanzeliſten der Bogen entfiel.

Berichte aus dem Reich und dem Auslande.

Aus Florenz. Zur äußeren Politik. Reformen. — Die letzten vier bis ſechs Wochen ſind in legislatoriſcher und politiſcher Beziehung für die italieniſchen Verhältniſſe von nicht geringer Wichtigkeit geworden. Außerdem ſind im Parlament, in der Preſſe, im Publicum Fragen zur Verhandlung gekommen, deren Bedeutung ſich weit über die Grenzen des Landes hinaus erſtreckt und die Aufmerkſamkeit ganz Europas auf ſich gezogen hat.

Welch ein entſchieden politiſcher Charakter der Reiſe des deutſchen Kronprinzen, welche noch den größten Theil des Monats Mai ausgefüllt hat, zugeſchrieben werden muß, haben die wiederholten Zuſammenkünfte mit Minghetti, namentlich die letzte in Venedig, in ziemlich auffallender Weiſe dargethan. Daß die kirchliche Frage, ſpeciell die die Papſtwahl betreffende, Gegenſtand der Verhandlungen geweſen iſt, lag zu nahe, als daß man daran zweifeln könnte. Man würde aber, glauben wir, ſehr irren, wenn man aus den Aufmerkſamkeiten und der Herzlichkeit des Empfanges, welcher dem Kronprinzen zu Theil geworden iſt, auf die Bereitwilligkeit der italieniſchen Regierung der deutſchen auf dieſem Gebiet Conceſſionen zu machen, ſchließen wollte. Zunächſt ſind dieſe Sympathiebezeugungen, ſoweit ſie vom Hof, dem Miniſterium, überhaupt den öffentlichen Kreiſen ausgegangen, in ihrer Bedeutung viel zu ſehr überſchätzt. Hier zu Lande iſt eben die Höflichkeit zu Hauſe und der leicht erregbare liebenswürdige Charakter des Südländers verführt Viele, ſeinem warmen Entgegenkommen einen zu großen Werth beizulegen. So ſcheint es auch dem Kronprinzen ſelbſt, ſeinem Telegramm aus Neapel und anderen Aeußerungen nach zu ſchließen, ergangen zu ſein. Dann aber darf man nicht vergeſſen, daß die Stellung der italieniſchen Regierung zu der Frage,

welche in Deutschland die Gemüther vorzugsweise beunruhigt und unsere Staatsmänner fortwährend in Athem erhält, eine zu verschiedene ist von der in Berlin eingenommenen, als daß an ein gemeinsames Vorgehen beider Staaten in derselben Richtung gedacht werden könnte. Vor allen Dingen existirt eine sogenannte religiöse Frage in dem Sinne, welchen man in Deutschland mit diesem Wort verbindet, in Italien überhaupt gar nicht. Die höheren und gebildeten Stände sind hier zu Lande völlig indifferent — abgesehen von einer geringen, zu dem Jesuitismus in näherer Beziehung stehenden Minorität —; das niedere Volk aber möchte den Katholicismus gar nicht missen, weil er seine Sinne lebhaft beschäftigt, und ohne Zweifel eine Menge von humanen Zügen und eine den wichtigsten Lebens- und Gemüthsbedürfnissen geschickt angepaßte Praxis entwickelt hat, welche die innerhalb dieser Kirche stehenden, namentlich die Armen und die Hilflosen, die in diesem Lande so zahlreich sind, von der Geburt bis zum Tode mit unzähligen Banden an sie knüpft. Abgesehen von diesen Stimmungen der Bevölkerung hat auf den Standpunkt der Regierung auch das Bestreben Einfluß, der päpstlichen Frage ihren inneren italienischen Charakter zu bewahren. Ob sie schon jetzt daran denken mag oder kann, daß sie sich dereinst einmal des Papstes als eines politischen Werkzeuges bedienen könnte, mag dahin gestellt bleiben. Im Hintergrund, wenn auch mehr unbewußt, wirkt diese Erwägung gewiß entschieden auf ihr Verhalten ein. Sie fürchtet nichts mehr, als daß die jesuitische Partei ihren Plan, einen Ausländer auf den Stuhl Petri zu erheben, durchsetzen könnte; daher die Milde und Schonung gegen den Papst und das Cardinalcollegium, dessen überwiegende Majorität doch aus Italienern besteht. Die Jesuiten werden nur deshalb wenig belästigt, weil gerade dieser Papst von ihnen umstrickt ist; dagegen werden sie von der Regierung gehaßt, gerade um ihrer Absicht willen, einen kosmopolitischen Nachfolger an Stelle von Pio IX. zu setzen, der den allgemeinen Interessen der Kirche die speciellen Italiens stets aufzuopfern bereit wäre. Mit ängstlicher Sorge überwacht die Regierung jeden Schritt, den die ultrakatholische Partei in dieser Richtung thut. Die Ernennung von Manning und Deschamps zu Cardinälen hat sie mit demselben Mißfallen gesehen, wie den langen Besuch des irischen Cardinals Cullen in Rom.

Daß in Venedig zwischen Franz Joseph und Victor Emanuel über eine gewisse Gleichmäßigkeit des Verhaltens der päpstlichen Frage gegenüber, verhandelt worden ist, und daß namentlich Oesterreich den italienischen Standpunkt, welcher auf den inneren Charakter derselben das größte Gewicht legt, bis zu einem gewissen Grade gebilligt hat, wird nicht nur durch die in kirchlichen Dingen festere Haltung der italienischen Regierungspresse seit jener Zusammenkunft wahrscheinlich, sondern namentlich durch die an Trotz grenzende

Unnachgiebigkeit des Miniſteriums bei Gelegenheit der Interpellation La Porta-Mancini bewieſen.

Vigliani und Minghetti haben ſich kaum verlegen gezeigt, als ihre Schwachheit in Handhabung des Garantiegeſetzes und ihre Nachgiebigkeit gegen die Uebergriffe des Klerus bei den Discuſſionen im Parlament öffentlich zur Sprache kam. Als ihnen in specie bei derſelben Veranlaſſung die laxe Art und Weiſe, in welcher ſie die Beſtimmungen über das Exequatur zur Ausführung gebracht, vorgeworfen wurde, ſchien ihnen nicht einmal eine Vertheidigung oder Rechtfertigung nöthig, ſondern ſie haben den von ihnen eingehaltenen Standpunkt einfach ferner beibehalten zu wollen erklärt. Ja ſie waren ihrer Sache ſo gewiß, daß ſie der charakterloſen, in ſteter Furcht vor einem aus der Oppoſition zuſammengeſetzten Miniſterium ſchwebenden Majorität eine unverdient günſtige Tagesordnung auspreßten, ohne weitere Garantie für die Zukunft zu geben als die nichtsſagende, faſt höhniſch klingende Erklärung, ſie wollten ferner das Geſetz mit Feſtigkeit handhaben, indem ſie den beſonderen Umſtänden Rechnung tragen würden.

Die Organiſation des italieniſchen Militärweſens hat im Weſentlichen ihren vorläufigen Abſchluß gefunden durch eine Reihe von Geſetzen, die in den letzten Wochen die Sanction der Kammern erhalten haben. Einzelheiten bedürfen der Natur der Sache nach immer noch der beſonderen Regelung, wie z. B. das Transportweſen nachträglich erſt vor einigen Tagen den neueſten Erfahrungen entſprechend reformirt worden iſt. Von der Verpflichtung zum Militärdienſt iſt nach Annahme des Recrutirungsgeſetzes kein Stand, keine Claſſe der Bevölkerung mehr befreit. Der Senat hat freilich, indem er die Regierungsvorlage in Betreff der Heranziehung der Geiſtlichen zum Heeresdienſt annahm, dem Kriegsminiſter durch eine Tagesordnung empfohlen, die frommen Leute vorzugsweiſe zur Verwundetenpflege, Seelſorge und ähnlichen Beſchäftigungen zu verwenden. Zugleich hat jedoch die hohe Körperſchaft das Princip der allgemeinen Dienſtpflicht in abſoluterer Weiſe anerkannt als die Deputirtenkammer, indem ſelbſt die Studenten der Medicin, zu deren Gunſten bisher eine Ausnahmebeſtimmung exiſtirte, allen übrigen gleich geſtellt worden ſind.

Wie ſehr es in manchen Theilen Italiens an der öffentlichen Sicherheit fehlt, dafür geben die Berichte aus den ſüdlichen Provinzen genügende Belege. Die Frage, auf welchem Wege Ruhe und Ordnung, namentlich in Sicilien, wiederherzuſtellen ſind, hat in der letzten Zeit die Gemüther lebhaft beſchäftigt, zumal die Regierung um ihre dort durch Camorra und Maffia untergrabene Autorität wieder herzuſtellen, außerordentliche Vollmachten verlangte, deren Ausdehnung der Majorität der zu ihrer Prüfung eingeſetzten Abgeordnetencommiſſion ebenſo bedenklich erſchienen iſt, wie dem Publicum. Die urſprüng-

liche Gesetzvorlage ist freilich der Praxis des Ministeriums gemäß, wieder zurückgezogen, der Vorschlag der Commission, vorher eine Enquête anzustellen, gebilligt worden. Dagegen verlangt die Regierung mit außerordentlichen Befugnissen bekleidet zu werden, um im Fall einer erneuerten Zunahme des Brigantenthums und anderer Unordnungen energische Mittel zur Unterdrückung des Unwesens in der Hand zu haben. Diese ausnahmsweisen Vollmachten sollen übrigens nicht auf Sicilien beschränkt bleiben, sondern für den ganzen Staat gültig sein; darunter befinden sich z. B. Bestimmungen wie folgende: daß Jemand, der im Verdacht steht, der Camorra, Maffia oder anderen gefährlichen Verbindungen anzugehören, mit Präventivhaft bestraft werden kann; daß es der Regierung frei steht, Internirung auf ein bis fünf Jahre anzuordnen. Daß solche Anforderungen, deren Erfüllung die Freiheit eines jeden bedrohen und der Willkür der Polizei und der Regierungsbeamten Preis geben, von einsichtigen Leuten, auch wenn sie im Princip mit dem Ministerium darin übereinstimmen, daß die Autorität der Regierung, wo sie bedroht ist, wieder hergestellt werden muß, als höchst bedenklich angesehen werden, ist natürlich. Was speciell Sicilien betrifft, so hat die Regierung seit längerer Zeit den Auswurf des Beamtenthums dahin gesendet, so daß dort eine ganz besondere Gefahr aus der Anwendung von Ausnahmegesetzen fließen würde, und zwar nicht blos für die Uebelthäter, sondern ebensowohl für den ruhigen Bürger. Ueberdies sind die socialen Zustände auf der Insel solche, daß der Zweifel berechtigt ist, ob außerordentliche Maßregeln der Polizei- oder Militärmacht mehr als Palliativmittel sein können. Daß in einem Lande, wo nur eine verschwindende Minorität lesen kann, wo es an Wegen fehlt, wo ausgedehnte Striche durch das Vorhandensein von Sümpfen oder aus anderen Gründen so ungesund sind, daß sie unbewohnt bleiben müssen und die Bevölkerung sich auf enge Kreise zurückzieht, wo die Zahl und Lage der Armen eine entsetzliche ist; daß in einem solchen Lande außerordentliche Krankheitserscheinungen vorkommen, ist durchaus nicht auffallend. Will man hier heilen, so muß man das Uebel im Grunde anfassen. Dieser Ansicht sind auch fast alle, die die Verhältnisse jener südlichen Länder studirt haben, so z. B. La Porta, selbst ein Sicilianer, und Villani, ein Neapolitaner von Geburt, der in seinen Lettere meridionali kürzlich ein so farbenreiches und ergreifendes Bild von den Zuständen seiner Heimat gegeben hat. Nur die sklavische Kammermajorität sucht, um das augenblickliche Ministerium zu stützen, nach einem Compromiß, bei dem nicht viel herauskommen wird. In diesem Moment ist noch nichts entschieden. Mehrere stürmische Sitzungen des Abgeordnetenhauses, welche der Discussion der Frage gewidmet waren, haben die Sache nicht gefördert.

Wie erregbar und zugleich unreif die Bevölkerung selbst noch in dem

Hauptcentrum des Südens ist, haben die Studentenunruhen in Neapel bewiesen. Es giebt oder gab in Italien zwei Arten von sogenannten freien Universitäten. Die eine, zu der z. B. Ferrara und Macerata gehören, trägt ihren Namen, weil die dazu gehörigen Institute nicht vom Staat, sondern von den Gemeinden abhängig sind. Die andere Art war schließlich durch Neapel allein vertreten. Dort bestand, im Unterschied von allen übrigen Staatsuniversitäten, die Freiheit, sich inscribiren zu lassen. Daraus folgte, daß viele Studenten sich um den Universitätsunterricht nicht kümmerten; sondern einige Jahre lang ihrem Vergnügen oblagen, bis sie sich zum Zweck des Examens der Dressur eines Einpaukers überlieferten. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, ließ Bonghi durch ein besonderes Gesetz die Ausnahmestellung der Universität Neapel aufheben. Dadurch werden viele Privatinteressen verletzt, weniger die der Studenten, als die der Privatlehrer, von denen eine bedeutende Anzahl in Neapel lebt und aus der besonderen Stellung der Universität ihren hauptsächlichsten Unterhalt zieht. Diese und ein Theil der Universitätsbeamten, die seit Jahren mit Fälschung von Zeugnissen und Diplomen beschäftigt gewesen waren, sollen die Studenten zuerst aufgehetzt haben. Im Verlauf der Tumulte gesellten sich jedoch allerlei andere Elemente zu den Universitätskreisen, und wie bekannt, wurde selbst die Anwendung von Waffengewalt unvermeidlich, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Auch die verlängerte Schließung der Universität schien dem Unterrichtsminister nöthig. Unter den Verhafteten haben sich viele Handwerker und Arbeiter befunden; wieweit dagegen socialistische Umtriebe vor denen hier zu Lande eine fast komische Panik herrscht, mitgewirkt haben, kann erst durch die gerichtliche Untersuchung festgestellt werden. Wie fast immer, so wurde auch in diesem Falle wieder behauptet, ein Communist oder angehender Petroleur, den man eingefangen zu haben triumphirte, sei der Hauptanstifter der Uebelthaten gewesen.

Aus Berlin. Eine patriotische und eine ultramontane Jubelfeier. Proceß Kirst. — Die vergangene Woche war einer altpreußischen Gedenkfeier gewidmet: der Schlacht von Fehrbellin, deren Jahrestag nunmehr zum zweihundertsten Male wiedergekehrt ist. Es war auch durchaus passend und gerechtfertigt, ein patriotisches Fest zur Erinnerung an diesen Tag zu veranstalten; denn auch neben den größeren Siegestagen der Befreiungskriege und der jüngsten Feldzüge bewahrt Fehrbellin seine historische und nationale Bedeutung und für den Brandenburger insbesondere, der noch auf Schritt und Tritt an die volksthümliche Gestalt des großen Kurfürsten erinnert wird, geziemt es sich, an die erste Kriegsthat zurück zu denken, durch welche die Wehrmänner der sandigen Mark ihren militärischen Ruf begründeten. Damals zum ersten Male, nachdem man lange Jahrzehnte nichts als Schmach

und Niederlagen erlebt, empfand man wieder eine Spur von nationalem Stolz und patriotischer Hoffnung, die Vorboten einer fernen besseren Zukunft. Fürwahr das preußische Volk und das Hohenzollernsche Fürstenhaus haben Ursache, heute im Genuß der gewaltigsten Errungenschaften mit stolzer Genugthuung zurückzublicken auf jene alte Zeit, da etliche märkische Dragonerregimenter eine große Militärmacht aus den Landesgrenzen schlugen und dem kleinen, armen und unbekannten Staat einen Namen von Klang und Ansehen in Europa errangen, ihm die Fähigkeit erwarben, Kern und Mittelpunkt eines neuen deutschen Reiches zu werden.

Während die gesammte Presse weihevolle und gehobene Ergüsse über die Bedeutung dieses nationalen Festes brachte, hatten einzig die ultramontanen Blätter wieder einmal nichts als hämische Glossen oder völliges Stillschweigen übrig, obwohl doch wahrhaftig der Fehrbelliner Sieg an sich mit confessionellen Dingen nichts zu thun hat. Allein er war eben die Geburtsstunde der großen Zukunft des preußischen Staates und das Gedeihen und Aufblühen dieser akatholischen Macht ist auch längst vor dem „Culturkampf" den Ultramontanen ein Aergerniß gewesen. Dafür hatten auch die letzteren in der verflossenen Woche eine Jubelfeier. Es war ja der Tag, wo die berühmte Weihe der ganzen Welt an das „heiligste Herz Jesu" stattfand. Man kann freilich nicht sagen, daß die Welt über diese an ihr vollzogene Execution in sonderliche Aufregung gerathen wäre. Nur in Paris, wo man bis über die Ohren in dem jesuitischen Unfug steckt und für die specielle Neigung des Herzens Jesu, die „Rettung Frankreichs", begreiflicher Weise große Anerkennung besitzt, hat man sich veranlaßt gefunden, einigen kirchlich-politischen Pomp bei dieser Gelegenheit zu entfalten, und die Hälfte der Volksvertretung hat es für zweckmäßig erachtet, dabei zu assistiren. Was wohl die großen Revolutionshelden, die vor achtzig Jahren Thron und Altar zusammen in Trümmer schlugen, zu diesem neusten Zerrbild der freien Republik sagen würden!

Und nun lassen Sie mich, um auf die Vorgänge in unserer engeren Heimath zu kommen, ein Zeichen der Zeit von einem anderen Gebiete berühren, nämlich den großen Betrugsproceß, der augenblicklich das hiesige Publicum außerordentlich interessirt und in vieler Hinsicht mit der berühmten Spitzeder-Affaire in München verglichen werden kann. Im kronprinzlichen Palais zu Potsdam war eine Hofwaschfrau, Namens Kirst, angestellt, welcher es Jahre hindurch gelang, durch den plumpsten Schwindel sich in den Besitz ganz bedeutender Geldsummen zu setzen. Lediglich dadurch, daß die Angeklagte im kronprinzlichen Hause beschäftigt war und hie und da geheimnißvolle Andeutungen über momentane Geldverlegenheit der hohen Herrschaften fallen ließ, daß sie ungeheure Wucherzinsen versprach und gelegentlich aus dem Erlös neuer „Geschäfte" einige alte Schulden deckte, wußte die schlaue Schwindlerin

ſich einen ausgedehnten Credit zu verſchaffen und ſowohl angeſehenen Kaufleuten große Capitalien, als armen Arbeitern ihre ſauer verdienten Groſchen abzunehmen. Man ſtaunt, wenn man hört, daß die auf ſolche Weiſe contrahirten Schulden dieſes Weibes ſich auf nahezu 100,000 Thaler belaufen. Und ein ſolches Schwindelgebäude konnte Jahrelang beſtehen, ohne zuſammenzubrechen; einer der Hauptbetheiligten konnte ein kleines Uhrmachergeſchäftchen aufgeben, ſich ein Rittergut kaufen und als großer Cavalier auftreten, ohne daß den Geprellten die Augen aufgegangen wären. Man ſollte eine ſolche Vertrauensſeligkeit und Argloſigkeit heutzutage nicht mehr für möglich halten. O.

Literatur.

Gedichte von Giuſeppe Giuſti. Deutſch von Paul Heyſe. Berlin 1875. Hofmann u. Co. — Mit dem vorliegenden Bande hat ſoeben die zweite Serie der Publicationen des „Vereins für deutſche Litteratur" begonnen und es iſt zu hoffen, daß die vorzügliche Arbeit, welche derſelbe enthält, eine gute Vorbedeutung für die Qualität der nachfolgenden Bände ſein werde. Wer immer die Novellen Paul Heyſes, welche uns in italieniſches Volks- und Naturleben führen, mit größerer Aufmerkſamkeit betrachtet, mußte ſich ſagen, daß dieſe ſchönen und ſtimmungsvollen Bilder auf tiefen Studien beruhen und nicht geſchrieben werden konnten ohne ein volles ſich Verſenken in das Leben, die Literatur, die Sprache Italiens. Eine Probe dieſer Studien Heyſes erhalten wir in ſeiner Ueberſetzung giuſtiſcher Dichtungen, denen als Anhang noch zwei kleinere Aufſätze über Vittorio Alfieri ,nnd Vincenzo Monti, ſowie eine ſehr ſchöne (die Goetheſche in gewiſſer Beziehung entſchieden übertreffende) Ueberſetzung von Manzonis berühmter Ode auf Napoleon beigegeben iſt. Aber dieſe Probe von Heyſes italieniſchen Studien iſt ganz anderer Art als diejenige war, welche wir 1860 in ſeinem „Italieniſchen Liederbuche" empfingen. In jenem Liederbuche die duftigen Blumen italieniſcher Volkspoeſie, die naive Herrlichkeit der Rispetti, Vilote, Ritornelli, der volksmäſſigen Balladen und Lieder; in den vorliegenden Ueberſetzungen die ſchneidige Gedankenpoeſie eines politiſchen Satirikers, der freilich auch gerade deshalb ſo groß iſt, weil ſich dieſe Schärfe des Geiſtes mit ebenſo großer Innigkeit und Tiefe des Gemüthes verbindet und auf eine wunderbar graziöſe Weiſe zum Ausdruck kommt. Mit Recht iſt Heyſe in der ſehr beachtenswerthen Einleitung zu ſeiner Ueberſetzung geneigt, Guiſeppe Giuſti unter den neuern Dichtern Italiens einen Platz unmittelbar neben Manzoni und Leopardi anzuweiſen, in dem Sinne nämlich, daß nur dieſen dreien ein Platz in der Weltlitteratur gebühre. Bei einem größeren deutſchen Publicum, deſſen Ver-

ſtändniſſe ſolch genialer Humor und zugleich ſo tiefer und charaktervoller politiſcher Ernſt auch heute noch nicht ſehr nahe liegt, dürfte dieſe Schätzung Giuſtis Widerſpruch finden, aber richtig iſt ſie nichtsdeſtoweniger. Ja faſt möchten wir ſagen, Giuſti ſtehe noch über den Genannten, weil er vielſeitiger iſt und weil er in ſeiner politiſch-ſatiriſchen Dichtung ein Gebiet beſchritten hat, auf welchem der Lorbeer ſchwerer zu gewinnen iſt; denn es bedarf eines ganz ungewöhnlich organiſirten Geiſtes, um die Welt, in welcher ſich Giuſti zumeiſt bewegt, mit dem Blicke des Künſtlers zu betrachten und ihre Geſtalten in das Meer des Schönen einzutauchen.

Guiſeppe Giuſti ſtarb im Jahre 1850. Vom Anfang der dreißiger Jahre datirt ſeine Dichtung; ſchon 1833 ward die köſtliche Satire „Die Dampfguillotine" geſchrieben. Von Anfang an ſtand ſeine Dichtung im Dienſte ſeines Volkes, welchem auch er zu ſeiner Wiedergeburt mit verholfen hat, wie Dall' Ongaro, Aleardi und viele Andere. In Giuſtis Dichtung ſpiegeln ſich die Zeiten des Henkerthums unter Franz dem Vierten von Modena, des engen kurzſichtigen Syſtems polizeilicher Bevormundung und nörgelnder Chikane unter Leopold II. in Toscana, die Hoffnungen des „Landes der Todten" zur Zeit des Krieges gegen Oeſterreich unter Carlo Alberto und die Rückkehr der Reaction mit der Rückkehr der verhaßten Fremden nach dem unglücklichen Ausgang des Kampfes. In wechſelnden Zeitverhältniſſen war Giuſti immer derſelbe und die Freiheit blieb immer ſein höchſtes Intereſſe. An Tommaſo Groſſi ſprach er es als ſeinen höchſten Wunſch aus, daß ihm einſt nur der Stein auf ſeinem Grabe ſtehen bleiben möchte, auf dem zu leſen ſei: „Nie wechſelt' er die Fahne." Der Vorwurf, ſich ungetreu geworden zu ſein, blieb ihm gleichwohl nicht erſpart. Aber denſelben konnten eben nur diejenigen erheben, deren Charakterloſigkeit er ſelbſt in ſeinen Gedichten ſo vernichtend gekennzeichnet hat.

Denn nicht in abſtracten Gedanken und allgemeinen Exclamationen äußert ſich Giuſtis politiſches Pathos. Meiſt in ganz concreten Geſtalten tritt es uns entgegen: die geſinnungsloſen Schmarotzer, die feilen und ſervilen Carrièremacher, die Angeber, die herabgekommenen Nobili, die Geldprotzen, kurz die Bedientenſeelen, die Lumpe und Windbeutel aller Sorten, vom Fürſten herab bis zu ſeinem unterſten Günſtling, alles in ſeiner ganzen lächerlichen Erbärmlichkeit. So in den Gedichten: „Dampfguillotine", „Strafgeſetz für die Beamten", „Gelehrtencongreß", „Praeteritum plusquamperfectum von Denken", „Schnecke", „König Klotz", „Humanitarier", „Verlobung", „Congreß der Sbirren", beſonders aber „Gingillo". „Ein erhabenerer Cynismus," ſagt mit Recht der Ueberſetzer, „eine kühnere Miſchung des Sublimſten und Lächerlichſten, von ſittlichem Ernſt und künſtleriſcher Ausgelaſſenheit iſt ſchwerlich irgendwo nachzuweiſen als in den Glanzſtellen

dieſes Gedichtes." Es iſt Dichtung im Geiſte des Ariſtophanes. — Doch dieſen politiſchen Satiren, die Gelächter ſcheinen und doch zumeiſt nur Schmerzensausdruck ſind, folgen noch andere, welche Heyſe unter dem Titel „Vermiſchte Gedichte" zuſammengeſtellt hat. Hier geben wir, ohne den Werth des tiefgefühlten „An die ferne Geliebte" u. A. herabzuſetzen, den „Erinnerungen an Piſa" und der „friedfertigen Liebe" unbedingt den Vorzug. Ein ſo tiefgemüthlicher genialer Studentenhumor geht durch das erſtere, daß wir ihm auch nur ähnliches nicht an die Seite zu ſetzen wüßten:

„In dieſem prahleriſchen
Börſenjahrhundert,
Das hohl und heuchleriſch
Den Schein bewundert:
Dies holde, cyniſche
Jugendbehagen,
Lachend umherzugehn
Mit leerem Magen
Arm und zerriſſen —
Wer möcht es miſſen?"

Und: „Nie hat auf Erden ſich zurecht gefunden Wer keine Ader hat Von Vagabunden". Doch man kann aus dieſem Gedicht keine Stelle auswählen, ohne ſofort zu empfinden, daß man ebenſogut alle andern citiren ſollte, und das geht hier nicht an.

Mit ſeiner Ueberſetzung hat Heyſe einem großen Manne ein wohlverdientes Denkmal auf deutſchem Boden errichtet. Es gebührt ihm dafür der wärmſte Dank. Um ſo mehr als der Ueberſetzte faſt unüberſetzbar war und die Arbeit von den größten Schwierigkeiten begleitet. Das kann ganz nur empfinden, wer Giuſtis Gedichte im Originale vergleicht. Wie kurz und beziehungsreich, wie leicht und gedankenſchwer ſind dieſe Verſe, noch dazu faſt durchweg durch den Reim verbunden. Heyſe hat ſich auch dieſer letztern drückenden Feſſel für den Ueberſetzer nicht entſchlagen (wie es z. B. ganz vor kurzem Hamerling in der Uebertragung des „Legge penale per gl'impiegati" gethan hat). Er hat ſich damit ſeine Aufgabe unendlich erſchwert. Aber um ſo ſchöner nur iſt das Ziel, zu dem er gekommen. — An Leſern wird es dem Heyſeſchen Giuſti bei der Verbreitung der Sammlung, in welcher er erſchienen, nicht fehlen. Wir wünſchen ihm unter den Leſern recht viele Freunde. —i—

Berichtigung: Auf S. 930 Z. 9 v. u. lies: Cavours, S. 927 Z. 24 v. u.: Befeſtigung.

Verantwortlicher Redacteur: Konrad Reichard in Leipzig.
Ausgegeben: 25. Juni 1875. — Verlag von S. Hirzel in Leipzig.
Druck von A. Th. Engelhardt in Leipzig.

Digitized by Google

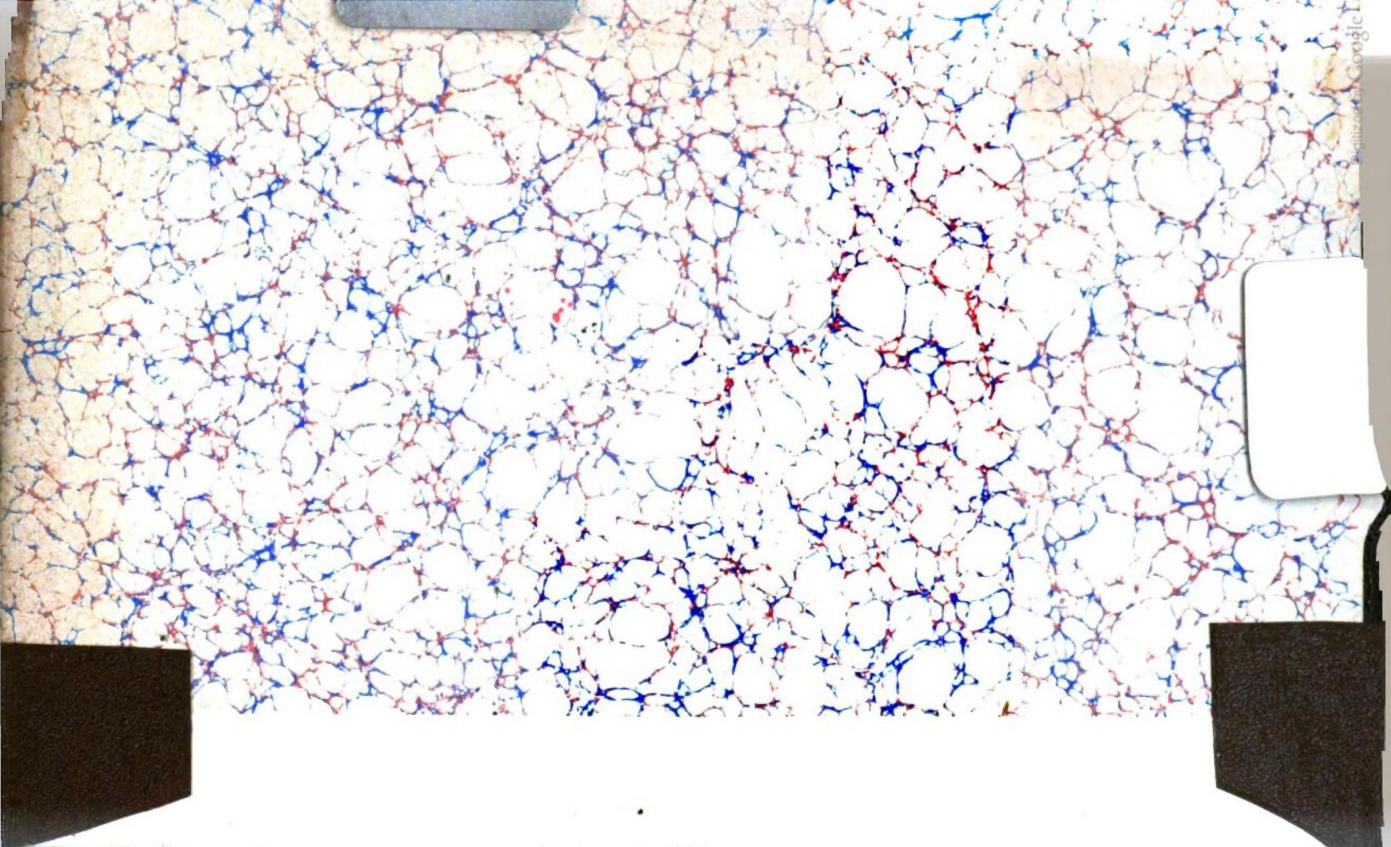
PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY

This book is due on the latest date stamped below. Please return or renew by this date.

[illegible]
1985-1986

RETURNED AUG 29 1985

Digitized by Google



Digitized by Google